Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Zwanzigster Band.

(Nr. 27—53.)

Berlin 1881.
Verlag von Georg Stilke.
Königin Augusta-Straße 12.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.





Register.

Zwanzigster Band.

Notizen.

Offene Briefe und Antworten.

Bibliographie.

№ 27. Berlin, den 2. Juli 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Unsere Parteien.

Von Eduard von Hartmann.

Es ist ein allgemeines Gefühl, daß unser politisches Leben sich in einer kritischen Gährung befindet, daß die überkommenen Parteien und Stichwörter vor den Aufgaben der Gegenwart nicht mehr ausreichen wollen und daß uns ein gewisses Etwas in unserem Staatsleben fehlt, dessen Mangel dasselbe nicht zur Ruhe und Klarheit kommen läßt. Dieses mangelnde Etwas ist eine Partei, die den Bedürfnissen der Gegenwart entsprungen auch diesen Bedürfnissen und der Eigenart des deutschen Volkslebens volle Rechnung trägt. Allerwärts Unzufriedenheit mit dem Vorhandenen, an vielen Stellen ein unklares Regen und Streben nach einem Neuen, doch nicht genau zu Bezeichnenden — das ist die Signatur der augenblicklichen Lage. Und doch dürfte die Beantwortung der Frage, was uns noththut in Betreff der politischen Parteibildung, nicht zu schwierig sein; die Schwierigkeit beginnt erst bei der Beantwortung der Frage, wie das, was uns noththut, verwirklicht werden könne. Denn die alten Parteien, die aus den Bedürfnissen vergangener Zeiten entsprungen sind und mit der Zähigkeit ihres geschichtlichen Beharrungsvermögens das occupirte Feld behaupten, widersetzen sich der Umwandlung aus Gründen, die ebenso leicht zu erkennen sind, wie das, was uns noththut. Die Regeneration unseres politischen Lebens kann darum nur vom Volke aus erfolgen, insofern dieses die alten Parteien entthront; die Vorbereitung hierzu aber ist die Gewinnung der richtigen Einsicht über das, was uns noththut und über die Unzulänglichkeit sämmtlicher bestehenden Parteien ohne Ausnahme.

I.
Der Liberalismus.

Das politische Leben in Deutschland begann erst mit dem preußischen vereinigten Landtag; die constitutionellen Exercitien verschiedener Kleinstaaten vor 1848 waren ebenso wie die preußische Städteordnung nur formelle Vorübungen ohne selbstständige geschichtliche Bedeutung. Die Tendenzen der ersten preußischen und deutschen Parlamente bestimmten sich durch Gefühlsreactionen gegen die Metternich'sche Wirthschaft und den Glauben an die allein selig machende Kraft des vorbildlichen englischen Constitutionalismus. Daß das Volk der Souverain sei, welcher in erster Auslese durch seine Abgeordneten, in zweiter Auslese durch das Ministerium als Ausschuß der Parlamentsmajorität sich selbst regiere, das war das Dogma, um welches der Liberalismus sich drehte. Das deutsche Volk sah in dem deutschen Parlament zugleich den Hort seiner Einheit und seiner Freiheit, kurz das Organ zur Verwirklichung seiner idealen politischen Träume, in den Regierungen hingegen die finstern Despoten, welche aus angestammter Herrschsucht dem Volk seine natürlichen Rechte mißgönnten. Der Liberalismus, als der Kampf um das Recht des Volkes, wurde so zum Kampf um die Macht des Parlaments; liberal war jeder zur Stärkung des Parlaments, oder was dasselbe sagen will: zur Schwächung der Regierung dienende Schritt, und das unverrückbare Ziel des liberalen Strebens war die parlamentarische Regierungsform, d. h. die verfassungsmäßige Nöthigung der Krone zur Wahl der Minister aus der Parlamentsmehrheit, und zwar genauer aus den anerkannten Führern derselben.

Der Traum des deutschen Einheitsreiches zerrann, wie er an den unüberwundenen Widersprüchen seiner damaligen thatsächlichen Voraussetzungen zerrinnen mußte; das Volk aber maß dem üblen Willen der Regierungen die Schuld davon bei und hielt um so fester an dem Glauben, daß das deutsche Volksparlament der Hort der deutschen Einheit gewesen sei und auch künftig wieder werden würde. Der Liberalismus setzte sein Streben nach Installirung der parlamentarischen Regierungsform fort, welcher in der octroyirten preußischen Verfassung allerdings keine Rechnung getragen war. Aber auch die englische Verfassung enthält ja keine Bestimmung, welche die geschichtliche Usance des parlamentarischen englischen Lebens ausdrücklich sanctionirt; die Forderung des Liberalismus ging eben dahin, die Usancen des constitutionellen Vorbilds ebenfalls als gültig für die politische Praxis Preußens anzuerkennen, weil ohnedieß der Konstitutionalismus aus einem echten zu einem bloßen Scheinconstitutionalismus verfälscht werde. Gegenüber dem Widerstand der Regierung, welche sich auf den Mangel einer hierzu zwingenden Vorgeschichte in Preußen berufen konnte, mußte das Streben des Liberalismus sich naturgemäß darauf richten, diesen in der Vorgeschichte mangelnden politischen Zwang nachzuholen, d. h. die Regierung zu schwächen und die Parlamentsgewalt so zu stärken, daß die Regierung schließlich zur Bewilligung der Forderungen des Parlaments genöthigt wurde.

Indem aber das preußische Abgeordnetenhaus diesen Kampf aufnahm, befand es sich von Anfang an in dem Irrthum, seine bereits innehabende Macht bedeutend zu überschätzen und die Macht der Regierung zu unterschätzen, und jede neue Erfahrung, welche dazu beitrug, es von diesem Irrthum zu überführen, wurde wie ein neu angethanes Unrecht empfunden, welches die Erbitterung und Verbitterung gegen

die Regierung steigerte. Die Regierung, welche nur die vorgefundene geschichtliche Position des Verfassungsrechts vertheidigte, hatte dabei den Vortheil der Defensive; dem Liberalismus aber fiel die Offensive in diesem Kampfe zu, insofern er die Krone zu zwingen versuchte, die ihm mißliebigen Minister durch andre ihm genehme zu ersetzen, und jede nur ersinnbare Schädigung der Regierungsgewalt als Kampfmittel benutzte. Die Regierung konnte sich auf den Buchstaben der Verfassung stützen, der Liberalismus wies auf den Geist derselben hin; aber dieser Hinweis war doch nur beweiskräftig unter der dogmatischen Voraussetzung, daß jede Staatsverfassung ohne parlamentarische Regierungsform einen bloßen Schein- und After-Constitutionalismus begründe.

Während so das liberale Abgeordnetenhaus das Volk mit doctrinären Verfassungsfragen aufgeregt und gegen die Regierung erbittert hatte, hatte die letztere gerade durch den Widerstand gegen die constitutionellen Zumuthungen des Liberalismus in aller Stille die Mittel geschaffen, um die thatsächlichen geschichtlichen Hindernisse, welche der nationalen Einheit im Wege standen, auf die einzig mögliche Art zu beseitigen. Wie der Liberalismus diese Vorbereitungsmittel verweigert hatte, so sträubte er sich auch gegen den Austrag des alten Antagonismus zwischen Preußen und Oestreich und verblendete durch seine gefärbten Schilderungen über die Stimmung des preußischen und deutschen Volkes die Augen der östreichischen Regierung in dem Maße, daß sie einen Kampf aufzunehmen wagte, zu dem sie in keiner Weise vorbereitet war. Heute segnen die Oestreicher jenen „deutschen Bruderkrieg" ebenso wie die Preußen, weil er zuerst ihre Regierung von falschen Zielen ab- und auf die wahrhaft fruchtbaren Staatsaufgaben hingelenkt hat. Die heutige, hoffentlich dauernde Freundschaft zwischen Oestreich und Deutschland konnte um keinen geringeren Preis erkauft werden, als mit dem Blute der Kämpfer von 1866; wäre dieses Blut damals gespart worden, so bestände auch heute noch zwischen Oestreich und Preußen die alte Eifersucht und Mißgunst. Hätte aber der Liberalismus in der preußischen Conflictszeit den Sieg über die Regierung davon getragen, so wäre diese gar nicht im Besitze der Rüstung zur Bekämpfung Oestreichs gewesen, und die deutsche Zerrissenheit bestände noch heute, höchstens verstärkt durch eine Degradirung Preußens zum Mittelstaat.

Der Prager Friede, der das Preußen von 20 Millionen zum norddeutschen Bunde von 30 Millionen, d. h. zu einer wirklichen Großmacht verstärkte und außerdem uns die Schutz- und Trutzbündnisse mit den Südstaaten und das deutsche Zollparlament brachte, bezeichnete das Maximum an deutscher Einheit, welches ohne kriegerische Abrechnung mit Frankreich, beziehungsweise ohne Gebietsentschädigung desselben zu erreichen war. Der Liberalismus mäkelte daran, daß die Regierung nicht mit einem Schlage das Unerreichbare erreicht hatte, und beharrte darauf, vor dem Volke das Parlament als den wahren Hort des deutschen Einheitsideals im Gegensatz zu der hohenzollerschen Interessenpolitik bloßer Hausmachtsvergrößerung glänzen zu lassen. Die Lasker'sche Interpellation über den Eintritt Badens in den norddeutschen Bund, welche natürlich aus Rücksicht auf Frankreich vom Kanzler nur mit Umschweifen beantwortet werden konnte, war der Hauptzug, in welchem der opportunistische Flügel des Liberalismus diese Tendenzen zur Geltung brachte, während der doctrinäre Flügel von vornherein die Verfassung des norddeutschen Bundes abgelehnt hatte. Aber diese Ablehnung war, wie die nachherige Ablehnung der deutschen Reichsverfassung bewies, doch nur beiläufig durch die Unzulänglichkeit der nationalen Einheit, in der Hauptsache jedoch dadurch motivirt, daß dem doctrinären Liberalismus der alleinseligmachende Glaube an die parlamentarische Regierungsform höher stand, als die Verwirklichung der Sehnsucht nach einem deutschen Nationalstaat; dies wurde in die Worte gekleidet, daß die Einheit ohne die „Freiheit" zu verschmähen sei, daß der allein annehmbare Weg zur Einheit durch die „Freiheit" zu gehen habe, und nicht auch umgekehrt der Weg zur „Freiheit" durch die Einheit annehmbar sei, wie der opportunistische Liberalismus meinte.

Der doctrinäre Liberalismus, die Fortschrittspartei im engeren Sinne, blieb dem Dogma der 1848er Revolution treu, daß im parlamentarischen Constitutionalismus allein die Panacee für alle politischen Wunden und Gebrechen zu sehen sei, daß die Erlangung dieses höchsten Gutes mit der Erlangung des wahren politischen Heils gleichbedeutend sei, daß darum aber auch kein anderes politisches Gut denkbar sei, dem dieses höchste, wenn auch nur vorübergehend geopfert werden dürfe. Staatliche Ohnmacht nach außen und particularistische Zerrissenheit nach innen, Knechtschaft unter fremden Eroberern und Anarchie mögen schlimme Uebel sein; aber sie sind bei weitem nicht schlimm genug, um zu ihrer Abwehr zeitweilig auf parlamentarische Regierungsform freiwillig zu verzichten, wie die „Gesinnungsniedertracht" des opportunistischen Liberalismus es gethan hat. So hielt die Fortschrittspartei fest an der alten Parole der Conflictszeit, alle politische Arbeit auf den Sturz der Regierung zu concentriren und zu diesem Zweck kein Bündniß zu scheuen mit den Reichsfeinden aller Art: den Polen, Welfen und elsässischen Protestlern, den conservativen sächsischen Particularisten und der preußenfeindlichen süddeutschen Volkspartei, den Socialdemokraten und Ultramontanen. Ihr einziges Programm war und ist: „Fort mit dem Ministerium Bismarck!", wenn sie es auch nicht immer für gleich opportun hielt, dieses Programm als solches auszusprechen; sie hat die Indemnität für die Conflictsperiode nicht blos bei der Abstimmung im Jahre 1866 verweigert, sondern hat diese Weigerung seitdem täglich im Herzen wiederholt. Sie ist die unversöhnliche Opposition, oder doch die nur durch Eins zu versöhnende: durch Revision der Verfassung im Sinne der parlamentarischen Regierungsform.

Der opportunistische Flügel des Liberalismus hielt es für nothwendig, sich auf den Boden der vollzogenen Thatsachen zu stellen, die nationale Einheit zunächst auch ohne die parlamentarische Regierungsform anzunehmen und den Kampf um die letztere auf eine gelegenere Zeit zu vertagen. Der Ausbau des Reiches, die Vereinheitlichung des Geldes, Maßes und Gewichts, der Justiz- und Gewerbegesetzgebung, der aufgezwungene Kampf gegen die Uebergriffe der katholischen Kirche, in Preußen außerdem die Reform der Verwaltung und vieles Andere bot zunächst ein gewissermaßen neutrales Terrain, auf welchem der opportunistische Liberalismus ganz wohl mit der Regierung Hand in Hand gehen und wirken konnte, ohne seiner principiellen Differenz über die Nothwendigkeit einer Verfassungsrevision im Sinne der parlamentarischen Regierungsform etwas zu vergeben. Das Jahrzehnt von 1867—1877 war recht eigentlich die Aera des Nationalliberalismus in unserm politischen Leben, insofern die nationalliberale Partei die Signatur der Gesetzgebung bestimmte, auch ohne im Ministerium selbst vertreten zu sein. Sie wirkte segensreich, soweit sie sich auf den Boden des Reiches stellte, d. h. als reichsconservative Partei am Ausbau des Reichs, an der Stärkung seiner Macht nach außen und innen arbeitete; sie wirkte segensreich gerade insoweit, als sie vergaß oder zu vergessen schien, daß sie eine liberale Partei sei, d. h. die parlamentarische Regierungsform zum höchsten idealen Ziel habe. Allen positiven Nutzen, den sie gestiftet, hat sie als nationale und opportunistische Partei, nicht als liberale gestiftet; alle Leistungen, auf welche sie zurückweisen kann, sind durch Unterdrückung, Zurückstellung und zeitweilige Verleugnung ihres liberalen Princips erkauft. Das Volk, soweit es für die Ausbildung des Reiches im Bereiche der sich darbietenden Möglichkeit ein Herz hat, hat der nationalliberalen Partei diese reichsconservative Haltung und Thätigkeit gedankt; die doctrinär-liberalen Kreise haben nicht aufgehört, dieselbe eben deshalb zu verhöhnen und zu verketzern.

Die nationalliberale Partei hatte in den letzten Jahren die Wahl, entweder das liberale Ziel der parlamentarischen Regierungsform fallen zu lassen, sich von dem doctrinären

Flügel des Liberalismus gänzlich loszusagen, und auch in der Theorie das zu werden, was sie in der Praxis zehn Jahre lang gewesen war: reichsconservative Partei, — oder aber die vorläufige opportunistische Haltung im Sinne eines principiellen Liberalismus zu revidiren und nach zehnjährigem Ausbau des Reiches die Zeit zum Besinnen auf ihr eigentliches Programm für gekommen zu erachten. Die Partei hatte sich an Zahl verringert, eben deshalb, weil das unsichre Schwanken zwischen obiger Alternative manchem Wähler die Lust verdarb, für einen nationalliberalen Candidaten zu stimmen; wenn die Partei ihre Stärke noch benutzen wollte, um einen maßgebenden Einfluß nicht nur auf die Regierung, sondern auch in der Regierung zu gewinnen, so schien es zu einem solchen Versuch die höchste Zeit. Der Versuch scheiterte bekanntlich daran, daß die conservativen und liberalen Elemente der Partei schon vor der Secession keine homogene Einheit mehr bildeten, daß aber der conservative Flügel allein nicht mehr compact genug schien, um eine parlamentarische Majorität sicher zu verbürgen. Der politische Liberalismus war gewohnt, mit dem wirthschaftlichen Liberalismus Hand in Hand zu gehen, und als es galt, einer steigenden Zollabschließung der Nachbarländer durch Erhöhung des deutschen Tarifs Rechnung zu tragen, da sträubte sich der wirthschaftliche Liberalismus, die gebieterischen Bedürfnisse der Situation anzuerkennen, und stärkte durch die Opposition in wirthschaftlichen Fragen die Neigung der Partei zur liberalen Opposition im Allgemeinen. Der politische Liberalismus war mit Recht ein Gegner aller Ausnahmegesetze gegen politische Parteien, die auf dem Boden eines gemeinsamen Patriotismus stehen; aber er verkannte, daß diese Abneigung aufhören muß Parteien gegenüber, welche die Zerstörung des Staats mit gesetzlichen und ungesetzlichen Mitteln zum Ziel haben. Die Ablehnung des ersten Ausnahmegesetzes gegen die Socialdemokratie war ein schwerer Fehler der Parteitaktik; die durch denselben erlittene Einbuße beim Volke hätte aber von der Partei noch wieder gut gemacht werden können, wenn sie bei den darauf folgenden Neuwahlen im Sommer 1878 entschieden mit dem Liberalismus als solchen gebrochen und ein reichsconservatives Programm aufgestellt hätte. Daß das Gegentheil hiervon geschah, daß die liberale Parteileitung ein stark liberales Wahlprogramm in die Welt sandte und Anlehnung bei der Fortschrittspartei suchte, das hat der nationalliberalen Partei einen großen Theil ihrer Sitze gekostet. Wie damals das Ausnahmegesetz, so scheint jetzt der Anfang der positiven Socialgesetzgebung zum Fallstrick werden zu sollen, an welchem die Partei scheitert; wenn sie das Buhlen um den Beifall der sie verhöhnenden und verachtenden Fortschrittspartei fortsetzt, anstatt auf die conservativen Wünsche der nationalliberalen Wählerkreise zu lauschen und zu achten, so wird sie als einflußloser Torso einer einst maßgebenden Partei aus den Neuwahlen hervorgehen.

Diejenigen Wähler, welche heute noch in der parlamentarischen Regierungsform, also in dem eigentlichen Ziel des Liberalismus, das politische Heil erblicken, sind wenig geneigt, die conservativen Leistungen des opportunistischen Liberalismus anzuerkennen; sie erheben vielmehr in ihrer gegenwärtigen pessimistischen Verbitterung den Vorwurf des Verraths der liberalen Fahne gegen die Opportunisten und meinen, daß es besser um uns stehen würde, wenn der „gesinnungstüchtige“ d. h. doctrinäre Liberalismus im Besitz der Parlamentsmajorität geblieben wäre. Diese liberalen Kreise gewinnt also die nationalliberale Partei durch eine oppositionell liberalisirende Wendung heute doch nicht mehr; dieselben stimmen consequenter Weise lieber gleich für einen Fortschrittsmann oder Secessionisten. Aber die große Mehrheit der nationalliberalen Wählerschaft neigt gerade nach der entgegengesetzten Seite; sie will von dem doctrinären Liberalismus in keiner Gestalt mehr etwas wissen. Sie sucht nach reichsconservativen Candidaten, und in dem Maße, als die nationalliberalen Parlamentarier ihre conservative Mitarbeit am Reich verleugnen und ihre so lange in die Tasche gesteckte liberale Fahne wieder entfalten, in dem Maße verweigert sie ihnen ihre Stimmen und gibt sie schließlich in Ermangelung andrer Candidaten aus bloßer Verlegenheit denen der bestehenden conservativen Parteien, so wenig ihr dieselben auch sonst behagen mögen.

Die Parlamentarier sind sich wohl klar darüber, daß das Volk von dem ersehnten deutschen Parlament sehr enttäuscht ist, aber sie irren sich gänzlich in Betreff der Gründe dieser Enttäuschung, wenn sie die Schuld auf Seiten der Regierung suchen. Die Sache liegt gerade umgekehrt: das Volk, so weit es nicht unter der Herrschaft reichsfeindlicher Parteien steht, sieht in der heutigen Regierung ein offnes Verständniß für die Bedürfnisse der Gegenwart und ein reges, eifriges und redliches Streben, denselben nach bestem Wissen Genüge zu thun, — in dem heutigen Parlament dagegen sieht es den Hemmschuh aller guten Regierungsabsichten, der die bestdurchdachten Gesetze entweder ablehnt, oder in Commissionen begräbt oder verstümmelt und verballhornisirt. Das Volk sieht in der Krone und ihren Räthen die Factoren, welche ihm trotz des preußischen Parlaments zur nationalen Einheit verholfen haben und dieselbe fort und fort auszubauen und straffer anzuziehen bemüht sind, in dem heutigen Parlament dagegen den Hort der deutschen Zerrissenheit und Kleinstaaterei, welcher die wichtigsten Fortschritte zur Stärkung der Reichsmacht (z. B. die Samoavorlage und den deutschen Volkswirthschaftsrath) oder zur Vollendung der Einheit (z. B. den Zollanschluß der Hansestädte) verhindert oder doch nach Kräften erschwert, und die Regierung jeden Augenblick vor die Alternative stellt, auf die wichtigsten Vorlagen entweder ganz zu verzichten, oder sie in particularistischer Verkümmerung zu acceptiren (z. B. die Beibehaltung der Matricularbeiträge beim Zolltarif, die Staatsversicherung an Stelle der Reichsversicherung). Da keine Partei die Mehrheit hat, so kommt Alles auf Compromisse der Parteien unter einander an, und dieser Handel mit wechselseitigen Concessionen gestaltet sich nicht selten zu einem sachwidrigen, kleinlichen Interessenschacher (z. B. beim Zolltarif). Sobald die reichstreuen Parteien sich unter einander nicht einigen können, entscheidet die Stimme der reichsfeindlichen Parteien, natürlich in einem dem wahren Reichsinteresse zuwiderlaufenden Sinne, sei es durch Ablehnung, sei es durch Verstümmelung und Entstellung der Vorlage. Die werthvollsten Gesetze scheitern nicht selten daran, daß jedes Amendement Majoritäten andrer Art gegen sich vereinigt (z. B. das preußische Schankstättengesetz); so wird jedes Ergebniß zu einem unberechenbaren Würfelspiel. Ist es da ein Wunder, daß das Volk längst müde ist, diesen unsachlichen Parteihader und dieses unfruchtbare Parteigezänk zu verfolgen? Wer kümmert sich um stenographische Berichte, wer liest auch nur die ausführlicheren Berichte der Zeitungen, wem sind nicht die gedrungensten Auszüge aus Parlamentsverhandlungen schon viel zu lang, es sei denn, daß gerade ausnahmsweise ein besonders wichtiger Gegenstand vorliegt? Wer athmet nicht erleichtert auf, wenn die Parlamentsferien beginnen und das Auge mit den Spalten parlamentarischen Gezänks verschont bleibt?

Der Parlamentarismus hat längst aufgehört, ein Ideal des deutschen Volkes zu sein, seit es mit demselben praktisch vertraut geworden ist; es würde ihn nicht wieder fortgeben wollen, aber es trägt ihn doch nur als ein nothwendiges Uebel. Es sieht in den Intentionen der Regierung Einheit, Stetigkeit des Willens, planvolle Ansicht und technische Tüchtigkeit, in den Durchkreuzungen des Parlaments Uneinigkeit, Unklarheit, Unsicherheit, Schwanken und Unberechenbarkeit, nicht selten gepaart mit unsachlichen Entscheidungsmotiven und Unzulänglichkeit des technischen Wissens und Könnens. Es hat deshalb im Ganzen Vertrauen zur Regierung, aber ein gerechtfertigtes Mißtrauen gegen die Ergebnisse des parlamentarischen Parteischachers und Abstimmungswürfelspiels. Bei solcher Stimmung ist es weit davon entfernt, sich mit dem Liberalismus für eine Stärkung der Parlamentsmacht und eine Schmälerung der Regierungsgewalt zu begeistern und auf solche hinarbeiten zu wollen. Wenn in der älteren Generation, zu

welcher ja meist auch die Parlamentarier gehören, noch solche Neigungen bestehen, so finden sie unter der jüngeren Generation, welche die Zeit vor 1866 ohne politisches Verständniß durchlebt hat, desto weniger Boden.

Das Streben nach Durchsetzung der parlamentarischen Regierungsform ist nun aber nichts Anderes, als die stärkste Anspannung jener Neigung nach Vermehrung der Parlamentsmacht und Verminderung der Regierungsgewalt; man darf deshalb annehmen, daß diese höchste Spitze des liberalen Ideenkreises für die Mrhrheit der jetzigen Generation selbst in den Schichten der städtischen Bildung gänzlich ihren Zauber eingebüßt hat, den sie auf unsere Väter so umstrickend ausübte. Die Beispiele von Italien, Oestreich, Griechenland, Rumänien, Serbien und Bulgarien haben doch eine wesentlich andere Meinung über den Werth der parlamentarischen Regierungsform verbreiten helfen, als unsere Väter Gelegenheit gehabt hatten, sich zu bilden. Ja sogar der Musterstaat des Constitutionalismus hat uns erst kürzlich in dem plötzlichen Umsturz der gesammten äußeren Politik durch einen Wechsel der Parlamentsmajorität die Schattenseiten des Systems kennen gelehrt, und zeigt uns drohend im geschichtlichen Hintergrunde nach Beendigung des unvermeidlichen Fortgangs der Wahlreform eine Zeit, wo das Syslem auch da aufhören muß passend zu sein, wo es naturgemäß erwachsen ist. Frankreich, das stets als praktischer Lehrmeister des deutschen Parlamentarismus galt, wie England als theoretischer, gibt uns eben jetzt wieder das Beispiel, daß der Genius des französischen Volks immer von Neurm danach strebt, die doctrinären Fesseln der parlamentarischen Schablone zu zerbrechen und das Volksgeschick einem Dirtator anzuvertraurn, der durch einen zuverlässigen Wahlmodus sich mit einem Parlament von Applaudirenden umgibt.

Das deutsche Volk besinnt sich nachgerade darauf, daß darum etwas noch nicht das wahre Heilmittel seiner politischen Schäden zu sein braucht, weil es unter ganz anderen Voraussetzungen in England dafür gegolten hat; es fängt an zu ahnen, daß es seiner würdiger ist, die Formen seines Staatslebens organisch aus seinen eignen geschichtlichen Voraussetzungen zu erzeugen, als sie von auswärts zu beziehen. Es begreift nach und nach, daß ein Hauptvortheil seiner Politik gegen diejenige anderer Länder in der Stabilität seiner Regierung (ganz abgesehen von der Persönlichkeit und Leistungsfähigkeit der Minister) liegt, und daß es diese allein dem Umstande verdankt, daß es keine parlamentarische Regierungsform besitzt. Es erkennt an, daß die technische Tüchtigkeit eines Beamtenministeriums gegenüber dem savoir faire eines parlamentarischen Ministeriums denn doch auch einen nicht zu unterschätzenden Werth hat. Vor Allem aber wünscht es sich Glück, daß es zu dem sonstigen parlamentarischen Fractionstreiben nicht noch jene persönlichen Aspirationen, Intriguen und Cliquenbildungen mit in den Kauf zu nehmen hat, wie sie bei der parlamentarischen Regierungsform unvermeidlich sind, und daß es vor Eventualitäten gesichert ist, wie die, daß der Kaiser genöthigt wäre, ein ultramontan-welfisch-elsässisch-polnisch-socialdemokratisches Coalitionsministerium mit der Regierung des Reiches zu betrauen.

Die parlamentarische Regierungsform kann nur da ersprießlich wirken, wo, wie im bisherigen England, nicht mehr als zwei Parteien, die beide gleich national und gleich conservativ sind, im Besitz der Parlamentsmehrheit abwechseln; schon da ist sie höchst bedenklich, wo, wie im katholischen Kleinstaat Belgien, eine ultramontane und eine liberal-conservative Partei gegen einander ringen. Wo gar keine einzelne Partei, sondern nur wechselnde Parteicoalitionen über die Mehrheit verfügen, da wird sie zum Fluch des Landes selbst bei noch so großen Einschränkungen des Wahlgesetzes; wo aber gar eine starke Minorität reichsfeindlicher Elrmente stationär ist und die reichstreue Mehrheit in unvereinbar gegen einandrr prallende Bestandtheile zerfällt, da wäre sie eine reine Absurdität und ihre Annahme einem politischen Selbstmorde gleich zu achten. In dieser Lage aber ist das protestantische deutsche Kaiserreich angesichts der römischen Partei, welche nur auf den günstigen Augenblick lauert, um das Steinchen ins Rollen zu bringen, das den Koloß zerschmettern soll, angesichts ferner einer sorialdemokratischen Bevölkerungsschicht, die schon heute eine ganz ansehnliche parlamentarische Partei ins Feld stellen würde, wenn nicht ihre Organisation gewaltsam unterbunden wäre, angesichts so vieler deutschfeindlicher Grenzbevölkerungen und preußenfeindlicher Ueberbleibsel der Vergangenheit, angesichts endlich eines Volkscharakters, der aus doctrinärem Idealismus stets unzufrieden mit dem Gebotenen, und aus hyperkritischer Besserwisserei stets uneinig über die Mittel zum Zweck ist.

Diese Einsicht ist noch fern davon, im Volke allgemein durchgedrungen zu sein; aber sie ist im Begriff sich Bahn zu brechen und dämmert bereits in den dunkelsten Schichten. Nur wenn die nationalliberale Partei ihr Rechnung trägt, darf sie hoffen, ihre bisherige Stellung zu behaupten; dieses Aufgeben des einstigen Ideals der parlamentarischen Regierungsform ist aber auch das einzige, was sie sachlich noch hindert, reichsconservative Partei zu sein, nachdem diejenigen Elemente, denen die liberale Wirthschaftsdoctrin höher steht als die Postulate der politischen Situation, sich ohnehin von ihr getrennt haben. Aber leider ist die Aussicht gering, daß dieses tetzte sachliche Hinderniß weggeräumt wird, welches die nationalliberale Partei abhält, die wahre Partei der gegenwärtigen Lage zu werden. Theils ist auch bei den in der Partei verbliebenen Mitgliedern die Hinneigung zum wirthschaftlichen Liberalismus zu groß, um nicht durch Opposition gegen die Zoll-, Steuer- und Gewerbepolitik der Regierung sich in eine oppositionelle Stimmung im Allgemeinen hineindrängen zu lassen; theils hat, wie oben gezeigt, das lange unsichere Schwanken über den einzuschlagenden Weg und das Schwinden des Ansehens und Einflusses der Partei eine pessimistische Verstimmung gezeitigt, welche die Schuld dieser Decadence den Maßnahmen der Regierung anstatt den eigenen Fehlern beimißt; theils endlich und hauptsächlich sind es die persönlichen Reminiscenzen der älteren Mitglieder, welche einen principiellen Bruch mit den obsoleten Idealen ihrer Jugend unmöglich machen und dadurch die Partei zwingen, den absteigenden Ast ihres Lebenslaufes zu vollenden.

Das ist ein wehmüthiges Schauspiel, gerade weil es so echt menschlich ist, doppelt wehmüthig für den Patrioten, der mit der Partei auch das ganze Staatswesen kranken und leiden sieht, welchem diese Partei zu dienen in einem Maße wie keine andere befähigt und berufen war. Denn diese Partei war recht eigentlich die Vertretung der intelligentesten und gebildetsten Schichten des deutschen Volkes, des wohlsituirten Bürgerthums; sie vor allen Parteien verfügte über eine Reihe hervorragender parlamentarischer Kräfte, sie vor allen bildete den parlamentaren Kitt zwischen den älteren und neueren preußischen Provinzen, zwischen der preußischen und der kleinstaatlichen Bevölkerung des deutschen Reichs. Sie endlich hatte die parlamentarische Hauptarbeit an dem Aufbau und Ausbau des Reiches geleistet und ihr vor allen wäre es darum zu gönnen gewesen, die dauernden Früchte dieser Arbeit im Dank und Ansehen des Volkes zu ernten.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Eine Woche am Eingange der Sahara.

Von Carl Vogt.

Ach, der Krieg verdirbt die besten — nämlich Reisepläne! Man hat sich abgehetzt, wie ein Hund, auf schrecklichen Wegen, in schauderhaften Diligencen Alles erlitten, was grundlose Straßen, mit Rollsteinen erfüllte trockene Flußbetten, Staubwirbel und Gewitterschauer über die Insassen einer Diligence

bringen können, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts ihren Dienst als Coucou auf einer Seitenstraße der Bretagne begonnen zu haben scheint, um schtießtich als hülfloses Wrack im Sandmeere der Sahara zu stranden — und nachdem man dieses Alles mit heiler Haut und ungequetschten Rippen überstanden und mit vielem Bedauern sich von Biskra, der Palmenoasis, von Kantara, dem goldenen Thor der Wüste, und von Constantine, dem Felsenneste arabischer Gerber, Störche, Schuster und Aasgeier losgerissen hat und mit Dampfeseile dem Hafen von Philippeville zugeeilt ist, von wo ein Schiff uns am 11. Mai nach Marseille hinüber tragen sollte, muß man die Schreckensnachricht hören, daß die Regierung den Dampfer zu Kriegstransporten requirirt hat und man somit zu 24stündigem Aufenthalte in Phitippeville verdammt ist. Hole der Teufel die Krumirs nnd den Bey von Tunis dazu! Die Reisegefährten zetern und fluchen, am ärgsten zwei fromme Leute aus Lille, die in Constantine nicht im Gasthofe, sondern im bischöflichen Palaste logirten und von einem Priester zur Eisenbahn geleitet wurden. Es ist aber auch keine Kleinigkeit! Sie können frühestens am 15. Mai um Mittag in Marseille eintreffen und um Mitternacht desselben Tages hört ihr Freibillet für die Rückfahrt auf den Eisenbahnen auf! Während sie noch mit dem Agenten der Dampfschiffe sich herumzanken, fasse ich mich als Ungläubiger in Geduld, lasse mir im Gasthofe ein Zimmer mit Aussicht auf das Meer geben, das ganz unbehaglich stürmt und gegen die Hafendämme aufspritzt, nnd denke: Vielleicht ist ein solcher Ruhetag doch ganz zweckmäßig! Das Wetter ist zu schlecht, als daß man die landschaftlichen Schönheiten außerhalb von Philippeville, den alten Hafen Nora und das neue Schloß des Herrn Landon aufzusuchen sich ermuthigt fühlen könnte — also mag es angemessen sein, einen Rückblick auf das Erledte zu thun und zu Nutz und Frommen der künftig reisenden Menschheit Einiges zu Papier zu bringen.

Ich hülle mich also in meinen Mantel und fühle mich fast versucht, zur Erwärmung des inneren Menschen einen Schluck Cognac zu nehmen. Und dies sei die erste Nutzanwendung meiner Excursion in die Wüste — gehe keiner dorthin ohne Mantel und Reisetäschchen. Ich will nicht sagen, daß die Hitze in der Sahara eine Mythe sei — aber die Kälte in Algerien ist eine Wahrheit bis tief in den Wonnemond hinein, und auf den Hochebenen von Setif und Batna, deren baumlose Flächen tausend Meter über der Meeresfläche liegen und die man doch überschreiten muß, pfeift es noch im Mai ganz grimmig. Wir brachten die Walpurgisnacht in Batna zu, nachdem wir am Nachmittage in Lambessa unter den wenig bedeutsamen und fast gänzlich zerstörten römischen Ruinen bei starker Hitze nach Eidechsen, Skorpionen nnd Tausendfüßen Jagd gemacht hatten. Am frühen Morgen waren alle Wasserpfützen mit einer etwa einen Millimeter dicken Eiskruste überzogen, die meisten Laubbäume und Gemüse erfroren und ein eiskalter Nordost fegte über die Gerölle, durch welche die schwer bepackte Diligence sich einen Weg suchte. Eine solche Nacht in leichter Kleidung oben auf einer Banquette oder unter der Wagendecke zwischen Koffern und anderem Gepäck zuzubringen, gehört nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Aus Biskra selbst aber notirt mein Tagebuch vom 1. bis 7. Mai unausgesetzt Kühle Morgens und Abends, zuweilen selbst den ganzen Tag kühl. Man speiste nach Sonnenuntergang unter einer Rebläube im Freien, fand aber einen Shawl oder leichten Ueberzieher durchaus den Umständen angemessen.

Was aber den Cognac betrifft, so ist er fast ein nothwendiges Gegenmittel gegen die Blödigkeit oder den Magnesiagehalt des Wassers. Die Hygiene Afrikas steht in directem Gegensatze zu derjenigen Europas. Einer unverbürgten Sage nach soll das Buch, welches van Swieten als Resultat seiner fünfzigjährigen ärztlichen Praxis einem Fürsten um schweres Geld verkaufte, nur den Vers enthalten haben:

Kopf kalt, die Füße warm! Die Hinterthür laß offen stehn,
Friß nicht zu voll den Darm! So kann dein Arzt spazieren gehn!

Von allem diesem befolgt der Eingeborene Afrikas das Gegentheil. Selbst im kalten Winter, bei Schnee und Eis, geht er mit bloßen Beinen bis zu den Knien hinauf, wickelt sich aber ellenlange Shawls um den Kopf als Turban, deckt noch eine Kapuze darüber — kurz, er deckt sich von oben und entblößt sich von unten. Zwei Araber essen ein Schaf, wenn sie es umsonst haben können, sagt das Sprichwort, nur aus Geiz essen sie wenig, wenn sie es bezahlen müssen. Die ganze Ernährung ist aber gegen jede Erschlaffung der Eingeweide gerichtet — nur trockne Nahrungsmittel, mit solchen Mengen rothen Pfeffers gewürzt, daß ein europäischer Gaumen vor diesem brennenden Feuer zurückschaudert. Wer in Biskra Abweichung oder gar Durchfall bekommt, mag nur getrost die nächste Reisegelegenheit nach Norden benutzen, und wer viel von diesem lauen, etwas salzigen Wasser trinkt, kann darauf rechnen, daß die gänzlich ermattenden und jede Freudigkeit raubenden Folgen nicht lange auf sich warten lassen. Die Civilisation hat freilich zwei Hülfsmittel, außer dem Cognac, in die Wüste gebracht — einerseits die trefflichen, kohlensäurehaltigen Tafelwässer von St. Galmier in Frankreich und von Takituat in Algerien selbst (letzteres etwas eisenhaltig), anderseits eine mäßige Kühlung der Getränke durch Ueberstrümpfe aus Kameelhaaren, welche über die Flasche gezogen und etwas feucht gehalten werden. Diese für Biskra und El Kantara eigenthümliche Sitte veranlaßte zu der Bemerkung, daß europäische und afrikanische Civilisation sich am besten durch den Gebrauch der Strümpfe unterscheide; in Europa lasse man die Bouteillen nackt, bestrumpfe aber die Beine, während in Afrika die Flaschen mit Strümpfen bekleidet, die Beine aber strumpflos seien. Wahrscheinlich sind die Strümpfe, welche fromme Missionsfrauen für die armen, barfuß gehenden Negerkinder strickten, zu diesem Zwecke der Flaschenbekleidung verwendet worden!

Eine zwölfstündige Fahrt soll von Batna nach Biskra führen. Wahrlich eine lange Zeit für sechs Menschen, die in einem Raume, welcher kaum für vier hinlänglich wäre, so zusammengepfercht sitzen, daß die beiden glücklichen Besitzer der Eckplätze an der Thüre ihre Beine hinaushängen müssen. Aber diese Häringsstauung bietet wenigstens den Vortheil, daß die Stöße des Wagens nicht auf den Einzelnen, sondern auf das ganze Coupé als Gesammtheit wirken — kein Theil, der auch nur um eines Haares Breite Spielraum hätte! So durchhumpelt man eine Reihe abgestufter, von Nordost nach Südwest streichender, durch festere Bergkämme getrennter Muldenthäler — Zeugen einer ungeheuren Verwitterung und Erosion, denn sie bestehen wesentlich aus Anhäufungen von Kalksteinen bis zu Tonnengröße, die in der Tiefe wieder zusammengebacken, an der Oberfläche nur lose durch Sandlehm verbunben sind. In der Mitte der Bach oder Oued, meist wasserleer, von hohen Lehnen eingeschlossen, die überall eingefressen und minirt sind. Das breite Bette selbst hat sich in zahlreichen Schtangenwindungen durch die Ebene geführt. Wo Wasser vorhanden, hat sich auch eine Ansiedlung gebildet — die Erde bedeutet in diesen Gegenden nichts, das Wasser ist Alles. Ebenen wie Hügelketten sind wie mit gelber Lehmfarbe angestrichen — die ursprünglich blauen, festen Ketten zeigen bis tief in das Innere diese Farbe der Verwitterung und Oxydation ihres geringen Eisengehaltes. Wo die Ebene mehr sandig wird, erscheint sie aus der Ferne wie ein gestecktes Pantherfell, in der Nähe wie mit grauen Warzen besetzt; elende Gesträuche, stachliches Zeug, das nur von dem Kameel benagt, von den übrigen Thieren aber verschmäht wird, haben Wurzel gefaßt und sich immer wieder aus dem überwehenden Sande hervorgearbeitet, so daß sie kleine, zwei bis drei Fuß hohe Hügel bilden, in welchen gelbgraue Springmäuse, gelbgraue Wüstenvögel und gelbgraue Eidechsen einen Unterschlupf finden. Mit Ausnahme der meist schwarzen Käfer ist die ganze Thierwelt in gelbgraues Gewand gekleidet.

Nach mehrstündiger Fahrt steigt am Horizonte eine hohe, in weitem Halbkreise das Thal schtießende Felsmauer empor. Je näher man kommt, desto drohender stellen sich die fast senkrecht aufgerichteten, in tiefem, goldigem Roth erglänzenden Schich-

ten auf. Nirgends eine Lücke. Aber wir wissen schon aus alter Erfahrung, daß die der mittleren Kreide zugehörigen Schichten, zu welchen diese ohne Zweifel den darin gefundenen Versteinerungen nach gehören, keine Wasserscheiden bilden, sondern von den Bächen und Flüssen quer durchbrochen werden und neben der Straße rieselt ein Bach gerade auf die Felsmauer zu. Wir drehen um eine Ecke — ein Wirthshaus, einige andere Privathäuser, ein Wachtposten der Douane und der Gensdarmerie im üppigsten Grün südlicher Fruchtbäume, Feigen, Maulbeeren, Pfirsiche, Mandelbäume, Néfliers du Japon u. s. w. versteckt, neben welchen einige niedere Dattelpalmen hervorragen — an und für sich schon ein lieblicher Anblick nach all der Oede, die man durchmessen.

Wenige Schritte weiter reißt das Felsenthor sich auf, nur dem in der Tiefe rauschenden Bache Platz machend. Die Straße auf dem linken Ufer des Baches, übrigens vortrefflich unterhalten, ist theils in die Felsen gesprengt, theils von hohen Stützmauern getragen. Die Felsschichten selbst, die steil nach Süden einfallen und dem von Norden kommenden Reisenden ihre zerrissenen Schichtenköpfe zuwenden, sind in furchtbarer Weise zerklüftet und durch Wasser und andere atmosphärische Einflüsse tief gefurcht und zersägt. Eine lebhafte Phantasie könnte aus den Spitzen und Zähnen, welche in die Luft ragen, eine ganze Sammlung von historischen Porträts herausfinden. Das Colorit ebenso auffallend. Selbst aus den tiefsten Schatten leuchtet ein tiefes, goldiges Roth oder röthliches Braun, während im Sonnenlichte alle hellen Tinten, gelb, roth und blau fast unvermittelt aus dunkelschwarzen Schlagschatten hervorbrechen. Der Hintergrund dieses Thalrisses ist ausgefüllt mit einer wenig hohen, theilweise aus zart zinnoberroth gefärbten Felsen gebildeten Hügelkette, zu deren Füßen sich die Ebene ausbreitet; der Mittelgrund wird von der Oase gebildet, deren Palmenwipfel, hell im Sonnenscheine glänzend, den Boden und die Wohnungen gänzlich verdecken.

Das ist El Kantara, die Brücke an und für sich, Fum es-Saharn, der Mund der Sahara in der bilderreichen Sprache der Araber. Der Anblick wäre noch schöner, wenn er nicht durch Napoleon III. und das Genie der Armee verhunzt worden wäre. Die dritte römische Legion, welche so viele Spuren ihres Dienstes in Nordafrika hinterlassen hat, konnte einen so bedeutenden Posten nicht außer Acht lassen; eine alte römische Brücke führte über den Strom, denn die römische Straße lief an der Felswand des rechten Ufers und setzte in der Mitte der Schlucht auf das linke über, während die neue Straße ganz an der Felswand herläuft. Statt nun diese alte noch gangbare Brücke zu lassen wie sie war, hat man sie erhöht, überwölbt, aufgeputzt, mit einem in einen Lorbeerkranz eingefaßten N geschmückt und damit ein Werk geschaffen, das ebenso unnütz wie störend in der Landschaft ist.

El Kantara hatte mir bei der Reise nach Biskra einen zu tiefen Eindruck gemacht, als daß ich der Versuchung hätte widerstehen können, auf der Rückreise dort einen Tag zu verweilen. Der Gasthof ist klein aber reinlich; die Betten gut, die Küche der Madame Bertrand mit Recht wohlgerühmt. Ein schweizerischer Maler, Sandoz aus Neuenburg, habe drei Monate dort mit Malen und Jagen zugebracht, sagte man mir. Ich traf ihn nicht mehr — er war am Morgen meiner Ankunft abgereist — aber ich brauchte meinen Entschluß, die 20,000 Palmbäume zählende Oasis näher kennen zu lernen, nicht zu bereuen. Es sind drei verschiedene Anhäufungen von Lehmhäusern, von einer etwa mannshohen Lehmmauer umgeben, einem Scheik unterstellt, der ein schöneres Haus hat als die Uebrigen und von einer an die Felsen gelehnten kleinen Moschee, die eher einem Marabut ähnlich ist, gekrönt.

Guter Himmel! Ich dürfte es eigentlich nicht sagen, aber hinsichtlich des Materials haben mich diese arabischen Häuser in den Oasen lebhaft an meine liebe Vaterstadt Gießen erinnert. Der zähe Thon des Lahnthales wurde dort ebenso wie hier am Rande der Wüste mit Wasser zu einem Teige geknetet, häufig mit zerschnittenem Stroh gemischt, in viereckige Formen gepreßt und an der Sonne getrocknet. Die „Leimensteine" spielten eine große Rolle in den architektonischen Bestrebungen unserer Jugend und in der Bauart Gießens, und ihre Fertigung und Benutzung hat uns manche Püffe eingetragen, wenn wir über und über befleckt und beschmutzt nach Hause kamen! Nur war hier der Unterschied, daß das Haus ein Gerippe von Holzsparren erhielt, während in den Oasen die Lehmziegel ohne Zwischenwerk aufeinandergehäuft werden, ohne daß in dem Viereck eine andere Oeffnung gelassen würde, als die Thüre. Nur hie und da bleiben Löcher, durch die man etwa eine Faust oder einen Flintenlauf durchstecken kann. In den meisten Wohnungen kann man nur zur Noth aufrecht stehen; die Thüre ist fast immer so niedrig, daß die Araber sich eine ganz eigene Wurfbewegung des Körpers angewöhnt haben, womit sie gebückt sich hineinschwingen. Das Dach ist von gespaltenen Palmstämmen getragen, zwischen welche Palmblätter eingeflochten werden, die man schließlich mit gestampftem Lehm zu einer von einer Brüstung umgebenen Terrasse umwandelt, auf welcher die Familie im Sommer schläft. Die Gänge, denn Straßen kann man es nicht nennen, zwischen diesen Wohnwürfeln sind so eng, holprig als wirklich nur möglich — was sich drinnen befindet, spottet aller Beschreibung. Oasen mit zweistöckigen Häusern, wie Oumach bei Biskra, sind höchst selten.

Ich saß ruhig auf dem rechten Pfeiler der Brücke im Schatten der Felsen, mit Schauen und Zeichnen beschäftigt, als furchtbare Gurgeltöne an mein Ohr schlugen. Kein Volk der Welt, selbst die Deutsch-Schweizer und Bretonen nicht, können so harte r und ch, so tief hervorgeholte ao und u hervorbringen. Ich blickte auf. Einige Araber liefen, die Burnusse hoch geschürzt, andere nur mit der hemdartigen Gandura bekleidet, laut schreiend und lebhaft gestikulirend, von der Oase her die Straße herauf. Sie waren mit Flinten bewaffnet und trugen die kleine Tasche mit Pulverhorn und Kugeln an der Seite. Zuweilen drehten sie sich gegen die Oase hin, mit Winken und Rufen die Nachkommenden aufmunternd. Es quoll förmlich von bewaffneten Männern die Straße herauf. Lange Türkenflinten, doppelläufige Jagdflinten, kurze Trabucos mit eckigen Handgriffen, wie sie zu den Zeiten des Prinzen Eugen erbeutet wurden, lange Reiterpistolen mit Steinschloß wurden heulend geschwungen und in stürmischem Laufe den Berg hinan getragen. Einige hatten lange, französische Reitersäbel ohne Scheide — ich sah sogar einen etwa 16jährigen Schlingel, der mit einem Holzsäbel wie wüthend in der Luft umherfuchtelte. Ich zählte zwischen 60 und 70 Flinten, die so an mir vorbeirannten.

Hm! dachte ich einen Augenblick, wie es scheint, soll es losgehen! Man hatte uns in Algier und Constantine den Kopf so gefüllt mit gefährlicher Stimmung der Araber, einige Journale hatten sogar so zuversichtlich von Ueberfällen bei Biskra und Kantara gesprochen, daß ein solcher Gedanken wohl einen Augenblick Platz greifen konnte. An Flucht wäre nicht zu denken gewesen, die Kerle rannten wie Windhunde. Ich bleibe also muthig sitzen und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Aber ich sah den Haufen der Straße entlang zwischen dem Wirthshaus und dem Wachtposten hindurch höher hinauf in die Berge stürmen und war sofort überzeugt, daß hier ebenso wenig, wie sonst während meiner ganzen Reise, von einem Ueberfalle oder einem Aufruhr die Rede sein könne. Ein Junge, der sich zu mir gesellte, aber fast nur arabisch sprach, wälschte verworrenes Zeug von einem Scheik Ali. „Vielleicht hält der Scheik Revue über seine Truppen für den Fall eines Aufgebotes, „dachte ich," das willst du dir doch ansehen," — zottelte also langsam und würdevoll dem Trupp nach, hinter welchem immer noch einige Nachzügler dreinliefen. Der Douanier saß ruhig, eine Cigarette rauchend, vor seiner Hütte, die Fuhrleute spielten Domino in der Laube vor dem Wirthshause und Madame Bertrand tändelte mit ihrem Enkelkinde. „Was ist denn los?" fragte ich den Douanier. „Weshalb laufen alle diese Kerle mit Flinten? Will Ali sie mustern?" — „Ah bas," antwortete der Zollwächter lachend, „sie laufen einigen hundert Stück Ziegen nach, die ihrem Scheik im Gebirge gestohlen worden sind

und wollen das Pulver gegen die Diebe sprechen lassen! Damit sind sie gleich bei der Hand! Weshalb sollte der Scheik sie denn mustern? Wegen der Krumirs, die Niemand finden kann? Wenn diese Schelme kommen wollten, würde man sie mit Flintenschüssen begrüßen. Die Kantaresen wissen recht gut, daß sie alle Räuber sind!"

Ich kehrte auf meinen Posten an der Brücke zurück. Nach einer Stunde etwa kam die bewaffnete Bande ebenso eilig, Flintenschüsse in die Luft feuernd, die Straße herunter. Ich hörte dann im Wirthshause, der Ziegenhirt Alis habe die Geschichte mit den Dieben erfunden, um seinen Schlaf zu beschönigen, während dessen die Ziegen sich verlaufen hätten; man suche dieselben unbewaffnet, habe aber einstweilen den Hirten halb todt geprügelt, so daß er schwerlich im Stande sein werde, die Suchenden in ihren Nachforschungen nach den verlaufenen Ziegen zu unterstützen.

Am auffallendsten erscheint die Bildung des Kantarakammes auf der Südseite, wo das Wasser in die Oberfläche der aufgerichteten Schichten fast regelmäßige Rinnen ausgehöhlt hat, die sich nach unten verbreitern, so daß nach dem Ausdrucke meiner Reisegefährten der halbkreisförmig gebogene Wall fast einem gestreiften und in regelmäßige Falten gelegten Unterrocke gleicht. Der junge Mann, der diese Vergleichung anstellte, war unverheirathet! Aber richtig ist dieselbe nichts destoweniger und an dem Engpasse der Porte de fer, den ich einige Tage vorher auf dem Wege von Algier nach Setif passirt hatte und der für Reisende, welche die Schweiz gesehen haben, in keiner Hinsicht das Gewöhnliche überschreitet, ist die Wasserwirkung noch schärfer in Wirkung getreten. Dort sind die Lagen des festeren Gesteines, welche zwischen den verwitterten, weicheren Schichten stehen geblieben sind, so tief eingeschnitten, daß sie riesigen Kämmen gleichen, deren Zinken in die Luft ragen.

„Seht doch die riesige römische Ruine dort auf dem Hügel," ruft Einer, auf ein Felsgebilde von rother Farbe deutend, das man schon von dem Engpasse Kantaras aus in der Ferne erblickt. Es gleicht in der That einem riesigen Gemäuer mit Resten von Thoren, Fenstern und Zinnen. Ganz Algerien ist, besonders im Osten, so voll von Ruinen aus der römischen Kaiserzeit, trotz der riesigen Zerstörung durch alle späteren Eroberer, die sich dort das Material für die Mauern ihrer Bauten holten, daß ein solcher Irrthum erklärlich ist; um so mehr, als noch Reste von alten vorgeschobenen Wachtposten existiren, auf welchen die speculatores zur Signalisirung etwaiger Einfälle der Wüstenbewohner aufgestellt waren.

Von Kantara über El Outaja bis zum Col de Sfak, dem letzten Ringgebirge vor der Wüste, dieselbe Schauerfahrt wie vorher. Die Fahrten der Diligencen sind jetzt leider so eingerichtet, daß man den steilen Kamm des Passes von Sfak, dessen Schichten, umgekehrt wie die der vorhergehenden Erhebungen, nach Norden einfallen und gegen die Wüste, nach Süden hin, ihre abgerissenen Köpfe wenden, stets nur bei Nacht passirt. Als ich auf der Rückfahrt am frühen Morgen mit eigenem Wagen den Paß erreichte, begriff ich vollkommen die ersten französischen Truppen, welche dort angekommen, begeistert riefen: Das Meer! Das Meer! Thalatta! Thalatta! Ihre Mühen fingen erst an, während die der Zehntausend Xenophons am wirklichen Meere endeten. Endlos dehnt in weitem Kreise der Horizont sich aus, wie die Fläche des Meeres, in seiner, hell lichtblauer oder röthlicher Färbung; die hier und da sich hinziehenden Oasen erscheinen nur wie Striche, auf welchen der Wind die Wellen aufregt und eine grünliche Färbung erzeugt. Alle Unebenheiten und Bodenverschiedenheiten der weiten Wüste gegen Tuggurt und Wargla hin verschwinden vor dem Auge von diesem erhöhten Standpunkte aus — nur die nächste Oasis von Biskra mit ihren hunderttausend wogenden Palmenwipfeln stört die Täuschung.

Wir kreuzen bei El Outaja große Züge von Lastthieren, alle mit Salz beladen, welche von dem links am Wege aufsteigenden, merkwürdig zerklüfteten Salzberge kommen, der ganz Afrika mit Salz versorgen könnte. Die Sonne sinkt und bald humpeln wir bei stockfinsterer Nacht durch die von tiefen Sandrillen gefurchte Steinwüste, wo die Straße nur dem geübten Auge bei Tage erkenntlich ist. Einige außergewöhnlich starke Stöße, einige Flüche des Postillons und des Conducteurs — der Wagen hält. Wir werden gebeten, auszusteigen — der Wagen steckt im Sande fest. Zugleich ist die Packung locker geworden und droht herabzustürzen. Die Gesellschaft beschließt, unter Leitung eines der Gegend kundigen Führers voranzugehen. Nach wenigen Schritten zwischen den, in der Nacht kaum wahrnehmbaren Dornsträuchern erkenne ich die Unmöglichkeit, mit einem den Dienst versagenden Fuße weiter zu hinken und kehre zu dem Wagen zurück, um den beiden Bediensteten bei der Umpackung zu helfen. Unter der Wagendecke war ein Dutzend Passagiere so zusammengepfercht worden, daß ihnen die Luft ausging. Sie hatten die Stricke gelockert, die Decke zurückgeschlagen, das Gepäck war nach hinten gerutscht; Fässer, Felleisen, Koffer, Mantelsäcke kollerten über unsere Köpfe weg in den Sand. Wir hatten wohl eine Stunde zu thun, um die Dinge aufzulesen, aufzupacken und zu befestigen. Statt um acht Uhr, trafen wir erst kurz vor elf Uhr in Biskra ein und nicht Jeder war so glücklich, ein Bette zu erhaschen, denn die Gasthöfe waren ebenso überfüllt wie die Diligencen.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Pfarrhausidyll.

Der Samstagabend dämmert. Draußen flockt
Der Schnee herab. Im Zimmer dunkelt's tief
Und nur des Ofens Flackerschein umspielt
Den großen Schreibtisch und den Bücherschatz,
Der, Band an Band, sich an den Wänden reiht.
In seinem Armstuhl ruht, zurückgelehnt,
Der junge Prädikant und übersinnt
Den Text noch einmal, den er andern Tags
Erläutern soll. Die Predigt hat er schon
Vollendet in der Früh', und eben jetzt
Schwebt ihm der Uebergang zum Amen vor,
Der Segensspruch, mit dem er schließen will,
Wie wohl ein Gärtner den gelung'nen Strauß
Zuletzt noch krönt mit einer Lilie.
Bewegt in tiefster Seele findet er
Das rechte Wort und hoch und höher trägt
Ihn des Gedankens Adlerflug hinan.
Da tritt sein junges Weib herein mit Licht,
Doch wie sie des geliebten Mannes Stirn
Vom Strahl des Geistes überleuchtet sieht,
Erscheint er plötzlich schöner ihr, wie sonst,
Voll fremder Hoheit, fast wie ein Prophet,
Und zaudernd bleibt sie auf der Schwelle stehn.

Emanuel Geibel.

Eine junge Dichterin.

Gedichtbände, deren Verfasser dem weiblichen, und sogar dem unverheiratheten weiblichen Geschlechte angehören, pflegen in den Kreisen der Unbesonnenen von vornherein ein gelindes Mißtrauen zu erwecken; und wenn ein solcher Band noch dazu „Jugendträume" heißt, so läßt sich unter gewöhnlichen Be-

dingungen hundert gegen eins wetten, daß sich die Leser nicht darum reißen werden. Diesmal dürfte indessen die Persönlichkeit der jungen Dichterin sieghaft gegen die Voreingenommenheit ankämpfen. Mit dem besten Empfehlungsschreiben, das die Natur auszustellen vermag, mit dem Anrecht auf einen erblichen Sitz im dichterischen Oberhause tritt die junge Hermine von Hillern als Enkelin der hochbegabten dramatischen Schriftstellerin Charlotte Birch-Pfeiffer und als Tochter der mit noch reicherem Talent ausgestatteten Romandichterin Wilhelmine von Hillern an die Oeffentlichkeit.*)

Wozu soll ich leugnen, daß mich die hier wieder einmal beglaubigte Thatsache der Vererbung des Schriftstellerblutes von Geschlecht auf Geschlecht angenehm berührt und dem jüngsten Sproß dieses Dichterstammes sympathisch gestimmt hat? „Wohl dir, der du ein Enkel bist!“ habe ich beim Durchlesen dieser Gedichte das eine oder andere Mal citirt.

Victor Hugo läßt in seinem neuesten soeben veröffentlichten poetischen Werke „Les quatre vents de l'esprit“ den Menschengeist von vier Winden durchbrausen: dem satirischen, dem dramatischen, dem lyrischen und dem epischen Winde. Drei dieser Winde wehen auch in der Familie Birch-Hillern, in der Großmutter der dramatische, in der Mutter das epische, in der Tochter, bezw. Enkelin der lyrische; es wäre grausam, wenn die Kritik den vierten Wind, den satirischen, hinzublasen wollte. Und zur Satire fordern diese Dichtungen auch gar nicht heraus; denn sie bekunden ein ganz entschiedenes und ergiebiges Talent, das freilich noch nicht ganz fertig ist, das seine Kräfte noch nicht voll zu ermessen vermag und an Aufgaben herantritt, denen es nicht gewachsen, das doch aber ein Talent ist. Und wie wäre Reife und Fertigkeit auch möglich bei einem blutjungen Mädchen, das nach meiner Schätzung das zwanzigste Lebensjahr kaum erreicht haben kann?

Die Gedichte, welche den Band „Jugendträume“ bilden, sind ungleichartig und ungleichwerthig. Einzelne sind geradezu überraschend. Da findet man eine echte poetische Empfindung, einen schlichten kräftigen Ausdruck, da erzittert zwischen den Zeilen wirklich jenes Sonderbare, Unaussprechliche, das man eben Poesie und Stimmung nennt. Anderes freilich läßt uns kalt, da es uns entweder durch ein unglückliches Füllwort, das der Reim nach sich zerrt, aus der Stimmung reißt, oder der gelegentliche Vorwurf unsere Theilnahme nicht erregen kann. Gar manche dieser Gelegenheitsgedichte, die zur Zeit ihres Entstehens ohne Zweifel ihre Schuldigkeit in vollem Maße gethan und in den betreffenden Kreisen oder bei den betreffenden Persönlichkeiten gewiß den wohlverdienten Erfolg gehabt haben, scheinen hier in dem für die Oeffentlichkeit bestimmten Bande an ungehöriger Stelle zu stehen und sich nicht behaglich zu fühlen. Sie sind eben für eine discretere Wirkung bestimmt gewesen.

Wenn etwa in einer befreundeten Familie lebende Bilder gestellt werden und einer der Gäste des Hauses als begleitenden Text dazu so hübsche Verse macht, wie sie Hermine von Hillern zu schreiben vermag, so kann ich mir schon denken, wie die Gesellschaft in aufrichtiges Entzücken geräth und der glücklichen Dichterin sagt: „Das müssen Sie drucken lassen, es ist zu reizend“; — wenn wir Fernstehenden aber, die wir die Bilder nicht gesehen haben und von der gehobenen Stimmung jener geselligen Vereinigung nicht mitergriffen worden sind, nüchternen Sinnes diese Verse in einem Bande Gedichte finden und sie lediglich auf ihren poetischen Werthgehalt hin und, ohne in unserm Urtheil von der gütigen Gelegenheit beeinflußt zu werden, beurtheilen, so lautet unser Spruch naturgemäß viel frostiger und, wir verspüren in uns sogar die Anwandlung, uns zu dem guten Rathe, den wir höflicherweise in die Form der Frage kleiden, zu versteigen: ob es nicht überhaupt besser gewesen wäre, diesen harmlosen Dingen, die in gemüthlichen Kreisen Freude und Frohsinn geschürt, ihren vertraulichen Charakter zu lassen?

*) Jugendträume. Von Hermine von Hillern. Stuttgart 1881, Carl Krabbe.

Freilich, wenn alle durch die Gelegenheit angefachten Gedichte im handschriftlichen Album der Dichterin verblieben und nicht durch den Druck veröffentlicht wären, so würde das ohnehin schon in seinem Umfang bescheidene Bändchen sich schließlich in einige lose Blätter aufgelöst haben. Aber mußte es denn durchaus ein Band sein?

„Un sonnet réussi vaut seul un long poème“

sagt ein großer dichterischer Gesetzgeber, und wenn die Quantität irgendwo als gleichgültig bezeichnet werden darf, so ist es ganz gewiß in der Dichtkunst. Durch eine strengere Auswahl und Sichtung würde dieser Band „Jugendträume“ und durch eine noch schärfere Prüfung, durch die Beseitigung des nicht ganz Gelungenen würden die einzelnen Gedichte meines Erachtens erheblich gewonnen haben.

Die bequeme Lebensregel: unter Umständen fünf gerade sein zu lassen, ist in allen Fällen bedenklich, aber geradezu halsbrecherisch im Falle der Poesie. Jedermann, der Gedichte schreibt, muß sich sagen, daß er nicht nur die wirkungsvollste und edelste, sondern auch gerade ihres Adels wegen anspruchsvollste Form wählt, und daß der Adel der Form ihm drückende Verpflichtungen auferlegt. Der Dichter darf sich nicht dabei beruhigen, daß er seinen Gedanken oder seinen Empfindungen den ungefähr entsprechenden Ausdruck gegeben hat, daß es „beinahe klappt“; es muß ganz klappen. Er darf sich nicht eher für befriedigt erklären, als bis er für das, was er zu sagen hat, den schönsten, richtigsten und erschöpfendsten Ausdruck gefunden hat. Ein einziges schändliches Flickwort, das das Reimbedürfniß mit sich gebracht hat, genügt, um ein ganzes, sonst wohlgelungenes Gedicht zu entstellen. Eine einzige prosaische Wendung reicht hin, um den Zauber der Poesie zu verscheuchen.

Hermine von Hillern ist nicht frei von diesem Fehler: aus dem gehobenen poetischen Ton in den niedrigen der Prosa zu verfallen und dadurch den Leser um den ungetrübten Genuß zu bringen. Sie hebt voll und kräftig an, es gelingt ihr, uns zu fesseln, uns empfänglich zu stimmen für das, was sie uns anvertrauen will; und da, in dem Augenblick, da die Stimmung sich zu befestigen scheint, kommt irgend etwas Unerwartetes, das die Gemeinschaft zwischen uns und der Dichtung löst und uns, die wir uns eben zu erwärmen anfingen, wieder abkühlt. Ich spreche nicht von den schalkhaften und beabsichtigten Sturzbädern, als deren Prototyp noch immer Heinrich Heines: „Doctor, sind Sie des Teufels!“ gelten kann. Auch zu diesem Scherz hat sich Hermine von Hillern — um dies gleich hier zu erwähnen — einmal verstanden, und die Situation, in der sie sich diese dichterische Laune gönnt, ist der Heine'schen ganz analog. Das Gedicht, das ich meine, heißt „Träumerei“ und ist in vieler Beziehung für unsre jugendliche und talentvolle Dichterin charakteristisch. Es beginnt wie viele ihrer Gedichte stimmungsvoll und schön:

Rosig sinkt die Sonne nieder,
Rosig, golden strahlt die See,
Möven schweben auf und nieder,
Ihr Gefieder glänzt wie Schnee.

Plätschernd tauch' ich in die Welle
Meine Ruder leise, leise,
Tropfen fallen silberhelle
Davon nieder, bilden Kreise.

In dem Schifflein sitzt am Steuerruder ein unheimlicher Mann. Sie betrachtet ihn aufmerksam, und es kommt ihr zum Bewußtsein, daß dieser Sonderling kein Sterblicher sein kann. Endlich erkennt ihn die Dichterin:

Mußt' dein Bild ja immer schauen,
Deinen Namen oftmals nennen,
„Fliegender Holländer“, — Grauen
Bringst du Allen, die dich kennen.

Es thut mir leid, daß ich genöthigt bin, hier schulmeisterlich Halt zu machen; aber diese Freiheit in der Behandlung des

Metrums scheint mir denn doch das Erlaubte zu überschreiten. „Fliegender Holländer" bildet nach unserer gewöhnlichen Betonung zwei richtige Daktyle (– ◡ ◡ | – ◡ ◡), aus denen sich für unser Ohr niemals drei Trochäen (– ◡ | – ◡ | – ◡) herausbilden lassen. Nun ist mir durchaus nicht unbekannt, daß unter Umständen gewisse beabsichtigte Willkürlichkeiten im Metrum von großer Schönheit und Wirksamkeit sein können. Als Muster kann dafür die letzte Strophe des bekannten Freiligrath'schen Gedichtes „Prinz Eugen, der edle Ritter" gelten. Das ganze Gedicht ist in den straffsten Trochäen bis zum Schluß durchgeführt:

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Carabiner schwer.

Und so geht's im schärfsten Rhythmus bis zum Schluß. Da auf einmal tritt ein jäher Wechsel des Rhythmus und des Metrums ein. In der drittletzten Zeile zwingt der Dichter in den ersten Trochäus zwei kurze Füße ein und scandirt anstatt – ◡ so: – ◡ ◡ ◡. Der Vers lautet also:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen,
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

Das ist eine rhythmische und metrische Kühnheit, die man bewundern muß. Da vernimmt ein jedes Ohr im Schmettern der Trompete das Uebermüthig-Lustige, das in dem Verse steckt.

Vielleicht hat unsre Dichterin auch eine bestimmte Wirkung, also die des Schaurigen und Grausigen mit ihrer metrischen Abweichung beabsichtigt. Aber dann hat die Wirkung diesen Absichten nicht entsprochen. Wenn das Wort „Fliegender Holländer" die trochäischen Schranken durchbricht, so wirkt das wirklich nicht unheimlich und schauerlich!

Nach diesem Excurse kehren wir also zu dem Gedichte selbst zurück. Die Dichterin wendet sich an den „fliegenden Holländer" mit den Worten:

„Armer, bist du mir erschienen
Um Erlösung von der Erde,
Flehn mich an die ernsten Mienen,
Daß ich dir zur Senta werde?

Armer Irrender, ich glaube,
Daß schon lang in Meerestiefe
Dein Gebein, dem Ruh einst raubte
Grauser Fluch, nun ruhig schliefe...

Soll dies Schifflein denn zerschellen,
Das du uns erwählt zum Sterben,
Laß uns dann in Meereswellen,
Stolz auf treue Lieb', verderben!"

Plötzlich schlägt's an meine Ohren,
Doch mit menschlich, heitrem Lachen:
„Liebe, bald sind wir verloren,
Wenn wir solche Streiche machen.

Ruhig treibt der Strom uns weiter
Und du läßt die Ruder sinken,
Nächstens, machst du's nicht gescheidter,
Werden Beide wir ertrinken."

Auf die sprechende Aehnlichkeit mit dem bekannten Heine'schen Gedichte will ich hier nicht weiter verweisen. Hier ist der jähe Umschlag aus dem Poetischen in das Prosaische beabsichtigt. An vielen andern Stellen aber ist er es nicht, und das sind bei weitem die schlimmeren. Die Dichterin erzählt uns z. B. in dem sonst sehr stimmungsvollen Gedichte „Herbstliche Liebe", wie Zwei, die sich in der Jugend geliebt haben, vom Geschick geschieden sind und sich nach langen Jahren wiedersehen. Der ungeliebte Mann des früher geliebten Mädchens ist gestorben; sie sind jetzt beide frei, es steht nichts ihrem Glück entgegen, aber es ist nun zu spät:

Sie reichten, als könnt's nicht anders sein,
Die Hand sich zum Bund für's Leben.
Warum durchschauert es sie nicht,
Wie einst, mit Wonnebeben?

Daran schließt sich nun folgender Vers, der mir vollkommen die Stimmung nimmt:

Sie wollten ja so gerne nun
Nachholen verlorene Tage.

In der Ballade „Jung Arthur", die übrigens sehr hübsch erfunden und durchgeführt ist — wenn man will, eine kunstvolle Erweiterung des „Fichtenbaums, der einsam auf kahler Höh' steht" — heißt es einmal:

Die Jungfrau naht zu retten,
Wenn Rettung sie vermag.

Vorher steht allerdings das unglückliche Wort „Schlag", das die vorsichtige Einschränkung der zugesagten Rettung: „Wenn Rettung sie vermag" — verschuldet. Das sind Wendungen, die schlechterdings in einem Gedicht nicht vorkommen dürfen. Ebenso heißt es in der Ballade „Sängertod" — der Dichter findet in dem finstern Kerker seine Leyer:

Seine kunstgeübten Finger
Haben ohne Licht gefunden
Ihre Saiten, und bald ist ihm
Alles ringsumher entschwunden.

Das geht nicht! Diese Verse haben mich lebhaft erinnert an die eines eben so jungen, aber viel weniger begabten Mädchens, das mir vor einiger Zeit seine ersten poetischen Versuche zuschickte. In einem derselben war von einem Sohn die Rede, der von seinem Vater ein Lied gelernt hatte, das ihn in allen schweren Lagen des Lebens tröstete. Da hieß es:

Als des Vaters treu Vermächtniß
Sang der Sohn dies schöne Lied,
Sang es gar aus dem Gedächtniß...

Wenn Hermine von Hillern diese Verse liest, wird sie vielleicht auch lächeln und sie entsetzlich prosaisch finden; aber der Ausdruck, daß der Sohn das Lied des Vaters aus dem Gedächtniß singt, ist schließlich nicht nüchterner als der: daß ein Sänger die Saiten ohne Licht rührt. Gleich zu Anfang derselben Ballade „Sängertod" ist auch so ein durch den Nothreim herbeigeführter gewöhnlicher Ausdruck. Da ist die Rede von

Walter, jenem wackern Sänger,
Den betrauern die Genossen...

Das ist doch nicht gerade ein charakteristisches Merkmal für einen Sänger! Und wenn man weiter nichts von ihm zu sagen hat, als daß seine Genossen ihn betrauern, wenn es ihm schlecht geht, dann braucht man gar nichts zu sagen. Ich rüge alle diese Fehler sehr eindringlich, weil ich die Ueberzeugung habe, daß der unzweifelhaft sehr begabten jungen Dichterin eine schonungslose Selbstkritik, zu der sie durch diese Kritik eines Andern aufgefordert werden soll, eine Wohlthat sein würde.

Aus demselben Grunde sehe ich mich veranlaßt, noch von einigen Aeußerlichkeiten zu sprechen. Auf eine metrische Freiheit habe ich schon hingewiesen; ich könnte noch andere Beispiele dafür finden. Für das Gedicht „Ausgleichung" hat die Verfasserin die bekanntesten der antiken Verse, die Distichen ge-

wählt; aber da finden sich auch ganz wunderliche Abweichungen vom Gewöhnlichen. Gleich der erste Hexameter lautet so:

„Göttliche Vorsehung, Grasses verliehst du dem Menschengeschlechte."

Und wenn ich fünf Jahre skandiren würde, ich würde nicht herausbekommen, wo da die Cäsur steckt — und der Schluß-Pentameter lautet:

„Milde des Göttlichen Hand dem traurigen Erdengeschlecht."

Und wenn ich noch weitere fünf Jahre meines Lebens daransetzte, ich würde nicht wissen, wie ich diesen Vers in das Maß eines Pentameters einzwängen könnte. Das Wort „dem" wird immer irgendwo überschießen.

Auch die Reime sind oft nicht ganz tadellos. Wenn man es sich schon so bequem macht, in einer vierzeiligen Strophe nur zwei Zeilen zu reimen, so müssen diese Reime doch ungefähr rein sein. „Erkannte" und „Lande", „Helden" und „Welten" — das ist doch zu wohlfeil, fast so wohlfeil wie die Reime „Liebe", „Triebe", „Schmerz", „Herz". Es hat mir geradezu imponirt, daß Hermine von Hillern die Courage gehabt hat, diese beiden abgenütztesten Reime in einer Strophe zusammen zu gebrauchen. Das ist die frische Keckheit holder Jugendlichkeit. Der Vers lautet wirklich so:

Die sich nie geeint in Liebe,
Einet nun getheilter Schmerz,
Bindet mit der Freundschaft Triebe,
Unzertrennlich Beider Herz.

Aber nun will ich des grausamen Spiels genug sein lassen und versuchen, die Dichterin von einer freundlicheren Seite dem Leser vorzustellen. Wie hübsch ist das folgende Gedicht „Mädchenliebe":

's ist keine wilde Liebe,
Die mir das Herz bewegt,
Die, wie verzehrend Feuer,
Empor zum Himmel schlägt.

Es ist ein stilles Sehnen,
Ein tiefes, mildes Weh,
Ein heitig ernstes Denken,
Wenn ich in's Aug' dir seh.

Und gehst du, möcht' ich weinen,
Weil du so fremd, so kalt,
Dann faßt's mich, dir zu künden
Der Liebe Allgewalt.

Doch nein, du sollst's nicht ahnen,
Ihr Lieder, die ihr's wißt,
Laßt es ihn nie erfahren,
Wie theuer er mir ist.

Und der Anfang eines Sonetts:

Sieh mich nicht an, mit kummerschwerem Blick,
Was willst du mir das weiche Herz bewegen?
Nicht Mitleid darf für dich die Seele regen,
Denn selbstverschuldet hast du dein Geschick.

Noch ein andrer:

Es ist vorbei! So sind sie denn geschieden,
Geschieden ohne liebend Abschiedswort,
Und ohne sie zu sehen, ging er fort,
Als hätten sie sich nie geliebt hienieden.

Das Sonett „Der alte Jäger und sein Hund" will ich hier ganz mittheilen:

Du, der mit mir einst theilte Hunger, Durst,
Der keine Mühen scheute, noch Gefahr,
Mein treuster Freund, mein einziger mir war,
Mir jagen halfst in Wald und Feld und Hurst,

Du siehst mich wedelnd an, mein Thier, und knurrst;
Dich quält, wie mich, das Alter manches Jahr,
Nun bleicht in Müssiggang noch ganz mein Haar,
Und du liegst an der Kett', wie du auch murrst.

Sei still, — es währt noch eine kurze Stund',
Dann ruft der Herr in's himmlische Revier
Uns beide, denn du gehst mit mir, mein Hund,

Und läßt St. Peter dich nicht ein mit mir,
Dann kehr' ich um und sag' ihm kurz und rund:
„Ein alter Jäger bleibt bei seinem Thier."

Für das bedeutendste Gedicht der Sammlung halte ich das letzte: „In der Brandung", dessen Wiedergabe hier aus räumlichen Rücksichten unterbleiben muß.

Durch die meisten dieser Dichtungen geht ein trüber, trauriger Zug. Die talentvolle Jugend hat, wenn sie producirt, gewöhnlich etwas Schmerzhaftes. Der Weltschmerz ist eminent jung. Aus einem jungen Herzen, das von der Bosheit der Welt noch nichts weiß, lachende Fröhlichkeit — das Reizendste und Erfrischendste auf der Welt — die wird immer seltener. Aus voller Kehle zu lachen ist eine Wohlthat, die nur wenigen Menschenkindern, die die Kindheit verlassen und die Schwelle des reifen Alters noch nicht überschritten haben, beschieden ist. Die fröhlichen Leute im reiferen Alter lächeln nur noch, und ihr Lächeln hat etwas Sieghaftes, Ueberlegenes; es ist der Ausdruck einer Weltanschauung, der Ausdruck des Bewußtseins des guten Rechts gegenüber dem hämischen Grinsen des Verzagten. Es ist das Lachen des Demokrit, das Lachen des Figaro: „Je me hâte de rire de tout, de peur d'être obligé d'en pleurer." Wenn der Jugend das Lachen über alle Begriffe reizend zu Gesicht steht, so sitzen ihr auch die Thränen recht locker, und der Schmerz hat besonders für junge Mädchen, namentlich wenn sie schreiben, etwas sehr Verführerisches. Mir ist es oft zugestoßen, daß ich Gedichte gelesen habe, deren unbekannte Verfasserinnen mir kreuzunglücklich erschienen; das mußten unbedingt arme gebrochene Herzen sein, für die Alles hienieden vorbei war, Spiel und Tanz! Es waren junge Mädchen, die sich in ihren Gedichten dem muntern Treiben ihrer Gespielinnen entzogen und an irgend einem einsamen Orte höchst ernsthaft weinten. Die armen Mädchen konnten mir wirklich leid thun! Aber dann geschah es auch wohl, daß ich über Jahr und Tag einmal mit einer so jugendlichen Trägerin schwerer Leiden zusammentraf — und wie angenehm wurde ich dann immer enttäuscht! Diese Dulderin — es war ein freundliches, freudiges, echtes junges Mädchen wie es im Buche steht, ein junges Mädchen, das sich gerade so gern putzt wie alle andern und sich gerade so gern den Hof machen läßt wie die Freundinnen, auf deren leichtfertiges Treiben es von der Höhe seines geschriebenen und gereimten Schmerzes herabgesehen hatte. Es war ein frisches, liebenswürdiges Kind, dem es kein Mensch ansehen konnte, wie es sich einen einsamen Ort für seine Thränen aufsuchte.

Und dann kam mir der Gedanke, ob der kluge Jules Janin doch nicht Recht gehabt habe, als er eines Tages schrieb: „Alle Lyriker sind Lügner!" Der wahre Schmerz ist ja wirklich nicht rhythmisch und nicht prosodisch richtig, und bis der Ausdruck für den Schmerz in die gebundene Sprache mit schwierigen Reimen gebannt ist, ist der Schmerz längst vorüber. — Ob sich nicht manche junge Dichterin selbst ein bischen etwas vorlügt und sich unbewußt in die Rolle der Unglücklichen hineinspielt, in der sie sich so interessant, so rührend, so ungewöhnlich, so überlegen und edel vorkommt?

Natürlich wird sie es nicht Wort haben wollen, und sie ist ja auch ganz aufrichtig, so weit sie sich eben selbst beurtheilen kann; aber ihre Selbstprüfung wird am Ende da aufhören, wo das Resultat mit der Aufrichtigkeit ihrer Trauer nicht mehr recht in Einklang zu bringen ist. Die Oberfläche ist ja auch stürmisch bewegt, und sie liebt den Sturm und die Bewegung; da mag sie gar nicht erst in die Tiefe tauchen, wo es hübsch ruhiger ist! Kurzum, ich kann es nicht verhehlen, daß ich zu

dem jugendlichen Weltschmerz nicht das volle Vertrauen hege; und ich bin nicht abgeneigt, zu glauben, daß alle jugendlichen Winterstürme dem Wonnemond weichen, und daß es für die schmerzdurchzuckten Seelen, die im Frühling des Lebens stehen, unter allen Umständen doch Frühling werden muß!

Unserer liebenswürdigen jungen Dichterin, die ja zu den bevorzugtesten ihresgleichen gehört, und auf die ich ihre eigenen Verse beziehen will:

Nimmer kann der Genius sterben,
Nein, von Kind auf Kindeskinder
Wird er weiter sich vererben —

hat ja auch vollauf Grund, recht heiter und fröhlich zu sein. Als Kind und Kindeskind bevorzugter Naturen ist sie ins Dasein getreten — da soll sie die Trauerharfe an die Weiden von Babylon hängen und mit hellem frischen Klang nun, da sie sich als sangeskundig bewährt hat, ein anderes und fröhlicheres Lied anstimmen. Einer theilnahmvollen Zuhörerschaft darf sie versichert sein.

Paul Lindau.

Aus dem Leben des Gründers einer deutschen Buchhändler-Dynastie.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Was ist der deutsche Buchhandel?

„Der deutsche Buchhandel ist eine Gewerbsklasse, die, unter der demagogischen Führung dieses oder jenes Individuums und unter dem Schilde der Freiheit der literarischen Republik, sich in dem Mittelpunkte von Deutschland (das ist in Leipzig) willkührlich constituiren und ihren eigentlichen Zweck verfolgen will."

So definirt den deutschen Buchhandel der Fürst Metternich in einer Denkschrift, welche er am 20. Mai 1820 den Wiener Conferenzen der deutschen Regierungen vorlegte. Das Ganze dieser Denkschrift lief auf einen staatssocialistischen Vorschlag hinaus. Es sollte in Leipzig eine „Centralbehörde für den deutschen Buchhandel", mit einem von dem Frankfurter Bundestag angestellten und besoldeten „Generaldirector des deutschen Buchhandels" an der Spitze, eingesetzt werden, welche den Beruf hatte, das geistige Leben Deutschlands nach dem Herzen Metternichs zu lenken, das heißt zu unterdrücken. Glücklicher Weise ist aus diesem sublimen Project, das der bekannte Renegat und Apostat Adam Müller (damals östreichischer Generalconsul in Leipzig) ausgeheckt hatte, in Folge der Uneinigkeit der Regierungen und der Unbeholfenheit der Bundestagsmaschinerie, nichts geworden. Es würde auch den deutschen Buchhandel vollständig ruinirt haben. Das ist leicht zu begreifen. Heut zu Tage, wo die staatssocialistischen Projecte zahllos, gleich Pilzen, über Nacht aus der Erde schießen, ist es nicht unnütz, an die Denkschrift vom 20. Mai 1820 zu erinnern, welche man in dem Buche von Dr. Ilse: „Protokolle der deutschen Ministerialconferenzen, gehalten zu Wien in den Jahren 1819 und 1820", vollständig, nebst Zubehör, abgedruckt findet.

Heute würde man einen Metternich, der uns mit ernsthaftem Gesichte versichert, der deutsche Buchhandel sei „ein revolutionäres Institut, an dessen Spitzen demagogische Führer ständen", einfach auslachen. Und doch hatte Metternich 1820 nicht so ganz Unrecht. Es ging damals ein liberaler und oppositioneller Zug durch den ganzen deutschen Buchhandel. Aber warum? Einfach nur deshalb, weil Metternich und Consorten mit einem Raffinement und einer Beharrlichkeit, welche eines besseren Zieles würdig gewesen wären, sich bemühten, die Buchhändler nutzlos zu quälen und zu mißhandeln. Seitdem man dieses, mit Unrecht für „conservativ" ausgegebene „System" abgeschafft hat, ist der Buchhandel bei uns wie bei Andern; ja es gibt heute Buchhändler, welche aus aufrichtiger Ueberzeugung der conservativen Sache anhängen und sogar solche, welche ein Geschäft aus dieser Sache machen. Das wäre vor sechzig Jahren — zu jener Zeit, da Metternich mit maßloser Frechheit und doch nicht ohne eine gewisse Berechtigung schrieb: „Seit den Wiener Conferenzen sehen mich die deutschen Regierungen als den obersten Gesetzgeber Deutschlands an und seit 1821 als den Vertilger der Revolutionäre; jeder Fürst bittet mich, auch ihm die Seinigen umzubringen, oder ihm wenigstens mein Recept mitzutheilen" (siehe „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren", Band IV, Wien 1881, Braumüller) —, das wäre damals rein unmöglich gewesen. Ja, damals war sogar das Bücherkaufen mißliebig; mein Vater wenigstens pflegte seine neuen Bücheranschaffungen, die nächsten Freunde und Gesinnungsgenossen ausgenommen, heimlich zu halten. Vielleicht haben wir es u. A. auch Metternich zu verdanken, daß selbst heute noch die deutsche Nation, dieses „Volk der Dichter und Denker", weniger Bücher kauft als die übrigen Culturvölker Europas.

Zu diesen culturwissenschaftlichen Randglossen veranlaßt mich ein Buch, daß soeben seinen Abschluß erhalten. Es ist die Lebensgeschichte von Friedrich Arnold Brockhaus, dem Gründer der buchhändlerischen Dynastie Brockhaus in Leipzig, geschrieben von seinem Enkel Dr. Eduard Brockhaus. Es sind drei stattliche Bände. Der erste ist 1872, der letzte 1881 erschienen. Es ist das Werk eines halben Menschenalters und enthält eine Masse culturgeschichtlicher Belehrung über Dinge, um welche sich, trotz ihrer Wichtigkeit, unsere Historiker leider gewöhnlich nicht kümmern.

Friedrich Arnold Brockhaus hat sich nur während des kurzen Zeitraums von achtzehn Jahren dem Buchhandel gewidmet, und die Hälfte dieser Zeit war angefüllt mit aufreibenden Kämpfen. Was würde aber ein Mann, der in diesem kurzen Zeitraum so Großes theils vollbracht und theils angebahnt hat, geleistet haben, wenn er sich ganz der wissenschaftlich- und wirthschaftlich-produktiven Arbeit hätte widmen können, wenn er nicht gezwungen gewesen wäre es zu machen, wie die Leute beim Aufbau des Tempels, von welchen der Prophet Nehemia schreibt: „Die eine Hälfte that die Arbeit mit der Kelle, die andere aber hielt Panzer und Bogen, Schild und Spieß; und ein Jeglicher, der da mit half an dem Werke, hatte sein Schwert um die Lenden gegürtet."

Brockhaus starb einundfünfzig Jahre alt am 20. August 1823, und man kann und darf seinem Enkel beipflichten, wenn er sagt: Die Natur hatte ihn zu einem längeren Leben erschaffen, aber jene Kämpfe haben ihm sein Leben verbittert und sein Ende beschleunigt. Aus dem Wege gehen konnte er ihnen nicht. Er war der richtige hartköpfige und beharrliche Westfale, unentwegt im „Kampf um das Recht".

Noch wenige Tage vor seinem Tode, als der preußische Minister Graf Bottum ihn mit diplomatisch-dilatorischen Redensarten hinhalten wollte, betonte er mit allem Nachdruck den rechtlichen Standpunkt.

„Mein Hauptbeschwerdepunkt," schreibt er, „ist eben der, daß durch die preußische Ausnahme-Maßregel einer nochmaligen Censur (der Bücher nämlich, die schon die sächsische Censur glücklich überstanden hatten), durch diese Maßregel, welche blos gegen meinen Verlag ergriffen wird und durch die ich thatsächlich außer dem allgemeinen Gesetz gestellt und mir allein die allen Andern gewährten Wohltbaten desselben entzogen werden, ohne daß mir durch Urtheil und Recht irgend ein Vergehen nachgewiesen worden, — daß durch diese Maßregel das Völkerrecht, das Staatsrecht des deutschen Bundes und das preußische Landrecht auf die schreiendste Weise verletzt sind. Dies ist der Punkt, um den sich Alles dreht. Das bloße Belieben gibt keinen Rechtstitel. Der Staat oder die Regierung, welche sich einem Privatmann gegenüber lediglich ihrem Belieben blindlings und leidenschaftlich hingibt, das Recht aber nicht achtet, gleicht einer asiatischen Despotie."

Er bittet, seine Verlagsartikel entweder unbehelligt zu lassen oder geradezu zu verbieten; nicht aber Beschlag zu legen und dann die Sache zu verschleppen.

Ich will aus der Reihe jener zahllosen Kämpfe eine kleine Episode herausgreifen, welche mehr einen komischen Charakter

trägt als einen tragischen. Ich hoffe, sie wird den Leser erheitern, vielleicht auch veranlassen, unsere Zeit mit der damaligen zu vergleichen. Wir werden dabei nichts verlieren.

Im Herbst 1821 erschien im Brockhaus'schen Verlag ein Büchlein, betitelt: „Taschenbuch ohne Titel für das Jahr 1822."

Wenn wir das Ding mit heutigen Augen ansehen, so finden wir dasselbe einfach: läppisch. Vielleicht sollte es eine Satire sein auf die damals üppig wuchernde Taschenbuchs- und Almanachs-Wirthschaft. Allein uns ist diese Sorte Literatur zu wenig bekannt, um Geschmack an deren Verspottung zu finden. Jedenfalls aber würde heut zu Tage selbst der scharfsinnigste Staatsanwalt darin nichts Strafbares entdecken, und kein Richter würde ein Schuldig darüber sprechen. Damals freilich behalf man sich ohne Richter; und nichtssagende Kleinigkeiten genügten, um das harmloseste Buch zu verdammen und selbst dessen Verleger lebenslang zu verfolgen.

Der Verfasser war Friedrich Ferdinand Hempel, weiland Advokat in Altenburg.

Hempel hatte unter dem Namen „Spiritus asper" allerlei „satirische" Sachen verübt, in welchen wir heut zu Tage nicht viel Witz zu finden vermögen. In Altenburg spielte er eine große Rolle bei Hofe und in der Gesellschaft. Bei Hofe trieb man Luxus, und die Anderen ahmten ihm nach, wie es so in kleinen Residenzen zu gehen pflegt. Einige der lokalen Celebritäten haben sich dadurch finanziell zu Grunde gerichtet. Hempel gehörte zu den elegantesten Schöngeistern. Er machte ein Haus. Seine Gutmüthigkeit wurde mißbraucht von Schmeichlern und Schmarotzern. Er wurde auch ausgeplündert im Hazardspiel. Wachsende Geldverlegenheiten suchte er durch gesteigerten Luxus zu maskiren. Seine wirklichen Freunde suchten ihm zu helfen. Allein Alles war vergeblich. Während er ein Loch schloß, öffneten sich ein Dutzend neue. Die Katastrophe wurde unvermeidlich. Er floh vor derselben nach Pest, wo er bis zum 4. März 1836 unter dem Namen Friedrich Hannack gelebt und geschriftstellert hat, unterstützt von Brockhaus, der ihn unter seine Freunde gezählt hatte und ihn auch in seinem selbstverschuldeten Unglück nicht im Stich ließ. Hempel war und blieb ein harmloser Mensch. Er war kein „politischer Flüchtling", sondern nur ein „socialer".

Man rühmte damals seinen Geist; und ich vermuthe deshalb, er sah selbst ein, daß sein „Taschenbuch", das sachlich nicht viel bot, durch allerlei formelle Allotria interessant gemacht werden müßte. Er suchte das mit dem Umschlag zu bewerkstelligen, auf welchem allerlei Embleme sinnlos durcheinander geworfen waren: ein Anker, eine Krone, ein Herz, eine Maske, ein Schädel, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, u. dgl.

Auf der Rückseite finden sich acht Silhouetten, sieben Männer und eine Dame vorstellend. Es war damals bekanntlich noch die Zeit der „physiognomischen" Spielerei mit Silhouetten, welche Kortüm in seinem „Hieronymus Jobs" und der Göttinger Lichtenberg in seiner illustrirten Abhandlung über Sauschwänze und Mettwürste so geistreich verspottet. Diese acht Köpfe, oder vielmehr deren Inhaber, werden als die „geheime humoristische Brüderschaft", die „Fraternitas humoristica" bezeichnet, welcher das Taschenbuch seinen Ursprung verdanke.

Diese Geheimnißkrämerei sollte die Neugierde reizen. Sie war damals Mode.

Eine Vorrede sollte das Alles erläutern. Allein wenn man dieselbe gelesen hat, ist man nicht klüger als vorher. Daß während der zwanziger Jahre in Deutschland vielfach eine gewisse Geschmacklosigkeit herrschte, ist keine Neuigkeit für uns. Das wußten wir schon auch ohne die Vorrede.

Politisches findet sich im Taschenbuch wenig. Denn ein paar allgemeine Redensarten von einem „Noth-" oder „Schmerzensschrei" kann man als solches wohl schwerlich bezeichnen. Das Schlimmste was ich fand, waren schlechte Witze über die Zustände in Neapel. Freilich damals war auch das schon bedenklich. Denn es konnte den Fürsten Metternich kränken. Derselbe hatte nämlich damals in Neapel jenes „ewig unvergängliche System des conservativen Princips" aufgerichtet, welches schon nach etwas mehr als einem Menschenalter die dortige Dynastie, gleich so mancher andern, die sich zu Metternichs allein selig machenden Grundsätzen bekannte, ihres Thrones beraubt hat.

Das also war das Taschenbuch.

Und dies, keiner Beachtung würdige, jedenfalls aber politisch unschädliche Machwerk beschwor über Brockhaus und sein Verlagsgeschäft einen Sturm herauf, dessen Ende er nicht mehr erleben sollte.

Brockhaus versandte das Büchlein auch nach Preußen; und obgleich der Bundesstaat Sachsen es hatte die Censur passiren lassen, wurde es in Berlin einer nochmaligen Censur unterworfen, die es verdammte. Brockhaus ergriff Beschwerde an das Obercensurcollegium; er erbot sich sogar, Anstößiges, wenn man es ihm bezeichne, zu entfernen und dafür andere Blätter einzufügen. Darauf ließ sich aber das Obercensurcollegium nicht ein. Es bestätigte das Verbot und erklärte das Büchlein obenhin für „frevelhaften und verwerflichen Inhalts", ohne sich irgendwie auf eine Begründung dieses vagen Urtheil einzulassen, oder irgend eine einzelne Stelle anzuklagen.

Es scheint, daß das unglückliche „Taschenbuch ohne Titel" schon vorher zum Gegenstande diplomatischer Correspondenzen geworden. Denn nun fielen sie Alle zugleich darüber her mit jenen nichtssagenden allgemeinen Redensarten, welche der Fürst Metternich erfunden, und deren Hauptkunststück darin bestand, Jeden, der nicht blind auf die Weisheit Metternichs schwor, als „subversiv" und zügellos, oder gar als einen „Revolutionär" oder „Jakobiner" zu bezeichnen. Heut zu Tage scheint es beinahe, als ob diese Geschmacklosigkeit in Deutschland wieder aufkommen wollte.

Am 17. December 1821 schrieb der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten an den preußischen Gesandten am sächsischen Hofe, um den letzteren gegen Brockhaus aufzuhetzen:

„Der Buchhändler Brockhaus in Leipzig," beginnt das Schreiben, „hinlänglich bekannt durch das Bestreben, die öffentliche Meinung auf jede Weise gegen die bestehende Ordnung aufzuregen, — hat ganz neuerlich eine Schrift unter dem Titel „Taschenbuch ohne Titel" herausgegeben, welche — — —"

Und nun folgen die bezeichneten Redensarten, ohne irgend einen factischen Nachweis. Die Reaction verabscheute alle Facta, sie hatte sich berauscht in einem Meere von Phrasen.

Die Aufforderung ging dahin, „die sächsische Regierung möge endlich jenem Treiben ein Ziel setzen".

Man sieht, der Antrag ist ebenso inhaltslos, wie die Begründung.

Ein paar Wochen später folgte der preußischen Note eine östreichische. Zwei Leoparden auf einmal!

Metternich schreibt, das „Taschenbuch ohne Titel" enthalte „die schlimmsten Dinge" und fordert auf, gegen den Censor, der solches verbrochen, energisch einzuschreiten. Von Brockhaus wird gesagt, daß „man von diesem Verlage das Schlimmste zu erwarten, schon seit lange gewöhnt sei".

Der sächsische Kirchenrath — es scheint, diesem lag in oberster Instanz die Censur ob — forderte von der Universität in Leipzig Bericht, wer denn um Gottes willen dies Taschenbuch censirt habe, welches „mehrere anzügliche, beleidigende, revolutionäre und in religiöser Hinsicht höchst anstößige Stellen enthalte". Welches diese Stellen seien, wird auch hier mit Sorgfalt verschwiegen.

Und was stellte sich nun heraus?

Der verbrecherische Censor war: Gottfried Hermann, der berühmteste Philologe der damaligen Welt, das glänzendste Licht der Universität Leipzig.

Was war da zu machen? Man durfte Hermann nichts zu Leide thun. Er hätte dann Leipzig den Rücken gewandt und jede andere Universität hätte ihn mit offenen Armen aufgenommen.

Aber, man mußte doch irgend etwas thun, um Oestreich und Preußen zufrieden zu stellen. Man fand einen Mezzo termine, einen Mittelweg; er war aber auch danach.

Das Censoramt war kein Vergnügen, aber es trug Geld ein. In Leipzig hatte sich, da dort mehr als sonst irgendwo in Deutschland Bücher gedruckt und verlegt wurden, für nichtpolitische Schriften die Praxis so gestaltet:

Man wollte den ohnehin schon geplagten Censor nicht auch noch mit dem Lesen der Manuscripte langweilen und plagen. Man druckte daher das Buch und sandte ein gedrucktes Exemplar dem Censor, welcher für jedes Buch, das er passiren ließ, eine ansehnliche Gebühr zu beanspruchen hatte. Wenn nun der Censor die Quittung über diese Gebühr schickte und das Geld hob, so betrachtete der Drucker das als den symbolischen Act, daß das Buch die Censur passirt habe, und ließ es guten Glaubens von Stapel.

Der große Hermann war der Censor für „Belletristik“. Dazu gehörten auch die Taschenbücher. Der jüngere Brockhaus, Friedrich, der Sohn unseres Helden, hatte als Drucker ihm das Taschenbuch geschickt. Hermann hatte es zwar schwerlich gelesen — wie kann denn auch ein so großer Gelehrter solche Dummheiten lesen? —, aber er hatte die Gebühren quittirt und erhalten, und darauf hin hatte der Drucker und der Verleger das Buch als censirt in die Welt geschickt. Nach der bisherigen Praxis war also Alles in Ordnung.

Man fand indeß, daß dies Verfahren, welches in der That als die allgemein herrschende Praxis festgestellt wurde, dem Geist der Censur nicht entspreche. Es gab eine lange Untersuchung gegen Friedrich Brockhaus, den Drucker, wegen „Verabsäumung der Censur“. Er wurde wegen dieses Verbrechens zu sechs Wochen Gefängniß verurtheilt, welche schließlich der König im Stillen in 25 Thaler Geldstrafe verwandelte. Jene Verurtheilung wurde officiell nach Berlin und Wien gemeldet, aber dort nicht genügend befunden.

Dem großen Gottfried Hermann wagte man kein Haar zu krümmen. Friedrich Arnold Brockhaus war über der langwierigen Procedur längst gestorben. Man hatte aber schon vor seinem Tode und vor dem Ausgange der Untersuchung aus dem unglücklichen und doch so unschuldigen „Taschenbuch ohne Titel“ Anlaß genommen, ihm die größten Geschäfts-Störungen und -Schädigungen zu bereiten. So war's vor sechzig Jahren in Deutschland.

Die erste Aufführung der Antigone auf der Bühne am Kärnthner Thor.

Mit einem Ereigniß schließt die Burg das Theaterjahr: mit einer ersten Aufführung der Antigone.

Seitdem die Hofbühnen zu Berlin und Wien während des Sommers mehrere Monate schließen, sollten sie stets bedacht sein, Anfang, Ende und Höhepunkt der Saison durch die neu einstudirte Darstellung eines jener der ganzen Welt als höchste Muster geltende Werke scharf zu markiren. Das jetzt begrenzte Theaterjahr erhielt dadurch auch noch in sich eine künstlerische Gliederung. Diese Darstellungen, die die größte Anstrengung herausfordern und das künstlerische Vermögen der Schauspieler am vollständigsten offenbaren, müßten jedem Theaterjahr seine eigene Signatur verleihen, nach ihnen müßten dieselben gleichsam zählen. Die Sorgfalt und die Zeit der Vorbereitung, die Vertiefung des Studiums nach jeder Seite, die gerade an den besten deutschen Bühnen nicht auf jede Vorstellung in gleicher Weise verwendet werden kann, seitdem dieselben alle Tage spielen und demungeachtet zu einem universellen Repertoire verpflichtet sind, würde jenen bevorzugten Vorstellungen ein Erregung erzeugendes Element in erhöhtem Grade verleihen und Publicum und Künstler vor jenem Schlendrian bewahren, in den der Mensch bei dem alltäglich auf dieselbe Weise Gebotenen nur zu leicht verfällt. Wie jedes andere Jahr, so verlangt auch das Theaterjahr seine Feste.

In welche Bewegung hat Publicum und Künstler hier in Wien nicht schon die bloße Vorbereitung jenes ihm von seiner ersten Bühne so lange vorenthaltenen Werkes des größten griechischen Tragikers versetzt. Es war bekannt geworden, daß die Regie das auf der großen Bühne der Oper zur Aufführung gelangende Werk, abweichend von der bisher üblichen Weise, nicht in antiker sondern in moderner Scenirung, wie die Goethe'sche Iphigenie, zur Darstellung bringe. Ein sachkundiger Artikel der „Neuen freien Presse“, der sich vor der Aufführung sehr bissig aus über die gewagte Scenirung ausließ, von der Redaction aber mit der Bemerkung begleitet wurde, daß eine entgegengesetzte Beurtheilung doch wohl auch ihre Berechtigung habe, entflammte die das rege Theaterleben Wiens so vortheilhaft charakterisirenden Debatten zu nach leidenschaftlicherer Heftigkeit.

Gelänge es der Regie, den Geist der Dichtung mit Hülfe aller der Mittel, die die Scenirungskunst seit der ersten Aufführung im Palais zu Potsdam (28. October 1841) gewonnen hat, hier so energisch wie damals zum Ausdruck zu bringen, so war ich der Meinung, hätte die Kritik gegen den Wiener Versuch ebenso wenig wie gegen die moderne Behandlung Shakespeare'scher Stücke einzuwenden.

Auf unserer Bühne können wir alles Aeußere, was das Wesen der Dichtung berührt, durch Decorationen: Auf- und Einbau, so angemessen zur Erscheinung bringen, daß, was dem Begriff der antiken Darstellung etwa doch noch widerspräche, sehr gering im Vergleich zu dem wäre, was auch bei den bisher üblichen Darstellungen dagegen verstieß.

Haben wir nicht annähernd die Größe des griechischen Zuschauerraums, nicht den offenen Himmel über uns, spielen die Schauspieler nicht mit Maske und Kothurn, behalten wir die zwar schöne aber durch und moderne Musik Mendelssohn's bei, so scheinen mir alle kleineren Abweichungen von der bisher gebräuchlichen und als griechisch angenommenen Bühnenarchitektur ziemlich unwesentlich. Ich bin sogar der festen Ueberzeugung, daß es unseren Schauspielern auf einer Scene, auf der sie sich zu Hause fühlen, viel leichter gelingen muß, die Gedanken, Empfindungen und Leidenschaften der griechischen Dichtung zum Ausdruck zu bringen. Jedenfalls durfte man den Gegnern solcher Ansichten, bevor die große Schlacht geschlagen, zurufen: Abwarten.

Nach dem Eindruck, welchen die von Herrn Gabillon in Scene gesetzte Antigone bei der ersten Aufführung am 18. Juni hervorgebracht hat, bin ich der festen Ueberzeugung, daß die dramatischen Dichtungen der Alten bei Anwendung der modernen Bühnenmittel eine viel gewaltigere Wirkung auf unser Publicum machen, als bei Nachahmung der antiken Scene. Es ist gar nicht zu sagen, wie uns die Dichtung auf die neue Weise menschlich so viel näher gerückt wird, wie viel tiefer sie unser Gemüth ergreift.

Und wie es bei solch einem neuen Versuch das erste Mal wohl immer zu gehen pflegt, waren die reichen Mittel der modernen Scene weder vollständig, noch durchgehends auf die vortheilhafteste Weise zur Anwendung gekommen.

Der glücklichste Gedanke war es, das landschaftliche Element mit dem architektonischen auf dem Bühnenschauplatz zu verbinden, und durch Wechsel der Beleuchtung den Tag in seinem Auf- und Niedergang, die Verfinsterung des Himmels während der Katastrophe zur Anschauung zu bringen. Der Wechsel der Beleuchtung hat auf unser Gemüth eine Macht, der nicht ganz unähnlich, die der Wechsel der Farbe in den Tönen, die Bewegung in der Musik und Rede hervorbringt.

Aber freilich trat das Architektonische hier gegen das Landschaftliche zu sehr zurück, und gewährte die Bühne auch einen sehr malerischen Anblick, so fehlte ihr doch jenes Erhabene, Majestätische, was der Schauplatz für die Handlungen der griechischen Tragödie unbedingt verlangt.

Schon der Vorhang aus leichtem Stoff, der, in der Mitte getheilt, nach beiden Seiten auseinander ging, entsprach nicht genug der Würde des Gegenstandes. Wie viel imponirender stellte sich in Berlin nach dem feierlichen „Niedergang“ des Vorhangs die Bühne dar mit dem die ganze Breite des Hintergrundes einnehmenden Königspalast, seinen drei Pforten, seinem geräumigen Vorbau, den zwei großen Treppen, die zu dem Platz führten, auf dem der Altar in der Mitte angebracht war und auf dem der Chor sich gruppirte. Hier kommt der Palast nur als ein kleiner Seitenflügel rechts zwischen der ersten und zweiten Coulisse zum Vorschein. Aus schmaler Thüre führt eine zu unbedeutende Treppe auf die offne Straße, die im Hintergrund in sehr schöner Weise die Aussicht auf die Stadt gewährt. Die übrigen Coulissen zeigen reichbelaubtes Buschwerk, rankenumschlungenes Gemäuer, einen sprudelnden Quell und hohe Bäume, deren gewaltige Aeste zur Herstellung der malerischsten Soffiten benutzt sind. Am wenigsten kann man sich wohl mit der Art und Weise befreunden, wie der Altar angebracht ist, und namentlich, wie er verwendet wird. Man gewinnt daraus aber eine sehr interessante Belehrung. Obgleich sich der Altar nur auf ein paar

schmalen Stufen in der Mitte der Straße erhebt, so wurde er doch von allen Darstellern stets bei den bedeutungsvolleren Stellen als Rednertribüne benutzt. Er wurde dadurch zu einem profanen Möbel, wie ein ganz gewöhnlicher Tisch; aber deutlich ergab sich daraus, wie sehr in der antiken Tragödie für die Darsteller ein sie von dem Chor deutlich abhebender höherer Standpunkt Bedürfniß ist. Dies gehört zu dem Wesentlichsten der Darstellung der griechischen Tragödie. Der Abstand zwischen den Personen von Rang, den Berichtenden und dem Chor muß auch für das Auge zur Erscheinung kommen.

Jedem Kenner des Theaters mußte aber sofort einleuchten, daß allen diesen Mängeln auf einer geräumigen und mit reichen Mitteln ausgestatteten Bühne ohne allzu große Schwierigkeiten abzuhelfen sei. Der Palast könnte sich z. B. über die ganze Breite des Hintergrundes lagern, und erhübe sich nur sein Mittelbau zu mächtiger Höhe, so bliebe über seine niederen Seitenpartien noch immer die Aussicht auf die Stadt. Ein geräumiger Vorplatz für die Hauptpersonen, die Glieder des königlichen Hauses, zwei breite Treppen für den Wächter, den Seher und den Boten, ein weiter Raum zu ebener Erde im Vordergrund der Bühne für den Chor und den Altar in der Mitte, schließt die reichste Verwendung lebendigen Grüns und quellenden Wassers nicht aus. Bei solcher Anordnung bliebe dann auch, was sehr wichtig ist, der Altar für die leidenschaftliche Scene der Antigone reservirt.

Und wenn nun, demungeachtet Darstellung und decorative Umrahmung bei der ersten Aufführung noch nicht das Bedeutendste leisteten, was das Burgtheater zu geben im Stande ist; wenn nun, obgleich sämmtliche Rollen, mit Ausnahme einer einzigen, in Berlin, Dresden und München gewiß schon ebenso gut und besser dargestellt wurden, der Totaleindruck dieser Aufführung dennoch den jeder anderen überbot, so spricht das jedenfalls sehr entschieden für das von der Wiener Regie zur Anwendung gebrachte neue Princip.

Zwei Umstände hemmten sichtbarlich die Darsteller in der freien und unbefangenen Entfaltung der Rede: der Gedanke an den Trimeter und an die Größe des ungewohnten Hauses. Nichts schädigt so die Unmittelbarkeit der dramatischen Rede, als merkliches Streben nach materieller Deutlichkeit. Auf nichts paßt Tassos Wort besser: „Man fühlt die Absicht und man ist verstimmt.“ Fast Alle sprachen mit zu scharf ausgeprägter Artikulation und mit zu einschneidender Interpunktion, besonders zu Anfang ihrer Rollen. Die Schärfe der Artikulation schädigte die Geschmeidigkeit und den Wohllaut der Rede; die zu langen Pausen, namentlich bei den Kommata, erschwerten das Verständniß mehr, als es eine leichtere Behandlung der Silben und Laute gethan hätte. Ueberwiegend vernahm man deshalb einen zu gestoßenen Ton und eine zu gelockerte Satzverbindung. Der schweren Accente gab es zu viel, sie befanden sich in zu naher Nachbarschaft. Die Rede entfernte sich oft zu sehr von dem Boden des natürlichen Gesprächs, das nun einmal die Grundlage für den Dialog jeder dramatischen Dichtung bleiben muß. Man darf auch beim Sophokles nicht vergessen, was Aristoteles sagt: Die dramatischen Dichter haben den jambischen Vers für den Dialog gewählt, weil dieser der gewöhnlichen Rede am nächsten kommt. Wir wissen jetzt, daß auch die Griechen in der dramatischen Rede den rein rhythmischen Accent dem logischen und rhetorischen unterordneten, und einseitig gebildete Philologen, ohne feineres Gehör, werden uns nicht mehr überreden, daß dies geistreichste Volk, welches in allen Künsten nach höchster Einfachheit und Wahrheit strebte, einen Reiz darin gefunden haben sollte, in der Tragödie im Widerspruch mit dem Sinn der Rede zu betonen.

So wie sich die Schauspieler im Verlauf der Rolle, hingerissen, freier ihrem natürlichen Gefühl überließen, war zwischen diesen und den anderen Stellen ein Unterschied von Tag und Nacht.

An Herrn Schönes Wächter trat dies am deutlichsten hervor. In der Schauspielkunst ist die Grenze zwischen vollkommen Gelungenem und hinter dem Gewollten Zurückbleibenden eine äußerst schmale. Während die erste Scene nur die vortrefflichen Intentionen des Künstlers zur Anschauung brachte, kam in der Schilderung von dem Ergreifen der Frevlerin die angestrebte Charakteristik mit einem Anflug von Humor in vollkommener Rundung und Glätte der Sprache zu natürlichem Ausdruck.

Auch bei dem Hämon des Herrn Krastel machte sich in den ersten Reden, die allerdings dem Tone eine erzwungene Zurückhaltung auferlegen, ein doch etwas zu sorgfältiges Setzen der Silben und Worte bemerkbar; aber das Pedantische schwand, sowie den Jüngling die Leidenschaft der Mäßigung beraubte.

Herr Klein, der Führer des Chors, und Fräulein Wessely, Ismene, versahen sich nicht mit genügendem Athem für den langen Vers, und während ihnen daher zwar die erste Hälfte desselben gelang, sank seine zweite meistens in eine zu matte und klanglose Tiefe hinab. Wurde bei ihnen ein zu gleichförmiges Auf- und Niedersteigen in jedem Verse vernehmbar, so erhielt sich bei Herrn Hallenstein, dem Darsteller der unsympathischen Rolle des Kreon, die Rede in zu gleichmäßiger und zu geradliniger, der Modulation zu sehr entbehrender Stärke. Herrn Gabillon, Teiresias, und Herrn Robert, dem Boten (welchem auch der den Tod der Königin meldende Diener angefügt war), gelang es in vorzüglicher Weise, die Rede natürlich und zugleich ergreifend zu gestalten. Etwas zu jugendlich bewegt erschien mir die Königin der Frau Röckel.

Die musikalische Ausführung war, so weit ich es zu beurtheilen vermag, eine vorzügliche; demungeachtet glaubte ich zu bemerken, daß die Composition nicht mehr die frühere Wirkung auf das Publicum hervorzubringen vermag.

Und nun zu Frau Charlotte Wolter. Zuletzt von ihr, um mit einem Päan die Besprechung von der Aufführung der griechischen Dichtung beschließen zu können.

Ueber die erste Scene eile ich hinweg, wie die Künstlerin da über die Verse. Erst bei der aufopfernden That hatte sich die künstlerische Weihe an ihr vollzogen. Als Antigone wieder auf der Bühne erschien, war sie eine Andere. Auf dem Wege von der Bestattung hatte sie Apollo berührt, und ergriffen von göttlichem Wahnsinn, in dem nach der Vorstellung der Alten der Künstler allein das Ungewöhnliche zu schaffen vermag, führte Charlotte Wolter fortan die Rolle in menschlich wahrer und — ich finde kein anderes Wort dafür — in grandioser Weise durch.

Gleich die ersten Worte auf die Frage Kreon's: „Bekennest oder leugnest Du die Missethat?“ — „Ich that es, ich bekenn' es und verleugne Nichts!“ wurden mit so viel Hoheit, mit so erhabener Einfachheit und Würde gesprochen, Ton, Geberde und Miene verbanden sich darin so vollkommen zu Einem, daß Jedem eine Leistung sich ankündigte, die die Schauspielerin vollständig vergessen macht. Die Kritik braucht daher auch nicht ins Einzelne zu gehen — ja sie darf es nicht einmal, denn bei einem so harmonischen Kunstgebilde hört die Analyse auf. In stummer Verwunderung verharrte ich auch am liebsten über das stumme Spiel der Künstlerin, als sie Abschied vom Leben nimmt, wenn ich mich nicht zu einer Bemerkung gedrängt fühlte. Nur wenn die Liebe zum Leben in den letzten Augenblicken der Antigone so energisch zum Ausdruck gelangt, ermißt der Zuschauer die ganze Größe des Opfers, welches die Schwester dem Bruder bringt.

Nun, es war Jemand in der Vorstellung, der, was Charlotte Wolter in der mimisch-plastischen Kunst an diesem Abende geleistet hat, zu würdigen im Stande ist, wie unter allen Lebenden kein Zweiter. Die größte mimische Künstlerin der neueren Zeit, die von ewiger Grazie verklärte Fanny Elsler. Gewiß, sie windet der Antigone der Wolter einen Kranz.

E. Bürde.

Notizen.

Die Ministerveränderungen sind etwa vierzehn Tage alt, stehen aber in unserer verwöhnten Zeit kaum noch auf der Tagesordnung der öffentlichen Debatte. Das richtige Urtheil solchen Vorgängen gegenüber könnte zuweilen durch einigen Aufschub offenbar nur gewinnen. Welches täglich erscheinende Blatt würde indessen die Zumuthung wagen, der Leser möge sich nur einige Wochen gedulden, er werde dann die wohlerwogene Meinung der Redaction bestimmt erfahren. Bei der gegenwärtigen Procedur, die mit der Kritik oft genug dem Ereigniß sogar vorausläuft, sind Widersprüche und Selbstberichtigungen allerdings unvermeidlich. Das zutreffende Verständniß des Ministerwechsels ist auch jetzt noch um so schwieriger, als die fraglichen hohen Beamten vielleicht selbst noch nicht ganz genau wissen, was ihre Beförderung eigentlich bedeute, und welches Programm darin seinen Ausdruck finde. Man kann zehn gegen eins wetten, daß, sollte Herr von Puttkamer oder Herr von

Gaßler einen Leitartikel darüber schreiben, sie beide in keine geringe Verlegenheit gerathen würden. Der Minister des Innern hatte es sogar vor einigen Tagen im Reichsanzeiger versucht und einen seiner früheren Berichte als retrospective Illustration seiner Absichten beigelegt. Es half nichts. Die Blätter commentirten die Erklärung in sehr verschiedenem Sinne und das Publicum war hinterher genau so klug als wie zuvor. Das Verfahren war überdies hier zu Lande etwas ungewöhnlich und auch sicherlich nur auf die Wähler berechnet, vor deren Tribunal Niemand geradezu als reactionär erscheinen will. Nebenher ist dadurch erwiesen, daß der bewußte conservative Hauch von der politischen Wetterwarte nicht mehr überall bemerkbar sein muß. Auch der neue Cultusminister wollte nicht gesagt haben, daß er ausschließlich zur leichteren Pflasterung des Canossaweges berufen sei. Die etwas zu warm gerathenen ultramontanen Empfangsgrüße waren ihm nicht angenehm, und die heftige officiöse Polemik, die sich daran knüpfte, fand sicherlich nicht ohne sein Einverständniß statt. Bis zu den Wahlen wird die ganze Situation, also auch der wirkliche Stand der Beziehungen zu Rom, der Natur der Sache nach nebelhaft bleiben. Während dieser Periode wird es zum guten Ton gehören, dem Urwähler etwas Sand in die Augen zu streuen, womit nicht gesagt sein soll, daß das stets nach directen Befehlen der Machthaber geschehen werde. Man wird bezüglich der Art und Weise, wie eine Parole ausgeführt wird, mancherlei auf Rechnung des Uebereifers oder des Ungeschicks derer setzen dürfen, die damit beauftragt sind. Nach den Wahlen jedoch wird die Welt jedenfalls anders aussehen, und wir wollen dem Wort eines liberalen süddeutschen Fürsten vertrauen, der lächelnd meinte, die Bäume der Reaction wüchsen nicht in den Himmel wachsen. Am Ende entspräche es sogar einer richtigen Taktik, einen Minister, der nicht für ultrafeudal oder clerikal gelten will, beim Wort zu nehmen und ihm dadurch den Pakt mit den Gegnern zu erschweren, was ja eine angemessene Reserve seinen Versicherungen und Versprechungen gegenüber sowie ein scharfes Beobachten seiner Amtspraxis keineswegs ausschließt. Dieselbe Methode hat sich oft nach außen hin bewährt, wenn eine Regierung sich friedlich vernehmen ließ. Die gegenseitige diplomatische Behandlung ist ja nun einmal auch bei uns im Innern, man weiß durch welche Initiative, eingeführt. Die Engländer und Franzosen machen es, wenigstens bei ihren Wahlcampagnen, auch nicht viel anders. Den letzteren allerdings geht das heißblütige Naturell oft genug durch. Sonst hätte Gambetta nicht so viele falsche Manöver mit seinem Listenscrutinium gemacht. Er wird die Fehler seines Ungestüms im Stillen wohl erkannt haben und sich künftig vorsehen. Die kühle Manier seines Gegners und Frankreichs augenblicklicher, unter den Auspicien Grévys und Barthelemy St. Hilaires in Tunis errungener, übrigens wohlfeiler Triumph, thaten Gambettas Plänen Abbruch und brachten ihn einigermaßen aus der Fassung. Frankreichs Erfolg in Afrika wird viel bewundert, glänzt aber jedenfalls nicht durch correcte Haltung und durch Wahrheit. Wer die Geduld hatte, das letzte lange Rundschreiben Barthelemy St. Hilaires zu lesen, wird sich des Eindrucks nicht erwehrt haben, daß wohl selten in einem amtlichen Schriftstück mit ähnlichem Gleichmuth offenkundige Thatsachen nicht gerade entstellt, aber doch im Gegensatz zu dem Sachverhalt behandelt wurden. Während England und Italien sich darüber ärgern, daß ein bisher untergeordneter französischer Agent in Tunis jetzt thatsächlich mit ihnen als des Beys Minister des Auswärtigen verhandelt, versichert Herr Barthelemy ganz treuherzig, Frankreich wolle dort nur der Civilisation etwas aufhelfen und denke an keine Annexion. Die Italiener haben sich bei der Sache, wenigstens in ihren Journalen, nicht sehr klug verhalten. Die Behandlung jedoch, die ihren Landesangehörigen in Marseille und an anderen Orten widerfuhr, hat einmal wieder aller Welt gezeigt, wessen die Franzosen in solchen Fällen fähig sind. Deutschland kann aus guten Gründen wegen etwaiger Revanchegelüste bis auf weiteres ruhig sein. Aber der aufmerksame Beobachter jener widerwärtigen Vorgänge wird gestehen müssen, daß mit aller Achtung vor französischen Friedensmanifesten diejenige Regierung, die mit einiger Erweiterung des bekannten Spruches auch einer Republik nicht über den Weg traut und ihr Pulver trocken hält, gegen unliebsame Ueberraschungen am besten geschützt sein wird.

* * *

Im Verlag der literarischen Anstalt (Rütten & Löhning) in Frankfurt a. M. ist soeben der zweite Band des von Ludwig Geiger herausgegebenen **Goethe-Jahrbuches** erschienen. Für die, welche es angeht, genügt sicher diese kurze Notiz, um sie aufmerksam zu machen. Das Goethe-Jahrbuch hat sich schon mit seinem ersten Bande so vortheilhaft eingeführt, daß es hier keiner Empfehlung bedarf. Es reicht aus, wenn angeführt wird, daß der vorliegende Jahrgang seinem Vorgänger entspricht. Uebrigens ist er umfangreicher als dieser. Ein Aufsatz von Georg Brandes „Goethe und Dänemark", der den Band eröffnet, verdient allgemeine Beachtung.

* * *

Eine Specialstudie interessanter Art ist **Das Thierleben im Sprichwort** der Griechen und Römer von Carl S. Köhler; Leipzig, L. Fernau. Das Buch gibt, alphabetisch nach den Thiernamen geordnet, eine Zusammenstellung der betreffenden Sprichwörter im Originaltext (mit Stellennachweis) und in der Uebersetzung und kurzer Erklärung; in dem häufigen Fall, daß ein deutsches Sprichwort dem klassischen entspricht, wird auch dieses angeführt. Man sieht, es ist eine anscheinend trockene Aufzählung; indeß wirken diese lakonischen Paragraphen gerade deshalb, weil der Autor sich jeder eigenen Reflexion enthält, äußerst anregend. Man findet feine Beobachtungen in dem Buche, die beweisen, wie innig der Verkehr der antiken Welt mit der Natur war, und wie viel Nutzen daraus gezogen wurde. Mancherlei curiosen Aberglauben trifft man allerdings auch: aber Alles in Allem, man fühlt sich von dem Buche angenehm unterhalten und dankbar gegen den Verfasser gestimmt, der so viel Denkstoff in so anspruchsloser Form darbietet.

* * *

Seit einiger Zeit hört man ununterbrochen, sobald von Paris die Rede ist, von der neuesten dort herrschenden Mode, dem Monolog und von Coquelin dem Jüngeren als dessen unerreichtem Vertreter. Dieser hat kürzlich in einem von Luigi Loir sehr niedlich illustrirten Heftchen, Le monologue moderne (Paris, Paul Ollendorff) eine hübsche Plauderei veröffentlicht, worin er von dem Aufkommen und den Erfordernissen eines guten Monologes anmuthig erzählt. Recht erschöpfend ist seine Behandlung allerdings natürlich nicht: es scheint (was er aber nicht ausdrücklich sagt) daß in allen Fällen der Vortragende zu dem Erfolg des Stückes das Beste beisteuert. Ein Mustermonolog (En famille par G. Maynet, Dessins de A. Sapeck, Paris, Paul Ollendorff) bestätigt diese Annahme: das Ding ist von groteskem Uebermuth, fein in der Form, und es läßt sich denken, daß es hinreißt, wenn es gewandt, vor Allem mit Mimik vorgetragen wird — liest man es, so wirkt es matt. Immerhin ist es ein kennenswerthes Beispiel dieser allerneuesten Literaturgattung.

* * *

Feuerpenden von Marie Giese nennt sich ein Band Novellen, der vor kurzem im Verlag von Schulze u. Co. in Leipzig erschienen ist. Die beiden Geschichten „Ohm Franz" und „Nur keine Wittwe" zeigen die Verfasserin als eine liebenswürdige und unterhaltende Erzählerin. Anspruchslos gegeben, voll gesunder Empfindung bieten sie eine angenehme Unterhaltungslectüre — anständiger jedenfalls als Manches, was einen Augenblick auf diesem Gebiete „Sensation macht", um dann schnellem Vergessen anheimzufallen. Wir hoffen gelegentlich auf die Verfasserin zurückkommen zu können.

Caroline Deutsch erweist sich in ihren **Erzählungen** (2 Bände, Otto Meißner, Hamburg) gleichfalls als ein erfreuliches Talent. Zwei ihrer Novellen erwecken schon durch den Boden, worauf sie spielen — die Gegend der letzten Alpenausläufer in die ungarische Ebene, wo im jahrhundertelangem Nebeneinanderwohnen von Deutschen, Slaven und Magyaren sich allerlei absonderliche Zustände und Typen ausbilden durften — Interesse. Hat man ewig lange keine Dorfgeschichte gelesen, die nicht in Schwaben oder Oberbayern spielte, so sind diese eine erquickende Abwechselung. Eine dritte Novelle beschäftigt sich mit der Blaustrumpffrage — und die Verfasserin findet dafür eine recht liebenswürdige Lösung. Anmuthige und lebhafte Schilderungen sind das Charakteristische ihres Buches und verleihen der Lectüre desselben einen eigenthümlichen Reiz.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Lonison.

Novelle

von

Heinrich Laube.

16 Bogen. 8. geh. Preis ℳ 5.—

Das Horn von Wanza.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

14 Bogen. 8. geh. Preis ℳ 5.—

Beide Werke sind auch in eleganten Einbänden vorräthig.

Best frequ. Fach-Schule im Königr. Preussen

Buxtehude

b. Hamburg f. Maschinen- u. Bau-Techniker, Tischler und Maler. — Billige Pensionen. — Prüfungen. — Eintritt April, Mai, Octbr. u. Novbr. Monatl. Extrakurse jederzeit. Programme gratis.

Nordlandfahrten.

Malerische Wanderungen

durch

Norwegen, Schweden, Irland, Schottland, England,

enthaltend

Irland

von

Francis Broemel in Wien.

Indem wir bemerken, daß der Essay dieses berühmten Feuilletonisten und hervorragenden Kenners Irlands von ihm an Ort und Stelle redigirt worden, machen wir aufmerksam, daß dieses Prachtwerk ersten Ranges, dessen Text von den berufensten, mit Land und Leuten langjährig bekannten Autoren geschrieben ist und an dessen Illustrirung die bewährtesten Künstler betheiligt sind, in 18 bis höchstens 24 Lieferungen, jede 6—8 Bogen stark, zum Preise von 2 ℳ erscheint, und nehmen alle Buchhandlungen Subscriptionen an.

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Soolbad Nauheim

b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn

Naturwarme, kohlensäurereiche u. gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft. Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

Grossherzoglich Hessische Bade-Direction Bad Nauheim
Jäger.

MEYERS REISEBÜCHER.

Neueste Ausgaben 1880

Kollektionspreis 3 M. der Band, braun gebunden.

NORD-DEUTSCHLAND, Östlicher Teil (Berlin und Potsdam — Königreich Sachsen — Böhmische Bäder — Riesengebirge — Schlesien — Posen — Preussen — Pommern — Ostseebäder — Rügen). Mit 13 Karten, 17 Plänen, 1 Panorama und 68 Ansichten.

NORD-DEUTSCHLAND, Westlicher Teil (Hamburg — Mecklenburg — Schleswig-Holstein — Kopenhagen — Nordseebäder — Hannover — Westfalen — Hessen — Harz — Thüringen). Mit 20 Karten, 15 Plänen 1 Panorama und 31 Ansichten.

THÜRINGEN, von Schwerdt. Mit 12 Karten, 6 Plänen und 4 Panoramen.

DEUTSCHE ALPEN, Westlicher Teil (Oberbayern, Nordtirol, Vorarlberg, Ötzthaler Alpen, Brennerbahn, Südtirol). Mit 16 Karten, 4 Plänen, 11 Panoramen und 14 Ansichten.

DEUTSCHE ALPEN, Östlicher Teil (Salzburg-Berchtesgaden, Tauern, Dolomiten, Salzkammergut, Steiermark, Kärnten, Krain). Mit 9 Karten, 3 Plänen, 8 Panoramen und 21 Ansichten.

PARIS UND NORD-FRANKREICH. Mit 7 Karten, 30 Plänen, 33 Ansichten und 1 Panorama.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

Soeben erschien:

Die Römische Frage

unter Pippin und Karl dem Grossen.

Eine geschichtliche Monographie von

Wilhelm Martens,

Dr. der Theologie und der Rechte, Regens a. D.

8. (XI und) 379 Seiten. ℳ 6.—

Für Literaturfreunde!

Unter dem Titel:

LITERARISCHER MERKUR

erscheint seit October v. J. monatlich zweimal ein vornehm ausgestattetes

kritisches Organ der populär-wissenschaftlichen Literatur.

Dasselbe bringt neben fesselnden Essays über die verschiedensten literarisch interessanten Ereignisse unparteiische Besprechungen beachtenswerther Erscheinungen der

Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte (inclus. Kunst-, Literatur- u. Kulturgeschichte), Politik, Länder- und Völkerkunde, sowie der Schönen Wissenschaften.

Ausserdem enthält jede Nummer ein fortlaufendes, systematisches Verzeichniss der auf folgenden Gebieten in den letzten 14 Tagen erschienenen Neuigkeiten — und zwar aus der deutschen Literatur vollständig, aus der englischen und französischen soweit dieselben für Deutschland von Interesse sind:

Literaturgeschichte. Bibliographie. Sammelwerke.	Neuere Sprachen. Altdeutsche Literatur.
Theologie und Philosophie.	Geschichte u. deren Hülfswissensch.
Rechts- und Staatswissenschaft. Politik. Statistik. Verkehrswesen.	Länder- und Völkerkunde. Reisen.
Medizin. Thierheilkunde.	Kriegswissenschaft. Pferdekunde.
Naturwissenschaften. Pharmazie.	Bau- und Gewerbkunde. Maschinenwesen. Handelswissenschaft.
Mathematik. Astronomie.	Haus-, Land- und Forstwirthschaft.
Erziehungs- und Unterrichtswesen.	Belletristik.
Philologie. Orientalia.	Schöne Künste. Prachtwerke.

Der „Literarische Merkur" ist also für jede Bibliothek wie für jeden Privatmann, welcher für die literarischen Neuigkeiten eines oder mehrerer der oben bezeichneten Gebiete ein Interesse hat, von Wichtigkeit.

Zu beziehen durch jede Sortimentsbuchhandlung oder franco von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung zum Preise von 75 Pf. pro Quartal.

Die Verlagshandlung von **Franz Neugebauer** in **Berlin,** W.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 9. Juli 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Tunis und die französische Republik.

Von Karl Blind.

Der neueste Versuch, das Mittelmeer zum „französischen See“ umzugestalten, versetzt das Capitol in begreifliche Unruhe. Uns liegt von Italienern verschiedener freisinniger Gruppen eine Reihe brieflicher Aeußerungen vor, aus denen die Heftigkeit des Widerstreites mit schärfster Gewalt hervorbricht. Die Männer, die sich dem savoyischen Königshause anschlossen, um die Staatseinheit zu gründen, sprechen sich ebenso entschieden aus, wie die alten Mitkämpfer Mozzinis. Es ist ein Sturm der Entrüstung, gleich als hätte Brennus das Schwert wieder einmal in die Wagschale geworfen. Und von allen Seiten richten sich die Blicke nach dem, freilich auch mitbetheiligten England; doch dieses hat auf der unruhigen Schwesterinsel mit anderen sogenannten Kelten genug zu schaffen und muß daher vorerst „die Hände weg“ halten von den großen auswärtigen Fragen.

Die Sorge der Italiener ist begreiflich. Ihr Nationalstaat ist von junger Schöpfung. Die Grundlage dazu wurde in einem Kampfe gelegt, bei welchem das für die Deckung der Nordwestgrenze wichtige Savoyen, ja sogar die Heimat Garibaldis an den Bundesgenossen als Zahlung abfiel. Geschichtlich gesprochen, haben die italienischen Einheitsbestrebungen an Frankreich nie einen Freund gehabt. Dagegen sind im Norden und Süden Italiens, bis auf die neueste Zeit herab, zahlreiche französische Eingriffe erfolgt, von denen mancher von dem Plan einer förmlichen Festsetzung ausging oder auf die Schutzherrschaft abzielte. Zur Niederwerfung des römischen, von Mazzini, Saffi und Armellini verwalteten Freistaates, der den Keim einer italienischen Einheit in sich trug, vereinigten sich unter Ludwig Napoleons Präsidentschaft verschiedene Parteien. Falloux und Thiers, Tocqueville und Morny gingen da Arm in Arm. Vergebens suchte Ledru-Rollin mit einem Bruchtheil der republikanischen Partei die Unthat der tückischen Niederstoßung eines Freistaates durch einen Freistaat abzuwenden. Mit zweiundzwanzigjähriger Verbannung büßte er seine bessere Gesinnung.

Napoleons III. Bündniß mit Victor Emanuel fußte geradezu auf dem Gedanken, ein schwach vergrößertes Piemont mit einer Anzahl französischer Vasallenstaaten zu umgeben. Im päpstlichen Gebiet herrschte das Zweite Kaiserreich schon durch seine Besatzung. Toskana sollte an Jerome Napoleon, der Süden an einen Murat kommen. Wir wissen, daß noch 1860 dieser muratistische Entwurf mit Eifer betrieben wurde. Die von Mazzini auf Sizilien angelegte, zuerst von Rosolino Pilo geführte, von Garibaldi bis nach Neapel zum Sieg gebrachte Erhebung beseitigte die Gefahr. Die ganze Beharrlichkeit bonapartistischer Schutzherrschaftspläne zeigte sich indessen noch 1870, wo trotz der dringlichsten Lage die Verwandelung Roms in die Hauptstadt Italiens nicht gestattet werden sollte. „Niemols — niemals — niemals!“

Toulon ist ein Ausfallsthor nach Nord-Italien. Korsika richtet sich gegen die Mitte. Auf Sardinien wollen die Italiener mancherlei ihnen verdächtige französische Versuche erkannt haben; darauf bezieht sich u. A. einer der neuesten Briefe Garibaldis.*) Nun tritt der Uebergriff nach dem, Sizilien gegenüber gelegenen Tunis hinzu, dessen alt-karthagischer Hafen der bedeutendste an der ganzen nord-afrikanischen Küste ist. Kann man sich da wundern, wenn der noch kaum recht in sich gefestete, junge italienische Staat von Besorgniß für die Zukunft erfüllt wird?

Wer bürgt in der That dafür, daß die Heranziehung einer neuen Schule afrikanischer Feldherren nicht für Frankreichs eigene Freiheit eines Tages wieder verderblich werden wird? Sind nicht aus dieser afrikanischen Schule die Staatsstreichs-Generale hervorgegangen, die das zweite Kaiserreich schufen? Und bringt es nicht die unvermeidliche Verkettung der Dinge mit sich, daß eine Willkürherrschaft in Frankreich sich immer von Neuem in auswärtige Abenteuer stürzen muß, um dadurch die inneren Zündstoffe abzuleiten? Wäre damit nicht eine neue Bedrohung Italiens durch das zu seiner überlieferten Eingriffspolitik zurückkehrende oder zurückgedrängte Frankreich gegeben?

Hören wir nun vor Allem die Stimme eines Mannes, der, wie 1849 als Mitglied der römischen Dreimänner-Regierung, so auch heute noch mit an der Spitze der republikanischen Partei

*) „Sie fürchten“ — schreibt Garibaldi an General Fabrizi — „für Sardinien, and Sie haben Recht. Wofern die französische Repablik, wie ich nicht zweifle, die unter Napateon III. in Sardinien eingeteiteten Verführangskünste fortsetzt, wird diese unsere Herrin des Mittelmeers leicht in die Klauen unserer ...... Nachbarin fallen. Es wird dann das gelingen, was in Nizza anter dem Zuthun des graßen Mannes der Gemäßigten gelang and van 220 Abgeordneten der damatigen Vertretung gebilligt warde. Im Jahre 1860 liehen meine eigenen, tief angeekelten Mitbürger den Versprechungen der Franzasen ihr Ohr; und bei dem von Cavour angeardneten Valksbeschluß benutzten die Priester, die immer Feiade Italiens warea, unter dem Schutze des Kaiserreichs die herrschende Unzufriedenheit, am an der Spitze der Baaern einherzuziehen and eine der Vereinigung mit Frankreich günstige Abstimmung in die Uene zu tegen. Ich überlasse es dem Nachdenken, welch guter Bissen Sardinien für die Gedieter des „französischen Sees“ wäre, and wie tief niedergedrückt Italien van sa viel Verlust würde, den zu würdigen ansere Regieenngen gar nicht fähig scheinen.“

Italiens steht. Aurelio Saffi schreibt in einem mir zur Verfügung gestellten Briefe:

„Ich bin überzeugt, daß die öffentliche Meinung Englands, ohne Unterschied der Parteien, nicht mit günstigem Auge das Uebergreifen Frankreichs im Mittelmeer betrachten kann. Es ist das eine nicht blos für Italien nachtheilige Politik; sie verletzt zugleich jeden Grundsatz der völkerrechtlichen Billigkeit und der Gegenseitigkeit der Interessen, wie auch des wohlanständigen Betragens zwischen Völkern, die einig zusammengehen sollten auf dem Pfade des wirthschaftlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Fortschrittes.... Mit seinen Eroberungsgelüsten wird Frankreich zum Verräther nicht blos an den Grundlehren, auf die es seine gegenwärtige Regierungsform aufgebaut zu haben behauptet, sondern auch an seiner wahren Wohlfahrt und seinem sittlichen Einfluß, und es verurtheilt sich zu einer Vereinzelung inmitten der Feindschaft, die es unsinniger Weise gegen sich hervorruft: eine Vereinzelung, die — wenn es nicht durch den Gang der Dinge im Staat zu weiseren, vorschauenderen Rathschlägen zurückgeleitet wird — ihm nicht weniger verderblich ausschlagen kann, als seine frühere vereinsamte Stellung, durch die es unter dem Kaiserreich nach Sedan und zur deutschen Belagerung von Paris geführt wurde (potrà riuscirle non meno funesto di quello che la condusse, coll' Impero, a Sedan e all' assedio germanico di Parigi)."

Nicht minder entschieden wirft sich der greise General Nicola Fabrizi, einer der Mitschöpfer der italienischen Einheit, gegen Frankreich in den Harnisch. Er ist Mitglied des italienischen Abgeordnetenhauses. Den Worten, welche der verdienstvolle Kämpfer unlängst dort sprach, lauschten die Volksvertreter mit der höchsten Spannung. Auch er ist ein Freund Englands. Deutschland wurde er in einem neulichen Rückblick auf den Ausgang des Krieges von 1870—1871 in vollem Maße gerecht. Indem er daran erinnerte, daß bei Beginn des Krieges ruhmredig gesagt worden war: „der französische Besenstiel genüge ja schon, um das deutsche Heer zu Paaren zu treiben", fuhr er in seinem an die Presse gerichteten Briefe fort: „Wie sollte man aber nicht, vom politischen Gesichtspunkte aus, die von Deutschland im vollen Siege bewiesene Mäßigung bewundern, da es sich doch, in Bezug auf die Gebietsfrage, damit begnügte, ein ehemals von Frankreich erobertes Stück deutscher Erde zurückzunehmen, und gleichzeitig — obwohl selbst unter der Monarchie lebend — das besiegte Frankreich sich zur Republik gestalten ließ?"

General Fabrizi ist ein Gegner jedes französischen Bündnisses. Er will überhaupt sein Land nicht unter stehende Bündnißverpflichtungen gebracht sehen. Sein umfangreiches Schreiben — gleich dem Saffi'schen ursprünglich an Herrn Vitale de Tivoli in Oxford gerichtet und mir freundlichst zur Veröffentlichung mitgetheilt — behandelt diese Fragen in eingehender Weise. General Fabrizi wünscht ein Zusammengehen mit England, ohne an dasselbe Forderungen zu stellen, die über die englischen Interessen hinausgehen, also Italiens eigene Würde beeinträchtigen würden. Scharf drückt er sich gegen die französische Schutzherrschafts-Politik aus, die den Mantel des Wohlthäters um sich schlägt.

„Stets" — schreibt General Fabrizi — „trat ich gegen Frankreich in den politisch-völkerrechtlichen Beziehungen auf, so sehr, daß, als mir ein Franzose einmal vor 1848 sagte: 'Sie lieben Frankreich nicht, weil es 1831 nicht thätig eingriff!' ich antwortete: „Ich liebe es vielmehr nicht wegen jedes einzelnen Falles seiner Einmischung!" Und da er auf England hinwies, das gar keine Einmischung vornehme, erwiderte ich: 'Gerade darum zähle ich auf die Uebereinstimmung seiner Interessen mit den unserigen, und zwar innerhalb der Grenzen der Nothwendigkeit!'"

General Fabrizi war denn auch — wie er bemerkt — zwischen 1848 und 1859 durchaus nicht mit denen einverstanden, welche auf Piemont rechneten, da dieses, wegen seiner nordwestlichen Lage am Fuße der Alpen, nichts thun konnte, ohne einer französischen Einmischung entgegensehen, ja, auf sie ihre Pläne gründen zu müssen. Auch Mazzini, von dem er verehrungsvoll als dem „berühmten Meister" spricht, habe seiner Ansicht nach darin geirrt, daß er seine Versuche im Norden gemacht und dadurch politisch und kriegerisch zu denselben Folgen beigetragen habe. Fabrizis Trachten war vielmehr auf den Süden gerichtet, wo man freundschaftlich mit den englischen Interessen zusammentraf und mit Frankreich weder als mit einer gefährlichen Stütze, noch als mit einem Hindernisse zu rechnen hatte.

Werthvolle Andeutungen sind in dem Fabrizi'schen Schreiben über die früheren italienischen Beziehungen zu der englischen Diplomatie gemacht. Ich übergehe sie hier, um nur noch hinzuzufügen, daß der Verfasser gegen jede Hinneigung zu Frankreich warnt, sowohl um Italiens selbst willen, als auch weil man nicht jenem Streben nach Uebermacht in die Hände arbeiten dürfe, durch welches das napoleonische Kaiserthum sich dem französischen Volke wieder aufzudrängen wußte. Nicht minder wachsam — meint General Fabrizi — müsse man sein, wenn auch die Aussaugungspolitik im täuschenden Gewand der Heuchelei einhertrete, anstatt sich offen als Gewalt zu geben (quell' assorbimento che ha il danno dell' ipocrisia, sostituita all' aperta prepotenza).

Der italienische Freund, Herr Vitale de Tivoli, an welchen diese Briefe geschrieben sind, spricht sich fast noch entrüsteter über das französische Vorgehen aus. „Es ist," schreibt er, „wahrhaft beklagenswerth, daß die französische Nation, so oft sie die republikanische Verfassungsform annahm, dieselbe stets herabgewürdigt hat, indem sie in innerer wie in äußerer Politik die Gebote der Ehre verletzte. Wie verächtlich machen sich ihre Führer vor Freund und Feind! Sicherlich thun sie der Demokratie mehr Harm, als alle Könige und Kaiser es je vermöchten. Nun, non ragionam di lor — mit Dante zu sprechen."

Gewiß sind das Worte so stark wie sie nur sein könnten. Und daß sie von einem ehemaligen Freunde und Genossen Mazzinis herstammen — der allerdings auch oft genug gegen das Uebermachtsstreben Frankreichs warnte, von welchem er alle Parteien des Landes ergriffen glaubte — gibt Tivolis Aeußerungen eigenthümliche Bedeutung. Der freundschaftliche Verkehr, in welchem der letztere mit Führern der verschiedensten freisinnigen Richtungen Italiens steht — von der demokratischen an bis zur verfassungsmäßig liberalen — läßt seine Empfindungen als die durchschnittlich unter seinen Landsleuten herrschenden erscheinen.

Bei solcher Stimmung wird man kaum darüber erstaunt sein, daß selbst so gemäßigte Blätter, wie die römische „Riforma", bereits Winke über die Berechtigung Italiens auf den Besitz von Korsika und Nizza geben.

II.

Wir haben obige Auszüge lediglich zu dem Zwecke mitgetheilt, ein italienisches Stimmungsbild zu liefern. Nichts könnte uns ferner liegen, als unnöthig die öffentliche Meinung gegen den westlichen Nachbarn Deutschlands aufzuregen. Weniges liegt uns im großen Völkerleben vielmehr näher, als die französische Republik in friedsamer Entwickelung zu einem leuchtenden Vorbilde sich gestalten zu sehen. Der beste Freund aber ist nicht der, welcher schweigt, während der Andere dem Abgrunde zurennt. Auf die Gefahr hin, mißkannt zu werden, sei daher die Wahrheit gesagt. Gestalten sich doch neuerdings die Dinge in Frankreich zwischen der Richtung Gambettas einer- und der Grevy'schen andererseits so, daß die Besorgniß derer, welche der Republik wohlwollen, leider nur allzu gerechtfertigt ist.

Wir sahen den Freistaat in Frankreich 1848 erstehen; und 33 Jahre der vielfältigsten Erfahrungen haben uns die Begeisterung jener Tage nicht vergessen machen. Wir waren auch Zeuge und Theilnehmer bei jenem leider mißglückten Versuche von 1849 in Paris, den gewaffneten Ansturm gegen die römische Republik abzuwenden, auf welchen die von Montalembert ersehnte, am 2. December 1851 schnöde ins Werk gesetzte „Unternehmung im Innern" (l'Expédition à l'intérieur) folgte. Nochmals wurde es, Dank den deutschen Siegen von 1870, möglich, den Freistaat in Frankreich zu gründen. Und keine Erinnerung an das, was während jener weltgeschichtlichen Kämpfe thörichterweise gegen

unser Volk gehöhnt wurde, soll uns je hindern, die wärmsten Wünsche für das Gedeihen der französischen Freiheit zu hegen.

Nicht den Deutschen auch kommt es zu, irgend welche Mißgunst über das Vordringen der Franzosen in Nord-Afrika zu fühlen. Franzosen, wie Italiener, vermögen dort Bildungskeime auszustreuen. Die Frage ist nur: ob das neueste Verfahren Frankreichs nicht in bedenklicher Weise dazu angethan ist, zu einem Rückschlag gegen dessen eigene Freiheit zu führen und dadurch wiederum die Sicherheit Mittel-Europas zu gefährden?

Wohl gibt es Viele, die scheinklug das Wort nachreden: „Frankreich sei nun einmal nicht zufrieden, wenn es nicht alle paar Jahre sein Heer irgendwo einmarschiren lasse; und da müsse man es auch für Deutschland ganz zuträglich halten, daß dies weit weg — in Afrika — geschehe." Diese Klugheit erinnert uns an jenes andere große Wort von dem „bischen Herzegowina", das unmöglich den Orient in Brand stecken könne. Wie bald aber sahen wir nach dem russisch-türkischen Krieg ein Rennen und Laufen, gleich als brenne schon das nächste Ucalegon! Wie irrig erwies sich da das frühere ruhige Zuschauen, oder gar das stille Fördern des Angriffs auf die Türkei!

Die kühne Würflerpolitik mag eine Zeit lang Glück haben; sie mag wiederholt knapp an der Vernichtung vorbeikommen, sogar große Gewinnste einstreichen. Auf die Dauer aber muß der wahre Staatsmann — wenigstens sofern er den wirklichen Völkerfortschritt erstrebt und nicht gegen die Sintfluth gleichgültig ist, die nach seiner persönlichen Regierung kommen mag — anders rechnen. Für den Fortschritt ist es nun nicht gleichgültig, ob Frankreich sich eine neue Schule afrikanischer Generale heranzieht, die dem Staatsstreich und dem zur Niederhaltung einer inneren Opposition nöthigen auswärtigen Abenteuer zustreben. Für den Fortschritt nicht gleichgültig ist es, ob die echte bürgerliche Gesinnung, die gesetzlich parlamentarisch vorgehende Richtung, in Frankreich von der demagogisch-cäsaristischen überwältigt wird, die einerseits bombastisch von „Volksbeschlüssen" und „Großwählerschaften" redet, andererseits mit den Gallifets zusammenhängt und daher dem Heere und dem eroberungssüchtigen Ausdehnungstriebe schmeichelt. Für den Fortschritt nicht gleichgültig ist es, ob Frankreich sich gewöhnt, auf offenem, verfassungsmäßigem Wege auch seine auswärtige Politik in Zukunft zu betreiben, anstatt sich nach wie vor Ludwig XI., Mazarin, Richelieu, Ludwig XIV., Napoleon I. und Napoleon III. zum Muster zu nehmen, die die Heuchelei und die Lüge zum Grundsatz erhoben und stets zuerst unter einer Maske vorgingen, bis sie die Maske abwerfen konnten.

Der Sinnesart des französischen Volkes, wenigstens seiner politischen Parteien, hat es tief geschadet, daß es Jahrhunderte hindurch unter solcher Führung stand. Wohl erzeugen die Völker oft ihre Regierungen. Nicht minder häufig aber verstehen es einflußreiche Männer und Gruppen, welche durch Gewalt oder die Gunst der Umstände emporgebracht wurden, den Sinn der Menge zu mißleiten, zu fälschen, sie an entscheidenden Punkten auf den Irrweg zu führen, von welchem auf lange hinaus keine Rückkehr möglich ist. So vermögen die Einzelnen oft schicksalsvoll in das Leben kommender Geschlechter einzugreifen. Vergeblich macht sich der Geschichtsforscher später klar, daß eine entgegengesetzte Wendung an einem Haare hing.

Zwei sich widersprechende Richtungen sind heute wieder in Grevy und Gambetta verkörpert. Wie im richtigen Trauerspiel, ist auch der oberste Beamte des Freistaates in der tunesischen Angelegenheit von Schuld nicht ganz frei zu sprechen. Er hat es zugelassen, daß Frankreich mit einem Male wieder in die Politik der Gewalt, des Uebergriffs und des auf Täuschung berechneten, sozusagen katzenhaften Vorgehens zurückgeworfen wurde. Durch den eigenen Bruder, den Statthalter von Algerien — dem, als einem bürgerlichen „Pekin", die soldatische Partei hart zusetzte — sah der Präsident der Republik sich gewissermaßen die Hände gebunden. Um des Bruders Stellung zu wahren, mußte er den afrikanischen Generalen die Zügel schießen lassen. Daß aber nicht Grevy der eigentliche Urheber des Krieges war, daß vielmehr hinter den Bühnenwänden ein Anderer darauf hintrieb, der an Grevys Stelle zu gelangen sucht, unterliegt keinem Zweifel.

Dem Nationalstolze zu schmeicheln, um die Masse desto besser für seine Zwecke der Selbsterhöhung zu kirren, das verstand nicht Ludwig Napoleon allein. Es ist vielmehr die Kunst aller derer, die durch das Plebiscit, oder durch eine plebiscitarisch verwendbare Listenabstimmung, zur Dictatur zu gelangen suchen. Ist die Dictatur einmal thatsächlich da, so findet sich das Weitere mit unentrinnbarer Nothwendigkeit; auch in der Richtung nach Außen hin. Und darum sagen wir nochmals: es ist eine kurzsichtige Politik, die Frankreich den Tunis-Brocken gern zuwarf. An solchen Bissen nährt sich ein alter verderblicher Hang, der schließlich von Afrika her wieder den Weg nach Paris, und von da „an die Grenzen" („Aux Frontières!") nehmen kann. So gelangt man oft unversehens zu neuen furchtbaren Kämpfen, die wohl Deutschland mit vereinigten Kräften abermals siegreich durchfechten würde, bei denen aber auch der gründlichste Sieg einer schweren Einbuße gleichkommt.

Frankreich zum ruhigen Ausbau seiner inneren Freiheit anzuhalten, die Sinnesart großer Schichten mittelst der so furchtbar vernachlässigten Volkserziehung zum Besseren zu wenden, ist die wahre Aufgabe republikanischer Führer. Wie aber sprach der ehemalige Dictator von Tours unlängst beim Gastmahl des Vereins für Abschaffung der Sklaverei?

„Frankreich" — rief Gambetta aus — „wird niemals groß, niemals bevölkert genug sein. So oft man die Zahl seiner Bürger vermehrt, sei es an den Thoren des Vaterlandes selbst oder in seinen Pflanzstätten jenseits des Meeres, erhöht man Frankreichs Größe!"

„Sei es an den Thoren des Vaterlandes selbst!" — kann dies anderswohin deuten, als nach Deutschland oder Belgien; von der Schweiz und Italien nicht zu sprechen? Gegenwärtig sind allerdings diese Aussichten verbaut. Was bleibt also übrig, um Frankreich so groß, so bevölkert wie möglich zu machen?

Für die Vermehrung seiner Einwohnerzahl schiene es wohl das Einfachste, zu einem natürlichen Familienleben zurückzukehren, d. h. jene künstliche Beschränkung aufzugeben, von welcher die französischen Statistiker klagend sagen: sie sei soweit gediehen, daß zu befürchten stehe, es würden bald die Geburten nicht mehr die Sterbefälle decken. Mit einem dahin zielenden Rath beschäftigte sich jedoch der Redner beim Bankett der Abolitionisten nicht. Er sprach vielmehr von einer Vergrößerung Frankreichs nach Außen hin. Mit anderen Worten: er hielt es für nützlich, daß eine fruchtbare, arbeitsame, kriegerisch tüchtige fremde Bevölkerung „an den Thoren des Vaterlandes" in die Grenzen Frankreichs hineingezogen werde, während in Frankreich selbst die Einzelnen, Dank jener künstlichen Beschränkung in der Erzeugung der Volkszahl, dem Genusse besser nachgehen könnten.

Da nun „an den Thoren des Vaterlandes" augenblicklich nichts zu machen ist, so bleibt nur die Vergrößerung der „Pflanzstätten jenseits des Meeres" übrig. Hier ist aber darauf aufmerksam zu machen, daß die große Mehrheit der Auswanderer nach den französischen Ansiedelungen nicht aus Franzosen von Abkunft und Sprache besteht, deren Zahl ja im eigenen Lande fest stehen bleibt, vielmehr aus Elsässern und eigentlichen Deutschen, aus Italienern und Spaniern zusammengewürfelt ist. Sind doch zwei von den drei Provinzen in Algerien selbst eher italienisch und spanisch, was Einwohnerzahl anlangt, als wirklich französisch! Was soll es da mit der Vermehrung der Pflanzstätten, wo doch kein Ueberschuß an Bevölkerung vorhanden ist?

Der Ursprung des, mit Gambetta zu reden, zur Vergrößerung Frankreichs bestimmten, von der „Republique Française" nach errungenem Erfolg lärmend belobten Krieges gegen Tunis ist ganz in Dunkel gehüllt. Nach der Ansicht aller denkenden Freunde der Republik ist das eines der gefährlichsten Merkzeichen der Unternehmung. Wohl sprach Gambetta zu Cahors, bei Einweihung des Denkmals für die Mobilgarden, zur Abwechslung wieder einmal Worte des Friedens, wie er überhaupt zur Erreichung seines Zieles sich im Zickzack bewegt — bald dem Heere schmeichelnd, bald das Ausland beruhigend; bald den

„neuen gesellschaftlichen Schichten" sich als Führer anbietend, bald die ordnungsliebenden Tuchhändler als Muster im Staate hinstellend. Wohl sagte er auch zu Cahors: über Friede und Krieg könne jetzt in Frankreich keine Entscheidung getroffen werden, als durch den Willen des Volkes. „Frankreich ist entschlossen, seine Würde im Frieden aufrecht zu halten; denn es bedarf des Friedens. Ihr seid die Herren; nichts kann ohne den Willen der Nation geschehen!"

Sehr schön gesprochen. Und doch ist Krieg gegen Tunis geführt worden; Krieg ohne Befragung der Nation; Krieg von geheimnißvollem Ursprung; Krieg, der zuerst von den entschiedensten Republikanern als unmöglich verspottet wurde; Krieg, den man als mit den Wünschen des Präsidenten der Republik nicht übereinstimmend bezeichnete. Dieser Krieg, bald darauf halbamtlich, dann amtlich, als ein bloßer Spaziergang zur Züchtigung eines Grenzstammes und nicht im mindesten als der tunesischen Regierung feindlich dargestellt, wurde trotz des schattenhaftesten Widerstandes der Krumir (oder Kmir), und trotz der völligen Unthätigkeit des Beys, bis an den Palast des letzteren fortgesetzt und schließlich, im Widerspruch mit allen früheren Betheuerungen, zur Gründung einer förmlichen Oberherrschaft ausgebeutet. Mit Erstaunen sah Europa zu, daß die königliche und kaiserliche Politik Frankreichs unter der Republik wieder in der alten Gestalt auftauchte.

Wo war da, in all diesem, eine „Befragung der Nation" zu finden? Und wer waren die eigentlichen Urheber des Krieges? Man ahnt es wohl; aber eine gesetzliche Verantwortlichkeit ist nicht festzustellen.

Diese Vorgänge sind nicht beruhigend für die Zukunft der Republik; nicht beruhigend für ihre Beziehungen zum Ausland, auch wenn der einflußreichste Staatsmann Europas sein „Placet" ertheilt. Der Pfad, auf welchem Gambetta das französische Volk in äußerer, wie in innerer Politik zu führen sucht, leitet zu einer persönlichen Regierung zurück, die zu neuen gewaltsamen Zusammenstößen führen müßte, wenn nicht — um mit Rochefort zu sprechen, denn auch Rochefort hat manchmal Recht — noch zu guter Zeit „Schach dem König!" geboten wird, wie es soeben glücklicherweise durch den Senat geschah.

Wir leben in einer Zeit der raschen Entwickelungen. Die Ereignisse folgen sich schnell. Ihr Zusammenhang ist ebenso schnell vergessen. Da mag Mancher sich nicht mehr daran erinnern, daß die Republik vor einigen Jahren in der französischen Nationalversammlung mit der Mehrheit einer einzigen Stimme gegründet wurde. Es war ein merkwürdiger Sieg — lediglich das Ergebniß des Zwiespaltes unter den monarchischen Parteien, welche in Folge der unklugen Verlängerung des Krieges von 1871, und des dadurch erzeugten Umschlages der Meinung unter den Volksmassen, in der Landesvertretung der Zahl nach die Oberhand erlangt hatten.

Hätte sich der bourbonische Prätendent damals von einem seiner nutzlosesten mittelalterlichen Vorurtheile in Bezug auf die dreifarbige Fahne losmachen können, so wäre ohne Zweifel eine Wiederherstellung des Königthums beschlossen und die Nation damit in neue innere Kämpfe geworfen worden. Sogar nachdem diese große Gefahr vorüber war, entging man später einem beabsichtigten Mac Mahon'schen Staatsstreich fast nur durch Zufall. Seitdem und in Folge von Grevys Ernennung sind die reactionären Parteien niedergehalten worden; und wohl mag sich Frankreich heute Glück dazu wünschen, daß ein so selbstloser, von wahrem Bürgersinne erfüllter Mann an der Spitze des Landes steht.

Noch oft genug ist aber auch seit Grevys Amtsführung der ungestüme, rachsüchtige Geist bonapartistischer Heißsporne und das hitzige Blut royalistischer „leichter Reiterei" in parlamentarischen Stürmen hervorgebrochen. Dabei ist die republikanische Mehrheit innerlich nicht stark gefestigt. Sie enthält in ihren Reihen manche nur durch die Verhältnisse zeitweilig Bekehrte, die einfach noch dem Grundsatze handeln, daß „die Republik die Regierungsform ist, welche Frankreich gegenwärtig am wenigsten spaltet". Die einzelnen republikanischen Gruppen der Kammer stehen überdies stark nebenbuhlerisch einander gegenüber. Außerhalb des Parlamentes setzen die zurückgekehrten Verbannten von der Pariser Gemeinde ihre unversöhnliche Bewegung fort, so daß der furchtsamere Theil des Mittelstandes schon etwas geneigt ist, sich nach einem „starken Mann" umzusehen, der zum „Retter der Gesellschaft" werden könnte.

Im Heer aber sind die höheren Stellen meist von Bonapartisten und königlich Gesinnten besetzt. Endlich lastet auf der ländlichen Bevölkerung, welche die Ueberzahl der Wähler bildet — besonders im Westen und theilweise auch im Süden — noch vielfach geistige Nacht in Folge des vernachlässigten Volksunterrichtes. Für wen freilich Paris „ganz Frankreich" ist, der mag diese Dinge auf die leichte Achsel nehmen. Die Geschichte dagegen ertheilt dem in ihr Forschenden eine ernste Lehre.

Bei solcher Lage sind alle wahrhaft fortschrittlichen Männer Frankreichs seit einer Reihe von Jahren der Ueberzeugung, daß kriegerische Verwickelungen auf lange hinaus vermieden werden müssen, und daß man an die schwankende Menge nicht mit gefährlichen Plebiscit-Versuchen herantreten darf. Beides aber ist Gambettas neueste Politik. Er hat den Kriegsmantel von Tunis herausgehängt; und in überstürzender Hast hat er, aus Freude über den Triumph, den er in der Kammer — eigentlich gegen den Willen der Kammer — mit einer Mehrheit von nur 8 Stimmen in Sachen der Listenabstimmung errang, zu Cahors fast schon den plebiscitarischen Purpurmantel herausgehängt. Mit einer Mehrheit von 34 Stichen wurde ihm indessen der Mantel unerwartet im Senat zerfetzt.

Jetzt sucht Gambetta sein eigener Marc Anton zu sein und die Menge zu mißleiten, indem er den „9. Juni" mit dem „16. Mai" vergleicht. Der Krieg zwischen Gambetta und Grevy, der den ehemaligen Dictator vollkommen versteht, ist nun erklärt. Gespannt blickt Europa auf den Ausgang; denn auch für Europa liegt in den Zipfeln des Gewandes, das der ehemalige und sogenannte „kommende Dictator" gern umhängen möchte, eine bedeutsame Entscheidung.

Unsere Parteien.

Von Eduard von Hartmann.

II.

Der Conservatismus.

Wie steht es nun aber mit unseren conservativen Parteien? Ist denn in ihrer Gesammtheit oder in einzelnen von ihnen nicht jene reichsconservative Partei gegeben, zu der die nationalliberale sich hätte entwickeln sollen und leider bisher nicht entwickeln konnte?

Die conservative Partei vor 1866 setzte sich aus drei verschiedenen Elementen zusammen: aus monarchischen Legitimisten, feudalen Aristokraten und absolutistischen Bureaukraten. Die Legitimisten haßten den Constitutionalismus, weil er in seinem Kampf um die parlamentarische Regierungsform auf Schmälerung der Rechte der Krone abzielte, die Feudalen haßten ihn, weil er den Sieg der nivellirenden Bourgeoisie über die ständischen Gerechtsame repräsentirte, die Bureaukratie haßte ihn, weil er ihre Cirkel störte und neben ihrer bisherigen Alleinherrschaft ein neues unbequemes Element in das Staatsleben einführte. Die Legitimisten betonten die unantastbaren Rechte der Krone von Gottes Gnaden und stützten diese auf die Solidarität von Thron und Altar, weil mit dem Wanken der Altäre auch der Glaube an die göttliche Legitimität der Kronen seinen Halt verlieren müßte. Die Feudalen stützten sich auf die Kirche als das letzte ihnen übrig bleibende Mittel, um das aufsässige Bauernvolk von revolutionären Ideen abzusperren und in Zucht und Ordnung zu halten. Beide suchten durch Ausdehnung des kirchlichen Einflusses insbesondere auf die Jugenderziehung die heranwachsende Generation vor dem Gift der liberalen Miasmen zu schützen, und die Bureaukratie mußte sich ihnen anschließen, da sie keine andere Anlehnung fand.

Wie überall und jederzeit (z. B. wieder augenblicklich in Rußland) die conservativen Parteien in ihrer Verlegenheit, wie sie sich einer revolutionären oder radicalen Strömung erwehren sollen, zur kirchlichen Frömmigkeit als dem letzten Rettungsanker alter guter Zucht und Sitte greifen, so auch damals. Selbstverständlich konnten nur solche kirchliche Richtungen als Bollwerk gegen den Liberalismus in Betracht kommen, welche selbst jedes Paktiren mit den liberalen Zeitideen verschmäht hatten. So wurde die kirchliche Positivität zum Kennzeichen des verläßlichen Staatsbürgers, zur conditio sine qua non einer persona grata und in Folge dessen zum eifrig cultivirten Mittel bureaukratischen und militärischen Streberthums. Die Frömmelei und religiöse Heuchelei schoß so üppig ins Kraut, wie seit Wöllners Zeiten nicht; in die preußischen Schulen und Seminarien zog jener finstere Geist der Regulative ein, durch dessen Nachwehen noch heutigen Tages jede höhere oder niedere preußische Schule sich so unvortheilhaft von gleichartigen kleinstaatlichen Anstalten (die mecklenburgischen ausgenommen) unterscheidet. Die kirchliche Orthodoxie, deren Wiederaufleben man im Anfang dieses Jahrhunderts einfach für ein Ding der Unmöglichkeit gehalten hätte, erntete nun die von 1820—1850 in aller Stille gestreute Saat und schleuderte im Bewußtsein ihrer wohlverschanzten Stellung dem Zeitgeist ihren Handschuh um so höhnischer in's Angesicht.

Nichts hat das gebildete Bürgerthum von 1850—1870 so aufgebracht und erbittert, als diese ihre innersten Gefühle verletzende gewaltsame Restauration der kirchlichen Orthodoxie, als die systematische Verdummung des unmündigen Volkes und der unmündigen Jugend durch die Staatskirche, gegen welche es völlig machtlos und wehrlos war. Niemals würde der constitutionelle Conflict solche Schärfe angenommen haben, wenn nicht die Erbitterung über die Reaction auf dem Gebiete der Kirche und Schule das Volk so willig gemacht hätte zu dem Glauben, daß eine Regierung, die sich solcher Mittel bediente, auf jedem Gebiete eine schlechthin reactionäre Regierung sein müsse. Nichts hat so sehr den Abscheu der kleinstaatlichen Bevölkerungen gegen Preußen genährt und gesteigert, als die Mißachtung und Verletzung der religiösen Ueberzeugungen in der Besetzung der Kanzeln und der kirchlichen Verdummung der Schuljugend und als der Vorsprung, den die zur Schau getragene (gleichviel ob wahre oder erheuchelte) Kirchlichkeit in allen Staatscarrieren verschaffte.

Heute noch treibt jedem Preußen die Erinnerung an jene Zeit die Schamröthe ins Antlitz, und heute noch muß er verstummen gegenüber der Frage eines Ausländers oder kleinstaatlichen Deutschen, was denn in Ermangelung der parlamentarischen Regierungsform das preußische Volk für Mittel besitze, um der Wiederkehr ähnlicher Bedrückungen und Demüthigungen vorzubeugen. Heute noch überläuft jeden gebildeten Preußen eine Gänsehaut bei dem Gedanken an diese Möglichkeit, und das ganze seit dem Rücktritt des Ministers Falk erhobene Geschrei über Reaction zieht seine Kraft nur aus diesem Grauen vor dem Alp der religiösen Reaction in Kirche und Schule. Ohne die Erfahrungen jener Zeit würde heute Niemand sich mit dem Popanz der Reaction schrecken lassen, denn die Zeiten sind andere geworden, und eine politische Reaction wäre für die Regierung selbst jetzt am unvortheilhaftesten; aber das Gespenst der Reaction in Kirche und Schule läßt die Furcht vor Reaction überhaupt nicht zur Ruhe kommen und ist Wasser auf die Mühle des Liberalismus, welcher als einzigen Schutz gegen solche Gefahr die parlamentarische Regierungsform anpreist. So ist die religiöse Reaction der Conflictsperiode der allereigentlichste geschichtliche Grund für die Fortdauer des Liberalismus trotz der Reichsgründung geworden, und die den conservativen Parteien verbliebene größere oder geringere Hinneigung zur religiösen Reaction darf mit Recht als das künstliche Mittel bezeichnet werden, von dessen Gnaden der Liberalismus sein eigentlich mit der Reichsgründung verwirktes geschichtliches Leben von Jahr zu Jahr weiter fristet.

Zur politischen Reaction war das Jahr 1866 der letzte geeignete Moment; da die Regierung sie damals trotz des Drängens der Conservativen verschmähte und die Stetigkeit der geschichtlichen Entwickelung für wichtiger hielt, als den zeitweiligen Gewinn eines freieren Operationsfeldes, so brauchen wir heute uns um etwaige Velleitäten des kleinen Häufleins der Altconservativen kaum noch zu kümmern; die Deutschconservativen und Freiconservativen haben selbst schon zu viel Geschmack am parlamentarischen Wirken gefunden, um diese Gelegenheit zur Bethätigung gern wieder aufzugeben oder sich erheblich beschränken zu lassen. Etwaige kleinere auf verfassungsmäßigem Wege vorzunehmende Aenderungen der Verfassung aber (wie z. B. die Verlängerung der Legislaturperioden und das seltenere Tagen des Parlaments) würden unser Volk sehr viel kühler lassen als die liberalen Parteiführer glauben, und nur das über dem Haupte des Volkes hängende Damoklesschwert der Reaction in Kirche und Schule ist es, was das Mißtrauen desselben gegen alle Fractionen der conservativen Partei zu einem schlechthin unüberwindlichen macht, und es nolens volens immer wieder in die Arme des Liberalismus zurücktreibt.

In der That hat keine unserer conservativen Fractionen bisher etwas gethan, um das Vertrauen zu rechtfertigen, daß sie dem Versuch einer solchen Reaction sich mit allen Kräften bis auf das Aeußerste widersetzen werde. Die altconservative Partei hat kaum noch einen anderen Daseinszweck als das Streben nach der Herbeiführung einer solchen Reaction und würde bei einem großen Theil der Deutschconservativen jederzeit der Unterstützung ebenso sicher sein wie bei dem Centrum und seinem Anhang. Der Rest der Deutschconservativen hat zwar keine Neigung, die Regierung zu einer solchen Reaction zu drängen, würde aber einer Regierung, welche seine Unterstützung zu solcher Reaction verlangte, dieselbe keinenfalls verweigern, und dasselbe gilt sicherlich von einem Theil der freiconservativen Partei. Wie sehr auch die letztere sich seit Jahren bemüht hat, den Glauben zu erwecken, daß sie aus solcher Prüfung siegreich als unnachgiebige Oppositionspartei hervorgehen würde, so hat sie doch damit ziemlich tauben Ohren gepredigt; das Höchste, was man zu glauben geneigt ist, läuft darauf hinaus, daß ein kleiner Theil ihrer Mitglieder solcher Reaction sich widersetzen würde, d. h. daß die Partei an solcher Eventualität zersplittern und zerschellen würde. Die Partei als Ganzes liebäugelt viel zu sehr mit den positiv kirchlichen Richtungen, als daß man ihr die nöthige Rückgratsfestigkeit zum Bestehen einer solchen Probe zutrauen könnte.

Thatsächlich hat die Regierung mit Hülfe des Centrums, der Conservativen und des Gros der Freiconservativen jederzeit die Parlamentsmajorität für die Reaction in Kirche und Schule zur Verfügung und es hängt nur von ihrer Willkür ab, ob und wann sie von derselben Gebrauch macht. Noch ist sie stark genug, um sich dem Drängen des Centrums und des rechten Flügels der Conservativen zu widersetzen; wie aber, wenn die Conservativen so gestärkt, die Nationalliberalen so geschwächt aus den Neuwahlen hervorgehen, daß das Schaukelspiel zwischen katholisch-conservativer und nationalliberal-conservativer Majorität aufhört? Wird bei dem gänzlichen Versagen einer conservativ-liberalen Majorität die Regierung nicht schließlich *gezwungen* sein, kirchlich-reactionäre Gesetze als Compensationsobjecte für die Bewilligung ihrer Forderungen einzubringen? Nicht so sehr die Regierung unmittelbar, wenigstens die des Fürsten Bismarck, ist es, gegen welche sich die Furcht einer kirchlichen Reaction in erster Reihe geltend macht, als vielmehr das Parlament, insofern eine Stärkung der conservativen Partei die conservativ-clerikale Coalitionsmajorität unternehmungslustig genug macht, um die Regierung durch parlamentarische Taktik zur Bewilligung von reactionären Maßregeln und Gesetzen zu zwingen.

Dies ist der Grund, warum Niemand, der die kirchliche Reaction fürchtet, für einen conservativen Candidaten stimmen kann und darf; hier allein, nicht in deren politischen Haltung liegt der Grund, warum die gebildete städtische Bevölkerung

alle bestehenden conservativen Parteien haßt und fürchtet. Wie die Verquickung des wirthschaftlichen mit dem politischen Liberalismus ein Hauptgrund geworden ist, den letzteren zu Falle zu bringen, so ist die Verquickung des religiösen mit dem politischen Conservatismus der Erbfluch des letzteren, der ihn für immer bei dem gebildeten Bürgerthum unmöglich macht. Wie hoch auch die Hochfluth der conservativen Bewegung bei diesen und den nächsten Wahlen schwellen möge, es wird ihr eine um so raschere Ebbe nachfolgen; denn mehr als je stützt die conservative Wahlagitation sich auf das kirchliche Christenthum, und desto rascher und vollständiger wird der Rückschlag des Widerwillens bei den Wählern kommen, welche sich durch den Ueberdruß an der Impotenz des Liberalismus haben bestimmen lassen, es einmal mit der andern Seite zu versuchen.

Durch ihre Verquickung mit dem christlich-religiösen Conservatismus beweisen alle conservativen Fractionen, daß sie noch „Conservative der Vergangenheit“, nicht der Gegenwart sind, daß sie keine Reichsconservativen in dem Sinne sind, wie wir sie heute brauchen, im Sinne eines zugleich erhaltenden und entwickelnden Ausbaues der Reichsinstitutionen, der sich ebenso energisch einer etwaigen reactionären Tendenz von oben wie einer radical liberalen Tendenz von unten widersetzt. Weder die freiconservative noch die nationalliberale Partei als solche bietet die Möglichkeit, eine „reichsconservative Entwickelungspartei“ in diesem Sinne zu werden, und noch weniger würde die Vereinigung beider, falls sie möglich wäre, die solide Grundlage einer solchen zeitgemäßen Partei liefern. Wohl aber enthalten gerade diese beiden Parteien schätzbare Elemente, welche nur die wahren politischen Forderungen der Gegenwart zu erkennen brauchen, um sich von den bestehenden Fractionen abzulösen und eine „reichsconservative Entwickelungspartei“ zu schaffen. Eine solche Partei mit dem Programm einerseits des definitiven Verzichts auf parlamentarische Regierungsform und andrerseits des unbeugsamen Widerstandes gegen jede reactionäre Velleität der Regierung wie der Parteien, würde genau in die Mitte zwischen den genannten beiden Mittelparteien fallen, also recht eigentlich das Centrum aller reichstreuen Parteien darstellen; es wäre eine wirkliche „deutsche Centrumspartei“ gegenüber jenen reichsfeindlichen Römlingen, welche dem deutschen Volk zum offenen Hohn ihre Vereinigung im deutschen Parlamente „Centrumspartei“ genannt haben. Sie würde als das parlamentarische Gegenbild des deutschen Einheitsgedankens ohne Zweifel bald den centralen Krystallisationspunkt bilden, um den viele der besten Kräfte des Reiches anschießen würden, namentlich ein großer Theil derer, die jetzt aus Ueberdruß am widerspruchsvollen Parteigetriebe dem politischen Leben fern bleiben.

Es kommt nur darauf an, diesen centralen Kern mit deutlicher Erkenntniß als eine erst noch zu verwirklichende Neuschöpfung zu erfassen und zu dem Behufe einzusehen, daß alle unsere bisherigen Parteien solche der Vergangenheit, nicht der Gegenwart sind, und daß auch die beiden am besten an die Aufgaben der Gegenwart accommodirten doch nur halb accommodirt, zur andern Hälfte aber in der Vergangenheit stecken geblieben sind. Es kommt darauf an, sich endlich einmal von dem Zauber veralteter Stichworte und Phrasen freizumachen, der liberalen Idee der parlamentarischen Regierungsform einerseits und der conservativen Idee des christlichen Staats andrerseits. Es kommt darauf an, die Worte „Freiheit“ und „liberal“ als hohle Phrasen anzuerkennen im Bereiche des äußeren Staatslebens, wo nur die gesetzliche Ordnung und die gesetzestreue Gesinnung Werth hat, den Zwang und die Reglementirung aber als widersinnig in sich zu verwerfen auf dem Gebiete des inneren religiösen Lebens, wo nur die freie, aufrichtige Ueberzeugung Werth hat. Nur eine Partei, die zugleich politisch-conservativ, religiös-liberal und volkswirthschaftlich-opportunistisch ist, kann die Partei der Gegenwart sein, um welche die deutsche Jugend sich willig und vertrauensvoll schaart.

Eine Woche am Eingange der Sahara.

Von Carl Vogt.

(Fortsetzung.)

Hunderttausend Palmbäume, 1700 Einwohner, worunter 230 Franzosen, 102 andere Europäer, 56 Juden und der Rest Eingeborene; das ist die Statistik von Biskra und es geht aus diesen einfachen Zahlen schon hervor, daß das europäische Element nur ein Anhängsel des arabischen ist, angeklebt mit einigen Straßen und einer verkümmerten Gartenanlage an eine Ecke der weitläufigen Oase. Diese selbst aber hat in dem alten Biskra den ursprünglichen Charakter beibehalten und zur Seite hat sich an dem Ufer des meist wasserlosen Flusses ein Negerdorf angesiedelt, das die Lehmbauten in ihrer ganzen Nacktheit zeigt, ohne von Palmen überschattet zu sein, während rings herum, auf einigen öden Flächen arabische Zelte, Gurbis, zerstreut sind mit ihren unentbehrlichen Zugaben von grunzenden Kameelen, bissigen Hunden und nackten, bettelnden Knabern. Die ganze, weit ausgedehnte und noch eine ziemliche Anzahl von isolirten Oasen einschließende eingeborene Gemeinde zählt über 100,000 Araber. Der Biskri, in dessen Händen früher ein großer Theil des Handels mit dem inneren Afrika lag, gilt bei den übrigen Arabern für einen schlauen, geriebenen Kaufmann; für denjenigen Theil der arabischen weiblichen Bevölkerung, der sich eine Mitgift durch die Prostitution zu verdienen sucht (er ist nicht gering!), ist Biskra die hohe Schule der Vervollkommnung; die Uleb-Nail von Constantine und Algier rühmen sich, in Biskra ihre Studien gemacht zu haben.

Das Betteln ist in der Provinz Constantine verboten! Große Warnungstafeln mit dieser Inschrift finden sich auf allen Straßen, an allen Thoren der Städte und nirgends wird man so sehr vom Bettel belästigt, als in den arabischen Gegenden. Aus weiter Ferne, sobald sie nur die Diligence erblicken, rennen junge Hirtinnen und Hirten herzu und verfolgen den im Trabe davon eilenden Wagen halbe Stunden weit mit ausgestreckten Händen und betäubendem Geschrei — Ahi Adi! Wo diese Kröten den Athem herholen, ist mir ein Räthsel; um besser laufen zu können, nehmen sie den Zipfel ihres Rockes in die eine Hand oder gar zwischen die Zähne und umkreisen den Wagen wie Stechfliegen. Nirgends kann man sich retten vor dieser Bettelei. Vor den Thüren der Gasthöfe stehen Haufen von Jungen und Alten; die ersteren schlagen Räder, die andern hinken herbei — aber alle strecken die Hand aus: Di! Soldi! Geht man durch ein Dorf, so hat man in wenigen Minuten einen Schwarm von bettelnden Kindern um sich, umkreist von bellenden Hunden; sogar die Möppel, welche von den Frauen auf dem Rücken getragen werden, strecken die Hand aus! Man kann sich am Ende des Gesindels nicht anders als mit dem Stocke entledigen, hat es aber nichts desto weniger beständig auf den Hacken. Dazu gesellen sich in Städten die Tröbler und Zwischenhändler. Der ansässige Kaufmann sitzt in einem kleinen, engen Loche, zu niedrig und zu eng, als daß ein Mensch sich in irgend einer Richtung darin ausstrecken könnte, hinter einem unbeweglichen Ladentische, über welchen er sich mit einer eigenen Bewegung hinüberschwingt; vor dem Ladentische sind zwei niedrige Sitze angebracht, stets von schwatzenden Freunden besetzt, zwischen deren gekreuzten Beinen eine Person gerade Platz hat, in den Laden zu treten — diese ansässigen Händler sind schweigsam; die Tröbler dagegen preisen mit betäubendem Geschrei ihre Waaren an, meist Erzeugnisse einer heruntergekommenen Industrie; Pfeifen aus Rohr, die nur einige klagende Töne gestatten, schlecht ausgestopfte Eidechsen mit rothen Bändchen geschmückt, Fliegenwedel, einer Kinderfahne ähnlich, Hörner von Gazellen und Antilopen, vielleicht auch einige rohe Messer oder Dolche, Schmuck, meist recht geschmacklos, aus Silber oder Tombak mit Glasperlen gebildet, bunt ausgeschmückte Ledertaschen für Tabak und Pulver, Teppiche aus Kameelhaar gewoben, mehr oder minder fein gearbeitete Burnusse. Es wird ebenso unverschämt überfordert, als unverschämt gefeilscht; die

Zeit hot für den Araber keinen Werth; er kommt hundertmal während eines Tages wieder, um Sou für Sou von den geforderten zwanzig Franken abzulassen, bis er schließlich den Gegenstand für einen Franken gibt, welchen man ihm anfänglich geboten hat.

Pfiffig, anstellig und gelehrig sind diese lungernden, hosenlosen Jünglinge. Am Morgen nach unserer Ankunft beschließen wir, uns den Reisestaub in den „fontaines chaudes“, die man in der Zeit einer Stunde im Wogen von Biskra aus erreicht, von dem Körper zu waschen. Die etwas Schwefelwasserstoff und Salze enthaltende Quelle bricht mit großer Fülle am Fuße eines Hügels hervor, wird in mehrere Piscinen geleitet und dort während der Nacht abgekühlt, so daß das Wasser am Morgen die richtige Badetemperatur besitzt. Höchst primitive Einrichtungen gestatten, frisches heißes Wasser in das Becken hereinströmen zu lassen. Die Offizierspiscine ist so geräumig, daß wir zu Dreien darin herumschwimmen konnten, recht reinlich gehalten und die Tasse arabischen Kaffees, welchen der Wirth nach dem Bade bietet, ist mit diesem selbst ein Genuß für Götter! Es ist die Rede davon, die Quellen, welche jetzt nur von einigen Fremden, von wenig zahlenden, mit Hautkrankheiten behafteten Arabern beiderlei Geschlechts und Abends von Uled-Nails und ihren Anbetern besucht werden, nach Biskra selbst zu leiten und dort eine Badeanstalt für Wintergäste herzustellen — ob das Project zur Ausführung kommt, ist eine andere Frage.

In dem Bache, welchen die Quellen nach kurzem Laufe bilden, leben kleine, etwa halbfinger lange Fischchen, welche zu der Familie der Zahnkarpfen (Cyprinodontes) gehören und wahrscheinlich lebendig gebärend sind. Die Art sollte nach dem Reisehandbuche von Playfair nur noch in der Oase des Jupiter Ammon vorkommen — ich hatte mich also mit einem Netze bewaffnet, das sowohl zur Jagd von Insekten als zum Fange solcher Fischchen gebraucht werden konnte. Wir hatten einen jungen, intelligent aussehenden Araber mitgenommen, der als Cicerone dienen sollte. Er sah mir aufmerksam zu, als ich das Netz an seinem, in einem Stocke untergebrachten Stiele befestigte und sagte dann: „Während Du Dein Bad nimmst, will ich Dir Cicindelen fangen!“ — „Was Teufel, Junge, wo hast Du den Namen her?“ — „Oh!“ antwortet er lächelnd, „unser Lehrer, Herr Colombo, beschäftigt sich mit Insekten und wir sammeln für ihn. Ich kenne die meisten Käfer: Melasomen, Bupresten, Carobiden“ — er ritirt eine ganze Nomenclatur. „Gut! Fange Cicindelen!“ Er bringt wirklich welche, hilft dann beim Fange der Fische und von diesem Augenblicke an habe ich ein halbes Dutzend von Kammerjägern zu meiner Disposition. „Gib mir Deine Zange, ich will Skorpionen fangen! — Ich weiß, wo ein Varan steckt (so heißt die gelbe, große, an Palmen kletternde Eidechse), leihe mir Deine große Zange! Gib mir ein Glas, ich will Käfer suchen!“ — So boten sich eine Menge Helfer an. Es wäre mir nicht schwer geworden, bei längerem Aufenthalte eine ziemlich vollständige Sammlung der um Biskra vorkommenden Insekten und Reptilien aufzubringen. Als ich aber unserem Cicerone auseinandersetzte, daß diese Dinge immer in Europa ihren Werth hätten, daß er sich darauf verlegen solle, ein förmliches Naturaliengeschäft in Gang zu bringen, wozu ich ihm gerne behülflich sein wolle, fand ich nur taube Ohren. Es war ihm durchaus unverständlich, daß er einige Monate Arbeit und einiges Geld einsetzen müsse, um später einen Gewinnst zu erzielen; auf jede Auseinandersetzung folgte die Frage: Wer bezahlt mir morgen die Dinge, die ich heute sammle?

Die regelrecht geviertelten Gartenanlagen längs der französischen Straße von Biskra haben als Acclimatisationsgarten, wozu sie ursprünglich bestimmt waren, keinen Werth. Eine wundervolle Schöpfung dagegen ist der etwa zehn Minuten von dem Ort, jenseits des Negerdorfes gelegene Park eines Herrn Landon, dessen Vater, wie es scheint, die Specialität von Gärten und Schlössern in entlegenen Ländern cultivirte. Ein prachtvoll ausgestattetes Schloß in der Nähe von Phillippeville konnte ich, des bei meinem dortigen Aufenthalte andauernden Regenwetters halber, nicht besuchen — in dem Garten bei Biskra habe ich einige genußvolle Nachmittage zugebracht. Das Haus ist unbedeutend, der Park aber um so anziehender, als große Tafeln am Eingange verkünden, daß dem herumführenden Araber unter keiner Bedingung ein Trinkgeld verabreicht werden, der Fremde aber sich so lange aufhalten dürfe, als es ihm beliebe. Das habe ich mir denn weidlich zu Nutzen gemacht. Mit dem Araber, einen jungen Schriftgelehrten oder Taleb, hatte ich bald Freundschaft geschlossen und sein Herz durch das Geschenk eines Faber'schen Bleistifthalters mit zugehörigen Stiften gänzlich gewonnen. Der junge Mann kannte die lateinischen Namen aller im Parke gepflegten Gewächse, die theils aus nördlicheren Gegenden, theils aus dem Sudan stammen; aber diese Kenntnisse hatten seinen Glaubenseifer nicht im geringsten Abbruch gethan. Eine angebotene Cigarre schlug er mit der Bemerkung aus, der Koran verbiete das Rauchen. „Warum nicht gar,“ rief ich aus. „Ich habe noch keinen Araber oder Türken gesehen, der nicht rauchte!“ — „Es sind unmoralische Menschen,“ sagte er seufzend, „die ihren Lüsten zu Liebe das Gesetz mit Füßen treten! Du kannst rauchen, denn Dein Gesetz verbietet Dir das nicht — aber diese begehen eine Sünde!“

Ich habe manche Nachmittagsstunde dort zugebracht im Schatten der Pfefferbäume, der Akazien, Lautanen und Palmen, zeichnend und schreibend, denn mein Taleb brachte mir Tisch und Stuhl und war sogar so aufmerksam, die Besucher nicht an den Punkt der Terrasse zu führen, wo ich weilte; vor mir das weite, öde, mit Kiesgeröll gefüllte Bett des Oued Biskra, das häufig von Karawanen durchkreuzt wurde und in dem Kameele, Ziegen und Schafe ärmliche Nahrung suchten; links das Negerdorf mit dem bewegten Treiben zwischen seinen Lehmhütten, rechts die Kubba irgend eines Marabut mit ihrer weißen Kuppel auf viereckigem Unterbau, über dem Flußbette drüben die Oase Laliah, „die ragende“, so genannt wegen ihrer hohen Lage auf der Lehne des Flußbettes, und im Hintergrunde zur linken Seite die wunderbare Bergkette der Aures, auf der eines Tages ein starkes Gewitter sich austobte, das auch bis nach Biskra einige wenige Tropfen entsandte — die ersten nach fünfjähriger Trockenheit, wie man versicherte.

Ueber das Flußbett hinüber und an Laliah vorbei führt der vielfach befahrene Weg nach der Oase von Sidi Okba, der kirchlichen Hauptstadt der Ziban, 20 Kilometer von Biskra entfernt und nur 40 Meter über dem Meeresniveau gelegen. Wir fuhren eines Morgens nach dem Frühstück dorthin in leichtem Wagen und hatten Mühe, zum Diner zurückzukommen, denn ein wüthender Sirocco hatte sich erhoben und wirbelte solche Staubwolken uns entgegen, daß wir zuweilen unsere Noth mit den Pferden hatten, welche nicht weiter wollten. Sidi Okba, nach einem berühmten heiligen Eroberer benannt, der dort begraben liegt, soll die älteste Moschee Algeriens besitzen — ein plumpes Gebäude, dessen innerer Raum von massiven, niedrigen Säulen getragen wird. Das Grab des Heiligen, das mit einem rothen Teppich bedeckt in einer Art Zelle steht, dürfen Ungläubige nur durch eine Ritze der Thür ansehen. Von architektonischer Bedeutung ist nur die mit einer Kuppel versehene und mit bunten Fayenceplatten ausgelegte Gebetnische, die mit geschnitzten Arabesken verzierte Kanzel und eine stets verschlossene Eingangsthüre, deren Ornamente mich seltsamer Weise an den Schmuck des Domes von Drontheim in Norwegen erinnerten. In der Vorhalle wurde Schule gehalten — ein lebendiger Decamps! Im Dämmerschein des himmelblau angestrichenen Raumes, der sein Licht von dem Gange aus erhielt, saßen oder hockten vielmehr etwa 50 Knaben eng aufeinander, in bestimmten Tonfall auernd, ihnen gegenüber der Vorleser oder Vorsänger mit einem langen Rohrstecken, womit er den Unachtsamen auf den Kopf schlug oder den Takt angab. Derselbe näselnde Ton, dieselben Modulationen wie bei dem Thoralesen der Juden, dem Messelesen der Christen, dem Gebetableiern der alten Weiber in katholischen Kirchen. Unsere Ankunft störte offenbar die Aufmerksamkeit der Schüler sehr — der Vorleser sang lauter, schlug häufiger zu — aber die jungen Talebs hatten nur halbe Ohren für ihn und zwischen ihrem Schreien streckten sie die Hände nach hinten und flüsterten: Vidi! Soldi!

Eine enge ärmliche Marktstraße, eine durchaus verkommene Bevölkerung, von Krankheiten geplagt und täglich abnehmend, da die dem Gebirge entstammenden Quellen, welche vorher andere, höher gelegene Oasen speisen, mit jedem Jahre abnehmen. Hautkrankheiten, welche die medicinische Statistik als in Sidi Okba besonders häufig verzeichnet, wollten sie nicht zugestehen, sogar den „clou de Biskra“ nicht, einen bösartigen Furunkel, dem Anthrax ähnlich, der vielleicht von einem Schmarotzerwurme erzeugt wird und zuweilen tödtlich endet — aber die Augenkrankheiten konnten sie nicht ableugnen — zu viele Opfer derselben tappten auf der Straße herum! Sie boten uns guten Kaffee und gutes, frisches Trinkwasser — als wir uns gelabt, ging die Kanne im Kreise unter den im Kaffeehause Versammelten herum. „Heute,“ sagten sie, „könnten sie uns einen solchen Trunk bieten, denn die Colonne, die weiter oben am Rande des Gebirges marschire, habe die Schleußen geöffnet; aber sonst sei Noth und viele Palmbäume seien schon des Wassermangels wegen zu Grunde gegangen und manche Familie ausgewandert. Wenn der Prophet sich seiner Gläubigen nicht erbarme, so müsse Sidi Okba, dieses Juwel der Kirche, verlassen werden!“

Die Franzosen werden vielleicht diesem Untergange des von fanatischen Muselmännern bewohnten Sidi Okba trockenen Auges entgegensehen; denn wie man behauptet ist das verkommene Nest ein Centralpunkt für alle Meutereien und Verschwörungen, die östlich und südlich unter den Nomadenstämmen angezettelt werden und von hier nach Westen ausstrahlen. Noch in diesem Jahre mußte sich der Generalgouverneur von Algerien, Herr Albert Grévy, persönlich in Paris vor der Kammer gegen die Anklage vertheidigen, er habe widerrechtlich eine Anzahl von Würdenträgern aus Sidi Okba als Anstifter von Meutereien im Gefängnisse gehalten. Nach dem, was man uns sagte, könnte man jeden Einwohner der frommen Oase am Schopfe packen aus diesem Grunde, ohne ihm Unrecht zu thun — aber zum Aerger der strafenden Gerechtigkeit machen es die Kerle wie die Grenadiere des alten Dessauers und räsonniren nur innerlich!

Nach wenigen Tagen hat man in Biskra die stereotypen Figuren, die überall wiederkehren, von den durchreisenden und mehr individualisirten Typen zu unterscheiden gelernt. Einige zerlumpte Bettlerinnen, die aber stets Holzschmuck, Arm- und Beinringe tragen, mit einem Kinde auf dem Rücken, in dessen Ohren, Nasenlöchern und vereiterten Augenwinkeln Haufen von Fliegen und Fliegenmaden sitzen, ohne daß das arme winselnde Wesen nur eine Bewegung machte, um sie zu scheuchen; bis auf die Knochen vertrocknete, mit eiternden Wunden an den Hintertheilen bedeckte Esel, welchen man die Nasenlöcher bis gegen die Augen hin aufgeschlitzt hat unter dem Vorwande, sie könnten dann besser schnaufen, und die außer einem Bündelchen Holz und Gewürzet zum Verkaufe, das man mit der Hand umspannen kann, noch ein oder gar zwei Kerle tragen müssen, von deren lehmfarbenen Burnussen man nicht weiß, welches componirende Element das Uebergewicht hat, das ursprüngliche Gewebe oder die Stricke, Fäden und Flicklappen, mit welchen die Stücke zusammengehalten werden; eleganter gekleidete Müßiggänger, die auf Strohmatten vor einem maurischen Kaffeehause sitzen, zwei mit einem Damenbrette beschäftigt, auf dem sie mit Griffen versehene Steine bewegen, während ein halbes Dutzend, unbeweglich wie Statuen, an der Wand lehnen oder umherhocken, stundenlang mit gespannter Aufmerksamkeit dem Spiele folgend; auf den breiteren Gassen im Schatten der Häuser an der Erde liegende Kerle, die man zu allen Stunden des Tages und der Nacht in derselben Stellung unbeweglich wieder zu sehen glaubt, so sehr gleicht eine dieser in weißes Gewand gewickelten Gestalten der andern; hier und da ein Reiter, meist auf einer elenden, klapperdürren Schindmähre sitzend, deren Leib beiderseits von den scharfen Ecken der Steigbügel roth gepflügt ist, wie ein Ackerfeld — an den Thüren der Häuser, der Kaufläden, der wenigen Werkstätten mit süßem Nichtsthun beschäftigte Männer, während drinnen Gewerbe, Handel und Wandel ihren einförmigen Gang gehen — das ist etwa die Staffage der Gassen von Biskra in ihrem Alltagsgewande. Man kennt sie bald und hat dann wenig Freude daran, so überraschend auch der erste Anblick sein mag.

Auf dem Markte, einem von Arkaden umgebenen Doppelhofe mit weitem, überdachtem Viereck in der Mitte, kann man schon besser das Leben und Treiben der aus der Wüste kommenden Käufer und Verkäufer beobachten; am besten aber in einigen Winkeln der alten Stadt und auf den weiten Flächen der Oasis von Bulacraß-ben-Gana, einem der Feudalfürsten Biskras oder vor dem Garten Landon, wo sie unter einzeln stehenden Palmen ihre Zeltlager aufschlagen und mit ihren Pferden, Maulthieren, Eseln, Kameelen, Hunden und Ziegen zusammen unter dem Dache von Kameelhaar ihr Wesen treiben. In der Nähe der Moschee von Biskra fand ich eine wahrhaft idyllische Ecke — erst nachdem ich einen Morgen hindurch versucht hatte, ein Bild davon zu entwerfen, sah ich, daß einer meiner Begleiter, Herr Jeanmaire, ein tüchtiger Künstler aus Genf, einige prächtige Studien davon aufgenommen habe. Rechts eine hohe Gartenmauer, von gewaltigen Feigenbäumen überragt, an deren Fuße ein kleiner Bach hinströmt; im Grunde der Ecke ein riesiger Palmbaum, dessen Blattwedel um einen entlaubten Pfropfen geordnet ist — der Rest des Stammes, welcher in Folge des Abzapfens des Saftes zu Palmwein die weitere Triebkraft verloren hat; links eine Reihe von Lehmsteinhäusern, an deren Fuße einige Zelte aufgeschlagen sind; das vorderste ist von Arabern, die beiden hinteren von Negern bewohnt. In der Thüröffnung des letzten Zeltes sitzt den ganzen Tag ein feistes Negerweib, in blau and roth, die traditionellen Farben der Jungfrau Maria gekleidet; auf den schmutzig lila-braunen, mit rothen und gelben Streifen gezierten Zelten liegen Haufen von Wäsche, weiße Burnusse, rothe Tücher und Schärpen, brennend gelbe Strohmatten, die zum Gebete auf den Boden gebreitet werden; vor jedem Zelte hängt an einem aus rohen Stecken zusammengenestelten Dreifuße der braune, aus einem Ziegenfelle gemachte Wasserschlauch, neben welchem das kupferne Wassergefäß steht. In und vor den Zelten reges Durcheinander. Die Insassen treiben Holzhandel. Grunzend und stöhnend kommt ein Dutzend Kameele, mit den kleinen Holzbündeln beladen; auf Commando knien sie nieder; die stets mit heiseren Gurgeltönen schreienden Treiber werfen die Bündel auf einen Haufen; man feilscht, schwört, schimpft, bis man endlich Handels einig geworden. Die Kameele ziehen wieder ab, häufigen Staub aufwirbelnd. Der Platz wird von einigen Arabern eingenommen, deren einer ein schönes Pferd am Zügel führt. Lauter Zank, heftige Gegenreden zweier Parteien; die Einen schaaren sich um den älteren Besitzer des Rosses, die Andern um einen, scheinbar nur wenig jüngeren, aber ihm auffallend ähnlichen Mann. Die Gestikulationen werden stets heftiger, das Gurgeln lauter und mißtönender. „Sidi,“ sagt einer zu mir, „kannst Du arabisch?“ — „Nein!“ — „Das ist schade! Du hättest ein Wort zur Beilegung des Streites sagen können!“ — „Um was handelt es sich denn?“ — „Der Vater will das Pferd verkaufen. Er ist nicht reich, die Ernte ist mißrathen, er fürchtet den Hunger. Der Sohn aber will das Roß behalten, er will fantasia machen, das Pulver sprechen lassen. Darum zanken sie. Du bist groß und dick, Dein Wort würde viel Gewicht haben.“

Während der gut französisch sprechende Araber mir in dieser Weise die Scene erklärt, hat der Alte dem Flehen seines Sohnes, dem Geschrei der Freunde desselben nachgegeben. Der Sohn wirft sich vor ihm auf den Boden, küßt den Zipfel seines Burnus, springt auf, umarmt stürmisch den Alten, küßt ihn auf die Augen, die Stirne, die Nase und schließlich zieht die ganze Gesellschaft ab, um vor einem benachbarten maurischen Kaffeehause den Streit in einer Schale Mokka zu ersäufen.

Ich setze mich in die Thürnische eines, diesem Winkel gegenüberstehenden Hauses und beginne zu zeichnen. Ein Araber kommt und stellt sich vor mich hin: „Guten Tag, Herr!“ — „Guten Tag,“ antworte ich, ihn mit dem Arme bei Seite schiebend, denn er hindert die Aussicht. „Wie befindest Du Dich?“ fragt er. „Danke, gut. Und Du?“ — „Ich befinde mich, Gott

sei Dank, wohl!" Ich lasse das Gespräch fallen und zeichne emsig weiter. Die Sonne steigt höher. Nach anderthalb Stunden sind die Schatten und Lichteffecte so verändert, daß ich aufhören muß. Ich erhebe mich, klappe mein Album zu und stecke eine Cigarre an. Jetzt erst erblicke ich meinen Araber, der unbeweglich wie eine Statue, mit über die Brust gekreuzten Armen an der Mauer gelehnt hat. Er grüßt mit einem Kopfnicken, tritt in die Nische, die ich verlassen, zieht einen Schlüssel hervor und verschwindet in der Hausthüre, die er hinter sich schließt. — Es war der Hausherr, den ich durch mein Sitzen in der Nische an dem Betreten seines Heim gehindert hatte! Welche Geduld! Ein Franzose würde mich wahrscheinlich unter gleichen Umständen höflich versichert haben, es thue ihm leid, mich für einen Augenblick beunruhigen zu müssen, und ein Westfale würde in dem urgermanischen Bewußtsein, dem ersten Culturvolke der Welt anzugehören, mich mit einem Rippenstoß aus seiner Nische herausbefördert haben — der Araber wartete ruhig stundenlang, als müßte es so sein. Ueberdenkt man aber die Sache genauer, so ist das Höflichkeitsverdienst des Arabers doch nicht so groß, als es scheinen möchte. Die Zeit existirt für ihn nicht, ob er außer seinem Hause im Sonnenschein, der noch nicht lästig war, aber in dem Hause im Schatten mit Nichtsthun sich beschäftigte, war ihm völlig gleichgültig.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Hochsommernacht.

Wenn nach ermattendem Tage zuletzt aus azurenem Köcher
Nun seiner Strahlen Geschoß Phöbus Apollo versandt,
Dann zwischen rankendem Laub des Balcons um den kühlenden Nachttrunk
Sammelt zu traulichem Kreis seine Bewohner das Haus.
Drunten im Garten verstummt das Gelärm und Gelächter des Spieles,
Lustmüd', flatternden Haars, drängen die Kinder herzu.
Dämmernder Schleier verhüllt in der Weite die Gipfel des Wasgaus,
Mächtig zum Himmel empor schattet das Heimatgebirg;
Schweigen befriedet die Welt und es bannt auf den Lippen der Kinder
Nach das Gespräch, und sie schau'n stiller ins Dunkel hinaus.
Sternlicht flimmert herab, und es murmelt verschlafen die Dreisam,
Leis aufschauernder Wind neiget die Wipfel; doch süß
Schwillt eine Woge herauf von der Duft ausströmenden Heumahd,
Die ein behörntes Gespann langsam zur Scheuer bewegt.
Weiß durchs Zwielicht glänzen die Stirnen des wandelnden Zugviehs,
Hoch auf des weichen Geflocks Ruhestatt, gliedergelöst
Liegen die Mägde gestreckt, und es schimmert das Roth ihres Kopftuchs,
Nickendem Mohnkelch gleich, über die Wimpern herab.
Ruhvoll zieht es vorbei, und es folgt auf das Gehen ein Kommen
Anderer Heimkehr, doch immer im gleichenden Bild.
Jetzt nur mischt sich ein lauterer Ton, wie ein Seufzergeächz fast,
In den bedächtigen Gang; lang auf dem schweren Gefährt
Uebereinander gestaut, von den riesigen Tannen des Schwarzwalds
Rollt eine schütternde Last mächtiger Stämme dahin.
Dunkler verschwimmen die Berge gemach, und es mahnet die Thurmuhr,
Mälig zur nächtlichen Ruh' schwinden die Kinder hinweg.
Kleiner nun schließt sich der Kreis, doch es hebt sich vom östlichen Bergkamm,
Bläulich und silbernen Scheins, höher und heller empor;
Zaudernd hält es noch an, dann umgießt wie mit plötzlichem Aufglanz
Rings die versunkene Welt nächtliches Strahlengeleucht.
Horch, da klingt auch ein Ton fernher noch herauf durch die Mondnacht,
Und in beflügelter Hast klirrt es und rollt es heran,
Dumpfaufdröhnenden Hufs, und es rasselt die Post vom Gebirg her,
Vierfach bespannt, auf dem Dach Menschen-bethürmt noch, vorbei.
Schmetternd begrüßt noch die Stadt altmodisch frohlockender Hornruf,
Der von den Bergen umher rinnendes Echo erweckt;
Hastig verbraust das Gelärm, und die schwellenden Töne verhallen,
Gipfel und Thäler bekränzt wieder die schweigsame Nacht,
Doch aus dem summenden Laub des Balcons jetzt schweift der Gedanke,
Schweifet das wechselnde Wort mit in die Weiten hinaus.

Wilhelm Jensen.

Sind die Pflanzen beseelt?

Betrachtungen bei Darwins neuem Buche.*)

Von Carus Sterne.

Darwins Arbeiten besitzen die Eigenthümlichkeit, daß sie uns auch dann, wenn sie von den „letzten Fragen" scheinbar weitabliegende Dinge behandeln, sofort zu den tiefsten Problemen des menschlichen Forschens geleiten. Welcher denkende Mensch könnte sein neues Buch in die Hand nehmen, ohne alsbald, und mit gebundener Marschroute, zu jener alten (in dem Buche nirgends aufgeworfenen) Frage geführt zu werden, welche in dem Titel dieses Aufsatzes, ich gestehe es, recht schlecht ausgedrückt ist! Wenigstens unzulänglich ausgedrückt, denn wenn Einer käme und parirte diese Frage mit der andern: „Ja, besitzen denn die Thiere eine Seele?" so würde ich gezwungen sein einzugestehen, daß die Erfahrungswissenschaft über das Dasein eines besondern Wesens, genannt „Seele", in Thieren oder Pflanzen gar nichts auszusagen weiß, und daß die obige Ausdrucksform nichts als eine Abkürzung des Fragencomplexes ist. Geben die Pflanzen Anzeichen von Empfindungsvermögen, von dadurch angeregten Trieben, oder gar von Intelligenz zu erkennen? Ganz klar wird uns die Frage werden, wenn wir vorher kurz ihre Geschichte betrachten.

Naturvölker, welche alle ihre Antworten auf schwierige Fragen aus der Phantasie schöpfen, haben gedacht, daß die Pflanzen ihr ganzes Leben hindurch, und die Thiere wenigstens so lange, bis sie zu „eignem Verstande" kommen, von übernatürlichen Mächten auf Schritt und Tritt geleitet würden. So unterhielten die Römer, wie uns Arnobius, Augustinus und andere alte Schriftsteller erzählt haben, eine große Schaar von Göttern und Göttinnen für diese Zwecke. Da hatte man eine Göttin Seja, deren ganzes Geschäft darin bestand, die Pflanzensamen unter der Erde zu beschützen, eine Segetia, welche die Keimung leitete, den Gott Nodatus, der die Knoten bildete, eine Volutina für die unentwickelten Knospen, eine Patella und Patellana für die Spelzen- und Aehrenbildung des Getreides u. s. w. Ebenso war es bei den Thieren, ja hier ging die übernatür-

*) Das Bewegungsvermögen der Pflanzen von Charles Darwin mit Unterstützung von Francis Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Mit 196 Holzschnitten. Stuttgart 1881, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch).

liche Einwirkung noch früher an. Augustinus stellt eine ganze Gesellschaft von Göttern und Göttinen an den Pranger, welche bei den Römern der Zeugung präsidirten, dann trat Diespiter und Lucina in Thätigkeit, eine Göttin Ossipaga leitete die Knochenbildung der ungeborenen Thiere, und weiter specificirt er eine ganze Schaar van Gattheiten, die jede einzelne Phase des kindlichen Alters zu überwachen hatten. Erst nachdem die Fortuna Barbata dem Mann zu seinem Barte verhalfen, wurde er gleichsam mündig gesprochen und aus den Händen der bildenden Gottheiten entlassen. Die Griechen schrieben den Pflanzen, wie den Menschen, eine Art Genien in Gestalt der Dryaden Hamadryaden und Schutzgeister zu, denen man die vernünftige Leitung ihres Lebens anvertraut dachte.

Natürlich faßten die Philosophen das Problem tiefer. Empedokles scheint in Varahnung der neuen Anschauung der Dinge geneigt gewesen zu sein, eine Anzahl von Lebensäußerungen der Pflanzen von äußeren Reizen abzuleiten; so sagte er, was erst in unserem Jahrhundert experimentell bestätigt worden ist, daß es wohl dieselbe Kraft sei, welche alle schweren Körper zur Erde zieht, die auch das Keimwürzelchen der Pflanzen veranlasse, in die Erde hinabzusteigen, während der Stamm, der Flamme gleich, in die Höhe strebe. Aristoteles antwortete ihm, in seiner Schrift über die Seele, es müsse doch ein Etwas da sein, welches diese diametral auseinanderstrebenden Kräfte zusammenhalte, welches die Heranziehung der geeigneten Nahrung und das jeder Pflanze eigene Wachsthum regle, und dieses Etwas könne nur eine Seele der niedersten Stufe, also eine Anima vegetativa sein, der weder Empfindungsvermögen noch Trieb zur Bewegung, die Kennzeichen der höheren Thierseele, innewohnen. Man könne diese Pflanzenseele der Seele des thierischen Embryo vergleichen, welcher ahne Empfindung und Bewußtsein sich nähre und wachse, die Pflanzenseele liege gleichsam in einem tiefen Schlummer, aus dem sie nicht zu erwecken sei, aber der darum kein wirklicher Schlaf sei, weil überhaupt nur das mit Empfindung begabte, zeitweise wachende und sich ermüdende Thier, nicht aber die Pflanze des Schlafs bedürfe. Die letztere Folgerung war sehr glücklich, dagegen hat die strenge Scheidung der Pflanzen- und Thierseele ihre Bedenken. Aristateles wußte nichts von den wunderbaren Bewegungen der Schlingpflanzen, die sich in weitem Umkreise Stützen suchen und mit sicherem Griffe erfassen, er ahnte nicht, daß es „insektenfressende Pflanzen" gibt, die zum Theil mit hastigen Bewegungen ihre Beute ergreifen, ja eine Stecknadel fangen, die man ihnen zuwirft, wie es die Aldrovanda thut, und noch weniger, daß alle Pflanzen von ihrem ersten Ankeimen an, so zweckmäßige, den zufälligen Verhältnissen ihres Standortes angepaßte Bewegungen zeigen, daß es zum Erstaunen ist.

Bereits dem Kirchenvater Tertullian († 220) waren an keimenden Pflanzen Erscheinungen aufgefallen, welche der Ansicht des Aristoteles, daß die Seele der Pflanzen ohne Erkenntnißvermögen sei, zu widersprechen schienen. Im neunzehnten Kapitel seiner Schrift über die Seele sucht er zu zeigen, wie die Seele eines lebenden Wesens niemals ohne Intelligenz sei, die Bäume und Kräuter zeigten bereits beim ersten Aufkeimen deutliche Spuren von Intelligenz, und wenn also sogar das Holz in seiner ersten Jugend Zeichen von Erkenntnißvermögen gäbe, werde man solches doch dem jungen Thiere nicht absprechen dürfen. Von dieser „Intelligenz der Keimpflanze" haben uns die neueren Beobachtungen Darwins und anderer Forscher in der That lehrreiche Beweise gebracht. Spätere Philosophen, wie Daniel Sennert († 1637), Baptist Morin († 1656) u. A. haben es sogar fertig gebracht, der Keimseele eines Wesens z. B. des Menschen, eine unbewußte, höhere „Wissenschaft" beizulegen, als dem erwachsenen Wesen, denn während das letztere sich nur zu erhalten brauche, müsse die Keimseele wissen, wie sie ihren gesammten Körper aufzubauen habe, und diese Wissenschaft sei ja unfehlbar, daß jeder Same immer wieder dieselbe Blüthe und Frucht hervorbringe, wie die Eltern.

Die moralische und juristische Gleichberechtigung der Pflanzenseelen mit den Thierseelen wurde zuerst feierlich anerkannt von der christlichen Sekte der Manichäer, welche demnach auch das Mähen eines Getreidefeldes für einen ebenso schrecklichen Massenmord ansah, wie das Hinschlachten einer Armee Soldaten, und ihren Gläubigen der höheren Grade schlechterdings das Tödten von Pflanzen verbot. Consequenter als Hindus und unsre Vegetarianer, welche die Tödtung der Thiere zum Zwecke der menschlichen Ernährung verabscheuen, aber die Tödtung der doch nicht weniger lebenden Pflanzen für ein Recht des Menschen ansehen, verdammten sie beides; nur der Nothwendigkeit gehorchend, erlaubten sie der niedern Klasse ihrer Anhänger, dem mit dem Ackerbau verbundenen Massenmorde zu fröhnen, und hofften für die Theilnahme am Genusse der unschuldigen Opfer einst dadurch Vergebung zu finden, daß in ihrem Leibe Theile jener gemordeten Gewächse und ihrer Seelen zum Genusse der ihnen selbst allein vorbehaltenen ewigen Seligkeit gelangen würden. Es ist leicht, mit dem heiligen Augustin über solche Thorheiten, die übrigens auch von späteren religiösen Sekten, z. B. den Albigensern, getheilt wurden, zu spotten, ich finde diese Anschauung der Manichäer viel consequenter, als die aller Vegetarianer, sofern sie das Fleischessen für Sünde halten.

Der Erste, welcher der Erforschung der Pflanzenseele auf dem Wege der Beobachtung nachgegangen ist, war meines Wissens der englische Arzt und Dichter Erasmus Darwin († 1802), der Großvater unseres Charles Darwin. Er hatte die Sinnpflanzen zum Gegenstande eines eingehenden Studiums gemacht, und war auch durch zahlreiche Betrachtungen an diesen und anderen Pflanzen zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Seelenvermögen der Pflanzen nur im Zustande der Samenruhe schlummere, sich bei und nach dem Keimen aber unverkennbar in der Empfindung und Unterscheidung von Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, Licht und Dunkelheit, sowie in dem Vermögen der Wurzel, die passende Nahrung auszuwählen, ausspreche. Er schrieb den Pflanzen ferner Tastgefühl und Liebessehnsucht zu und außerdem ein Vermögen, sich durch Ausbildung van Darnen, Drüsen, Haaren, klebrigen Ausschwitzungen, ekelhaften Gerüchen und Giftstoffen gegen die Angriffe und Plünderungen der Thiere zu schützen. Diesen Ansichten entsprechend suchte er bei den Pflanzen nach Organen, in denen sich die seelischen Fähigkeiten der Empfindung und Reizbewegung centralisirt haben könnten, wie beim Thiere, nämlich nach Ganglien oder kleinen Gehirnen und dazu gehörigen Nervenbahnen. Da er den Pflanzenleib ganz richtig einem zusammengesetzten Karallenstocke verglich, so mußte er ein salches Centralargan jedem einzelnen Spraß zuschreiben.

Aehnliche Speculationen über Vorhandensein und Sitz der Pflanzenseele wiederholte der berühmte Botaniker und Amerikareisende Ph. von Martius in einer kleinen, 1838 veröffentlichten Studie über die Pflanzenseele. Er glaubte sogar deren Hauptsitz ermittelt zu haben. „Die Pflanze," sagte er, „hat ihr Seelenorgan überall, durch alle Grade ihrer gegliederten Organisation verbreitet. Sofern aber die pflanzliche Seele ihrer Natur nach bildend, plastisch wirkt, können wir sagen, daß sie vorzugsweise im Knaten wohne, in demjenigen Theile des Gewächses, worin die pflanzlichen Möglichkeiten schlummern." Er dachte hierbei wahl auch an die knotenartigen Blattpolster, welche die Blätter der Sinnpflanzen an der Basis ihres Stieles besitzen und von denen allerdings ihre Bewegungen bewirkt werden. Zehn Jahre später schrieb der berühmte Psychophysiker Th. Fechner in Leipzig, sein „Nanna" betiteltes Werk über die Seele der Pflanzen, in welchem besonders die Lebensäußerungen der Sinnpflanzen und die Reizbewegungen derselben zum Beweise der Beseelung zergliedert wurden. Diese und die Martius'sche Arbeit veranlaßten den sanst so feinsinnigen Schleiden in einer unglücklichen Stunde zur Abfassung einer Spottschrift, die unbedingt zu den schwächsten seiner „Studien" zählt.

Zu einer Anzahl der im Vorhergehenden berührten Punkte bietet nun das neue Buch von Charles Darwin die lehrreichsten Illustrationen, im Besondern zu dem, was der Kirchenvater Tertullian als die Intelligenz der Keimpflanze bezeichnet hat, und zu dem, was sein Großvater über die Centralisirung seelischer

Eigenschaften an bestimmten Stellen des Pflanzenkörpers vermuthete. In meinem Buche über Erasmus Darwin habe ich gezeigt*), nach wie zahlreichen Richtungen derselbe der Vorläufer seines Enkels gewesen ist, und dasjenige geahnt hat, was dieser durch mühsame und geduldige Beobachtungen zur höchsten Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit erhoben hat. In der That haben des Letzteren Versuche ergeben, daß in der Pflanze einige Stellen vorhanden sind, in denen die Empfindlichkeit für äußere Reize dermaßen centralisirt ist, daß man jede dieser Stellen mit dem Kopfe eines Thieres vergleichen möchte, der innen das Gehirn und außen die Sinnesorgane trägt. An der einfachen Pflanze, wie sie ein junger Keimling darstellt, gibt es zwei solcher „Gehirne", welche die beiden Pole der Pflanze bilden, das eine tief unten an der Wurzelspitze, das andere in der Spitze des Keimlings über der Erde; die junge Pflanze gleicht also jenen Amphisbänen oder zweiköpfigen Schlangen, von denen schon die Alten (und auch noch neuere Naturvölker) fabeln; das eine Haupt strebt zum Zenith, das andere zum Nadir, aber bald verwandelt sich die zweiköpfige Schlange in jene vielköpfige Hydra mit zahllosen Centralorganen, wie sie schon Erasmus Darwin vermuthete.

Wir alle wissen längst, daß die Wurzel das Dunkle sucht, in die Erde hineindringt, auf ihrem Wege befindliche Hindernisse umgeht, die Feuchtigkeit aufspürt und die passende Nahrung auswählt, aber was wir bisher nur aus vereinzelten Beobachtungen wußten, nun aber durch Darwins Versuche über alle Zweifel erhaben wurde, ist die merkwürdige Thatsache, daß in der Wurzelspitze ein empfindliches Zellgewebe enthalten ist, welches die schon von Empedokles geahnten Einwirkungen der Schwerkraft empfängt, der Dunkelheit und Feuchtigkeit nachgeht, den Druck harter Körper empfindet, und sich daher von denselben fortwendet ꝛc. Wird die Wurzelspitze abgeschnitten, so gleicht die Wurzel einem niedern enthaupteten Wurme, sie empfindet nicht mehr die Schwerkraft, und wendet sich nicht wie sonst direct dem Erdmittelpunkte zu, sie wächst rathlos nach der ihr gegebenen Richtung weiter, bis sie sich (was glücklicherweise bei so niedern Organismen innerhalb weniger Tage geschieht) ein neues Sensorium — wie soll man es anders nennen? — ausgebildet hat, und nun wieder finden kann, was sie braucht. Sehr merkwürdig sind die Ergebnisse der zahlreichen Versuche, die Darwin über die Empfindlichkeit der Wurzelspitze gegen Druck angestellt hat. Um den Druck dauernd und einseitig wirken zu lassen, klebte er kleine Quadrate von hartem Sandpapier an die eine Seite der Wurzelspitze von Keimpflänzchen, worauf sich in jedem Falle die ganze Wurzel von der Druckseite hinweg zu wenden suchte, so daß sie sich schließlich, da der Druck immer in demselben Sinne der fliehenden Spitze nachfolgte, wie ein Wurm zur Spirale krümmte. Man sieht also, daß die Empfindung des Druckes von der Spitze zu den darüberliegenden Theilen fortgepflanzt wurde, denn erst in diesen wurde die schroffe Wegkrümmung der Spitze von der Druckstelle ausgeführt. Diese darüberliegenden Theile der Wurzel bewiesen sich gegen den Druck harter Körper ebenfalls nicht ganz so unempfindlich, als sie es bei der enthaupteten Wurzel für Schwerkraft, Feuchtigkeit und andere Reize sind. Sie wenden sich aber nicht ab, sondern drängen sich, sobald nur der Druck von der Spitze abgewendet ist, vielmehr an den harten Körper heran. Machen wir uns nun deutlich, was da geschieht, wenn die von der Schwerkraft, Dunkelheit und Feuchtigkeit nach dem Erdinnern gezogene Wurzelspitze auf ihrem Wege einem Stein oder andern Hindernisse begegnet. So wie die Spitze fühlt, daß sie auf dem geraden Wege nicht weiter kommt, wendet sie sich alsbald fast unter einem rechten Winkel von dem Hinderniß weg, während der obere Theil der Wurzel sich an den harten Körper anpreßt, so daß die Wurzelspitze sich immerhin nicht weit entfernen kann. Auf diese Weise wächst die Wurzel, um das Hinderniß, wenn es nicht allzu groß ist, herum, und die Wurzelspitze gelangt dahin, sobald als möglich wieder ihren directen Weg nach unten aufnehmen zu können. Man findet daher häufig Wurzeln, die in scharfer Krümmung, wie der Henkel eines Centrumbohres, um einen Stein oder Scherben herumgewachsen sind, und so sehen wir, wie die Wurzelspitze gleich dem Kopfe eines Maulwurfs in die Erde hineinwühlt, das Wasser und ohne Zweifel auch andere Nährstoffe ausfindig macht, und Hindernisse auf dem kürzesten Wege umgeht.

Ein ganz ähnliches Empfindungsvermögen, wie es sich in der Wurzelspitze lokalisirt zeigt, konnte nun Darwin auch in der Spitze des über der Erde emporsteigenden Triebes nachweisen. In der Oberwelt sucht die Pflanze natürlich vor Allem Licht, und so groß zeigte sich die Empfindlichkeit der Triebspitze für die geringsten Lichtspuren, daß sie sich innerhalb weniger Stunden in einem dunklen Raume haarscharf nach einer geringen Spalte richtete, durch welche ein wenig Tageslicht einfiel, und sogar die Richtung einer fünfzehn bis zwanzig Fuß entfernten Oellampe so sicher, wie die Magnetnadel den Nordpol fand. Das Merkwürdige aber bleibt auch hier, daß nur die Triebspitze diese Empfindlichkeit besitzt, denn so lange sie selbst im Dunklen erhalten wird, kann man den Trieb unterhalb derselben so viel beleuchten wie man will, ohne daß er sich dem Lichte zuwendet, er empfindet das Licht ebenso wenig wie ein Mensch, dem man eine dichte Kapuze über den Kopf gezogen hat. Aber auch hier leitet die vom Lichte getroffene Spitze den Reiz weiter, denn die Krümmung des Triebes nach dem Lichte hin findet natürlich in seinen tiefer liegenden Theilen statt. Nach Sinnesorganen, um die äußeren Reize zu empfangen, und nach Nerven, um sie nach einem Centrum fortzuleiten, würde man bei den Pflanzen ebenso vergeblich suchen, wie man bei den niedersten Thieren nach dergleichen sensiblen Organen gesucht hat. Hier wären sie auch um so überflüssiger, als sich ja sogar die „Sensorien" selbst nach den äußersten Vorpostenplätzen des Pflanzenkörpers verlegt haben, alle ihre Zweig- und Wurzelspitzen gleichen ebenso vielen ausgestreckten Fühlern, und sobald sie ihren Dienst richtig versehen, ist für das Wohlbefinden der Pflanze, so weit es von innen heraus geschehen kann, bestens gesorgt. So wenig man aber niedern Thieren, weil sie weder Gehirn noch Nerven besitzen, die „Beseelung" in dem allgemeinen Sinne des Aristoteles absprechen wird, so wenig kann man es den Pflanzen gegenüber; daß man ihnen ebenso wenig wie den niedern Thieren, Bewußtsein zuzuschreiben braucht, versteht sich von selbst. Auch insofern bietet ihre nicht an Nervenleitungen gebundene Reizbarkeit eine interessante Parallele mit der thierischen, als sie sich z. B. an Sinnpflanzen durch Betäubungsmittel, wie Aether und Chloroform, ebenso stark herabstimmen läßt wie letztere.

Die völlige Selbstständigkeit der jungen Keimpflanze im Samen, die noch mehr als die meisten jungen Thiere darauf angewiesen ist, sich durchweg selbst zu helfen, bedingt, daß gerade diese, um im Sinne Tertullians zu sprechen, die auffallendsten Beweise von „Intelligenz" geben muß. Dahin gehört die von Darwin genau untersuchte Befestigung im Boden, um der in die Tiefe dringenden Wurzel den gehörigen Widerstand nach oben zu geben, und ohne den Samen zu heben, auch in einem dichten Boden vordringen zu können; die Sprengung der oft harten Samenschalen, die unter Umständen durch eine an einen Austernbrecher erinnernde Vorrichtung erfolgt; die Erhebung der Keimblätter, falls mehrere vorhanden sind, über den Boden, in Gestalt eines ∩-förmigen Bogens, der sich erst gerade streckt, wenn das Knöspchen in dieser abwärts hängenden Gestalt sicher und unverletzt aus der Erde herausgezogen ist; die Beschützung des Knöspchens gegen Nachtkühle durch nächtliches Zusammenschließen der Keimblätter über demselben, und viele andere, in dem Buche ausführlich erörterte, oft sehr erstaunliche Bethätigungen der „Intelligenz", die bei der eingewurzelten und erwachsenen Pflanze im Allgemeinen weniger auffällig werden.

Indessen finden auch bei der erwachsenen Pflanze, selbst wenn man von den oft höchst lehrreichen Bewegungen der Blüthentheile, um die Befruchtung zu sichern, absieht, so viele Aeußerungen der Selbsthülfe in allerlei zweckmäßigen Bewegungen statt, daß man nur genau hinzusehen braucht, um an die in der Pflanze

*) Deutsche Ausgabe. Mit Einleitung von Charles Darwin. Leipzig 1880. S. 76 und 177.

wohnende Hamadryade zu glauben. Ich will hier nicht an die Sinnpflanzen und „Insektenfresser" erinnern, sondern nur an die Schößlinge der Schlingpflanzen, die in manchen Fällen außerordentlich weite Gebiete in regelmäßiger Kreisschwingung absuchen, bis sie eine Stütze finden, an der sie sich emporwinden können, oder an die Ranken mancher Kletterpflanzen, die für Berührungen ebenso empfindlich sind, wie die Wurzelspitze, aber statt sich von dem berührenden Körper zu entfernen, alsbald zu fassen und ihn festhalten, wenn sie nämlich einen fremden Stengel oder Ast erfaßt haben — die eigenen Aeste unterscheiden sie dabei, und lassen sie wieder los —, oder an die gefiederten Blätter vieler Kräuter und Holzgewächse, die sich des Nachts dicht zusammenlegen, aber nicht zum Schlafe, der den Pflanzen, wie schon Aristoteles erörterte, unnöthig ist, sondern um sich, wie Darwin durch Versuche wahrscheinlich gemacht hat, besser gegen Reif und Nachtfrost zu schützen.

Die Frage, wie die Pflanzen so außerordentliche Fähigkeiten der Bewegung erlangt haben können, bildet die Kernfrage des Darwin'schen Buches. Höchst sorgfältige, an Hunderten von Pflanzen angestellte Beobachtungen zeigten ihm, daß die Pflanze überhaupt nicht jenes unbeweglich im Boden festgeankerte Wesen ist, an welches wir zu denken pflegen, sondern daß vielmehr alle im Wachsthum begriffenen Spitzen der Wurzeln, Stengel, Aeste und Blätter beständig kleine Curven beschreiben, die meist schmale Ellipsen darstellen. Durch welche geistvolle und Ausdauer beanspruchende Beobachtungsmethoden dieses wohl den Meisten unerwartete Ergebniß gewonnen wurde, muß der geneigte Leser in dem Buche selbst nachlesen, uns genügt hier zu wissen, daß die Pflanze selbst das beweglichste Thier an allgemeiner Beweglichkeit übertrifft, indem alle ihre Endungen über und unter der Erde, so lange sie wachsen, beständig langsam umherkreisen, während ein Thier selbst seine wenigen Bewegungsorgane zeitweise völlig ruhen läßt.

Die Ursache dieser beständigen Ringsherumbeugung (Circumnutation) der wachsenden Pflanzentheile beruht in einer regelmäßig im Umfange derselben herumgehenden einseitigen Anschwellung der Zellen, denen gewöhnlich ein Wachsthum an derselben Stelle auf dem Fuße folgt. Die Seite, auf welcher die Zellen augenblicklich anschwellen und wachsen, wölbt sich, und der betreffende Theil neigt daher stets nach der nichtwachsenden Seite hinüber, da aber dieser Vorgang beständig um die Achse des Organs herumwandert, so folgt daraus, daß sich das Organ stets nach allen Seiten herum beugen und bewegen muß. Wir haben also hierin eine mit dem Pflanzenwachsthum im engsten Zusammenhange stehende Fundamentalbewegung vor uns, aus der sich die augenfälligeren und besondern Zwecken dienenden Bewegungen mancher Organe leicht ableiten lassen, und auch dem bekannten Principe vom Ueberleben des Passendsten leicht gesteigert haben können. In der That werden wir bei genauerer Betrachtung erkennen, daß diese Kreisbewegungen vielen Organen sehr nützlich werden können, so den Wurzelspitzen, um eine Richtung des geringsten Widerstandes im Boden zu finden, in der sie z. B. in Sprüngen oder Wurmlöchern, leichter hinabdringen können, oder der bogenförmig gekrümmten resp. geraden Keimspitze, um die darüber befindliche Erde zu lockern und sich leichter emporzuschrauben. Das Umherschwingen der Schößlinge von Schlingpflanzen in weiten Kreisen ist geradezu eine einfache Erweiterung der Fundamentalbewegung, welche diese Pflanzen befähigt, eine Stütze zu finden, an der sie sich, ohne einen dicken Holzstamm bilden zu müssen, zum Lichte emporheben können. Die Blätter vieler Pflanzen haben sogar die Fähigkeit einer Bewegung über die Wachsthumsperiode hinaus erlangt, indem sich an der Basis ihres Blattstiels ein Polster ewig jugendlicher Zellen entwickelt hat, die periodisch an- und abschwellen, ohne nachher auszuwachsen, und dadurch bewirken, daß die Blätter sich periodisch (oder bei eintretenden Reizen auch plötzlich) öffnen und schließen können, wie es der Pflanze nützlich geworden sein mag.

Wir können hier natürlich nicht weiter in das Detail dieses weiten, eine unübersehbare Perspective darbietenden Forschungsfeldes eindringen, welches uns der unermüdlich fortarbeitende Reformator der Biologie neu eröffnet hat. Das Bewunderungswürdige besteht, wie in allen seinen Arbeiten, in jener Universalität und Tiefe des Blickes, welcher die räthselhaftesten Erscheinungen auf einfache Fundamente zurückzuführen weiß. In der Ferne sehen wir die Pflanzenseele mit ihrer Intelligenz mechanischen Gesetzen unterworfen werden, indessen — zur Beruhigung der Gegner einer mechanischen Weltanschauung sei es gesagt — es bleibt immer noch ein unauflösbarer Rest für Gemüthsbedürfnisse: die Reizbarkeit der organischen Substanz und ihre Fähigkeit sich zu ernähren und zu verjüngen, mit einem Worte: das Leben oder die — „Seele" derselben.

Zur Begründung des Optimismus.

Anläßlich des soeben abgelaufenen Jahrhunderts seit dem ersten Erscheinen von Kants Vernunftkritik ist mehrfach darauf hingewiesen worden, daß die deutsche Philosophie noch immer unter der Herrschaft dieses Denkers stehe, und zwar in den letzten Decennien sich merklich wieder genähert habe, während die nächsten Ausläufe aus seiner Lehre eine Ablenkung von derselben versucht. Vorwiegend gilt diese bedeutsame Thatsache mit Bezug auf die Erkenntnißtheorie. Es ist aber auch hinsichtlich der ethischen Wissenschaften nicht außer Acht zu lassen, daß eine neuere Richtung innerhalb derselben auf Kant sich beruft und ihn sogar zum „Vater des Pessimismus" hat proclamiren wollen, wiewohl sonst ein Betonen der Modernheit eben dieser Weltanschauung beliebt gewesen zu sein scheint. Ob die fragliche Vaterschaft begründet oder nicht, dürfte es immerhin statthaft sein den Pessimismus, namentlich wie er in einem vielfach aufgelegten und übersetzten Werk der neuesten philosophischen Literatur sich präsentirt, noch seiner Stichhaltigkeit etwas genauer zu prüfen als wie es in denjenigen Widerlegungen geschehen, welche derselbe bisher zumeist erfahren.

Einer solchen, im Interesse der philosophischen Forschung sicherlich verdienstvollen Aufgabe hat sich Julius Duboc in seinem neuesten Buche: „Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös ethische Bedeutung für die Gegenwart" (Bonn 1881, Emil Strauß) unterzogen. Ohne die Beliebtheit zu bestreiten, deren sich der Pessimismus laut den direct und indirect zu Gunsten gewisser Publicationen auf dem betreffenden Gebiete gemachten Reclamen zu erfreuen hat, hält der Verfasser die Zahl derer für gering, „deren Herz und Sinn der Pessimismus selbst schaffenskräftig erfüllt". Während nämlich für ihn „die Anzahl der Pessimisten oder derer, die es genannt zu werden einzig verdienen, eine beschränkte ist", meint er, daß es „in den weiten Kreisen, welche es mit der Sache nicht genau nehmen und zu nehmen nicht im Stande sind", sich blos um ein „Phantom des Pessimismus" handelt. Ueber allem Zweifel ist „das Gebiet des Pessimismus und die Anzahl derer, die dem wirklichen Princip Heeresfolge leisten, weit überschätzt worden. Nicht jeder buntscheckige Haufe, der dem Klang der Trommel nachläuft, ist schon eine Armee". Der Anklang, welchen der Pessimismus gefunden, ist unserem Verfasser nur ein Symptom der in unserer religiösen Weltanschauung vor sich gegangenen Wandlung, während die pessimistische Theorie selber für ihn einfach eine Sinnlosigkeit bildet, indem „dieselbe implicite und als Consequenz gerade das verneint, was als nachweisbarer Sinn des Weltprocesses festzuhalten ist".

Wenn also der Optimismus, welcher nach Duboc allein die Gültigkeit einer Weltanschauung beanspruchen darf, „sich beweist und begründet, erweist er zugleich seinen Gegensatz, den Pessimismus, als Sinnlosigkeit".

Freilich darf man sich beim Optimismus, wie ihn unser Verfasser vertritt, nichts von jener „rosenfarbigen Laune flacher eudämonistischer Behaglichkeit" denken, welche man mit jener Bezeichnung häufig zu verbinden pflegt. Von der „vulgären

Zufriedenheit mit dem jeweiligen Stand der Dinge", die im Grunde nur aus einer „Mischung von Sanguinismus und Egoismus" besteht und das Leid, „namentlich wenn es das Individuum selbst nicht trifft, möglichst auf die leichte Achsel nimmt", ist der philosophische Optimismus himmelweit entfernt. Wie der Pessimismus die Entwicklung zum Bessern im und am Leben durchweg in Abrede stellt, so kennzeichnet den Optimismus die „Ueberzeugung von einem Fortschreiten in der innerlichen Weltbewegung zu einem höheren vollkommneren Lebensinhalt". Diese Entwicklung zum Besseren sucht nun der Verfasser in dem Abschnitt „der Sinn des Seins im Optimismus" zu begründen. Seinen Ausführungen hierin zu folgen müssen wir uns bei dieser Gelegenheit ebenso wie die Wiedergabe seiner gegen den Pessimismus geführten Polemik versagen. Voraussichtlich wird man ihm seitens der angegriffenen Richtung die Antwort nicht schuldig bleiben und somit wäre eine interessante Controverse bevorstehend, welche zur Klärung der gerade in diesen Fragen vielfach schwankenden Ansichten wesentlich beitragen dürfte. Besonders wichtig ist in solcher Hinsicht der nächstfolgende Abschnitt des Buches, der von der „Preisgebung des Individuums im Weltproceß" handelt. Ob man seitens des Pessimismus darin eine Widerlegung und nicht vielmehr ein Zugeständniß finden wird, bleibt dem unbetheiligten Beobachter lediglich abzuwarten. Nebenbei hat es dieser als einen äußerst bemerkenswerthen Umstand zu verzeichnen, daß Dubocs Optimismus, der keineswegs für einen Gottglauben Partei nimmt, in seinen Betrachtungen über das Weltleid und all die Beschwerniß, welche das Individuum während des Lebens über sich ergehen lassen muß, genau die Anschauungen festhält, welche Leibniz seiner Zeit in der Theodicee entfaltet hat. Wie dieses der philosophirenden Königin von Hannover zu Gefallen verfaßte Buch die Mängel und Uebel der Welt in eine „höhere Harmonie" aufzulösen suchte und all diese Ungelegenheiten für bloße „Negativitäten" erklärte, so auch stellt sich unserem Verfasser „der Weltproceß als Ganzes betrachtet" nur dar als ein Vorgang, „der das Weltübel in sich überwindet und von sich abstreift, — als ein Herausarbeiten des Lichts aus dem Dunkel, der Ordnung aus dem Chaos, als ein Ueberwinden von Noth und Knechtschaftsbanden, um zur Freiheit, zum Wohlsein zu erstehen".

Es ist dem Verfasser zur Begründung des Optimismus vor Allem um den Nachweis zu thun, „daß der Mensch, indem er sinnend und anschauend sich in das Weltgetriebe versenkt, das ihn in den unermeßlichen Verhältnissen der Leben schaffenden und sich selbst im Lebensproceß gestaltenden Gewalten umbraust, — daß er da einem Etwas gegenübertritt, das geeignet ist, ihn mit gebundener Scheu und feierlicher Sammlung zu erfüllen". Eine solche Weltauffassung bezeichnet der Verfasser als religiös, und daß „die Potenzen für diesen religiösen Eindruck objectiv vorhanden sind" gilt ihm für eben so ausgemacht wie „daß das etwaige Fehlschlagen und Ausbleiben desselben nur subjectiver Unzulänglichkeit beizumessen ist". Diese subjectiven Bedingnisse entwickelt er namentlich im ersten Abschnitt seines Buches, welches „die Erschütterung des Jenseits" überschrieben worden. Unsere gegenwärtige Weltanschauung, meint er, habe gar zu einseitig das „Diesseits", das blos erfahrungsmäßig und begrifflich zugängliche Seinsgebiet umspannt und sich halsstarrig von dem dieses weit überragenden anderen Weltgehalt abgekehrt, das gleichwohl vorhanden und als Seinstotalität das unserem Wissen und Erkennen zugängliche Bereich als bloßen Bruchtheil in sich faßt. In dieser Bedeutung, also jeder Art mythischen und symbolischen Begriffsprojection entrückt, erklärt er sich für ein „Jenseits", das dem denkenden Bewußtsein als ein „hehres Geheimniß" gegenüber tritt. Demnach behauptet er: „wenn das Bewußtsein, das wir mitten in einem solchen Geheimniß, das nicht blos unsern Scharfsinn, unsere Gelehrsamkeit, unser Wissen, sondern unser Wesen überschreitet, das uns als ein Gewaltiges umspannt, weil wir es eben selbst nicht umspannen können, dem wir mehr angehören, als daß wir von ihm in gleicher Bedeutung sagen könnten, daß es uns angehört —, wenn dies Bewußtsein erschüttert und verdunkelt ist, so ist eben dadurch auch die mächtige Strömung abgeleitet, die aus diesem Verhältniß sich für Gemüth und Phantasie ergeben müßte und die alles religiöse Wesen kennzeichnet". Beim Erfassen der optimistischen Weltanschauung ist ein solcher Mißstand selbstverständlich behoben und zugleich stellt sich auch, wenn anders wahrhafte Ueberzeugung obwaltet, eine Lebensführung ein, welche von der strengsten Gewissenhaftigkeit geadelt ist. Näher entwickelt findet sich dies in dem Schlußkapitel, welches „der Optimismus und das Gewissen" betitelt ist und die Tragweite des religiösen Optimismus in Bezug auf das praktisch-sittliche Verhalten überhaupt erörtert und seine Stärke zu begründen sucht. Ohne auf die Einzelheiten dieser Darstellung irgend einzugehen, wollen wir nur beiläufig anführen, daß die Bestimmungen des Verfassers über das Gewissen und die Bedeutung einer dem entsprechenden sittlichen Gesinnung und Handlungsweise mehrfach an die betreffenden Auseinandersetzungen Kants in dessen „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" anklingt.

Dem angeblichen „Vater des Pessimismus" in einem dieser Weltauffassung aufs Entschiedenste entgegen tretenden Werk zu begegnen, dürfte den heutigen Anwalten ethischer Forschung eine hinlängliche Veranlassung bieten, sich mit Dubocs neuem Buch eingehender zu befassen. Eine Kenntnißnahme desselben ist auch lohnend wegen der ebenso feinen wie geistvollen Detailuntersuchungen über Schadenfreude, Beseelung, Mitleid, Furcht, Unendliches, Egoismus, Gewissen und manche andere dem gewöhnlichen Vorstellungsgebiet angehörende Begriffe, die einer genauern Sinnbestimmung wohl bedürftig sind. Von Interesse sind ferner die zahlreichen, stellenweise vielleicht etwas gar zu ausgedehnten Erörterungen über wichtige Fragen aus dem Gebiete der neueren Philosophie, wie solche durch Ludwig Feuerbach, Albert Lange, Gustav Fechner, Max Müller und Kuno Fischer angeregt worden. Wird man auch wohl nicht allen Einwänden, die der Verfasser den genannten Autoren entgegenstellt, unbedingt beipflichten können, so wird man aus der durch ihre Gelassenheit, wie durch eine volle Ueberzeugung ausgezeichneten Discussion immerhin eine förderliche Belehrung und Anregung schöpfen. Allen Freunden seiner Feder aber dürfte Dubocs neuestes Werk auch ohne jede weitere Empfehlung erwünscht sein, sobald ihnen kund wird, daß dasselbe an seine früheren Bücher, namentlich „Das Leben ohne Gott" und die sich ihm anschließenden Abhandlungen über „Ehrfurcht" und das „Erhabene" in seinen beiden Sammlungen Essays mehrfach anknüpft.

Wilh. Bolin.

Münchener Kunstbericht.

Von Carl Albert Regnet.

Die Neue Pinakothek hat nunmehr Defreggers „Sturm der Oberländer Bauern auf den rothen Thurm in der Mordweihnacht 1705" aufgenommen. Es ist dieses Bild des berühmten Meisters als ein abschreckendes Beispiel dafür zu betrachten, wohin bureaukratische Pflege die Kunst führt.

Als sich die bayerische Staatsregierung entschloß, einen beträchtlichen Theil der ihr für Hebung und Förderung der Kunst zur Verfügung stehenden Mittel auf Erwerbung eines Bildes von Franz Defregger zu verwenden, konnte es sich für sie wie für den bayerischen Staat nur darum handeln, ein Werk zu beschaffen, das einerseits der Sammlung in der Neuen Pinakothek würdig war und andererseits die Eigenart des berühmten Künstlers möglichst darlegte.

Dieses Ziel konnte auf zwei verschiedenen Wegen erreicht werden, von denen keiner irgend welche Schwierigkeit bot.

Entweder erwarb die Regierung ein schon vorhandenes charakteristisches Werk des Künstlers oder aber sie setzte denselben von ihrer Absicht in Kenntniß und ging ihn darum an, ein erst noch auszuführendes zunächst ihr zum Kaufe anzubieten. Auf dem einen wie dem anderen Wege gelangte die Regierung in den Besitz eines den Künstler wirklich repräsentirenden Werkes, denn der Künstler hatte in beiden Fällen volle Freiheit des Schaffens.

Die Regierung dagegen oder, richtiger gesagt, der Bureaukratismus schlug einen anderen Weg ein: er wählte den zu behandelnden Stoff selber aus und octroyirte ihn dem Künstler. Dabei vergaß sie nur die Kleinigkeit, daß der Künstler kein Handwerker ist, bei dem man einen Rock oder ein Paar Stiefel bestellt. Seine Kunst beruht auf der persönlichen Freiheit, die am allerwenigsten nach dieser Seite ungestraft eine Beschränkung erträgt. Lassen doch auch Preisausschreiben für dramatische Arbeiten dem Dichter die freie Wahl.

Und der bayerische Bureaukratismus begnügte sich nicht einmal mit diesem ersten Mißgriffe. Er hatte Defregger, den vorwiegend lyrisch angelegten Künstler, zum Professor der Historienmalerei an der Akademie ernannt und wollte nun von ihm auch ein historisches Bild. Aber wer par ordre du mufti zum Professor der Historienmalerei gemacht wird, der wird damit nicht zugleich ein Historienmaler. Wüßte man das nicht längst, so bewiese es Defreggers neuestes Bild.

Durch sein „Letztes Aufgebot", seine „Heimkehr der Sieger" und seinen „Todesgang des Andreas Hofer" freilich ging ein historischer Zug, doch war auch in ihnen das lyrische Element vorherrschend; er malte eben mit dem Herzen. Bei dem „Sturm auf den rothen Thurm" hatte dieses nichts zu schaffen; dabei hatte nur sein Verstand zu arbeiten. Aber auch die von diesem entwickelte Thätigkeit hat kein befriedigendes Ergebniß zur Folge gehabt. Ein geschichtlicher Moment mußte sorgfältig erforscht werden. Vor Allem mußte der Künstler wissen und berücksichtigen, daß der Kampf um den rothen Thurm um Mitternacht stattfand; er mußte ferner den Thurm in seiner historischen Gestalt geben, was nicht schwierig war, da es an gleichzeitigen Abbildungen desselben — er wurde erst zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts abgebrochen — keineswegs fehlt. Er mußte weiter bedenken, daß die Darstellung eines Kampfes gegen einen unsichtbaren Feind unter allen Umständen etwas Bedenkliches hat und darum wenigstens ein paar todte Oestreicher, etwa an Stelle des Bräuerwagens in der rechten Ecke seines Bildes, anbringen. Dem Künstler mußte dann auch noch der Verstand sagen, daß Festungs-Thorflügel nicht aus einfachen Brettern zusammengefügt sind und daß, wer ein Thor mit einer Deichsel einstoßen will, diese nicht über dem Kopfe schwingt, am allerwenigsten in einem Gedränge wie das, in welchem Defregger seinen Schmiedbalthes zeigt! Endlich mußte der Künstler, sollte sein Werk nicht der Glaubwürdigkeit entbehren, auch wirkliche Oberländer Bauern den Thurm stürmen lassen und nicht zur einen Hälfte von Tyrolern und zur andern von Münchener Modellen. Dies Alles und noch manches Andere mußte Defregger sein Verstand sagen, wenn er auch als geborener Oestreicher nicht mit seinem Herzen bei der Sache sein konnte.

Und es ist leider nicht das Angedeutete allein, was uns zwingt, dem fraglichen Bilde Defreggers seinen Platz weit hinter früheren Leistungen anzuweisen. Wir vermissen auch die rhythmische Anordnung der Composition, die harmonische Färbung und die Lauterkeit der Durchbildung, welch letzte bei einem verhältnißmäßig kleinen Bilde mit gutem Rechte zu erwarten war. Sagen wir es nur unverhohlen: Defreggers Kunst leidet unter seinem Ruhme. Kunsthändler geben in seinem Atelier einander die Thüre in die Hand und drängen den Künstler zur Eile. Und Aussicht auf raschen Gewinn ist es, welche den Künstler nicht minder dazu bestimmt. Dabei kann die Kunst nur verlieren und die Sache wird um so bedenklicher, wenn der künstlerische Gesichtskreis ein enger. Daher die Wiederholungen an sich unbedeutender Motive, die nur durch charakteristische Mache Werth bekammen. Wer Defreggers Thätigkeit während der letzten Zeit mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, der kann sich nicht mehr verhehlen, daß seine Kunst in eine Periode des Stillstandes eingetreten ist, und der pflegt die des Rückschrittes zu folgen.

Ebenso wenig wie Defregger seinen „Sturm auf den rothen Thurm" hat L. v. Langenmantel seine „Luxuspredigt des Savonarola" mit dem Herzen gemalt. Die natürliche Folge davon ist, daß seine Arbeit den Beschauer ebenso kühl läßt. Auch hier trifft die Schuld nicht den Künstler allein: L. v. Langenmantel war ein Schüler Pilotys und sein Bild entstand — wenigstens in seiner heutigen Gestalt — unter dem beherrschenden Einflusse des Directors der Münchener Akademie, der sich, im Gegensatze zu früherer Zeit, um so energischer geltend macht, je mehr der berühmte Künstler altert. Daraus erklärt es sich auch leicht genug, warum das Bild Langenmantels nicht die etwaige Signatur dieses Künstlers trägt, sondern den allgemeinen Typus der Pilotyschule überhaupt. Jeder andere, in seiner Ausbildung gleich weit vorgeschrittene Schüler Pilotys hätte das Bild in gleicher Weise gemalt wie Langenmantel — von Eigenartigkeit zeigt sich nirgends eine Spur. Vor Allem fehlt es der Composition an jener Leidenschaftlichkeit, welche nach den Chronisten jene Vorträge des asketischen Mönches und seiner zerknirschten Zuhörer charakterisirte. Langenmantels Figuren zeigen vielfach völlige Gleichgültigkeit, höchsten Falles den Ausdruck der Trauer. Liegt vielleicht der Grund darin, daß namentlich deutsche Modelle selten im Stande sind, den Schein leidenschaftlicher Erregung anzunehmen? Unsere deutschen Frauen sind bekanntlich um einige Grade kühler angelegt als ihre Schwestern jenseits der Alpen: aber sie rissen sich in den Luxuspredigten des Johann von Kapistran das Geschmeide von den Fingern, vom Halse und den Ohren, daß sie bluteten und warfen es dem Prediger zu Füßen. Langenmantels Italienerinnen dagegen entledigen sich ihrer Werthsachen so kühlen Blutes, als spendeten sie einen Peterspfennig. Wie soll da der Beschauer warm werden? Außerdem finden sich unter den vielen Figuren kaum ein paar, welche an den Lippen des Redners hängen; die meisten scheinen mit sich selber beschäftigt, ja unfern von ihm begrüßt sich ein Pärchen wie daheim oder etwa auf der Gasse. Als echter Pilotyschüler arbeitete Langenmantel vor Allem auf den Effect hin. Daher die goldstrotzende Kirche — nebenbei bemerkt der gelungenste Theil des ganzen Bildes; daher der vor Savonarola aufgehäufte Schatz von Kostbarkeiten aller Art, bei deren Anblick man sich unwillkürlich fragt, woher die Zuhörer während der Predigt all die Dinge, wie die vergoldete mediceische Venus, den Decamerone, die Prachtteppiche, die Spielkarten 2c. genommen haben. Allem Anscheine nach ist es dem begabten Künstler weniger um die geistige Seite des Vorganges zu thun gewesen als um harmonisches Colorit und glänzende Technik, und darin hat er auch unleugbar schöne Erfolge erzielt und kann also von seinem und seines berühmten Lehrers und Vorbildes Standpunkt aus mit seiner Leistung vollkommen zufrieden sein. Daß ein so geartetes Bild vom Vereine für historische Kunst erworben worden, kann wenigstens diejenigen befremden, welche die vorjährige Ausstellung der einschlägigen Concurrenzarbeiten sahen: Langenmantel hat sie alle unendlich weit hinter sich gelassen.

Wer bezüglich der neuesten Leistungen der Münchener Kunst auf dem Laufenden bleiben will, darf den Besuch der Salons der Fleischmann'schen Hofkunsthandlung nicht versäumen. Dort sah man dieser Tage Keysers „Puppenwäsche". Es läßt sich kaum mehr zum Lobe dieses Bildes sagen, als daß es von mehreren Kunstfreunden beim ersten Herantreten für eine Arbeit von Knaus gehalten wurde. Und auch dann, wenn man sich über den Künstler näher orientirt hat, kann man nicht umhin, sich der charakteristischen Feinheiten, der Naturtreue, des frischen Lebens in der Composition, der anheimelnden Naivetät und der hohen coloristischen Vorzüge seines Werkes herzlich zu freuen. Ebendort ist eine Wiederholung von Gabr. Max' „Gretchen auf dem Blocksberg" zu sehen. Das Sujet ist ein peinliches, um ein schärferes Wort zu vermeiden, aber es charakterisirt Max vollständig. Dazu kommt, daß das namhaft kleinere Format, in welchem die Wiederholung gehalten ist, den Eindruck wesentlich mildert und daß das Colorit dem ersten Originale gegenüber sehr bedeutende Vorzüge besitzt. Verehrern des melancholisch-mystisch angelegten Künstlers, dessen Arbeiten sich fast ausschließlich in den größten Maßverhältnissen bewegen, dürfte dieses Salonbild doppelt willkommen sein. Kurzbauers künstlerischer Nachlaß befindet sich mit wenigen Ausnahmen in fester Hand. Zu diesen Ausnahmen gehört eine fast vollendete überaus charakteristische Arbeit des Verstorbenen: „Zwei Schwarzwälder Bauern beim Wein", deren Einer der Mittheilung des Anderen mit jener scheinbaren Gleichgültigkeit zuhört, hinter welcher der schlaue Schwabe seine gespannteste Aufmerksamkeit zu verbergen pflegt, wenn es die Umstände zu erheischen scheinen. Eine Rinder- und Schafherde mit ihrem Hirten in voller Bewegung zeigt die hohe Meisterschaft Zügels, der mit Braith im Gegensatze zum älteren Meister Friedr. Voltz das Thier gerne in einer gewissen Erregtheit darzustellen liebt und damit einen tiefen Blick in dessen Seelenleben gewährt. Damit ersteigen denn auch Zügel und Braith die höchste Stufe der Thiermalerei, deren unterste das einfache Thierporträt bildet, in welchem das Thier dem Beschauer nicht als Individuum, sondern nur als Gattung entgegentritt. Zwischen diesen beiden Stufen steht die Thiermalerei, welche die Thiere in, man möchte sagen, blos mechanischer Bewegung darstellt, die über das blos vegetative Sein hinausgeht, ohne zu höherer, ein individuelles Leben bekundender, an die Neigungen und Abneigungen

und Leidenschaften des Menschen erinnernder seelischer Regung hinauszureichen.

Albert Keller behandelt mit derselben Feinheit das antike, wie das moderne Frauenleben. Nachdem er uns erst kürzlich ein paar köstliche Scenen aus römischen Bädern gebracht, variirte er nun ein anderes nicht minder pikantes Thema: eine junge, elegante und schöne Dame der Gegenwart, eben in ihr blauseidenes Salonkleid schlüpfend. Und dort wie da die gleiche Anmuth des Gedankens, dieselbe Durchgeistigung der Form, dieselbe Harmonie der Farbengebung, dieselbe Meisterschaft der Technik.

Für die Mehrzahl der Münchener Künstler der Gegenwart sind Cornelius und Schwind überwundene Standpunkte. Man sagt ja: sie konnten nicht malen. Im heutigen Sinne des Wortes freilich nicht. Es müßte auch ein wunderlicher Anblick sein, das jüngste Gericht in der Weise des Pilaty'schen Rathhausbildes gemalt oder Schwinds „Melusine" à la Alexander Wagner. Um so erfreulicher war es im Kunstvereine, jüngst einer Aquarelle zu begegnen, die farmenschön zugleich bei aller Originalität doch der Empfindung nach an Schwind erinnerte. Es war das die (dramatische, lyrische und kirchliche) Musik von E. Unger, eine wahre rara avis natans in gurgite vasto, um mit Horaz zu sprechen. Nicht geringere Freude bereitete uns Liers prächtiges Bild: „Aus dem Freisinger Moos". Mit demselben ist der wackere Künstler von den Irrwegen des Hypernaturalismus zurückgekehrt, auf denen sein Genius sich für alle Zeiten verirren zu wollen schien. Jetzt haben sein feines Gefühl und sein klarer Geist den Sieg über die Mode davon getragen und der echten Kunst einen echten Künstler wiedergewonnen.

Als eine Erinnerung an schöne Tage begrüßten wir auch Dr. M. Haubtmanns „Blick auf Girgenti". Haubtmann, ursprünglich Jurist, hat vor wenig Jahren der anwaltschaftlichen Praxis Valet gesagt und sich ganz der geliebten Kunst gewidmet. Während die moderne Münchener Landschafterschule Schleichische und französische Reminiscenzen nicht eben glücklich mit einander verquickt und schließlich dahin gelangt, die Form auf Kosten der allein seligmachenden Farbe zu vernachlässigen und das Ideale hinter der möglichsten Naturwirklichkeit (nicht Naturwahrheit) zurückzusetzen, huldigt Haubtmann feinfühlig der idealen Richtung wie sie C. Rottmann und zuletzt noch Willers vertraten, betont in hervorragender Weise die klassische Schönheit der Linien und widmet dabei der Wirksamkeit der Farbengebung nicht mindere Aufmerksamkeit.

In München findet die Kunst des Malens mit Wasserfarben keine sonderliche Pflege und so kam es, daß die Münchener mit derselben eigentlich erst durch die internationale Ausstellung des Jahres 1879 vertrauter wurden, in welcher Passini, Herkomer, Bishop Kate, Jaris, Coiradi, Ferrari u. A. glänzend vertreten waren. An die ersten Leistungen in diesem Fache reiht sich J. Falats in größten Maßverhältnissen — die Figuren sind lebensgroß — ausgeführtes Aquarell „Am Aschermittwoch" ebenbürtig an und kommt namentlich Passinis hochberühmtem Werke „Eine Messe in Chioggia" an Tiefe der Empfindung und völliger Versenkung in dem Stoff gleich, wogegen der Vortrag mehr an den Herkomers erinnert, der mit breiterem Pinsel zu arbeiten und fleißig vom Radirmesser Gebrauch zu machen liebt. Im Uebrigen spielt die Scene gleichfalls in einer oberitalienischen Kirche, wie die trefflich charakterisirten Köpfe und die Kostüme zeigen.

Man sieht unsere heutigen Künstler ungewöhnlich oft den Mißgriff machen, daß sie für innerlich unbedeutende Stoffe die größten Maßverhältnisse wählen. Das begegnete auch Herm. Schneider, der uns „Michelangelo, Vittoria Colonna seine Gedichte vorlesend" in voller Lebensgröße geben zu müssen glaubte. Dadurch erhält das Bild etwas Anspruchsvolles, das mit dem Gegenstande nicht stimmen will. Schneiders Prinzessin Vittorio ist eine wenn auch etwas kolossale, doch immerhin edle Erscheinung, neben welcher Buonarotti, der im Leben bekanntlich von gedrungener Statur war, nach des Künstlers Auffassung geradezu schmächtig erscheint. Außerdem trug seine Nase zwar bis ans Ende die Spur des ihm in seiner Jugend von Benvenuto Cellini versetzten Faustschlages, aber nichts von dem gnomenhaften Wesen, das ihr Schneider andichtet. Auch hätte der Maler wohl fühlen können, daß der dargestellte Moment weder durch die gewaltige architektonische Umgebung, noch durch den Moses-Koloß gehoben wird, daß vielmehr beide nur dazu beitragen, den an sich unbedeutenden und mit so ungerechtfertigten Ansprüchen auftretenden Gedanken noch unbedeutender erscheinen zu lassen. „Erlaubt ist, was sich schickt," sagt Goethe irgendwo und Spietter fand das Schickliche, indem er für seine köstliche Parodie „Amor und Psyche" ein entsprechend kleines Format wählte. Sein Amor ist ein stattlicher preußischer Dragoner, seine Psyche ein schmuckes Kindsmädchen. Und sie plaudern unter dem Gartenthor so weltvergessen, daß man seine Freude daran haben muß. Dabei hat sich der Künstler seine Aufgabe nichts weniger als leicht gemacht: den blauen Dragoner mit dem hell gekleideten Mädchen, dem weißen Kinderwagen, den weißen Thorpfeilern und dem sonnigen Kiesweg in Harmonie zu setzen, war ein kleines coloristisches Meisterstück, das dem jungen Künstler alle Ehre macht.

Notizen.

J. Bourdeau, ein französischer Gelehrter von Verdienst und mehr als dortzulande gewöhnlichem Wissen, ein Mann vor Allem, der eine selbst in den Gelehrtenkreisen seines Vaterlandes seltene Vorurtheilslosigkeit an den Tag legt, indem er sich mit Eifer dem Studium und der Popularisirung deutscher Philosophie widmet, veröffentlicht in der Bibliothèque de philosophie contemporaine (Paris, Germer Baillière & Cie.), nachdem dieselbe schon früher einzelne Schriften Schopenhauers von ihm gebracht hat: Pensées, Maximes et Fragments Schopenhauers, mit Anmerkungen und Biographie aus seiner Feder. Zugleich kündigt er das baldige Erscheinen von Le monde comme volonté et comme objet de représentation an. — Abgesehen von der lebhaften Sympathie, die eine solche Thätigkeit erwecken muß, ist diese insofern bemerkenswerth, als sie beweist, welches Interesse der große Frankfurter Philosoph auch jenseits des Rheines erregt hat. Jedenfalls mit Recht, da er einmal von unseren modernen Philosophen der charakteristischste ist. Kein Zweifel, daß er den Franzosen vielfach zusagen muß; und so dürfen wir uns vielleicht darauf gefaßt machen, daß Zola, der neulich schon den frommen Lesern des Figaro eine überschwemmende Invasion des protestantischen Geistes in der französischen Literatur denuncirt hat, demnächst auch gegen Schopenhauer, der doch jedenfalls ein stramm consequenter Protestant ist, eine seiner originellen Philippiken schleudert. — Hoffentlich läßt Bourdeau sich von dieser Aussicht nicht abhalten, in seiner Mission, der jeder Unbefangene aufrichtig Erfolg wünschen muß, fortzufahren. Schließlich wird auch er den unverwüstlichen esprit gaulois, dessen Dämpfung Zola eben beklagt, nicht todtmachen.

* * *

Le roi s'amuse von Victor Hugo ist unter dem Titel Eine Königslaune von H. v. Löhner metrisch übersetzt worden (Leipzig, Oswald Mutze). Die Verwahrung „den Bühnen gegenüber Manuscript" ist wohl blos eine akademische Formel, wie man sie auf dem Deckblatt jeder dramatischen Dichtung nun einmal anzubringen gewohnt ist — der Uebersetzer wird sich schwerlich mit dem Gedanken tragen, daß Hugos Werke in Deutschland aufgeführt werden können. Unsere Bühnen zeigen sich ja gerade gegen diesen Dichter ganz besonders spröde — eine Vorsicht, die man schwerlich anders als weise nennen wird. — So scheint denn Löhners Uebertragung auf den Theil unseres Lesepublicums berechnet zu sein, der sich allenfalls für Victor Hugo interessirt, ohne des Französischen hinreichend mächtig zu sein, um ihn in der Ursprache zu lesen — sicherlich eine verschwindende Minderheit. Man kann wenigstens kaum annehmen, daß seine Arbeit nur den Zweck haben soll, das Verständniß des Originals zu erleichtern — wozu hätte dann der Verfasser sich die Mühe gegeben, Verse nachzudichten? Die Verdeutschung ist übrigens ganz wohlgelungen, obschon sie natürlich Jemanden, der mit dem französischen Text vertraut ist, bei der Lectüre manche Schönheiten vermissen läßt. Victor Hugos Sprache mit ihrer, trotz manchen Geschmacklosigkeiten, imponirenden Kraft und stellenweis großartigen Gedrungenheit nachzubilden, ist eben keine gewöhnliche Aufgabe, und wenn man sich dieser auch nur so entledigt, wie der Uebersetzer der „Königslaune", so ist das schon eine recht achtbare Leistung.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Im Verlage von **Franz Kirchheim in Mainz** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

sociale Steuerreform

als die

conditio sine qua non,

wenn der socialen Revolution vorgebeugt werden soll.

Von

Constantin Frantz.

gr. 8. (VII, 206 S.) geh. Preis ℳ 3.—.
Unter Kreuzband franco ℳ 3.20.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Der Optimismus als Weltanschauung

und

seine religiös-ethische Bedeutung

für die Gegenwart

von

Dr. Julius Duboc.

Preis 7 ℳ

Dieses Werk des geistreichen Philosophen besitzt dieselben Vorzüge wie sein vielgelesenes „Leben ohne Gott“: Originalität, philosophische Gedankenkraft, psychologischen Tiefblick, Gefühlswärme und glänzende Darstellung. Der Verfasser geht dem sich breit machenden krankhaften Pessimismus entschieden zu Leibe und versucht auf dem Boden des Atheismus stehend, das religiös-ethische Element vor der Verflachung des Materialismus zu wahren. Es wendet sich nach Form und Inhalt an die in höherem Sinne gebildeten Kreise des deutschen Publicums.

☛ Gegen Franco-Einsendung von ℳ 7.— versendet der Unterzeichnete das Buch überallhin franco.

Bonn. **Emil Strauss**
Verlagsbuchhandlung.

Zu den untenstehenden billigen Preisen werden in vollständigen, guten Exemplaren folgende Werke, deren Preise die Verleger für die Auflagereste ermäßigten, geliefert: Denkmäler d. Kunst, herausg. v. Kugler u. Lübke. 2. Aufl. 3 Bde. mit 156 Tafeln Abbild. u. Text, statt 120 ℳ für 80 ℳ — Hogarth u. s. Zeit. Eine Sammlg. von 40 feinen Stahlstichen in 4° nach Hogarth's Origin., statt 10 ℳ für 5 ℳ — Weber's ill. Kriegschronik 1870/71, statt 16 ℳ für 8 ℳ — Brümmer's dtsch. Dichter-Lexicon. Biogr. u. bibliogr. Mitth. üb. dtsch. Dichter aller Zeiten, statt 25 ℳ für 15 ℳ — Gräße, Lehrbuch d. allg. Literärgesch. aller bekannten Völker in 12 Abthlg. 1837—1859, statt 150 ℳ für 100 ℳ — Graef's groß. Handatlas 72 Kart. in Kupferst., eleg. Lederbd., 1878/79, statt 90 ℳ für 60 ℳ — Peregr. Syntax, Allg. dtsch. Reimlexikon, 2 Bde. 1826, statt 18 ℳ f. 12 ℳ — Immermann's ausg. Schrift. 7 Bde. statt 22½ ℳ für 12 ℳ — Buch der Erfindungen. 7 Bde. eleg. gebd., statt 61 ℳ für 40 ℳ — rc. Auf Frankoeinsendg. d. Betr. oder geg. Nachnahme versendet diese Werke (Auskunft a. Anfr. bereitw.)

Franz Roddewig's Buchhdlg. in Insterburg.

Verlag von **Frdr. Andr. Perthes in Gotha.**

Der christliche Glaube

und die menschliche Freiheit.

I. Theil: Präliminarien.

Mit einem offenen Briefe
an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort.
Zweite Auflage.
Preis 4 ℳ

MEYERS REISEBÜCHER.

Neueste Ausgaben 1880

Kollektionspreis 3 M. der Band, braun gebunden.

NORD-DEUTSCHLAND, Östlicher Teil (Berlin und Potsdam — Königreich Sachsen — Böhmische Bäder — Riesengebirge — Schlesien — Posen — Preussen — Pommern — Ostseebäder — Rügen). Mit 13 Karten, 17 Plänen, 1 Panorama und 68 Ansichten.

NORD-DEUTSCHLAND, Westlicher Teil (Hamburg — Mecklenburg — Schleswig-Holstein — Kopenhagen — Nordseebäder — Hannover — Westfalen — Hessen — Harz — Thüringen). Mit 20 Karten, 15 Plänen 1 Panorama und 31 Ansichten.

THÜRINGEN, von Schwerdt. Mit 12 Karten, 6 Plänen und 4 Panoramen.

DEUTSCHE ALPEN, Westlicher Teil (Oberbayern, Nordtirol, Vorarlberg, Ötzthaler Alpen, Brennerbahn, Südtirol). Mit 16 Karten, 4 Plänen, 11 Panoramen und 14 Ansichten.

DEUTSCHE ALPEN, Östlicher Teil (Salzburg-Berchtesgaden, Tauern, Dolomiten, Salzkammergut, Steiermark, Kärnten, Krain). Mit 9 Karten, 3 Plänen, 8 Panoramen und 21 Ansichten.

PARIS UND NORD-FRANKREICH. Mit 7 Karten, 30 Plänen, 33 Ansichten und 1 Panorama.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig

— Durch jede Buchhandlung zu beziehen. —

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nummern. Preis pro Band ℳ 12.—.

Mit der soeben erschienenen Nr. 1 des 40. Bandes beginnt das 2. Semester von 1881, auf welches Abonnements zum Preise von ℳ 12.— durch jede Buchhandlung und Postanstalt vermittelt werden.

Probenummern können durch jede Buchhandlung gratis bezogen werden.

☛ Für Literaturfreunde! ☚

Unter dem Titel:

LITERARISCHER MERKUR

erscheint seit October v. J. monatlich zweimal ein vornehm ausgestattetes

kritisches Organ der populär-wissenschaftlichen Literatur.

Dasselbe bringt neben fesselnden Essays über die verschiedensten literarisch interessanten Ereignisse unparteiische Besprechungen beachtenswerther Erscheinungen der

Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte (inclus. Kunst-, Literatur- u. Kulturgeschichte), Politik, Länder- und Völkerkunde, sowie der Schönen Wissenschaften.

Ausserdem enthält jede Nummer ein fortlaufendes, systematisches Verzeichniss der auf folgenden Gebieten in den letzten 14 Tagen erschienenen Neuigkeiten — und zwar aus der deutschen Literatur vollständig, aus der englischen und französischen soweit dieselben für Deutschland von Interesse sind:

Literaturgeschichte. Bibliographie. Sammelwerke.	Neuere Sprachen. Altdeutsche Literatur.
Theologie und Philosophie.	Geschichte u. deren Hülfswissensch.
Rechts- und Staatswissenschaft. Politik. Statistik. Verkehrswesen.	Länder- und Völkerkunde. Reisen.
Medizin. Thierheilkunde.	Kriegswissenschaft. Pferdekunde.
Naturwissenschaften. Pharmazie.	Bau- und Gewerbkunde. Maschinenwesen. Handelswissenschaft.
Mathematik. Astronomie.	Haus-, Land- und Forstwirthschaft.
Erziehungs- und Unterrichtswesen.	Belletristik.
Philologie. Orientalia.	Schöne Künste. Prachtwerke.

Der „Literarische Merkur“ ist also für jede Bibliothek wie für jeden Privatmann, welcher für die literarischen Neuigkeiten eines oder mehrerer der oben bezeichneten Gebiete ein Interesse hat, von Wichtigkeit.

Zu beziehen durch jede Sortimentsbuchhandlung oder franco von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung zum Preise von 75 Pf. pro Quartal.

Die Verlagshandlung von **Franz Neugebauer in Berlin, W.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 16. Juli 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Internationale Hetzereien.

Von R. Welser.

Es wird in jüngster Zeit in unserm alten Europa wieder weidlich „gehetzt", wie man zu sagen pflegt: in Frankreich gegen die Italiener, in Italien gegen die Franzosen, in Böhmen und Ungarn gegen die Deutschen, ohne der Hetzjagden auf die Krumirs und anderes, mehr oder weniger authentisches afrikanisches Gesindel zu gedenken. Eine gewisse Rauflust scheint sich wieder gewisser Völker zu bemächtigen. Die Generationen, welche zur Zeit der letzten großen Kriege noch in den Kinderschuhen umherliefen, sind herangewachsen und ihr jugendliches Blut wallt und tobt. Man könnte fast glauben, daß sie des „langen Friedens" schon müde seien und daß sie durch die internationale Ruhe nervös wurden — eine recht schlimme Antwort, welche die Menschen den gutmüthigen Schwärmern des ewigen Friedens zu Theil werden lassen! Denn kaum zehn Jahre halten es die betreffenden Völker ohne irgend welches Fieber aus, und schon zuckt es in allen Fingerspitzen, schon juckt es in allen Gelenken, schon schlägt die alte, kaum einen Augenblick zurückgedämmte Elektricität nach allen Seiten Funken. In Frankreich zuerst hat der Funken eine Flamme erzeugt. Man wollte sich auswärts Beschäftigung geben und so bemerkte man glücklicherweise, daß Frankreich durch die Krumirs beleidigt worden sei, wobei man auch die tunesische Regentschaft glücklich unter das französische Protektorat brachte. Im Vorbeigehen sei daran erinnert, daß Frankreich zur Zeit in ein gewaltiges Lob seiner selbst einstimmte, als es sich rühmte, mit leeren und reinen Händen aus dem Berliner Congreß herausgegangen zu sein; als England Cypern und Oesterreich Bosnien nahmen, konnte Frankreich Tunis nehmen; es verschmähte aber Tunis damals, weil seine Politik, wie es prahlte, keine Eroberungspolitik sei; dieses Prahlen hätten wir nun glücklich hinter uns, da Tunis nachträglich doch annectirt oder, wie man sagt, protectorirt wurde, was ja auf dasselbe herauskommt; nur begreift man eigentlich nicht recht, warum man vor zwei oder drei Jahren so großartig generös that, wenn man heute doch nach Tunis geht. Das können freilich die Franzosen mit sich selber ausmachen. Was die so rechtzeitig entdeckten Krumirs anbetrifft, so boten dieselben, bei all ihrer sonstigen Mangelhaftigkeit, den französischen Generalen die Gelegenheit, ihren Soldaten einen kleinen Triumpheinzug in Marseille zu bereiten, und dort gab es weiter Gelegenheit, eine Hetzjagd gegen die Italiener zu unternehmen, was ja die Italiener wohl verdienten, da sie mit der Besitznahme der Regentschaft durch Frankreich nicht zufrieden waren und dies öffentlich zu sagen sich unterstanden hatten. Die Hetze war eine recht gründliche; die Italiener wurden verfolgt, geschlagen, ein bischen verwundet und sogar getödtet, endlich verjagt. Nun ging es natürlich in Italien auch los; man manifestirte, man schrie, man wurde von den Gendarmen verhindert, vor die französische Gesandtschaft und vor die Consulate zu ziehen, man verklebte die französischen Namen auf den Schildern der Kaffeehäuser, aus den Hôtels wurden plötzlich Alberghi und aus den Restaurants Ristoranti, Niemandem aber wurde ein Härchen gekrümmt. Dies hindert nun freilich die Franzosen nicht, ein großes Geschrei zu erheben und die Italiener vor Gott und der Welt anzuklagen. Die Italiener werden in allen Blättern an Magenta, an Solferino und an alle Wohlthaten, die ihnen die Franzosen erwiesen haben, erinnert; Montanas und Roms wird dabei natürlich mit keiner Silbe gedacht, ebensowenig als Savoyens und Nizzas; Frankreich allein hat Italien zu seiner Einheit verholfen; 1866 und 1870 haben keine historische Bedeutung und den Franzosen schulden die Italiener ewige Dankbarkeit, folglich ewige Heeresfolge; selbstständiges Denken, selbstständiges Fühlen ist ihnen verboten, selbstständige Interessen zu haben ist ihnen nicht erlaubt; mit Allem, was Frankreich thut, müssen sie sich einverstanden erklären; man bläst ihnen Tunis vor der Nase weg, und sie sind gebeten „Merci!" zu sagen; man schlägt ihnen in Marseille ein paar Knochen entzwei, und es wird von ihnen erwartet, daß sie ihre noch ganzen Knochen zu einer graziösen Verbeugung zusammenraffen und „Servo umilissimo" antworten. In Frankreich hat man wahrlich eine ganz besondere Art Geschichte zu schreiben und Politik zu treiben!

Wollten die Deutschen auf diesen Gebieten mit den Franzosen wetteifern, so könnten sie wohl auch über die Undankbarkeit der Ungarn und der böhmischen Tschechen Zeter und Mordio rufen. Ohne Königgrätz, wo wären Ungarn und Tschechen? Und dennoch wird heute das Deutschthum in Pest und in Prag gerade in derselben Weise wie die Italiener in Marseille verfolgt und geächtet. Die slavischen Studenten haben in jüngster Zeit einen Streit vom Zaune gebrochen, gerade wie die französischen Arbeiter in der Phokäerstadt, und deutsches Blut ist in Prag gerade wie italienisches in Marseille geflossen. Die Franzosen aber, welche ob der an ihnen von den Italienern verübten Undankbarkeit in die höchste sittliche Entrüstung gerathen, fänden es ganz in der Ordnung, daß die Deutschen aus Böhmen und Ungarn herausgeprügelt würden, und selbst Blätter wie der „Temps" jubeln über die Deutschenhetze in Prag, weil die tschechische Bewegung ein „Keil in die große deutsche Einheit" sein soll. Vielleicht wäre es angebracht, die Franzosen bei dieser

Gelegenheit an ein gewisses Schreiben ihres Ministers des Aeußern zu erinnern und sie darauf aufmerksam zu machen, daß auch sie an einer Undankbarkeitskrankheit leiden, indem sie ja, wie es Herr Barthélemy St. Hilaire, der doch etwas davon wissen muß, ausgesprochen, bei der deutschen Regierung eine große Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit, ihnen nirgends Steine in den Weg zu legen, ja, sie aufs Möglichste in ihren Unternehmungen zu unterstützen, gefunden haben. In Frankreich hat man aber nicht gleiches Maß und Gewicht für sich und für die Andern. Dies ersehen wir auch an der Art und Weise, in welcher die italienischen Manifestationen, die doch nur eine Antwort auf die Marseiller Ausschreitungen waren, in Paris und in der Provinz aufgefaßt wurden. Die Italiener, die sich, mit Recht oder mit Unrecht, durch die tunesische Frage beleidigt glauben und die in Folge der Marseiller Thaten etwas aufgebracht sind, haben in ihren Zeitungen erklärt, sie könnten zwar heute nichts thun, um ihrer gekränkten Ehre Genugthuung zu verschaffen und um ihre Interessen zu wahren, sie würden sich aber sammeln und die Gelegenheit abwarten, diese Scharte auszuwetzen. Den französischen Journalen erscheint nun eine solche Sprache als etwas ganz unerlaubt Frevelhaftes; der „Figaro" ruft den Italienern zu, sie setzten sich der sofortigen Bestrafung ihres ungebührlichen Benehmens aus, und sie seien gar thörichte Leute, wenn sie glaubten, daß Frankreich warten würde, bis es ihnen gefiele bereit zu sein und ihre Armee und ihre Finanzen zu einem Kriege wiederhergestellt zu haben; sie dürften sich nicht wundern, wenn Frankreich, bei dieser Sachlage, den Augenblick wählte, den es selber als angemessen halten würde. Aber, nun fragen wir die Franzosen, was haben sie denn seit zehn Jahren Deutschland gegenüber tagtäglich erklärt? Haben sie nicht, auch bei dem nichtigsten Anlaß, von Revanche gesprochen? Haben wir nicht in allen Tonarten gerade dieselbe Sprache, dieselben Drohungen hören müssen, die Frankreich jetzt von Seiten Italiens zu hören bekommt? Ja, noch viel mehr! Während in Italien nur die Journale also sprechen, die Staatsmänner aber Frankreich gegenüber die besänftigendste und correcteste Sprache führen, waren es in Frankreich Beamte, Generale, Abgeordnete, ja der allmächtige Präsident der Deputirtenkammer selbst, die Deutschland auf eine kommende Wiedervergeltung im Namen der immanenten Gerechtigkeit verwiesen. Und was hätte man in Frankreich gesagt, wenn wir diesen Drohungen gegenüber erklärt hätten, es falle uns gar nicht ein zu warten bis Frankreich bereit sei, wir zögen es vor, da wir nun von den Plänen der Franzosen unterrichtet wären, sofort loszuschlagen und dem ruhestörenden Nachbar gegenüber das Prävenire zu spielen? Hätte Deutschland seit zehn Jahren nur ein einziges Mal also gesprochen, es wäre in Frankreich kein Ende gewesen von Zetern und Klagen, und uns hätten die Nachbarn über den Vogesen als die ewigen Ruhestörer, als die beutelustigen Barbaren vor das Forum der Weltgeschichte geschleppt. Deutschland hat nicht so gesprochen, hat nicht so gehandelt; es hat Vertrauen in die besänftigende Macht der Zeit und der Verhältnisse, und die Hoffnung, mit Frankreich auf gutem Fuße zu leben, hat es trotz Sedan und Elsaß-Lothringen um so weniger aufgegeben, als Frankreich trotz Waterloo und St. Helena nach vierzigjähriger Frist mit England ein Schutz- und Trutzbündniß eingegangen ist. Erlaubt wird es aber den Deutschen sein, bei Anlaß der Italienerhetze den Franzosen zuzurufen: Was dem Einen recht, ist dem Andern billig, und:

Was du nicht willst, das man dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu!

Was die internationalen Hetzen anbetrifft, so werden dieselben hoffentlich, wie so vieles Andere, auch im Sande der Saurengurkenzeit verlaufen. Eine gewisse Beunruhigung können diese Vorgänge nur insofern erwecken, als sie von dem nach irgend welcher auswärtigen Action sich umsehenden Wiedererwachen der Thatenlust gewisser heißblütiger Nationen Zeugniß ablegen. Diese Thatenlust kann aber, ohne Europa direct zu gefährden, nach andern Regionen abgelenkt werden, und die algerischen Ereignisse sind gerade dazu angethan, ihr auf dem afrikanischen Continent ein Bett zu eröffnen, in welchem sie einen, vielleicht gar für die allgemeine Civilisation recht erwünschten Abfluß finden dürfte.

Das Attentat auf den amerikanischen Präsidenten und die Civildienstreform.

Von E. Schläger.

Die im Wartesaal des Bahnhofs in Washington am Morgen des zweiten Juli auf den Präsidenten Garfield gefeuerten Schüsse sind über die Welt gehört. Die Presse aller Länder hat dem Entsetzen und der Trauer Ausdruck gegeben, welche dieser zum ersten Mal in den Vereinigten Staaten auftretende politische Mordversuch nothwendiger Weise wachrufen mußte. Man hat über die Motive desselben, über mögliche Mitschuldige, sich in Muthmaßungen ergangen, denen bis jetzt jeder auch nur einigermaßen feste Anhaltepunkt fehlt. Von anderer Seite hat man sich bemüht, das Grausen der That durch den Schleier des Wahnsinns zu mildern, den man dem Thäter überwirft. Aber selbst wenn der Geisteszustand dieses seit dem Februar in Washington als Aemterjäger hangenden und bangenden kanadischen Franzosen Guiteau zuletzt sich jener schwierig festzustellenden Grenze genähert hat oder nicht, welche die persönliche Verantwortlichkeit von der fatalistischen Leidenschaft der den Revolver in die Hand zwingenden Rache trennt: die Thatsache wird trotz alledem bestehen bleiben, daß dieser „Wahnsinn" jedenfalls großentheils auf Rechnung der umgebenden politischen Parteiverhältnisse und namentlich der immer höher gestiegenen Spannung zwischen den beiden Fractionen zuzuschreiben ist, in welche die republikanische Partei seit Jahren, und nicht etwa erst seit der Chicagoer Convention von 1880, wir fürchten dauernd zerfallen ist. Wenn man nach den Aussagen Guiteaus selbst als eine mit- oder allein beabsichtigte Wirkung seiner That die Erhebung des Vicepräsidenten Arthurs, dieses bloßen Adjutanten des Senators oder Exsenators Conkling annehmen muß, so erscheint sie in dem Lichte eines „Staatsstreichs von Unten", der eben nur in den amerikanischen Verhältnissen seine Wurzel und Erklärung finden kann. Wenn es einmal dahin gekommen ist, daß die nach Hunderttausenden zählenden Politiker von Profession sich so sehr zu Herren der Situation gemacht haben, daß sie sich für das Volk selbst ansehen, muß eine Denkweise sich ausbilden, welche in der Beeinträchtigung der Aemterchancen einer Factian durch die andere einen Verrath an der ersteren erblickt, der den Rächerarm herausfordert. Die Scenen in Albany mit ihren seit Monaten fruchtlosen Abstimmungen, die vom Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten im Interesse Conklings ebendaselbst zum Staunen und Ekel aller anständigen Elemente getriebenen Wahlbeeinflussungsversuche, die amtlich gegen Anhänger der Gegenfaction (der Robertson-Blaine-Garfield) erhobene Bestechungsanklage haben ohne Zweifel den nur über seine vermeintliche Zurücksetzung brütenden Guiteau noch mehr erhitzt und seinem politischen Rachegelüste jene Hülle der Rechtfertigung durch höhere, allgemeinere Interessen geliefert, hinter welcher sich der politische und sonstige Mord von Alters her, um sich zu beschönigen, zu verstecken pflegte. Es lassen sich allerdings eine Anzahl Gesichtspunkte finden, um die That auch aus der rein persönlichen Vorgeschichte des Verbrechers erklärlich zu finden. Sein Anschluß an die communistische Oneida-Gesellschaft beweist eine krankhafte Richtung, eine in den Vereinigten Staaten ungewöhnliche Unselbstständigkeit im Alter des jungen Mannes. Aber dieser selbe Zug drängt ihn auch, sich an einen politischen Körper anzulehnen, wie die Genossenschaft der Conkling-Grant-Faction es ist, und Alles, was er ist und hat, auf die zweifelhafte Karte ihres Erfolges zu setzen. Nachdem sie fehlgeschlagen, schon in Chicago durch die Nichtaufstellung Grants und die Niederlage Conklings, und jetzt seit

Monaten die letzte Aussicht auf Wiederwahl Conklings zum Bundessenator für New-York eine immer mehr verschwindende wurde, faßt dieser zum Grant-Conkling-Fanatiker zuletzt erhitzte politische Lansbursche den Plan, selbst die Initiative zu ergreifen, durch das Verbrechen das Glück zu corrigiren, durch den Mord des Führers der Gegenfaction die für ihn aus den Fugen gegangene politische Welt wieder einzurichten. Diese Erscheinung hat etwas grausig Unheimliches, sie deutet auf einen Boden, der unterminirt ist, sie ist ein Symptom von Zuständen, die zu bessern es vielleicht kaum noch Zeit ist. Und sie datiren wahrlich nicht erst von gestern. Schon im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts donnert der alte Quincy, dieser unerschütterliche und unerschrockene vornehme Vertreter von Boston im Congreß, nicht nur gegen die Corruption unter seinen Kollegen; noch weit schärfer geißelt er den übrigen Bettelhaufen der Aemterjäger, die er mit einer Ferkelherde vergleicht, die sich mit gräulichem Lärmen um einen zu engen Futtertrog drängt. Unter der zweimaligen Präsidentschaft Jacksons erreicht das Uebel jenen Höhegrad, nimmt es jenen chronischen Charakter an, daß von da ab von einem Niedergange der politischen Moral, des politischen Lebens und damit der Nation als sittlichen Gemeinwesens von dem Geschichtschreiber gesprochen wird. Dr. v. Holst zeichnet bereits die Gegenwart, wenn er in seiner ausgezeichneten Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten das Kapitel über Andrew Jackson mit den Worten schließt: „Ein Volksstaat, in dem die Allgemeinheit in ein dolce far niente hinsichtlich der Politik verfällt, in der Wahl der Gesetzgeber, dem allgemeinen Stimmrecht und dergleichen mehr an und für sich Garantien der Freiheit sehend, ist stets auf abschüssiger Bahn, auf der das Umkehren immer schwer ist und auch im günstigsten Fall nur sehr allmählich geschehen kann. Die Voraussetzung eines gesunden Volksstaates sind aber nicht die Rechte, sondern die Uebernahme und vernünftige Erfüllung der Pflichten, wodurch die Rechte erst vernünftige Mittel zur Erreichung der Staats- und Gesellschaftszwecke werden. Wenn in einem Volksstaate die Politik zu einem mißachteten Gewerbe wird, so ist er bereits vor die Existenzfrage gestellt, denn so weit jenes wirklich geschehen, ist die Selbstregierung (d. h. selfgovernment) nur noch Schein ohne Wesen; ein gesunder Volksstaat ohne wahres selfgovernment ist aber ein Widerspruch in sich. Der Lebensproceß eines Staates spielt sich aber nicht nach Tagen oder einzelnen Jahren ab. Bei einem Volke, das in hohem Grade die Bedingungen zur Bildung eines gesunden Volksstaates in sich trägt und ihn auch zum Theil bereits verwirklicht hat, müssen auch im ungünstigsten Falle Jahrzehnte darüber hingehen, ehe es politisch so weit sinkt, daß eine breite Kluft das sociale und politische Leben scheidet und die organisirte Bande der Gewerbspolitiker vollständig seiner Herr wird."

Diese letzten Worte sind jetzt wirklich der Ausdruck der thatsächlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten geworden. Nachdem das sich glorreich und herrlich 1862 aus den Banden seiner Philister-Politiker losreißende Volk die durch jene an den Abgrund geführte Union noch einmal vor dem gebietlichen und sittlichen Untergange gerettet, verfiel es nach dem Kriege wieder in jene gefährliche Gleichgültigkeit dem politischen Treiben gegenüber, und wurde in Folge davon die oben gleichfalls vorhergesagte Scheidung von „Gesellschaft" und „Staat" so vollständig vollzogen, daß z. B. in letzter Woche noch die Bevölkerung von New-York dem entwürdigenden Schauspiele in Albany wie einem pikanten Ringkampfe zusah, auf dessen Ausgang es vielleicht Wetten anstellte, aber bei dem es sonst nur wenig oder gar nicht sich interessirt glaubte. So weit ist es mit der Verflachung und Materialisirung selbst der besseren Klassen gekommen, jener Klassen, die in den Krisen einer Nation die rettende Entscheidung zu geben berufen sind. „Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?"

Doch vielleicht wird gerade das Acutwerden des alten chronischen Uebels den Patienten zu einem Radicalkurversuche aufschrecken. Gleichviel ob Garfield, wie es scheint, und wie wir hoffen, am Leben bleibt, oder ob die Incarnation des politischen Beutesystemes, in der Person des im Fall seines Todes ihm folgenden Arthur die jetzigen Zustände noch tiefer herabdrücken wird, das Bewußtsein der acut gewordenen Krankheit wird jedenfalls die besten Elemente der republikanischen Partei zu einem Reformversuch an Haupt und Gliedern emportreiben.

Die Geschichte der Sklavereifrage liefert die warnende Parallele. Als mit der Verhandlung über den Missouri-Compromiß zuerst der erste Schritt zur offenen Entfesselung der in der Verfassung zusammengekoppelten feindlichen Brüder, der Sklaverei und der Freiheit geschah, stieß der alte Madison seinen Kassandraruf aus, indem er den Eindruck jener Nachricht auf sich schilderte wie eine das Feuer signalisirende Sturmglocke um Mitternacht. Seine Warnung verhallte und erst als jener erste Schritt volle vierzig Jahre später den Süden und Norden in Waffen gegenüber gestellt hatte, büßte das Volk leider mit unsäglichen Opfern seine den politischen Leitern gegenüber eingehaltene Gleichgültigkeit und Mangel an Wachsamkeit. Was damals die Sklavereifrage, ist heute die Civildienstreform-Frage. In der Noth der Partei wiederholt auf das Banner geschrieben, vergaß man die übernommenen Versprechungen, sobald der Sieg erreicht und die Heuchelei nicht mehr nöthig war. Alle vier Jahre seit 1872 hat sich jetzt das elende Spiel dieser Heuchelei erneuert. Schlimmer als die römischen Auguren, die sich wenigstens nicht ansahen, um nicht in Lachen auszubrechen, lachen die politischen Führer offen über die Thorheit derer, welche an die Möglichkeit politischer Wahlkämpfe mit andern und höheren Zielen als die der Beute, der Befriedigung der gemeinen Habgier, noch Glauben bewahrt haben. Wird die den Abgrund nach mehr als einer Seite öffnende Mordthat eines der Tempeldiener jener Auguren den ehrlichen Leuten den Muth und die Ausdauer verleihen, jenen Krebsschaden auszurotten, der bereits die edleren Theile des politischen, wenn nicht sogar des socialen Körpers angegriffen hat?

Eine Woche am Eingange der Sahara.

Von Carl Vogt.

(Schluß.)

Während in den maurischen Städten und in den Zeltlagern das weibliche Element nur wenig hervortritt, sich vielmehr dem Auge des Besuchers fast gänzlich entzieht, sucht es im Gegentheile in dem Negerdorfe die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich habe bei öfteren Besuchen auch nicht eine einzige Negerin gesehen, welche nur anziehend hätte sein können. Die älteren Frauen, unförmig feist oder erschreckend mager, keine goldene Mittelstufe; die jüngeren Mädchen mit häßlich vorstehenden Backenknochen, platten Flügelnasen, wurstförmigen Lippen und furchtbarem, hervorstehendem Affengebiß — alle ohne Ausnahme mit wadenlosen Beinen, als hätte man zwei schwarz gewichste Stecken unter die über und über mit bunten Lappen behängte Gestalt gesteckt. Himmelblau, kirschroth, königsgelb, papageiengrün sind die beliebtesten Kleiderfarben, alle so schreiend als möglich; das Gesicht, Arme und Beine sind immer entblößt und tätowirt; an den Ohren hängen Geschmeide, welche die Ohrläppchen, oft auch das ganze Ohr bis auf die Schultern durch ihr Gewicht herabziehen; um den Hals herum klirren Ketten, meist von aneinandergereihten Geldstücken; um die Oberarme, die Handwurzeln und die Knöchel sind gewichtige Ringe gelegt, meist so zusammengenietet, daß sie nicht abgezogen werden können. Ganz nackte oder nur mit einem blauen oder rothen Hemde bekleidete Kinder tummeln sich vor den Lehmhäusern im Staube herum, bieten allerlei Kleinigkeiten zum Verkaufe aus; die Weiber laden freundlich grinsend ein, hereinzutreten. Einer meiner Bekannten in Biskra behauptete, die Neger könnten noch weit eher zur Civilisation und Cultur herangezogen werden, als die Araber; sie seien arbeitsam und fleißig, hätten Sinn für höhere Bedürfnisse, für bessere Wohnungen, Ausschmückung der-

selben, für feinere Küche, kurz, lernten nach und nach das Geld, welches sie verdienten, gebranchen, während die Araber nichts weiter damit zu thun wüßten, als es aufzusparen und zu vergraben. Cultur und Civilisation, sagte er, beruhen auf Bedürfnissen und durch deren Befriedigung bewirkte Circnlation der Zahlungsmittel; der Araber hat keine Bedürfnisse und die Circulatian des Geldes stockt in seinen Händen. Deshalb faullenzt der Araber selbst bei seinen Vergnügungen, während der Neger seine Befriedigung in Muskelthätigkeit findet.

„Heute Abend in dem großen arabischen Kaffeehause am Markte Extra-Vorstellung der Uled-Na'l mit hochobrigkeitlicher Bewilligung und unter polizeilicher Aufsicht!“ So lautet die Tagesordnung, die beim Mittagessen ausgebaten wird. Etwa zwanzig Congreßmitglieder mit einigen Damen folgen der Eintadung.

Schan aus der Ferne hören wir den Klang einer Pfeife oder Flöte, deren einförmige, aber durchaus unfaßbare, fortlaufende Melodie von einer Trommel und einer großen Neger-Castagnette, einem sagenannten Yuh-Yuh unterstützt wird. Wir erkennen den viete tausend Jahre alten Urtypus der sartlaufenden Melodie der Zukunftsmusik, die nach kurzer Aufregung eine Art hypnotischer Träumerei erzeugt nnd so wenig variirt ist, daß man sich auf Stunden entfernen nnd doch sicher sein kann, beim Wiederkehren immer noch dieselbe Melodie zu hären.

Wir treten ein. Das Kaffeehaus besteht aus einer langen, niedrigen, schmalen Halle mit zwei tiefen, in der Mitte angebrachten Seitennischen, in welchen die Honaratioren Platz nehmen. An den Wänden tausen ausgemanerte, mit Strohmatten belegte Sitze hin, auf welchen dichtgedrängt die Araber hocken, jeder seine Kaffeetasse neben sich. An der Ecke der einen Nische steht auf erhöhter Estrade die Musik, zu ihren Füßen kauern einige Tänzerinnen. Gegenüber, an den Ecken der anderen Nische, sitzt die Polizei von einem Diener in französischer Uniform nnd einem Araber in halb griechischer Tracht (Strümpfe, Turban, Zuavenjacke und Lämmerschwanzhose) repräsentirt. Beide Palizeidiener haben lange Stöcke in den Händen Alles ist in dichten Tabaksdampf und Kaffeeschwalm eingehüllt, sa daß die im Hintergrunde bei dem Herde hackenden Araber in ihren weißen Burnussen schemenhaft, wie Geistererscheinungen, in verschwommenen Umrissen sich zeigen.

Auf ein Zeichen setzt die Mnsik ein und erhebt sich eine der Tänzerinnen. Ihre bnntfarbige, reiche Toilette ordnend, schreitet sie erst langsam gegen das Ende der Halle, nimmt die Stellnng an, die sie während des ganzen Tanzes beibehalten will nnd taucht nun allmählich aus dem Nebel hervor, indem sie gewissermaßen auf dem in der Mitte der Halle gespreiteten Teppich sich vorwärts schraubt.

Die Uled-Na'ls sind die Töchter eines in der Wüste lebenden Nomadenstammes, der vorzugsweise (viete machen Cancurrenz) die Sitte hat, seine Mädchen auf die hohe Schute des tanzenden Prostitutionsgewerbes nach Biskra zu senden. Den arabischen Begriffen zufolge ist das Gewerbe ebenso ehrenhaft, als das jedes Gevatters Schneiders und Handschuhmachers; die Mädchen sind sogar, nachdem sie sich oft eine ziemlich namhafte Summe in Ansübung des Gewerbes verdient haben, sehr gesucht zum Heirathen nnd stehen in dem Ruse, treffliche Gattinnen und Mütter zu werden. Sie sind meist schlank gewachsen, leicht kaffeebraun, einige von angenehmer Gesichtsbildung, viete aber geradezu häßlich. Stirn, Wangen, Nase und Kinn sind mit blauen, blumenähnlichen Figuren tätowirt; die Augenbrauen mit schwarzer Farbe (Chohl) über der Nasenwnrzel zusammengemalt, die Augen selbst von einem breiten, schwarzen Ringe umgeben, die Hände mit Hennah gefärbt, so daß die Nägel tief orangegelb, das Innere der Hände aber dunkel gelbbraun erscheint. Sonst sind sie, bis auf die nackten, ebenfalls mit Hennah gefärbten Füße, durchaus verhüllt, ja sa sehr mit Ganduraḥs, Shawls nnd Ha'ks behängt, daß ihre Figur sich kaum erkennen läßt. Man liest in manchen Beschreibungen von „entfesseltem Haar, das auf den nackten, bronzefarbigen Busen herabfällt“ — ich habe die Uled-Na'ls in Biskra, Constantine und Algier gesehen, bei ihren Tänzen und in ihren Häusern, und habe sie stets bis auf Gesicht, Hände und Füße nicht nnr bekleidet, sondern sogar übermäßig verhängt und verhüllt gesehen. Stets aber ist der Rack, die Gandurah, durch Schärpen und Gürtel sa geordnet, daß den Falten, welche den Banch bedecken, große Beweglichkeit gestattet ist.

Der Tanz selbst ist etwas für den Nichtkenuer außerordentlich Monotones und sogar Langweiliges. Er besteht in der That nur in einer ganz außerordentlichen Gymnastik der Bauchmuskeln. Die Tänzerin componirt sich die Stellnng ihres Oberkörpers, die Haltung ihres Gesichtsausdruckes, die durchaus nicht freundlich ist, und behält diese unverrückt bei. Ohne den leicht erhobenen Arm zu rühren, ohne mit einem Muskel des Gesichtes zu zucken, schraubt und schiebt sie sich auf dem Teppich mit den Sohlen vorwärts, bald nach links, bald nach rechts sich drehend. Die Füße werden nie von dem Baden erhoben. Dabei arbeitet aber der Bauch, als wäre er von dem Körper losgelöst, mit heftigen Drehungen und Stößen — „ta danse de moulin-à-café“ nannten es bezeichnend die Franzosen. Je unbewegticher Büste, Kopf, Arme und Beine gehalten werden, je heftiger der übermäßig vorgestreckte Bauch wirbelt und hüpft, desta lauter sind die Beifallsbezeugungen der arabischen Kenner.

Nachdem so einige Almeen ihre Kunst, eine nach der andern, zur Schau gestellt, erscheint ein Paar kanm erwachsener Persanen, wenn nicht vollständige Neger, so doch stark mit Negerblut gemischt, ein Junge und ein Mädchen. Anfangs hält sich das en avant deux in den Grenzen des Kaffeemühlentanzes; bald aber wird das Tempo der Musik schneller; die Bewegungen lebhafter nnd demonstrativer; die Bedeutung des Tanzes wird stets klarer, deutlicher ausgeprägt und endlich geht unter dem wildesten Jagen der Musik, den nngeregeltesten Zuckungen und Verdrehungen die Symbolik in die nackte, concrete Wirklichkeit über. Es war geradezu scheußlich, ekelerregend, und das Auffallendste war, daß die eurapäischen Damen bei diesem Anblicke Stand hielten und ihre Plätze uicht verließen. Etudes de moeurs! Die Thätigkeit der zur Wahrung der guten Sitten commandirten beiden Polizeisotdaten beschränkte sich daranf, daß sie mit ihren langen Stöcken die Hemdenzipfel über allzu entblößte Körpertheile zurückzuschieben suchten.

„Kapitän,“ schrie ein umherhinkender Tourist am andern Morgen einen ihm bekannten Offizier an, „ich muß einmal arabisch essen, arabisch gekochten Kuskussu kneten, Schaffleisch mit den Fingern zerreißen und Sie müssen mir dazu verhelfen. Eine wahre Lnmperei, diese Reisen in Algerien,“ fügte er hinzn. „Ich hätte einen Angriff von Krumirs auf unsere Diligence gewünscht, um meine Büchse und meinen Revolver an ihnen zn erproben und wir sind gefahren, wie van Paris nach Compiègne, ahne Gefahr, ahne Bedeckung; ich wollte Löwen schießen — es gibt keine mehr; Panther — aber Bondonnel hat sie alle getödtet ader verjagt; hier lebe ich in einem Hôtel à la française; reiten nnd lanfen kann ich nicht wegen meines verrenkten Fußes — wenn Sie mir nicht den Genuß eines arabischen Diners ahne Messer und Gabet verschaffen, Kapitän, so schreie ich in ganz Frankreich herum, daß dieses Algerien einer Reise nicht werth ist!“

„Beruhigen Sie sich, mein Lieber,“ sagte lächelnd der Kapitän, „Sie sollen befriedigt werden! Ich gehe zum Scheik und bitte ihn, Sie zum Essen einzuladen!“

Später erzählte nns der heitere Kapitän das lustige Stückchen. „Kapitän,“ hatte ihm der Scheik gesagt, als er diesem sein Anliegen vortrug, „Du weißt, daß ich ein civilisirter Mensch bin, einen französischen Koch habe und mit Messer und Gabel speise, wenn ich bei mir zu Hause bin. Ich will gerne Deinen Freund einladen, aber ich kann mir vor meinen Dienern nichts vergeben!“

„Das sollst Du auch nicht,“ antwortete der Kapitän. „Wir wallen nns mit dem Narren belustigen. Ich werde ihm sagen, Du könnest nicht mit ihm essen, da Dn den Rang eines Sultans von Biskra habest; dagegen habest Du die Würdenträger zum Feste geladen. Laß ihn mit Deinen Knechten den gewöhn-

lichen Kuskussu essen, ziehe ihnen aber rothe, schwarze und grüne Burnusse an, damit sie wie Kaids, Scheiks und Talebs aussehen!"

Der Scheik ging auf den Vorschlag ein und belustigte sich höchlich an dem Benehmen des Gastes, dem ranziger Kuskussu mit höllischer Pfefferbrühe eingestopft und saure Milch als Getränk vorgesetzt wurde, und der später trotz lebhaften Bauchgrimmens nicht müde wurde, von dem würdevollen Betragen der Autoritäten zu erzählen, mit denen er gespeist habe. Wie Schade, daß keiner ein Wort französisch verstand! Es sei eine Schande für die französische Regierung, daß sie diese Seite der patriotischen Erziehung vernachlässige und Leute zu hohen Stellen berufe, welche der schönen Sprache des Mutterlandes nicht mächtig seien!

Die Zeit der Abreise naht heran. Unsere Gläser sind mit kleinen Eidechsen, Schlangen, Skorpionen, Fischen und Insekten gefüllt; in einem kleinen Proviantkörblein sind einige lebende größere Eidechsen, unter anderen ein bissiger Waran und ein friedlicher Dornschwanz (Uromastix) auf den kleinsten Raum zusammengedrängt; wir haben alle übrigen Genüsse und Vergnügungen, die das durch beständig ab- und zureisende Congreßmitglieder in Athem erhaltene Biskra nur irgend bieten kann, vor unsern Augen vorüberziehen sehen: Schlangenbeschwörer, welche die braungelben Hajes, die Aspis der Kleopatra, bei dem Tone eines Dudelsackes nach ausgerissenen Giftzähnen tanzen und sich von ungiftigen großen Nattern zum Entsetzen der Zuschauer in die Zunge beißen lassen; Gaukler, die in abenteuerlichen, mit Hauern von Ebern und Muscheln gezierten helmartigen Masken Schrecken zu erregen und einige Sous zu verdienen suchen; wir haben außer Sidi Okba einige andere Oasen sowie die Sanddünen und das Fort Saint-Germain in nächster Nähe besucht und überall dieselbe Physiognomie der Wohnungen, der Palmbäume und der Bewohner gefunden; wir sind einigen Karawanen begegnet, die stets dieselbe Zusammensetzung zeigten, einige wenige bewaffnete Männer als Führer und Befehlshaber zu Pferd, ärmere, unbewaffnete Araber, oft zu zweien oder gar dreien, auf Eseln; bepackte Esel, Maulthiere und Kameele; auf einem oder höchstens zwei Kameelen hohe, mit Zeltteppichen überspannte, fast gänzlich geschlossene Palankine, in welchen tief verschleiert die Frauen des vornehmen Führers sitzen, während die übrigen Weiber, Araberinnen und Negerinnen, barfüßig im Sande laufen und auf dem Rücken ein oder zwei Kinder in einem Sacke neben anderen Lasten tragen; mit ihnen zu Fuße gehende Männer, meist ohne Lasten, die den Stock quer auf den Schultern tragen und die beiden Vorderarme daran aufhängen, was ihnen aus der Ferne ein sonderbares, einer Vogelscheuche ähnliches Ansehen gibt; das Ganze umgeben von halbwüchsiger, nur mit einem kurzen Hemde bekleideter Jugend beiderlei Geschlechts, von weiß- und gelbgefleckten Wachhunden, welche der in den Pyrenäen heimischen Schäferhundrasse ziemlich ähnlich sehen und von einigen, meist paarweise gekuppelten, grauen, struppigen Windhunden (Slugis), welche unglaublich stupid aussehen und nur zur Jagd von flüchtigem Wild benutzt werden.

Das Alles haben wir gesehen und uns überzeugt, daß der großartige und befremdende Eindruck, welchen die Wüste auf Jeden macht, der sie zum ersten Male sieht, hauptsächlich von den weiten Dimensionen der Fläche, der Eintönigkeit der Farben und der Lebenserscheinungen und der Lautlosigkeit der Umgebung hervorgerufen wird. An und für sich, im Einzelnen betrachtet, sind alle Elemente, welche das Bild zusammensetzen, geradezu unschön und wenig erquicklich für das europäische, an bunte Mannichfaltigkeit und Wechsel der Stimmungen gewöhnte Auge; zusammen zu einem Bilde vereinigt, das bis in das Einzelne hinein zu einander paßt, fügen diese Einzelheiten sich zu einem harmonischen, durch seine Größe und Unbeweglichkeit imponirenden Ganzen zusammen. Der Boden hat stets denselben gelben Grundton des Lehms oder gelben Ockers, bald mehr mit Grau, bald mehr mit Braun gemischt; selten nur zeigt sich ein grünlicher Anflug, und die Luftperspective ist so gering, daß nur der äußerste Horizont eine geringe Abtönung zeigt. Die tiefblaue Farbe des Himmels ist ebenso intensiv im Zenith, wie an dem Horizonte — nur am frühesten Morgen und am späten Abend zeigen sich für einige kurze Augenblicke die bekannten Gluthfarben des Auf- und Niederganges. Aber nach dem, was ich gesehen, läßt sich ein Sonnenaufgang oder Untergang in der Wüste nicht im entferntesten vergleichen mit der Pracht, die sie in unseren Gegenden aber gar in dem hohen Norden, an den norwegischen Küsten entfalten; es fehlen die Bedingungen fast gänzlich, den Horizont einhüllende Dünste und widerstrahlende Wolken.

Der Farbe des Bodens hat sich Alles angepaßt, was da kreucht und fleucht; der Räuber sucht seine Annäherung ebenso durch die Farbe weniger bemerklich zu machen, als die Beute in derselben ihren Schutz findet. Kein Laut; die Karawanen gleiten ebenso lautlos über die Fläche, wie der Vogel lautlos von Strauch zu Strauch schwirrt, und die Sträucher und Stachelpflanzen, welche in der Wüste ein kümmerliches Dasein fristen, sind entweder blattlos oder so mit Staub und Sand bedeckt, daß das Graugrün ihrer Blätter gänzlich unter dieser Bedeckung verschwindet.

Wenn nun nach tagelangem Wandern der Reisende, geblendet von einem absolut weißen Sonnenlichte, das von einer hellgelben Fläche widerstrahlt, in dem Rinnsale eines Baches einige grüne Sträucher, Oleander oder Lentisken, oder endlich eine Oase mit tausenden von grünen Palmenwipfeln mit Entzücken begrüßt, sein Auge daran weidet und ein Paradies auf Erden zu sehen glaubt, so kann das wahrlich nicht Wunder nehmen. Aber deshalb darf man doch nicht wähnen, daß es möglich wäre, diejenigen, welche an den Anblick der Palmen sich gewöhnt haben, zu der Anschauung zu verleiten, als ob dieselben, sei es an und für sich, sei es in ihrer Vereinigung zu einem Walde, ein schöner Typus seien. Humboldt, Bernardin de Saint-Pierre und noch ihnen gar manche andere in den Tropen reisende Schriftsteller haben uns Nordländern ihre übertriebenen Anschauungen in das Blut geimpft; wir sind Alle wie Heine's Tannenbaum, der von einer Palme träumt! Humboldt hat den Satz aufgestellt, die Palme sei die edelste Pflanzenform und wir beten diesen Glaubenssatz vertrauensselig nach. Er ist aber, wie so manche andere Glaubenssätze, durchaus falsch; es gibt nichts Steiferes als diese über und über mit Stümpfen abgebrochener Blätter besetzten Stämme, die ohne Verzweigung von oben bis unten gleich dick sind; nichts Einförmigeres als diesen Wedel von Blättern, der die Krone bildet. Eine einzelne Palme oder eine kleine Gruppe von Palmen, welche Laubbäume überragt, wirkt durch den Contrast — aber ein nur aus Palmen bestehender Wald, wie die Oasen ihn über den Lehmmauern zeigen, welche die übrigen Gewächse am Boden verhüllen, hat an Monotonie nicht seines Gleichen. Man sucht vergebens jene Mannichfaltigkeit der Formen und Gestalten in Stämmen, Aesten und Laubmassen, jenen Reichthum an verschiedenen Abstufungen der Schatten- und Lichteffecte, jene Verschiedenheit in den Farbentönen, die einem mitteleuropäischen Walde eigen sind; ein Stamm ist wie der andere, ein Blatt wie das andere und die Farbe so eintönig, als sei sie von einem Anstreicher hingemalt.

Man hat die Sahara das Land des Durstes genannt und Fromentin hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß man sie auch das Land ohne Schatten nennen könnte. Der Palmenwald zeigt keine Schattenmassen — er beschattet nur den Boden zu seinen Füßen.

Mit solchen Eindrücken erfüllt kehren wir von Biskra zurück, nicht ohne den Wunsch zu hegen, dieselben durch späteren, längeren Aufenthalt vielleicht vervollständigen zu können.

Literatur und Kunst.

Edmondo de Amicis.

Skizzen aus dem literarischen Leben.

1. Der Blaustrumpf.

Um sechs Uhr täglich pfleg' ich aufzustehen.
Mein Frühgebet ist ein Gesang des Dante;
Er scheint mir erst, seit ich ihn mehr erkannte,
Zu riesenhaft, ihn ganz zu übersehen.

Dann schreib' ich — Ihnen darf ich's wohl gestehen —
Ein paar Artikel für die „Elegante",
Besuche eine sehr interessante
Vorlesung und durchstreife die Museen.

Um Sieben geht's nach Haus, und unterm Essen
Blätt'r' ich in Zeitungen, schreib' ein Sonett,
Den neuesten Roman nicht zu vergessen.

Um Zehn pfleg' ich zum Schlummer mich zu rüsten,
Doch jeden Abend fast geh' ich zu Bett
Mit einem Dichter oder Prosaisten.

2. Ein Lebenslauf.

Als zwanzigjähr'ger Jüngling absolvirt' er
Mit vierter Note das Gymnasium
Und ging zur Bühne. Doch das Publicum
Blieb kalt, und nur den Damen imponirt' er.

Alsdann beim Militär sein Glück probirt' er,
Trieb sich ein Jahr im Lazareth herum,
Ward Makler, Spieler, Virtuos, kurzum
In allen freien Künsten hospitirt' er.

Dann gab ihm ein Gelehrter abzuschreiben,
Der fand unorthographisch sein Gekritzel;
Da hing er sich, — sollt' aber leben bleiben.

So tauscht' er den Beruf ein dutzendmal
Und gründet' endlich, da er auch als Spitzel
Kein Glück gehabt, ein kritisches Journal.

3. Literarischer Erfolg.

Mein Büchlein kaufte sich ein Musensöhnchen,
Von dem es dann der Herr Professor lieh.
Dann bei acht Damen circulirt' es, die
Besitzen — Jede — so ihr halb Milliönchen.

Drauf kam es zum Präfecten vom Cantönchen,
Der eifrig liest geborgte Poesie;
Und die Beamten dann, wie rissen sie
Sich um das Buch! Ein wahres Sensatiönchen!

Der Letzte, der es las von diesen Braven,
Schickt' es nach Syrakus an seine Holde,
Die sandt' es nach Turin an einen Grafen.

Der sagt mir heut: Sie bringen was zu Stande!
Man wiegt ihr Buch ja förmlich auf mit Golde. —
(Spitzbuben! Einen Franc die ganze Bande!)

4. Ein Bewunderer.

I.

Mich treibt die Sympathie, der tiefe Drang
Der Liebe, die ich längst zu Ihnen trage,
Daß ich an Sie, mein Herr, zu schreiben wage
Wie Freund dem Freund, als kennten wir uns lang.

Als Pfand, wie innig mich das Band umschlang,
(Und traun, ich fühle wärmer, als ich's sage)
Folgt ein Sonett hier: „Vico's letzte Tage"
Und schüchtern frag' ich an, ob mirs gelang.

Sie sollen mich mit klarem Wort bescheiden;
Toll werd' ich, wenn es Ihren Beifall hat,
Und nennen Sie mich Esel, muß ich's leiden.

O schicken Sie mir alle Ihre Werke,
Ihr Bild, ein Autograph und guten Rath —
Fast werd' ich unbescheiden, wie ich merke.

II.

Zwei Wochen wartet' ich umsonst, und war
In Sorg' um mein Sonett, ich sag' es offen.
Nun ist Ihr Urtheil endlich eingetroffen,
Ein wenig hart und äußerst — sonderbar.

Leute, die sehr belesen, meinen zwar,
Noch hätt' ich nicht Petrarca übertroffen,
Doch lasse mein Gedicht das Schönste hoffen,
Und ein Journal nannt' es sublim sogar.

Was also war der Grund wohl, der geheime,
Daß Sie so bitterbösen Spruch gethan?
Wohl gar Poetenneid auf meine Reime?

Mich wundert's gar nicht; Menschen sind wir alle.
Doch glauben Sie: mir liegt den Teufel dran,
Ob Eseln und Idioten ich gefalle.

5. Crescit eundo.

Alles was recht ist: Ihr Talent ist groß,
Allein — mit schuldigem Respect zu sprechen
(Ein jeder Autor hat ja seine Schwächen):
Ihr Stil ist hart, zu wenig mühelos.

Das nennen Andre schwülstig. Nun, verbos
Und incorrect — sind allerdings Gebrechen,
Die bei so viel Talent ins Auge stechen;
Sonst fehlt es Ihnen an Empfindung blos.

Nicht an Erfindung, Plan und tieferm Sinn,
Doch an Geschmack. Mit Recht hat man gescholten,
Sie seien gar zu leer, zu schwach, zu dünn.

Wohl hie und da ein Blitz — auch das nicht immer.
Wenn Sie nur nicht so schamlos stehlen wollten!
Kein Mensch, bei Gott! stiehlt dreister aber dümmer.

6. Aufmunterung.

Geist haben Sie, nur noch unausgegohren,
Und wenn Sie's erst zu mehr Erfahrung bringen,
Sich sammeln lernen, in die Tiefe dringen
Und mit der Sonde bis zum Herzen bohren,

Dann an der Hand der großen Prosataren
Gesundes Urtheil und Geschmack erringen,
Ein rein'res Sprachgefühl vor allen Dingen,
(Den echtitalischen Stil, der fast verloren);

Wenn Sie dann ferner keine Mühe sparen,
In andre Bahn der Prosa einzulenken,
Und ja mit Vers und Reim sich nie befassen:

So werden Sie der Welt — in zwanzig Jahren —
Zwar auch noch keine Meisterwerke schenken,
Doch Sachen, die sich eher sehen lassen.

7. Abendröthe der Liebe.

Ich seh' dich schon in unsern alten Tagen,
Wenn deine Locken weiß geworden sind.
Mit ihren weichen Ringeln spielt der Wind,
Und einen Strauß wirst du im Gürtel tragen.

Vom Lesen blick' ich auf, um dir zu sagen:
Ich liebe dich, und du bist reizend, Kind! —
Dann lächelst du und eilst hinweg geschwind
Und sagst, ich soll vernünftig mich betragen.

Und wenn wir schlendern in der Abendfrische,
Sehr langsam, räum' ich dir mit meinem Stabe
Die Steine fort, zum Ritterdienste noch tüchtig.

Ein achtzigjähr'ger Pfarrer kommt zu Tische.
Er hat das Podagra, der alte Knabe;
Du bist vergnügt, und ich bin eifersüchtig.

Paul Heyse.

„Fern im Süd, das schöne Spanien!"

Von R. Waldmüller.

Es wäre noch ein interessantes Buch zu schreiben: der Nachweis über die Art und Weise, wie die Phantasie der namhafteren Dichter, Musiker und bildenden Künstler aller Länder und Zeiten sich zu der Produktion selbst verhalten hat; wie das Gedicht, die musikalische Composition, das Bild, die Statue im Kopf und Herz ihrer Schöpfer sich vorbereiteten; welche äußeren Einflüsse dabei thätig waren und durch welche Wandlungen und Umschmelzungen der geistige Stoff allmählich das wurde, als welches er nun die Gesammtheit bewegt und lebendig anspricht. Was wir darüber hie und da verstreut finden, trägt den Stempel des blos anekdotisch Ueberlieferten oder, wo es gut begründet und nicht als Curiosität behandelt ist, steht es doch zu vereinzelt da, um nicht mit dem Charakter des Absonderlichen behaftet uns wenigstens zu erscheinen. Ein Psycholog, der zugleich tief in den Brunnen der Kunst hinab geblickt hätte, müßte diesen Schatz zu heben als eine ernste Forscheraufgabe wählen, und seine Arbeit, wenn sie aus solchem Geiste hervorgegangen wäre, könnte nicht Gefahr laufen, von dem himmelhohen Fluge des Genius uns auf die Erde hinab zu ziehen; im Gegentheil, wir würden mit Beschämung inne werden, daß unsere Empfänglichkeit ihm nachzufliegen nur allzu oft der ausreichenden Flugkraft entbehrt.

Ein merkwürdiger Dichter ist wenige Tage vor dem Weihnachtsfeste, das wir Angesichts der von uns mit eisernem Griff umklammerten Seine-Metropole feierten, — am 22. December 1870 — jenseits der Pyrenäen aus diesem Leben geschieden; nur erst 34 Jahre alt; ein sehr begabtes, tief beklagenswerthes, psychologisch höchst interessantes Menschenkind. In der Vorrede zu dem einzigen Werke*), das wir von ihm besitzen, gibt er Andeutungen, welche auf die Quelle seiner poetischen Schöpfungen zurückweisen. Die Vorrede datirt von 1868, also ist sie zwei Jahre vor seinem Scheiden aus dieser Welt geschrieben worden. Selten hat ein Mensch die abschüssige Bahn, auf welche er gerathen ist, klarer selbst erkannt und in herzbewegenderen Worten darüber geschrieben. Und dabei haben wir es nicht mit Opiumnachwehen zu thun, wie sie einige der deutschen und französischen Romantiker in Zustände verwandten Charakters versetzten. Vielmehr berechtigt die überreiche Fülle der Gesichte, die dem Dichter aufgehen und seinen Legenden einen eigenartig bestrickenden Zauber leihen, zu dem Schlusse, daß, wie er selbst es beurtheilt, in seinem geistigen Haushalt in der That ein zu Viel und ein zu Wenig vorhanden ist, an dem der Mensch zu Grunde gehen muß, ein Ueberschuß an Phantasie und ein Mangel an Gestaltungsvermögen, zwei Factoren, die nur, wo sie im Gleichgewicht stehen, den Poeten zu voller Entwicklung der ihm verliehenen Himmelsgabe gelangen lassen.

„In den dunklen Winkeln meines Gehirns," so beginnt die Vorrede, „schlummern nackt und zusammengekauert die tollen Kinder meiner Phantasie und harren schweigend, daß die Kunst sie in Worte kleide, damit sie sich anständig auf der Bühne der Welt sehen lassen können." Er vergleicht sie dann den „Miriaden von Keimen, die im Innern der Erde in ewigem Werden erzittern und gähren, ohne die nöthigen Kräfte zu finden, um an die Oberfläche empor zu steigen und sich im Kuß des Lichtes in Blumen und Früchte zu verwandeln. Sie gehen mit mir," klagt er, „bestimmt mit mir zu sterben, ohne eine andre Spur zu hinterlassen als sie ein Traum der Mitternacht zurückläßt, auf den man sich am Morgen nicht mehr besinnen kann." Aber sie haben den Trieb zu leben, sie lassen sich nicht abfinden mit dem Troste, daß es für sie wie für vieles Andere eben kein Leben entwickelterer Art gibt, sie wollen gestaltet sein. Was thun? „So habe ich bisher, wenn auch schlecht, gelebt und habe unter der gleichgültigen Menge diesen schweigenden Sturm im Kopfe umhergeführt. So lebe ich weiter; aber alle Dinge nehmen ein Ende und auch dieses muß zu Ende geführt werden ... So geht denn, geht und lebt in dem einzigen Leben, das ich euch geben kann! Mein Verstand wird euch so weit ernähren, daß ihr greifbar sein werdet, er wird euch genugsam bekleiden, wenn auch nur mit Lumpen, daß eure Nacktheit nicht die Scham verletze."

Und er schließt:

„Vielleicht werde ich sehr bald schon mein Bündel für die große Reise schnüren müssen. Von einer Stunde zur andern kann der Geist sich von der Materie lösen, um in reinere Regionen empor zu steigen. Ich möchte nicht, wenn das eintrifft, der buntscheckigen Ausrüstung eines Seiltänzers gleich, diesen Schatz von Lumpen und Flittergold, den meine Phantasie in den Vorrathskammern des Gehirns aufgespeichert hat, mit mir forttragen müssen."

Schon diese Einleitung, deren glänzendste Partien hier nicht einmal Platz fanden, läßt erkennen, daß der Dichter, indem er sich des Mangels eines höheren Gestaltungsvermögens anklagte, Ansprüche ungewöhnlichster Art erhob. Seine acht Prosalegenden sind denn auch in ihrer Art nicht minder wohlabgerundete kleine Kunstwerke, und selbst da, wo sie — wie in Meister Perez der Organist — an einigen Stellen zu breit, an andern zu knapp behandelt sind, versetzen sie immer doch mit zwingender Gewalt in jene fremdartig romantische Welt, für welche es in den spanischen Kirchen und Abteien einen dem Wunder und dem Spuk sich so trefflich anbequemenden Hintergrund gibt.

Und dennoch hat jene Selbstanklage einige Berechtigung. Wie aus dem halben Hundert lyrischer Ergüsse hervorgeht, welche den Legenden folgen, war dem Dichter die Fähigkeit versagt, seine Empfindungen durch den Wohlklang des Reims auf die Höhe seines eignen Bedürfnisses nach lyrischem Wohllaut zu heben. In der That, hier vermißt wenigstens das deutsche Ohr Vieles, zumal wenn uns Anklänge an Heine, Geibel, Rückert, Lenau auf die vielleicht irrige Vermuthung bringen, daß dieser Gustavo Adolfo Becquer seinen Vorfahren nach nicht nur deutschen oder deutsch gemischten Ursprungs war, nein, daß er auch die deutsche Poesie anders kannte als blos aus Uebersetzungen. Ist dem so? hätte er eigentlich Gustav Adolph Becker heißen dürfen? Der Uebersetzer berührt diese Frage nicht. Wir erfahren nur, daß Becquer, als Sohn eines geachteten Malers, in Sevilla geboren wurde, daß er Kaufmann werden und als solcher eine reiche Pathin beerben sollte, daß sein poetischer Drang ihn aber, unter Verzicht auf diese ihm zugedachte Wohlthat, nach dem Centrum aller geistigen Bewegung Spaniens, nach Madrid trieb, wo er nach manchen Enttäuschungen und Entbehrungen wenige Monate nach dem Tode seines geliebten Bruders Valerio, eines Malers, gleich diesem aus dem Leben abgerufen wurde, als den Brüdern eben die Sonne ruhmvoller Anerkennung aufzugehen begann. — Hier einige der kürzeren Gedichte:

*) Becquer, ausgewählte Legenden und Gedichte aus dem Spanischen übersetzt von O. Meinhardt. Leipzig, W. Friedrich.

Es trat ihr in die Augen eine Thräne,
Mir auf die Lippe ein Verzeihungswort;
Da sprach der Stolz; — es trocknete die Thräne,
Das milde Wort auf meiner Lipp' erstarb.

Ich geh' auf einem Wege, sie auf anderm;
Doch denken wir an unsre alte Lieb',
Dann sage ich: weshalb hab' ich geschwiegen?
Und sie wird sagen: weshalb weint' ich nicht?

* * *

Was ist Poesie? fragst du und heftest
Fest auf mein Auge dein blaues Aug';
Was ist Poesie? Kannst du mich fragen?
Poesie ... bist du.

* * *

Heute lächeln mir Erde und Himmel;
Heute scheint mir die Sonn' bis ins Herze;
Heut' sah ich sie ... ich sah sie und sie mich ...
Heut' glaub ich an Gott!

„Heut' glaub' ich an Gott!" Also nur heute? also nur ausnahmsweise? also sind die Legenden nicht ernsthaft gemeinte katholische Legenden? etwa welche im Geschmacke unseres Gottfried Keller?

Das Letztere trifft nicht zu. Becquer ist zwar ein ganz moderner Mensch und hat keine Ader von der kirchlichen Rechtgläubigkeit Caballeros, unserer berühmten ehemaligen Landsmännin, aber er hält sich einfach an die poetische Seite der von ihm verwertheten Legendenstoffe und will die Bezeichnung Legende auch so wenig im herkömmlich kirchlichen Sinne verstanden wissen, daß eine seiner besten Erzählungen: „Der Smaragdschmuck", sogar ohne alle Beziehung zum kirchlichen Wunder ist. Es läßt sich ihr Inhalt mit wenigen Worten skizziren. Sie geht von dem uns bis zum Schlusse der Erzählung vorenthaltenen Titel eines Buches aus, das Méry zum Verfasser hat. Der Dichter hat diesen Titel am Schaufenster eines Buchladens gelesen. Der Titel ist ihm unverständlich. Ein Freund, der neben ihm geht, sagt ihm: Machen wir einen Spaziergang rund um die Fuente Castellana; ich erzähle dir eine Geschichte, deren Hauptperson ich selber bin. Du wirst hernach den Buchtitel vollständig begreifen. — Und nun erzählt der Freund, wie er, vor einem Juwelierladen stehend, unter Anderm von der Pracht eines Smaragd-Halsbandes gefesselt worden sei. Im selben Augenblick sei eine Dame aus dem Laden gekommen und habe geäußert: „Was für wunderschöne Smaragden!" Damit sei sie in ihre Equipage gestiegen und fortgefahren. — Er hat das Wappen ihres Wagens sich gemerkt und von dem Zauber ihrer Stimme und ihrer Erscheinung berückt, ermittelt er, nach vielem vergeblichen Forschen, wer sie ist: — die untadelhafte Gattin eines vornehmen Taugenichts. Aber warum forschte er ihr nach? Weil ihm die hirnverbrannte Idee gekommen ist, ihr den Smaragdschmuck zu schenken. Geld fehlt ihm nämlich durchaus, sonst hätte die Sache ja einen Sinn haben können. Was thun? Er schreibt ein Buch. Dafür erhält er 3000 Realen. Immerhin ein Heckgroschen. Aber der Schmuck kostet 14—15,000 Duros. Was weiter? Sehr einfach: man spielt. Und dabei ist gar nicht viel gewagt. Er hat nämlich eine Beobachtung gemacht, die ihm jeder Tag neu bestätigt: „Setzt man mit der vollkommnen Sicherheit, daß man gewinnen muß, so gewinnt man auch; man muß mit Aplomb setzen, als gälte es sein Eigenthum zu holen." Richtig, er setzt mit Aplomb und gewinnt. Der Schmuck gelangt nun anonym in das Boudoir der schönen Frau. Aber lange, lange Zeit vergeht, ehe sie denselben öffentlich zeigt. Endlich sieht er sie damit geschmückt. Nun wird in seiner Nähe der Ruf der Smaragddame angetastet. Er kann nicht als ihr Kämpe für sie eintreten, weiß aber mit einem ihrer Verläfterer dennach zu einem Ehrenhandel zu gelangen, erschießt ihn, wird selbst auch in die Brust getroffen, fällt in ein hitziges Fieber und erhält plötzlich den Besuch einer verschleierten Dame ... „sie lüftete den Schleier, der ihr Antlitz bedeckte, und in ihren langen, dunklen Wimpern sah ich eine Thräne schimmern. Sie war es!"

„Mit erschreckten Blicken richtete ich mich empor, und in diesem Augenblick stand ich gegenüber dem Hause von Duran ..."

„Was!" unterbricht ihn der Zuhörer, „warst du denn nicht verwundet und lagst im Bett?"

„Im Bett! — Ach, was Teufel! Ich habe ganz vergessen dir zu sagen, daß ich mir dies Alles nur auf dem Wege vom Laden Samparc bis zur Allee San Jeronimo, wo der Ellbogenstoß eines Lastträgers mich gegenüber dem Hause von Duran aus meiner Versunkenheit ausriß, gedacht habe. Im Ladenfenster bemerkte ich ein Buch von Méry mit diesem Titel: Histoire de ce qui n'est pas arrivé. Verstehst du es nun?"

Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie.*)

Mit Freuden begrüßt man jede Arbeit Kuno Fischers, dieses — wie ein geistvoller Kirchenhistoriker sagt — „geborenen Professors der Philosophie". Ist er es ja, der durch seine künstlerische Darstellung der erhabensten aller Wissenschaften, die eine echte Weltmission hat, den philosophischen Interessen einen Aufschwung verliehen hat, den man ehemals in der Zeit geistiger Erschlaffung nicht erwarten konnte. Aus dem schwerfälligen Hoplitenstile der Hegelianer, der nicht immer in harmonischer Proportion zur Schwere der Gedanken stand, hat er eine philosophische Sprache geschaffen, die mit der romanischen Eleganz geistreicher Conversation und der Anmuth künstlerischer Plastik die gewandteste Geistesdialektik, die überraschendste Tiefe und Schärfe des Gedankens wunderbar verbindet. Wer das Glück gehabt hat, durch Kuno Fischer in die Philosophie eingeführt zu werden, der wird sich zeitlebens mit Freuden des Genusses erinnern, mit dem er den beredten Interpreten Platos, Kants, Lessings und der Faustdichtung hörte, der die in dem philosophischen Jena berühmten Nachmittage zu Stunden echter Weihe gestaltete. Wer das schöne Bild seines ersten Meisters in sich bewahrt, der der Jugend mit stets jugendlicher Frische gegenübertrat, der wird das Ideal der akademischen Welt wieder vor sich sehen, wenn er sich in ein neues Buch von ihm vertieft. Dieses liest er dann nicht einmal, sondern behandelt es mit der Achtung, die einem treuen Lehrer gebührt, von dem er immer neu lernt. Das lebendige Wort des akademischen Redners steht in harmonischer Beziehung zu dem lebenschaffenden Worte des geistvollen Schriftstellers, dessen Vorzüge man zu würdigen lernt, wenn man die individuelle Eigenart des Autors kennt. Was Kuno Fischers Schriften und Vorträge so interessant macht, das ist das wahrhaft dramatische Leben, welches beide durchdringt, die innere Frische und geistige Elastizität, welche beide auszeichnet. Seine Methode der Darstellung ist eine individualisirende und eine genetische. Er bietet nicht in abstracter Dürre wie der dürftig reproducirende Encyklopädismus die Hauptsätze der Philosophie von Thales bis zur Gegenwart, sondern er entfaltet den ganzen Reichthum eines besonders hervorragenden Systemes, um welches sich viele andere gruppiren: dieses reconstruirt er bis in die letzten Einzelheiten; dazu bietet er in großen Zügen die Vorgeschichte der philosophischen Individualität, deren Vorbedingungen in den früheren Denksystemen, in den umgebenden politischen Verhältnissen und der allgemeinen Culturströmung liegen. So gibt er an einem Beispiele Alles, regt stets das Denken an und weist wirksam auf die Probleme hin, zu deren Lösung die selbstständige Arbeit der Gegenwart beitragen muß.

*) Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer. Erster Band. Erster Theil (XVI und 440 Seiten). Dritte neu bearbeitete Auflage. München 1878, Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann. Preis 9 ℳ. — Zweiter Theil. 1880. (XVI und 556 Seiten.) Preis 10 ℳ 50 ₰.

Die Feinheit der psychologischen Analyse verleiht Kuno Fischers Darstellung einen Reiz, der unwiderstehlich auf den Leser wirkt: darin liegt der Vorzug seiner genetischen Methode. Den Gedanken, für den er den Leser oder Hörer interessiren will, läßt er natürlich entstehen: und indem er ihn ableitet, erklärt er ihn. Das ist der künstlerische Werth, der in seinem Geschichtswerke der Philosophie liegt. Ein solcher Nachweis des tieferen Zusammenhanges der Weltprobleme wird zu einer Psychogenesis der Menschheit, zu einer Völkerpsychologie im höchsten Sinne des Wortes. Ein Gemälde der Cultur, wie es Kuno Fischers „Geschichte der neueren Philosophie" darbietet, kommt durch bloße Excerpte nicht zu Stande: diese liefern nur das Rohmaterial zu dem harmonischen Kunstwerk des denkgewandten Meisters, der aus dem Staube vergangener Jahrhunderte neues Leben quellen läßt, indem er mit staunenswerther Objectivität die Processe des geistigen Lebens nachbildet, welche naturgesetzlich die Denksysteme schaffen mußten. In diesem Momente liegt der Grund für den Umfang, welchen im Rahmen solcher Gemälde der biographische Hintergrund einnimmt: sobald der Künstler individualisirt und ontogenetisch entwickelt, muß er mit den Thatsachen des intellectuellen Lebens auch die des moralischen und ästhetischen ins Auge fassen, da eines das andere bedingt.

Das in so großem Stile angelegte Werk erscheint jetzt in dritter Auflage. Als Kuno Fischer den ersten Band zum zweiten Male herausgab, war seine Geschichte der neueren Philosophie bis zu Kant gediehen. Seitdem sind Fichte und seine Vorgänger, Schelling und sein Zeitalter hinzugekommen. Hegel und seine Schule, die Gegner derselben und der Entwicklungsgang der Philosophie in der nachhegel'schen Zeit bis auf die heutigen Tage sind das Thema, welches ihm noch übrig bleibt. Bei der ungemeinen Schwierigkeit der Objecte mußte der Verfasser, um die belehrende Wirkung der Deutlichkeit zu erreichen, die Darstellung so ausführlich behandeln, daß sich der Umfang und Aufwand des Werkes über das beabsichtigte Maß vergrößerte. „Man kann," so sagt er, „die Schwierigkeiten der eigenen Arbeiten erst schätzen, wenn man sie erfahren und zu überwinden gesucht. Trifft es sich dann so gut, daß man den mühevollen Weg zum zweiten Male machen darf, so wird man, wie es bei großen und beschwerlichen Reisen der Fall ist, die Kraft gewonnen haben, leichter und schneller fortzukommen. Die Kürze ohne jeden Eintrag der Deutlichkeit ist eine Frucht, die man nur von der ausführlichsten Arbeit und Darstellung erntet. Bei meiner Darstellungsweise kann ich die Kürze nicht durch Streichungen, sondern nur durch eine entsprechende Einwirkung auf alle in einander gefügten Theile des stilistischen Gebäudes erreichen. Darin liegt ein Grund und ein wesentlicher Theil dieser neuen Bearbeitung; der andere liegt in der Vermehrung des Inhalts, die theils in Betreff der Einleitung, namentlich in den Abschnitten über das Zeitalter der Renaissance und Reformation wünschenswerth schien, theils durch die Rücksichtnahme auf einige Ergebnisse neuerer Forschungen über Descartes gefordert wurde."

Das ist der Standpunkt, den der Verfasser in seiner neuen Arbeit einnimmt. Mit Genugthuung kann er an dem Bedürfniß der literarischen Welt nach einer dritten Auflage seines umfangreichen und keineswegs leicht zugänglichen Werkes den Beweis finden, daß seine Lebensarbeit den Zeitgenossen zur Belehrung gedient hat. Mag die philosophische Weltanschauung mit jedem Menschenalter sich vertiefen und umgestalten, eine historische Leistung von der Gediegenheit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, wie sie die von Kuno Fischer auszeichnet, behält den Stempel der Klassicität. Hier begegnet man keinem übereilten Urtheil, keiner Tagesparole der Leidenschaft, nur dem Ausdruck eines erfahrungsreichen innern Lebens, eines tiefernsten Nachdenkens über die höchst entwickelten Formen menschlicher Culturarbeit.

Wie Kant das schwierigste aller Probleme, das der Erkenntniß, sich in ganz neuer Formulirung vorlegte und dadurch die Philosophie reformirte, so hat Kuno Fischer das Verdienst, mit dem alten skeptischen und eklektischen Standpunkte der Philosophie-Historik gebrochen zu haben, als er die Frage aufwarf: Wie ist Geschichte der Philosophie als Wissenschaft möglich? — In dem kritischen Geiste exacter Naturforschung faßt er die geschichtlichen Erscheinungen des menschlichen Bewußtseins nicht als ein fertiges Factum, sondern als natürliche Producte eines inneren Werdens, einer geistigen Entwickelung auf. Dieser Auffassung gemäß ist in dem menschlichen Bewußtsein jede wahre Vorstellung eine gewordene; jede Wahrheit hat ihre Geschichte, ohne welche sie nicht zu Stande kommt; diese Geschichte bildet einen wesentlichen Theil in dem geistigen Bildungs- und Entwicklungsgange des Individuums. Je größere Schwierigkeiten zu überwinden, je mehr Aufgaben zu lösen sind, wenn die Wahrheit ans Licht gebracht werden soll, um so länger dauert ihr Bildungsproceß; ganze Zeitalter bleiben in Irrthümern befangen, die einzusehen, zu berichtigen, zu überwinden, die Kraft neuer Zeiten erfordern wird. An einem solchen Bildungsprocesse arbeiten Jahrhunderte. Eine solche Wahrheit hat eine Geschichte im Großen. Die menschlichen Wissenschaften sind alle geschichtlich geworden und konnten nur durch eine allmähliche Ausbildung werden, was sie sind. Das Weltgebäude in seiner Verfassung, seinen Gesetzen, seiner mechanischen Ordnung bleibt als ein Gegenstand menschlicher Anschauung unverrückt dasselbe, aber die Astronomie mußte eine Reihe von Vorstellungen ausbilden und befestigen, wieder erschüttern und aufgeben, um auf diesem Wege nach so vielen Jahrhunderten die wahren Einsichten zu erreichen. So unrichtig ihr altes System war, so bildete es doch die nothwendige Vorstufe zu dem neuen und richtigen.

Die Welt als Gegenstand unserer Betrachtung, als Aufgabe unserer Erkenntniß, ist nur möglich unter der Bedingung eines Wesens, welches sie zum Gegenstande macht, also eines anschauenden, vorstellenden, mit einem Wort selbstbewußten Wesens. Dieses gehört als einzelnes Ding, als Theil der Welt unter die Objecte, die angeschaut, vorgestellt, gegenständlich gemacht werden müssen, also ein ursprüngliches Selbst voraussetzen, welches den innersten Kern unseres Wesens bildet. Nun ist die Welt unser Gegenstand, unsere Vorstellung, sie ist nichts, soweit sie unabhängig von unserer Vorstellung ist, diese ist nichts, unabhängig von unserem Selbst. Die Welt sind wir selbst. Wie der menschliche Geist selbst, so ist auch die Philosophie einer geschichtlichen Entwicklung fähig und bedürftig, sie nimmt lebendigen Antheil an den Bildungssystemen, welche Zeitalter und Völker erfüllen, sie unterliegt deshalb auch dem Gang und den Schicksalen derselben. So ist sie die menschliche Selbsterkenntniß im Großen. Der Mensch im Großen ist die Menschheit auf der Höhe einer ihrer Entwicklungsstufen unter der Herrschaft einer bestimmten und ausgeprägten Bildungsweise. Die Philosophie hat die Aufgabe, diese Bildungsformen zu durchschauen, sie aus ihrem innersten Motiv heraus zu begreifen und klar zu machen, was sie ist und erstrebt. In der Philosophie entstehen herrschende Systeme einer doppelten Art, die tiefsinnigen, die in das Innerste des menschlichen Geistes eindringen, und die populären, die nur soviel begreifen, als die Meisten begehren. Doch ist die Aufklärung des geschichtlichen Geistes in der Philosophie mehr als ein bloßes Abbild: Die Philosophie verhält sich zu dem geschichtlichen Menschengeiste wie die Selbsterkenntniß zu unserm Leben. Die Selbsterkenntniß entscheidet in unserm Dasein den Moment, der eine Lebensperiode abschließt und eine neue eröffnet, sie bildet eine Krisis in der Entwicklung, einen Wendepunkt oder eine Epoche des Lebens. Sie ist nicht blos ein Abbild, sondern zugleich eine Umwandlung unseres Lebens. Sie verwandelt unseren Zustand in unseren Gegenstand, sie stellt die Macht, unter der wir gelebt haben, als Object uns gegenüber. So ist die ernste Selbsterkenntniß jedesmal eine gründliche Befreiung und Erneuerung unseres Lebens, sie ist die Krisis, in welcher die Gegenwart sich von der Vergangenheit scheidet und die Zukunft sich vorbereitet. Die Acte der Selbsterkenntniß sind in unserm Leben, was die Monologe in einem Drama: die Handlung zieht sich aus dem

bewegten Schauplatz der Außenwelt in das innerste Gemüth zurück, und hier in der Mitte der Selbstbesinnung löst und bildet sie ihre Probleme. Solche tief eingreifenden Momente fehlen in keinem geistig bewegten Dasein, Jeder findet sie in der eigenen Erfahrung. Was in der Entwicklung des Individuums die bedeutungsvollen Selbstbetrachtungen sind, das sind in dem Gesammtleben der Menschheit die hervorragenden Systeme der Philosophie; sie begleiten nicht blos den fortschreitenden Menschengeist, sondern sie greifen still, aber mächtig in diesen Fortschritt ein, sie machen durch ihre denkende Betrachtung das zum Gegenstande, was vorher Zustand war, sie befreien die Welt von dieser Herrschaft und wirken dadurch vollendend auf die vorhandene, vorbereitend und begründend auf eine neue menschliche Bildung ein, sie wirken als weltgeschichtliche Factoren, in denen die großen Cultursysteme sich ausleben und die großen Culturkrisen von innen heraus ausgemacht werden. Die Menschheit ist ein Problem, welches in der Geschichte immer deutlicher zum Vorschein gebracht und immer tiefer begriffen wird: das ist der ganze Inhalt der Geschichte der Philosophie, ein Inhalt wieder von größter geschichtlicher Bedeutung. *Erst dann sieht man die Geschichte der Philosophie im richtigen Lichte, wenn man in ihr den Entwickelungsgang erkennt, in welchem die nothwendigen Probleme der Menschheit mit aller Deutlichkeit bestimmt und so gelöst werden, daß aus jeder Lösung immer neue und tiefere Probleme entspringen.*

Das ist der große ontogenetische Gesichtskreis, von welchem aus Kuno Fischer die philosophischen Probleme der Menschheit ins Auge faßt, ein Standpunkt, den er in aller Schärfe und Präcision in seiner unübertrefflich geistvollen, gedankenreichen Einleitung (I, S. 1—15) kennzeichnet. Er orientirt den Leser auf das Klarste über den Entwicklungsgang der Philosophie nach ihren großen Grundzügen, um den Punkt festzuhalten, an welchem seine umfassende Darstellung einsetzt. In diesem Sinne geht er von der griechischen Philosophie aus, die in der Gestaltung und Reihenfolge ihrer Probleme ein bewundernswürdiges und unvergleichliches Beispiel einer tiefsinnigen und zugleich höchst naturgemäßen, einfachen Entwicklung darbietet. „Nichts ist hier gewaltsam erkünstelt; nirgends findet sich in dem fortschreitenden Ideengange ein Sprung, überall die verknüpfenden Mittelglieder durchdacht und ausgeprägt, ein Zusammenhang der lebendigsten Art verbindet die Glieder dieser weit ausgedehnten Reihe zu einem Ganzen, in dessen großartigen Formen wir den bildnerischen Geist der klassischen Kunst wiedererkennen. Diesen Eindruck macht nur die griechische Philosophie. Sie hat ihre Gedankenwelt aus einem Volke, aus einer Sprache geboren und darum nichts von der Zerstückelung solcher philosophischen Zeitalter, in deren Ausbildung verschiedene Völker zusammenwirken. Und welche inhaltvolle und reiche Entwicklung erlebt die griechische Philosophie! In ihren Anfängen berührt sie noch die kosmogonischen Dichtungen der Naturreligion, in ihrem Ende finden wir sie dem Christenthum gegenüber, welches sie nicht blos als ein wesentlicher Factor miterzeugen, sondern als ein wesentliches Bildungsmittel miterziehen hilft." (S. 17).

In geistvoller Darstellung des tieferen Zusammenhanges der einzelnen Philosopheme erörtert Kuno Fischer die großen Probleme, welche das Denken der Griechen beschäftigen: das Weltproblem, das der Erkenntniß, der Freiheit und der Religion. Dann charakterisirt der Autor treffend den bedeutsamen Wendepunkt, der mit dem Christenthum in die Welt der philosophischen Interessen eintrat. Mit überzeugender Klarheit deckt er die Keime späterer mächtiger Denkrichtungen in den ersten Elementen der Kirchenlehre auf, um darnach den Entwicklungsgang der mittelalterlichen Philosophie zu verfolgen, die ihn zu der Gegenströmung der Renaissance und der Reformation führt. Das Alles sind die psychologischen Vorbedingungen für das eindringende Verständniß derjenigen Philosophie, mit welcher die Neuzeit beginnt und welcher der erste Theil des großen Geschichtswerkes gewidmet ist. Sie wird durch einen Mann repräsentirt, der in hohem Grade als Typus jener ganzen Denkrichtung gelten kann, wie sie sich nach der trostlosen Geistesfinsterniß des Mittelalters mit den beiden Lichtströmungen der Renaissance und Reformation anbahnen konnte. Mit der Individualität dessen, in welchem man den Begründer der neueren Philosophie anerkennt, mußte sich dem Geschichtsforscher die Aufgabe der Darstellung naturgemäß in der Weise darbieten, in der sie Kuno Fischer gelöst hat. In der Gestalt eines Descartes mußte sich dem klaren Blicke des philosophischen Menschenkenners das charakteristische Bild der Menschheit in einer bestimmten Epoche seiner Entwicklung offenbaren: der feinsinnige Psychologe konnte nichts Interessanteres thun, als an einem so unvergleichlichen Muster der Menschheit die Wahrheit des ontogenetischen Gesetzes auf dem Gebiete des psychischen Lebens anschaulich bestätigen.

Ueberall wo Kuno Fischer solche Musterbilder der Philosophie, so unvergängliche Menschheitstypen darzustellen hat, da muß nothwendig das biographische Element in den Vordergrund treten. Immerhin ist es bei der weisen Oekonomie, die ein so erprobter Schriftsteller einzuhalten weiß, der Stoff so vertheilt, daß das Wichtigste, die Reproduction der Ideen, den größten Raum einnimmt. Diese Methode der Geschichtsdarstellung ist unter allen die instructivste, vorausgesetzt, daß ein gründlicher Kenner der Philosophie und Culturgeschichte sie übt. Wir finden daher die hier und da auftretende Bemäkelung dieses Verfahrens vollkommen unberechtigt, ja oberflächlich, weil sie nicht aus einer objectiven Erkenntniß der charakteristischen Eigenschaften des Fischer'schen Geschichtswerkes hervorgeht. Bei so bedeutenden Philosophen, die Kuno Fischer schildert, ist die Philosophie nicht ohne das Leben und das Leben nicht ohne ihre Philosophie zu begreifen.

Glänzend tritt die schriftstellerische Eigenschaft Kuno Fischers in der Ausführung des Bildes hervor, welches unser Autor von dem Leben und Denken des Begründers der neueren Philosophie, Descartes, entwirft. „Bei den Männern", so sagt er (I, S. 147), „die das neue Zeitalter der Philosophie begründen, ist diese nicht eine Sache des Lehramtes und der Schule, sondern des innersten Berufes und freier, unabhängiger Muße. Es gilt nicht mehr, eine überlieferte Lehre fortzupflanzen, sondern die Elemente und Grundlagen einer neuen zu schaffen; daher liegt das „munus professorium" scholastischen Andenkens nicht in der Lebensrichtung dieser ersten Philosophen, die genug zu thun haben, um mit dem eigenen Denken und Wahrheitsbedürfniß ins Reine zu kommen. Entweder leben sie außerhalb ihrer philosophischen Muße auf dem Schauplatz der großen Welt und verfolgen Ziele, die ihren Ehrgeiz und Erfahrungsdurst mehr befriedigen als ein Lehramt, oder sie widmen sich ganz dem stillen Dienste der Erkenntniß: sie werden entweder Weltmänner, wie Bacon und Leibniz, oder Einsiedler, wie Descartes und Spinoza. Indessen finden sich in Descartes die Züge beider Typen gewissermaßen vereinigt. Mit Bacon und Leibniz verglichen, erscheint er als ein Eremit der Philosophie, der aus innerster Neigung den Glanz und die Pflichten einer Weltstellung verschmäht und das Bedürfniß nach Erkenntniß so mächtig empfindet, daß jeder Ehrgeiz dagegen verstummt, sogar das Streben nach wissenschaftlichem Ruhm. „Ich habe gar keine Lust," sagt er am Schluß seiner Selbstschilderung, „in der Welt angesehen zu sein und werde den Genuß ungestörter Muße für eine größere Wohlthat halten als die ehrenvollsten Aemter der Erde." Aus diesem Zuge spricht eine Aehnlichkeit mit Spinoza, doch erscheint diesem gegenüber Descartes als der vornehme und begüterte Weltmann, der in der Gesellschaft der Großen seinen Platz findet, eine kurze Zeit sich in ihren Lebensgenüssen ergeht, für immer in den Sitten derselben einheimisch bleibt, auch äußere Uebereinstimmung mit den Weltzuständen, in denen er lebt, sorgfältig wahrt und jeden Conflict mit ihren Ordnungen vermeidet, sogar ängstlich flieht: Kämpfe, die Spinoza zwar nicht sucht, aber hinnimmt und muthig erträgt; endlich der reich genug ist, um seinen brennenden Durst nach der Welt und Erfahrung in einem vielbewegten Leben, in großen und mannichfaltigen Reisen zu befriedigen. In Spinozas Leben haben die Wanderjahre gefehlt, deren Schule Descartes in aus-

gedehntem Umfange durchgemacht hat. Wie seine Lehre die Keime enthält, aus denen die Systeme hervorgehen, die Spinoza und Leibniz ausbilden, so vereinigt sein Charakter und Lebenstypus Züge von beiden, aber in solcher Weise, daß sich hier der Weltmann dem Einsiedler unterordnet und der Erkenntnißtrieb die Grundrichtung und Form seines ganzen Lebens entscheidet."

„Es ist das Wahrheitsbedürfniß selbst, welches Descartes in das Treiben der großen Welt mitgehen und einen fast abenteuerlichen Lebensgang machen läßt; er will die mannichfaltige Natur der Dinge und Menschen kennen lernen, um Stoff und Aufgaben für sein Nachdenken zu sammeln. Es ist nicht das Weltgetriebe selbst, welches ihn lockt, sondern die Contemplation desselben, die ihn befruchtet und nach gesättigtem Erfahrungsdurste in der vollen und freien Muße des einsamen Denkens ihre wahre und befriedigte Lebensform findet. Er lebt immer nur sich und seiner intellectuellen Selbstbildung. Alle äußeren Kämpfe hat er aus Neigung und Grundsatz sich zu ersparen gewünscht, sie ganz zu vermeiden hat er nicht vermocht, gesucht hat er sie nie. Er wußte, warum er sich der Welt gegenüber friedlich verhielt, seine conservative Haltung war ebenso durchdacht wie natürlich, sie war nicht blos durch Methode und Grundsätze bestimmt, sondern eine nothwendige Folge seiner Gemüthsart, denn die intellectuelle Unruhe seines Geistes war so groß, daß er die äußere Ruhe bedurfte und um keinen Preis aufopfern wollte. Von den innern Kämpfen, welche die größten und gewaltigsten sind, hat er sich keinen erspart." Und diese Kämpfe schildert Kuno Fischer mit bewundernswerth dramatischer Lebendigkeit, mit so plastischer Anschaulichkeit, daß man in dem Bilde jenes Ringens ein großes historisches Culturgemälde vor sich hat. Hier wird das biographische Moment zur psychologischen Reconstruction und die philosophische Analyse gestaltet sich zur Biographie. Wie viel inneres Interesse gewinnt doch die Lebensskizze jenes Kämpfers und redlichen Forschers, der an der Schwelle zweier Denkepochen das mächtige Ringen ehrlichen Zweifels in sich erfahren mußte, wie es gerade die tüchtigsten Köpfe jener Zeit ergriff, wenn Kuno Fischer in geistvoller Parallele das Beispiel des wissenschaftlichen Denkers mit jenem gewaltigen Typus der Dichtung zusammenstellt und dadurch ein helles Licht über zwei literarische Documente verbreitet, die als typische Erzeugnisse des einheitlichen Menschengeistes gleich groß dastehen: welch' imposante Analogie zwischen Descartes' „Meditationen" und Goethes „Faust"! „Hier ist jener übermächtige Drang nach Erkenntniß, jener Ueberdruß an der Büchergelehrsamkeit, jener Zweifel an allem Gelernten, jener Widerwille gegen alles Belehren und Bessern Anderer, jener Durst nach Welt und Leben, jene Sehnsucht nach einer geistigen Selbsterneuerung von Grund aus, lauter Züge, die in einer solchen Großheit nur noch in einer deutschen Dichtung ausgeprägt sind. Vergegenwärtigen wir uns in dem Goethe'schen Faust den tiefsinnigen Grübler und Denker, der nach Erkenntniß ringt, in einen Strudel von Zweifeln geräth, die Wahrheit fortan nur in sich selbst und in dem Buche der Welt suchen will, aus dem Studirzimmer in die weite Welt flieht, die er hastig und abenteuerlich durchstreift, ohne von ihr gefesselt zu werden; suchen wir zu diesem Bilde in Wirklichkeit einen Mann, der diese Züge alle erlebt, die Kämpfe und Wandlungen durchgemacht hat, so erscheint noch in der Nähe des Zeitalters, welches die Faustsage zu gestalten begann, diesem erhabenen Typus keiner so ähnlich als Descartes. Ist doch in seinem Leben selbst ein Moment des Suchens gewesen, wo er sich von der Hoffnung auf magische Hülfe anwandeln ließ."

Nach diesen Umrissen gruppirt Kuno Fischer die Hauptmomente der Entwicklung Descartes' in so natürlicher Ordnung, daß sich die ersten sechzehn Jahre als Periode der Lehrjahre, die folgenden sechzehn als die der Wanderjahre, die letzten zweiundzwanzig als die Zeit der Meisterschaft und der Werke ergeben. Schon hier erfährt man so viel von den tiefen philosophischen Interessen, die den kühnen Denker bewegten, daß man durch das biographische Moment unwillkürlich auf das philosophische gelenkt wird. Wie charakteristisch ist die Stelle, an welcher Kuno Fischer von den Schulstudien des Descartes spricht! „Zuletzt," sagt er I, S. 153 f., „kam die Mathematik, die seinen wißbegierigen Geist ganz einnahm und unter allen Disciplinen der Schule die einzige war, die ihn erfüllte und zur Fortbildung reizte. Dieser Zug erleuchtet uns seine wissenschaftliche Geistesart. Es war ihm nicht um Vielwisserei, sondern lediglich um die Sicherheit, Klarheit und Deutlichkeit des Wissens, d. h. um wirkliche Erkenntniß zu thun, nicht um die bunte Menge der Objecte, sondern um die Art der Erkenntniß. Sein Wissensdurst war gar nicht zur Polyhistorie angelegt, sondern durchaus philosophisch. Was er suchte, waren nicht Kenntnisse, diese oder jene, sondern Wahrheit, Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe, einleuchtende Folge und Ordnung der Gedanken. Darum ergreift und befriedigt ihn vor allen Wissenschaften die Mathematik, sie macht ihn durch ihr eigenes Beispiel klar, was Wissen heißt und worin sich die wahre Erkenntniß von der falschen unterscheidet, sie zeigt ihm die Richtschnur, welche das Denken befolgen muß, um die Wahrheit zu finden. So wird schon dem Geiste des Schülers die Mathematik bedeutend nicht blos durch ihre Aufgaben, die ihn lebhaft beschäftigen, sondern vor Allem durch ihre Methode. Nach dem Vorbilde dieser Methode beurtheilt er die Wissenschaft überhaupt; in demselben Maße, als sich sein Geist an die Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen, an den erfinderischen Gedankengang der Mathematik gewöhnt, fällt ihm das Gegentheil davon in den übrigen Wissenschaften auf, in der Syllogistik der Mangel eines erfinderischen und entdeckenden Denkens, in der Moral die Unfruchtbarkeit der Theorien, in der Physik und Metaphysik die unklaren, dunkeln, schwankenden Vorstellungen, aus denen die Lehrgebäude bestehen auf unsicherten Grundlagen. Man sieht, daß dieser Geist nicht etwa an der Mathematik haften blieb als an dieser besondern Wissenschaft, die seiner Begabung am meisten entspricht, sondern daß er sich an ihr orientirt, bildet und zu einem freien und großen Umblick über das menschliche Wissen als solches erhebt. Die Mathematik wird ihm der Probierstein, an dem er jede Erkenntniß prüft und deren Echtheit beurtheilt, sie weckt in ihm den philosophischen Geist, der nach der Art seines Erkenntnißbedürfnisses in der Mathematik seine erste Befriedigung findet und hier seine ersten Früchte trägt. Die Vorliebe für diese Wissenschaft ist in Descartes der erste Zug des methodischen Denkens, die Abneigung gegen die Schulphilosophie der erste des skeptischen. Und so reist schon in dem Schüler die Aufgabe, der sein ganzes Leben gewidmet wird: die gründliche Reformation der Wissenschaften durch eine neue Methode nach dem Vorbilde der Mathematik. Zunächst liegt das Ziel noch fern und dunkel vor ihm, aber schon ist ihm klar, daß der einzige Weg zur Wahrheit die richtige Methode des Denkens sei, daß diese Methode gefunden oder, was dasselbe heißt, daß der Geist der Mathematik fruchtbar gemacht werden müsse auf dem Gebiete der Philosophie."

Das ist die lebensvolle Form, in welcher Kuno Fischer das Interesse des Lesers ungezwungen auf die tieferen Fragen der Philosophie lenkt. Wie instructiv führt er mit der Erzählung des Vorfalles zwischen Descartes und Chandoux ein Moment aus der großen Geschichte der Wahrheit und des Irrthums vor! (I, S. 178.) Wie fein ist sein Sarkasmus über die Sophistik der Gegner unseres Philosophen, wie geistvoll sind die Bemerkungen über das Leben des Denkers, wie gemüthvoll das künstlerische Bild, welches der Autor von der wahrhaft idyllischen Privatexistenz des einsamen Forschers zeichnet! Und wie vollkommen ist die Abrundung, in welcher Kuno Fischer den Bau des Descartes'schen Denksystems darstellt! Was nur dazu dient, eine so wichtige Geistesarbeit zu erhellen, das benutzt er mit Meisterschaft und vereinigt es zu einem harmonischen Gemälde.

In ungezwungen systematischem Zusammenhang, in natürlich schöner Ordnung behandelt Kuno Fischer von S. 273—440 die Lehre Descartes'. Die neue Methode der Philosophie, der Weg zum System, der Anfang der Philosophie als der methodische Zweifel, das Princip der Philosophie und das

Erkenntnißproblem, das Dasein Gottes, die menschliche Selbstgewißheit und Gottesgewißheit, der Ursprung des Irrthums, Verstand und Wille, die menschliche Freiheit, der Gegensatz zwischen Körper und Geist, die Probleme der Naturphilosophie, die Verbindung zwischen Seele und Körper, die Leidenschaften der Seele, das natürliche und sittliche Menschenleben, die erste kritische Probe, die Einwürfe gegen das System Descartes' und dessen Erwiderungen, endlich die Beurtheilung des Systems, der Nachweis der ungelösten und der neuen Probleme, das ist der reiche Inhalt, welcher die zweite Hälfte des ersten Theiles ausfüllt. Ueberall der treue Spiegel des entwickelungsgeschichtlichen Ganges der Philosophie, in welchem kein Gedanke übersprungen ist, der zur innern Festigung des logischen Gefüges dient.

An diese vortreffliche Darstellung des Lebens und der Philosophie des Descartes schließt sich im zweiten Theile der umfassende Bericht über die Fortbildung der Lehre des Descartes an. Hier verweilt der Verfasser mit besonderer Ausführlichkeit bei Arnald Geulincx und Malebranche (II, S. 3—84), um mit der Charakteristik Spinozas den Höhepunkt seiner Kunstleistung zu erreichen. Noch einmal stellt der Verfasser die Probleme hin, wie sie formulirt waren, ehe Spinozas schöpferisches Denken sie ergriff (S. 87—93). Nach einer äußerst scharfsinnigen Kritik der biographischen Quellen geht der Autor zu der Darstellung des Lebens und Charakters des einsamen Denkers über, in welcher wieder die ganze Tiefe, philosophische Erfahrung und wissenschaftliche Kritik des Historikers bewunderswürdig hervortritt (S. 93—186). Man könnte auf jeder Seite einen bemerkenswerthen Ausspruch notiren, der für den Biographen und seinen großen Gegenstand charakteristisch ist (z. B. S. 109 f., 169, 185). Die Krone des Werkes ist die darauf folgende Analyse des ganzen Systems Spinozas in seiner allmählich fortschreitenden Entwicklung. Eine orientirende Uebersicht über die Zeitfolge der philosophischen Werke des originalen Denkers und eine einleitende Charakteristik derselben erleichtert das Verständniß des inneren Zusammenhanges des Ganzen (S. 196—204, 204—316). Auf das Klarste ist das Verhältniß der Gedanken Spinozas zu denen seines großen Vorläufers Descartes dargelegt, von den ersten Anfängen an, in denen Spinoza nur dem tieferblickenden Leser die Abweichungen von Descartes verräth (S. 137), bis zu der Vollendung des großen Systems, in dem nur der Scharfblick eines geübten Kenners den tieferen Ursprung nachweisen kann. Gegenüber einem Kritiker, der in Kuno Fischers ungezwungenem Nachweis jenes Zusammenhanges ein künstliches Umdeuten der Sätze des einen oder andern Philosophen sehen wollte, weisen wir auf das vortreffliche Schlußwort hin, mit welchem der Verfasser seine geistvolle Parallele zwischen Descartes'schen Sätzen und Spinozas Ideen begleitet (S. 264 ff.): „Die angeführten Stellen sind nicht zufällige Aussprüche des Philosophen, sondern durch den Charakter seiner Lehre bedingt und unwillkürliche Beziehungen ihrer Richtung und Tragweite, wie ich in der Beurtheilung des cartesianischen Systems eingehend nachgewiesen habe. Auch will ich nicht behaupten, daß es gerade diese Sätze gewesen sind, die den Spinoza geleitet; sie erleuchten nur innerhalb der cartesianischen Lehre den Weg, den er ging. Er war nicht der Mann, der sich an einzelne Worte und Aussprüche eines Andern hängen mußte, um fortzukommen, ein solches Sichgängelnlassen wäre die verfehlteste Art gewesen, um auf dem Wege Descartes' fortzuschreiten und nach dessen Vorbilde zu philosophiren. Auf diesem Wege finden wir ihn als einen Selbstdenker. Hier mußte er dazu gelangen, die allgemeine Substantialität Gottes zu bejahen, und darum mit der Substantialität der endlichen Dinge auch die des menschlichen Willens d. h. dessen Freiheit zu verneinen. Er hat den Begriff der göttlichen Alleinheit nicht von Bruno, die Verneinung der menschlichen Freiheit nicht von Creskas entlehnt und zu empfangen nöthig gehabt. Wäre er in dem letzten Punkt dem gläubigen Rabbiner gefolgt, so wäre er nie ein Nationalist oder Pantheist geworden. Hätte er den Pantheismus Brunos angenommen, so hätte er nie in Rücksicht auf das Verhältniß zwischen Denken und Ausdehnung ein Dualist werden und bleiben können. Die Frage, ob er je Cartesianer war, muß in einem engen und in einem erweiterten Sinne verstanden werden, damit die Antwort richtig ausfalle. Sonst bleibt die Frage zu unbestimmt und schwankend. Daß er ein Cartesianer im engen Sinne des Wortes war, ist literarisch nicht zu beweisen, aber es ist die natürlichste Annahme, daß es ein Entwicklungsstadium gegeben hat, in welchem sein Ausgangspunkt auch sein Standpunkt war. Wird dagegen die cartesianische Denkart in dem erweiterten Sinne genommen, dessen Bedeutung und Tragweite wir schon erörtert haben, so heißt unsere Antwort: Spinoza war nicht nur Cartesianer, sondern er hat (in diesem Sinne) nie aufgehört einer zu sein."

In der zusammenhängenden Reconstruction des Systems Spinozas (S. 319—530) gruppirt Kuno Fischer den umfangreichen Stoff in überraschend übersichtlicher Ordnung, welche die tiefe Durchdringung dieser exacten Gedankenarbeit bekundet. Es sind die Kapitel: „Die Stellung der mathematischen Methode in der Lehre Spinozas; der Gottesbegriff, der Begriff des Attributs, die zahllosen Attribute, die Attribute des Denkens und der Ausdehnung, die wirkende Natur, die unendlichen und endlichen Modi, die bewirkte Natur, die Ordnung der Dinge, Geist und Körper, die menschlichen Leidenschaften, thätige und leidende Affecte; die menschliche Gesellschaft und der Staat; die Lehre vom menschlichen Geist, von der menschlichen Erkenntniß, vom menschlichen Willen und von der menschlichen Freiheit." Den Abschluß des Werkes bildet eine Charakteristik und Kritik der Lehre Spinozas (S. 530—556).

Leider müssen wir uns gegenüber dem uns zugemessenen Raume die Beschränkung auferlegen, nur eine Seite der Kunstdarstellung Kuno Fischers zu charakterisiren. Dafür behalten wir uns vor, nach dem Erscheinen des dritten und vierten Bandes des Werkes, die das Leben und Denken Kants enthalten und uns nächstens in dritter Auflage vorliegen werden, die Art der philosophischen Analyse Kuno Fischers in demselben Umfange darzulegen, in welchem wir über das biographische Moment berichtet haben, zumal da dieser Theil des Werkes den glänzenden Mittelpunkt des Ganzen bildet.

Das Werk, dem wir unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben, gehört nicht nur in die Bibliothek des Fachmannes, sondern ist dazu berufen, als eins der besten Bildungsmittel allen denen zu dienen, die den höchsten Aufgaben und idealen Interessen der ganzen Menschheit ihre Aufmerksamkeit zu widmen im Stande sind.

Hugo Göring.

Drei deutsche Architekten der Neuzeit.

Von G. Ebe.

Schon wieder einmal von Architektur und Architekten, diesen dienstbaren Geistern des großen weltbauenden „Ichs"? — Gewiegte Belletristen sagen zwar: Das Publicum würde diese Sachen ebenso gern lesen wie andre, wenn sie ebenso gut geschrieben wären. Schön gesagt und gewiß auch richtig, nur ebenso vieldeutig wie ein delphisches Orakel! Sollte das aber auf die Methode des hochweisen Polonius hinauskommen: „Weniger Inhalt und mehr Kunst des Vortrags," so wäre nicht viel gebessert. Doch lassen wir diese ungelösten Fragen für den Oedipus der Zukunft bei Seite. Mag es die Muse der Kunstschriftstellerei — wenn es eine gibt — zum Besten wenden; vielleicht war es die seinerzeit von Oeser in Leipzig, dem Lehrer Goethes, gemalte, wie sie eben im Begriff ist ein Licht mit der Lichtscheere zu putzen, aber auszulöschen —?

Die drei Architekten, von deren Wirken hier berichtet werden soll, sind Semper, Strack und Oppler. Die Veranlassung, gerade diese drei zusammenzustellen, liegt in ihrer Zeitgenossenschaft und in dem bedeutsamen Umstande, daß ihre Richtungen trotzdem weit auseinander führen. Dies ist wohl geeignet, den Hauptcharakter unserer Zeit, das Nebeneinanderlaufen conträrer Strömungen scharf zu beleuchten und zwar durch einfache Thatsachen, die des weiteren Aufputzes nicht bedürfen.

Echte Zeitgenossen waren diese drei erst vor kurzem abberufenen Meister, besonders Semper und Strack, deren Lebensanfänge ebenso nahe bei einander liegen wie ihre Todestage; Oppler war allerdings bedeutend jünger, aber sein Schaffen schließt gleichzeitig mit dem der Vorigen. Was diese Männer trennt und was sie verbindet, Eins wie das Andre, zeichnet mit deutlichen Zügen die Bestrebungen unserer Zeit auf dem Gebiete der Baukunst. Vor Allem fragwürdig sind die Keime des Neuen, welche ihr Wirken etwa ausgestreut hat, denn diese allein bilden den Gewinn, der der Folgezeit zuwächst. Aus den Thaten der Vergangenheit keimt das Schaffen der Gegenwart und die große Frage: „Was kommt nun?“ — ist nur aus dem eben Dagewesenen zu beantworten.

Also keine Biographie ist hier beabsichtigt, auch keine vollständige Aufzählung der geschaffenen Werke, sondern eine Parallele zwischen verschieden bedingten künstlerischen Entwicklungsbahnen. Allerdings ein bedenklich einfaches, leidenschaftsloses Thema, weitab von der dramatischen Spannung, mit der man beispielsweise politischen Actionen gern zu folgen bereit ist. Unsere Meister machen auch höchstens Kunstgeschichte und diese ist: „der Tropfen am Eimer“ der Weltgeschichte; aber dieser Tropfen kann blitzen und leuchten, gleich dem Karfunkel, wenn er einen Lichtstrahl eingesogen hat. — Ehrliche Arbeit sollte gleich hoch geschätzt werden, auf allen Gebieten des Volkslebens, gleichviel ob es sich um Politik, wirthschaftlichen Betrieb, Wissenschaft oder Kunst handelt. Selbst das Heroenthum ist nothwendig in jedem Arbeitszweige vertreten. Der sausende Webstuhl der Zeit verarbeitet nicht immer glatt und ohne Anstoß die Fäden, zu denen alles Denken und Schaffen der Menschheit den Stoff liefert, es gibt Hemmungen und Knoten, die irgend ein Held zerhauen muß. Wo und mit welchen Mitteln der Kampf geführt wird, gilt gleich, ob draußen auf dem Felde der Ehre mit wuchtigem Keulenschlage, oder mit scharfem Geistesschwerte im Atelier und Studirzimmer. Der Sieg auf geistigem Gebiete wird vielleicht doppelt schwer errungen, denn hier droht der Feind nicht allein von Außen; der Kämpfer von heute ist als Kind seiner Zeit tief in ihre gegeneinander laufenden Richtungen verstrickt, die verhängnißvoll ihn mitzureißen streben und von denen er sich zuerst selbst frei machen muß. — Das Ringen mit den wirbelnden Fluthen moderner Kunstzerrissenheit blieb selbstverständlich auch unsern Meistern nicht erspart, sie sollen deswegen nicht zu Heroen heraufgeschraubt werden; aber ebenbürtig anderen gleichzeitigen Führern auf anderen Gebieten geistigen Lebens, sind sie sicher zu schätzen. Nicht jedem Künstler ist es beschieden als Phöbus-Apollo eine neue Sonne heraufzuführen, und es bedarf auch dieser Voraussetzung der höchsten Leistung nicht, um den Anspruch auf allgemeineren Antheil zu begründen. In jedem Falle bleibt das Suchen nach dem Funken des Genius, wie er im Menschenwerk aufblitzt, eine erfreuliche Aufgabe.

Jeder der drei Architekten, von denen hier die Rede sein soll, hat seine Hauptthätigkeit einem anderen Baustile gewidmet, und um diese unsere Zeit bezeichnende Confusion vollständig zu machen, ist der Einzelne nebenbei noch in anderen Stilarten thätig gewesen; dabei läßt sich aber doch eine Hauptrichtung erkennen, welche vorzugsweise den Mann charakterisirt, darnach war Strack Hellenist, Oppler Romantiker und Semper Vertreter der Palladio'schen Renaissance. In diesem ausgeprägten Vertreten verschiedener historischer Stilrichtungen liegt das Trennende, und zwar so scharf Trennende, wie es noch im vorigen Jahrhundert unter Zeitgenossen, und noch dazu in einem Lande lebenden, unmöglich gewesen wäre. Man darf auch diese durchaus moderne Erscheinung nicht mit ähnlichen Zuständen früherer Jahrhunderte, bei Gelegenheit der Bildung neuer Stilarten, in Vergleich stellen, denn damals handelte es sich um Uebergangsformen, um ein unvermeidliches Unterliegen des Aeltern, während heute die fertigen Stile in unentschiedenem Kampfe und mit dem Anspruche auf gleiche Zukunftsberechtigung nebeneinander gehen. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß sich dieser Anspruch immer auf die zeitgemäße Fassung gründet, die Jeder seiner gewählten historischen Form zu geben wußte, oder doch mindestens zu geben meinte; denn das phantastische, oder auf Tendenzen, die außerhalb der Kunst liegen, zurückzuführende Bestreben mancher Kunstliebhaber nach unverfälschter Wiedergabe eines historischklassischen Ideals, konnte niemals in den Köpfen praktisch schaffender Architekten Platz finden. In den bewußt und unbewußt aufgenommenen Keimen des Neuen findet sich das Verbindende, Gemeinsame, das sich bei unseren Meistern ebenso stark bemerkbar macht, wie die vorher hervorgehobene Trennung. Alle drei gehören der neuesten realistischen Schule an, weder „das Land der Griechen mit der Seele suchend“, noch den Hippogryphen sattelnd zum Ritt in das alte romantische Land. Ueberhaupt haben sich die älteren Schulgegensätze von klassisch und romantisch abgeschliffen, allerdings nicht nach dem Willen der gelehrten Systematiker, zu einem höheren Dritten vereinigt; nicht mehr hat sich im Einvernehmen mit unseren neuesten Kunstbeschützern die etwas prosaische, aber zutreffende Praxis herausgebildet, den Stil den Umständen anzupassen. Auf diesem Boden finden wir im Allgemeinen auch unsere Meister wieder, unbeschadet ihrer festeren Anlehnung an eine bestimmte historische Richtung. Dieser ausgesprochene Realismus läßt sie nur vortheilhaft abstechen gegen das falsche Autodidaktenthum, das übertriebene subjective Belieben in der Benutzung der Werke früherer Bauperioden, wie es in den vierziger und fünfziger Jahren besonders in München und Wien — weniger in Berlin, wo die Schinkel'sche Schule Widerstand leistete — in Uebung war, und das als eine Fortsetzung der Romantik der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts gelten kann. Der Fehler dieser Männer, zu denen übrigens große Talente, wie van der Nüll und Siccardsburg in Wien gehörten, war der, zu viel erfinden zu wollen und das allzu sichere Vertrauen auf eigenes geniales Können, womit sie den Formelkram der verknöcherten Klassicisten ungescheut über den Haufen werfen zu können glaubten. Diesen Titanentrotz hat nun die historische Schule gründlich gebändigt, mit ihr hat wieder die Macht der Tradition gesiegt. Die Nothwendigkeit davon muß man zugeben, aber in gewissem Sinne doch nur mit Bedauern, denn es deutet auf die enge Grenze menschlicher Erfindungskraft und auf das Schiller'sche: „Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme.“ Auch den auf die Spitze getriebenen Grundsatz der puren Realisten: „Das Höchste was der moderne Mensch in der Baukunst leisten kann, ist die künstlerische Beherrschung, die Harmonisirung der Massen,“ wird man doch nicht ohne Einschränkung unterschreiben wollen; denn hätten frühere Jahrhunderte so gedacht, so fehlten uns heute die zahllosen Geist und Leben sprühenden Stilvarietäten, die auch in der Ausprägung des kleinsten Details den Geist ihrer Zeit athmen; — man braucht nur an das siebenzehnte und die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu denken. Im Grunde genommen dreht sich der Streit der Schulen, nur um die zarte Grenze des „Zuviel oder Zuwenig“; ausschließlich kann keine der Richtungen herrschen, denn wenn man einerseits die hohe Berechtigung der Tradition zugibt, so fordert man andererseits mit ebenso viel Recht neue prägnante Formen für die zeitbewegenden Zwecke. Besonders der Genius soll sich in der Kunst legitimiren, indem er den auftauchenden Ideen a priori vollendete Gestalt gibt, während noch der Kampf der Geschichte unter Hemmungen und Gegenströmungen befreit ist, sie ins Leben einzuführen. — Der von diesem Streben Unberührte ist höchstens ein handfertiges Talent — und diese Forderung wird es unmöglich machen, enge Schranken aufzurichten, die den erfindenden Geist in spanische Stiefel zwängen.

Unsere Meister leben so recht mitten in der Zeit des Schwankens zwischen einem historischen Ideal und einem neu zu findenden, und danken es dieser Ungunst des Geschicks, daß sie als Künstler nicht aus einem Guß sind. Wirklich sehen wir ihre Werke, je nach der Begabung, ja für den Einzelnen nach der Lebensperiode wechselnd, voller hierhin oder dorthin deutend. Ein weiterer Unterschied ergibt sich zwischen ihnen aus dem Maße des Antheils, der jedem von den Hauptfactoren künstlerischen Schaffens, der nachhaltigen schöpferischen Gedankenarbeit

und dem sicheren handlichen Können zugefallen war, denn sabald der eine Factor überwiegt, und dies ist wahl die Regel, so wird hierdurch das specielle Gepräge bestimmt. Beispielsweise war bei Strack die zeichnerische Fähigkeit am höchsten entwickelt, er besaß die angeborene Gabe, Alles ohne Anstrengung, in elegantem Fluß der Linien zu Papier zu bringen, seine Zeichnungen haben deshalb in hohem Grade eine mühelose, feine Grazie der Erscheinnng. Das Letzte der vollendeten Darstellungsmanier ist aber ebenso wenig zu erlernen wie eine schäne Handschrift, um van etwas Geringerem aber Zutreffendem den Vergleich zu machen, und ist für den Architekten von derselben Wichtigkeit, wie für den Maler und Bildhauer die Führung des Pinsels oder Madellirholzes. Das flotte Zeichnen erleichtert das Erfinden und das elegante Zeichnen wird nicht ohne Einfluß auf die Feinheit der Detailbildung bleiben; aber das Uebermaß beider Eigenschaften kann die nachtheilige Falge haben, daß die zeichnerische Darstellung als selbstständiges Kunstwerk gelten will, während sie nur schematisches Varbild mit steter Rücksicht auf Ausführbarkeit sein sall. In solchen Fällen, wenn die Ausführung hinter dem, was der Entwurf verspricht zurückbleibt, pflegt es im Valksmunde zu heißen: „Das Papier ist gednldig.“ Man denkt hierbei unwillkürlich an die Mode gewordnen Architekturaquarellen mit den effectvoll construirten, schön blau gemalten Schlagschatten und an die Kehrseite mit den durch die graue Wirklichkeit bereiteten Enttäuschungen. Ganz spaßhaft wurde die Sache, wenn man so weit ging auch diese corrigiren zu wallen, und hierzu lieferte eine früher bei Nürnberg befindliche Villa eine gelungene Illustration. Man hatte nämlich die sehnlich gewünschten Schlagschatten, die jedensalls auf dem Papier varhanden waren, aber von der eigensinnigen Sonne am Bau selbst nicht hervargebracht wurden, frischweg mit klarem Blau aufgemalt. — Das konnte denn freilich helfen! — Das eben Gesagte ist eine kleine Abschweifung; selbstverständlich haben nnsere Meister mit so groben Ausschreitungen nichts zu thun. — Zu Strack zurückkehrend darf man allenfalls aussprechen, daß die ihm natürliche Eleganz der Zeichnung doch wahl seine Neigung begünstigte, ein allzufeines Material — etwa penthelischen Marmor — für die Ausführung zu denken, und für die Schattenwirknug einen griechisch klaren Himmel vorauszusetzen. Ganz anders Semper, den man im Atelier-Jargon wohl als „Schmierer“ bezeichnen hörte, allerdings von nicht grade günstig gesinnten Zeitgenossen, und unter dieser Einschränkung kann es anch von nns nur wiedergegeben werden. Zu Sempers Natur, wie sie uns aus seinen Werken entgegentritt, würde es aber gut passen, wenn er kein eleganter Zeichner im gewöhntichen Sinne gewesen wäre, denn unleugbar überwiegt bei ihm die geniale Begabung nach der Seite der schöpferischen Gedankenarbeit. Diese innersten Eigenthümlichkeiten klingen in dem an, was den Meistern ihren popnlären Ruf verschafft hat: Strack ist berühmt geworden durch seine nnübertroffene Feinheit in Bildnug der Einzelformen, Semper durch die charakteristische Gestaltnng im Graßen, die ihm speciell mit dem Bau des alten Dresdner Hoftheaters allgemeine Sympathie erwarb; endlich verdankt Oppler seine über Hannover hinausreichende Geltung seiner speciellen Begabung für die brillante Ausschmückung van Innenräumen. Bei dem Letzteren müßte deswegen hervorstechendes materisches Talent vermuthet werden; indeß ist dem Verfasser hierüber nichts Sicheres bekannt.

Johann Heinrich Strack war zu Bückeburg im Jahre 1805 gebaren, er stammte ans einer Künstlerfamilie, sein Vater war Hofmaler. Ausschließlich in Berlin gebildet, kam er als Schüler und Gehülfe zu Schinkel, als solcher hauptsächlich bei der Einrichtung der Zimmer für den damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., im königlichen Schlosse zu Berlin thätig. Diese Zimmer, besonders das für Vorträge bestimmte, mit dem großen halbrunden Sopha, haben in der Hauptsache — nicht im Detail — eine gewisse Verwandtschaft mit dem französischen Neo-Grec. Strack machte die regelrechte preußische Beamtencarrière, die ihm anfänglich keine bedeutende Praxis bot, ein Mangel, den spätere günstige Umstände nicht voll auszugleichen vermochten. Er baute dann auch als Privatarchitekt, aber van den Kämpfen, die dem berufsmäßigen Privatarchitekten beschieden sind, hat Strack nichts erfahren, davor wurde er durch seine Stellung als Geheimer Oberhofbaurath glücklich bewahrt. Ganz anders ist der Ausbildungsgang des im Jahre 1831 zu Oels geboenen Edwin Oppler; er beginnt als einfacher Zimmerlehrling in Bremen, und wird später Schüler und Gehülfe Hases in Hannaver, der ihn bei Restauratianen mittelalterlicher Gebäude beschäftigte. Sein darauf erfolgender Eintritt in das Atelier Viallet-le-Ducs in Paris war nur ein cansequentes Fortschreiten auf der begonnenen Bahn, denn es handelte sich hier ebensalls nm die Restanration gothischer Kathedralen. Seit 1859 war Oppler dauernd in Hannover thätig, und man erkennt sofort an seinen ersten Bauten die französische Schnlung. Also „urgermanisch“ und Reichensperger'schen Anregungen folgend war diese Neugothik nicht, sie war einfach in ihrem speciellen Gepräge aus Frankreich impartirt, und es ist von erheblicher Wichtigkeit daranf hinzuweisen, daß dieser Vorgang keineswegs vereinzelt dasteht. Was sich in der Malerei schon seit etwa dreißig Jahren, genauer seit 1855, dem Jahre der ersten Pariser Weltansstellung bemerklich machte, die Präponderanz der französischen Schnle, das droht nnn auch über die Bankunst hereinzubrechen. Vorlänfig erleidet der Tranm von dem auserwählten deutschen Künstlervolke noch einige bedenkliche Einschränkungen. Die Neugothiker sind nicht am wenigsten bei diesem Impart betheiligt, ist doch für sie Viollet-le-Ducs Architektur des Mittelalters das klassische Lehrbuch geworden; doch soll ihnen beileibe nicht das ganze Verschulden, wenn man es als solches auffassen will, zugeschaben werden, denn unsere neueste Renaissance versteht es augenscheinlich ebenso gut den Franzosen nachzugehen. Wahrhaft komisch wirkt aber der krasse Gegensatz zwischen Speculation und Wirklichkeit, wenn man beachtet, wie die bei uns herkömmlichen Erörterungen über den echt deutsch-nationalen Zukunftsstil unbarmherzig als windiges Nichts bei Seite geschaben werden, während wir mit der Sicherheit unaufhaltsamer historischer Entwicklung ins französische Fahrwasser treiben. Es war ein Irrthum, wenn man meinte, der Krieg von 1871 könnte hierin eine Wendung bringen; um die Kunst national zu machen, dazu gehören andere Impulse. — Um auf Oppler zurückzukommen, so markirt seine erste Hauptleistung, die Ausbildung des gothischen Privathauses im Innern und Aeußern, mag sie nun französisch sein oder nicht, einen bedeutenden Fortschritt gegen die älteren dornigen und mageren Formen. Zunächst gibt er seinen Façaden Fleisch und Fülle durch den ausgesprochenen Flächencharakter, und seine mächtigen Wasserschläge wirken höchst glücklich als wuchtige harizontale Gliederungen. Es gelingt ihm durch diese Mittel den kirchlichen Eindruck des unmäßig Emporstrebenden zu beseitigen und durch das ruhig Gelagerte zu ersetzen, das dem Etagenbau des Wahnhauses jedensalls besser entspricht. — Gottfried Semper, im Jahre 1803 in Altona geboren, studirte in Gättingen Mathematik, fühlte sich aber zur Baukunst hingezogen und ging deshalb zur Akademie in München, doch ohne hier lange zu verweilen. Sein Hauptbildungsort ist ebensalls Paris, wohin er bald übersiedelte und wa er vier Jahre hintereinander blieb. Man kann keinen deutschen Meister als eigentlichen Lehrer Sempers bezeichnen; Frankreich und später Italien bei Gelegenheit einer größeren Studienreise gaben ihm seine künstlerische Bildung. In Paris tobte damals der Streit der Klassiker und Romantiker, der alles Schöngeistige, schließlich auch Haarkünstler, Zuckerbäcker und Köche in seine tollen Wirbel zog. Die derzeitige französische Literatur enthält höchst ergötzliche Schilderungen dieser zur Caricatur gewordenen Zustände. Semper mußte wohl von dem Ernste dieses Kampfes, aber gleich darauf von dem erfolgenden Umschlage ins Lächerliche berührt werden; jedensalls schloß er sich einem Romantiker, dem Kölner Architekten und Gothiker Gau enger an, und erst die von ihm später unternommene längere Studienreise nach Italien und Griechenland machte die Schale wieder nach der Seite der Antike finken. Van 1834 ab finden wir Semper in Dresden mit Bauten beschäftigt, von denen weiter unten die Rede sein soll. — Soviel was den Bildungsgang unserer

Meister anbelangt, und er ist bedeutsam genug für ihre fernere Entwicklung, da er wenigstens bei zweien die freie Wahl der Stilrichtung einigermaßen auszuschließen scheint. Wirklich ist und bleibt Strack ein Schüler Schinkels, und Oppler baut später gothisch wie seine Meister in Hannover und Paris. Bedeutsam für den Einfluß, den die Schulen verschiedener Nationen auf einander gewinnen, ist die Pariser Lehrzeit Sempers und Opplers, obgleich dieser „internationale Ideenaustausch", wie schon oben erwähnt, vorläufig nur einseitig zu sein scheint, denn die Franzosen haben wohl bisher keinen der Ihrigen von Bedeutung zu verzeichnen, der einen wesentlichen Theil seiner Ausbildung in Deutschland gewonnen hätte; — natürlich ist dabei von Deutschen, die sich in Frankreich naturalisirt haben, abzusehen. Semper nimmt trotzdem eine eigne Stellung ein, er hat zwar keinen deutschen Meister, aber er hält sich auch frei von französischen Reminiscenzen, ihm ist es von den Dreien vorzugsweise beschieden, nicht schulmäßig zu verharren, sondern in freier Gedankenarbeit seine Richtung zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Mit dem vor kurzem erschienenen Buche: „Aus dem amerikanischen Dichterwald", literar-historische Skizzen von Dr. Rudolf Doehn*), ist endlich der Mangel eines umfassenden, historischen und kritischen Darstellung der amerikanischen Literatur in unserer Muttersprache beseitigt worden. Es mußte in der That auffallend erscheinen, daß bei der sonst so innigen Verbindung Amerikas mit Deutschland, und angesichts der Thatsache, daß gerade die Vertreter Amerikas bei unserer Nation in der letzten Zeit vor Allem durch ihre literarische Bildung und Befähigung sich auszeichneten, die literarischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten nicht schon früher eine eingehende Untersuchung und Beurtheilung erfuhren. Wir sind daher dem Verfasser des oben genannten Buches zum besonderen Dank verpflichtet und freuen uns constatiren zu können, wie günstig er die Gelegenheit benutzt hat, welche ein zwölfjähriger Aufenthalt und die verschiedenste Thätigkeit in der Union ihm geboten haben, nicht blos das politische Leben des amerikanischen Volkes kennen zu lernen — Zeugniß davon gibt seine frühere Schrift: „Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten" —, sondern auch den geistigen Entwickelungsgang der Nation zu studiren.

Ohne den Anspruch auf vollständige Erschöpfung des reichhaltigen Materials zu erheben, unter Vermeidung der leider so oft üblichen sinnlosen Häufung von Namen und Daten, gibt das Werk Doehns in den drei ersten Abschnitten eine Uebersicht über die drei Perioden, welche man in der amerikanischen Literatur unterscheiden kann: die Kolonialperiode, die Periode der Revolutionszeit, welche alle bedeutenden Geister der Nation aufrüttelte und Jedermann an den richtigen Ort stellte, endlich die eigentliche Literaturperiode der Vereinigten Staaten, welche an Reichhaltigkeit und bunter Mannichfaltigkeit sich den neueren Literaturepochen der europäischen Nationen ebenbürtig zur Seite zu stellen bemüht ist. Das vierte Kapitel führt uns sechs Einzelstudien vor, welche sich mit einigen der bedeutendsten Schriftstellern der Union beschäftigen. Es sind dies: Richard Henry Dana, der dichterisch begabte Sproß der hervorragenden, an berühmten Persönlichkeiten so reichen Familie der Dana, John Greenleaf Whittier, der Quäkerdichter, Joaquin Miller, ein junger Vertreter der das wilde kalifornische Leben wiedergebenden west-amerikanischen Literatur, ferner William Cullen Bryant, Henry Wadsworth Longfellow und Bayard Taylor.

Das Urtheil Doehns ist durchweg selbstständig und unparteiisch, einige Einzelheiten bei Bret Harte und Edgar Poe finden hoffentlich Abänderung bei einer zweiten Auflage, namentlich ist für letzteren die Kenntnißnahme des Buches von John H. Ingram: „Edgar Allan Poe, His Life, Letters and Opinions" durchaus nothwendig, da dasselbe manche der bestehenden Urtheile und Vorurtheile über Poe umstößt.

Auf ein schönes Moment in der amerikanischen Literatur sei noch hingewiesen, welches die Lectüre des Doehn'schen Buches wieder in uns wachgerufen. Die große Verehrung der vom Volke geschätzten Dichter, die ihnen dargebrachten Beweise von Dankbarkeit, schon bei Lebzeiten, nicht erst nach dem Tode — ob in dem so übel wegen „Dollarbrüten" verschrienen Amerika auch wohl hundert Jahre verfließen müßten, ehe einem amerikanischen Lessing in der Hauptstadt ein Denkmal gesetzt würde? Wir bezweifeln es. P. D.

*) Leipzig 1881, Otto Wigand.

Offene Briefe und Antworten.

An Herrn Bruno Bucher
in Wien.

Mein Herr!

Sie erweisen mir die Ehre, sich in einem Artikel der Wiener „Presse" vom 3. Juni, welchen das Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst vom 23. Juni reproducirt, mit meiner Person als Verfasser des Aufsatzes „Kunstgelehrte contra Künstler" in Nr. 19 der „Gegenwart" zu beschäftigen. Es geschieht dies Ihrerseits zu meinem Bedauern in einem Tone, wie er vielleicht für Schmähschriften niedrigen Ranges geeignet sein mag, nicht aber in jener Weise, welche es selbst dem Gegner als ein Vergnügen oder eine Ehre erscheinen lassen kann, von einer entgegengesetzten richtigeren Meinung widerlegt und überzeugt zu werden. Wollen Sie dadurch etwa die Bedeutung und den Nutzen der Kunstwissenschaft ad oculos demonstriren? der Kunstwissenschaft, von welcher Sie behaupten, daß selten noch naiver die völlige Unbekanntschaft mit Wesen und Aufgabe derselben dargethan worden ist, als von mir in dem erwähnten Aufsatz? Glauben Sie, daß Ihr Artikel dazu beiträgt, mir Respect vor derselben und ihren Zielen einzuflößen, oder sollte umgekehrt nicht eher eine sehr eingehende Bekanntschaft meinerseits mit den Erzeugnissen derselben und ihrer Vertreter das entgegengesetzte Resultat bei mir hervorgebracht haben?

Ich würde es nicht der Mühe für werth erachten, mich mit Ihrem Artikel und Ihren unpassenden Vergleichen vom „lyrischen Dichter und Schreiblehrer", vom „Grünberger Weinbauer und Weintrinker", vom „Schusterstandpunkt" und „Bierbankredner" zu beschäftigen, wenn es mir nicht im Interesse der Sache und der Personen, welche ich in meinen Aufsätzen in der „Gegenwart" behandelt habe, zu liegen schiene, die unwürdigen Insinuationen Ihres Artikels zurückzuweisen.

Sie schreiben: „Der Director der Berliner Akademie und ein die nämliche Melodie blasender Correspondent der „Augsburger Allgem. Zeitung" verrathen, daß die Lanzen, welche gegen die Leinwand geschleudert wurden, eigentlich Personen treffen sollten, welche man hinter jener vermuthet." Sie kennen mich schlecht, mein Herr, wenn Sie annehmen, daß ich so viel Umstände machen würde, wenn es sich darum handelte, „eine Person zu treffen"! Ich bin in jedem Falle ein offener und ehrlicher Gegner, mit dem zu kämpfen keine Schande ist! Mein Aufsatz in der „Gegenwart" beschäftigt sich mit Herrn Dr. Bodes Anschauungen und Aeußerungen in seinem Artikel über „Neptun und Amphitrite". Herrn Dr. Bode und seine sonstige Thätigkeit kenne ich viel zu wenig, um zu der „persönlichen Animosität", welche Sie mir unterschieben, irgendwelche Veranlassung zu haben, und die Thätigkeit unserer Galerieverwaltung weiß ich, wo sie erfolgreich ist, aufrichtig zu schätzen und zu würdigen, um so mehr, als ich in meiner amtlichen Stellung ein sehr naheliegendes und eingehendes Interesse an derselben habe. Ich habe über ein Kunstwerk meine persönliche Meinung ausgesprochen, und an einem kunstwissenschaftlichen Artikel Kritik geübt; das ist etwas, was Sie und Ihre Genossen uns Künstlern, alten und modernen, und unserer Thätigkeit gegenüber ja tagtäglich thun. Die Berechtigung dazu leiten Sie aus „besonderer Anlage, besonderer Neigung, besonderer Schulung", wie es bei Ihnen heißt, oder „aus angeborenem Sinn für Form und Farben", wie Herr Dr. O. Eisenmann sich ausdrückt, her; wollen Sie mir diese Eigenschaften absprechen? Herrn Dr. Bodes Sache wäre es gewesen, meine Anschauungen zu bekämpfen und meine Irrthümer nachzuweisen, aber ich glaube nicht, daß er Sie zur Unterstützung herbeigerufen hat, um durch Schmähversuche zu ersetzen, was an sachlichen Gründen mangelt.

Sie haben der von Ihnen vertretenen Kunstwissenschaft einen schlechten Dienst geleistet, wenngleich die Redaction der Zeitschrift für bildende Kunst findet, daß Ihr Artikel mit „so viel Witz und Geist geschrieben sei, daß ihm ein dauernder Platz in der Kunstliteratur eingeräumt werden müßte". Welche Künstlerbekanntschaften müssen Sie haben, daß Sie es wagen dürfen, zu behaupten, „daß ein aller Wissenschaft, ja aller höheren Bildung feindseliger Geist nicht nur unter dem Train des Künstlerheeres immer mehr um sich greift"?! Wollen Sie nicht die Güte haben, hier, wo es so sehr am Platze wäre Personen zu nennen, jene Künstler, an welchen Sie diese Erfahrungen gemacht haben? Sie dürfen nicht fürchten, auf Unbekanntschaft mit den Namen derselben seitens des Publicums zu stoßen, wenn es wirklich Künstler sind, man wird dann zweifellos in der Lage sein, Ihre Behauptungen beurtheilen zu können.

Es scheint mir, mein Herr — so sehr Sie auch von Ihrer Ueberlegenheit uns Künstlern gegenüber als Mann der Wissenschaft überzeugt sein mögen —, als wenn Sie selbst von mir, obgleich Sie mich zu jenen „aller Wissenschaft, ja aller höheren Bildung feindseligen" Elementen zählen mögen, noch lernen könnten, wie man eine Polemik, wenn auch scharf aber doch mit Anstand führen kann, und daß Schmähungen kein Ersatz für Beweise oder Gründe sind.

Wannsee, den 7. Juli 1881. A. v. Werner.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

T. O. Weigel in Leipzig.

Murad Efendi,

Dramatische Werke.

Drei Bände.

Geheftet 15 *M.*, fein geb. 18 *M.* 60 ₰.

Inhalt: **Band I.** Selim der Dritte. Marino Faliero. Auf dem Kreuzhof. — **Band II.** Ines de Castro. Mirabeau. Johanna Gray. — **Band III.** Durch die Vase. Bogadil. Professors Brautfahrt. Mit dem Strom.

—— **Erste Gesammtausgabe.** ——

Verlag von **Frdr. Andr. Perthes** in **Gotha.**

Der christliche Glaube

und die menschliche Freiheit.

1. Theil: Präliminarien.

Mit einem offenen Briefe
an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort.

Zweite Auflage.

Preis 4 *M.*

Soeben erschien:

Idealisten.

Roman

von

M. Reinow.

Preis 6 *M.*

Verlag von **Franz Wahlen** in **Berlin.**

Neuer Verlag von **Franz Fues** in **Tübingen.**

Die

Willensbestimmungen

und ihr Verhältniss zu den

impulsiven Handlungen.

Eine forensisch-psychologische Untersuchung
von

Dr. **Heinrich Spitta,**
Privatdocent der Philosophie an der Universität Tübingen.

gr. 8. 138 S. Preis *M.* 2.80.

Frankfurter Dramenkonkurrenz.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Die Patricierin.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Richard Voß

(Verfasser der „Scherben“.)

Preis: 2 *M.* elegant broschirt.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Die Patricierin ist das einzige Stück, welches — von den Preisrichtern zur Aufführung empfohlen — sich bei derselben eines vollen Erfolges zu erfreuen hatte. Die Heldin „Metella“ ist ein Seitenstück zu Wilbrandt's „Messalina“.

Frankfurt a. M., Theaterplatz 3.

C. Koenitzer.

Neue Musikalien!

Im Verlage von **Alfred Coppenrath in Regensburg** erschienen:

Abt, Franz, Drei Lieder für Sopran oder Tenor mit Begleitung des Pianoforte. Op. 565. *M.* 2.—.

Inhalt: Nr. 1. In deinen Augen lass mich lesen. Nr. 2. Weise eines nar. Nr. 3. O süsser Traum.

Den Melodienreichthum und die Gefühlsinnigkeit, die Abt's Compositionen überhaupt eigen sind, verläugnen auch diese Lieder nicht. Wahre Liederperlen sind es, die Jedem, der sie singt, grosse Freude bereiten werden.

Genée, Richard, Weihelied für vierstimmigen Männerchor und Soloquartett. Op. 249. Partitur und Stimmen *M.* 2. 80, Partitur apart *M.* 1. 80, Stimmen apart à 25 ₰.

Eine ganz besonders hervorragende Composition, die allen Vereinen bei feierlichen Anlässen, namentlich bei Stiftungsfesten treffliche Dienste leisten wird.

Liebe, L., Trostlied. Duett für Sopran und Alt oder Bariton und Bass mit Pianoforte-Begleitung. Op. 69. Nr. 2. *M.* 1. 20.

——— Im Maien. Duett für Sopran und Alt oder Bariton und Bass mit Pianoforte-Begleitung. Op. 70. Nr. 1. *M.* 1. 20.

Diese zwei Duette sind leicht ausführbar, doch verbinden sie mit ihrer Einfachheit einen grossen Melodienreichthum, der ihnen gewiss überall die beste Aufnahme sichern wird.

——— Des Kriegers Rüstung. Worte nach dem Englischen der G. E. Johnstone in's Deutsche übertragen und für eine Singstimme mit Klavierbegleitung componirt. gr. 8. Op. 79. Nr. 1. *M.* 1.—.

——— Die drei Mädcher. Lied in pfälzischer Mundart von Franz Kobell. gr. 8. Op. 79. Nr. 2. *M.* 1.—.

Der Componist bietet durch vorstehende Lieder zwei vortreffliche Gaben. Beide sind von seltener Schönheit. Während erstere eine ernste Composition von tiefempfundenem Ausdruck ist, entwickelt die letztere einen köstlichen Humor, der zur Belustigung heiterer Kreise gewiss viel beitragen wird.

Mergner, Fr., Fünf Lieder von Frater Hilarius für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. gr. 8. *M.* 1.20.

Inhalt: Nr. 1. Mädchens Klage. Nr. 2. Treue um Treue. Nr. 3. Liebesglück. Nr. 4. Wanderschaft. Nr. 5. Wechsel.

Der Componist, der sich bereits durch seine geistlichen Lieder einen geachteten Namen erworben hat, liefert hier Freunden des Gesanges prächtige weltliche Melodien, die sich ganz besonders durch anmuthige Frische und Originalität auszeichnen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Orient.

Geschildert von

Amand von Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen.

— **In 30 Lieferungen à 30 Kr. = 60 Pf.** —

Monatlich erscheinen drei Lieferungen. — Das Werk ist im October 1881 vollständig.

Diesem glänzend ausgestatteten Werke liegt die bedeutsame Aufgabe zu Grunde, in Wort und Bild ein Gemälde jener Gebiete zu liefern, deren klassische und culturgeschichtliche Vergangenheit seit jeher das Interesse der gebildeten Welt für sich beansprucht hat und deren Gegenwart und Zukunft die regste Theilnahme erwecken.

Der Name des durch seine Reisen im Orient und durch seine diesbezüglichen Schriften bestens bekannten Autors bürgt ebenso für die treffliche Gediegenheit des textlichen Theiles des Werkes, wie die Zahl ausgewählter Künstler für den illustrativen.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erschien:

Zur Volkskunde der Juden

von

Richard Andree.

Mit einer Karte über die Verbreitung der Juden in Mitteleuropa.

8. VIII und 296 Seiten. Preis M. 5. —

INHALT. Einleitung: Das Rassenelement im Völkerleben. I. Die Semiten. II. Physischer Habitus. III. Mischung der Juden mit anderen Völkern. IV. Biotische Verhältnisse der Juden. V. Pseudo-Juden. VI. Die Juden und die Sprache. VII. Jüdische Namen. VIII. Sitten und Gebräuche. IX. Verbreitung der Juden. X. Statistische Uebersicht der Juden.

Hierzu ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von Julius Springer in Berlin, betr. „Kursbuch der Deutschen Reichs-Postverwaltung“.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 23. Juli 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Zur Communalsteuerfrage in der Reichshauptstadt.

Eine steuerpolitische Studie.

Von G. Babertag.

Bekanntlich hat der Fürst-Reichskanzler in der Reichstagssitzung am 4. März d. J. das Steuerwesen der Gemeinde Berlin in schärfster Form angegriffen. Er warf dem Magistrate vor, fast die Hälfte des Steuereinkommens durch eine Steuer zu erheben, welche „eine der unvollkommensten, drückendsten, eine nach unten hin wachsende, sogenannte degressive Steuer, eine der unbilligsten, die überhaupt gefunden werden könne,“ sei und er illustrirte diesen Vorwurf noch damit, daß schon im Jahre 1869 der Berliner Magistrat selbst bestritten habe, daß diese Steuer „die verschiedenen Einwohner und Einwohnerklassen auch nur im ungefähren Verhältniß zu ihrem Einkommen“ belaste. Diese Steuer ist die durch Kabinetsordre vom 26. Januar 1815 eingeführte Berliner Miethssteuer.

Bei der überall herrschenden Communalsteuercalamität gewinnt der durch seine Form recht wenig erquickliche Streit über die Berliner Miethssteuer eine weit über die Grenzen der Reichshauptstadt hinausgehende Bedeutung und es kann vielleicht zur Klärung der großen ganzen Communalsteuerfrage etwas beitragen, wenn man sich bemüht, die acuten Erscheinungen in Berlin rein sachlich zu erläutern.

Wir sind fest davon überzeugt, daß in der Gegenwart eine gedeihliche Lösung der Communalsteuerfrage überhaupt nicht mehr möglich ist ohne eine billige Auseinandersetzung, eine finanzielle Grenzregulirung zwischen Staat und Gemeinde, vornehmlich auf den Gebieten der Armenlast und der Schullast. Dies gilt für die Landgemeinde ebenso wie für die Großstadt, und es versteht sich von selbst, daß die Verbände der Provinzen, Kreise und Amtsbezirke dabei eine wesentliche Rolle spielen werden. Es wird eine lange, schwierige Auseinandersetzung sein, tief eingreifend in das gesammte öffentliche Leben der Nation, aber ehe man sich nicht zu ihr entschließt, werden die Bestrebungen, einseitig die Communalsteuern gesetzlich zu regeln, in dem Stadium der Entwürfe verbleiben und deshalb halten wir es für so hoch bedeutsam, daß der Fürst-Reichskanzler gelegentlich seiner scharfen Verurtheilung der Berliner Miethssteuer nicht hinwies auf diese oder jene neue Gemeindesteuer, durch welche Berlin die Miethssteuer ersetzen solle, sondern daß er hinwies auf Sublevationen seitens des Staats für Elementarschule und Armenpflege.

Aber wenn irgend eine Frage der Gesetzgebung die sachgemäßeste, objectivste Behandlung erheischt, wenn irgend eine Frage durch das Hineindringen politischer Parteitendenzen und Parteifeindschaften verwirrt und geschädigt wird, wenn irgend eine Frage nicht benutzt werden sollte zu dem ungesunden Treiben politischer Wahlagitationen, so ist dies in besonderem Grade bei dieser Grenzregulirung zwischen Staat und Gemeinde der Fall, und der Himmel behüte unser Vaterland davor, daß die Lösung dieser großen Frage unter so ungesunden, so feindselig zugespitzten Parteiverhältnissen, wie sie die Gegenwart bietet, in Angriff genommen werde. Nichts hat diese große Communalsteuerfrage mit dem Kampfe der momentan bestehenden politischen Parteien zu thun, schon die kleine Berliner Miethssteuerfrage leidet genug darunter, daß sie zur politischen Parteifrage aufgebauscht wird mit dem unnatürlichen Feldgeschrei: „Hie Bismarck! hie Magistrat!“

Der Reichskanzler hat mit keinem Worte angedeutet, wie der Magistrat von Berlin den Mängeln der Miethssteuer abhelfen solle, er hat nur um höhere Steuern für den Staat und zwar um indirecte Steuern auf „Tabak, Branntwein und andere Luxusartikel“ gebeten, um dadurch die Mittel zu den erwähnten Staatssublevationen zu erhalten, welche die Miethssteuer unnöthig machen sollen. Da nun aber der Magistrat von Berlin mit der Bewilligung dieser Steuern gar nichts zu thun hat, so muß er entweder abwarten, bis der Fürst-Reichskanzler ihm die nöthigen Gelder offerirt, oder er muß in der Erkenntniß, daß die Schäden der Miethssteuer brennende, jene Staatssublevationen aber noch recht fern liegende sind, zu einer provisorischen Lösung der Communalsteuerfrage sich entschließen. Wir halten das Letztere für geboten. Die Miethssteuer, wie sie in Berlin besteht, ist nun einmal eine „nach unten hin wachsende, sogenannte degressive Steuer“ und sie verdient mit Fug und Recht den Vorwurf der größten Unvollkommenheit, der härtesten Unbilligkeit.

Die Berliner Miethssteuer belastet mit ein und demselben Steuerfuß ($6\frac{2}{3}$ Procent) die Miethe beziehungsweise den Miethswerth des Palais und die Miethe des Dachstübchens, und da es genugsam erwiesen und anerkannt ist, daß je kleiner das Einkommen desto größer im Verhältniß der für die Wohnung nöthige Aufwand, so wird man zugeben müssen, daß die Berliner Miethssteuer in ausgezeichnetem Sinne zu denjenigen Steuern gehört, welche, weil sie unentbehrliche Lebensbedürfnisse besteuern, nach Dr. Engels Ausspruch „mögen sie directe oder indirecte sein, Progressivsteuern im umgekehrten Sinne sind, d. h. sie treffen das geringere Einkommen härter als das höhere“. — Thatsächlich ist denn auch nachgewiesen, daß diese veraltete Steuer die Einkommen unter 900 Mark bis zu 2 Procent, 900 Mark mit 1,66 Procent, 6000 Mark mit 1,0 Procent,

18,000 Mark mit 0,66 Procent und 60,000 Mark mit 0,33 Procent belastet, und erwägt man nun noch, daß neben diesem Kardinalfehler, welchen sie mit der Mahl- und Schlachtsteuer und mit den Kornzöllen vollkommen gemeinsam hat, die Miethssteuer außerdem mit der ganzen Unliebenswürdigkeit der directen Steuer, mit der Härte der baaren Erhebung und Execution, den Steuerzahler trifft, so ist die Frage wohl gerechtfertigt namentlich warum man eine so üble Steuer nicht längst reformirt oder beseitigt hat.

Die ganz auffallende Duldung, welche der Miethssteuer trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit der Mahl- und Schlachtsteuer in der Berliner Stadtverwaltung geworden ist, kann nur dadurch erklärt werden, daß man namentlich seit Anfang der Sechzigerjahre die Natur der Steuer von einem etwas einseitigen Gesichtspunkte aus zu beurtheilen sich gewöhnte und sie schließlich als eine „Art der Erhebung der communalen Grundsteuer" proclamirte, als eine Realsteuer, die entsprechend dem Princip von Leistung und Gegenleistung vorzüglich als Communalsteuer sich eigne. Die Abwälzung auf den Grundbesitzer wurde als volkswirthschaftliches Naturgesetz hingestellt und darüber vergaß die damals herrschende Freihandelsschule, denn sie war es, welche von jener Zeit an die Vertheidigung der Miethssteuer in Berlin besonders übernahm, vollständig jene düstre Verwandtschaft mit der Mahl- und Schlachtsteuer. Man bekämpfte diese als degressiv und man begeisterte sich für jene, obgleich sie ganz gerade so degressiv wirkte. Und diese Unklarheit wirkt noch heute. Es ist uns nie recht begreiflich gewesen, warum man als liberaler Mann sich für directe Steuern und als conservativer für indirecte begeistern soll, aber ganz verworren und unnatürlich erscheint es uns, wenn man in Berlin verlangt, der liberale Mann müsse für die Miethssteuer gegen die Schlachtsteuer und der conservative Mann für die Mahl- und Schlachtsteuer gegen die Miethssteuer auftreten. „Hie Magistrat! Hie Bismarck!", unter solchem Feldgeschrei muß die Berliner Miethssteuerfrage, muß die Haupt- und Residenzstadt überhaupt zu Schaden kommen.

Als die Miethssteuer im Jahre 1815 eingeführt wurde, bestand bereits eine eigentliche Grundsteuer, die Haussteuer, und man faßte damals und bis zu jener Vergewaltigung ihrer Natur durch die Freihandelsschule die Miethssteuer als die directe Personalsteuer der Gemeinde im Gegensatz zu der Haussteuer einerseits und im Gegensatz zu der indirecten Mahl-, Schlacht- und Braumalzsteuer andererseits auf. Da die Erträge dieser indirecten Steuern ausschließlich zur Amortisirung und Verzinsung der alten Stadtschuld aus der Kriegszeit verwendet werden durften, so kamen eigentlich für den immer mehr wachsenden Stadthaushalt nur die Haussteuer und die Miethssteuer in Betracht, jenes die alte communale Grundsteuer, dieses die alte communale Einkommensteuer. In der That erkannte man auch die Miethssteuer bis in die Fünfzigerjahre hinein unbestritten als die alte Berliner Einkommensteuer an, wenn man auch bald genug sich sagen mußte, daß sie höchst primitiv, höchst oberflächlich angelegt, daß die Miethshöhe nicht immer proportional dem Einkommen sei. Diese Unverhältnißmäßigkeit trat eben nicht so unangenehm hervor, so lange die Steuererträge geringe waren und ihr Verhältniß zu denen der Haussteuer ein acceptables blieb. Die Miethssteuer brachte 1815: 135,171 Thaler, 1820: 182,419, 1830: 253,780, 1840: 325,810, 1850: 438,329 und die Haussteuer in den entsprechenden Jahren: 93,209, 123,253, 127,587, 170,563, 211,670. Aber als dann 1870 der Miethssteuerertrag auf 1,390,500 Thaler stieg, während die Haussteuer auf 498,430 Thalern zurückblieb, da lohnte es sich schon zu fragen, ob diese bedeutende Summe nach gesunden Besteuerungsprincipien aufgebracht werde, und man hätte damals schon dem Ministerium zugeben sollen, daß die Miethssteuer eine Art Einkommensteuer sei, wenn auch noch eine recht schlechte, unverhältnißmäßige, reformbedürftige Art, man hätte sich nicht damit aus der Affaire ziehen sollen, daß man einfach erklärte: die Miethssteuer ist keine Einkommensteuer, sie ist ein ganz eigenartiges, mystisches Zwittergebilde aus Personal- und Realsteuer und als solches darf sie sich schon jene, dem gesunden Menschenverstande freilich unfaßlichen Unverhältnißmäßigkeiten erlauben. Damals hätte man die Miethssteuerfrage lösen sollen und leichter lösen können, aber eben weil man ihre Einkommensteuernatur verkannte, deshalb setzte man neben diese alte nun noch eine neue Gemeinde-Einkommensteuer, welche namentlich nach Wegfall der Mahl- und Schlachtsteuer bald in ihrem Ertrage dem der Miethssteuer nahe kam. Im Jahre 1874, in welchem die Mahl- und Schlachtsteuer zum letzten Male zur Erhebung kam, stellten sich die Steuereinnahmen der Reichshauptstadt wie folgt: Miethssteuer: 8,784,561 Mark, Haussteuer: 2,634,138, Mahl- und Schlachtsteuer: 3,358,254, Wildpretsteuer: 83,864, Braumalzsteuer: 374,345, Hundesteuer: 230,895, Communal-Einkommensteuer: 6,662,820. Im Jahre 1875 sind dann die Mahl- und Schlachtsteuer und leider auch die Wildpretsteuer ausgefallen, im Ganzen also 3,442,118 Mark, eine Summe, welche, zumal wenn man den Mahlsteuerertrag davon abrechnet, gegen den Ertrag der Mieths- und Einkommensteuer, die nahezu auf je 10 Millionen angewachsen sind, nicht allzu schwer ins Gewicht fällt. Im Jahre 1878/79 bezifferte sich der Ertrag der Miethssteuer (alte Einkommensteuer) auf 9,586,479 Mark, derjenige der (neuen) Gemeinde-Einkommensteuer auf 9,562,289 und diesen sehr hohen Einkommensteuererträgen steht ein Grundsteuerertrag (Haussteuer) von nur 3,528,669 Mark gegenüber. Daß bei solchen Erträgen die Unverhältnißmäßigkeiten und Härten einer ganz veralteten, oberflächlich angelegten Einkommensteuer immer schärfer hervortreten müssen, liegt auf der Hand.

Die entsetzlichste Verwirrung hat es in die Discussion über die Miethssteuer hineingebracht, daß man auf der Seite ihrer Angreifer durch die Liebhaberei für indirecte Steuern sich verführen ließ, den Mängeln der Miethssteuer behauptete Vorzüge der Mahl- und Schlachtsteuer entgegen zu halten. Der Fürst-Reichskanzler hat, wie gesagt, nicht verlangt, daß man in Berlin die Erträge der Miethssteuer durch indirecte Communalsteuern decken solle, aber er hat durch einen Hinweis auf das gelobte Land der indirecten Communalsteuer, Frankreich, und auf die schönen Tage der Mahl- und Schlachtsteuer bei uns, durch die Behauptung namentlich, das Leben in Berlin sei durch die Aufhebung der indirecten Steuern „theuer und schlecht" geworden, ganz wesentlich zur Verwirrung der Discussion in den betheiligten Kreisen beigetragen. Es ist deshalb recht dringend nöthig darauf aufmerksam zu machen, daß jene gepriesenen, auf unentbehrlichen Lebensbedürfnissen lastenden indirecten Steuern, also vor Allem die Mahl- und die Schlachtsteuer, ganz denselben Fehler haben, den der Fürst-Reichskanzler so scharf an der Berliner Miethssteuer tadelt, daß sie ganz ebenso degressiv wirken wie diese. Das Dogma von der Abwälzung ist beim Schutzzöllner doch nicht mehr werth als beim Freihändler! Wir haben uns vergeblich abgemüht es zu verstehen, warum die Abwälzung des Getreidezolls auf den ausländischen Kornproducenten, die der Mahl- und Schlachtsteuer auf den Bäcker und Schlächter — abgesehen von den momentanen Conjuncturen — mehr Anspruch auf die Anerkennung als volkswirthschaftliches Naturgesetz machen darf als die Abwälzung der Miethssteuer auf den Vermiether. Der alte Hoffmann hatte ganz Recht, wenn er sagte: „Das Gesetz muß bestimmen, wer die Steuer entrichten soll, aber es bemüht sich vergebens festzusetzen, wer die Steuer tragen müsse"; die Abwälzung, wie sie hüben und drüben behauptet wird, ist gar kein volkswirtschaftliches Naturgesetz, sie ist das Resultat momentaner zufälliger Conjuncturen und will der Gesetzgeber die Steuer- und Zollgesetze nicht für den Moment in die Welt setzen, will er durch sie einen wenigstens einigermaßen stabilen Zustand begründen, so darf für ihn jenes unglückliche Abwälzungsdogma gar nicht existiren. Wir haben für den Kornzoll immer nur einen einzigen Grund verständlich gefunden: die Absicht, unsern Landwirthen höhere Preise zu verschaffen, — ob oder wie lange das gerechtfertigt ist, das ist hier nicht zu untersuchen — und für die Mahl- und Schlachtsteuer haben wir nur die Erwägung verstehen können, daß durch sie Steuern von Bevölkerungsschichten

eingetrieben werden, von denen baares Geld auch der strengste Executor nicht herausbekommen könnte, und vielleicht noch den Gedanken, daß bei dieser Erhebungsart der arme Mann nicht merkt, nicht berechnen kann, was er eigentlich für die Gemeinde, oder den Staat, oder das Reich leistet. Wir wünschen dringend, daß durch Besteuerung entbehrlicher Verzehrungszustände recht bedeutende Mittel aufgebracht werden, aber davon gönnen und wünschen wir den Löwenantheil dem Staate; der Gemeinde dürfte immerhin nur ein geringer Spielraum für selbstständige indirecte Steuern bleiben, wenn man eben nicht die allernothwendigsten Nahrungsmittel heranziehen will. Wir hoffen, daß die indirecte Gemeindebesteuerung durch jene nicht abzuweisende Entlastung der Gemeinden durch den Staat überhaupt von der Tagesordnung verschwinden möge. Und wenn vorläufig einzelne große Stadtgemeinden die Schlachtsteuer noch beibehalten haben, so ist uns dies aus den bereits angeführten Gründen immerhin verständlich, zumal da eine alte Steuer, selbst wenn sie viele Fehler hat, immer leichter getragen wird als eine neue, aber wir müssen es bestimmt als völlig verfehlt erklären, wollte man die Communalsteuerfrage im Allgemeinen und die Berliner Miethssteuerfrage im Besonderen durch Neu- beziehungsweise Wiedereinführung der Mahl- und Schlachtsteuer oder auch nur der Schlachtsteuer zu lösen versuchen. Man mochte vor 50 Jahren das Fleisch noch mehr als Luxusartikel ansehen und hinsichtlich seiner Steuerfähigkeit dem Bier und dem Tabak nahe rangiren, man mag auch heute noch in einigen rein landwirthschaftlichen Bezirken das Fleisch für ziemlich entbehrlich halten, aber in der großen Stadt braucht der arme Mann heut zu Tage durchaus eine regelmäßige Fleischnahrung und eine Verringerung des Fleischgehalts ist für ihn gleichbedeutend mit Verschlechterung der Nahrung. Mag immerhin ein Rückgang des Schlachtgewichts des in Berlin verzehrten Viehes seit Aufhebung der Schlachtsteuer eingetreten sein, darüber kann uns die erfreuliche Thatsache, daß der Fleischconsum per Kopf seitdem ganz erheblich gestiegen ist, vollständig trösten. Da leider Thatsachen heut zu Tage nur vom Standpunkte der Partei betrachtet werden, so fügen wir hinzu, daß diese Thatsache von einem Manne constatirt ist, welcher nicht nur der verufenste Urtheiler ist, sondern seiner Zeit gegen die Aufhebung der Schlachtsteuer in Berlin war, von dem Director des städtischen statistischen Bureaus, Dr. Böckh.

Wenn wir die Berliner Miethssteuer für so unerträglich halten, daß uns der status quo selbst als Provisorium bis zu der Uebernahme gewisser Lasten durch den Staat nicht mehr haltbar erscheint, so können wir auf Verständniß hierfür überhaupt nur dann hoffen, wenn man seitens der Stadtverwaltung die Einkommensteuernatur der Miethssteuer wieder anerkennt, wenn man die Verquickung mit der Haussteuer aufgibt, und in dieser Richtung ist von einer Meinungsäußerung Franz Dunckers, welcher unlängst die Berliner Stadtverwaltung gegen die ministeriellen Angriffe gerade auch hinsichtlich der Miethssteuer in einem Aufsatze in der „Gartenlaube" vertheidigte, mit einer gewissen Genugthuung Act zu nehmen. Duncker gibt dort den Einkommensteuercharakter zu, und gibt dies erst einmal auch die Partei, die er vertheidigen will, zu, dann, meinen wir, muß man in Berlin gerade ganz energisch an die Beseitigung einer Steuer heran gehen, die nichts mehr voraus hat vor Kornzoll, vor Mahl- und Schlachtsteuer.

Die Miethssteuer erscheint uns deshalb unerträglich, weil sie ebenso wie die Mahl- und Schlachtsteuer degressiv wirkt, indem sie die hohe Miethe mit demselben Procentsatz besteuert wie die niedrige. Es liegt auf der Hand, daß diese degressive Wirkung durch eine Progression des Steuerfußes nach oben beseitigt oder gemildert werden kann. Primitive Anfänge einer Progression des Miethssteuerfußes finden wir z. B. bereits in Prag, Frankfurt a. M., Halle, und auch Lemberg schickt sich an, seine bisherige 5procentige Miethssteuer in eine progressive umzuwandeln, um dadurch die degressive Wirkung zu beseitigen. Professor von Bilinski in Lemberg ist ein warmer Freund der Miethss- und Wohnungssteuer als Gemeindesteuer und dieser Freundschaft verdankt es auch die Lemberger Miethssteuer, daß man einen Rettungsversuch wagen will. Es ist im Hinblick auf diesen praktischen Versuch interessant zu hören, was von Bilinski in seinem bedeutenden Werke „Ueber die Gemeindebesteuerung und deren Reform" (Leipzig 1878) sagt, und wir müssen gestehen, daß bei der Durchführung einer derartigen Reform die Bewohner herrschaftlicher oder gar fürstlicher Wohnungen bei weitem schlechter davon kommen als bei der jetzigen Berliner und Lemberger Einrichtung. Er sagt wörtlich: „Soll die Wohnungs- und Miethssteuer als städtische Personalsteuer ihren theoretischen und praktischen Aufgaben genügen, soll sie in letzterer Beziehung im Stande sein, dem Communalbudget die vielen heutigen irrationellen Steuern zu ersetzen, so muß sie ganz nothwendig progressiv sein. Es müßte also namentlich, um beispielsweise Ziffern anzugeben, etwa bis 600 fl. Wohnungs- und Miethswerth ein bedeutend erniedrigter (degressiver) Steuerfuß bestehen, von da an in starker Progression wachsen, um dann in den höchsten Klassen noch durch andere Zusatzsteuern verstärkt zu werden." Es fragt sich sehr, ob man einen so durchgreifenden Rettungsversuch, eine so tiefgehende Umformung für die Berliner Miethssteuer empfehlen darf, ob es dann nicht näher liegt, diese alte Gemeinde-Einkommensteuer mit der neuen von 1869/74 zu vereinigen, mag man diese immerhin vorher von ihren Fehlern nach Kräften befreien müssen, damit sie fähig werde den Ertrag ihrer veralteten Schwester mit auf die Schultern zu nehmen, statt fast 10 Millionen dann fast 20 Millionen zu tragen.

Es erscheint uns durchaus nicht erfreulich, 20 Millionen Mark durch eine Einkommensteuer aufbringen zu müssen, es erscheint uns sogar für die Dauer ganz unhaltbar und deshalb ersehnen wir eine recht baldige gerechte Auseinandersetzung zwischen Gemeinde und Staat. Wir rechnen darauf, daß der letztere nach Ablauf eines Jahrzehnts spätestens mit 10 Millionen zu Hülfe komme und dann die Communalsteuercalamität endlich nach Recht und Billigkeit beseitigt werde, bis dahin aber, während des Provisoriums, scheint uns eine möglichst gute Gemeinde-Einkommensteuer für die Aufbringung der 20 Millionen Mark immer noch besser als zwei Einkommensteuern, von denen eine wenig gut und die andere sehr schlecht ist, und es scheint uns die eine einzige verbesserte Einkommensteuer auch noch klarer, einfacher, zweckmäßiger zu sein als das Nebeneinanderbestehen einer progressiv reformirten Miethssteuer und der Einkommensteuer von 1874. Daß aber dann in recht krasser Weise das eigenthümliche Verhältniß der Personalsteuer zu der einzigen Berliner Realsteuer, der Haussteuer, hervortritt, das begrüßen wir nur mit Freuden, weil wir der ketzerischen Ansicht sind, daß die noch nicht 4 Millionen betragende Grundsteuer gegenüber den fast 20 Millionen Einkommensteuer, zu denen noch die Hundesteuer und Braumalzsteuer hinzukommen, nicht eine genügende Mehrbelastung des Grundbesitzes repräsentirt, wie sie für eine gesunde Communalbesteuerung geboten ist. Die Grundsteuer sollte nach richtigen Principien der Einkommensteuer wenigstens gleich kommen.

Wir haben eines beliebten Klagepunktes gegen die Berliner Miethssteuer bisher nicht gedacht: der gleichmäßigen Belastung von Wohn- und Geschäftsräumen. Die ganze Steuer ist primitiv, unverhältnißmäßig, aber für die Bevorzugung der Geschäftsräume innerhalb dieser plumpen Besteuerung vermögen wir uns dennoch nicht sehr zu erwärmen. Die Theilung zwischen Wohnraum und Geschäftsraum ist sehr schwierig und wir möchten durchaus eine ungerechte Erleichterung des im Gewerbebetriebe thätigen Kapitals ganz ebenso wie des im Grundbesitz fixirten gegenüber dem nur aus persönlicher Arbeit hervorgehenden Einkommen gerade in der Commune vermieden wissen. Auch für das im Gewerbebetriebe thätige Kapital ist, so schwierig sie auch sein mag, eine Mehrbelastung in der Gemeinde durchaus gerechtfertigt, und so lange man die Wohnung der Arbeiter, die es noch nicht zum selbstständigen Geschäftslokale gebracht haben, so plump besteuert, so lange nehme ich auch die plumpe Belastung dieser in den Kauf.

Möge die Lösung der Berliner Miethssteuerfrage ein guter Verläufer sein für die große Communalsteuerfrage im Staate, möge

die Einwohnerschaft der Reichshauptstadt die schädigende, verwirrende Wirkung der Parteigehässigkeit auf die Lösung dieser Fragen erkennen, möge vor Allem der „kleine Mann" in der großen Stadt sich durch gehässige Agitation nie das Vertrauen rauben lassen, daß das Staats- wie dies Stadtregiment gleichmäßig beseelt sind von dem Wunsche, den unser erhabener Kaiser bereits vor mehr als zwei Menschenaltern seinem königlichen Vater mit den schlichten Worten vortrug: „die reicheren Klassen der Nation und die höher besoldeten Beamten zur Erleichterung des ärmeren Volkes mehr heranzuziehen".

Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow.

Ein märkisches Kapitel von Theodor Fontane.

Zwischen dem Spreewald und der wendischen Spree (der Dahme) liegt das Land Beeskow-Storkow, ein wenig gekannter Winkel, der nichtsdestoweniger seine Schönheit und seine Geschichte hat. Beiden beschloß ich nachzugehen und wählte dazu die Woche vor Ostern, eine Zeit, in deren greller, oft schattenloser Beleuchtung ich die märkische Landschaft noch nicht gesehen hatte. Von den alten Familien dieses ehemalig lausitzischen Landestheiles interessirten mich am meisten die Löschebronds, in Betreff deren ich nur wußte, daß sie seit vielen hundert Jahren um den großen Schermützel-See herum ihre Sitze hatten. Ihr Name schon klang mir prächtig im Ohr und ich sah eigentlich alles was Löschebrand hieß, hoch zu Roß irgend einen Brand mit geweihter Lanze löschend. Jeder ein Ritter Sankt Georg. O das mußte ein himmlischer Tag werden, und ich gab mich dieser Vorstellung um so voller und sicherer hin, als ich, ein paar Notizen abgerechnet, keinen „Wissenskram" in mir beherbergte, der meine Phantasie hätte zügeln können.

Der Abend vorher schon hatte mich nach Fürstenwalde geführt, von wo die Fahrt in aller Morgenfrühe beginnen sollte. Diese Morgenfrühe war nun da, der Wagen kam und hielt, und über das holprige Pflaster der ehemaligen Bischofsstadt hin ging es in das „romantische Land" hinein. In das romantische Land Beeskow-Starkow.

1. Rauen und die Markgrafensteine.

Es ging, weil die Spree hier sieben Arme hat, über sieben Brücken, und als die letzte Brücke hinter uns lag, lag auch schon die weite Landschaft vor uns, hell und klar und sonnig, und so trocken, daß der Staub aufwirbelte, wie zur Sommerzeit. Aber ein Blick auf die Bäume zeigte zur Genüge, daß der Sommer noch ausstand, und daß nichts heraus war als ein paar ärmliche Palmsonntagskätzchen.

Ich hatte gleich anfangs meinen Platz neben dem Kutscher genommen, der eigentlich kein Kutscher war, sondern ein Fuhrherr, und durch gute Haltung in jedem Augenblicke den Beweis führte, daß er bei den Potsdamer Ulanen gestanden. Er hieß Moll, entsprach durchaus seinem Namen, und gab was auf Bildung, Bücher und Zeitungen. Aber er hatte sich seinen guten Verstand und sein eigenes Urtheil nicht weggelesen und hielt vielmehr umgekehrt mit einem gewissen Eigensinn an seinen einmal gefaßten Ansichten fest. Selbstverständlich immer unter Wahrung artiger Formen. Er war gesprächig und mittheilsam, aber doch zugleich auch reservirt und lächelte viel.

Als wir aus der Flußniederung auf die Höhe gekommen waren, wies ich auf einen Hügelzug, der sich in geringer Entfernung vor uns ausdehnte: „Was sind das für Berge?"

„Die Rauenschen?"

„J, die Rauenschen. Wo die Braunkohlen herkommen?"

Er stimmte zu.

„Das ist mir lieb, die mal zu sehen, obwohl ich keine brenne; sie stauben zu sehr. Dann ist wohl auch Rauen selbst hier ganz in der Nähe?"

„Versteht sich. Der dicke Thurm da. Das is es."

„Na, dann vorwärts. Aber in Rauen müssen wir einen Augenblick halten. Ich glaube, da gibt es was."

Er war einverstanden und zeigte nur dann und wann mit dem Peitschenstock auf das eigenthümliche Treiben an dem uns immer näher kommenden Hügelabhang. Ein einziges Pferd zog eine lange Reihe von Wagen und ließ mich erkennen, daß dort ein aus irgend einem Bergstollen herausführendes Schienengeleise liegen mußte. Von der entgegengesetzten Seite her kamen leere Wagen zurück, und in einem dem Höhenzuge vorgelegenen Sumpfstücke stand ein Storch und sah sich ernst und nachdenklich um. Es war, als such' er nach einem Wahr- und Erkennungszeichen und könne nicht einig mit sich werden, ob es auch die rechte Gegend sei.

Moll, dem ich meine Bemerkung mittheilte, fand es auch und verbreitete sich dann eingehender über Störche, namentlich aber darüber, daß es doch eigentlich ein merkwürdiger und zugleich auch höchst anspruchsloser Vogel sei, der immer wieder ins Beeskow-Storkowsche komme, während ihm doch die ganze Welt offen stehe.

All das sprach er in sehr gebildetem Deutsch, mit einem Dialektanklange, der weder märkisch noch berlinisch war, obwohl er von beiden einen Beisatz hatte. Dies fiel mir natürlich auf und ich sagte: „Sie sprechen so anders, Moll; wo sind Sie eigentlich her?"

„Ich? Ich bin aus Hinterpommern."

„Ist es möglich?"

„Ja, was will man machen."

„Und von wo denn?"

„Von Cöslin. Das heißt ein bischen ab, so nach'm Gollenberg zu."

„Da sind Sie ja Nachbar von Bismarck."

„Nei, der liegt mehr rechts weg, so zwischen Rummelsburg und Schlowe. Meine Gegend ist doch noch anders. Und ich sag' Ihnen, eine propre Gegend."

„Ich dacht immer, es wäre da nicht viel los."

„Ja, das haben mir schon Viele gesagt. Aber es is nicht so. Da is mehr los als hier. Denn was haben Sie denn hier? Eine Kussel und dann wieder 'ne Kussel. Und mal 'ne Kräh und wenn's hochkommt 'ne Bockmühle."

„Nu gut. Aber was haben Sie denn? Ist es denn besser bei Ihnen?"

„Nu, besser is es schon, denn schlechter is nich möglich. Und das macht alles der Charakter. Der Charakter is immer die Hauptsache. Sehen Sie, bei uns gibt es lauter orntliche Menschen."

„Und alle zehn Schritt 'nen Edelmann."

„Ach, lieber Herr, ein Edelmann is gar nich so schlimm. Ich bin auch für Freiheit; aber was so'n richtiger Edelmann is, na, viel thut er woll freilich auch nich, aber er thut doch immer was. Und der Bauer is auch janz anders bei uns."

„Ich hob' immer gefunden, der Bauer ist überall derselbe. Der Bauer ist überall hart."

„Is schon richtig. Aber doch alles mit'n Unterschied. Un warum is er hier so hart, ich meine so schlimm-hart? Weil er selber nichts hat. Es is ja die reine Hungerleiderei. Sehen Sie sich doch diesen Weg und diese Schonung an. Der reine gelbe Sand. Und wo der reine gelbe Sand is, is auch immer der reine gelbe Neid. Und gönnt keiner dem andern was. Und von was geben oder helfen steht nu schon gornichts drin."

„Hören Sie, Moll, ich bin zwar selber ein Märker, aber ich glaube wahrhaftig, Sie haben ein bischen Recht."

„J, freilich hob' ich Recht. Es is alles pauvre hier und von's Pauvre-sein is noch nie nich was Gutes gekommen."

Unter solchen Gesprächen waren wir bis in Rauen selbst hineingefahren. Auch dieses, wie der Hügelabhang draußen, zeigte den Bergwerkscharakter; alle Häuser sahen rußig und schmucklos aus, und nur eine modische Petroleumlampe mit blauem Ständer und weißer Milchglasglocke war überall als einziges Zierstück in die Fenster gestellt.

In der Kirche, die für das Fest geputzt und gesäubert

wurde, trafen wir einen Ortsangesessenen, an den ich mich alsbald mit der Frage wandte: „was die Rauen'sche Kirche denn wohl habe?“

„Wir haben gar nichts als den alten Grabstein vorm Altar. Alles was in Schnörkelbuchstaben daraufstand, ist weggetreten; aber die Rauener sagen, es wär ein Bischof gewesen. Und ich denke mir, es wird wohl ein Bischof gewesen sein.“

„Ein Bischof? Hören Sie ...“

„Ja, warum soll es kein Bischof gewesen sein? Es waren ihrer ja so viele. Welche liegen in Fürstenwalde, welche liegen in Beeskow, und warum soll nicht wenigstens einer in Rauen liegen? Er konn jo 'ne Vorliebe für Ronen gehabt haben.“

„Glauben Sie?“

Diese letzten Worte waren schon vor dem vorerwähnten Altar gesprochen worden, und wir schoben jetzt eine längliche Strohdecke fort, unter der der angebliche Bischofsstein gelegen war. Er war wirklich ganz abgetreten, bis auf eine einzige den Schriftzügen oder Buchstaben noch aus der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts herstammende Zeile, die durch einen schmalen, nur etwa zwei Zoll breiten Vorsprung der Altarstufe geschützt und gerettet worden war. Diese Zeile lautete: „v. Wulffen, Tempelb....“ Es war also ein Tempelberger Wulffen, der hier begraben lag und kein Bischof dieses Namens. Wie denn solcher überhaupt nicht existirt hat, was sich aus dem vollständigen, uns von Wohlbrück in seinem Geschichtswerke gegebenen Verzeichnisse der Lebuser Bischöfe mit Sicherheit ersehen läßt.

Aus dem Dorfe Rauen fuhren wir abermals in eine Schonung ein, zwischen deren Krüppelkiefern eine Fahrstraße sich ängstlich hin und her schlängelte, fast als ob jeder einzelne Baum zu schonen gewesen wäre. Wo so wenig ist, ist auch eine Kiefer etwas. Endlich aber passirten wir eine halb offne Stelle, die durch mehrere hier sich kreuzende Waldwege gebildet wurde.

„Dos ist er,“ sagte Moll, und hielt sein Fuhrwerk an.

„Wer?“

„Der große Stein.“

„Der Markgrafenstein?“

Er nickte blos und überließ mich meinem Stounen, das weniger an den rechten Flügel der Bewunderung als an den linken der Enttäuschung grenzte. Wirklich, ich war enttäuscht und würde wenn es Moll vorgezogen hätte schlechtweg daran vorüber zu fahren, im günstigsten Falle gedacht haben: „ei, ein großer Stein.“ Und das sollte nun einer der berühmten Markgrafensteine sein, eines der sieben märkischen Weltwunder! Ich hatte mir diese Steine halb memnonssäulenartig oder doch wenigstens als ein paar von der Natur gebildete Riesen-Obelisken gedacht und sah nun etwas Zusammengekauertes daliegen, das genau den Eindruck eines todten Elephanten auf mich machte. Nun sind Elephonten ja unzweifelhaft große Thiere, wenn ihnen aber obliegt, als Berg- und Felstrümmer landschaftlich zu functioniren, so kommt die Landschaft und kommen sie selber zu kurz.

„Ist er es denn wirklich?“ bracht' ich endlich heraus. „Es ist wohl blos der kleine; es sollen ja zwei sein.“

„Ja zwei sind es, und der andre war auch größer. Aber den haben sie ja zersprengt, und was nu noch davon da is, das is nich viel, un is blos Scheibenständer und Kugelsong, wenn die Rauener ihr Freischießen haben.“

„Aber im Granit kann sich doch keine Kugel fangen.“

„Is schon richtig. Aber das ist ja gerade das Gute. Sehen Sie, so'n richtiger Kugelsong is eigentlich gar kein Kugelfang. Das heißt, er is es zu sehr.“

„Wie denn?“

„Ja, wie soll ich es sagen? Es is damit wie mit dem Schiffsjungen, den der silberne Theekessel ins Meer gefallen war, und der dann ängstlich und pfiffig fragte: „Is das verloren, wovon man weiß, wo's is?“ Und so kann man auch beim richtigen Kugelfang fragen. In'n Sand stecken sie drin, und jeder weiß ganz genau, wo sie sind. Aber weg sind sie doch. Und nun sehen Sie sich die klugen Rauener an! An den Granit schlägt die Kugel und klatsch, do liegt sie. Und wenn sie mit Schießen fertig sind, suchen sie die platten Kugeln wieder auf. Und liegen alle da wie die Pflaumenkerne.“

„Hören Sie, Moll, das gefällt mir. Können wir diesen Kugelfang nicht sehen? Ich meine den Stein.“

„O gewiß. Er liegt ja hier gleich nebenon. Und ich brauch' auch nicht abzusträngen. In den Sand hier stehen die Pferde wie'ne Mauer.“

Diese prusteten und rieben sich vergnügt und wie zum Zeichen des Einverständnisses die Köpfe, Moll und ich aber gingen nach rechts in das Gehölz hinein, wo wir alsbald auch den andern Stein fanden, der mal der größere gewesen war. In seiner Front erkannt' ich leicht die beiden Erdwandungen einer mehr als hundert Schritt langen Schieß-Allee, während sich am Stein selber unzählige Kugelspuren zeigten.

„Und dies ist also der große Stein. War er viel größer als der andre?“

„Nein, ich hab' ihn zwar nicht mehr gesehn, aber die Leute sagen es ja.“

„Was?“

„Nu, daß er nich viel größer war .. Und so um die 20er Jahre rum wurd' er in drei Stücke gesprengt, gerad so wie Sie 'ne Birn' in drei Stücke schneiden: links 'ne Bocke un rechts 'ne Backe, und in der Mitte das Mittelstück. Un ous 's Mittelstück haben sie ja nu die große Schale gemacht, die jetzt auf'n Berliner Lustgarten steht, und die linke Backe, das is das Stück, das wir hier sehen, un die rechte Backe, die werd' ich Ihnen nachher zeigen.“

„Ist es nöthig, sie zu sehen?“

„Ja, die müssen Sie sehen. Ich zeig Ihnen alles, wie sich's gehört. Und es heißt auch die „Schöne Aussicht“.“

Alsbald saßen wir wieder in unsrem Wagen und fuhren jetzt im Zickzack auf eine sandige Höhe hinauf. An höchster Stelle hielten die Pferde wie von selbst und Moll sagte: „Hier ist es. Dies ist die „Schöne Aussicht“.“

„Und die Backe?“

„Die liegt hier.“ Und dabei wies er auf ein sonderbares Granitmobiliar, das mich, auf den ersten Blick wenigstens, an Stonehenge erinnerte, jenen alten Druidenplatz in der Nähe von Salisbury, den man in Kunstatlassen und illustrirten Architekturgeschichten abgebildet findet. Im Quadrat standen vier Steinbänke, dazwischen präsentirte sich ein großer, runder Steintisch, alles aus dem Granitstück gefertigt, das man von dem Stein unten abgesprengt hatte.

Der Wagenplatz, auf dem ich saß, war höher als das Steinmobiliar und gönnte mir einen freieren Umblick. Alles in der Welt aber hat sein Gesetz, und wer auf der „Schönen Aussicht“ ist, hat nun mal die Pflicht sich auf den Steintisch zu stellen, um von ihm aus und nur von ihm aus die Landschaft zu mustern. Und so that ich denn wie mir geboten und genoß auch von diesem niedrigeren Standpunkt aus, eines immer noch entzückenden Rundblicks, ein weitgespanntes Panorama. Die Dürftigkeiten verschwanden, alles Hübsche drängte sich zusammen und nach Westen hin traten die Thürme Berlins aus einem Nebelschleier hervor.

Aber mehr als die Fernsicht interessirte mich, was in verhältnißmäßiger Nähe gelegen war und ich rief Moll, auf daß er mir die Namen der bunt umhergestreuten Ortschaften nenne.

„Da der Thurm hier hinter dem Rauenschen,“ hob er ciceronehaft an, „is der von Markgraf-Piesk, und der hier unten über die Pieskesche Haide weg, das ist der von Schermeusel-Piesk.“

„Ich glaube, Sie spaßen.“

„I, wie werd' ich denn! Es gibt hier lauter solche Namen, un is einem orntlich ein bischen genirlich.“

„Und hier links der Thurm zwischen den zwei Pappeln?“

„Das is Pfaffendorf; na das geht noch. Aber dos andere, gleich dicht daneben, das is Sauen, und hier rechts weg is 'ne Colonie von des alten Fritzen Zeiten her und heißt Schweinebraten!“

„Aber Moll ist es denn möglich?“

„Ach Gott, hier is alles möglich. Und warum heißt es

so? Weil sie keinen haben. Und wollen sich wenigstens einen vorstellen oder dran erinnern."

„Aber warum sich erinnern an das, was man nicht haben kann. Ich finde das ist gegen die Lebensweisheit. Freilich jeder hat so seine eigne. Und nun sagen Sie mir, das große Wasser hier vor uns, was ist das?"

„Das ist der Schermützel."

„Ah, das ist schön. Und das daneben, das sind wohl die Güter, die die Löschebrands hier hatten?"

Er bejahte.

„Nun sehen Sie, da müssen wir hin. Ich denke mir, daß ich da vielerlei finden werde: Gräber und Türkenglocken, und Denkmäler und Inschriften. Und vielleicht auch einen Pfeiler mit ein paar eingemauerten Nonnen, oder 'ne Sacristei mit 'nem vergrabenen Schatz."

Er lachte. „Nei, so viel finden Sie nich. Un 'nen vergrabenen Schatz erst recht nich. O, du meine Güte . . ."

„Nun, wir wollen sehen, Moll."

Und damit fuhren wir weiter auf den Schermützel zu.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Edmondo de Amicis.*)

Junge Liebe. (Fra cugini.)

Ich ging noch in der Jacke, Lena im kurzen Kleide,
Lena war blond und reizend, nicht garstig schien ich ihr.
Noch schrieben wir zuweilen unorthographisch Beide,
Mein Griechisch malträtirt' ich und Lena ihr Klavier.

Wie unter Spiel und Singen die vorschnell jungen Flammen
Entbrannt im stillen Herzen, ich weiß es nicht fürwahr.
Im dunklen Zimmer stießen wir laufend einst zusammen;
Seit jener Stunde waren wir ein verliebtes Paar!

O schöner schatt'ger Garten! Wie dort, statt mich zu quälen
Mit den verhaßten Büchern, mein Herz in Wonne schmolz,
Konnt' ich an ihrem Händchen die feinen Adern zählen,
Demüthig wie ein Page und wie ein König stolz!

Du liebes blaues Kleidchen, mit Sternen übergossen,
All deiner tausend Fältchen gedenk' ich bis zum Grab,
Des frischen Mädchenduftes, der ihren Arm umflossen,
Der Locke, die ihr golden hing bis ans Herz hinab.

Und einst sah ich im Fluge im schatt'gen Laubengange
Ihr weißes Knie, das runde (es blies der Wind mit Macht).
Ich zittert' und erröthet' und floh und habe lange
Tiefsinnig diesem großen Geheimniß nachgedacht.

Seit jenem Tag ergoß sich in Liedern meine Seele,
Ich las ihr jeden Abend Gedichte seitenlang.
Die allerschlechtesten Verse, sie fand sie ohne Fehle,
Stolz, daß ihr junger Liebster so herrlich sie besang.

Doch dann an meine Schulter wie auf ein Ruhekissen
Das Köpfchen lehnend, sprach sie gedämpft in tiefem Harm:
Was hilft uns alle Liebe? Jung werd' ich sterben müssen! —
Und schälte weinend eine Orange mir im Arm.

Wirst du mich freien? fragte sie einst in tiefem Sinnen.
Und ich: O Lena! schwur ich, bei Gott, nur du wirst mein!
Hab' ich ein Amt, so werd' ich zur Gattin dich gewinnen,
Wo nicht, soll ganz Italien mich des Verrathes zeih'n! —

Einst wollten wir die Flamme begraben tief in Asche
Und schwuren weinend: Morgen giebt Jedes sich den Tod!
Mein Mühmchen wollt' ihn trinken aus einer Tintenflasche
Ich mit Papa's Stockdegen kühn enden alle Noth.

Doch war am nächsten Tage ein Fest in der Familie,
Zum „großen Kaffee" führte Mama uns alle Zwei,
Und dort — vor dem Gefrornen (ein crème à la vanille)
War's mit der Todessehnsucht und unserm Schwur vorbei.

Und denkst du noch des Tages, da wir den Eltern grollten
Und, in dem Atlas blätternd, beschlossen zu entfliehn,
Und wie wir nur in England ein Grab uns suchen wollten,
Weil Englands ros'ge Farbe so reizend uns erschien?

Entsinnst du dich, wie eifrig Romane wir studirten,
In Worten und Geberden den Helden gleich zu sein,
Wie wir nur kleine Bissen bei Tisch zum Munde führten,
Als däuchte grobe Nahrung brutal uns und gemein?

Und wie wir endlich, müde der elfenhaften Mahle,
(Wir konnten kaum vor Hunger noch auf den Füßen stehn)
Ein Jedes sieben Brödchen verschlang mit Einem Male
Und suchten ohne Lachen uns dabei anzusehn?

Und jenes Regentages, wo wir die Flucht genommen
Zum flachen Dach, uns bergend vor strengem Mutterblick,
In deinem blauen Shawl uns einmummend, süß beklommen,
Dort wie im warmen Nestchen ausbrütend unser Glück?

Und wie du einst, als littest du ein verschwiegnes Wehe,
Die Stirn gesenkt, dich hieltest im Schatten an der Wand,
Daß Niemand meines Kusses purpurnes Brandmal sähe,
Das auf dem weißen Hätschen wie eine Blume stand?

Und wie dein grimmer Vater, da er mich in den Büschen
Einst fand an deiner Seite, ganz unerwartet rief:
Nimm dich in Acht, du Schlingel! Sollt' ich dich je erwischen —
O jener Tag! noch weiß ich, wie hurtig ich entlief!

O meine Engels-Lena! Unwirsch und müd' entrann ich
Des alten Herrn Professors tabakbefleckten Klau'n,
Doch aus befreitem Herzen zu jauchzen hell begann ich,
Durft' ich nur aus der Ferne ihr weißes Schürzchen schau'n.

Und kam die Nacht, so flog ich mit schwermuthsvollen Sinnen
Verstohlen auf den Zehen zu der verschloßnen Thür.
Das Schloß küßt' ich von außen und Lena küßt's von innen,
Und meine Seufzer sandt' ich durchs Schlüsselloch zu ihr.

Und manchmal auch, als ob sie mir plötzlich böse wäre,
Mit ihren Kinderhändchen stieß sie mich flehend fort:
Um Gotteswillen! raube mir ja nicht meine Ehre! —
Und band ein Tuch ums Hätschen und barg den Fuß sofort.

Einst sagt' ich ihr: O wenn ich im Flug nur dich erhasche,
Ein Strom geheimer Düfte berauscht mir dann den Sinn. —
's ist ein Parfüm, versetzt sie, für einen Franc die Flasche! —
Und hielt ihr weißes Schnupftuch zum Riechen gleich mir hin.

Auch frug sie wohl im Ernste: Kann ich dir ganz vertrauen?
Gehört ein jeder Tropfen von deinem Herzblut mir?
Liebst du nicht andre Mädchen? schielst nie nach schönen Frauen?
Nicht eine einz'ge Untreu' beging ich je an dir! —

Oft ist sie den Gespielen stumm und verträumt erschienen
Und that, als wandle heimlich ein großes Leid sie an;
Und auf der Schulbank saß ich und zeigt' in meinen Mienen
Die Langweil' eines alten blasirten Don Juan.

So unter Lachen, Weinen, Liebkosungen und Schwüren
Entfloh ein Jahr des Glückes uns Beiden blitzgeschwind.
Wir zählten, bis zur Kirche die Braut ich würde führen,
Voll Ungeduld die Tage, doch stolz und treu gesinnt.

*) Poesie. Seconda edizione. Milano, Fr. Treves, 1881.

[illegible] kam ein Tag — und unsanft ward ich hinweggetrieben,
Des süßen Mägdleins Vater verbannte mich von ihr.
[illegible] unser holdvertrautes, geheim gepflegtes Lieben
Zerriß ein grauses Schicksal, und elend wurden wir.

Geheim? Ach nein! Vor Allen, in jenen Trennungswehen,
Verrieth ich mein Geheimniß und schluchzt' es laut hinaus.
Wie rauh Papa sein Drohwort ließ in Erfüllung gehen —
Nein! breiten wir den Schleier des Mitleids drüber aus!

* * *

Erinnerungen aus Afrika.

1.

's ist Mittag. Glühend sengt das dürre Land
Afrika's Sonne; ringsum schweigt die Welt.
Zur Feueresse wird mein leichtes Zelt,
Und das Metall des Bechers brennt die Hand.

Kein Lüftchen kühlt, kein Schlummer übermannt
Das Haupt, das auf die glüh'nden Kissen fällt.
Es tönt weit übers todtenstille Feld
Kein Laut von Menschenstimmen, wohlbekannt.

Der Boden klafft, wie um Erquickung flehend;
Der weiße Himmel widerhallt vom rauhen
Hundegebell und Wiehern müder Pferde.

Und ich, stumm durch des Zeltes Löcher spähend,
Betrachte matten, heißen Blicks voll Grauen
Dies ungeheure Räthselland der Erde.

2.

Und an die Frische denk' ich, die der Wind
Auf feuchten Schwingen bringt den stillen Hainen,
An dunkle Keller, wo von grauen Steinen
Ein eisig Wasser, leise tropfend, rinnt;

Und wie in Gläsern, die beschlagen sind,
Kühl schäumt das Bier, und denk' der frischen, reinen
Quellen des Canavese und des feinen
Gefrornen, das im Mund zergeht so lind;

Und denk' ans Meer, in das ich oft als Knabe
Den Kopf getaucht, und wie die Fluth, die blanke,
Der Sturmwind aufgejagt, ein wilder Jäger;

Und schwitz' und stöhn' und schmacht' im heißen Grabe,
Indeß vielleicht — empörender Gedanke! —
Nimmt seine Douche jetzt mein Herr Verleger.

Paul Heyse.

Aucassin und Nicolette.*)

So bezwungen ist Aucassin, der blauäugige, blondlockige Sohn des Grafen von Beaucaire, von der allbewältigenden Liebe, daß er weder Waffen tragen, noch Turnire besuchen, noch seines Vaters Land gegen die andringenden Feinde vertheidigen will, wenn man ihm nicht Nicolette gibt, sein süßes Mädchen, das er von Herzen liebt. Nicolette aber ist eine Gefangene, aus fremdem Lande hergebracht, von den Sarazenen gekauft, nicht würdig, des Grafensohns ehelich Gemahl zu werden. Kein so mächtiger Mann wohnt in Frankreich, dessen Tochter Aucassin nicht begehren könnte. So sprechen Vater und Mutter. Doch der Jüngling läßt von seiner Liebe nicht ab. Da treten die Eltern mit Gewalt dazwischen: Nicolette verschwindet plötzlich, sie wird eingekerkert. Aucassin stellt man Himmel und Hölle vor, aber er will von all dem nichts hören. Wenn er nur Nicolette hat, verzichtet er mit Freuden auf die ewige Seligkeit. Er will gar nicht ins Paradies, denn dahinein kommen nur alte Pfaffen, alte Krüppel und Lahme, die Tag und Nacht vor Altären und in Krypten kauern, in alten abgeschabten, schmutzigen Kutten, barfuß und mit Geschwüren bedeckt, die vor Hunger und Durst, Kälte und Elend sterben. Diese kommen ins Paradies, aber mit ihnen hat er nichts zu thun, sondern in die Hölle will er gehen. Denn dahin kommen die weisen Meister und die schönen Ritter, die in Turniren und gewaltigen Kämpfen gefallen sind und die Knappen und die freien Mannen. Dahin kommen ferner die schönen, höfischen Damen, und das Gold und das Silber und Pelz- und Grauwerk, und Harfner und Sänger, und die Könige dieser Welt. Mit ihnen will er gehen, nur muß Nicolette bei ihm sein.

Nun wird die Burg von den Feinden hart bedrängt, aber Aucassin hilft erst, wie man ihm verspricht, daß er nach der Rückkehr aus dem Kampf Nicolette sehen und küssen darf. Doch selbst im Kampfgewühl ist er so in süßes Gedenken an sein Lieb verloren, daß er mitten unter die Feinde geräth und nur seiner großen Tapferkeit die Rettung verdankt. Aber der Vater hält sein Wort nicht, sondern läßt wie Nicolette so auch den Sohn einkerkern. Beide schmachten nun im Gefängniß. Es war zur Sommerzeit, im Mai, wo die Tage lang, warm und klar sind, und die Nächte ruhig und still. Da lag eines Nachts Nicolette in ihrem Bett und sah den Mond hell durch das Fenster scheinen, und hörte die Nachtigall im Garten, und sie dachte an Aucassin, ihren Freund, den sie so sehr liebte. Es gelingt ihr zu entfliehen; sie eilt nach dem Thurm, wo Aucassin gefangen ist, und sagt ihm Lebewohl; denn sie will in ein fremdes Land gehen, nicht länger Ursache des Familienhaders sein. Ueber Mauer und Graben entkommt sie zerschunden und zerschlagen in den nahen Wald.

Und aus Gras und Blättergrün,
Und aus Lilien, die dort blühn,
Bildet sie mit schwankem Dach
Ein geflochtnes Laubgemach,
Und sie schwört bei Gottes Gnade:
„Kommt mein Freund auf diesem Pfade,
Ohne daß sein Herz ihm kündet,
Wer dies blum'ge Haus gegründet, —
Wird er meiner nicht gedenken
Und vorbei die Schritte lenken, —
Dann ist falsch, was er verspricht,
Und er soll mich länger nicht
Seine Freundin heißen!"

Hierauf verbirgt sie sich nah dabei im Gebüsch, um zu sehen, was Aucassin thun werde. Mittlerweile war dieser, da Nicolette verschwunden, aus dem Gefängniß entlassen worden. Um ihn zu zerstreuen, veranstaltet der Graf von Beaucaire ein großes Fest. Aber Aucassin kann sich nicht mit den Andern freuen, traurig steht er abseits in einen Erker gelehnt. Auf den Rath eines Ritters reitet er in den Wald. Den ganzen Tag bis in die Nacht hinein irrt er umher, Kleider und Leib von Dornen zerfetzt, so daß man seine Spur an dem Blut verfolgen kann, welches auf das Gras tropft. Die Nacht war schön und ruhig, und Aucassin ritt, bis er zu den sieben Wegen kam, die sich kreuzen. Da sah er die Laube, er hielt stille und das Mondlicht fiel hinein. „Bei Gott," rief er aus, „hier war Nicolette, und das hat sie mit ihren schönen Händen gemacht. Er kriecht in die Laube und sieht durch eine Oeffnung oben hinaus nach dem Himmel und den Sternen. Er erblickt einen, der heller leuchtet als die andern und beginnt zu singen:

*) Aucassin und Nicolette, neu nach der Handschrift mit Paradigmen und Glossar von Hermann Suchier. Paderborn 1878. 2. Aufl. 1881. — Aucassin et Nicolette, chantefable du douzième siècle traduite par A. Bida, révision du texte original et préface par Gaston Paris. Paris 1878. — Hugo Brunner, Ueber Aucassin und Nicolette. Halle a/S. 1880. Die Verse entnehmen wir der deutschen Uebersetzung von Wilhelm Hertz (Aucassin und Nicolette, altfranzösischer Roman aus dem 13. Jahrhundert. 2. Aufl. Leipzig, Brauns).

„Heller Stern, im Liebesbann
Zieht der stille Mond dich an.
Mit dir durch die Nacht so lind
Wallt mein blondgelocktes Kind.
Wollte Gott, ich wär' mit ihr
Fern der schlimmen Welt bei dir.
Wenn ich dann noch später wieder
Stürzte zu der Erde nieder,
Hätt' doch einmal ohne Bangen
Küssend Mund an Mund gehangen,
Hätt' doch einmal ungestört
Deine Minne mir gehört,
Schwester, holdes Liebchen!"

Jetzt tritt Nicolette herein, umschlingt ihn mit ihren Armen, küßt und herzt ihn. Um den Nachforschungen des Vaters zu entgehen, beschließen sie weiter zu ziehen. Aucassin schwingt sich auf sein Roß, nimmt sein Lieb vor sich auf den Sattelbogen und so reiten sie mit Küssen und Umfahen durch die Mondnacht hin. Am nächsten Morgen gelangen sie an das Meeresufer, steigen zu Schiffe, und kommen nach dem Land Torelore mit seinen närrischen Bewohnern, wo sie drei Jahre bleiben. Dort werden Beide von Saracenen geraubt und getrennt zu Wasser weggebracht. Das Schiff, auf dem Aucassin sich befindet, treibt der Sturm in der Nähe des Schlosses von Beaucaire ans Land. Dort waren inzwischen Aucassins Eltern gestorben und die Bewohner empfangen ihn mit Freuden als Herrscher. Er waltet seines Landes in Frieden, schmerzlich gedenkend der verlorenen Geliebten.

Nicolette war nach Karthago gekommen, wo ihr Vater als König herrschte. Er erkannte in ihr seine verlorene Tochter wieder. Man will sie mit einem Heidenkönig vermählen, aber sie denkt nicht an heiraten, nach Aucassin allein steht ihr Sinn. Sie lernt die Fiedel spielen und eines Nachts schleicht sie davon nach dem Hafen. Dort nimmt sie Herberge bei einer armen Frau am Strand, färbt sich Kopf und Antlitz braun, läßt sich Rock, Mantel, Hemd und Hosen machen und kleidet sich so als Spielmann. Hierauf nimmt sie ihre Fiedel und fährt übers Meer nach Provence. Dort zog sie spielend durch das Land, bis sie nach Beaucaire kam. Eines Tags saß Aucassin vor dem Schloß mit seinen Baronen. Ringsum dufteten die Blumen, sangen die Vögel. Da gedachte er an Nicolette, die er so sehr liebt, um die er klagt und weint. Plötzlich steht Nicolette unerkannt vor ihm und singt:

„Hört mich an, Ihr edlen Herrn,
Hört mich an von nah und fern,
Duldet Ihr in Eurem Kreise
Meines Sanges schlichte Weise,
Künd ich Euch die Liebesmäre
Von dem Jungherrn von Beaucaire,
Wie er lange Zeit geminnt
Nicolette, das fremde Kind,
Wie sie vor des Vaters Drohn
Durch den tiefen Wald entflohn,
Wie zu Torelor im Schloß
Sie geraubt ein Heidentroß.
Wo der Jungherr hingekommen,
Hab ich seitdem nicht vernommen.
Aber Nicolette fand
Ueberm Meer ihr Heimatland,
Das sie lange Zeit entbehrt,
In Karthago hochgeehrt
Weilet sie zu dieser Frist,
Wo ihr Vater König ist;
Dieser will sie nun fürs Leben
Einem Heidenfürsten geben.
Anders stehts in ihrem Sinne,
Denn des Kindes ganze Minne
Ist nur Einem zugewandt,
Der ist Aucassin genannt.
Und sie schwört, nur ihm allein
Sich mit Seel' und Leib zu weih'n,
Der ihr Wunsch und Sehnen."

Wie Aucassin das hört, wird er froh, zieht den vermeintlichen Spielmann bei Seite, beschenkt ihn reichlich, fragt ihn des Näheren über Nicolette und heißt ihn zu ihr ziehen und ihr sagen, daß er aus Liebe zu ihr keine Frau nehme, sondern ihrer harre, denn nur sie will er zum Weibe haben. Sie geht von dannen mit dem Versprechen, ihm binnen kurzem Nicolette zu bringen. Sofort eilt sie in die Stadt, in das Haus der Vizgräfin, ihrer Pathin, gibt sich zu erkennen, läßt sich waschen und baden und rastet acht Tage lang. Dann bestreicht sie sich mit einem Kraut und wird schöner als je zuvor. Hierauf kleidet sie sich in Seide und läßt Aucassin sagen, daß das Wesen, das er am meisten liebt auf der Welt, Nicolette, sein süßes Lieb, übers Meer gekommen ist, ihn aufzusuchen.

„Als Jung Aucassin vernommen,
Daß sein Lieb ins Land gekommen,
Ward er aller Sorgen bar,
Fröhlich, wie er niemals war.
Und in ungeduld'ger Hast
Eilt er in der Frau Palast.
In die Kammer trat er ein,
Und das holde Mägdelein
Sprang empor mit flinken Füßen,
Um ihn jubelnd zu begrüßen.
Aucassin, der sel'ge Mann,
Zog mit Armen sie heran,
Hielt sie fest und eng umfangen,
Küßt ihr Augen, Mund und Wangen. —
Also ließen sie's die Nacht,
Aber als der Tag erwacht,
Führt der Graf in prächt'ger Schaar
Die Geliebte zum Altar,
Und das Kind in Glanz und Ehre
Ward zur Dame von Beaucaire.
— Und sie lebten sonder Klage
Lange wonnereiche Tage.
Alles Glück, das sie begehrt,
War den Beiden voll bescheert. —
Mehr zu sagen weiß ich nicht,
Darum end ich mein Gedicht
Und die holde Märe.

Dies ist der Inhalt der wunderbaren Novelle, einer der herrlichsten Blüten der reichen altfranzösischen Poesie.

Ueber den Ursprung der Geschichte ist nichts Sicheres bekannt. Byzantinische Einflüsse mögen bei der Entstehung der Fabel mitgewirkt haben. Vielleicht hat sie ein Kreuzfahrer aus dem Orient mitgebracht, und so hätten wir hier eines der zahlreichen Beispiele der Uebertragung eines griechischen Romanstoffs aus dem Orient nach dem Occident: Eine Prinzessin wird von Seeräubern geraubt, fern von der Heimat an einen Königshof gebracht, wo sie dem Sohn des Fürsten eine tiefe Neigung einflößt. Die Eltern entfernen sie und suchen dem Sohn einzureden, sie sei todt. Aber er eilt ihr nach, findet sie, verliert sie wieder, — endlich, nach vielen Mühsalen und Gefahren gelingt es ihr, ihre Eltern wieder zu finden, und sie wird schließlich Königin an der Seite ihres Geliebten. Das ist ganz der allgemeine Umriß eines byzantinischen Romans. So stellt sich unsere Novelle dem Roman von Floire und Blanceflor an die Seite, welcher dem Dichter möglicherweise sogar als Quelle gedient haben kann.

Aucassin und Nicolette hat von jeher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Schon durch die eigenthümliche äußere Form, Prosa mit Versen untermischt, wodurch unser Denkmal in der altfranzösischen Literatur einzig in seiner Art dasteht. Der Verfasser selbst nennt es Chantefable, ein Name, der sonst in der französischen Literatur nicht vorkommt (das Italienische hat cantafavola in etwas anderem Sinn), und der sich auf kein anderes altfranzösisches Werk als auf Aucassin und Nicolette anwenden läßt. Er bezeichnet die Mischung von Prosa und Versen, von Stücken, wo man dit und conte und fable, eine

Mischung, die sich nur hier findet. Eine ganze Dichtungsgattung dieser Art muß vorhanden gewesen sein; wir haben von ihr nur noch diese einzige Probe. Die Chantefables wurden öffentlich, wahrscheinlich von mehreren Personen vorgetragen, es heißt or dient et content et fablent, wobei aber nicht ausgeschlossen war, daß ein einziger Jongleur die Prosa recitiren und die Verse singen konnte. Letzteres geschah unter der Begleitung der Vielle (Fiedel), wie auch die Tiraden (Strophen) des Volksepos vorgetragen wurden. Die Verse assoniren. Es sind das die einzigen Tiraden in siebensilbigen Versen, welche wir bis jetzt in der altfranzösischen Literatur kennen, was uns Wunder nehmen darf, da der kurze Vers sich besonders gut zu lebhafter Schilderung und leidenschaftlichen Monologen eignet. Die Tirade endigt auf einen kleinen viersilbigen Vers mit weiblichem Ausgang, wie in gewissen Volksepen die Tiraden auf einen sechssilbigen Vers ausgehen. Es wurde dadurch eine Reihe nach gleicher Melodie gesungener Verse passend abgeschlossen. So ist denn auch in der Handschrift, welche uns die Noten zu den Versen überliefert, die Musik für den letzten Vers eine ganz besondere. Diese Noten sind für uns sehr werthvoll, weil wir zu keinem einzigen Volksepos Noten haben, und es ist doch anzunehmen, daß auch für diese im allgemeinen wenigstens dieselben Grundsätze galten. — Die Frage, ob der poetische Theil zugleich mit der Prosa concipirt, oder ob letztere aus einer Art Commentar zu den Versen hervorgewachsen sei, also später als diese eine feste Gestalt erhalten habe*), möge hier nicht weiter erörtert werden.

Die Sprache ist in Aucassin und Nicolette von seltener Vollendung, meisterhaft namentlich der Dialog behandelt; die Darstellung einfach und fließend, anschaulich und lebendig, von reizender, oft schalkhafter Naivetät.

Abweichend von dem Geschmack der Dichter damaliger Zeit, die sich in der Beschreibung wunderbarer Abenteuer und großer Kampfscenen gefallen, schildert unser Dichter mit Grazie und naivem Humor Personen und Begebnisse am Hof von Beaucaire, also mehr das Kleinleben; und seinen warmen, lebensvollen Schilderungen ist in der ganzen mittelalterlichen Literatur Frankreichs kaum etwas Aehnliches an die Seite zu stellen. Trefflich ist das Wesen der jugendlichen Leidenschaft gezeichnet, die Aucassin nicht nur seine Pflichten als Ritter und Sohn vergessen, sondern ihn auch Himmel und Hölle trotzen läßt. Hier haben wir ein Beispiel von dem Haß der von den Festen und Turnieren, von den Vergnügungen und oft auch von den Lastern der Ritter und Damen lebenden Jongleurs gegen die Geistlichkeit, die immer nur Enthaltsamkeit, Barmherzigkeit, Fasten und Almosengeben predigte, und oft die hungernden Spielleute um ihren Verdienst brachte. So war denn der Dichter wohl sicher einer aus der großen Zunft der fahrenden Leute, ein Spielmann, kaum adeliger, sondern niederer Herkunft, wie aus mehreren Zügen in seiner Dichtung geschlossen werden darf. Er muß um das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrhunderts gelebt haben, war Nordfranzose, kannte aber die Provence, wohin er den Schauplatz seiner Dichtung verlegt, sicher aus eigener Anschauung. Mehr wissen wir von ihm nicht, und nur als Curiosität möge erwähnt werden, daß 1824 Vanderbourg in einem von ihm selbst abgefaßten, aber einer fingirten Dichterin des 15. Jahrhunderts zugeschriebenen Buche, Poësies de Marguerite-Eléonore Clotilde de Vallon-Chalis, in denen er eine ganze Genealogie von ihm erfundener französischer Dichterinnen aufstellt, als Verfasserin von Aucassin und Nicolette eine angebliche „troubadouresse" aus der Zeit des heiligen Ludwig, Barbe de Verrue, erdacht hat.

Der reizende Stoff hat Nachahmer und Uebersetzer nicht ruhen lassen. Vom 14. Jahrhunderte bis in unsere Tage hinein ist derselbe wirksam geblieben, und, abgesehen von den vielen Uebersetzungen, in Novellenform, mehrfach als Oper, von Platen in „Treue um Treue", rc. behandelt worden. Die Krone aller Neubelebungen aber ist Wilhelm Hertz's, des genialen Neudichters von Tristan und Isolde, unübertroffene und unübertreffliche Uebersetzung, ein Meisterwerk deutscher Uebersetzungskunst, die nur deshalb eine verhältnißmäßig geringe Verbreitung gefunden hat, weil sie in bescheidenem Cartonnage-, nicht in Prachtband auftritt, und — billig ist.

Bidas Uebersetzung ist eine freie. Und wie der Verfasser des Originals den Text und die Musik dazu gemacht hat, so liefert uns sein Nachdichter Text und Illustrationen. „Man wird kaum glauben wollen," sagt Gaston Paris in seiner trefflichen Einleitung mit Recht, „daß Leier und Stift in einer Hand so vortrefflich vereinigt sein können." Von Bidas Bildern ist das erste entschieden das beste. Vater und Mutter bemühen sich, ihrem Sohn das Thörichte seiner Liebe zu Nicolette auszureden. Der aber steht halbabgewendet von Beiden da, sein Blick schweift schwärmerisch-trotzig in die Ferne; man sieht, er hört gar nicht auf der Eltern Worte, seine Gedanken weilen bei Nicolette. Die übrigen Bilder stellen dar, wie Aucassin sich zum Kampf wappnen läßt, wie ein kranker Pilger beim Anblick von Nicolettes schönem Fuß gesund wird, wie Nicolette durch den mondhellen Garten geht, wie sie zu den erstaunten Hirten spricht, die sie für eine Fee halten, so schön ist sie. Auf dem sechsten Bild wandern Aucassin und Nicolette wonneselig am Meeresufer, auf dem siebenten singt Nicolette als Spielmann verkleidet vor Aucassin. Auf dem letzten haben die Liebenden sich wiedergefunden: Aucassin schließt die entzückte Nicolette unter seligen Küssen stürmisch in die Arme.

Jetzt lernen die deutschen Studenten an Aucassin und Nicolette Altfranzösisch, und sehr eifrig, wie aus der nach zwei Jahren schon nöthig gewordenen neuen Auflage von Suchiers vortrefflicher Edition hervorgeht. So möge denn unsere Betrachtung mit diesen zwei neuesten größeren Publicationen auf dem Gebiet der Aucassinliteratur schließen.

Beide Bücher sind epochemachend, jedes in seiner Art. Bida hat mit Glück den Stoff zu seinen Bildern aus der mittelalterlichen Dichtung Frankreichs geschöpft, Suchier hat zum ersten Mal in Deutschland eine Ausgabe eines altfranzösischen Textes geliefert, die bei aller Wissenschaftlichkeit auch auf das Privatstudium des Anfängers im Altfranzösischen Rücksicht nimmt, ihm alles Nöthige an die Hand gibt und ihn den Mangel einer altfranzösischen Grammatik vergessen läßt. K. V.

*) Ten Brink, Dauer und Klang, S. IV.

Drei deutsche Architekten der Neuzeit

Von G. Ebe.

(Fortsetzung.)

Verschaffen wir uns nun einen gedrängten Ueberblick über die praktische Thätigkeit unserer Architekten, über ihr Wirken als Meister. Strack baute zuerst selbstständig das von Schinkel begonnene Schloß Babelsberg für den damaligen Prinzen von Preußen, unseren jetzigen Kaiser Wilhelm, weiter. Der Bau enthält manches Anmuthig-Decorative und hat viele Nachahmungen veranlaßt; aber doch lag der dabei befolgte Stil, für den die Zeit verantwortlich zu machen ist, zu sehr außer der inneren Richtung Stracks, als daß er dabei etwas Bedeutendes hätte leisten können. Eher dürfte man sich wundern, daß er bei den Erweiterungen des kaiserlichen Palais in Berlin nicht Besseres geschaffen hat, denn in dem Langhans'schen Bau mußte er sich auf seinen eigentlichen Boden wiederfinden; indeß erreichen die Strack'schen Zusätze das von Langhans Gegebne nicht, die Formengebung ist dünn und kraftlos. Die Petrikirche in Berlin bildet, abgesehen von allem Stil, einen schönen Innenraum; aber das Uebrige fällt unter die Rubrik „Berliner Gothik"; denn Strack verleugnete auch hier seinen im Fundament der Antike wurzelnden Standpunkt nicht, er konnte nicht anders, als über dem ihm roh und willkürlich Erscheinenden die allerdings den Stil vernichtende Gesetzlichkeit

der Antike walten zu lassen. Der Umbau des Kronprinzen-Palais, wobei der ältere Spätrenaissancebau wesentlich erhalten bleiben mußte, ist nicht besonders glücklich zu nennen; dergleichen läßt sich nicht ungestraft vergriechen, der schwere Porticus erdrückt die ganze Façade. Und doch muß man Strack im feineren Privatbau aufsuchen, um sein schönes und reiches Talent zu erkennen; gleich die Roczynski'sche Gemäldegalerie, im Stil an die römische Villa Medici erinnernd, zeigt in ihrer leichten anmuthigen Gruppirung die wahre Begabung Stracks; nicht minder die Räume der Borsig'schen Villa in Moabit, wenn auch diese jetzt unglaublich klein erscheinen, sind sie doch für das damalige Berlin Muster des feineren Innenbaus. Der kleine Maßstab der Räume steigerte vielleicht noch das Talent des Architekten. Für einige Malereien des Aeußern ist Strack nicht verantwortlich, sie sind nur erwähnenswerth, weil sie, im Sinne dieser Zeit das Griechische übergriechend, die modernsten Fabrikhantierungen im archaistischen Gewande darstellen. Es sind Borsig'sche Arbeiter in antikem Kostüm, man könnte etwa sagen: Sokrates am Schraubstock und Plato an der Drehbank; doch das nur nebenbei, auch hatte der unterdeß verstorbene Besitzer bereits die Absicht, dieselben durch andere Bilder von L. Burger zu ersetzen. — In anderer Weise sehr bemerkenswerth, und zwar als Muster eines fein behandelten Wandbaus, ist das Taglianische Haus in der französischen Straße; die schmale Façade zeigt die bekannten hellenischen Formen in meisterhaft abgemessenem Relief. Die Anwendung des über die ganze Breite gehenden Tempelgiebels, als eines dem deutschen Hause fremdartigen Elements, ebenso die hinter den feinen Akroterien unvermittelt hervortretenden Scharnsteine, drücken demselben den bei dieser Stilnüance allerdings unvermeidlichen Stempel des subjectiv willkürlich Gewählten auf; aber dennoch ist hier, wenn auch mit anderen Mitteln, das Beste erreicht, das unsere alten Renaissancehäuser auszeichnet, nämlich die Geschlossenheit zu einem Ganzen, dem nicht nach Belieben eine „Axe" abgenommen oder hinzugefügt werden kann. Das Bier'sche Haus oder „Palais" am Leipzigerplatze ist jedenfalls der vornehmste Strack'sche Privatbau; sowohl nach der Durchbildung des Innern wie des Aeußern wird hier die größte Höhe erreicht, zu der das Privathaus innerhalb des Rahmens hellenischer Formengebung gehoben werden kann. Die Gesammtfassung ist edel und das Einzelne frisch empfunden, wir wollen nur an die klassische Bildung der Eingangsthür mit ihrem figürlichen Consolenschmuck erinnern. Sollte es wahr sein, was man sich erzählt, daß Strack die Absicht hatte, die mit Dreiviertel-Säulen geschmückte Wand des oberen Geschosses in eine ringsumlaufende Halle zu verwandeln, und daß die Ausführung nur am Widerstande des Bauherrn gescheitert wäre; vielleicht ließe es sich noch durch eine vorhandene Zeichnung feststellen, so würde dies ganz zu der sonst kundgegebenen Richtung des Meisters stimmen, der für das Zwecklich-Charakteristische wenig übrig hatte. Abgesehen von dem praktischen Schaden, den eine solche überall durchgeführte Halle den hinterliegenden Zimmern wegen der mangelhaften Beleuchtung gebracht hätte, auch der Ausdruck des städtischen Etagenwohnhauses wäre damit in die Brüche gegangen, sonst könnte man die allgemeine malerische Wirksamkeit eines so grandiös künstlerischen Motivs wohl zugeben. Wirklich lag es nicht im Wesen Stracks, auf das Zwecklich-Charakteristische auszugehen, dafür liefert der Bau der Borsig'schen Berliner Fabrik einen weiteren Beweis. Das Bureaugebäude und die anschließenden Hallen sind im Einzelnen recht schön, besonders ist in dem letzteren, im Sinne der tektonischen Grundsätze, eine Ausbildung der Bogenform im griechischen Sinne mit Glück versucht; aber die Gesammtform ist mehr für ein leichtes Garten-Casino passend, als für das Zubehör einer Werkstätte Vulkans. Zwei bedeutende öffentliche Bauten schließen die Wirksamkeit Stracks ab: das Siegesdenkmal auf dem Königsplatze und die Nationalgalerie. Ueber diese wichtigen Monumentalbauten ist bis zur jüngsten Zeit hinreichend und zwar mehr contra als pro geschrieben, und dürften diese Auslassungen noch frisch genug im Gedächtniß der Leser sein, als daß es nöthig wäre, hier Aehnliches zu wiederholen. Das Endergebniß der Betrachtung wird immer bleiben, daß es beiden Werken an durchschlagend Originellem fehlt, obgleich Niemand das Vorhandensein vieler schöner Einzelnheiten wird bestreiten wollen. Außerdem hebt die geniale Mitwirkung der „Schwesterkünste" diese Bauten von selbst in die Sphäre des Bedeutenden, aber die malerischen und plastischen Leistungen darf man doch nicht dem Architekten auf das Conto setzen, um so weniger als sie nicht überall in Folge seiner Intentionen zu Stande gekommen sind. Beim Siegesdenkmal wird man das Bedauern nicht unterdrücken können, daß sein Entwurf nicht Gegenstand einer öffentlichen Concurrenz gewesen ist, und betreffs der Nationalgallerie wird man für den mangelnden organischen Bezug zwischen Aeußerm und Innerm, wohl nicht die bekannte Entschuldigung von dem „früheren Stüler'schen Plane", an dem festgehalten werden mußte, stichhaltig finden, denn eine anders geartete Natur, glücklicher beanlagt für das Erfinden des großen Hauptgedankens, hätte auch wohl die vorliegende Schwierigkeit besiegt. Nicht Jedem ist es gegeben, auf dem langen Wege, den ein architektonischer Entwurf von der Skizze bis zur endlichen Vollendung zu durchlaufen hat, Schritt vor Schritt mit gleicher Energie vorzudringen, und Strack übersprang wohl gern die seiner Natur weniger gemäßen Staffeln, wo es galt, eine durchgreifende Hauptidee in großen Zügen zu gestalten, um bald bei der feineren Durcharbeitung als Meister zu verweilen. In seiner lange geübten Lehrthätigkeit an der Bauakademie und Kunstakademie, das Entwerfen der Gebäude betreffend, drang Strack immerfort auf durchgebildete, gehörig motivirte Formen und bei der Plananlage auf strenges Festhalten des Axensystems. Das außerordentliche Talent des Lehrers für verständliche und elegante Darstellung des Details im kleinsten Maßstabe, kam dem Schüler um so mehr zugute, weil Strack in seiner großen persönlichen Liebenswürdigkeit unermüdlich war, die dabei zu befolgende Methode den Schülern durch directes Vorzeichnen nahe zu bringen. Allerdings konnte dies nur so nebenbei geschehen, denn die Ausbildung der zeichnerischen Fertigkeit gehörte nicht in das vorgeschriebene Unterrichtsprogramm. Leider, darf man sagen, denn es blieb hiernach den Lernenden überlassen, diese werthvolle Fertigkeit erst später in den praktischen Ateliers zu erlernen. Auch die Projectirübungen hätten vielleicht noch nützlicher wirken können, wenn Strack mehr Werth darauf gelegt hätte, überall eine feste innere Ueberzeugung zur Geltung zu bringen; aber wenn er auch selbst keineswegs dem Ideal der Zeit folgte, in die mindestens seine Jugendperiode fällt, welche gern einem schrankenlosen Belieben ohne festen historischen Hintergrund Spielraum ließ, so übte er seinen Einfluß als Lehrer nach dieser Seite doch mehr negativ, indem er die seinem feinen Naturell nicht zusagenden Auswüchse der Schülerarbeiten beschnitt, aber sonst freie Bahn ließ. Unter Umständen könnte dies Verfahren zu den Vorzügen eines Lehrers gerechnet werden; aber jedenfalls wandelt man jetzt andere Bahnen und ersichtlich zum Vortheil der Lernenden. Von einer sehr anmuthenden Seite lernt man Strack in seinen Publicationen kennen. Mit dem Maler Ed. Meyerheim gab er malerische Ansichten der Backsteinbauten in der Mark Brandenburg heraus; eine spätere Publication des bacchischen Theaters zu Athen gibt Kunde von seinem Erfolge als glücklicher Entdecker. Um das persönliche Bild Stracks zu zeichnen genügen wenige Striche; er war anspruchslos, äußerliche Ehrenbezeugungen ängstlich ablehnend, und mercantile Anlagen besaß er gar nicht. Dies zu erwähnen ist hier ganz in der Ordnung, denn es ist gar nicht gleichgültig, ob der Künstler sein Talent nutzt, um den Großen der Erde zu schmeicheln, oder um sich Reichthümer zu erwerben, oder aber ob er der Kunst um ihrer selbst willen dient. Es ist nicht gleichgültig, wenn Baukünstler ihr Fach nicht als Börsengeschäft behandeln und mit reinen Händen von der Erde scheiden.

Von Opplers ersten Privatbauten in Hannover ist schon die Rede gewesen. Es waren Ladeneinrichtungen, Wohnhäuser und Villen, anfangs in allen historischen Nuancen des gothischen Stils gehalten; erst später wird die Formgebung historisch streng im

Sinne der guten französischen Frühgothik. Ein großes Feld der praktischen Bethätigung öffnete sich Oppler im Bau der Synagogen für seine Glaubensgenossen; über diese seine besten Leistungen hier nur ein paar Worte, sie sollen weiter unten umständlicher gewürdigt werden. Oppler wählt dafür den Rundbogenstil mit spätromanischer oder frühgothischer Detaillirung, die letztere wohl deshalb, weil sie ihm als Gothiker nahe lag. Der Kernpunkt seiner Auffassung, das centralisirende Planschema, hat veranlaßt, daß man ihm mit Unrecht eine byzantinische Richtung zugeschrieben hat; aber wirklich handelt es sich hier nur um das Zweckdienliche ohne Beimischung archäologischer Tendenzen. Jedenfalls sind die von ihm in Hannover, Breslau, Schweidnitz, Hameln und Bleicherode erbauten Synagogen von ausgesprochenem Kunstwerthe. Zu den späteren Leistungen des Meisters gehört der innere Ausbau der, ursprünglich von Hase entworfenen, Marienburg bei Nordstemmen für die Königin Marie von Hannover. Seine Zeitschrift für Kunstgewerbe war schon vor seinem Tode eingegangen.

Sempers besonders populäre Stellung wird mit einem Schlage durch den Bau des alten Dresdener Hoftheaters errungen, und dieser große Erfolg beweist wieder einmal, daß man die Urtheilskraft des Volkes in Kunstsachen, sogar in Angelegenheiten der scheinbar isolirten Baukunst, durchaus nicht unterschätzen darf. Hier war die goldene Frucht in silberner Schale geboten, zum ersten Male der charakteristische Ausdruck des Theatergebäudes eng verbunden mit der vollen Schönheit künstlerischer Erscheinung. Gerade die Knappheit des Grundrisses war eine Bedingung dieser Harmonie, und man muß zugeben, daß die bei dem nach dem Brande erfolgenden Neubau hervortretenden Forderungen an glänzende Foyers und bequemste Treppenhäuser ein Hinderniß bildeten, um etwas ähnlich Vollendetes wieder zu erreichen. Andrerseits war eine nach dem Vorgange der Wiener und Pariser Oper vorzunehmende Weiterentwicklung kaum abzuweisen, obgleich in Paris bereits erkennbar die Harmonie der Theile verletzt ist, denn die prunkvolle Entwicklung der Nebenräume rückt dort den Zuschauerraum, der immer der Hauptraum bleiben sollte, in die zweite Linie. — Von anderen Semper'schen dieser Zeit angehörenden Bauten, namentlich den Privatbauten, ist dasselbe zu rühmen wie von seinem Theater; sie sind immer in hohem Grade charakteristisch. Seine Villen sind poetisch gedacht und mit der Natur in intimen Bezug gebracht, seine Stadtpalais wirken in hohem Grade monumental, ohne die zweckliche Bestimmung als Wohnhaus aus dem Auge zu verlieren. Später folgte der Museumsbau in Dresden, den er nicht vollendete; derselbe erinnert gar zu sehr an verschiedene klassische Muster, auch ist die Anlage der Haupttreppe verfehlt, und erreicht deshalb den Werth des alten Theaters nicht. — Durch die Revolution entgleist, nach Paris flüchtend, dann nach England zur Weltausstellung berufen, genoß Semper einige Jahre unfreiwilliger Muße, welche die Vorarbeiten zur Herausgabe des „Stils" ausfüllten. Der berühmte Architekt durfte indeß nicht allzu lange feiern, bald bot ihm Zürich die Professur der Baukunst am dortigen Polytechnikum, die sich später zum Directorat der Bauabtheilung erweiterte. An diese Stellung knüpfte sich der Neubau des Züricher Polytechnikums, der Sternwarte ebenfalls für Zürich, des Rathhauses für Winterthur und Anderes. Der „Stil" wurde in Zürich publicirt; ebenda entstanden die Pläne für das Münchener Festtheater, für den Wiederaufbau des Dresdener Hoftheaters, für das Hofschauspielhaus in Wien. In den letzten Jahren seines Lebens war Semper dorthin übergesiedelt, um mit Hasenauer die Pläne für die Hofmuseen und das Hofschauspielhaus definitiv zu bearbeiten. — Sempers Schöpfungen zeichnet ein großartiger Zug aus, obgleich die Raumbildung in ihrem Zusammenhange vielleicht noch nicht den gleichmäßig kühnen Schwung der besten Franzosen erreicht. Dieser bei deutschen Architekten fast durchgehends ersichtliche Mangel dürfte hinreichende Erklärung in der geringen Uebung, in der dürftigen Praxis finden, die den meisten beschieden ist. Wie selten ist bei uns demselben Meister die Gelegenheit geboten, sich mehrfach in großzwecklichen Profananlagen zu ergehen! Deshalb müssen wir Deutsche, die Hauptdisposition anbelangend, immer noch von Italiern und Franzosen lernen. Wo gibt es zum Beispiel in Deutschland einen modernen Profanbau, der wie das Louvre in Paris eine Reihenfolge edler Räume aufzeigte, deren Folge niemals durch kleinliche störende Anordnungen unterbrochen wäre? Es fehlt eben bei uns an Mitteln und Niemand ist im Stande das Höchste zu erreichen, wenn diese fehlen. Kaum, daß ein Theil der öffentlichen Bauten beginnt sich über das Niveau der Alltäglichkeit zu erheben, da werden auch schon Stimmen in unserem Reichstage laut, welche die angebliche Verschwendung tadeln; — als ob das Geld für stilvolle Bauten fortgeworfen wäre; als ob nicht die Fortentwicklung der Baukunst als „Kunst" zu den ersten Erfordernissen eines auf der Culturhöhe stehenden Volkes gehörte! — Mit ähnlicher Ungunst der äußeren Verhältnisse hatte auch Semper zu kämpfen und man muß ihm dies bei manchen seiner Bauten, unter anderen dem Polytechnikum in Zürich, zugute rechnen; — denn aus nichts wird eben nichts.

(Schluß folgt.)

Musikleben in Mailand.

Noch vor wenigen Jahren wurde Mailand nicht blos in der deutschen, sondern auch in einem Theile der italienischen Presse als die Stadt bezeichnet, welche sich der schiefsten musikalischen Urtheile rühmen durfte, welche „Normo" kalt aufgenommen, nachdem sie die „Straniera" mit Fanatismus begrüßt hatte, welche der mittelmäßigsten Oper Donizettis, „Maria Padilla", eine viel günstigere Aufnahme zu Theil werden ließ, als der „Lucrezia Borgia", die Rossinis Meisterwerk „Tell" nicht verstand, und die noch in neuester Zeit den „Mephisto" von Boito und „Lohengrin" von Wagner mit Pfeifen und Zischen abgelehnt hat, während in Bologna diese beiden Opern, in Venedig, Turin und Rom die erstgenannte Triumphe feierten. Das Alles ist wahr, feststehende Thatsache. Aber ebenso unleugbar ist es, daß Mailand jetzt das beste Orchester in Italien besitzt, daß sein Conservatorium dem altberühmten von Bologna zum wenigsten gleichsteht, daß Bazzini, der Leiter jenes Conservatoriums, der in Deutschland beste geachtete italienische Künstler ist, daß die Mailändische Quartett- und Chorgesellschaft binnen wenigen Jahren der deutschen Musik viele Anhänger gewonnen hat, daß die zwei bei weitem größten Musikverlagshandlungen Italiens, Lucca und Ricordi, in Mailand gegründet sind und daselbst noch heute wirken, und daß der einflußreichste Kritiker Italiens Filippo Filippi, der Redacteur und Musikberichterstatter der Mailänder „Perseveranza" ist. Wie soll man solche Widersprüche erklären? Wir wollen es versuchen.

Was die musikalische Urtheilskraft Mailands in früheren Zeiten betrifft, so mag sie allerdings nicht bedeutend gewesen sein; doch wollen wir hier auch anführen, daß andere große Städte Italiens sich nicht immer als unfehlbare Kunstrichterinnen erwiesen haben, daß in Neapel Rossinis „Barbier" bei der ersten Aufführung an das Fiasco streifte und die „Semiramide" in Venedig auf stärkste Gegnerschaft stieß. In Italien wird noch heute die Oper von sehr vielen Besuchern als eine Art von gesellschaftlicher Versammlungsort betrachtet, die Logen der großen Damen können als Miniaturempfangssalons gelten, in welchen die gewohnten Besucher des Hauses ihre Abendhuldigungen darbringen; die Musik wird von diesem feinen Theile des Publicums in den Kauf genommen. Ist es da zu verwundern, wenn die Urtheile über ein neues Werk von Stimmungen und anderen Zufälligkeiten mitbestimmt werden?

Diese Bemerkungen gelten jedoch nur den Mißerfolgen der vergangenen Zeiten, nicht denen des „Mephistophele" und des „Lohengrin"; hier wirkten andere wichtigere und mächtigere Hebel als die Tagesstimmung. Die Opernproduktion (fast könnte man sagen Fabrikation) steht in Italien noch immer auf einem Standpunkte, von dem man in Deutschland einen richtigen Begriff gar nicht fassen kann. Alljährlich werden 30—40 neue Opern „componirt" und aufgeführt und zwar nur während der „stagione", d. h. während der drei oder vier Monate, in welchen die Opernhäuser der einzelnen Städte ihre Vorstellungen geben. Von diesen verschwinden die meisten in das Nichts, und seit den letzten zehn Jahren haben neben der „Aida" von Verdi kaum drei oder vier länger

gelebt als die Zeit der „stagione“, wenn sie nicht schon vorher verblichen. Unter diesen die Stagione überlebenden ist meines Wissens „Ruy Blas“ von Marchetti die einzige, welche auch außerhalb Italiens in Paris und London Erfolg errungen hat.

Da nun die meisten neuen italienischen Opern so wenige dauernde Lebenskraft bewiesen, kamen die „Impresarii“ zuletzt auf den Gedanken, mit fremden, ausländischen Opern ihr Glück zu versuchen. Selbstverständlich durften sie fremde Waare nur aus Frankreich einführen, denn was deutsch war, erregte noch immer den Ingrimm eines jeden Patrioten, und es wird wohl noch lange dauern, bis der Begriff des „Tedesco“ vor dem des „Germano“ verschwindet. Gounod, Halévy, Meyerbeer (dessen Opern zu den französischen gezählt werden) kamen auf die italienischen Theaterzettel, ihre Werke machten volle Häuser, befriedigten das Publicum und bereicherten die Impresarii. Und so wagten diese zuletzt den schüchternen Versuch, auch deutsche Werke vorzuführen, Webers „Freischütz“, Goldmarks „Königin von Saba“, Brülls „Goldenes Kreuz“. Zur selben Zeit begann auch die Mailänder Quartett- und Orchestergesellschaft deutsche Instrumentalwerke wiederzugeben. Das war den „Patrioten“ zu viel! Französische Erzeugnisse kamen doch wenigstens von dem stammverwandten lateinischen Brudervolke, aber deutsches Element, dessen politische Herrschaft kaum vom vaterländischen Boden verdrängt war, sollte nie in italienischen Theatern und Concertsälen ein künstlerisches Uebergewicht gewinnen. Und als nun gar des Schreckensmannes Wagner Werke in Sicht kamen, da brach der Sturm los und es erstand eine große Partei, welche sich die Aufgabe stellte, alles Fremdländische auf das Entschiedenste zu bekämpfen. Ihr Hauptquartier ist in Mailand, wo auch denn andererseits die entschiedensten reichsten, thätigsten und einflußreichsten italienischen Anhänger deutscher Musik wohnen. Frau Lucca, die Wittwe und Erbin des großen Musikverlegers, des einzigen, der neben dem Hause Ricordi zu Reichthum und Einfluß gelangen konnte, ist eine enthusiastische Verehrerin Wagners und eine aufrichtige, immer thätige und bereite Freundin deutscher Musik. Sie hat — im Gegensatze zur Berliner Meyerbeerstiftung — ein Stipendium für junge talentvolle italienische Musiker behufs Studienreisen nach Deutschland bestimmt. In ihrem ersprießlichen und erfolgreichen Wirken wird sie von dem unbestritten einflußreichsten und bedeutendsten Kritiker Italiens, dem bereits erwähnten Dr. Filippi, Redacteur und Kritiker der „Perseveranza“, unterstützt, dem die deutschen Musiker zu aufrichtigem Danke verpflichtet sein müssen; denn er war der Erste, der für deutsche Musik die Stimme erhoben hat und den Gegnern alles Fremden das Komische ihrer einseitigen Richtung mit Muth und Witz vorhielt. In einer Reihe von Artikeln, die später als Buch (unter dem Titel „Musik und Musiker“) erschienen sind, hat er die Meisterwerke deutscher Kunst, die Opern von Weber, Beethovens „Fidelio“ und Symphonien, Brahms' Requiem verherrlicht, und eine „Reise in die Regionen der Zukunftsmusik“ (Weimar und Bayreuth) beschrieben, worin er der Größe Wagners Gerechtigkeit widerfahren läßt, ohne sich den blinden Verehrern anzuschließen. Ebenso hat er der Mailänder Quartettgesellschaft, auf die wir noch zurückkommen werden, in ihren Bemühungen, die Mailänder mit deutscher Kunst und Künstlern zu befreunden, thatkräftig unterstützt. Und wohlgemerkt! Zu der Zeit als Filippi mit seinen Ansichten hervortrat, war das Unternehmen in Italien für deutsche Musik und nun gar für Wagner zu schreiben, ein sehr gewagtes, ja sogar literarisch gefährliches, ganz vereinzeltes. Heute, wo Filippis Ansichten Verbreitung und Sinnesgenossen gefunden haben — unter diesen den kenntnißreichen, geistvollen und liebenswürdigen Grafen Franchi-Verney, den unerschrockenen, ganz unabhängigen Kritiker der Turiner Zeitung — heute, wo Filippi großen Ruf und einflußreiche Stellung erlangt hat, wo er nunmehr sagen kann was er will, und sicher ist sehr beachtet zu werden, heute mag Mancher behaupten, es sei nicht schwer gewesen, mit witzigen Feuilletons für irgend eine Sache Partei zu machen und Anhänger zu gewinnen, mag Mancher über Gründe u. s. w. glossiren; wir in Deutschland wollen nicht vergessen, unter welchen Verhältnissen Filippi zuerst für die deutsche Musik eingetreten ist.

An der Spitze der „Patrioten“ steht das große Haus „Ricordi“ mit seiner Musikzeitung, in welcher unter der Fahne des Kampfes gegen den Musikverderber Wagner Angriffe gegen alles Deutsche gerichtet werden. Ob hierbei der Umstand, daß die Verdi'schen Opern im Verlage Ricordis erschienen sind, oder eine tief wurzelnde Ueberzeugung maßgebend wirkt, läßt sich nicht bestimmen. Nebenbei sei bemerkt, daß der jetzige „Ritter“ Ricordi mir allgemein als guter Musiker und Musikkenner bezeichnet ward.

Wenn nun die Polemik Ricordis und sonstiges Wirken gegen deutsche Musik in der anständigen Weise geführt wird, die einem großen Hause ziemt, so kennen dagegen viel andere Patrioten keine Grenze ihres Eifers. Ein Genueser Componist hat an Verdi in einem offenen Briefe die bittersten Vorwürfe gerichtet, daß er in seiner „Aida“ und dem „Requiem“ Concessionen an den fremden, barbarischen, zukünftlerischen Stil gemacht habe und sich gleichzeitig erboten, den Text der „Aida“ und des „Requiems“ besser zu componiren, als der berühmte Maestro. Durch diese lächerliche Ueberhebung ward der größte Theil der Wirkung des Briefes von vornherein beseitigt; aber in die Vorwürfe selbst stimmten gar viele Italiener ein, wenn auch nicht laut. Verdi war zu berühmt, die „Aida“ hatte zu glänzende Erfolge im Auslande errungen, als daß irgend ein Angriff seinen Ruhm verdunkeln konnte. Dagegen wurden die patriotischen Principien, welche auf ihn nicht wirksame Anwendung finden konnten, mit verdoppelter Kraft gegen einen jüngeren kühneren Neuerer gerichtet, gegen Arrigo Boito, den Verehrer Bachs, dessen Kunst der Fuge noch heute sein tägliches Studium bildet, Kenner der deutschen neueren Musik, nach der er seine Instrumentation entwickelt, Anhänger Wagners, den er insofern nachahmt, als er sein eigener Textdichter war, und sogar den zweiten Theil des Faust in seinen „Mephisto“ mit hineinzog. Die Oper wurde total ausgepfiffen. Zwar enthält sie viele Längen, manches Bizarre, Gesuchte, Gekünstelte, aber auch gar Manches, das von hoher Begabung zeugt und jedenfalls dem weniger Gelungenen Gleichgewicht bietet; und Boito war doch auch ein Schüler des Mailänder Conservatoriums. Aber dieses steht bei den Patrioten im Rufe der Ketzerei. Sein künstlerischer Leiter, Bazzini, hat Programm-Ouverturen geschrieben (König Lear, Saul rc.), liebäugelt also mit der Zukunftsmusik, und ist den Deutschen freundlich gesinnt, bei denen er und seine Compositionen immer achtungsvolle Aufnahme gefunden; der Klavierprofessor Andreoli ist ein sehr tüchtiger Musiker, der Bach und Beethoven gründlichst kennt und den jetzigen italienischen Contrapunktisten vorzieht, und der es sogar gewagt hat, den Leuten in seinen Concerten Brahms vorzuführen! „Der See rufte und mußte sein Opfer haben“ und Boitos Oper fiel, obwohl Ricordi sie verlegt hatte, der doch nicht zu den Beschützern germanischer Richtung gezählt werden darf. Die echten Patrioten jubelten; Filippi aber stand entschieden auf der Seite des so ungerecht Verurtheilten, der allerdings später überall die glänzendste Genugthuung fand.

In diesem Parteikampfe gegen die deutsche Musik und deren Anhänger ist die Erklärung des Mißgeschickes der Boito'schen Oper und des Falles von „Lohengrin“ zu suchen, der allerdings gleich dem „Freischütz“ sehr schlecht gegeben worden ist; nicht in der jetzigen Geschmacksrichtung der Mailänder, die sich täglich veredelt. Ich habe selbst eine Aufführung von Boitos „Mephisto“ beigewohnt, in welcher die Schönheiten trotz mangelhafter Wiedergabe mit großem Beifalle begrüßt wurden.

Aber nicht blos gegen die deutsche Oper wurden damals die Angriffe gerichtet, selbst gegen die deutsche Instrumentalmusik und deren Verbreiter, die „Quartettgesellschaft“!

Diese, im Jahre 1864 gegründet, hatte sich die schöne Aufgabe gestellt, die Meisterwerke älterer und neuerer Instrumentalmusik der Kenntniß des Publicums zu vermitteln; daß sie bei der Erfüllung dieser Aufgabe größtentheils an die deutsche Kunst und an deutsche Künstler gewiesen war, mußte von vornherein selbstverständlich erscheinen. Sie berief zuerst das Becker'sche Quartett und lud große Solisten ein: Bülow, Essipoff, Mehlig, Piatti, Rubinstein, St. Saëns, Wilhelmj, im verflossenen Jahre Joachim. Sie setzte sich mit dem Orchester der Scala in Verbindung, und brachte die Symphonien von Beethoven, Schumann, Mendelssohn, dann von Goldmark, Liszt, Raff, St. Saëns u. A. zu Gehör. Die hundertjährige Geburtsfeier Beethovens ward unter Bülows Leitung in glänzendster Weise vollbracht, bald darauf kam die Neunte Symphonie unter dem Scala-Kapellmeister Faccio zur trefflichen Aufführung. Neben und mit dieser „Quartettgesellschaft“ in gleicher Richtung wirkend, war eine Chorgesellschaft entstanden, deren Gründer und erster Leiter der jetzt in Berlin lebende Componist und Kapellmeister Martin Röder (Verfasser mehrerer interessanter Broschüren und Skizzen) gewesen ist; ihm verdanken die Mailänder Musikfreunde die Bekanntschaft mit manchen altitalienischen Kirchenmusikern, mit Bachs Magnificat, mit Mendelssohns und Schumanns oratorischen Werken, Brahms Requiem

u. A. Jetzt steht sie unter Andreolis Leitung. Die gedeihliche Entwicklung dieser Gesellschaften und die gute Aufnahme, welche sie bei dem musikalischen Publicum fanden, erregten immer mehr den Mißmuth der „Patrioten“ und alle möglichen offenen und versteckten Angriffe. Es gelang den Gegnern, das Orchester der Scala von der Gesellschaft zu trennen, um unter der Aegide des Hauses Ricordi „nationale“ Instrumentalconcerte zu veranstalten, an welchen nur Werke italienischer Componisten zu Gehör gebracht werden sollen. (Ausnahmsweise kam unlängst Beethovens Septuor zur Aufführung, als erstes Symphoniestück eines Tedesco!!!) Außerdem gab es noch andere, hier nicht weiter zu erörternde Manöverchen. Eine Zeit lang schien das Fortbestehen der „Quartettgesellschaft“ in Zweifel gestellt. Dank den energischen Bemühungen eines deutschen gediegenen Kenners und Musikfreundes, des Consul Struth und einiger Gleichgesinnter, hat sie sich auf ihrer Höhe erhalten und kann mit Stolz auf die Nachahmung blicken, die sie in allen bedeutenden Städten Italiens gefunden hat; sie war die erste Veranlasserin der Vereine für klassische Musik in Turin, Florenz, Bologna, die sich immer gedeihlicher entfalten und immer mehr Anerkennung finden. In Mailand gehört es jetzt zum guten Ton, in den Concerten der Quartettgesellschaft gesehen zu werden; sie finden im Conservatoriumssaale statt, nur für Abonnenten, einzelne Karten werden nicht verkauft.

Allerdings können gewisse Patrioten sich noch immer nicht beruhigen und wo nur immer sich Gelegenheit bietet, werden der Gesellschaft einige Süßigkeiten aufgetischt. In einem erst kürzlich erschienenen, vortrefflich geschriebenen Buche über Mailand las ich in dem Abschnitte „die Musik in Mailand“ folgenden Satz: „Jemand, der sich mit physiologischen Studien beschäftigt, behauptet, daß die vortretende Leitung der Gesellschaft von einem Italiener-fressenden Geiste (italianofabo) beseelt sei; daß sie Alles verabscheut, was italienisch riecht. Für sie muß Alles, Musik und Künstler, aus Deutschland kommen, diese nur bieten Bürgschaft, daß sie Gutes bringen. Es ist ein wahres Wunder, daß St. Saëns, der Franzose ist, zugelassen worden.“ Dann kommen lange Klagen über die Zurücksetzung der italienischen Instrumentalmusik, die mit dem Satze enden: „Warum sollten wir nicht auch Sinfonisten erzeugen? (creeremo). Können wir nicht mit den Fremden wetteifern?“ Man sollte meinen, es bedürfe nur einer Bestellung, und die Brahms' wüchsen aus der Erde, wie Gras nach dem Regen! Warum betonte der patriotische Jeremias nicht die Nothwendigkeit, Organisten und Kirchenmusik-Componisten zu erzeugen, die ja nur den großen Vorbildern des eigenen Landes vom 16. und 17. Jahrhundert nachzustreben hätten, anstatt daß er von Symphonisten spricht, welche die fremden ersetzen könnten? Ich hörte einmal in einer Kirche Etwas, das eine Orgelfuge sein sollte — fast wäre mir eine schöne Bellini'sche Melodie, gut vorgetragen, lieber gewesen! Hier haben die Italiener anzufangen, ein großes Feld zu bebauen, nicht gegen deutsche Instrumentalwerke zu eifern!

Die Parteikämpfe werden und sollen noch fortdauern, denn gerade sie befördern die Energie und den Wetteifer auf beiden Seiten. Nach allen praktischen Erfahrungen, die ich während eines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Mailand gesammelt, darf mit Bestimmtheit vorausgesagt werden, daß die Stadt, welche alle Vertreter der Schwesterstädte den Rang des geistigen Hauptortes (capitale morale) Italiens zuerkannt haben, auch auf musikalischem Gebiete den stärksten und besten Impuls geben wird. Die Mittel sind in reichlichem Maße vorhanden. Das Orchester der Scala spielt mit großer Sicherheit, Fertigkeit und Virtuosität, und die Streichinstrumentalisten entwickeln manchmal ein Feuer und eine Schönheit der Tonfärbung, welche selbst die des berühmten Pariser Conservatorium-Orchesters übertrifft. Ich habe ein sogenanntes „Italienisches“ Symphonieconcert gehört, in welchem Cherubini'sche, Mercadante'sche, Rossini'sche, Verdi'sche Ouverturen und ein Ponchielli'sches Präludium aufgeführt wurden, und habe der Probe des Beethoven'schen Septuors beigewohnt, bei welchem alle Streichinstrumente beschäftigt waren. Die Auffassung war in manchen Theilen eine für den Deutschen unannehmbare; aber die Wiedergabe war eine so schöne, zeugte von einem solchen liebevollen Eingehen in jede Einzelheit, die Bässe spielten manchmal mit einer solchen Tonfülle und dabei ohne unbescheiden hervorzutreten, daß man unwillkürlich über der Schönheit der äußeren Erscheinung die mancherlei Sünde gegen den Geist vergaß.

Und es wurde mir von deutschen Musikfreunden versichert, daß die Ausführung der Achten Symphonie unter Bülow die schönsten, die sie je im Vaterlande gehört, an Klangfülle, an Feuer und Nüancirung übertroffen habe, man sah es den Mitwirkenden an, wie sie begeistert waren, und das Publicum sei in ein Entzücken gerathen, das Tage lang nachhielt. Der Kapellmeister Faccio, ein noch junger Mann, leitet mit großer Umsicht, Festigkeit und Feuer und hat bei der Ausführung der Neunten Symphonie gezeigt, daß er auch den höchsten Anforderungen zu genügen vermag; daß er jetzt mehr zur „italienischen“ Partei neigt, ist durch die Verhältnisse bedingt; soll doch er die einheimischen Symphonisten zur Geltung bringen!

Die Vorzüge des Scala-Orchesters sind auch dem Chore nachzurühmen. Er singt rein, sicher und ist immer an der Handlung lebhaft mitbetheiligt. Hierdurch wird das Interesse des Hörers und Zuschauers in einem Maße gehoben, von dem man bei uns keinen Begriff haben kann — und seufzend dachte ich einmal: Bei uns wird so viel und so schön geredet über alles Mögliche und Unmögliche — aber das Thun? Warum machen wir nicht unsere Sache so gut wie die Italiener die ihre? Warum singen ihre Chöre so gut und mit so viel Ausdruck, selbst in der „Sonnambule“, und unsere manchmal so schlecht und so gleichgültig, selbst in der „Zauberflöte“ und im „Don Juan“?

Allerdings von den Solosängern ist nicht viel Rühmliches zu berichten, und die Klagen über Mangel an guten Schulen, noch mehr aber an guten Schülern, die Talent, Auffassung, Geduld und Ausdauer haben, die nicht gleich nach einem Jahre erste Rollen auf ersten Theatern singen wollen, ist in Mailand ebenso allgemein als anderswo. Dieses Lied hat kein Ende!

Von dem musikalischen Congresse, der im Juni stattgefunden hat, ist nicht sehr viel zu sagen; es wurden Fragen verhandelt, die in Deutschland schon lange außer aller Erörterung liegen, wie z. B. die Einführung der viersaitigen Contrabässe, die Entfernung der cornetti a pistone, welche bisher anstatt der Trompeten gebraucht wurden, die Einführung der Baßtuba, die Gleichheit der Stimmung. Wenn der Deutsche sich verwundern durfte, daß dergleichen Fragen heutzutage noch zu besprechen waren in einer Stadt wie Mailand, und er hat diesen Gedanken im Congresse selbst Ausdruck gegeben, so mußte er doch wieder anerkennen, daß die Verhandlungen mit vielem Ernste, mit großer Klarheit der Ausdrucksweise und genauestem praktischem Beobachten der Einzelheiten geführt wurden. Es herrscht eben ein reger Geist im Musikleben Mailands und wir wollen bestimmt hoffen, er wird die deutsche Kunst ganz erkennen und ehren, wie ja in Deutschland alles gute Italienische schon seit lange gekannt und gewürdigt wird. H. Ehrlich.

Notizen.

Zur Reiseliteratur.

Unter dem Titel **Eine Herbstfahrt nach Spanien** (Wien, Carl Gerold's Sohn) veröffentlicht Frau Rosa von Gerold ein Tagebuch, das sie während einer zweimonatlichen Reise geführt hat „Um für Euch unsere gemeinsamen kleinen Erlebnisse und so angenehmen Rückerinnerungen an die schöne Reise zu bewahren und festzuhalten, schrieb ich sie nieder und ließ ich sie (ich möchte fast sagen aus Bequemlichkeitsrücksicht, um mir das Abschreiben zu ersparen) drucken“ — so beginnt die Widmung an die Reisegefährten. Wäre Frau von Gerold nicht in der für eine Schriftstellerin glücklichen Lage gewesen, einen der ersten Wiener Verleger ihren Gatten zu nennen und infolge dessen solchen kleinen „Bequemlichkeitsrücksichten“ nachgeben zu können, so wäre dies zu bedauern gewesen. Ihr Buch, das sich ganz anspruchslos gibt, ist wirklich eine angenehme Lectüre. Die Verfasserin kann zwar nur eine völlig subjective Schilderung liefern; allein ihre Natur ist so liebenswürdig, daß auch ein kaltes Urtheil von ihrer Begeisterung hingerissen wird. Denn Frau von Gerold schwärmt für Spanien: Alles, was sie da sieht, ist eitel Licht, Spanien, so lange das Land ihrer Träume, wird auch in ihrer Darstellung eine Art Traumland, ein Feenreich, wohin man sich beim Lesen fast manchmal wünschen möchte. Und dann muß man doch wieder über diese Schwärmerei lächeln. Aber es ist ein freundliches Lächeln, mit dem die böse Kritik wenig zu thun hat: allerlei Kleinigkeiten, die einen sonst recht stutzig machen können, läßt man sich gefallen — zwischen den Zeilen sieht man ein so freundliches Gesicht, daß man

den Bleistift, der den Fehler anmerken sollte, wieder aus der Hand legt. An ein Buch, das unter so außergewöhnlichen Bedingungen entstanden ist, stellt man eben keine strengen Anforderungen; ist es doch eigentlich nur halb und halb öffentlich! Und unter dieser Voraussetzung kann man der Verfasserin wirklich auf das Wärmste Glück wünschen: sie verräth ein gar nicht verächtliches Talent; ihre landschaftlichen Schilderungen sind hier und da so gelungen, daß sich auch ein Schriftsteller vom Fach ihrer nicht zu schämen haben würde, und auch ihre Erzählung ist behaglich, nicht ohne Stimmung und reich an charakteristischen Zügen.

Darüber, daß wir der dilettirenden Dame gebührendermaßen den Vortritt gelassen, wird Carl Woermann, der Verfasser der **Kunst- und Natur-skizzen aus Nord- und Südost Europa** (L. Voß & Co., Düsseldorf) sich hoffentlich nicht beschweren. Sein Buch will allerdings ernster betrachtet werden. Zu einer eingehenden Würdigung fehlt freilich der Raum. Hier kann nur bemerkt werden, daß dasselbe nur der unwesentlich redigirte Abdruck des Tagebuches ist, welches der bekannte Kunstgelehrte auf einer wissenschaftlichen Reise geführt hat. Sein Zweck bei jener war gewesen, Material zu einer zusammenfassenden Darstellung der Landschaftsmalerei zu sammeln; und wenn er auch natürlich nicht diese Notizen gibt, so ist es doch klar, daß dadurch sein Werk gleichfalls etwas durchaus subjectives wird. Nicht durch die Art, wie er sieht; wohl aber in der Auswahl dessen, was er aufsucht. Sein Buch ist nichts weniger als eine Schilderung der durchreisten Länder. Aber es ist durch den Zweck seiner Reise bedingt, daß er den Leser gerade an die Stellen führt, die dem Gebildeten am interessantesten sind, entweder weil sie sich durch Naturschönheit auszeichnen, oder weil sie Stätten der Kunst sind. So zieht das Buch, obwohl der Verfasser auf den Reiz einer eigentlich künstlerischen Darstellung verzichtet, schon stofflich auf das Lebhafteste an. Daß Woermann gut sieht und klar beschreibt, ist selbstverständlich, denn das sind die beiden ersten Vorbedingungen seiner Wissenschaft. Infolge dessen gibt er ein ganz vorzügliches Repertorium jedes Sehenswerthen in Kunst und Natur. Und nicht nur in jenen Gegenden, die Jedermann kennt, wie etwa Italien oder Paris, die bis zum Banalen abgelaufen und beschrieben sind (obwohl er auch da Frisches zu finden weiß und selbst Altbekanntes unter neue Gesichtspunkte bringt), auch nicht allein in den großen Städten der Niederlande oder in den Museen Londons hat er sich umgesehen: sondern er hat auch die Provinzen höchst gründlich abgestreift und wo er nur hoffen durfte, Bemerkenswerthes finden zu können, gewissenhaft Halt gemacht. Sogar die Privatgalerien auf den englischen Landsitzen, sonst bekanntlich auf das Eifersüchtigste verschlossen, haben sich ihm aufthun müssen. Doch nicht nur das: auch Skandinavien und Petersburg hat er studirt, er ist bis zu Orten gedrungen, die selten ein Kunstforscher, kaum ein Vergnügungsreisender besucht: Moskau, Odessa, Konstantinopel hat er bereist. Daß Hellas, das Vaterland der Kunst, nicht vergessen worden ist, ebenso wenig wie Spanien, braucht kaum erwähnt zu werden: kurz Woermann hat sein Pensum ganz außerordentlich gründlich abgearbeitet. Selbst heutzutage, wo das Reisen so sehr erleichtert ist, steht er unter seinen Fachgenossen in Bezug auf die Masse des Selbstgesehenen unerreicht da, und seine Urtheile erhalten, ganz abgesehen davon, daß sie häufig genug Dinge betreffen, die unter zehntausend Deutschen kaum einer geschaut hat, dadurch, daß ihm zum Vergleich so ungewöhnlich zahlreiche Stützpunkte zu Gebote stehen, einen ungewöhnlichen Werth.

Es mag hier gleich noch zweier Bücher Erwähnung gethan werden, die freilich nicht eigentlich zur Reiseliteratur gehören, die sich aber doch gleichfalls mit Land und Leuten beschäftigen. Das eine ist **Pariser Leben** von Ludwig Kalisch (Mainz, Victor von Zabern), eine Sammlung von Feuilletons älteren und jüngeren Datums. Kalischs Art, seine Gegenstände anzusehen, ist nicht unangenehm, wenn auch vielleicht ein wenig altmodisch. Denn erstens ist Paris und speciell die Seite des Pariser Lebens, die er schildert, doch schon so häufig und auch so gut dargestellt worden, daß jeder fleißige Leihbibliothekabonnent darüber fast ebenso gut Bescheid weiß, wie der Verfasser: man kann nicht gerade sagen, daß dieses Buch einem dringend empfundenen Bedürfniß abhilft. Und zweitens, was die Hauptsache ist: unser ganzes geistiges Leben und besonders unser Verhältniß zu unserem Nachbarlande ist doch nachgerade ein sehr viel ernsteres geworden. Die Mehrzahl derer, die sich heute um Frankreich bekümmern, wünscht doch ganz andere Dinge zu erfahren, als die alten Geschichten von Antiquaren, Nähterinnen, Sonderlingen u. s. w. Auch die Schilderungen literarischer Berühmtheiten, die Erinnerungen an Heine, Frau Strauß, die Freundin Börnes — sind ziemlich unbedeutender Natur. Der Verfasser, dessen Buch sich im Uebrigen ja ganz angenehm liest und für harmlose Leute recht geeignet sein mag, scheint die Fühlung mit dem Deutschland Bismarcks so ziemlich verloren zu haben.

Anders steht die Sache mit M. G. Conrad, dem Verfasser der **„Französischen Charakterköpfe“** (Leipzig, Carl Reißner). Der weiß ganz genau, was für Waare auf unserem Büchermarkte guten Absatz findet. Und er ist ein guter Geschäftsmann, der seine Lieferung gehörig zu appretiren versteht. Sein Buch wird dem, der in der eigentlichen Tagesliteratur einigermaßen belesen ist, wenig Neues bieten; aber für die große Mehrzahl der Leser ist es jedenfalls fesselnd genug. Ueber die Koryphäen der Politik und Literatur hat er alle ihm erreichbaren Nachrichten zusammengestellt und servirt sie in einer pikanten Schüssel. Da ist mancher Brocken darunter, den der Deutsche noch nicht kennt — aber auch Vieles, was man mit einem gewissen Mißtrauen aufnimmt: es ist natürlich, daß sich unter die Anekdötchen aus der Geschichte noch Lebender eine nicht geringe Dosis Klatsch, Uebertriebenes, Entstelltes und Erfundenes einmischt, Dinge, für die Conrad nicht gerade verantwortlich ist, weil sie sich heutigen Tages noch nicht untersuchen lassen. Aber mag der absolute Werth seines Buches ein größerer oder geringerer sein: entschieden tadelnswerth ist der Ton, den der Verfasser sich erlaubt. Es mag ihm noch hingehen, daß er, wo er auf deutsche Schriftsteller zu reden kommt, diese mit einer unglaublichen Ueberlegenheit abfertigen zu können meint — das ist einfach komisch. Auch seine Grobheit kann man damit entschuldigen, daß er sich unserer Umgangsformen entwöhnt haben mag. Unerträglich ist jedoch der Vorwurf, den er dem deutschen Publicum und der deutschen Kritik macht, daß die Erzeugnisse der Landsleute hinter denen der Ausländer zurückgesetzt würden. Das ist nicht wahr, ist außerdem eine Redensart von Anno Dreißig, die heute noch weniger paßt, als damals. Und speciell Conrad dürfte sich eine solche Bemerkung, die geradezu beleidigend ist, am allerwenigsten erlauben, denn die Kritik ist ihm stets mit ungewöhnlicher, fast möchte man sagen unverdienter Freundlichkeit begegnet. Sie zu reizen, ist sehr unvorsichtig von ihm: sie könnte ihn einmal ernst nehmen, ohne sich von den angelernten Pariser Kunststückchen blenden zu lassen. Wenn er meint, er hätte vielleicht weise gehandelt, sein Buch französisch erscheinen zu lassen: denn wäre es übersetzt worden, und der Deutsche lese einmal nur Uebersetzungsdeutsch, so hat er allerdings insofern Recht, als wir in Sachen des Stils ziemlich anspruchslos sind — aber er mag sich beruhigen: wenn ein Buch absolut schlecht stilisirt sein muß, um zu gefallen, so werden seine „Französischen Charakterköpfe“ sicher Freunde finden.

C. G.

* * *

Seit den vorjährigen Faustaufführungen im Victoriatheater nimmt **die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust** einen beträchtlichen Theil der Goethe-Literatur ein. So hat neuerdings Wilhelm Creizenach unter diesem Titel ein Schriftchen veröffentlicht, das bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M. erschienen ist. Nachdem sich der Verfasser erst über die Entstehungsgeschichte des Faust, soweit dieselbe für sein Thema in Betracht kommt, verbreitet hat, untersucht er das Werk selbst auf die Schwierigkeiten hin, die es der Aufführung bietet, wobei er sehr treffend auf die beschreibenden Elemente des Dialoges hinweist, welche die Bühnenwirkung zerstören. Der lehrreichste Theil seiner Darstellung ist indessen die Schilderung der vor dem Jahre 1829 (in das man gemeinhin die erste Inscenirung des Faust zu setzen pflegt) veranstalteten Aufführungen. Hier fügt Creizenach die vorhandenen Nachrichten zu einer Kette zusammen, welche einen fast völlig neuen Schluß bildet. Goethes Beschäftigung mit einer Bühnenbearbeitung des Dramas während des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, die Radziwill'sche und die Breslauer Aufführung, dann eine in London und eine in Paris — natürlich in der frevelhaftesten Verstümmelung — endlich Holteys „Surrogat-Faust“, wie Creizenach das Stück, das auf dem Königsstädter Theater in Berlin in Scene ging, sehr glücklich nennt: das Alles ist hier mit einer Vollständigkeit abgehandelt, wie sie bisher noch keiner unserer Goethe-Forscher erreicht hat. Mit der Braunschweiger Aufführung lenkt Creizenach dann wieder in die bekannten Geleise ein, um mit einer Chronologie der Aufführungen des zweiten Theils und mit einer gedrängten Kritik der verschiedenen Bearbeitungen desselben zu

schließen. — Das Buch ist vorzüglich geschrieben und wird auch den, der sich sonst nicht gerade gern mit Goethe-Philologie abgibt, angenehm fesseln.

* * *

Als Textbuch zu den **Kunsthistorischen Bilderbogen** erscheint in **A. Seemanns** Verlag in **Leipzig** eine gedrängte **Geschichte der Kunst im XIX. Jahrhundert.** Durch seine Bestimmung ist dem kleinen Schriftchen die Methode der Behandlung auf das Bestimmteste vorgezeichnet. Unbefangen und in der Anordnung sehr übersichtlich, ist es auch als Hand- und Nachschlagebüchlein nützlich zu verwerthen. Ein fleißig gearbeitetes Register, das außer auf den Text auch auf die Bilderbogen hinweist, ist geeignet, einen solchen Gebrauch ungemein zu erleichtern. Es gibt in Deutschland stockgelehrte Werke, die ein solches Register noch weit nöthiger haben und deren Verfasser trotzdem dieser verhältnißmäßig geringen Mühe aus dem Wege gegangen sind!

* * *

Historischer Festzug, veranstaltet bei der Feier der Vollendung des Kölner Domes am 16. October 1880. In 10 Lieferungen. Nach den Original-Aquarellen von **Tony Avenarius**. Köln, Leipzig 1881, K. F. Köhler.

Der 15. und 16. October waren nicht allein Jubel- und Festtage für die Stadt Köln, sondern auch Ehrentage für das ganze deutsche Reich. Waren doch diese beiden Tage der Einweihung des erhabensten und ehrwürdigsten deutschen Bauwerkes, dem Kölner Dom gewidmet. Und in Aller Erinnerung sind noch die Berichte über das zaubervolle Fest, welches die alte Patrizierstadt Köln ihren höchsten und hohen geladenen Gästen bereitet hat.

Der erste Tag war der kirchlichen Feier geweiht, der zweite galt der weltlichen Freude.

Es war ein sehr glücklicher, wenn auch nicht fernliegender Gedanke, die Entwickelung des Baues durch einen Festzug zur Anschauung zu bringen, der die verschiedenen Bauperioden des Domes umfaßte. Wie überaus gelungen und großartig dieser Festzug war, wie er alle Theilnehmer jener Feier entzückt und zur Bewunderung hingerissen hat, ist allgemein bekannt.

Nach dem Vorgange des Wiener Festzuges, den zur silbernen Hochzeitsfeier des östreichischen Kaiserpaares Hans Makart veranstaltet hatte, und der in vorzüglicher Wiedergabe chromolithographisch im Bilde festgehalten worden ist, übergibt nun der Maler Tony Avenarius auch den Kölner Festzug der Nachwelt als schönes und dauerndes Erinnerungszeichen.

Das Werk zerfällt in 10 Lieferungen, wovon die erste soeben erschienen ist. Jede Lieferung enthält 3 Blatt, so daß die ganze Publication also 30 Blatt umfassen wird.

Der Anfang des Zuges versetzt uns in das 13. Jahrhundert und eröffnet, auf Tafel I, ein berittenes Trompetercorps den Zug. Diesem folgt der Stadtherold und der Reichsbannerträger; dann rückt ein Trupp Reisiger heran, inmitten der Stadtbannerträger zu Pferde, dann zwei Bürgermeister, Schöffen und Rathsherren.

Tafel II zeigt den Schrein der heiligen drei Könige, welcher von Goldschmiedegesellen getragen wird, ihn begleiten Kölnische Patrizier und Bürger nebst Frauen und Kinder.

Auf Tafel III sieht man, voran ein Trompetercorps zu Fuß, den Stadtgraf, den Stadtvogt, begleitet von Reisigen zu Pferde, sowie den Reichssturmfahnenträger, den königlichen Bannerträger, sowie den König Wilhelm von Holland, unter dessen Regierung die Grundsteinlegung des Domes stattfand, sowie seinen Rathgeber den Cardinal Capocci folgen.

Die folgenden Blätter sollen nun sämmtliche im Zuge dargestellten und erschienenen Figuren und Begebenheiten getreu, wie die Wirklichkeit sie zeigte, zum Ausdruck bringen, durch die folgenden Jahrhunderte hindurch bis auf die neueste Zeit. Die Darstellung kann man im Allgemeinen nur loben, die Figuren sind mit außerordentlichem Fleiß und großer Sorgfalt gezeichnet, die Gesichtszüge, die fast sämmtlich Porträts, sind nach Photographien recht charakterisch zur Anschauung gebracht. Die Wiedergabe durch Chromolithographie, aus dem Atelier der Herren Mühlmeister und Johler in Hamburg hervorgegangen, ist, wenn sie hier und da auch einige Härte zeigt und in der Farbe Tiefe vermissen läßt, im Ganzen eine wohlgelungene. Ohne Zweifel wird das Werk besonders denjenigen, welche an dem Festzuge theilgenommen haben, eine liebwerthe Erinnerung sein. B.

Offene Briefe und Antworten.

„Weibliche Studenten."

Der Zuschrift eines freundlichen Lesers der „Gegenwart" in Södertelje (Schweden) entnehme ich, daß jene Auskunft, welche ich im vorigen Jahre an Ort und Stelle über die Betheiligung schwedischer Damen an gelehrten Studien erhalten und in meinem kürzlich in diesem Blatte veröffentlichten Artikel mitgetheilt habe, mehr satirisch, als correct gewesen. Wie die erwähnte Zuschrift mittheilt, gestattet bereits ein königlicher Erlaß von 1870 den Frauen die Ablegung der Maturitätsprüfung, den Besuch der Hochschulen, und die Ausübung der ärztlichen Praxis. In der Theorie ist also die Bahn völlig frei, in der Praxis scheint sie jedoch wenig beschritten zu werden. Auch mein Gewährsmann in Södertelje kann nur auf eine einzige Studentin der Medicin hinweisen, und gesteht ausdrücklich ein, daß noch keine Dame als Arzt promovirt. Das ist sicherlich eine lehrreiche und bezeichnende Thatsache. Der Widerstand, die Engherzigkeit der Staatsgewalt wird oft und immer als die Hauptursache ins Treffen geführt, warum sich so wenige Damen dem ärztlichen Berufe widmen. In Schweden ist seit elf Jahren die Bahn völlig frei und in diesen elf Jahren hat sich eine einzige Dame zu dem Studium entschlossen!

Besser steht es, wie die Zuschrift hervorhebt, um die Frequenz an der philosophischen Facultät, und haben bereits einige weibliche Hörer das philosophische „Candidaten-Examen" abgelegt.

Gmunden, 8. Juli 1881. Karl Emil Franzos.

Bibliographie.

Schneidewin, Dr. Max. Lichtstrahlen aus Ed. v. Hartmanns sämmtlichen Werken. 8. 311 S. Berlin 1881, Carl Duncker.

Koeber, Dr. Raphael. Schopenhauers Erlösungslehre. 8. 51 S. Berlin 1881, Carl Duncker.

Kartowitsch, Wasili. Zar Alexander II. als Mensch und Herrscher. Mit einem Stahlstich-Portrait. 8. 68 S. Dresden, R. v. Grumbkow.

Cleß, Alfred. Das Ideal der Menschheit. Nach C. Chr. Fr. Krauses Schrift „Das Urbild der Menschheit". 8. 99 S. Stuttgart 1881, Carl Krabbe.

Amyntor, Gerhard von. Ein Priester. Historie in 6 Gesängen. kl. 8. 206 S. Breslau 1881, Eduard Trewendt.

Thiele, Richard. Eva Lessing. Ein Lebensbild. 8. 109 S. Halle a/S. 1881, Buchhdlg. des Waisenhauses.

Pecht, Friedrich. Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts. III. Reihe. 8. 379 S. Nördlingen 1881, C. H. Beck.

Was ist der Nihilismus? Eine sachgemäße Darlegung seines Wesens und seiner Entwickelung von einem **Eingeweihten.** 8. 96 S. Leipzig 1881, Carl Reißner.

Bodertag, Georg. Die Handwerkerfrage im Jahre 1880. Beiträge zur Beurtheilung des Verlangens nach Abänderung der Reichsgewerbeordnung. 8. 220 S. Bernstadt, Paul Oertel.

Schebek, Dr. Edmund. Die Lösung der Wallensteinfrage. gr. 8. 612 S. Berlin 1881, Theodor Hofmann. 12. —.

Molnzer, Dr. J. Die kritische Epoche in der Lehre von der Einbildungskraft aus Humes und Kants theoretischer Philosophie nachgewiesen. 8. 86 S. Jena 1881, Ed. Fromann. 2. 40.

Lippert, Julius. Die Religionen der europäischen Culturvölker, der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer, in ihrem geschichtlichen Ursprunge. 8. 496 S. Berlin 1881, Theodor Hofmann. 8. —.

Lange, Dr. Max. Der Meister im Schachspiel. Theoretisch-praktische Anweisung von den Anfangsgründen bis zur Meisterschaft im Schachspiel zu gelangen. 7. Aufl. 8. 235 S. Weimar 1881, Bernhard Friedr. Voigt.

Weech, Dr. Friedrich von. Badische Biographien. III. Thl. 8. 213 S. Karlsruhe 1881, G. Braun.

Dove, Alfred. Die Forsters und die Humboldts. Zwei Paar bunter Lebensläufe. 8. 136 S. Leipzig 1881, Duncker u. Humblot.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 30. Juli 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Nach dem Sturme.

Um die Situation richtig zu würdigen, welche die Prager Excesse dem Ministerium Taaffe und der parlamentarischen Majorität bereitet, worauf der Conseilpräsident sich beim Beginn der Budgetdebatte „mit vollem Vertrauen“ zu stützen erklärt, muß man die eigentliche intellectuelle Urheberschaft jener Skandale ins Auge fassen und die unmittelbaren Wirkungen derselben von den weiteren Consequenzen unterscheiden. Der erste Punkt wäre für jeden Unbefangenen constatirt auch ohne das unbedachte Geständniß der „Narodni Listy“, des jungczechischen Organs: „Die Intelligenz der Nation war in Kuchelbad.“ Geistig war sie allerdings dort, und ihr wohlüberlegter Zweck war, durch eine recht hussitische Eruption einen Druck in ihrem Sinne auf den Gang der politischen Action auszuüben. „Mit Koth bedeckt und blutend suchten die armen Teufel von Studenten Schutz in den umliegenden Dörfern; aber er ward ihnen verweigert“, fahren dieselben „Narodni Listy“ wörtlich fort. Es ist die gleiche Gluth des Hasses, die immer zwischen den beiden Stämmen unter der Asche fortgeglommen und jeder Zeit zur hellen Flamme angefacht werden konnte. Als vor sechshundert Jahren der große Ottokar deutsche Gewerke massenweise nach Prag zog, da grollte ein slavischer Reimchronist in grimmem Hohne: Nahe sei, Gott sei Dank, die Zeit, „wo man nicht mehr wird sehen Czechen über unsre Brücken gehen“. Welch eine „Intelligenz der Nation“ hatte nun aber ein Interesse daran, gerade jetzt in die verdeckte Gluth zu blasen? und welches war dies Interesse? Die feudalen Böhmen sind trotz ihrer innigen Verklitterung mit den hochkirchlichen Prälaten doch nur Generale ohne Armee, wenn sie nicht die Nationalen hinter sich haben, die auch weit mehr dem Banner der czechischen Hetzkapläne und hussitischen Sympathien folgen, als dem nach Rom weisenden Sterne des Episkopates. Kommt also jemals eine Verständigung zwischen dem czechischen Mittelstande und dem liberalen deutschen Bürgerthum auf verfassungstreuer und josephinischer Basis zu Stande, so sinken im selben Augenblicke diese maßlos stolzen Hochtories zum bloßen Hofadel herab. Eine solche Aussöhnung um jeden Preis zu verhindern, ist also das Alpha und Omega aller Bestrebungen dieser Aristokratie, die sich gerne „autochthon“ nennen läßt, deren meiste Mitglieder aber kein Wort oder doch blutwenig von dem czechischen Idiome verstehen, weil ihre Vorväter aus Franken oder Schwaben eingewandert sind, als Ferdinand II. sie vor 260 Jahren mit den Gütern der Rebellen begnadete, die dem Blutgerichte am Altstädter Ring zum Opfer gefallen waren. Selbst dem Cardinal Fürsten Schwarzenberg werfen die Czechen vor, daß er sich nach dreißigjähriger Amtirung in ihrer Hauptstadt nichts von ihrer Sprache angeeignet, und er donnerte letzthin seine widerspänstigen Alumnen an: „Wer heute nicht deutsch versteht, ist in der Gesellschaft ein todter Hund!“ Je unnatürlicher also das Bündniß ist, eine um so sorgfältigere Pflege erfordert es um seiner Unentbehrlichkeit willen. Als vor elf Jahren Rieger und Zeithammer sich mit Herbst und Schmeykal in Prag über einen Ausgleich fast verständigt, den das Kabinet Potocki im voraus approbirt hatte, sprengte der Feudaladel mit Einer Mine die ganzen Verhandlungsresultate in die Luft, indem er der famosen Declaration des czechischen Staatsrechtes beitrat, der er bisher aus Rücksichten für den Hof ferne geblieben war. Potocki hatte Thränen in der Stimme und beinahe auch in den Augen, als er im Herrenhause diese Enttäuschung „den größten Schmerz seines Lebens“ nannte; sogar der Kaiser soll damals gesagt haben: „Das werde ich den Herren nicht vergessen!“ Aehnliches war allerdings jetzt für den Hochadel kaum zu befürchten, da gerade am Schlusse der Session die Erbitterung beider Nationalitäten ihren Gipfel erreicht, weil die Czechen lieber mit den Ultramontanen für die Zerstörung der „Neuschule“ stimmten, als das Gesetz über die Errichtung einer eigenen Universität für ihre Landsleute aus den Händen der Verfassungspartei entgegennehmen wollten. Demungeachtet hatte schon das bloße S u c h e n nach einer Verständigung, obschon sie n i c h t g e f u n d e n war, als Alarmschuß im Lager der Hochtories und Hochkirchler gewirkt. D a r u m ließ „die Intelligenz der Nation“ jene Mine auffliegen, die alle Versöhnungsphrasen auf lange Zeit hinaus zur Lächerlichkeit stempelt und den Grafen Taaffe in die wunderliche Lage versetzt, sich bei seiner Jagd nach einer „Mittelpartei“, ohne die seine Ministertage denn doch gezählt sein dürften, „mit vollstem Vertrauen“ auf eine Majorität stützen zu müssen, deren autokratische Führer es als ihre politische Lebensaufgabe erkennen, eine solche Aussöhnung um jeden Preis und mit allen Mitteln zu hintertreiben.

Aber noch ein näheres, rein praktisches Ziel schwebte der „Intelligenz der Nation“ vor, als sie jenen Ausbruch veranstaltete, der Prag volle acht Tage lang im Athem hielt, in den Raufereien am Weinberge begann, in dem Ueberfall von Kuchelbad culminirte und am Graben sein blutiges Nachspiel fand. Die Feudalen wollten einen frischeren Zug in die politische Action bringen, indem sie die Entfernung des Baron Weber von dem Prager Statthalterposten, die ihnen Graf Taaffe beharrlich verweigert, erzwangen. Der Angriffspunkt war gut gewählt, da hier die Antipathien der Czechen und des „historischen Adels“ Hand in Hand gingen. Weber ist bei Leibe kein Liberaler; er hat unter Hohenwart als Statthalter Niederöstreichs fungirt und

dort im Landtage Ordnungsrufe beantragt, die Prälat Helfersdorffer, auch gerade kein Rother, als Landesmarschall verweigerte. Aber bei aller Anerkennung seiner Gerechtigkeit hassen die Czechen Weber als ein Erbstück des Ministeriums Auersperg und als einen, von den Traditionen der Bureaukratie durchdrungenen Beamten. Der Hochadel wieder ist außer sich, jetzt, da das Kronprinzenpaar auf dem Hradschin Hof hält, nicht endlich auch in das Statthaltereipalais einen vollwichtigen Magnaten als „Oberstburggrafen", wie es im vormärzlichen Jargon heißt, bringen zu können. Die politischen Folgen einer solchen gesellschaftlichen Umwälzung, die man als Vorbereitung zur Krönung des „Königs von Böhmen" auslegen würde, wären um so weittragender, da Graf Chotek, der „Oberstburggraf" unter Hohenwart, am Brüsseler Hofe die Sympathien der Prinzessin Stephanie gewonnen und somit alle Aussicht hat, eventuell auf seinen Prager Posten zurückberufen zu werden. Aber die Vorbedingung von alledem war die Entfernung des Statthalters. Sollen die Lobkowitz und Harrach etwa in den Salons des „Baron" Weber ihre Aufwartung machen? oder sollen gar ihre erlauchten Gemahlinnen sich der Frau „Baronin" vorstellen lassen — noch dazu einer Dame bürgerlicher Abkunft? Die verstorbene Fürstin Lori Schwarzenberg sprach einmal in dem Badeorte Hall den Inspector in gnädiger Laune darauf hin an, daß er Gedichte in oberöstreichischer Mundart herausgegeben und wünschte dieselben zu sehen. Jener bemerkte, daß sie meist von gemeinen Leuten handeln, und unwillkürlich krampfte sich die Hand Ihrer Durchlaucht, um selbst die Schleppe ihrer Robe aus der Nähe des Poeten zu entfernen, während den gekräuselten Lippen ein „fidone" entschlüpfte. Darum gab „die Intelligenz der Nation" in Kuchelbad implicite auch die Losung aus: „À bas der Statthalter Baron Weber!"

Unzweifelhaft hat die feudal-nationale Ligue ja auch in dieser Richtung einen sehr bedeutsamen Sieg erfochten, wenngleich einstweilen noch kein Mitglied des „historischen" Adels, sondern ein General in das Statthaltereipalais seinen Einzug gehalten hat. Mit dem Abgange Webers ist die so oft und vergeblich von den Czechen verlangte „Purification des Beamtenthums" — ein Gedanke, den Minister Conrad noch vor achtzehn Monaten als eine destructive Ungeheuerlichkeit mit Abscheu zurückwies — tüchtig in Fluß gerathen: der Vicepräsident der Statthalterei, Grüner, folgte seinem Chef auf dem Fuße. Aber auch noch in anderer Richtung liegt es in der Natur der Dinge, daß der dauernde Vortheil der Excesse auf Seiten der Czechen bleibt. Wie in Hussens Tagen, als sie den Exodus der Deutschen nach Leipzig erzwangen, haben sie ein weithin sichtbares Warnungssignal für Jeden, der noch irgendwie deutsches Selbstgefühl hat, gegen den Besuch der Carola-Ferdinandea aufgesteckt. Die hochherzige Berliner Jugend zwar will gerade daraus eine Aufforderung zum Massenzuzuge nach Prag erblicken; die „Herren Eltern", die dabei doch das entscheidende Wort, des „Wechsels" wegen, mitzusprechen haben, werden wohl denken: „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" Bis zu einem gewissen Grade also wird die Purification der Hochschule mit der des Beamtenthums ganz von selber Schritt halten. Auch daß die deutschen Studenten ihre Verbindungsabzeichen nicht mehr tragen dürfen, ist ja ein Erfolg der Czechen, die keine Corps bilden. Ja, sogar die Hinausschiebung der Errichtung einer eigenen Universität für ihre Nation kommt nur ihnen zu Statten. Die Zweitheilung der Carola-Ferdinandea acceptiren sie ja blos als ein pis-aller, da sie dabei leicht in ihres Nichts durchbohrenden Gefühle blosgestellt werden mögen: ihr eigentliches Ziel ist die utraquistische Universität, die als Brutstätte der gewaltsamen Czechisirung dient, während die deutsche Wissenschaft der czechischen Propaganda als Feigenblatt dient. Und dieser Utraquisirung rückt die Prager Universität, je weiter die Gründung einer abgesonderten Hochschule hinausgeschoben und dafür natürlich ein czechischer Professoren-Massenschub nach dem anderen an die gemeinsame Universität inscenirt wird immer näher. Der Gesetzentwurf über die Zweitheilung der Carolo-Ferdinandea wird bald zu den Todten geworfen werden können. Aber auch sonst ist dafür gesorgt, daß die Würfel immer gegen die Deutschen rollen müssen. Als Pacificator erscheint Feldmarschall-Lieutenant Kraus in Prag: aufgeregt aber und also ein Object militärischer Beruhigung sind, nachdem die Czechen ihr Müthchen gekühlt und ihre momentanen Zwecke erreicht haben, nur die Deutschen in Böhmen. Ebenso können sich auch nur gegen sie alle die Pressionsmittel richten, die der soldatische Beschwichtigungsapparat scheinbar spielen lassen muß: Beschränkung der Preßfreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechtes, Verbot der Meetings und Manifeste von Abgeordneten, sowie Zeitungs- und Telegramm-Confiscationen, das sind sammt und sonders Suspendirungen von Befugnissen, deren eine, im Besitze der Regierungsmaschinerie befindliche parlamentarische Majorität ganz wohl geraume Zeit entbehren mag, deren Sistirung aber einer minderheitlichen Opposition geradezu den Lebensathem abschneidet. Allen Respect also vor dem Gerechtigkeitsgefühle des Baron Kraus: es liegt in der Natur der Dinge, daß sein Regiment ungleich schwerer auf den Czechen, als auf den Deutschen lasten muß! Wie nach der Katastrophe Hohenwarts General Koller als Statthalter die czechischen Agitationen niederhielt, bis ein verfassungstreuer Landtag in Prag installirt und Raum für einen deutschen Beamten im Statthaltereipalais war, so soll Kraus den Boden für einen feudal-nationalen Landtag und für einen Hochtory als „Oberstburggrafen" vorbereiten.

Ob nun aber alle diese momentanen Erfolge des Czechismus auch, von einem höheren Standpunkte aus betrachtet, Siege des Systems Taaffe sind? Man drehe und wende die Thatsache, daß General Kraus seine Berufung nach Prag direct durch ein Handschreiben des Monarchen aus Ischl erhalten hat: immer bleibt doch das Factum bestehen, daß auf jenem weitaus wichtigsten Posten nicht mehr Graf Taaffe durch einen Statthalter vertreten ist, sondern daß dort in Specialmission ein kaiserlicher Vertrauensmann schaltet und waltet, der vor seiner Abreise von Wien zu Bekannten sagte: „Das kommt von dem Versöhnungsdusel; nach Prag gehört ein entschiedener Parteimann, sei es ein Liberaler, sei es ein Czeche oder ein Militär." Eine Fortsetzung der Ausgleichsmeierei also scheint der neue Statthaltereileiter von Böhmen keinesfalls als seine Aufgabe zu betrachten. Natürlich! hat doch auch in den Conferenzen, die seiner Sendung vorausgingen, der neue Generalstabschef Beck dem Minister Prazak recht kategorisch darauf hingewiesen, daß es unter dem Regime der allgemeinen Wehrpflicht kein Spaß sei, wenn deutsche und czechische Reservisten, sei es auch nicht in Uniform, sich daran gewöhnten, in der Umgegend und den Straßen Prags auf einander einzuhauen. Ueberdies ist man in Wien bereits vollständig im Reinen, daß socialistische Elemente auf der Lauer standen, aus den nationalen Excessen Vortheile für ihre Sache zu ziehen und bei einer längeren Fortdauer der Tumulte eine Chance für Plünderungsversuche zu ersehen. Auch damit wäre, gerade weil Oestreich bisher von solchem Unfuge so ziemlich unberührt geblieben, nicht zu scherzen in einer Zeit der Judenkrawalle in Rußland und Antisemiten-Agitation in Norddeutschland. Böhmen hat ebenfalls sein „Hepp-Hepp"-Geschrei gehabt unter Belcredi, wo es so ausgedehnte Dimensionen annahm, daß die Nothwendigkeit, die Israeliten zu schützen, im Frühjahr 1866 den ersten Vorwand für die Truppenconcentrationen an der preußischen und sächsischen Grenze Oestreichs abgab. Das System Taaffe als solches ist wohl gerichtet, so daß es sich bald nur noch darum handeln kann, ob sein Urheber selbst geneigt ist, einem ganz entgegengesetzten Programm zu dienen, und ob die natürlichen Repräsentanten dieses letzteren geneigt sind, ihn als Mitarbeiter oder gar als Pfadfinder zu acceptiren. Von der nationalen „Versöhnung" kann man doch heute, nach dritthalb Jahren Taaffe'scher Administration, füglich nicht mehr reden, ohne ausgelacht zu werden. Wir meinen damit keineswegs blos die Kuchelbader Rohheiten, sondern fast mehr noch die Art, wie seitdem fortgearbeitet wird. Wagt es doch der czechische Stadtrath Prags, den deutschen städtischen Schulen aufzugeben: sie hätten in allen Concursausschreibungen für vacante Lehrerstellen ausdrücklich zu bemerken, daß die Can-

didaten mit gründlicher Kenntniß des Czechischen den Vorzug haben. Warum? weil sich in diesen Schulen auch Kinder „gewissenloser" czechischer Eltern befinden, die nichts darnach fragen, daß ihre Sprößlinge daselbst „geistig verkümmern und moralisch verlottern". Deshalb wird eine permanente Commission des Stadtrathes diese Verhältnisse „prüfen" und „aufs strengste" darüber wachen, daß für diese unglücklichen verwahrlosten Kinder eine „eigene Lehrabtheilung" an den betreffenden deutschen Schulen errichtet und ihnen der „ausgiebigste" Unterricht im Czechischen ertheilt werde. Gewisse Ungeheuerlichkeiten werden durch jeden Commentar nur abgeschwächt. Aber der Leser begreift einerseits, was eine „Versöhnung" auf solcher Basis für den Deutschböhmen heißen will, und andererseits, wie den Czechen im Unterrichtswesen der Utraquismus die Hauptsache ist, der alle Lehranstalten von der Volksschule bis zur Universität und wissenschaftlichen Instituten in ebenso viele Brutstätten der Czechisirung verwandelt. Die sprachliche Sonderung paßt ihnen durchaus nicht in den Kram.

Eine Politik, die solche Früchte zeitigt, kann nur noch in ganz anderer Tendenz fortbestehen, wenn sie sich als Ring in die große Kette einfügt, die sich jetzt um ganz Europa nördlich von den Alpen und östlich von den Vogesen mit dem ausgesprochenen Zwecke schlingt, den Liberalismus und den damit namentlich in Oestreich so innig zusammenhängenden Josephinismus auszurotten. Dies System nun wird allerdings in der Monarchie der Habsburger, seitdem der byzantinisch-centralistische Concordats- und Militär-Absolutismus rettungslos Bankerott gemacht, sich immer auf den Slavismus als seine Hauptsäule stützen müssen. Aber eine Ausbeutung der Czechen, wie Schwarzenberg und Windischgrätz sie vor drei Jahrzehnten in diesem Sinne betrieben, hat doch auch nicht einmal den Namen mehr gemein mit dem Versöhnungsprogramm, das den Amtsantritt Taaffes marquirte! Was letzteres anbetrifft, so liegt das Fiasco offen vor, nachdem es eine geradezu unerhörte Verhetzung der Nationalitäten hervorgerufen, die zu den ernstesten Bedenken für die Integrität der bewaffneten Macht und für den Bestand der socialen Ordnung geführt hat; ja, auch jene Einheit der Währung gefährlich bedroht, die der Monarch selbst noch bei dem Ausgleiche mit Ungarn vor drei Jahren als „Rühr-mich-nicht-an" proclamirte. Oder kann da noch ernsthaft von Einheit der Geldwirthschaft die Rede sein, nachdem an der Leitha der offene Finanzkrieg erklärt und das Reich in seinem Innern wie dem Auslande gegenüber vor ein Chaos gestellt worden ist, mit dem doch gerade Oestreich, in Erinnerung an die Kossuthnoten und den pecuniären Wirrwarr der ersten fünfziger Jahre, zu spielen sich doppelt hüten sollte. Dem Executivcomité der parlamentarischen Majorität zu Liebe wagt Dunajewski nicht, den kindischen, aber darum bei Leibe nicht harmlosen Sport mit den czechisch überstempelten neuen Zehnguldennoten zu stören und befiehlt ihre Annahme bei allen östreichischen Staatskassen, während sein Pester College dieselbe allen ungarischen Staatskassen verbietet. Pester Geschäftsleute remittiren also solche czechisirten Noten als unanbringlich nach Wien; die Börsenkammern von Dresden und Leipzig haben sie bereits in die Acht gethan, selbst in Böhmen weist das Brüxer Landesgericht als Depositenamt Zahlungen darin für Waisenfonds zurück. Die Bank erklärt als „autonomes" Institut kraft ihrer Statuten: die überschmierten Noten, wie alle anderen lädirten Noten, sei es vom Staate, sei es von Privaten, blos im Wege der Consignation anzunehmen, vorbehältlich des Abzuges, der von Fall zu Fall nach der Größe der Verletzung festgestellt wird. Sie vernichtet jede, bei ihren Kassen einlaufende verklexte Note und muß für den Neudruck ihren Actionären bereits 6000 fl. ins Debet bringen, da im Juni die Ziffer der eingehenden Noten mit czechischer Stampiglie „plati deset zlatyah" — gültig für 10 fl. — bereits von 39,000 auf 95,000 gestiegen ist. Ein reclamebedürftiger Geschäftsmann in Prag weiß wohl nicht, welch furchtbarer Ernst hinter seinem taktlosen Witze steckt, für jede überstempelte Note Ein Procent Agio zu bewilligen! Aber haben östreichische Staatsmänner Ursache, ein Disagio verschiedener Geldzeichen der Monarchie gegeneinander aufkommen zu lassen? oder läßt sich die Situation kräftiger kennzeichnen, als dadurch, daß der Generalrath der Bank bei Tisza, Szapary und bei Szlavy, dem Reichsfinanzminister, der nun die Emission der neuen Fünfer-Noten beschleunigen wird, ehe Dunajewski mit neuen Projecten wegen Ausgabe polyglotter Noten vorrückt, Schutz für die Einheit der Noten und der Währung gegen eine föderalistische Regierung der Erblande suchen muß?

Walter Rogge.

Martin Luther und die neueste päpstliche Encyklika.

Die vorliegenden Zeilen beschäftigen sich mit der katholischen, jetzt auch wieder in der neuesten Encyklika des Papstes Leo XIII. aufgestellten Behauptung, daß die Führer der Reformation die weltliche wie die kirchliche Gewalt bekämpft haben. Zur Erläuterung von Luthers Auftreten werden wir zugleich die von römischer Seite öfters aufgestellte Ansicht untersuchen, daß die vor einigen Jahren vollzogene Absonderung einiger Katholiken vom Papstthum eine Wiederholung der protestantischen Reformation ist, und daneben die Berechtigung derjenigen preußischen Abgeordneten prüfen, welchen jene der Oberherrschaft Roms entrissenen Katholiken als Bahnbrecher für die religiöse Bekenntnißfreiheit gelten. In allen drei Punkten handelt es sich um die Eroberung der öffentlich anerkannten Glaubensfreiheit.

Für die Erörterung dieser Frage kommt es vor Allem darauf an, ob das Individuum, welches nach solcher Freiheit verlangt, sich ganz einzeln der Welt oder irgend einer Kirche entgegenwirft. Es fragt sich, wie kommt es zu diesem Gegensatz? Was für Interessen werden von ihm vertreten? Warum übernimmt es einen Kampf, der sowohl ihm selbst, wie für die Ordnung, die es bestreitet, Gefahren bringen kann? Steht es ganz kahl da? Oder ist es mit der Organisation, die es sich durch sein Auftreten zum Feinde macht, innerlich verwickelt und dadurch sein Kampf berechtigt?

Nun, — nach dem Zeugniß der Geschichte, soweit sie von großen Umwendungen der öffentlichen Ordnung und Ueberzeugungen berichtet, stellt der Einzelne, der Neuerer, das Bestehende auf die Probe, ob es seiner Anregung entgegenkommt, für sie empfänglich ist, ihm beistimmt und sich ihm ergibt. Worauf gründet er aber eine so hoch gespannte Forderung? Doch nur auf die Thatsache, daß er es nicht nur mit einem nackten Feind, sondern mit einem Verwandten zu thun hat, der sich mit denselben Fragen, die ihm keine Ruhe lassen, beschäftigt und ihnen nur nicht mit der gleichen Entschiedenheit, mit der er die Lösung des Problems betreibt, zu Leibe gegangen ist. Sein Gegner ist in diesem Falle nicht die Person, der geistliche Oberherr und dessen weit verbreitetes Reich mit den vielen Mitteln der Gegenwehr, Unterdrückung und Verurtheilung an Leib und Seele, sondern der Ruhepunkt, auf dem der mächtige kirchliche Regent sammt seinen Vorgängern stehen geblieben sind und sie Alle die Keime der Entwicklung verdorren lassen wollten.

Der Eine, der sich zum Aufstand erhebt, schöpft den Muth zu seiner Störung jenes Ruhepunktes aus der Gewißheit, daß er alles Verwandte in der bisherigen Reihe der geschichtlichen Stadien tiefer und umfassender als seine ganze Umgebung concentrirt und in sich selber erlebt, aber auch Kraft dieser Concentration das Ziel erfaßt hat, auf welches jene Entwickelung trotz der störenden Eingriffe der Sucht nach Ruhe und Hemmung gerichtet war.

Er ist darauf gefaßt, weiß es vorher, daß seine Entdeckung und persönliche Erfahrung die Forschung in Verruf bringen und die kirchlichen und weltlichen Häupter zu dem Vorwurf berechtigen wird, er sei ein Gegner des Glaubens, der Ueberlieferung und aller Autorität. Trotz dieser Aussicht, ja Gewißheit läßt er es auf den Kampf ankommen und vertraut darauf, daß er die gefährliche Probe bestehen und die neue Welt seines Innern auch gegen seine Widersacher im Völkerleben ins Dasein rufen wird.

Das ist das gewöhnliche Schicksal der Neuerer, wie es im Laufe der Geschichte erscheint. Sie bereiten sich selbst ihr Loos, mag es ihnen Erfolg oder den Untergang mit sich bringen und einem späteren innerlich Reicherem und Muthigerem den Triumph vorbehalten. Fassen wir nun diejenigen ins Auge, die vom Arm des Staates in das Land der Freiheit getragen wurden.

Ein halbofficieller Aufsatz der Wochenschrift „Im neuen Reich" erläuterte Ende des Januar 1873 die Absicht der preußischen Regierung und ihrer damaligen kirchenpolitischen Vorlagen dahin, daß das System, welches sie innerhalb des römischen Kirchenverbandes in den preußischen Landen durchführen wollte, kurzweg als „die kirchliche Freiheit des Individuums" charakterisirt werden kann. Demnach wird der Staat der kirchlichen und „despotischen Alleinherrschaft eines einzelnen, jetzt mit göttlichen Attributen geschmückten Menschen" die Freiheit des Bürgers entgegenstellen. „Auf dogmatischem Gebiet will der Staat diese (römische) Corporation nach Belieben schalten und walten lassen, aber jedem Bürger die Gelegenheit geben, sich der kirchlichen Genossenschaft zu entziehen, ohne daß seine bürgerliche Rechtssphäre dadurch beeinträchtigt wird." Gleichzeitig begrüßte Herr Virchow in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 30. Januar 1873 dieselben kirchlich-politischen Vorlagen als den Beginn der neuen Aera der „Gemeindefreiheit und der wirklichen religiösen Freiheit des Individuums". „Wir wollen das natürliche Recht der Gemeinde gründen ohne die Bischöfe und ohne Rom," rief er in der Sitzung vom 24. November 1877.

Sobald aber die wenigen Geistlichen und sonstigen von Rom abhängigen Beamten, die dem Ruf der Regierung folgten, sich kurzweg ihrer bürgerlichen Rechte gegen Papst und Bischof bedienten, so ruhte auch von selbst auf ihnen die päpstliche Excommunication. Das war ein kurzer Proceß, und auf dieses schleunige Verfahren zwischen Befreiung und Verurtheilung beschränkte sich seit dem Jahre 1873 bis zum heutigen Tage die Lebensgeschichte dieser Gemeindefreiheit. Das Reich der Freiheit und des Glaubens hat in dem kurzen Zwiegespräch zwischen Rom und den freigewordenen Individuen keine Bereicherung erfahren. Die Regierung hat die römische Corporation „auf dogmatischem Gebiet unbehelligt gelassen" und die freien Gemeinden haben die Ruhe desselben Gebiets nicht gestört. Die Neuerung war eine bloße Titelfrage, sofern die Reformer sich nicht mehr Diener des römischen Pontifex nannten.

Die ganze, nun achtjährige Geschichte, von deren gewaltigem Verlauf Virchow die Geburt eines neuen kirchlichen Gemeindelebens erwartete, bestand in einer einförmigen Selbsttäuschung. Die wenigen Emancipirten verließen sich darauf, daß die Regierung gegen Rom eine deutsche Nationalkirche als Rückhalt für das Wagniß der paar muthigen und entschlossenen Vorläufer ins Leben rufen würde; die Regierung rechnete auf das Wachsthum der individuellen Freiheitsregungen zu einer großen, neuen nationalen Gemeinde. Keine dieser beiden Erwartungen ging in Erfüllung.

Luthern dagegen hatte kein Staatsgesetz von dem Gehorsam gegen die Bischöfe und gegen die Bullen des Papstes losgesprochen und zum Kampf gegen die römische Obermacht autorisirt. Durch seine officielle Stellung, dazu noch vom Mönchsgelübde gebunden, als Doctor der Theologie auf die kirchliche Autorisation der Universität bestallt, befand er sich mit den bedeutendsten Richtungen seiner Zeit im intimsten Zusammenhange und fühlte er die Verwandtschaft seines Denkens und Fühlens mit denselben. Gerade aus dieser Verwandtschaft zog er jedoch sein Recht zum Krieg.

Asketismus, Werkthätigkeit hatte er wie irgend Einer in der ersten Zeit seines Klosterlebens gesteigert und mit ihrer Hülfe nach dem Ruhme menschlicher Vollkommenheit gerungen. Die Bilder der Heldenhaftigkeit, mit denen ihn während jener Zeit die Dichtungen und Historien der alten Autoren entzückten, hatten ihn für eine gleiche Virtuosität der Persönlichkeit begeistert. Er hatte sich in die Speculationen der Scholastiker vertieft und aus den Philosophemen der griechischen Denker die Kraft des natürlichen Lichts geschöpft, um sich das Universum zu erhellen und die Einheit von dessen Triebwerk zu erfassen. Alle diese Entzückungen überwand er jedoch schon in der Klosterzelle als Anfechtungen und Versuchungen und im Kampf mit denselben gewann und stärkte er sein wahres Ich. Die Lebhaftigkeit und Sicherheit, mit der er sich von seinem ersten öffentlichen Auftreten an (im Jahre 1517) gegen die Selbstherrlichkeit des Menschen erhob, erklärt sich zum Theil aus der Erinnerung an die Erschütterungen, in denen er seinen neuen Menschen dem Zauber dieser Welt und ihrer Weisheit abgerungen hatte.

Im Jahre 1516 war er in sich selbst fertig geworden; seine Briefe aus dieser Zeit kündigen seine Entwickelung zu voller Mannhaftigkeit an. Laut seinem Brief vom 8. Februar 1516 an Lange brennt er vor Begier, „den Komödianten Aristoteles, welcher die Kirche mit seiner griechischen Larve unsäglich geäfft hatte, recht Vielen in seiner wahren Gestalt zu zeigen," — er fühlt die Kraft in sich, in die Scholastik und in die Macht des Herkommens den Brand zu werfen und der Verzauberung, die Aristoteles über die geschicktesten Leute geübt habe, ein Ende zu machen.

Es war ihm zu wenig, daß verwandte Geister, die Freunde der „guten Wissenschaften", den Scholasticismus wegen seines Formelwesens verspotteten und ihn am Ende doch nur beweglicher und brauchbarer machten. Er wollte den ganzen Wald der Formeln lichten und das Ursprüngliche, den Glauben, aus dem Gewebe der Schlingpflanzen, in dem sie ihn erstickten, wieder herausziehen.

Etwas Aehnliches haben wir erlebt, als Schelling und Hegel Kunst, Religion und Philosophie in den Zug eines einförmigen Weltwesens warfen, im Strom als Metamorphosen desselben und als ineinander verschwimmende Inseln auftauchen ließen und keiner dieser Offenbarungen erlaubten, in ihrer Eigenthümlichkeit sich zur Geltung zu bringen. Diese Philosophen wollten die Religion ebenso retten, wie die Scholastiker des Mittelalters, um die Kirche gegen Widerspruch und Zweifel zu sichern, die Glaubensformeln in die Bande der Aristotelischen Dialektik schlugen.

Unter den verwandten Geistern, denen Luther die Aufgabe stellte, ihre Arbeit als unzulänglich aufzugeben und in eine neue Welt zu treten, war ihm Erasmus nicht der verwandteste, aber mit dem Umfang seiner Bestrebungen, wegen der Gleichheit der Themas und als Meister des deutschen Humanismus, stand er ihm am nächsten. Um so mehr fühlte er den Gegensatz ihrer Geister, um so peinlicher war für Erasmus die Forderung, dem Neuerer die Arbeit eines langen Lebens zu opfern oder es auf einen Kampf ankommen zu lassen, in welchem sein Ansehen bei allen Großen Europas auf dem Spiele und der wissenschaftliche Werth seiner Leistungen in Frage stand.

In den Briefen jenes Entscheidungsjahres spricht Luther seine brennende Bekümmerniß darüber aus, daß diejenigen der verwandten Geister, die aus allen Kräften nach Gerechtigkeit streben, über die wahre Gerechtigkeit vor Gott noch in tiefster Unkunde leben. Auch er, schreibt er den 7. April 1516 an den Augustiner Spenlein, hätte sich einst in diesem Irrthum befunden und kämpfe noch dagegen. Nach dem Briefe an Spalatin vom 19. October desselben Jahres macht ihm des Erasmus Auslegung der paulinischen Lehre von der Werkgerechtigkeit „zu schaffen".

Für Erasmus war die Bibel ein Bilderbuch, das man wie die poetischen Fabeln der Heiden allegorisch, durch die Ausscheidung des innern Sinnes aus der Hülle der Bilder, erklären müsse. In seinem „Handbuch für den christlichen Krieger" (vom Jahre 1501) führt er von der „dicken Religiosität", vom Körper der Sacramente, von den todten Reliquien zu den geistigen Mysterien in der eigenen Brust, vom „Aberglauben der elenden Ceremonien zur Innerlichkeit des Gottesdienstes". Aber die Kluft zwischen beiden Männern war die große Thatsache, daß Erasmus die paulinische Verurtheilung des Gesetzes der Werke nur auf die Knechtschaft des Ceremoniendienstes, der sinnlichen Bilder und Symbole von geistigen Uebungen beschränkte,

während Luther im paulinischen Sinne alle Werkthätigkeit des Gesetzes, nicht nur die Ceremonialübung für ein äußerliches auf den Anschein und auf Selbstgefälligkeit hinausgehendes Gethue hielt. Er wollte einen neuen Menschen, einen neuen Glauben, eine erneute Welt.

Es war eine große Action, als er am 25. September 1516, obwohl nicht Dekan, bei der Promotion und Disputation eines seiner Schüler ausnahmsweise den Vorsitz führte. Die Thesen waren aus seinen Vorlesungen genommen; er selbst hatte sie durch weitere Ausführungen erläutert. Einer dieser Sätze lautete: „Da nach Christi Ausspruch dem Gläubigen Alles möglich ist, so ist es abergläubisch, dem Menschenwillen und andern Heiligen (außer Christo) einen Beistand zuzuschreiben." In diesem Satze liegt schon seine Verwerfung der Seelenmesse für die Seelen im Fegefeuer, die doch von der Intervention des Sacraments nichts wissen, und sein Sieg über das opus operatum, welches der Priester am Altar in dem Opfer Christi Gott darbringt, während doch Christus diese Gabe des Sacraments vielmehr dem Glauben und dem gläubigen Genuß vermacht hat. „Fällt aber die Messe," schreibt Luther später dem König Heinrich VIII. von England, „so fällt mit ihr auch das Papstthum."

Papst Leo XIII. wird demnach ermessen, welchen geringen Eindruck der Satz seiner neuesten Encyklika, „daß Luther die kirchliche Gewalt durch neue Lehren von Grund aus bekämpft" hat, auf Protestanten und Kenner des Luther'schen Werkes machen wird.

Die protestantischen Theologen haben sich angestrengt, den Glauben, wie ihn Luther an die Stelle des Gehorsams gegen die kirchliche Autorität setzte, möglichst eng mit dem Innern des Menschen in Verbindung zu bringen. Der philosophisch gebildete Meister der Tübinger Schule, Chr. Ferd. Baur, bemüht sich, in dieser Beziehung das Aeußerste zu leisten. Er glaubt im Sinne des Protestantismus zu sprechen, wenn er den Glauben als eine vom „einseitigen Interesse des dialektisch reflectirenden und argumentirenden Verstandes unabhängige Sache des Herzens" erklärt, in dem es sich um das „lebendigste Interesse des ganzen seiner selbst bewußten Menschen" handelt. Um die Sache noch inniger zu fassen, sagt er, der „Glaube im protestantischen Sinne gehe aus dem unmittelbarsten religiösen Interesse des Menschen, aus seinem tiefsten Bedürfnisse hervor, sich mit Gott Eins oder versöhnt zu wissen". In demselben Athemzuge steigt er noch tiefer in den eigentlichen Sitz des Geheimnisses und entdeckt im Glauben „das innerste Bewußtsein des Geistes von seiner Endlichkeit und Bedürftigkeit, während es gleichwohl zu seinem Wesen gehört, in seiner Endlichkeit zugleich unendlich zu sein".

Alle diese philosophische Formalität ist aber noch nicht „innerlich" genug. Ein und derselbe Act des Menschen ist es vielmehr, daß er seine Selbstischkeit und Unfreiheit als unendlich und die Ueberwindung derselben in seiner Freiheit und Unendlichkeit erkennt. Von einem „gleichwohl" und „zugleich" kann hier nicht die Rede sein. Die Unfreiheit und Natürlichkeit des Selbstischen kann nur im Lichte der Freiheit und Unendlichkeit offenbar werden und die Sonne der Freiheit steigt im Brande des natürlichen Selbstes auf.

Luthers Glaube ist ein Schöpfungsact, ein Urheber der Unendlichkeit des Geistes und stößt die Attentate zurück, die ihm seinen Werth beschränken oder verschaffen wollen. Ablaß, kirchliche Ceremonien, das opus operatum der Messen, — „aller dieser äußerlichen Dinge", schreibt Luther in seiner Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen (1520), „reicht keins bis an die Seelen, sie zu befreien oder fahen, frumm oder böse zu machen".

Nehmen wir dazu noch seine im Studium der lateinischen Dichter und Historiker für ausdrucksvolle Diction, Sicherheit und Besonnenheit der Darstellung, Erhabenheit und Natürlichkeit der Antithesen gebildete deutsche Sprache, so können wir von ihm sagen, daß er, der erregteste, umfassendste und ursprünglichste Geist seiner Zeit, für die Reproduction des Glaubens im Material der Sprache vollbracht hat, was nach ihm die holländische Malerei im Glanz der Farbe mit ihrer Darstellung der gütigen Theilnahme im Auge und Antlitz einfacher Menschen nach den immer noch starren und unbelebten Madonnen- und Heiligen-Gesichtern der Italiener leistete und zuletzt Sebastian Bach ausführte, als er die Gnade des Evangeliums in Tönen sang.

Den Krieg, als dessen Schürer und Urheber Leo XIII. Luthern anklagt, — ihn hat er, wie seine frühen Briefe an Spalatin beweisen, bereits gesehen, als er die Forschung auf den Universitäten in Gang brachte, die Studien erneuerte, den Bund zwischen Aristoteles und der Theologie zerriß und den Glauben mit den Waffen der Schrift und Vernunft aus der römischen Formelwelt befreite; er wußte, daß die weltlichen und geistlichen Gewalten in seiner Neuerung den Aufruf zu einem Vernichtungskampf gegen ihn sehen würden. Aber, obwohl er allein stand und darauf gefaßt war, daß auch die verwandten Kreise der Humanisten, Erasmus obenan, sich zuletzt wieder mit den Vertheidigern der alten Satzungen gegen ihn verbinden würden, so sah er doch der Prüfung um des Evangeliums willen unerschrocken entgegen.

Wie er in jenem wichtigen Jahre 1516 seinen Freunden aus der Fülle seiner Erfahrungen einzelne Hauptpunkte mittheilte, und sie auf die Probe stellte, ob sie, was er am Ende doch nur allein leisten konnte, die Folgerungen ziehen wollten, so trat er auch vor Papst und Kaiser und stellte ihnen die Frage, ob sie für seine Neuerung einen Platz in ihrer weiten Welt hätten.

In seinem Schreiben an den Papst Leo X. vom 6. April 1520 meldet er demselben, daß er sich „durch die Wuth der päpstlichen Schmeichler gezwungen gesehen habe, ohne Scheu vor dem entgegengesetzten unberechtigten Verbot seiner Vorgänger Pius und Julius an ein künftiges Concil zu appelliren", läßt es aber auf die Probe ankommen, ob der Pontifex sich von ihm „aus der Löwengrube und dem Abgrund, in den die römische Curie versunken sei, retten lassen wolle".

Sein gleich würdig und groß gefaßtes Schreiben an Kaiser Karl V. vom 15. Januar 1520 geht von der Voraussetzung aus, sein Wagniß, daß er, „von der niedrigsten und geringsten Art, den Herrn der Herrscher auf Erden anspricht, werde den nicht wundern, der die Größe der Sache betrachtet, daß es sich um die Vertheidigung der evangelischen Wahrheit gegen die verderblichen Meinungen menschlicher Ueberlieferung handelt". Auch gegenüber dem Kaiser läßt er es auf die Probe ankommen, ob der mächtige Herrscher mit der Gewährung freien Wortes und Wettstreites, bis er in der Rechenschaftsverhandlung als Sieger hervorgeht oder als überwunden unterliegt, seine Regierung schmücken und das Andenken seines Jahrhunderts für die Nachkommen unsterblich machen wolle.

Nun aber die Schuld, daß weder Kaiser noch Papst sich retten oder ihr Andenken verewigen wollten und auf den Krieg losgingen, den Luther von Anfang voraussah, letzterem allein aufbürden, ist ein Unternehmen, welches jeder Protestant oder Kenner der Geschichte für ebenso unnütz und überflüssig, wie verfehlt halten wird. Es ist ein opus operatum des jetzigen Pontifex, gegen welches sich höchstens schwache Protestanten und Geschichtskenner ereifern können.

B. Bauer.

Russische Stimmen über die Einführung eines internationalen Kriegscodex.

Die in der „Gegenwart" ausführlich mitgetheilte Correspondenz zwischen Moltke und Bluntschli über den von dem Institut de droit international kürzlich veröffentlichten Entwurf eines internationalen Kriegscodex hat die allgemeine Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch genommen. Sehr bemerkenswerth ist es, daß die von dem berühmten deutschen Strategen vertretene Ansicht, daß ein solches Kriegsrecht in der Praxis sich nicht bewähren würde, auch in militärischen Kreisen auf Wider-

spruch gestoßen ist. Das neueste Heft der in Gent erscheinenden Revue de droit international veröffentlicht ein Schreiben, welches von dem Herzog Nikolaus von Leuchtenberg, der in der russischen Armee eine hohe Stellung bekleidet, an ein Mitglied des völkerrechtlichen Instituts, den Staatsrath und Professor des öffentlichen Rechts an der Universität St. Petersburg v. Martens gerichtet worden ist. Es heißt in diesem Schreiben: „Ich bin entschieden der Meinung, daß die heutige Civilisation sich vollständig auf der Höhe der humanen Principien befindet, welche das von dem völkerrechtlichen Institute entworfene kriegsrechtliche Manuel in die Praxis einführen will. Die Verwirklichung dieser Principien hängt ausschließlich von den militärischen Chefs ab, von ihrer sittlichen Bildung, von ihrer Vertrautheit mit der Gesetzgebung und den Anforderungen, welche die Führung eines hohen Commandos an sie stellt. Die Ausnahmefälle, welche Abweichungen von den Vorschlägen des in Rede stehenden kriegsrechtlichen Codex rechtfertigen könnten, sind sehr selten, wenn sie überhaupt vorhanden sind."

Der Herzog fährt fort, daß er während des letzten Krieges gegen die Türkei sich in einer ganz exceptionellen Stellung befunden habe, die besonders geeignet gewesen sei, die Grundsätze der militärischen Disciplin, der Humanität und Gerechtigkeit auf die Probe zu stellen. Er bedauert, daß das Manuel des völkerrechtlichen Instituts nicht damals bereits in Wirksamkeit gewesen sei. Bei dem ersten Uebergange über den Balkan habe er unter dem General Gourko die gesammte Kavallerie commandirt und sei später zu Eski-Zagra Commandant der Avantgarde gewesen. Ohne Verbindung mit dem Gros der Armee und ohne Vorräthe seien seine Truppen genöthigt gewesen von den Hülfsquellen des Landes zu leben, welches seit Beginn der Occupation sich im Zustande der vollständigsten Anarchie befunden habe. Seine Armee sei nach allen Richtungen von Mord, Brandstiftung und Raub umgeben gewesen, und durch Verstümmlung der Verwundeten seitens der türkischen Truppen sei dieselbe in große Erbitterung versetzt worden. Gleichwohl sei es ihm gelungen die Disciplin aufrecht zu erhalten. Nur zwei Räubereien seien von seinen Soldaten begangen und diese seien gebührend bestraft worden. Auch Verletzungen des Kriegsrechts und der Humanität seitens des Feindes könnten nicht berechtigen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Der wesentliche Fehler liege zur Zeit darin, daß die große Mehrzahl der militärischen Befehlshaber das heutige Kriegsvölkerrecht nicht kenne, und daß dessen Vorschriften überhaupt nicht für sie verbindlich seien. — Der Herzog meint daher, die Befürchtung Moltkes sei unbegründet, daß ein allgemeines codificirtes Kriegsrecht sich in der Praxis nicht bewähren sollte. Er ist vielmehr überzeugt, daß dadurch die Kriegführung viel von ihren Schrecken verlieren werde und schließt mit den Worten: „Möchte Rußland den Anfang machen. Wenn es den Entwurf des völkerrechtlichen Instituts annehmen und dessen Vorschriften für sich als verbindlich erklären würde, gäbe es der civilisirten Welt ein gutes Beispiel. Ich wünsche dies meinem Vaterlande aufrichtig."

Die internationale Revue veröffentlicht auch das an den Herzog von Leuchtenberg gerichtete Antwortschreiben von Martens, welches sich in voller Anerkennung der großen Autorität des deutschen Strategen mit einer eingehenderen Widerlegung der von Moltke aufgestellten Grundsätze beschäftigt. Dieser hatte den Gedanken ausgesprochen, daß nur die Sitte im Stande sei die Kriegführung zu veredeln, daß aber jede Regierung zwei Mittel besitze, um Excesse zu verhindern: eine strenge Disciplin und ein wohlgeordnetes Verpflegungswesen. Martens erwiedert hierauf: „Sitten und Gewohnheiten begründen nur eine gleichmäßige Handlungsweise. Diese selbst aber hängt ab von dem geistigen und sittlichen Bildungsgrade einer Nation, von ihren geschichtlichen Traditionen, ihren Fehlern und Fähigkeiten. — Die Sitten bilden und verändern die Gewohnheiten und Gebräuche, in ihnen findet das Rechtsbewußtsein seine erste und vorzugsweise Quelle. Die Sitten sind das lebendige Gesetz der Völker, und gute Sitten erzeugen, wie Beccaria sagt, gute Gesetze. Wenn aber die Sitten dahin führen sollen, rohe Kriegsgebräuche zu mildern, so müssen sie geläutert, genau festgestellt und zu Gesetzen formulirt werden. Die Geschichte der Civilisation ist die Geschichte der Bestrebungen, welche von den Menschen gemacht worden sind, um ihre Beziehungen zu einander zu ordnen, ihre Gewohnheiten, Gebräuche und Sitten in der Form geschriebener Gesetze fest zu regeln. — — — Der Unterschied zwischen diesen beiden Auffassungen ist folgender: Graf Moltke wünscht die bestehenden Gewohnheiten und Gebräuche nicht durch Codification zu fixiren, weil er den militärischen Autoritäten eine unbedingte Freiheit des Handelns sichern will; die Juristen dagegen haben den Beruf, sich zu bemühen die nothwendigen Formeln aufzufinden für die Beziehungen der Nationen in Kriegszeiten. — — — Eine solche Abneigung gegen die Codificirung der Kriegsgebräuche dürfte unvereinbar sein mit der Ueberzeugung, daß eine strenge Disciplin das geeignetste Mittel ist, die Leiden des Krieges zu mildern. — Die Disciplin wird um so fester und wirksamer sein, jemehr eine Armee von dem Bewußtsein durchdrungen wird, daß es die Autorität des Gesetzes ist, welche Allen, vom höchsten Befehlshaber bis zum niedrigsten Soldaten, unbedingten Gehorsam auferlegt. — Die Disciplin verlangt, daß jedes Glied einer Armee weiß, welche Rechte und welche Pflichten ihm im Kriege und im Frieden zustehen. Die Gesetze und Gewohnheiten des Kriegs nehmen darunter die erste Stelle ein, und die sorgfältige Beobachtung derselben sichert die militärische Disciplin, die Ehre und das Interesse der Armee. Die Armee muß nicht blos ihre Rechte, sondern auch ihre Pflichten kennen. Nur wo ein Pflichtbewußtsein vorhanden ist, gibt es Rechte." Martens schließt mit der Bemerkung, daß er, seiner abweichenden Ansichten ungeachtet, das Schreiben von Moltke für ein im hohen Grade gewichtiges und lehrreiches Document hält.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit noch auf den ferneren interessanten Inhalt des neuesten Heftes der Genter Revue, welche bekanntlich das Organ des internationalen Instituts ist, kurz aufmerksam machen. Dasselbe enthält noch einen Aufsatz des bekannten griechischen Publicisten Saripolos über die griechische Frage. Diese in entschieden griechisch-patriotischem Sinne abgefaßte Arbeit wird von Arntz, Professor des öffentlichen Rechts an der Universität Brüssel, sehr gründlich beantwortet. Arntz verfolgt mit großer Schärfe die rechtliche Entwicklung dieser Frage seit dem Berliner Congresse. Es folgt ein Aufsatz von Geßner: Les tribunaux des prises et leur réforme und ein anderer von Eugen van der Rest: L'union monétaire latine, son origine et ses phases diverses.

L. Geßner.

Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow.

Von Theodor Fontane.

2. Am Scharmützel.

Nur von dem höchsten Punkte der „Schönen Aussicht" aus hatten wir den See vor Augen gehabt, als wir nun aber, am Hügelabhange hin, ihm direkt zufuhren, verschwand er wieder und überließ mich auf eine halbe Stunde nicht nur dem mahlenden Sande, sondern auch allerhand philosophischen Betrachtungen, in denen Moll so stark war. Er sprach unter anderm eingehend über das Glücksrad und den Wechsel aller Dinge, wovon auch der Schermützel, übrigens zu seinem und der Anwohner Vortheil, ein Lied zu singen wisse. Jetzt bring er zum Beispiel 2000 Thaler Pacht und werd' es bald noch höher bringen, um die Zeit aber als die Franzosen im Lande gewesen seien, sei der ganze See, der damals dem Fiskus gehört, um die Summe von 2000 Thaler an einen Meistbietenden verkauft worden. Und noch dazu wie? Der Meistbietende sei nämlich ein Herr von Löschebrand auf Saarow gewesen (nicht der alte Rittmeister, der jetzt auf dem Reichenwalder Kirchhof liege, sondern sein Vater oder Großvater), ein pfiffiger alter Junker, der sich denn auch einen richtigen Junker-Spaß gemacht und die ganzen 2000 Thaler in lauter ihm selber aufgezwungenen Bons und Lieferungs-

schreinen ausgezahlt habe. Natürlich seien die Scheine von dem Beamten untersucht und nachgezählt worden, und als sich bei der Gelegenheit ergeben, daß es nur 1998 Thaler seien, habe der alte Saarowsche mit einem Gesicht, als ob es ihm nicht drauf ankomme, noch zwei blanke Thaler zugelegt und dabei herzlich gelacht. Und so sei denn der ganze See damals für den tausendsten Theil von dem was er jetzt Pacht bringe, verkauft worden.

Unter solchem Geplauder waren wir, immer noch am Hügelabhange, bis an ein halb pavillon- halb tempelartiges und zugleich völlig einsames Gebäude gekommen, das zwischen Kiefern und Laubholz hindurch auf den hier plötzlich wieder sichtbar werdenden See sah. Ich erfuhr, daß ein Herr von Bonseri dies Mausoleum (denn ein solches war es) errichtet habe, war aber unaufmerksam auf alles Weitre, weil die Schönheit des Schermützel und seiner Dörfer mich ausschließlich zu fesseln begann. Das nach rechts hin gelegene mußte Saarow sein. Ich erkannte deutlich das hohe rothe Herrenhaus-Dach, das über die Wirthschaftsgebäude wegragte, während ihm gegenüber, alles Pappelgestrüpps unerachtet, der kleine Pieskower Kirchthurm immer deutlicher hervortrat.

Beide Dörfer lockten mich, das eine wie das andere, da das Fuhrwerk aber geschont werden mußte, so berieth ich mit Moll und proponirte, daß er mit den Pferden unmittelbar auf das an unsrer eigentlichen Reise-Linie gelegene Pieskow fahren solle, während ich meinerseits erst nach Saarow marschiren und von dort aus in einem kleinen „Seelenverkäufer" über den See herüberkommen wolle. Das fand denn auch seine Zustimmung, wie jede den Weg kürzende Proposition, und während er sofort auf einem Schlängelwege bergab und auf die linke Schermützel-Seite zufuhr, hielt ich mich rechts, um auf einem am See hinlaufenden Wiesenpfade bis an den Fahrdamm und demnächst auf die große Saarower Dorfstraße zu kommen.

Es war ein wundervoller Weg; über dem blauen Wasser wölbte sich der blauere Himmel und zwischen den spärlichen Binsen, die das Ufer hier einfaßten, hing ein eben so spärlicher Schaum, der in dem scharfen Ostwinde beständig hin und her zitterte. Holz und Borkestücke lagen über den Weg hin zerstreut, andre dagegen tanzten noch auf dem flimmernden See, der im Uebrigen, all diesem Flimmern und Schimmern zum Trotz, einen tiefen Ernst und nur Einsamkeit und Stille zeigte. Nirgends ein Fischerboot, das Netze zog oder Reusen steckte, ja kaum ein Vogel, der über die Fläche hinflog. Oft hielt ich an, um zu horchen, aber die Stille blieb und ich hörte nichts als den Windzug in den Binsen und das leise Klatschen der Wellen.

Und endlich auch die Schläge, die vom Pieskower Thurm her zu mir herüber klangen. Ich zählte zwölf, es war also Mittag, und ehe der letzte noch ausgesummt hatte, war ich auch schon bis an die Stelle heran, wo mein Fußweg in die vorerwähnte Saarower Dorfgasse mündete.

Dicht am Eingange saß ein Mütterchen auf einem Strauch- und Reisigbündel, das sie sich aus der Heide geholt, und grüßte mich. Alte Weiber sollen kein Glück bringen, aber wenn sie freundlich sind und einem einen Guten-Tag bieten, so hat es mit der ganzen Jägerweisheit nicht viel auf sich. Und so blieb ich denn auch stehen und sagte: „Na Mutterchen, is wohl ein bischen schwer? Und die Sonne sticht heut so. Sie müssen die Kinder in den Wald schicken. Oder haben Sie keine?"

„Woll, Kinner hebb ick, un Enkelkinner ook. Awers se wulln joa nich. Un se künn' ook nich. Se möten joa all in de School."

„Ja, ja. Alles muß in die Schule. Haben Sie denn auch 'ne Kirche in Saarow?"

„Nei. Wi möten nach Reichenwold."

„Richtig. Ich erinnre mich. Das ist da, wo sie den alten Rittmeister begraben haben. Haben Sie den noch gekannt?"

„O wat wihr ick nich? He wihr joa so in mine Joahr. Woll hebb ick em kennt."

„Und wie war er denn?"

„Na, he wihr joa so wiet janz goot. Bloot man en beeten schnoaksch un wunnerlich, un ook woll en beeten to sihr för de Fruenslüd. Awers nu is he joa dod."

„Und hat wohl ein Denkmal? Ich meine so was von Stein oder Eisen. Eine Figur oder einen Engel mit 'nem Spruch oder Gesangbuchvers."

„Ne. För so wat wihr he nich."

„Und is sonst noch was in Saarow zu sehn?"

„Ick glöw nich. Veel is hier nich in Saarow. En nijen Koh-Stall ..."

„Aber drüben in Pieskow?"

„Joa in Pieskow. O woll, versteiht sich. In Pieskow da möt wat sinn."

„Na, dann werd' ich mal sehn. Ich dank' auch schön, Mutterchen." Und damit ging ich weiter in das Dorf hinein.

Wirklich in Saarow war nicht viel, und als ich mich genugsam davon überzeugt hatte, hielt ich mich auf den See zu, wo nach meiner Meinung eine Fähre sein mußte. Nach einigem Suchen sah ich ein angeketteltes Boot liegen, und dicht daneben ein Häuschen, an das drei, vier Ruder angelehnt waren. Also hier war es muthmaßlich. Ich trat denn auch ein und fand eine Frau, die sich, auf eine Stuhllehne gestützt, von hinten her über ihren etwa zwölfjährigen Jungen bog und ein Exempel mit ihm rechnete, das diesem blutsauer zu werden schien. Als ich ihr mein Anliegen vorgetragen hatte, sagte sie kurz aber nicht unfreundlich „sie habe nur den Jungen zu Haus, ob ich mit dem fahren wolle?"

„Gewiß."

Und so stieg ich denn ins Boot und setzte mich so, daß ich dem Jungen, der rückwärts saß, grad' in die Augen sah. Als wir schon abstießen, kam auch noch seine jüngere Schwester, nahm rasch ein zweites Ruder und setzte sich neben ihn. Ich sah bald, daß der Junge seiner Sache vollkommen sicher war und den Schermützel ohne sonderliche Mühe bezwingen würde, trotzdem uns der Wind entgegenwehte.

Dieser, anstatt stärker zu werden, wurde schwächer, aber je mehr er sich legte, desto blendender wurde die Sonne, so daß ich im Sonnenlicht, das überall hinflimmerte, bald nichts weiter sah als das Eingreifen der Ruder und die klugen und energischen Köpfe der beiden Kinder. Es entging ihnen auch nicht, daß sie mir gefielen, aber ich sagte nichts, und wir waren schon bis über die Mitte des Sees, als ich endlich fragte:

„Wie tief ist denn eigentlich Euer See?"

„Na, wie uns' Huus."

„O, mihr, mihr," flüsterte die Schwester.

„Und könnt' ihr denn auch schwimmen? Oder Du wenigstens?"

„Nei."

„Ja, da kannst Du ja mal ertrinken."

„O, ick wihr doch nich."

„Nu nimm mal an, wenn euer Boot umkippt."

„Uns' Boot kippt nich."

Und dabei sahen sie sich an und kicherten und ruderten weiter.

Eine Weile verging so, während der Junge nachzusinnen schien, was nun er wohl zur Unterhaltung beisteuern könne. Dann sah er mit eins in die Höh und sagte: „Dat 's 'ne Möw'."

„Freilich. Ich kenne Möven. Aber woher kennst Du sie? Sie sind ja nur selten hier."

„Wi hebben een."

„Lebendig."

„Ne, utstoppt. Un wi hebben ook en Reiger, un is ook utstoppt un hatt 'ne Schlang in't Muul."

„Aber Vögel ausstopfen ist nicht leicht. Wer macht denn das hier?"

„Mien' Vader sien Vader. De künn all so wot."

„Ist er todt?"

Er nickte. Da wir aber bereits in der Nähe des dichten Schilf-Ufers waren, an dem er den Einfahrtspunkt nicht verfehlen durfte, so schwieg er jetzt, und sah bei jedem Ruderschlage nach rückwärts. Und nun war er heran, gab dem Boote geschickt eine Wendung und glitt zwischen dem knisternden Schilf hin auf die Pieskower Landungsstelle zu.

Das Ufer war nicht hoch und erkletterte sich leicht. Als ich oben war, grüßt' ich noch einmal zurück und schlenderte dann zwischen zwei Heckzäunen hin auf einen Grasplatz zu, der allem Anscheine nach die Mitte des Dorfes bildete. Häuser und Gehöfte faßten ihn ein, unter denen ich gerade der Kirche gegenüber auch ein preußisches Schulhaus in seiner eigenthümlichen Mischung von Backstein-Sauberkeit und Stil-Jammer erkannte. Die Nachmittagssonne stand prall auf die Scheiben und sah stechend und inspektionsmäßig in die langweilig leeren Räume hinein.

Es kam niemand als ich klopfte. „Wohnt hier der Lehrer?“ fragt' ich endlich eine vorübergehende Frau. „Geihen's man in'n Goarden.“ Und richtig da stand er in Front eines Bienenschobers und grub ein von ein paar kleinen Kirschbäumen eingefaßtes Stück Land um.

Ich fand einen freundlichen Mann, der auch gleich bereit war mir das zu zeigen, um was sich's einzig und allein für mich handeln konnte: die Kirche. Diese war keine von den alt-ehrwürdigen aus Feldstein, die stets einen Reiz und eine Schönheit haben, sondern ein Neubau, den mon hier unter Benutzung der alten Fundamente var länger aber kürzer errichtet hotte. Von rechts her lehnte sich ein Thurm an, eigentlich nur ein Thürmchen von der Art, wie man ihnen auf Weinbergen und Wirthschaftshöfen als Eingang in Sprit- oder Eiskeller begegnet.

Es war also mit nur geringen Erwartungen, daß ich die Kirche betrat. Aber freilich auch dies Wenige sollte kaum erfüllt werden. An der einen Wand hingen ein paar Todtenkronen und Immortellenkränze, während über dem Altar ein Abendmahlsbild paradirte, darauf Judas um kein Haar breit schlimmer aussoh als die zwölf andern, Christus mit eingerechnet. Ich übersah rasch, daß hier wenig zu machen sei, wollt' aber das Meine gethan haben und sagte: „Sie wissen dach, daß es früher eine Löschebrandsche Kirche war und daß viele Läschebrands hier begraben wurden?“

„Ich habe davon gehört, unser alter Emeritus ...“

„Und da wundert es mich, hier nichts als kahle Wände zu finden. Einer aus der Familie war mit Feldmarschall Illa verschwägert, ein andrer fiel bei Fehrbellin, und ein dritter soll sich gegen die Türken ausgezeichnet und dem Kuprili die große Prophetenfahne mit eigner Hand entrissen haben. Ich nenne nur diese drei. Nach meinen Erfahrungen nun auf diesem Gebiete, geht man in unsren märkischen Familien über solche Dinge nicht gleichgültig fort, und wenn auch selbstverständlich die großen Geschichtsbücher nicht Zeit und Platz haben ein Aufhebens davon zu machen, so thuen es doch die Kirchen und Krypten überall da, wo solche Schwertmagen und Kriegsgurgeln zu Hause waren. Und da gibt es denn immer allerlei Fahnenfetzen und zerbröckelte Feldmarschallsstäbe, Kettenkugeln und Stulpstiefel, und unter Umständen auch wohl rostige Degen, mit denen ein Bruder den andern über den Haufen gestochen. Ist denn garnicht so was hier? Es ist doch eigentlich gonable für eine berühmte alte Familie, wenn all dergleichen bei Todten und Lebendigen fehlt. Es darf nicht fehlen. Es muß dergleichen geben.“

„Und es hat auch dergleichen gegeben. Hier in dieser Kirche. Wenn ich sage „dergleichen“, so mein' ich nicht Degen mit Brudermord, denn ich will mir nichts an den Hals reden. Aber Grabsteine mit Inschriften und Engelsköpfen, und einen kupfernen Sarg mit einem Kuckfenster oben, all das und manch andres noch war da. Darüber ist kein Zweifel.“

„Und Sie haben das alles selber noch gesehn?“

„O, nein. Es war das alles lange vor meiner Zeit, und das Wenige, was ich davon weiß, weiß ich von unsrem alten Emeritus und von der Mutter Rentschen, die nach die frühere Steinkirche gekannt hat und mal mit unten in der Gruft war, als sie die Särge schoben und zusammenrückten, um Platz für den letzten zu schaffen. Denn die Pieskowschen gingen eher ein als die Saarowschen. Und der mit dem Kuckfenster habe ganz bös ausgesehn nnd den Kopf geschüttelt, als ob er's nicht leiden wolle. Denn er sei schon bei Lebzeiten immer sehr stolz gewesen und habe sich nicht gerne bei Seite schieben lassen. Es ist natürlich alles Dummheit nnd ungebildet, aber die Leute machen sich nun mal solche Geschichten.“

„Und thuen auch Recht daron. Es liegt doch immer was drin. Und ist denn die Gruft nicht mehr da? Den mit dem Kuckfenster säh' ich gerne.“

„Nein, die Gruft ist nicht mehr da, sie haben sie zugeschüttet. Aber hier rechts neben dem Altar, wenn Sie mit Ihrem Stock aufklopfen wollen, da können Sie's noch deutlich hören. Es klingt alles hohl.“

Ich ließ auf diese Weisung hin meinen Stock auch wirklich fallen, und als ich mich überzeugt hatte, doß er Recht habe, dankt ich ihm und verließ die Kirche mit dem Hoch- und Ballgefühle, die Löschebrandsche Gruftstelle nicht blos hypothetisch ermuthmaßt, sondern sie mit Hülse des „hahlen Klanges“ über jeden Zweifel hinaus historisch festgestellt zu haben.

Es war nun Zeit, mich nach unsrem Wagen umzusehn, und ich hatt' auch nicht lange danach zu suchen. Er hielt drüben an der ondern Seite des Kirchplatzes, vor einem sehr niedrigen Hause, von dessen Dache sich das Moos mit der Hand wegfegen ließ. Es war ganz ersichtlich der Krug, auch ein Schild schimmerte herüber, aber die Pferde waren nicht ausgespannt nnd fraßen einfach ans einer Stehkrippe. Neben der Thür bemerkt' ich Moll, und als er mich kommen sah, kam er mir entgegen und lüpfte melancholisch den Hut.

„Ich dachte, Sie wollten ausspannen, Moll.“

„Ich wallt' auch. Man blos es ging nicht. Is das eine Gegend! In Saarow is nichts, das kenn' ich, und hier in Pieskow is garnichts.“

„Aber die Leute werden hier doch einen Stall haben?“

„Is schon richtig. Aber keinen Pferdestall. Alles, was sie haben, is 'ne Zieg' un wenn's hoch kommt 'ne Kuh. Und wer ein paar Pferde hat, na, der hat auch ein bischen Acker, und krügert nich und hat nich Lust zu dienern un zu katzenbuckeln und einem groben Knecht einen doppelten Bittern einzuschenken.“

„Ich versteh. Aber wissen Sie, mich friert hier trotz aller Sonne. Kommen Sie, Mall, wir wollen es drin versuchen. Es wird doch wohl warm sein.“

Und sa traten wir in die Krugstube.

Drinnen war es auch wirklich warm. Aber außer ber dicken Luft rührte sich nichts, trotzdem sich drei Menschen in der Stube befanden. Auf einer Ofenbank, die Füße weit vorgestreckt, saß eine Frau von vierzig oder mehr nnd hatte beide Hände hach unter ihre Schürze gelegt, als verberge sie was. Es war aber nur Angewohnheit. Ihr zur Seite räkelte sich ihre vierzehnjährige Tochter, ein hübsches, schlank aufgeschossenes Ding, und beschäftigte sich damit einen blauen Wollfaden um ihren Zeigefinger herum und dann wieder abzuwickeln. Am erfreulichsten war das jüngste Mitglied der Familie, das auf einer Hutsche ritt und einem hölzernen Pferde das Wenige von Haaren auszog, womit des Bildners Hand es an Hals und Hintertheil ausgestattet hatte.

Mein „Guten-Tag“ war nicht unfreundlich aber doch gleichgültig beantwortet worden, und es schien in der That nicht als ab wir weiter kommen sollten. Endlich faßt' ich mir ein Herz und sagte: „Die Sonne will auch gar kein Ende nehmen. Ich glaube Regen wäre gut.“

„J, Sünn is ook goot.“

„Oh gewiß. Aber alles zu seiner Zeit. Wir haben die Sonne nun schon vier Wochen, und nichts kommt 'raus und eigentlich müßte doch alles schon in Blüthe stehn.“

„Joa. Man blot in Pieskow nich.“

„Aber das klingt ja, liebe Fran, wie wenn hier überhoupt nichts blühte.“

„Na, binoah is et ook so.“

Moll mischte sich hier in's Gespräch und entwickelte seine Lieblings-Ideen über den Segen des Kapitals und den Unsegen der Kopitalisten. Geld sei gut, das sei keine Frage, ja Geld sei sogar sehr gut. Ohne Geld ging' es eben nicht. Aber die reichen Leute, die blos reich wären und kein Herz und kein

Gewissen hätten und blos immer reicher werden wollten, die verdürben alles und plünderten alles, und eh nicht ein richtiger Edelmann hier wieder in's Pieskowsche käm' ..."

„J wo," unterbrach ihn die Frau heftig und zog ihre Hände van der Schürze weg. „J wo. Wat salln wi mit'n Edelmann? Wat is Edelmann! In olle Tiden, na doa gung dat un doa wihr dat nich anners. Awers nu? Du mien Jatt, de hebben jaa alleen nix. Un wenn se wat hebben, na denn hebben se wat, un denn sinn se groad so, as de anneen sinn, de wat hebben."

Moll wallte replieiren. Abee sie ließ ihn nicht dazu kommen und sagte: „Nei, nei, laaten's man, wi weeten dat; t'is all dumm Tüg; un man blot Geld hebben, is nich dumm Tüg. Un wenn wi so wat Adligs herkreegen, wat ook man ümmer upp Moseff'n passen deiht, na dat helpt uns nich. De schinn uns blot. Glöwens man, ick weet dat .. Een von mine Schwistern is dröwen ..."

„In Saarow?"

„J wo. Dröwen in Amirika. Doa verstoahn se't. Un worümm? Wiehl se wat hebben. Un wa se wat hebben, doa künn se aok wat. Un ick wall, ick wihr aok all doa. Joa, mien Seel. Un et kümmt ook noch sa. Man blat, dat man ihrst röwer wihr. Nei, nei, mit Pieskaw is nich veel."

Und dabei steckte sie die Hände wieder unter die Schürze.

Literatur und Kunst.

Jacopo Vittorelli.

(1774 – 1835.)

O nahe nicht der Urne,
Die meinen Staub empfangen!
Mein Sehnen und Verlangen
Kühlt' heil'ger Boden ab.
Nicht kann mich deine Klage,
Dein frischee Kranz versöhnen:
Zwei Blumen und zwei Thränen —
Was frommen sie im Grab?

Du Arge! Hättst du früher
Gezeigt ein hold Erbarmen,
Als Tag für Tag mich Armen
So herber Jammer traf!
Warum mit leerem Stöhnen
Den Wiederhall ermatten?
Ehre den trüben Schatten
Und gönn ihm seinen Schlaf!

Auf eine Nonne.*)

(Gedichtet im Namen eines Vaters, dem kurz vorher seine eben erst vermählte Tochter gestorben war, und gerichtet an den Vater der Novize.)

Zwei holde Töchter, sinnig und bescheiden,
Hat uns der Herr zu Glück und Gram beschert,
Dann sah er, daß sie edlern Loases werth,
Und nahm uns wieder die geliebten Beiden.

Die meine mußte jäh vam Leben scheiden,
Da kaum eest Hymen ihr entflammt den Herd.
Die deine, Feanz, hat jüngst sich abgekehrt,
In ewiglicher Hast die Welt zu meiden.

Du aber, an der eifersücht'gen Schwelle,
Die nie zurückgibt anverteautes Gut,
Kannst lauschen doch dem Gruß aus zartem Munde.

Ich, wenn mir strömt der bittren Thränen Quelle,
Eile zur Gruft, darin die Tachter ruht,
Und poch' und poche, — Niemand gibt mir Kunde!

Carlo Redaelli.

(1754 – 1853.)

Dee sterbende Dichter an seine Gattin.

Zur Neige geht mein Leben;
Höre mein letztes Wort!
Laß dir die Blume geben,
Die lange schan verdorrt.

Warum sie mir so thener,
Dir ist es wohl bewußt:
Am Tag der schönsten Feier
Trugst du sie an der Brust.

Damals ein Bild der Treue,
Ein Pfand des Schmerzes nun,
O laß sie nun aufs Neue
An deinem Herzen ruhn!

Ein ew'ges Darumwissen
Sei in dies Herz gesenkt,
Wie sie dir ward entrissen,
Wie die zurückgeschenkt.

---

*) Auch von Lord Byron übersetzt:

Of two fair virgins, modest, though admired,
Heaveo made us happy; aod now, wretched sires,
Heaven for a nobler doom their worth desires,
And gaziog opon *either*, *both* required.

Mine, while the torch of Hymen newly fired,
Becomes extinguish'd, soon — too soon expires:
But thine within the closing grate retired,
Eternal captive, to her God aspires.

But *thou* at least from out the jealous door,
Which shuts between your oever-meeting eyes,
Mayst hear her sweet and pious voice once more:

I to the marble, where *my daughter* lies,
Rush, — the swoln flood of bitternees I pour,
And knock, and knock, and knock — but none replies.

In der berühmten Schlußzeile hat der englische Dichter den italienischen überboten, dessen Gedicht hier im Original zur Vergleichung mitgetheilt werden mag:

Di doe vaghe donzelle, oneste, accorte,
Lieti e miseri padri il ciel ne feo;
Il ciel, che degne di più nobil sorte
L'una e l'altra veggendo, ambo chiedeo.

La mia fu tolta da veloce morte
A le fumanti tede d'Imeneo.
La tua, Francesco, in suggellate porte
Eterna prigioniera or si rendeo.

Ma tu almeno potrai da la gelosa
Irremeabil soglia, ove s'asconde,
La sua tenera udir voce pietosa.

Io verso on fiume d'amarissim' onde,
Corro a quel marmo, in cui la figlia or posa,
Batto e ribatto, ma nessuo risponde.

Paul Heyse.

Heinrich Rückert

in seinem Leben und Wirken dargestellt von Amélie Sohr.*)

„Herz gewinnend“ ist dies Buch: lieb gewinnen muß man die greise Verfasserin, welche im sechzigsten Lebensjahr zum ersten Mal die Feder der Schriftstellerin ergreift, einen Wunsch der Verwandten des verstorbenen Freundes zu erfüllen in Zeichnung dieses Lebensbildes: lieb gewinnen und bewundern muß man den edeln, reinen, selbstlosen, nur dem Vaterland und der Wissenschaft lebenden Mann, dessen Geschichte hier erzählt wird: und Alles, was man von den übrigen Gliedern dieser Familie aus dem Buch erfährt, erweckt oder vertieft ihnen unsere Liebe aber Verehrung.

Das einzige Schmerzliche — aber freilich bitter Schmerzliche — was dieses Buch, wie das ganze kämpfereiche Leben des Verewigten, durchzieht, soll hier nicht weiter berührt, nur mit einer Andeutung abgethan werden: es ist das unaussprechliche System, welches einen vartrefflichen Gelehrten, den Sohn eines der Klassiker deutscher Nation, Jahre lang in unwürdiger Lebensstellung harren und leiden ließ deshalb, weil der Sohn des „weisen Brahmanen“ unfähig war, seine Geistesfreiheit zu apfern, seine Ueberzeugung zu verleugnen. Mögen die Tage nie wiederkehren, in welchen Preußen, berufen, die Fahne freier Forschung allen deutschen Staaten voran zu tragen, unter dem Hohn seiner Feinde die Wissenschaft der Orthadoxie zu unterwerfen trachtete. H. Rückert hatte, der Wahrheit gemäß und durchaus nicht als der Erste, gesagt, daß die heidnischen Franken durch die äußerliche Annahme des (wenig verstandenen) Christenthums sittlich nicht gebessert wurden, sondern vielmehr, unter Beibehaltung der alten Fehler ihrer barbarischen Rohheit, manches neue Laster: z. B. die Heuchelei, den Mißbrauch der Religion zu verwerflichen Zwecken, hinzu gelernt hatten. Das zu sagen war eine Sünde gegen den unheiligen Geist des Fanatismus, und eine solche wird bekanntlich noch viel weniger vergeben als die gegen den wirklich heiligen Geist: den Geist der Wahrheit.

Es ist richtig, der „Kampf um das Dasein“ stählt den Mann: aber dieser Kampf, unter allzu ungünstigen Umständen geführt, verzehrt die Lebenskraft vor der Zeit: Minister Falk, der sofort das nicht von ihm Verschuldete gut machte, kam allzu spät — Heinrich Rückert erreichte nur zweiundfünfzig Jahre. — —

Die meisten von Gelehrten aber berufsmäßigen Schriftstellern verfaßten Lebensbilder entarten in Panegyriken: dies schlichte Buch einer schlichten Frau enthält keine einzige Phrase, keine Uebertreibung im Lob: es ist ein Spiegel, der das Objective zeigt, nicht verschönt. Es war nicht nöthig, hier zu verschönen.

Die einfache, schmucklase Darstellung einfacher, wackrer, tiefer, nicht eben sehr gewandter Naturen — das ist gerade das Reizvolle an dieser Biographie. Wir sehen, wie schlicht, wie anspruchlos und wie gesund in der Bedürfnißlasigkeit der deutsche Mittelstand, die deutschen Gelehrten und Dichter vor einem halben Jahrhundert, ja var wenigen Jahrzehnten noch lebten: ich kann nicht finden, daß, wie die Lebensführung, so auch die Leistungen seither „vornehmer“ oder „reicher“ geworden sind: man macht unvergleichlich höhere Prätensianen und man leistet gewiß nicht entfernt so viel wie Friedrich Rückert, der Vater, und Heinrich Rückert den Sohn, übertrifft man am Leichtesten in Ruhmrede und Hohlrede: denn beide fehlten ihm ganz. Wahrscheinlich ist es ohne viel Absicht und bewußte Kunst gelungen, daß die Verfasserin, mit geringster eigener Zuthat aus Briefen und Gesprächen ihren Staff zusammen tragend, eine Wirkung erzielt, wie sie die Meisterschaft vallendeter Schriftsteller-Technik nicht besser erreichen könnte: die psychologische Nathwendigkeit: wir sehen Graßeltern, Vater, Mutter, Geschwister, Haus und Garten, Freunde, zuletzt die Gattin des Mannes uns vorgeführt und wir empfinden, wir begreifen, daß aus diesen Voraussetzungen, aus dieser Gruppe von Menschen und Beziehungen ganz nothwendig diese Individualität und diese Lebensgestaltung erwachsen mußte. Wie wahrhaftig und natürlich und gesundfühlend sind alle diese Leute! Gleich die Kinderzeit in Coburg und Neuseß, das Stillleben in dem großelterlichen Hause (von der Mutterseite her: Archivroth Fischer in der Schloßgasse zu Caburg) ist ein werthvoller Beitrag zur Culturgeschichte unserer nächsten Vorfahren. Auch für die Biographie Friedrich Rückerts liegen hier noch unverwerthete Schätze. Eine rührende Gestalt ist die seine, immer zarte, später leidende Gattin des Dichters, die Luise seines Liebesfrühlings. Wie echt mütterlich sorgt sie für den fernen Sohn, für sein äußeres Wohlbefinden, ja wie echt weiblich auch für seine Erscheinung, seine Kleidung und Wäsche! Zu dem jungen Privatdocenten in Jena wandern aus dem Elternhause, aus der Hand der Mutter nicht nur die herzerfreuenden heimischen Varräthe — auch die mütterlichen Mahnungen, sich ja immer und zumal auf dem Katheder hübsch säuberlich und sorgfältig zu tragen.

Es soll hier auch von der Eintheilung, der Gliederung des Buches nichts weiter gesagt werden: der Leser soll es selbst genießen. In diesen Blättern zu lesen, das ist wie durch die Thüringer Waldberge hin zu wandern: erquickend weht uns vom Goldberg bei Neuseß, aus den Fluren und Wiesen der Lauter der Athem der unverfälschten Natur entgegen: der Natur in der Landschaft, der Natürlichkeit, der Frische und Wahrheit in den Menschen.

So lang im deutschen Volke noch solche Menschen leben, Männer und Frauen, wie sie hier vor uns hintreten, so lange steht es noch gut um die Gesundheit deutscher Natian.

Haffentlich ist es nur meine wehmüthige Einbildung daß sie immer seltener werden.

Felix Dahn.

*) V u. 318 S. Weimar 1880, Hermann Böhlau.

Der Chemiker in der Gemäldegalerie.

Von Julius Stinde.

Wenn die Herren Künstler anch gerne unter sich sind, sabald es Fragen zu behandeln gibt, die sich auf die Kunst beziehen, so kann es doch anch nicht ausbleiben, daß Sterbliche, welchen der Kuß der Muse in den akademischen Lehrsälen nicht zu Theil ward, hin und wieder als Sachverständige hinzugezogen werden, wenn es sich um das Material handelt, in welchem die mehr oder minder ewigkeitsberechtigten Gedanken der Künstler zum Ausdruck gelnngen.

Varnehmlich ist es der Chemiker, an den Fragen von größter Wichtigkeit gestellt werden, wenn der Zahn der Zeit den geistigen Gehalt der Kunstwerke nihilistisch verachtet und sich an dem Material, aus dem dieselben hervargingen, rücksichtslos gütlich thut.

In unseren Großstädten, deren Essen tagtäglich Rauch entströmt, der gerade saviel schweflige Säure enthält als hinreicht, die Marmorstatuen, welche auf öffentlichen Plätzen stehen, Brücken zieren oder in Häusernischen vergeblichen Schutz suchen, anzufressen, ist diese Wahrnehmung mühelos zu machen. Mit der Zeit bildet sich auf den Marmorfiguren eine dünne Kruste von schwefelsaurem Kalk, die, innig gemischt mit Ruß und Staub, dem besten carrarischen Marmor das Aussehen von ordinärem Sandstein verleiht, das weder dem emsigen Bürsten frühmorgendlich thätiger Scheuerweiber, noch dem Abschleifen auf die Dauer weicht, sondern die so lange stets von neuem erzeugt wird, bis das Kunstwerk zum Opfer gefallen ist und von jeder gut unter Oelfarbe gehaltenen Gipspuppe, wie solche an den Façaden mittelbilliger Miethskasernen kleben, ausgehöhnt wird.

Den Fresken ergeht es ähnlich wie den Marmorbildern. In halbaffenen Hallen fristen sie allerdings ihr Dasein länger als an Außenwänden und bedürfen nur von Zeit zu Zeit der Retouche. An den Außenwänden jedoch schwinden sie rasch dahin, so daß z. B. von den Fresken, welche vor nicht einem Menschenalter auf die Außenseite der Münchener neuen Pinakothek und das obere Giebelfeld des Münchener Theaters gemalt wurden, heute nicht einmal mehr in den Umrissen zu erkennen sind und

nur mit einigen schwachen Farbentönen, deren Wind und Wetter noch nicht ganz Herr geworden sind, von der Vergänglichkeit der Freskomalerei ein leider unanfechtbares Zeugniß ablegen. Selbst die Fresken in italienischen Kirchen und Klöstern zeigen, daß der Zahn der Zeit Ihnen nicht fern blieb, obgleich sie der Unbill der Witterung nicht direct ausgesetzt sind. Die Fresken in den Stanzen, welche Rafael an die Wände zauberte, die gewaltigen Deckengemälde von Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle und das jüngste Gericht des letzteren an demselben Orte, machen auf den unbefangenen Zuschauer den Eindruck des Verschimmeltseins. Von der ehemaligen Farbenfröhlichkeit, die man noch an einzelnen Stellen wahrnimmt, ist wenig übrig geblieben und nur aus wehmüthig stimmenden Resten läßt sich die einstige Herrlichkeit erkennen.

Es ist recht traurig, Kunstwerke, welche ewig dauern sollten, schon in der Zeit vergehen zu sehen, und es wird daher die Aufgabe sein, der langsamen Zerstörung alter Werke auf rationellem Wege Einhalt zu thun und technische Methoden für die neuen Kunstwerke zu ermitteln, welche ihnen eine möglichst lange Dauer verleihen, wenigstens eine solche Haltbarkeit, wie sie ein Theil ältester Werke aufweisen. Hierzu wird man des Chemikers bedürfen. Dies gilt besonders von den Oelgemälden, welchen Formates dieselben auch sein mögen.

Die Technik der ältesten Meister ist verloren gegangen, man weiß nicht mehr, wie sie gemalt haben, welche Farben sie anwandten, welcher Bindemittel, welcher Firnisse sie sich bedienten. Die gegen zweitausend Jahr alten Wandgemälde in Pompeji, und die auf dem Palatin gefundenen Decorationen der Gemächer haben sich merkwürdig gut erhalten. Einerseits mag wohl die Schuttdecke sie conservirt haben, andererseits aber darf wohl dem Bindemittel, mit welchem die Farben angerieben wurden, ein großer Teil der Haltbarkeit zugeschrieben werden. Ob dies nun Feigenmilch oder, wie anzunehmen, durch Kalk- oder Borsäureverbindungen in eine Art Firniß verwandelter Quark (Casein) war, muß dahingestellt bleiben. Die theilweise pastose Behandlung der Wanddecorationen legt die Vermuthung nahe, daß sich die pompejanischen Zimmermaler einer ziemlich dickflüssigen Farbe bedienten und ihre Arbeiten keineswegs nach dem heutigen Verfahren der Freskomalerei ausführten, deren Vergänglichkeit ihr eigenes Urtheil spricht. Wenigstens überlebten die pompejanischen Fresken ihre Schöpfer, während die heutigen Maler ihre Fresken mit Leichtigkeit überleben.

Dasselbe gilt leider auch bereits von vielen Staffeleibildern der Neuzeit, die, mit Fleiß gemalt, in ihrer Jugendzeit dem Künstler Ruhm und Ehre brachten, jetzt aber schon so greisenhaft verfallen sind, daß sie statt Freude nur Trauer erwecken. Etliche derselben sind vor der Zeit nachgedunkelt, etliche sind mit Sprüngen übersäet, bei einigen scheint der weiße Grund durch die Risse, bei anderen liegt ein Netzwerk von Sprüngen derart über dem Bilde, daß nur noch wenig auf demselben zu erkennen ist. Die Berliner Nationalgalerie und die neue Münchener Pinakothek, welche beide Werke jüngerer Meister enthalten, besitzen leider mehrere Beispiele zu diesen verschiedenen Arten einer Selbstzersetzung der Bilder, die in dem angewandten Material, in der Grundirung, in den Farben und Firnissen, sowie in der Technik der Malerei ihren Grund hat. Wie es die alten deutschen Meister machten, um Bilder von der bewundernswerthesten Haltbarkeit zu erzielen, wie und womit u. A. Hans Memling malte, dessen Bilder noch heute den Eindruck machen, als kämen sie frisch aus der Werkstatt — namentlich sei auf das Flügelbild im Dom zu Lübeck (gemalt 1491) hingewiesen — das ist heute ein Räthsel, gerade wie einzelne rothe Töne, welche die alten Glasmaler hervorbrachten, welche den heutigen Glastechnitern nicht ganz gelingen wollen. Schon seit Jahren arbeitet ein Engländer darauf hin, ein gewisses Scharlachroth sowie das Silberweiß, die auf den Glasgemälden der Lorenzkirche in Nürnberg häufig wiederkehren, nachzuahmen, allein bis jetzt resultatlos.

Wir haben alte Bilder, die sich trefflich gehalten haben, deren Farbentöne von einer Zartheit und Frische sind, daß an eine bedeutsame Veränderung derselben durch die Zeit nicht gedacht werden darf, denn wenn ein gemaltes Fleisch auf einem solchen Bilde so aussieht wie Fleisch heute in der Natur noch immer erscheint, wenn der Teint eines Mannes um so viel kräftiger und dunkler gehalten ist, wie der einer Frau oder eines Kindes, so kann man aus diesen Farbentönen, die fortwährend durch die Natur controlirt werden können, schließen, daß auch die übrigen Töne nicht übermäßig alterirt worden sind. Andererseits haben wir neue und neueste Bilder, die so nachgedunkelt sind und an Selbstzerstörung gelitten haben, daß sie nur noch ahnen lassen, wie sie frisch ausgesehen haben mögen. Hier wäre die Catarina Cornaro von Makart (Nationalgalerie) zu nennen, die 1873 eine Farbensymphonie genannt wurde, während jetzt, schon nach 7—8 Jahren, das damals vielgepriesene Fleisch, das helle leuchtende, sich schwartenartig bräunt. Diese Töne stimmen nicht mehr in der einstigen „Symphonie", oder man muß damit zufrieden sein, sie aus einer anderen Tonart zu hören, in einer anderen Farbenstimmung zu sehen. Zwischen diesen ältesten Bildern von vorzüglichster Haltbarkeit und solchen Neuschöpfungen, die sichtlichem Verfall entgegeneilen, rangirt nun die große Zahl der in Galerien vereinigten Meisterwerke, die sich alle mehr oder minder im Laufe der Zeit verändert haben, deren Schönheiten unter einer Patina verborgen sind, welche die Zeit heranbildete, oder deren Schönheit in eben dieser Patina besteht, die sich aus gelb und matt gewordenem Firniß, nachgedunkeltem Oel, aus Staub und jenen undefinirbaren, ungehörigen Kleinigkeiten zusammensetzt, welche eine verständige Hausfrau Schmutz zu nennen pflegt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß manches alte Bild unter der ehrwürdigen Kruste einen bedeutsamen Eindruck macht und der Phantasie des Beschauers den weitesten Spielraum gewährt, wie etwa eine Ruine, die vergangene Zeiten mit Zubehör wachruft, an Ritter, Knappen, Burgfräulein und alle die Requisiten denken läßt, die zur sogenannten Romantik gehören, aber als der Meister den letzten Pinselstrich an dem Werke gethan und es für vollendet hielt, sollte es wirken wie es da war, nicht wie es einst sein werde.

Die alten Meister werden durchschnittlich nach ihren Werken beurtheilt, wie selbe jetzt aussehen. Kunstgelehrte haben die trefflichsten Abhandlungen über das Colorit der alten Meister geschrieben, von den goldigen Tönen, von den warmen Tönen, von dem unerreichbaren Farbenzauber und den Farbenharmonien, aber dies Alles gilt von Bildern mit dem mehr oder minder gelb gewordenen Firniß, mit dem theils trübe gewordenen Firniß, mit der vorhin erwähnten Patina.

Um zu erkennen, wie stark ein Bild ungefähr vergilbt sein mag, genügt es, gegen die hellsten Lichter im Weiß ein weißes Taschentuch, gegen die Fleischtöne die Hand zu halten; man wird zu überraschenden Erscheinungen gelangen. Bei einem nicht vergilbten modernen Bilde wird man, wofern der Maler sich an die Natur hielt, zwischen der Farbe der beiden realen Dinge und den entsprechenden gemalten Tönen immer noch eine Verwandtschaft entdecken, und sei das Colorit noch so tief, die, wenn der Firniß gelb geworden nur dann gesunden wird, wenn man die natürlichen Gegenstände durch ein entsprechend gelb gefärbtes Glas betrachtet.

Der Künstler und Kunstgelehrte sieht diese Divergenzen natürlich ohne derartige Hülfsmittel, an die der nicht vom Genius begnadete Laie sich klammert, um aus dem Dilemma zwischen hergebrachter kunstanschaulicher Meinung und der Autopsie einen rettenden Weg zu finden.

Die hergebrachte Meinung nennt das Colorit des Meisterwerkes X warm, des Gemäldes Y goldig, der Riesenleinewand Z sonnig. Der Chemiker sieht statt dessen auf allen dreien nur die bewußte Patina. Er fragt sich, ob die alten Meister blaublind gewesen sein können, welche Frage er aus einer Reihe von philosophischen Gründen verneint. Ebenso zweifelt er daran, daß die Leute, welche gemalt wurden, dasselbe Gelübde abgelegt haben konnten, welches die Königin Isabella in einem unüberlegten Momente that, und kann somit die Gelbheit der Wäsche u. s. w.

nur dem Alter des Bildes, nicht aber den einstigen Modellen der Maler zuschreiben. Er vermag sich ferner nicht vorzustellen, daß die Maler der jugendlichen Märtyrinnen, der Liebesgöttinnen und Susannen aus frommer Scheu den Pinsel in Lederfarbe getaucht haben können, wo ihnen die höchste Aufgabe, die Wiedergabe des Nackten mit seinem Lichtzauber, gestellt worden war.

Wo nun gar in dunklen Kirchen, mäßig belichteten Sälen und sonstigen schattigen Räumen Bilder seit Menschenaltern hängen, dunkeln die Farben bis zur Unkenntlichkeit nach, da ihnen die bleichende, dem Verdunkeln entgegenarbeitende Einwirkung des vollen Tageslichtes ganz fehlt. Ein großer Theil der in italienischen Privatsammlungen ausgestellten Bilder hängt an den Schattenseiten. Die in dem unteren Sale der Scuola di San Rocco in Venedig befindlichen Tintorettos sind mittlerweile dunkle Flächen geworden, auf denen wegen der schlechten Beleuchtung unter den gewöhnlichen Bedingungen wenig zu erkennen ist. Selbst wenn der Custos ein Wachskerzlein anzündet und einzelne Köpfe beleuchtet, kann der Genuß dieser Bilder nur ein höchst zweifelhafter genannt werden, den die Zuhülfenahme einer Trittleiter um ein Mäßiges erhöht.

Der Laie steht nun den inkrustirten Meisterwerken wie verrathen und verkauft gegenüber, da ihm das Auge des begnadeten Künstlers fehlt und es ihm an dem durchdringenden Verstande des Kunstgelehrten mangelt. Wohl sucht er sich mit Hülfe des Schöngesagten der gar viel enthaltenden Handbücher in das ihm Unfaßbare hineinzuarbeiten: allein sein Aug ist zu, sein Herz bleibt todt, und schließlich betet er vertrauensvoll nach, was in den betreffenden Büchern steht, wie ein Kunstgelehrter sich vertrauensvoll an seinen Vorgänger lehnt.

Es gibt aber auch Künstler, denen die altgewordenen Bilder, nicht aber die alten Meister zur Richtschnur dienen, die ihren neuzeitlichen Schöpfungen das Aussehen geben, als hätten dieselben bereits seit Hunderten von Jahren in den Gemäldegrüften gemodert. Man betrachte in Hinsicht darauf z. B. die Gemälde Lenbachs. Wie solche Bilder nach geraumer Zeit aussehen werden, wenn zu der künstlichen Kruste sich die Patina gesellt, welche ihnen die Zeit verleiht, ist mit Bestimmtheit nicht vorauszusagen, aller Wahrscheinlichkeit werden sie dann nur nach „Ton" sein. Und das ist doch immer etwas. Vergebens sucht man diese „Patinatöne" in der Natur, und ihre schrullenhafte Falschheit dient nur dazu, Verwirrung zu schaffen. Wie fern die Alten einer Uebersetzung der Natur in das Angeräucherte standen, hat die Chemie auf das Schlagendste dargethan und zwar durch das Verfahren Pettenkofers, das an zahlreichen Bildern alter Meister in der Münchener Pinakothek mit überraschendem Erfolg in Anwendung gebracht worden ist.

Der Hauptsache nach besteht dies Verfahren in Zuführung von kalten Alkoholdämpfen auf die trübe und gelb gewordene Firnißschicht, welche wieder klar wird und das Bild in der ursprünglichen Frische erscheinen läßt. Daß jedes einzelne Gemälde nach seiner Individualität behandelt werden muß, daß andere Handgriffe pietätvoller Restauration von demselben nicht ausgeschlossen bleiben, darf als selbstverständlich gelten, ebenso wie es sich versteht, daß die Wiederbelebung der alten Bilder eine Kunst ist, die Geschick, Erfahrung und eine Technik erfordert, von der zu wünschen ist, daß sie Schule bilde und nicht das Gut eines einzelnen tüchtigen Restaurators bleibe.

Die vom Schmutz befreiten, durch das Pettenkofer'sche Verfahren regenerirten alten Gemälde der Münchener Pinakothek sind nun klassische Zeugen gegen manche schiefe Ansichten, die in den Anschauungen über die alten Meister herrschen, an denen die Patina Schuld war. Nun erst tritt die Farbenfröhlichkeit zu Tage, nun leuchten die Bilder wie einst, das Fleisch ist nicht mehr Leder, die Wäsche nicht mehr isabellenfarbig, der Himmel ist licht, die Schatten sind klar: das sogenannte Warme, Goldige und Sonnige ist verschwunden wo es eine Folge des Alters war, und zu erhöhtem Glanze gelangt wo der Maler es ursprünglich gemalt hatte, weil die vom Firnißrost befreiten Gegensätze zur Wirkung gelangen. Nun hat man doppelte Freude an den Werken der Meister, die verständnißvoll in den hellen Sälen vereint sind, so daß je eines einzelnen Meisters Schöpfungen ungetrennt, seine ganze Individualität vor Augen führen, wie in keiner anderen Sammlung. Eine Welt des Schönen ist wieder gewonnen, vor der ein trüber Schleier hing, dessen Nebel merkwürdiger Weise sogar für nachahmenswerth gehalten wurde.

Das Pettenkofer'sche Verfahren hat jedoch auch seine Gegner. Es sind anfangs einige Bilder durch dasselbe verdorben worden, ehe die nöthige Erfahrung gesammelt wurde, allein in Hinsicht auf das Gesammtresultat haben diese Opfer keine Bedeutung: besser der Verlust einiger Werke als das Begrabenbleiben vieler in dem Moder, der leider manche kunstästhetische Blüthe sonderlicher Art zeitigte.

Gelingt es dem Chemiker, die Werke der alten Meister, so weit dies überhaupt möglich, in ihren einstigen Zustand zu versetzen, zu ihrer ursprünglichen Wirkung zu verhelfen, so muß es auch seine Aufgabe sein, den neueren Meistern Material zu schaffen, das die Tugenden der Haltbarkeit besitzt, von denen weiter oben die Rede war. Die Theilung der Arbeit hat Farben und Malmittel zu einem Handelsartikel werden lassen, dem, wie zahlreiche Beispiele zeigen, nicht immer unbedingtes Vertrauen geschenkt werden dürfte. Die mündlichen Ueberlieferungen der alten Meister sind verloren gegangen, die schriftlichen Aufzeichnungen bieten nur vage Anhaltspunkte. Man malt heute mit einer Anzahl von Farben, die den Alten unbekannt waren, wie z. B. Cadmiumgelb — das Cadmium wurde erst 1817 entdeckt — und verschiedene Chrompräparate, die nicht älter sind als 1797, und die Händler werfen fast alljährlich Novitäten in Farben mit verführerischen Namen auf den Markt, deren Zubereitung und Zusammensetzung nicht bekannt ist. Das Cadmiumgelb, von dem man wußte, daß es mit Kupferfarben, Grünspan und dergl. gemischt sich verändert, ist neuerdings in den Verdacht gekommen, mit Bleiweiß allmählich braun zu werden; bei den künstlichen Gemengen der Farbenfabrikanten fehlt jeder Anhaltspunkt, ebenso wie ihre Pâtes, Trockenöle, Medien, Lacke u. s. w. unter dem Schleier des Fabrikgeheimnisses dargestellt werden. Welche Veränderungen diese Farben und Compositionen, deren wahre Natur zu ermitteln dem Chemiker nicht immer gelingen dürfte, im Laufe der Zeit erleiden, wie sie in Mischungen aufeinander wirken mögen, darüber können ebensowohl sorgsame Beobachtungen an den Bildern wie rationell ausgeführte chemische Experimente Anhalt geben, und wo dieselben angestellt worden sind, haben sie der modernen Farbenwirthschaft nicht immer das Wort geredet.

Es möchte daher an der Zeit sein, daß dem Geheimmittelunwesen auf dem Farbenmarkte ein Ende gemacht werde, damit der Künstler genau wisse, mit welchen Substanzen er malt, und nicht Stoffe untereinanderrührt, die sich im Laufe der Zeit gegenseitig zersetzen.

Für den Chemiker eröffnet sich auf diesem Gebiete ein weites, wenn auch mühsam zu bebauendes Feld, und zwar insofern, als er von den verschiedenartigsten Wünschen der Maler genau unterrichtet sein muß. Kommt es diesen auf die Haltbarkeit ihrer Gemälde an, in denen sich die Natur mit ihrer ganzen Herrlichkeit wiederspiegelt, so ist ihm eine andere Aufgabe gestellt, als wenn der Rost des Alters, die Patina der Jahrhunderte, das Ruinenhafte das Ziel ist, dem der Künstler zustrebt. In dem letzteren Falle würde dasjenige Material das beste sein, welches am raschesten der Zersetzung unterliegt, wenn nicht vorgezogen werden sollte, die Patina gleich über das Bild zu streichen. Dann allerdings würde dem Chemiker nichts übrig bleiben, als seinen Weg zu wandeln und die Galerien nur als Sterblicher zu betreten, den die Musen nicht zu den von ihnen Begnadeten zählen.

Drei deutsche Architekten der Neuzeit.

Von G. Ebe.

(Schluß.)

Versuchen wir nun, die Stellung unserer drei Rechitekten innerhalb ihrer Zeit zu zeichnen, fragen wir, wie weit ihr Wirken für die zukünftige Entwicklung von Folge sein kann, so ergibt sich ungefähr Folgendes.

Strack hat manches Neue an reizvollem Detail geschaffen, aber im Großen war ihm die Gabe, neue Aufgaben in charakteristische Formen zu kleiden, nur sparsam zugemessen. Er war unzweifelhaft Epigone, die letzte Blüthe einer beendeten Epoche. Die hellenische Renaissance, wie sie das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts begründete und die in Schinkel einen so genialen, für die Baukunst maßgebenden Vertreter fand, war zu ihrer Zeit eine wahre Erlösung aus dem deutschen Kunstelend des achtzehnten Jahrhundeets, welches durch das rückhaltlose Hingeben an den französischen Einfluß verschuldet war. Heute kann man kaum im ganzen Umfange nachempfinden, wie verschollen die Kunde vom eignen deutschen Geistesleben etwa noch zur Zeit Friedrichs des Großen war. Damals stand die Opposition gegen diese Versumpfung geradezu vor einer leeren Bildfläche, und die ausschließliche Wendung zum Griechenthum war ein gesunder Gegensatz und mußte alle Geister beherrschen. Klopstock in seiner Gelehrteneepublik hat hauptsächlich den Wettkampf mit der Antike vor Augen, Goethe kommt aus der Nachahmung Shakespeares in der Dichtkunst, aus der glühenden Bewunderung mittelalterlicher Baukunst, doch wieder auf die antike Form zurück. Soviel ist aber sicher, daß Niemand für seine Nation dauernd Gültiges schaffen kann, der seine Ideale ganz aus einer fremden Zeit und von einem fremden Volk holt, dessen symbolische Formensprache für uns unpassend und sogar unverständlich ist. Stracks Richtung ist nicht mit dieser soeben geschilderten identisch; aber der Pulsschlag der Neuzeit ist in seinen antikisirenden Werken nicht staek genug vernehmbar und außerhalb Berlins wird denselben deshalb wenig Sympathie entgegen getragen. Strack brachte außer der äußersten Eleganz der Formengebung kein neues Princip in die Behandlung der hellenischen Renaissance und konnte deshalb keine Schule machen. Wenn er Anläufe zum Neuen nimmt, so wurzeln diese in der für das eigentliche Kunstschaffen unfruchtbaeen, weil die Kunst nur von der Seite der structiven Idee fassenden Böttcher'schen Schule. — Vergleicht man die Ausbildung der Detailformen mit dem Lyrischen, die großen Raumcombinationen mit dem Dramatischen in der Dichtkunst — wenn auch der genaue Vergleich hinkt, so wird man doch eine gewisse Analogie zugeben — dann wird man es zutreffend finden, wenn Strack als dee Meister dee architektonischen Lyrik bezeichnet wird. Es bleibt noch zu erwähnen, was Strack als Künstler ablehnte, denn dies ist von Wichtigkeit, weil das Schaffen positiv ist und nur aus positiven Ueberzeugungen fließt, und die Negation demzufolge die Begränzung des ausübenden Talents bildet. Er theilte mit den Griechen die Abneigung gegen das Wölben, und geradezu verhaßt waren ihm die sogenannten „späten Formen", weshalb er denn auch selbstverständlich niemals das Gebiet der deutschen Renaissanee berührt hat.

Opplers innerste Richtung soll, nach den Aeußerungen von Fachgenossen, die ihm im Leben nahe standen, besonders durch den streng befolgten Grundsatz charakterisirt werden, sich stets eng an einen historisch gegebenen Stil anzuschließen und die in jedem Falle gewählte Nuaueirung treu durchzuführen. Seine aechäologischen Kenntnisse, für welche seine bedeutenden Sammlungen alter Kunstgegenstände ein Zeugniß geben, werden sehr hervorgehoben. Sollte sich Oppler wirklich auf die genaue Wiedergabe historischee Stilarten beschränkt haben, so wäre ihm dies nicht als ein Vorzug anzurechnen, denn damit hätte ee sich den Weg zur höchsten Leistung jedes Künstlers von vornherein abgeschnitten; aber diese Angabe ist auch keineswegs voll zutreffend. Füe die Decoration von Innenräumen älterer Gebäude, einem von Oppler mit besonderer Virtuosität gepflegten Genre, mag sie wohl richtig sein, doch besonders bei seinen Synagogenbauten kommt ein höheees Ziel zum Ausdrucke. Seine Auffassung dieser Aufgaben beruht auf einer neuen, von gesucht historischen Anlehnungen freien Motivirung. Die Caprice der maurischen Stilisirung verwirft er für die Synagoge mit Recht, weil sie kein reelles Fundament hat und einzig auf demselben Scheingrunde beruht, der auch die modernen französischen Maler veranlaßte, die alttestamentarischen Scenen im arabischen Kostüme abzubilden. Aber Oppler wählt auch nicht die gothische Gestaltung, obgleich er selbst Gothiker war, und trifft auch hierin das Richtige, um eine Verletzung des stilistischen Gefühls zu vermeiden. Der Eindruck, den ein Bauwerk hervorbringt, beruht im Wesentlichen auf den Ideenverbindungen, die wir traditionell gewöhnt sind mit den hierbei zur Anwendung gebrachten Formen zu verbinden; deshalb ist es besser für Synagogen, die bei uns für christliche Kiechen allgemein übliche Formen nicht zu gebrauchen. Das von Oppler gewählte byzantinisieende Centralschema in Verbindung mit romanischer Detaillirung erscheint wenigstens bei uns fremdartiger, und nicht von vornherein von der Tradition für einen anderen Zweck gestempelt. Der Centralbau an sich ist jedenfalls für die Gestaltung der Synagogen sehr geeignet, man muß freilich abwarten, ob die specielle Oppler'sche Fassung soweit durchschlagend ist, um sich typische Geltung zu verschaffen. Es ist z. B. die Frage angebracht, ob nicht der Centralbau mit Renaissanceformen in diesem Falle eine größere Zukunft vor sich hat? — Bei Gelegenheit der schon erwähnten Privathäuser hat Opplee viel zur Entwicklung der hannöverischen, gothischen Schule beigetragen, und seine außergewöhnliche Begabung für das Decorative hat eine bis dahin in der neugothischen Schule fühlbare Lücke ergänzt. Die Gothik knüpfte zunächst wieder an die Kirchenbauten an; beispielgebend waren zunächst die alten Kathedralen, deren mächtiger Wirkung wir allerdings kaum etwas zur Seite zu stellen haben. Auf die Profanarchitektur und ebenso auf das Kunstgewerbe war die Gothik bis auf die neueste Zeit noch ohne große Wirkung geblieben; aber nun begann sie mit der Renaissance um den zukünftigen Besitz zu kämpfen. Unsere Zeit muß es sich gefallen lassen, diese Hauptstilrichtungen nebeneinander gehen zu sehen, wenn auch nicht allzu friedlich. Unzweifelhaft gehört keiner Stilrichtung allein das Feld, denn thatsächlich ist bereits die Herrschaft dee Renaissance im Kirchenbau verloren; eine Renaissancekirche von Bedeutung ist in neuerer Zeit auf deutschem Boden nicht geleistet und auch nicht so bald denkbar.

Das Streben Sempers ist von Anfang an ein sehr hoch gemessenes. Nach seinem eignen Ausspruche ist es die höchste Aufgabe der Baukunst, „den künstlerisch monumentalen Ausdruck der religiösen, politischen und gesellschaftlichen Zustände einee Zeit zu verkörpeen". Es macht gerade Sempers übeeragende Größe aus, daß er nicht den historischen Stilcharakter, als Type für bequeme Nachahmung, in den Vordergrund stellt, sondern die weit schwierigere Entwicklung des Bauwerks nach seinem künstlerischen Gesammtcharakter aus den jetzt gegebenen Bedingungen fordert. Deshalb auch wird bei ihm die Form als ideelle Erscheinung dem Stoffe voraugestellt, sehr im Gegensatz zu dem Grundsatze der Neugothiker, welche die constructive Bedingung auch als maßgebend für die Gesammterscheinung betonen. — Indeß bewahrt Semper in seinem Streben nach dem Neuen und Zeitgemäßen vor Allen das rechte Maß; indem er die Bedeutung der historischen Formen achtet, versucht er nicht dieselben willkürlich zu mischen. Die Formensprache, deren er sich bedient, gehöel der zwischen Bramante und Borromini liegenden Zeit, also der eigentlichen Hochrenaissance an. Mit diesee Richtung stand der Künstler anfangs etwas fremd in dem damals vorzugsweise gräcisirenden Deutschland. Wie die alte Renaissance nahm Semper die Römer als Ausgangspunkt und verstieß damit derb gegen die herrschende Richtung, welche den Römern kaum eine eigne Kunst zugestehn mochte; aber Semper fand das Neue, Originale in den mittelst des Gewölbebaues ins Leben geeufenen

römischen Raumbildungen. In Folge dieser Auffassung hält er die hierbei erfolgte Anwendung des Säulenschemas für keine ungelöste Dissonanz, für kein äußerlich mechanisches Ankleben, sondern für ein ganz geeignetes, echtes Kunstmittel zum Ausdrucke der Stimmungen. Eigentlich rettete Semper hiermit für uns das Princip der Renaissance, denn wirklich sind dies die bewußten und unbewußten Anschauungen, welche der italienischen Renaissance ihre mächtige Bahn eröffneten, und in folgerichtiger Weiterentwicklung zu Bildungen führten, wie sie den veränderten ideellen Zielen der modernen Zeit entsprachen. Ebenfalls dieser Erkenntniß entsprechend ist es nur consequent, wenn Sempers Schaffen in seiner letzten Zeit auch die Formen des Barockstils nicht ausschließt, denn wer den Geist der Renaissance in oben erwähntem Sinne auffaßt, der kann nicht mit Schulwillkür an irgend einem Punkte Halt machen und die späteren Ideenreihen einfach verneinen. Die puristischen Kunstrichter, welche allem Nach-Michelangetesken das Verdammungsurtheil zuschleudern, thun dies aus einseitiger Tendenz und sind in der Regel nicht in der Lage, das Kunsttödtende ihrer Thearien am praktischen Schaffen zu erproben. — Eine Besonderheit, in der Semper mehr der Frührenaissance folgt, und welche sich überall in der seitdem bekannten Gesammtrichtung der modernen Architektur ausprägt, das ist die liebevolle Durchbildung des Ornaments, das Wiederheranziehen der Schwesterkünste Malerei und Skulptur zur organischen Durchdringung des Bauwerks. — Prüfen wir nun an diesen allgemeinen Grundsätzen seine wirklich ins Leben getretenen Schöpfungen, so werden wir zugeben müssen, daß diese nicht ganz dem vorgezeichneten Ideal entsprechen, daß sich mitunter eine recht erhebliche Minderleistung ergibt; aber wo wäre das jemals anders? Zum Beispiel ist das Rathhaus für Winterthur in diesem Sinne nichts weniger als gelungen, denn es ist kein Rathhaus weder nach den berechtigt hergebrachten, noch nach modernen Begriffen. In der Praxis bewährt sich die alte Erfahrung, daß auf dem unbequemen Wege vom Kopfe bis zur Hand Manches verloren geht, besonders bei den so mannichfach complicirten und von so vielen fremdartigen Bedingungen abhängenden Architekturwerken. Sein bester Bau bleibt wie schon erwähnt das alte Dresdener Hoftheater, packend durch die verständliche Betonung der für ein Theatrr charakteristischen Momente, die sich in dem klar zu Tage tretenden Halbrund des Zuschauerraums und dem zweckentsprechend für sich behandelten Bühnengebäude auch im Aeußeen aussprach. Ein Vorläufer in dieser Art war allerdings schon das von Moller erbaute Mainzer Theater, und die gemeinschaftliche Quelle findet man in einem van dem Italiener Sangiorgi veröffentlichten Entwurf, aber es bleibt genug übrig, was der eiguen Erfindung unseres Architekten zuzuschreiben ist.

Sempers Schriften, namentlich „Der Stil“, fallen neben seinen Bauten bedeutend ins Gewicht. Man kann wahl sagen, daß er den Gesichtskreis der Kunstgeschichte wesentlich erweitert hat, indem er die in der Monumentalkunst üblich gewordenen Zierfarmen in ihrem Ursprunge aus den primitiven technischen Künsten nachwies. Und nach ein Anderes wird für die künftige Bearbeitung der Kunstgeschichte von Wichtigkeit sein: Semper erkennt den schöpferischen Antheil der einzelnen bewußten Stilgründer, und das Hervortreten des Individuellen gilt ihm nicht als Willkürtichkeit, wie es die Vertreter der unpersönlichen systematischen Kunstgeschichte, an ihrer Spitze Kugler, zu nennen belieben. Außerordentlich wichtig für Sempers Anschauung der antiken Kunst sind seine Forschungen über Polychramie und die daher fließende Erkenntniß der Lucke in der modernen Reconstruction der Antike. Sein weiterer Schluß, daß die in ebenso mangelhafter Erkenntniß schaffenden Renaissancekünstler mit unbewußter Feinheit das Fehlende durch plastische Bewegung und Schattenwirkung zu ersetzen suchten, wirft ein scharfes Licht auf diese Meister. Man muß auch hier die Einschränkung machen, daß die Wiederanwendung der Polychramie Semper praktisch ebenso wenig ganz gelungen ist wie Andern. Das Gesetz der Färbung, wie es für unsern Farbensinn und unsern Himmel paßt, ist eben noch nicht gefunden. Auch bei Semper treffen wir auf eine bewußte Negation, welche sein Kunstschaffen näher begrenzt: es ist das in seinen letzten Jahren, zum Beispiel anläßlich seiner Function als Juror bei der Berliner Dombau-Cancurrenz, sehr herb hervorgetretene Abweisen des gothischen Bausystems. Die Consequenz desselben, das nach Außenwenden des structiven Schemas, war ihm geradezu unerträglich, und diese Einseitigkeit unterscheidet ihn wesentlich von Schinkel, dem die Gathik nach der nationalen Seite stets ein gleichberechtigtes Ideal blieb. Was uns endlich Semper hinterläßt, ist ein freier Ausblick auf ungehemmte künstlerische Entwicklung. Sein Ausspruch: „Die Kunst muß der Ausdruck unserer Zustände sein“, wirft die Schablone einer historisch aufwärmenden Richtung zum Gerümpel verzopfter Kunstgelahrtheit. Es weht ein frischer Hauch aus den Semper'schen Schöpfungen, kein Archaismus, keine Verkümmerung, keine geheuchelte Ehrfurcht vor einer etwa officiell beliebten Richtung. Sein Streben nach dem charakteristischen Ausdruck in der Gesammtform der Gebäude hat Schule geschaffen und bleibt ein dauerndes Vermächtniß seines Geistes.

Damit wäre die beabsichtigte Parallele zwischen den drei deutschen Architekten beendet, aber zum Schlusse mag es noch erlaubt sein, eine kurze Bemerkung oder einen Wunsch auszusprechen in Bezug auf die Conservirung der nachgelassenen Originalzeichnungen bedeutender Architekten. Diese werden jetzt meist zerstreut und gehen unbeachtet zu Grunde; jedenfalls ist dies sehr zu bedauern, weil damit ein bedeutendes Lehrmaterial verloren geht. Wie schön wäre es, wenn auch bei uns wie in den Uffizien zu Flarenz eine Sammlung derartiger Handzeichnungen zum öffentlichen Gebrauche vorhanden wäre? Welche reiche Belehrung würde der Kunstjünger nicht schan aus der Darstellungsmanier der früheren Meister schöpfen können, anderer Vartheile gar nicht zu gedenken? Aber wir müssen immer wieder erleben, daß Paris in solchen Dingen vorangeht. In der vorjährigen Pariser Ausstellung der Union centrale des Beaux-Arts appliqués à l'Industrie fanden sich verschiedene Säle mit architektonischen Plänen verstarbener Architekten, bestimmt dem Museum einverleibt zu werden. Ein ähnlicher Anfang ist ja in Berlin auch schon gemacht und man fragt vergebens, warum derselbe auf den einzigen Schinkel beschränkt gebtieben ist?

Notizen.

Das letzte Werk Laménte's.

Es gab eine Zeit, wa das Interesse, das man so lebendig für das achtzehnte Jahrhundert im Allgemeinen fühlt, sich ganz speciell auf die Geschichte der „graßen Revalution“ cancentrirte. Es war die Periade van 1830 bis zur Märzrevalution. Und man erzählt sagar, daß noch später, während des ersten Landtages, mancher unserer Valksvertreter auf die Königliche Bibliothek zu gehen pflegte, um dort in den alten Jahrgängen des Maniteurs nach Funken zu suchen, die seine eigenen Reden entflammen sallten. Für einen unpalitischen Farscher sall es damals zeitweis ganz unmöglich gewesen sein, jener Bände habhaft zu werden. Es herrschte damals eine unreife Begeisterung für jene Komödie voll Schmutz und Blut — eine Begeisterung, die sich noch nicht darum kümmerte, tiefer auf den Grund zu gehen und sich zu fragen, wie es dabei hinter den Caulissen ausgesehen haben möchte. Aber sie hat wenigstens zwei köstliche Früchte getragen: die Geschichte der französischen Revalution van Dahlmann und die von Carlyle. In Anlage und Ausführung sa verschieden, haben diese beiden Werke den Zug gemeinsam, daß sie Mirabeau, „den großen Mirabeau“, „Mirabeau den Tribunen“ in den Mittelpunkt der Scene stellen. Ist er erst abgetreten, so scheint bei beiden Histarikern das Interesse an ihrem Gegenstand merklich abzunehmen. Sie haben beide als Künstler gefühlt, daß Mirabeau unter den Führern jener Bewegung derjenige ist, den man sich am ersten menschlich nahe rücken kann: ein Mann, der nicht hahle Abstractian ist wie Rabespierre ader Sieyes, nicht blinde Leidenschaft wie Marat ader rasselndes Pathos wie Danton, sandern ein starker Kopf, der sich bemüht,

die Politik des Möglichen zu treiben, und ein nur zu schwaches Herz, dessen Irrgängen wir unsere Theilnahme nicht versagen. Aber obwohl Carlyle wenigstens, als der große Dichter, der er war, darnach strebte, sich auch das Persönliche seines Helden möglichst lebendig zu machen, so stand doch er sowohl wie Dahlmann seiner Aufgabe zeitlich noch zu nahe und andererseits dem eigentlichen Schauplatze zu fern, als daß sie jenen Standpunkt hätten gewinnen können, von wo der Geschichtsschreiber Ueberblick wie Einblick gleich bequem gewinnt. Es sollte unseren Tagen, und es sollte einem Landsmanne Mirabeaus vorbehalten bleiben, dem großen Tribunen das würdige Denkmal zu setzen.

Louis de Loménie, dem die Literatur schon das ausgezeichnete Buch über Beaumarchais sowie die Studie über Frau von Rochefort und ihren Freundeskreis verdankt, wurde noch in den ersten Anfängen seiner schriftstellerischen Laufbahn durch einen Zufall auf die Bearbeitung dieser Aufgabe hingewiesen. Er lernte damals den fils adoptif, Lucas de Montigny kennen, und dieser gewährte ihm vollen Einblick in die Familienarchive der Mirabeaus, die er selbst gebührend für die Memoires auszunützen durch begreifliche Rücksichten verhindert gewesen war. Loménie hat von dieser Erlaubniß den ausgiebigsten Gebrauch gemacht; und einmal in diesen Kreis hineingestoßen, hat er sich mit dem so Erlangten nicht begnügt, sondern im Laufe seines Lebens das denkbar vollständigste Material zu einer Familiengeschichte der Mirabeaus, deren Krone natürlich die Biographie Honorés bilden sollte, gesammelt.

Es sollte ihm nicht vergönnt sein, dieses Werk zu vollenden; und wir haben wieder einmal das Schauspiel sehen müssen, das tragischste, das es gibt, wie der fleißige Arbeiter in der Blüthe seiner Kraft von der ungelösten Aufgabe seines Lebens weggerissen wird. So Viele freuen sich ungestört ihres nutzlosen Daseins — und den Mann, der etwas seiner Zeit zur Ehre schaffen kann und will, den packt die plumpe Faust und lähmt ihm das Gelenk!

Die beiden ersten Bände des Werkes hat Loménie druckfertig hinterlassen, und seine Freunde haben sie nach seinem Tode herausgegeben.*) Sie führen die Geschichte gerade bis zum Tode der Eltern Honorés: dieser, die interessanteste Figur des Buchs, kommt bisher nur hie und da — und natürlich nicht auf das Vortheilhafteste zur Erwähnung.

Und doch tragen auch diese Theile der Erzählung Manches dazu bei, uns jenen allerseltsamsten Charakter aus seinen Vorgängern verständlich zu machen. Waren sein Vater, l'ami des hommes, und sein Ohm, der Bailli, schon früher hinlänglich bekannt, so rückt nun auch die Mutter, deren Züge man bisher nur schattenhaft im Halbdunkel gesehen, in volles Licht. Das ist ein Kopf! Wenn ihr großer Sohn und sein Geschick, das den mit jedem Brandmal Gezeichneten einen Augenblick an das halbzerbrochene Steuer der sinkenden Monarchie führte, nur in jener Zeit des allgemeinen Zusammensturzes denkbar ist, so gehört sie zu jenen Erscheinungen, die in jeder einzelnen Epoche das einzige, nach einer bestimmten Richtung hin mögliche Extrem darstellen. Sie ist das Extrem, wohin unbegreifliche Sinnlosigkeit gestachelt von jedem schlechten Triebe führt. Man stelle sich das vor und bedenke jene Zeit, die dem Schlechten so gefällig die Grenzen abgesteckt hatte! Das Gesicht dieses Weibes finden wir in den häßlichsten Zügen Mirabeaus wieder. Nachdem der Verfasser die erste genaue, die Documente erschöpfende Darstellung des berüchtigten Scheidungsprocesses gegeben, wobei er zeigt, wie dabei Honoré verächtlich von Partei zu Partei hinüber herüberschwankt, führt er das Ende der Unglücklichen vor: die vielumstrittenen Renten mit Beschlag belegt, fortwährende Bedrängniß durch Gläubiger, die Angst, daß man sie von ihrem Strohlager, aus der unbezahlten Kammer, die sie mit ihrer Kammerzofe und ihrem Lakaien (muß man doch die Ehre des Standes wahren!) theilt, nach dem Schuldgefängniß abführe. Die Jagd nach einigen Louis, die ihr von mitleidigen Freunden zugesagt werden, und Haß gegen ihren Mann sind die letzten Triebfedern ihres Thuns — ihr letztes Lebenszeichen ein hysterischer Schrei der Entrüstung über ihren Sohn, von dessen Sterbelager man sie verbannt hat — ein Brief an den Tonnen-Mirabeau, der sie noch einmal scharf charakterisirt: leidenschaftlich, confus und verlogen.

Eine merkwürdige Portie des Buches ist auch die Untersuchung über die Abstammung der Mirabeaus. Das protzige Wort, daß die Mirabeaus nur ein einziges Mal eine Mißheirath gemacht, und zwar indem sie sich mit den Medicis verschwägerten, wird durch den Nachweis, daß sie in den Riquets recht bescheidene, bürgerliche und ziemlich jung datirte Anfänge gehabt, schlagend widerlegt. Nicht minder anziehend ist die Laufbahn des Bailli beschrieben, wobei sich zeigt, wie sich in damaliger Zeit das Leben eines „jüngeren Sohnes“ gestalten konnte, wofern dieser nur Streben und Talent besaß.

Was in dem Werke besonders wohlthut, das ist das Fehlen des gelehrten Apparats, der sonst so oft ein Zeichen des Unfertigen ist oder, noch schlimmer, ein prunkendes Toilettenstück sein soll. Loménies Buch ist nach dieser Seite hin ein vollendetes Kunstwerk. Und wenn man es auf sein Entstehen hin untersucht, so muß man sich sagen, daß man hier ein Muster moderner Geschichtsforschung vor sich hat. Vollständige Berücksichtigung des Materials und jene Schärfe der Analyse, die dem Stoff bis in seine verwickeltsten Verbindungen folgt und ihn um so klarer zu erkennen meint, je genauer sie seine Beziehungen zum Allgemeinen verfolgt. Den Boden, woraus jene Leute hervorgewachsen sind, und diese selbst hat Loménie sich bis zum Greifbaren anschaulich gemacht; und er hat es verstanden, das Bild unabgeschwächt in sein Buch zu übertragen.

Die Vorrede des Herausgebers verspricht eine Fortsetzung des Werkes. Loménie habe sämmtliche Untersuchungen abgeschlossen hinterlassen, und es sei nur noch erforderlich, diese Papiere für den Druck zu redigiren. Wir sehen der Veröffentlichung des Restes mit Spannung entgegen: sollte derselben auch jenes persönliche Element fehlen, das der Künstler seinem Werke erst mit der letzten Zeile gibt, so darf man doch hoffen, daß die Bearbeitung des Stoffes trotzdem nicht die Hand des Meisters verleugnen werde; der Vorwurf selbst verspricht das bisher Behandelte an Interesse weit zu übertreffen. C. G.

* * *

Murad Effendi gibt seine **dramatischen Werke** in drei Bänden gesammelt heraus (Leipzig, T. O. Weigel; Leyden, E. J. Brill). Man hat so Gelegenheit, sich über das dramatische Talent des Verfassers, dessen Stücke, soweit sie überhaupt aufgeführt worden, doch nur flüchtig über die Bretter gegangen sind, in aller Ruhe ein Urtheil zu bilden. Und dieses Urtheil wird wohl dahin ausfallen, daß, wenn diese Stücke sich für die Bühne nicht recht brauchbar erwiesen haben, das Theaterpublicum dadurch keinen allzu schweren literarischen Verlust erlitten hat. Geradezu befremdend wirken die Lustspiele, die mit ihren conventionellen Typen an Benedix, manchmal wohl gar an eine weit frühere Zeit erinnern und vor Allem häufig eine völlige Unkenntniß unseres heutigen gesellschaftlichen Lebens verrathen. Professors Brautfahrt zum Beispiel, ein Schwank, bei dem man übrigens nur schwer lustig werden kann, schildert einen Gelehrtenhausstand, wie ihn Weiße oder Mylius zopfigen Angedenkens auch nicht anders dargestellt haben würden. Der Autor hat sein Buch in Haarlem drucken lassen, was leider zur Folge gehabt hat, daß lateinische Lettern verwandt sind, ein Umstand, der bei einem Werke schöngeistigen Inhalts stört. Schlimmer ist, daß der möglicherweise sprachunkundige Corrector mehr Druckfehler hat stehen lassen, als recht und billig wäre.

Bibliographie.

Kaufmann, Leopold. Albrecht Dürer. Erste Vereinsschrift für 1881, herausgegeben v. d. Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. 8. 111 S. Köln, J. P. Bachem.

Sach, Dr. August. Asmus Jacob Carstens' Jugend- und Lehrjahre nach urkundlichen Quellen bearbeitet. 8. 277 S. Halle a. S. 1881, Buchhandlung des Waisenhauses.

Steuerwald, Wilhelm. Lyrisches im Shakspeare. 8. 161 S. München 1881, Th. Ackermann.

Jensen, Wilh. Aus stiller Zeit. Novellen. 8. 205 S. Berlin 1881, Gebr. Paetel.

Hoffmann, Hans. Unter blauem Himmel. Novellen. 8. 236 S. Berlin 1881, Gebr. Paetel.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

*) Les Mirabeau. Nouvelles études sur la société française au XVIII^e siècle. Paris, E. Dentu.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 32. Berlin, den 6. August 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Der Parlamentarismus wie er ist.*)

Vor einigen Monaten ist von Lothar Buchers Schrift „Der Parlamentarismus wie er ist" eine zweite veränderte Auflage erschienen. Die zu ihr verfaßte Vorrede läßt erkennen, daß die Beweggründe für die neue Edition völlig außerhalb der Interessen des Verfassers gelegen haben, der nicht mehr und nicht weniger thun konnte, als auf Begehren des Verlegers seinen vertragsmäßigen Pflichten nachzukommen. Das ist auch durchaus begreiflich. Das Bucher'sche Werk war seinem Inhalte nach nicht zu einer Erneuerung in vermehrten und verbesserten Auflagen bestimmt. Es ist eine in vieler Beziehung höchst merkwürdige Streitschrift, die mit Allem, was sie bedeutete und bedeuten sollte, nur im Rahmen des Zeitabschnittes, wo sie erschien, ganz zu verstehen war. Heute ist ihr thatsächlicher Inhalt, in England wie in Deutschland, durch neue großartige Ereignisse theilweise überholt. Und wenn sie nichtsdestoweniger noch für eine ferne Zukunft lehrreich und bedeutungsvoll bleiben wird, so hat sie doch schon angefangen, der historischen Beurtheilung zu verfallen, sie hat das Schwergewicht ihres Werthes bereits nach dieser Seite verlegt. Gerade die historische Bedeutung des Buches wird aber vielleicht zuletzt den größeren Theil seines Werthes ausmachen. Als es vor nahezu dreißig Jahren erschien, in jener Epoche, wo eine kleine Gruppe von Politikern den unverstandenen Zeitgeist auszurotten trachtete, da war die Schrift des preußischen Steuerverweigerers kaum im Stande, einen durchgreifenden Einfluß zu üben, nicht einmal auf diejenigen, für die sie zunächst verfaßt sein konnte. Gewiß war sie eine hochinteressante Erscheinung, die manchem Kundigen in die Augen stach, Vielen Belehrung im Einzelnen brachte, von nicht Wenigen auch, denen der Inhalt unwillkommen war, nach echter deutscher Art ungläubig und spöttisch verworfen wurde. Heute ist dieses Werk zu etwas ganz Anderem geworden. Es gehört mit zu jenen Wahrzeichen, aus denen ein künftiges Geschlecht ein Stück von dem Ringen und Drängen des merkwürdigen Zeitalters der Wiederherstellung Deutschlands wird entnehmen können. Wie einer der besten und edelsten Kämpfer dieser mehrere Jahrzehnte umfassenden Periode zu verschiedenen Zeiten in den Kampf eingriff, wie er gerungen hat, um sich hinaufzudrängen zu der ihm einleuchtenden Höhe der Anschauung, was er dabei erfahren hat und gelitten, wie überhaupt der Kampf und des Kampfes Ziele sich in den Köpfen der Einzelnen wiederspiegelten — das wird an der Hand dieses Buches und der Geschichte seines Verfassers der künftige Geschichtsschreiber studiren können.

*) Von Lothar Bucher. 2. Aufl.

Im Jahre 1848 trat der Regierungsassessor Lothar Bucher, irgendwoher aus Pommern, in die Berliner Nationalversammlung ein. Er war ein Bürgerssohn, ausgerüstet mit allem theoretischen Wissen, dessen ein so feiner Kopf, wie der seinige, sich bemächtigen konnte. Seit 1789 hat der Bürgerstand angefangen, neben den anderen Ständen gleichberechtigt aufzutreten; seit dieser Zeit hat er sich auch Alles erworben, was zur Sache gehört: Wissen, Bildung, Reichthum. Nur Eines fehlt ihm noch und hat ihm vor fünfunddreißig Jahren noch weit mehr gefehlt: eine individuelle Verbindung mit der historischen Tradition, und die Würdigung des Werthes einer solchen. Aus den Knabenjahren und den Erinnerungen, welche man von Eltern und Großeltern überkommt, überliefert sich dem Bürgerssohn einstweilen noch nicht jenes individuelle Verhältniß zum Staate und der Staatsordnung, welches jeder Sproß einer blutarmen Militäradelsfamilie wie ein Vermächtniß bewahrt. Daher ereignet es sich, daß der von der Hochschule zurückkehrende Bürgerssohn in Fragen von Recht und Staat die Eltern oft übermüthig schulmeistert, während der Sohn des Adligen sich gar zögernd entschließt, den in der gleichen Beziehung vom Elternhause überkommenen Anschauungen neue Gesichtspunkte überzuordnen. Diese grundsätzliche Disformität mag die ersten Gesichtspunkte abgegeben haben, welche für die Parteibildung der preußischen Parlamentarier im Anfang ihrer Thätigkeit maßgebend wurden. Diesseits und jenseits der hieraus sich ergebenden Grenzlinie erwuchsen nach und nach die bewußten Parteiführer, entwickelten sich die schroffsten Gegensätze, wurde der Kampf von jenen edlen und allezeit bewunderungswürdigen achtundvierziger Idealisten bis zu den letzten Consequenzen ausgekämpft. Bucher kämpfte ihn auf der Seite des Bürgerstandes; von Rechten der Arbeiter war derzeit noch nicht die Rede. Er stritt mannhaft bis zum Aeußersten, er wurde vor Gericht gestellt, er theilte zuletzt das Schicksal der vielen wackeren Männer, welche im Auslande Zuflucht suchen mußten. Aber in dem, was er von da an that, unterschied er sich wesentlich von einer großen Zahl der Genossen. Er wurde weder verbittert, noch mürbe. Er wandte sich nicht unwillig ab von den Problemen der Politik, noch viel weniger wählte er den materiellen Besitz zum neuen Ziele seines Strebens. Auch war ihm nicht beschieden, was manchem seiner Kampfgenossen widerfuhr, daß eine junge thatkräftige Gattin an seiner Seele ein für die Interessen des Hausstandes und der Familie heilsames Reformwerk vollzog. Er ging nach England, dem gelobten Lande, um das, was er davon zu wissen glaubte, mit eigenen Augen zu erschauen. Was er dort erfuhr, war nicht eine Enttäuschung, aber eine tiefgreifende Belehrung. Er fand den politischen Zustand Englands so, wie er sich ihn eigentlich schon zu Hause hätte vorstellen müssen, wenn er nicht, wie die große Mehrzahl seiner Landsleute, be-

fangen von der Wahnvorstellung gewesen wäre, daß die berühmte Staatsmaschine Englands ein Zauberwerk sei. Als solches erwies sie sich ihm nicht. Es ging Alles mit natürlichen Dingen zu. Der Parlamentarismus war zwar vorhanden, oder wenigstens noch bedeutende Reste von ihm, aber unter den Voraussetzungen, auf denen er ruhte, verstand er sich gewissermaßen von selbst. Diese Voraussetzungen waren ein Parlament, von dessen Composition man in Deutschland entweder keine Ahnung hatte, oder für welche deu deutschen Politikern doch der Maßstab gänzlich fehlte. Wie völlig verschieden nahm sich nicht blos der englische Lord, sondern auch das englische Unterhausmitglied aus, je nachdem es Bucher an der Spree mit dem Fernrohr, oder an den Ufern der Themse mit unbewaffneten Augen betrachtete. Dieses Parlament deckte sich vielleicht nicht mit der Aristokratie, aber es stand ganz unter ihrer Herrschaft. Die Aristokratie entsandte den einen Theil ihrer Mitglieder in das Haus der Lords, den andern in das Unterhaus. Sie beherrschte nicht blos die neutrale Regierung, sondern ebenso diejenigen der Grafschaften nnd Bezirke. Sie herrschte nicht, um sich zu bereichern, sondern aus Stolz und Patriotismus. Sie herrschte, weil sie der Theilnahme an der Herrschaft von jeher gewohnt war. Sie gebot über die Presse, über die Flotte, über die Vertretung im Auslande — sie war die Erste im Dienste von Allem, was seit Jahrhunderten Englands Ruhm ist. Daß die auf solchen Voraussetzungen erbaute parlamentarische Regierung auch haltbar oder nur denkbar wäre in einem Staate, der, weil nicht vom Meere, sondern von mächtigen Nachbarn eingeschlossen, zur Unterhaltuug einer großen Armee gezwungen ist, und dessen Gesellschaft eine politische Superiorität der Aristokratie aus dem Grunde, weil eine solche im englischen Sinne gar nicht besteht, unmöglich machen würde — das ist zum mindesten in England selbst nicht erprobt, und aus englischen Verhältnissen nicht zu beweisen. Man kann sich vorstellen, mit welchem Ungestüm ein Mann von der geistigen Tiefe und Gründlichkeit Lothar Buchers diese Thatsachen beobachtete und in sich aufnahm, wie sehr es ihn drängte, seinen Landsleuten mitzutheilen, was er wahrgenommen, und wie er glauben mochte, daß alle Anderen so willig wie er sich der besseren Erkenntniß erschließen würden. Wer die Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkscharakters kennt, weiß freilich, daß darauf nicht zu rechnen war. Seit dreißig Jahren ist unendlich viel geschrieben worden, um die Deutschen über den Mechanismus des englischen Staatswesen aufzuklären. Die Einzelnen haben auch viel gelernt, aber die öffentliche Meinung predigt noch heute wie ehemals, daß englische Institutionen das höchste Ziel seien. Es gibt eine große Zahl angesehener Politiker in Deutschland, welche sich einbilden, dem deutschen Constitutionalismus fehle nur das Alter des englischen Parlamentarismus, um diesem gleich zu kommen. Und wie einst ein Witzblatt die bescheidene Anfrage an die Weltgeschichte richtete, ob es sich nicht auf irgend eine Weise arrangiren ließe, daß der Vater Wrangel die Schlacht bei Leipzig gewonnen hätte, so wünschen viele von diesen Politikern nichts sehnlicher, als daß es möglich wäre, dem deutschen Constitutionalismus ein lumpiges Jahrhundert Anciennität beizubringen. Könnte man dann noch für die großen politischen Parteien in Deutschlmnd Spitznmen erfinden, die sich baldigst zu Bezeichnungen gleich denen von „Whigs“ und „Tories“ zu gestalten hätten, so wäre, meint Mancher, der deutsche Parlamentarismus fertig. Vor Jahr und Tag brachte die „Gegenwart“ einen interessanten Artikel mit der Ueberschrift: „Was es kostet, ein M. P. (Member of Parliament) zu werden.“ Darin war zu lesen, daß die gesammten für die Wahlen des Jahres 1874 ausgegebenen Kosten 21,000,000 Mark betragen hatten, daß von 350 Conservativen jeder durchschnittlich 21,800, von 250 Liberalen jeder durchschnittlich 19,600 Mark ausgegeben, daß die billigste Gruppe der ländlichen Wahlen, wo Gegencandidaten gar nicht vorhanden gewesen waren, einen Kastenaufwand von je 6600 Mark verursacht hatte, während von den 4 Candidaten, deren Candidatur die kostspieligste war, jeder im Durchschnitt 141,010 Mark hatte opfern müssen. Selbst unter der Voraussetzung, daß das Leben in England viel theurer ist als in Deutschland, müßten solche Ziffern wohl Jedem die Augen öffnen. Aber das geschieht nicht; die große Masse ist unempfänglich für diese Aufklärungen. Ein Mann wie Bucher war es natürlich nicht. Ihn dürstete danach, seine neue Erkenntniß kund zu geben, er wollte mit Feuer und Schwert auftreten gegen die Grundirrthümer der politischen Anschauung in Deutschland. So schrieb er sein Buch, von dem Wahn befangen, seine Landsleute würden es ihm danken, daß er durch eigenes Bemühen die bessere Erkenntniß fördere. Denjenigen, die nichts Idealeres kannten, als daß die Whigs heute den Tories weichen, um über Jahr und Tag die Herrschaft wieder zurückzugewinnen, bis sie diese gemäß der wechselnden Strömung der öffentlichen Meinung unfehlbar wieder in die Hände der Tories liefern — diesen Politikern rief er aus vollster Ueberzeugung zu, „daß, wie auch immer die Geschicke Deutschlands sich wenden mögen, niemals zwei Cliquen von gestern, sei es von oben oder von unten, die Gewalt in Deutschland geschenkt bekommen würden, um sich behaglich darin zu schaukeln“. So bedeutend übrigens das Buch ist, so ist es doch keineswegs ein vollendetes Werk. Es genießt sich stellenweise wie ein ausgezeichneter Wein eines vortrefflichen Jahrganges, den man nur etwas zu zeitig entkorkt hat. Ja man muß zuweilen lächeln über den Feuereifer des Verfassers, z. B. wenn er sagt, die innere Rechtsgeschichte Englands erzähle den tausendjährigen Verfall eines einfachen großen Gebäudes; denn ein tausendjähriger Verfall läßt sich im Bereich menschlicher Dinge kaum denken. Aber das sind nur Einzelheiten, an denen kein besonnener Beurtheiler, wenn er nicht sehr übelwollend ist, den Werth dieser Schrift messen kann; ihre Abfassung war eine schöne und mannhafte That. Und man erwäge nur, zu welchen Consequenzen ein politischer Kopf auf der Basis solcher neuen Anschauungen getrieben wird. Muß man das englische Ideal verwerfen, so steht man mit der politischen Führung vor ungebahnten Pfaden. Erkennt man, daß das Wesen des englischen Parlamentarismus gerade darin besteht, daß die Politik in England in einer unbegrenzten Verehrung der historischen Tradition wurzelt, so ist die nächste Folge eine mildere Beurtheilung der historischen Entwickelung des eigenen Staates. Nicht daß man gezwungen wäre, sich von dem Begriff der modernen Freiheit, der Repräsentativverfassung, oder gar von den humanen Principien der neuen Zeit loszusagen; aber man wird zu der Erkenntniß geführt, daß unser Volk unter dem Banner dieser neuen geistigen Errungenschaften seine eigenen Wege gehen muß. Diese Erkenntniß war auch Lothar Bucher aufgegangen, der, nach Deutschland zurückgekehrt, sie seinen ehemaligen Kampfgenossen predigen wollte. Nun aber erfuhr er eine bittere Enttäuschung. Er wollte neue Lehren verkündigen, die nicht in dem Programm der neu formirten politischen Partei der ehemaligen Freunde standen. Das galt als durchaus unzulässig. Wollte er sich darauf berufen, daß er noch der Alte, nur der besser Informirte sei, so hörte man ihn nicht. Erklärte er sich bereit zum Anschluß an die fest formulirten Dogmen, so war er recipirt, und sein Schicksal aus der achtundvierziger Zeit garantirte ihm den politischen Adelsbrief; wollte er das Alles nicht — anathema sit! Mit Unwillen wandte er sich ab; er suchte strenge, fruchtbare Arbeit, und der deutsche Staatsmann von heute, welcher, damals noch in den Anfängen seiner Thätigkeit stehend, die hervorragenden Eigenschaften seines ehemaligen politischen Gegners wohl kannte, erwarb ihn für den Dienst des Staates.

Seitdem ist Bucher für die Oeffentlichkeit ein stiller Mann geworden; er ist untergetaucht in jene Anonymität, welche man „vortragender Rath“ nennt. Nur muthmaßen kann man, wie sein glänzendes Wissen in allen Zweigen des Rechts, sein Scharfsinn, seine blendende Dialektik dem Dienste, den er versieht, zugute kommt. Es heißt, er sei bis zum Aeußersten discret, reservirt und schweigsam, still und zurückhaltend in der Gesellschaft, er hänge in unbegrenzter Liebe an dem deutschen Reichskanzler, der eine wahre Freundschaft für ihn hege, und absolutes Vertrauen sowohl in seine Kenntnisse, als in sein Urtheil und seine Ergebenheit setze. Aber alles dies wird nicht bekannt ge-

macht, sondern transpieirt höchstens aus den Sphären des auswärtigen Amtes. Officiell liest man seinen Namen selten, wenn es sich nicht um eine Rangerhöhung oder eine Ordensverleihung handelt. Und so wird er wohl auch bleiben. Denn es ist das allgemeine Schicksal derjenigen, welche in den höchsten Sphären des Staatsdienstes als Beamte arbeiten, daß ihre Verdienste nur ihrem speciellen Chef und dem engen Kreise der Collegen bekannt werden. Was aber Bucher ehedem erstrebt und geleistet hat, wird nicht vergessen werden können, wenn künftig die Geschichte unserer Zeit sich entrollt. Alles in Allem wird man von ihm zu sagen haben, er war einer von den Wenigen, „die was davon erkannt und .... ihr volles Herz nicht wahrten".

Agrippa.

Thomas A. Scott als Typus eines amerikanischen Großeisenbahn-Leiters.

Von E. Schläger.

Die Vereinigten Staaten sind das klassische Land der Eisenbahnen. Wer das Wesen und die Wirkung dieser größten aller Umwälzungsmaschineeien erkennen will, hat die Geschichte der Ausbreitung und Entwickelung des amerikanischen Eisenbahnsystems zu studiren. Erst dann begreift man den eigentlichen Sioa jener Aufhebung der Entfernung zwischen weit auseinander liegenden Theilen eines Continentreiches, erst dann staunt man mit Verständniß über jene vor 1846 unerhörte Art der Colossalkolonisation, durch welche, man möchte sagen über Nacht, die Zelte der Gold- und Silbergräber in große und prachtvolle Städte verwandelt wurden. Als 1859 die Nachricht von wunderbaren Silbererzfunden aus dem damaligen „fernsten Westen", dem bis dahin wüsten und menschenleeren Gebiet Nevada nach dem Osten drang, traf fast gleichzeitig die Schiene mit dem Strom jener Abenteurer ein, welche in wenigen Jahren einen neuen Staat der Sternenzahl auf dem Unionsbanner hinzufügen sollten. Aehnliche Wunder verrichtete das Dampfroß während des großen Bürgerkrieges im Anfang der sechziger Jahre. Das Problem, die Hälfte eines Continents zu besiegen, war nur durch eine außerordentliche Anspannung und Vereinigung von Mitteln möglich, welche die enormen Entfernungen in einer bis dahin unbekannten Weise zu besiegen verstanden. So wurden zwei ganze Armeecorps mit Munition und einem Theil ihrer Artillerieparks in sieben Tagen vom östlichen Kriegsschauplatze in Virginien nach dem westlichen in Tennessee geschafft, eine Entfernung von 1300 englischen Meilen. So machten nur die feine Verproviantirungslinie sichernden Eisenbahnen den kühnen Zug Shermans durch ganz Georgia möglich, welcher das Rückgrat der Rebellion zerbrach und die Kapitulation Lees zur Folge hatte. So waren es schließlich die während des vierjährigen Krieges sich immer weiter westwärts schlagenden Eisenwege des Nordens, welche die Produktion in solchem Grade steigerten, daß man sich im Norden, trotz entwertheten Papiergeldes und Soldatenaushebung nie erinnerte, bessere Zeiten gesehen zu haben.

Seit jenen Tagen hat sich die Meilenzahl der amerikanischen Bahnen mehr als verdoppelt. Am Schluß des Krieges (1865) waren 35,085 englische Meilen im Betrieb; in diesem Jahre gibt es in den Vereinigten Staaten über 90,000 Meilen, und die Erweiterung des Schienennetzes, welche im vorigen Jahre bereits 7150 Meilen betrug, verspricht in den laufenden die bis dahin unerreichte des Jahres 1872 zu übertreffen, in welchem nicht weniger als 7440 Meilen neue Schienen gelegt wurden.

Wenn man einen Augenblick das Kapital und die Jahreseinnahmen dieser Riesenbahnen mit ihren jedes Jahr wachsenden Zahlenreihen betrachtet, so bekommt man eine Vorstellung von der gewaltigen Macht dieser modernen Factoren und eine Ahnung ihres alle früheren gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse verändernden und umstürzenden Einflusses. Im Jahr 1878 belief sich Kapital und fundirte Schuld sämmtlicher Eisenbahnen auf $4\frac{1}{2}$ Tausend Millionen Dollars, die Bruttoeinnahme des Jahres auf 490 Millionen, der Reingewinn auf 187 Millionen, die Dividenden der Actionäre auf $53\frac{3}{4}$ Millionen.

Von Zeit zu Zeit bringt die Kunde großartigen Ringens zwischen den vier Großeisenbahnen des Ostens zu uns herüber. Wir sehen hartnäckige Kämpfe um den Besitz eines westlichen Transportgeschäfts geführt, von dessen Bedeutung uns selbst die Riesenzahlen der Ausfuhrtisten nur eine theilweise Vorstellung zu geben vermögen. Wir sehen bis dahin unbekannte Namen sich plötzlich an die Spitze mächtiger Corporationen emporschwingen, denen die Gesetzgebung ihres Staates und anderer Staaten sich zu Füßen legt. Wir hatten von 1869—71 in New-York das erschreckende Schauspiel hoher Richter, welche die Gewaltthätigkeiten jener modernen Raubritter der Schienenstraßen mit der Form des Rechts zu decken corrupt genug waren. Aber der in all diesem titanischen Treiben sich kundgebende Individuatismus ist für diese blitzartige Schnelle der amerikanischen Entwickelung ebenso segensreich und unentbehrlich, wie er nach einer andern Seite hin zu einer Gefahr für die bisheigen Fundamente von Staat und Gesellschaft geworden ist. Die Vereinigten Staaten haben ihr Mittelalter noch vor sich. Die neuen Feudalmächte, welchen daein die Rolle der früheren Fürsten und Ritter zufallen wird, werden zu ihrer Bekämpfung größeren Scharfsinn und größere Charakterstärke erfordern, als die europäische Welt zur Niederwerfung ihrer Feudalherren aufwandte. Vor der Hand steht die amerikanische Gesellschaft und der amerikanische Staat den großen Corporationen, welche die letzten zwanzig Jahre ihre Fangarme um und über das ungeheure Land schlingen ließen, beinahe ebenso hülflos gegenüber, wie der Kaufmann der atten Hansa dem Geleitzoll heischenden Burgherrn am Rheine oder dem weniger verschämten Stile des Raubritters jener Tage, dem auf offener Straße ihn anhaltenden adeligen Wegetagerer.

Die Geschichte einer dieser Corporationen wäre der beste Einblick in das innere Getriebe amerikanischen Lebens und Strebens. Das Material dazu liegt leider zerstreut und wenig vorbereitet umher. Selbst in den Vereinigten Staaten hat man bis jetzt nur wenige Monographien über Eisenbahnen und ihre Kämpfe unter einander, wenngleich in neuester Zeit als Zukunftsparole „der Kampf gegen die großen Monopole" bereits ausgegeben wird. Man muß sich an dem Lichte vorläufig genügen lassen, welches die Verfolgung der Lebenslaufbahn einzelner dieser Eisenbahnfürsten auf die von ihnen geleitete Welt wirft. Vor einigen Jahren war es der cäsaristische Vanderbilt von New-York, dessen Erfolge im Erwerben ganzer Bahnlinien ihm zur Grundlage unerhörten Börsenspiels und kolossalen Reichthumgewinns dienten. Für heute ist es ein in gewisser Beziehung zwar verwandter, in anderer jedoch vortheilhaft abweichender Typus eines Eisenbahnherrschers, des vor einigen Wochen auf seinem Landsitz bei Philadelphia gestorbenen Thomas A. Scott, an dem wir das Riesenwachsthum einer jener vier großen Eisenbahnlinien des Ostens skizziren wollen, indem wir seine eigene, damit parallele Lanfbahn erzählen.

Scott wurde im December 1823 in Loudon, einem kleinen Orte in Franklin County, Pennsylvanien, geboren. Sein Vater, von schottisch-irischer Abkunft, hielt eine Fuhrmannswirthschaft, die sehr besucht war, weil sie an der großen Landstraße lag, welche damals den Frachtenverkehr zwischen Philadelphia und dem „fernen Westen", nämlich Pittsburg, vermittelte. Wie noch heute in manchen Landgegenden, gab es im Sommer keinen öffentlichen Unterricht. Scott arbeitete während der warmen Jahreszeit auf der Farm, und besuchte im Winter die Dorfschule. Im Jahre 1833 warf der Tod seines Vaters den zehnjährigen Jungen auf seine eigene Kraft. Er suchte sein Brod zuerst als Treiber der Pferde auf dem Leinpfade des Staatskanals. Später erlernte er die Kaufmannschaft. 1839 wurde er von seinem Schwager Patton, einem thätigen Parteigänger Van Buren's, als Gehülfe im Kanalzollamt zu Columbia an-

gestellt. Schon damols zeichnete sich „Aleck“ (Abkürzung von Alexonder) durch seine Lebhostigkeit und Energie aus. 1841 beförderte der neue Zolleinnehmer, ein Dr. Given, den jungen Mann zam ersten Buchhalter mit dem für jene Zeiten bedeutenden Gehalt von 45 Dollar monatlich. Zwei Johre später gründete Scott ein eignes Geschäft in Gemeinschaft mit Dr. Given. Aber es glückte ihm nicht mit der Sögemühle, auf welche hin er im 23. Jahre geheirathet hatte. Mit echt amerikonischer Zähigkeit und Gewandtheit versuchte er gleich darauf seine Hand ia etwas Anderem. Er baute ein Eishous und versorgte des Sommers Baltimore mit den durchsichtigen Würfeln. Aber auch dos wollte nicht recht einschlogen. Bald darouf finden wir ihn ats ersten Buchholter im Staatszollamt zu Philadelphio, zwei Johre spöter als Vertreter eines großen Speditionsgeschäfts in Columbia. Mittlerweile hotte die Pennsylvanio-Eisenbahngesellschaft, in welcher Scott eine so bedeutungsvolle Stellung einzunehmen bestimmt war, sich aus kleinen Anfängen (im Jahre 1831 hotte sie erst 30 englische Meilen ia Betrieb) weiter entwickelt. Im Johre 1847 wurde der Bau der Linie zwischen Harrisburg und Pittsbnrg in Angriff genommen. Die erste Section derselben, voa Harrisburg bis Lewistowa, wurde im September 1849, eia Jahr später die Strecke bis zur Portage-Eisenbohn eröffnet. Edgor Thomson, der spätere Präsident der Bahn, damals Oberingenieur derselben, suchte einen zuverlässigen Monn für den verantwortlichen Posten eines Stationsagenten in Duncons-ville, von wo ab die Verlodung ouf die Staatsbahn vor sich ging. Scott wurde ihm daza empfohlen und ongestellt. Er drang mit überraschender Schnelligkeit in das ihm neue Foch ein und zeichnete sich dorin bold so sehr aus, doß er zum technischen Leiter der westlichen Abtheilung des bis Pittsburg bereits ausgedehnten Bahnkörpers ernannt wurde. 1857 trat er an die Spitze der technischen Leitung der Gesommtbohn, welche sich nun von Philadetphia bis Pittsburg erstreckte und dadurch für Scott den Spielraum darbot, um sein eigenthümliches Talent in vollem Glonze zu zeigen. Thomson, der jetzt zum Prösideuten vorgerückt war, erkannte den Werth Scotts in solchem Grade, daß er, noch dem 1860 erfolgten Tode des Vicepräsidenten, Scott mit der Mittheilung überroschte, er, Thomson, werde ihn zum ersten Viceprösideuten vorschlogen. Als Scott darauf bemerkte, daß dos jo gar nicht gehe, weil dazu der Besitz von 10,000 Dollor Actieu sechs Monate vor der Wahl vorgeschrieben sei, erwiderte Thomson ruhig: „Seit läager als sechs Monaten stehen 10,000 Dollar Actien in den Büchern der Gesellschoft auf Ihren Namen eingetragen.“ Von da ab begonn jene rastlose Thätigkeit Scotts zur Erweiterung des Bohngebiets durch Erwerb verschiedeaer anstoßender Bahnen in und außerhalb des Stoats. Jetzt erhielt die alte Linie erst die Fongarme, um das Gütergeschäft der großen Binnenseen des Nordwestens wie das des Südens on sich heranzuziehen. Die nach dem letzteren gerichtete Cumberland-Valleybahn wurde gekauft, ebenso die bankerrott gewordene Sunbury- und Eriebahn mit dem Ausläufer am Eriesee. Bis in den Staot New-York hinein, bis Canandoigua und Elmira, die New-York- und Eriebahn selbst bedrohend, erstreckten sich in wenigen Jahren die der Pennsylvanierin botmößigen Linien, während zugleich mit der Northern-Centrol eine der wichtigsten Verbindungslinien zwischen Norden und Süden (Boltimore) in ihre Hände fiel.

Das Frühjohr 1861 rief den ersten Vicepräsidenten der Pennsylwaniabahn auf einen noch größeren Schauplotz. Die Truppen der Consöderirten sammelten sich in den Thälern Virginiens, die Hauptstadt des Lantes, Washington war bedroht, die Verbindung mit dem Norden durch den Verrath der Baltimore- und Ohiobahn unterbrochen, welche ihre Waggons und Locomotiven in die Hönde des Feindes geliefert hatte. Kriegsminister Cameron beschied Scott telegraphisch nach Washington und beauftrogte ihn mit dem Truppentransport von Harrisburg nach Baltimore und von da auf der von ihrer secessionistischen Verwaltung im Stich gelassenen Baltimore- und Ohiobahn nach Washington. Wenige Toge dorauf dröhnte der Marschschritt der Freiwilligenregiaienter von Massachusetts durch die Straßen des im Herzen rebellischen Baltimore. Präsident Lincoln drückte dem Organisotor überroscht die Hand, als er auf seine Froge, ob Generol Butlers Truppen bald ankommen würden, zur Antwort erhielt, doß ein Theil derselben sich bereits in der Hauptstadt befinde. Scott erhielt den Befehl über alle Eisenbahnen- und Telegrophenliaien, deren Betrieb die Regierung in die Hond genommen hatte, und in weniger als eiaem Monate war die Beförderung von Truppen, Munition und Proviant so systemotisch regulirt und in Ordnung wie eine algebraische Gleichung. Den in Virgiaien vorrückeaden Bundestruppen schob Scott fost gleichzeitig die eisernen Schieaen nach. Er stellte zerstörte Linien wieder her und boute neae in den verschiedensten Richtungea. Zwei Toge vor der Schlacht bei Bull's Run war es durch seiaen Rath und seine rosche Action getungen, daß die eben in Washington ongekommenen New-Jersey-Regimenter noch rechtzeitig in die Front geschofft wurden. Die Ausbeutung des Sieges seitens der Rebellen wurde dadurch verhindert. Nach dem Zusammeatritt des Congresses im Sommer 1861 wurde Scott zum Unterstaotssekretär des Krieges ernonat. In dieser Eigenschaft bewährte er sich als eine Art Moltke der Technik in der Beherrschung der ihm unterstellten Eisenbahamittel des ganzen Nordens. Im Januar 1862 beanstragte ihn der neue Kriegsminister Stanton mit eiaer Inspectionsreise durch den Westen und Südwesten, um Maßregetn zur roscheren Bewegung der Armeen vorzuschlogen und vorzubereiten. Er legte in sechs Wochen 5000 Meilen zurück und wurde sofort noch seiner Rückkunft mit einem ähnlichen Befehle nach dem Osten gesondt. Die Versetzung der Potomocarmee nach Tennessee geschah unter seiner Leitung. Im Juni 1862 legte er sein hohes Bundesaat nieder, von dem höchsten Lobe der beiden erwähnten Kriegsminister begleitet. Von dem Muthe Scotts nur ein Beispiel. Kurz vor der Schlacht bei Antietam fehlte es den Bundestruppen au Munition. Scott unternahm die Beförderung der Pulverwagen in eigener Person. Es war keine Zeit zu verliereu. Der Zug souste mit einer so rosenden Geschwindigkeit dahin, daß die Achsen der Räder in Brand geriethen. Scott achtete nicht darauf. Ohne anzuholten dampfte plötzlich der Zug, in eine Rauchwolke gehüllt, mitten unter die wortenden Soldaten. Im Sommer und Herbst 1863 wurde er nochmols auf den Kriegsschouplatz gerufen. Die Beförderung gonzer Armeecorps wurde ihm übertragen. Mit dictatorischer Gewalt bekleidet, nahm er hier Eisenbahnen in Beschlog, dort rief er neue wie durch Zauber hervor. In unglanblich kurzer Zeit gelang es ihm, 50,000 Mann in die Front zu werfen, um bei Chattonooga das entscheidende Wort zu sprechen.

Durch seine großartige Thätigkeit während dieser drei ersten Jahre des Krieges hatte sich Scott auf ein nationoles Piedestol geschwungen und wurde eben deshalb von da ab noch mehr ols früher der gesuchte Organisator neuer und Retter alter Eisenbohnlinien.

Sein Hauptaugenmerk blieb notürlich auf seine Pennsylvania-Bohn gerichtet, deren Geschichte mit dem Jahre 1869 in ein neues Stadium eintritt. Blicken wir einen Augenblick zurück. 1831 woren 31 Meilen im Gange; 1854 bereits 210 Meilen, von Harrisburg bis Pittsburg. Ihre Einnahmen betrugen damals $3^1/_2$ Millionen bei einem Kapital von etwas unter 20 Millionen Dollar. In den folgenden sechzehn Jahren (bis 1869) hatte sich die Bahnverwaltung darauf beschränkt, eine Menge größerer und kleinerer Linien innerhalb des Staates Pennsylvanien unmittelbar oder mittelbar (durch Uebernahme des Betriebes, ewige Pacht) sich einzuverleibea. Das Gesellschaftskapital war dabei auf hundert Millionen gestiegen, 400 Meilen standen unter ihrem directen Betriebe, 450 Meilen unter ihrer Controle. Das Jahr 1869 bildete einen Wendepunkt in der Geschichte des amerikanischen Eisenbahnwesens überhaupt. Die New-Yorker- und Eriebahn, unter dem Namen Erie auf den europäischen Börseu (speciell der Londoner) als Spielpapier sehr bekannt, wor in die Hände zweier Abenteurer gefallen, Fisk und Gould (der letztere ist jetzt der Eisenbahn- und Telegraphenkönig vom atlantischen bis zum stillen Oceon, beeinflußt große

New-Yorker Zeitungen ꝛc.) und die Art der Geschäftsführung war eine so beispiellose, daß die Gerichte zuletzt einschreiten mußten. Ehe dies jedoch geschah, schlossen die beiden Leiter der Eriebahn eine Menge Contracte mit verschiedenen Bahnlinien, unter Anderem auch mit solchen, welche als westliche und nördliche Zufuhrlinien für die Pennsylvaniabahn von größter Wichtigkeit waren. Eine Zeit lang waren diese Manöver erfolgreich. Da mit einem Male verwandelte sich die Scene. Die große pennsylvanische Corporation entwickelte plötzlich eine Thätigkeit, eine Schnelligkeit, deren man sie bis dahin nicht für fähig gehalten hatte. Gesetzentwürfe auf Gesetzentwürfe wurden in ihrem Interesse von der Staatsgesetzgebung angenommen und sofort vom Gouverneur bestätigt. Contracte, welche die Eriedictatoren mit den Verwaltungsräthen anderer Bahnen abgeschlossen hatten, wurden plötzlich von den Actionären derselben abgelehnt. Die Verbindungen der Eriebahn mit dem Westen wurden sogar bedroht, kurz der Stiel vollständig umgedreht. Eine ganze Reihe von Bahnen außerhalb des Staates wurden von der Pennsylvanierin für immer in Pacht genommen. Sie streckte mittelst derselben ihre eisernen Arme gleichzeitig nach den drei wichtigsten Handelsplätzen des großen Westens aus, nach Chicago, Cincinnati und St. Louis. In St. Louis knüpfte sie Verbindungen an, die bis zur Küste des stillen Oceans hinzielten. Eine eigene Gesellschaft wurde unter dem Namen der Pennsylvania-Company gebildet, an der Spitze Directoren der Pennsylvaniaeisenbahn, um diese gegen 2000 Meilen langen, außerstaatlichen Linien zu verwalten. Das jährliche Einkommen aller dieser in und außerhalb Pennsylvaniens befindlichen Bahnen betrug schon im Jahre 1870 40 Millionen, wovon 10 Millionen als Reingewinn angesehen wurden! Aber selbst mit diesen Erfolgen waren die Leiter der großen Corporation noch nicht zufrieden. Sie verschafften sich die Herrschaft über Bahnen in Michigan und Minnesota, welche über ungeheure Congreßlandschenkungen verfügten. Die Nord-Pacific, jene Bahn, die neue Weizenländer im Norden erschloß, rief sie in ihren Verwaltungsrath. Die eben vollendete erste Continentbahn, die Union-Pacific, unter den vielfachen und verwickelten Verpflichtungen ihres Baues (Credit mobilier) erliegend, stellte Scott an ihre Spitze, um Ordnung in ihre Finanzen zu bringen. Die zu diesen Bahnen gehörigen Landstrecken beliefen sich auf 80,000 (engl.) Quadratmeilen, eine Oberfläche, welche der von vier europäischen Königreichen gleich kommt.

Als die Union-Pacific 1872 in den Besitz Vanderbilts überging, legte Scott die Präsidentschaft derselben nieder. Er faßte seitdem die südliche Pacificlinie ins Auge und wurde die Seele der zu dem Zwecke gegründeten Texas- und Pacific-Eisenbahngesellschaft.

Um Gelder für ihren Bau flüssig zu machen, befand er sich 1873 in England und war eben im Begriff vortheilhafter Abschlüsse, als die Nachricht von Jay Cooke's Falliment und der darauf unmittelbar ausbrechende amerikanische Eisenbahnkrach seinen Verhandlungen in London ein Ende machte. Er selbst wurde zur Liquidation genöthigt. Seine Passiva betrugen 17 Millionen, darunter figurirte sein Freund und Vorgesetzter, Edgar Thomson, mit $1\frac{1}{2}$ Million. Scott erbot sich zur Niederlegung aller seiner Aemter, aber man wollte nichts davon hören. Seine Gläubiger überließen ihm die Verwaltung seiner Activa und er täuschte die Hoffnung nicht, welche sie auf seine Fähigkeit und Ehrlichkeit setzten. Mächtige Freunde kamen ihm zu Hülfe. Cameron, der frühere Kriegsminister und politische Beherrscher des Staats, lieh ihm eine Million, andere Millionäre ähnliche Summen. Nach Thomsons Tode wurde Scott im Mai 1874 an die Spitze der Pennsylvaniabahn als Präsident gestellt. Dieselbe war damals schon die größte Eisenbahncorporation der Erde und vor kurzem wurde durch das Kabel der Ankauf der Philadelphia- und Baltimorebahn gemeldet, wodurch jene die Herrin aller Verbindungen im Osten zwischen Norden und Süden geworden ist. Die nächsten Jahre waren jedoch schwere für die Bahn, wie für ihren neuen Präsidenten. Die Kämpfe zwischen den vier Großeisenbahnen des Ostens, der New-York-Central-, der Erie-, der Baltimore- und Ohio- und der Pennsylvaniabahn, führten durch das System fortgesetzter gegenseitiger Unterbietung im westlichen Personen- und Gütergeschäft zu ungeheuren Verlusten. Der Riesenstreik des Sommers 1877 verursachte durch die Zerstörung der Bahnmagazine und Werkstätten in Pittsburg einen Schaden von mehr als zwei Millionen. Nur der rastlosen Energie Scott's gelang es, noch größeres Unheil zu verhüten und den Streik durch Bundesmilitär zu ersticken. Aber alle diese Anstrengungen und Aufregungen hatten seine Kräfte erschöpft. Er hatte während seiner ganzen Laufbahn es durchgesetzt, zwei Menschenleben oder die Arbeitskraft zweier Menschen in ein einziges hineinzupressen. Früher oder später mußte der Rückschlag erfolgen. Dazu kam die Nachwirkung einer Lähmung der einen Seite, welche durch einen Eisenbahnunfall vor 25 Jahren hervorgerufen war. Obgleich wieder verschwunden, traten doch von Zeit zu Zeit Folgen jener Erschütterung wieder auf. Ein Schlaganfall mahnte ihn endlich gebieterisch an die Nothwendigkeit einer Ruhepause.

Man gab ihm auf unbestimmte Zeit Urlaub. Er durchreiste 1879 Europa, verbrachte den Winter in Nizza und erstreckte seine Touren bis zu den Katarakten des Nils. Er kehrte gekräftigt, aber nicht hergestellt, nach Philadelphia zurück. Er sah sich genöthigt, ein Amt nach dem andern niederzulegen. Am 1. Mai 1880 schickte er der Pennsylvaniabahn seine Resignation zu. Es heißt in dem Schreiben: „Nach einer Dienstzeit von mehr als 30 Jahren sehe ich mich gezwungen, mein Amt als Präsident und Director des Verwaltungsraths niederzulegen und zwar soll die Resignation mit dem 1. Juni in Kraft treten." George B. Roberts, der wie er von der Pike auf gedient und den er selbst zu seinem Nachfolger ausersehen hatte, trat an seine Stelle. Am längsten behielt er die Präsidentschaft der Texas-Pacificbahn, 1881 verkaufte er seine Actien daran an den oben erwähnten Gould für 2,400,000 Dollar und zog sich nun ganz von den Geschäften zurück, wenn er auch für ihn kleine Aemter, wie das eines Directors einer Stahlfabrik und das eines Directors des Fairmount Parks in Philadelphia bis zu seinem am 21. Mai 1881 eintretenden Tode zu bekleiden fortfuhr. Schon am 4. Mai hatte ihn ein Schlaganfall an das Ende gemahnt. Auf einer Fahrt zur Hochzeit eines alten Freundes in Philadelphia ereilte ihn ein zweiter. Er ließ sich nach seinem Landsitze bringen und verschied dort, bis zu Ende die Heiterkeit und Beweglichkeit seines Geistes bewahrend, am Abend des 21. Mai. Sein Vermögen wird auf 17 Millionen geschätzt. In der letzten Zeit seines Lebens war er im großen Stil wohlthätig.

Wenn man auch nur diese flüchtige Skizze dieses vielleicht bedeutendsten Eisenbahnorganisators unserer Zeit überblickt, wird man eine Ahnung von der Kraft, dem Scharfsinn und die Arbeit bekommen, die im amerikanischen Geschäftsleben steckt. Man wird dann zugleich begreifen, wo man das specifisch amerikanische Genie, das technisch-praktische, zu suchen und zu finden hat. Was Freytag einmal vor Jahren als Motto seinem „Soll und Haben" voranstellte: „Man muß den Deutschen bei seiner Arbeit aufsuchen", gilt in noch weit höherem Grade von den Vereinigten Staaten. Denn in ihnen sind die dirigirenden, die den Ausschlag gebenden Mächte da zu suchen, wo überhaupt der Ausschlag bis jetzt noch liegt, d. h. im Geschäftsleben, in der Gesellschaft (im Gegensatz zum Staat), nicht in den gesetzgebenden Versammlungen weder der Einzelstaaten noch der ganzen Nation. Vor den neuen Großmächten der Eisenbahnen verwandeln sich die Gesetzgebungen der Einzelstaaten in gehorsame Schatten, wie ja auch die Clienten der vornehmen Römer Schatten genannt wurden. Allerdings wird schon eine nicht ferne Zukunft den Kampf gegen diese Großmächte von heute, die in den Rahmen der alten Verhältnisse sich nicht einfügen lassen, aufnehmen müssen und große und eingreifende Veränderungen des ganzen Staatswesens werden zuletzt die Folge sein. Man wird alsdann im Congresse Fragen wie Staatsbahnen, Reichseisenbahn-Amt, Tarifmaximum ꝛc. verhandelt sehen. Aber noch zögert die „Gesellschaft" ihre staatlichen Vertreter zu dieser Arbeit aufzufordern. Die Reform der Nationalvertretung, d. h. die Reform des

Civildienstes, muß vorhergehen. Die Lösung der Eisenbahnfrage in den Vereinigten Staaten verlangt eben die Mitwirkung jener Männer, die es bis jetzt vorgezogen haben, statt sich um Congreßsitze zu bemühen, selbst Königreiche und (Eisenbahn-) Staaten innerhalb des Staates ins Leben zu rufen.

Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow.

Von Theodor Fontane.

3. Groß-Rietz.

Eine halbe Stunde später verabschiedeten wir uns und fuhren aus dem unwirthlichen Pieskow, in dem nicht mal mehr ein Grabstein von besseren Zeiten redete (wenn es bessere Zeiten waren) in die sandig hüglige Feldmark hinaus.

„Hören Sie, Moll," hob ich an, „das war 'ne forsche Frau."

„Wall, forsch war sie. Man blos zu sehr, un eigentlich wüthig; un nahm ja gar keine Raison an."

„Ja hören Sie, das sagen Sie wohl; Sie sind ein behäbiger Mann. Aber solch armes Volk, das jeden Tag seine Noth fühlt, das wird eben wüthend und muckʃch und starrt vor sich hin. Uebrigens lassen wir's, und sagen Sie mir lieber, was ist das mit dem alten Emeritus? Der Pieskowsche Lehrer konnte ja garnicht von ihm los. Ist er denn noch bei Wege?"

„Freilich. Und wir kommen sagar an dem kleinen Hause vorbei, das er sich aus Feldstein hat aufmauern lassen. Und hat selber mitgeholfen. Und wenn ich es so liegen seh' in Kappersalium und Epheu, muß ich immer an Robinson und Freitag denken."

„Und da wohnt er? Und ist schon sehr alt?"

„Sehr alt und weiß alles. Er hat noch den Kaiser Napoleon gesehn, als er aus Rußland kam, und als Studente war er mit in Griechenland und ist auch mal mit in die Luft geflogen. Aber sie haben ihn wieder 'rausgefischt. Und ich hab' ihn öfter sagen hören: Ein jeder hat so sein Schicksal, und wer Pastor in Pieskow werden soll, an den kann kein Türke 'ran. Und Feuer und Wasser auch nich."

„Ei, das muß ja ein reizender alter Herr sein, und wohl sehr aufgeklärt und freisinnig. Oder vielleicht auch ein bischen zu sehr. Ist es so was? He?"

Moll lächelte vor sich hin und schien ausdrücken zu wollen: auf eine so feine Frage laß ich mich nicht ein.

Eine kleine Weile danach erreichten wir einen Wald, über dessen schmalen Fahrweg von rechts und links her eine Menge Wurzelwerk gewachsen war. Das gab nun ein entsetzliches Geholper und Gestolper, und ich flog hin und her, aber ich freute mich doch, aus Wind und Sonne heraus zu sein.

Es waren hochstämmige Kiefern und Tannen gewesen, womit der Wald begonnen hatte; bald aber kam Laubholz und inmitten desselben eine moorige Lichtung, auf deren höher gelegenen Stellen allerlei vertrocknete Büsche von Besen- und Haidekraut standen. Auch Ellen- und Birkenholz lag hier in Klaftern am Wege hin, und auf einer dieser Klaftern, die schon bis auf wenige Kloben abgefahren war, saß ein alter Herr mit Käpsel und Staarbrille, neben sich ein Kind, eine zehnjährige Kleine, während sich ein großer Bastard-Neufundländer, dem die Schäferspitzkreuzung noch ein Erhebliches an Intelligenz und Entschlossenheit zugelegt hatte, zu Füßen beider ausstreckte. Die Kleine war reizend und schien dem Alten etwas zuzuflüstern.

Als wir vorüber waren, sagte Moll mit halblauter Stimme: „Das war er."

„Wer?"

„Nu, der Emeritus. Er geht hier öfter . . ."

Aber eh' er noch aussprechen konnte, war ich schon vom Sitz herunter und lief die paar Schritt zurück, um dem Unbekannten und doch bereits so Bekannten, unter Entschuldigungen über meine Zudringlichkeit, einen Platz auf dem Wagen anzubieten, immer vorausgesetzt, daß er denselben Weg mit mir habe.

„Danke," sagte der Alte. „Das Aufsteigen ist mir zu schwer und zu gefährlich; ich sehe schlecht, und die scharfe Brille hilft auch nicht viel. Aber die Beine sind noch in Ordnung. Ist es Ihnen recht, so gehen wir ein Stück zusammen und plaudern ein bischen. Ich plaudere gern. Irme steigt auf den Bock, das Kind kennt nichts Lieberes, und wir marschiren auf dem Fahrdamm hinterher."

Er schien meine Zustimmung als selbstverständlich vorauszusetzen, erhob sich also und nahm meinen Arm, und als gleich danach auch Irme zu dem artig bei Seite rückenden Moll hinaufgeklettert war, setzte sich unser Zug in eine langsame Bewegung. Eine Fühlung zwischen dem Emeritus und mir war rasch gewonnen, und so nannt' ich ihm meinen Namen und den Zweck meiner Fahrt.

„Ah, das freut mich, daß jemand in unsere wenig gekannte Gegend kommt. Es ist ein eigen Land, ich kenn es und lieb es, und möcht' es für die Tage, die mir noch beschieden, mit keinem andern vertauschen; aber es ist arm und unfruchtbar in jedem Betracht und ich fürchte fast, daß es auch an Historischem Ihnen nicht viel herausgeben wird."

„Es ist leider, wie Sie sagen. Ich war ein paar Stunden in Pieskow und dachte da wenigstens von den Löschebrands allerlei zu hören. Aber die Gruft ist zugeschüttet und die Grabsteine sind fort. Und es muß doch seinerzeit eine berühmte Familie gewesen sein."

„Gewiß, gewiß, und ich habe sie selber noch in guten Umständen gekannt, wenigstens unsre Pieskowsche Linie, trotzdem es schon auf die Neige ging. Und das alles seit Anno 93."

„Ei, das klingt ja gerad' als ob wir in Frankreich wären. In Frankreich, wie Sie wissen, datirt alles von Quatre-vingt-treize. Steht es damit in irgend einem Zusammenhange?"

„Nicht in dem geringsten. Es handelt sich bei diesem Anno 93 um nichts mehr und nichts weniger als um die Pieskowsche Glocke, von der eine alte Prophezeihung sagte: „so lange die klingt, so lange dauert der Löschebrandten Glück". Und die Prophezeihung hielt auch Wort, und die Löschebrands waren nicht blos die Herren hier um den Schermützel herum, sie waren auch große Herren überhaupt und galten bei Hof und waren versippt und verschwägert mit allem, was reich und vornehm im Lande war. Ihr Liebstes aber war der „Dienst", und weil es immer schöne, stattliche Leute waren, so waren ihnen auch die schönsten und stattlichsten Regimenter immer nur gerade gut genug, und alles, was als Löschebrand in der Saarow-Pieskowschen Taufliste stand, stand zwanzig Jahre später in der Rangliste der Garde du Corps und Gensdarmes. Es waren ächte Junkers, eigensinnig und hochmüthig, und ließen die Leute reden, und trotzdem sie nach Sitte jener Zeit über ihre Mittel hinaus lebten und eine wunderliche Wirthschaft führten, erhielten sie sich doch in einem guten und zuletzt wenigstens in einem leidlichen Vermögens-Zustande, weil sich in alten Familien immer wieder was zusammenerbt."

„Aber freilich . ."

„. . Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht, und als Pfingsten 93 kam und am Abend vorher das Fest eingeläutet werden sollte, da klapperte die Glocke, die beim Volke seit lange nur „der Löschebrandten Glück" hieß und sieben Menschenalter lang über den Schermützel hin geklungen hatte. Das gab nun ein Kopfschütteln im Dorf und allerlei Sorg' und Furcht im Schloß, aber Sorg' und Furcht konnte den Spuk nicht bannen, und obwohlen der alte Gottlob Ernst von Löschebrand, der erst Anno 19 starb und den ich selber noch gekannt habe, die Glocke mit sechs Pferden und einer schwarzen Decke darüber (als ob es ein Leichenzug wäre) nach Berlin fahren und einen frommen Spruch miteingießen ließ — einen frommen Spruch an den er nicht recht glaubte — so war es doch von dem Tag an vorbei mit der „Löschebrandten Glück" und ist seitdem auch nicht mehr aufgekommen."

All die Zeit über war mir der Neufundländer unausgesetzt zur Seite gewesen und nur ein paar Mal bis an den Wagen vorgesprungen, um nach Irme zu sehn. Der Emeritus aber öffnete mir immer mehr das Schatzkästlein seiner Erinnerungen,

und als er hörte, daß ich zunächst nach Groß-Rietz wollte, rieth er mir bei seinem alten Freunde dem Cantor vorzusprechen und ihm Grüße zu bringen, „der werde mir mit Rath und That behülflich sein und mir zeigen, was zu zeigen sei".

Dabei waren wir aus dem Walde heraus und bis in die Front eines etwas zurückgelegenen und hinter Epheu halbversteckten Steinhäuschens gekommen, über dessen Heckenzaun fort ein kleiner Pfirsichbaum blühte.

„Wie schön," sagt ich. „Wem gehört dies Idyll an der Heerstraße?"

Der Alte lächelte vor sich hin. „Es wird wohl das des alten Emeritus sein." Und wirklich, es war es.

Eine Minute später schritten Großvater und Enkelin auf das Häuschen zu. Der Neufundländer folgte, verstimmt über die zu rasch abgebrochene Bekanntschaft. Irme drehte sich noch einmal um und nickte; dann verschwanden alle drei hinter dem Heckenzaun und Moll und ich waren wieder allein.

„Er ist auch nur arm," sagte mein Philosoph in ernster Betrachtung. „Und dabei neunundsiebzig. Es is doch eigentlich eine traurige Geschichte."

„Warum? Er sah ja nicht traurig aus. Ganz und gar nicht. Aber Sie sind ein Mommonsjäger, Moll; Ihr drittes Wort ist immer Geld, und da kann ich schließlich nicht mehr mit. Ich hab Ihnen heute früh Recht gegeben, aber sie gehen so viel zu weit und vergessen, daß ein Unterschied ist zwischen Pauvre-sein und Arm-sein. Arm-sein ist nicht so schlimm. Achten Sie mal darauf, immer die, denen das Leben das Leben schwer macht, das sind die tüchtigsten und klügsten. War nicht die Pieskowsche Wirthin eine kluge Frau?"

„Ja, ja."

„Nun sehen Sie, so viel Schneit ist immer nur bei der Armuth. Die Noth lehrt beten, sagt das Sprüchwort, aber sie lehrt auch denken, und wer immer satt ist, der betet nicht viel und denkt nicht viel."

„Ich bin aber doch lieber satt."

„Ehrlich gestanden, ich auch. Darin stimmen wir nu wieder zusammen. Aber es ist doch auch was mit der Armuth, oder wenn man so will, sie hat auch ihre Vorzüge."

„Man blos nich viele..."

„Nein, viele nicht. Aber doch welche. Sehen Sie, Sie haben viel gelesen und sind eigentlich, wenn es nicht grad ihre schwache Stelle trifft (Sie wissen schon welche) für einen gebildeten Fortschritt. Und nun frag ich Sie, wo säßen wir noch und wo wären wir noch, wenn es keine Noth in der Welt gäbe. Die Noth ist der große Treiber oder der eigentliche „Motor", wie manche sagen, und daß ich hier jetzt mit Ihnen herumkutschire trotz Ostwind und dieser Stichsonne (fühlen Sie mal wie mir die Haut schon abschülbert) ist eigentlich auch blos aus Noth."

„I nu ja, man kann es auch so sagen. Aber ich bin doch mehr fürs Amoene. Sehen Sie den hübschen Thurm da vor uns? Das ist Groß-Rietz; da kann man doch wieder ein Glas Bier kriegen und ein Rührei mit Schinken."

„Und da finden wir auch was in Schloß oder Kirche. Jo, Sie lachen Moll und denken „ach das sagt er schon den ganzen Tag"; aber Sie sollen sehen, hier gibt es was. In Groß-Rietz nämlich hat der Minister Woellner gewohnt, freilich erst als er in Ungnade gefallen war und ist auch bald nachher gestorben. Wer in Ungnade fällt, heißt es, der lebt nicht mehr lange. Nu mir könnt' es nicht passiren; in Ungnade-fallen und gut Pensionirt-werden ist eigentlich immer mein Ideal gewesen. Aber der eine denkt so und der andre so... Haben Sie schon mal von dem Minister Woellner gehört?"

„Nein. Wer war er denn? Ich habe blos noch von die Manteuffels gehört. Und einer hieß der kleine Manteuffel. Es muß also wohl schon vorher gewesen sein."

„O lange vorher. Er war Minister bei Friedrich Wilhelm II., oder wie die Leute sagen beim dicken König. Und sie sagen auch, er hätt' ihm immer Hocuspocus vorgemacht, und Geister und Gespenster, und alles immer mit Weihrauch und Glasharmonika. Na, vielleicht war es nicht so schlimm. Und das können Sie glauben, Moll, er war gescheidter als manche, die jetzt über ihn lachen. Is auch gar nicht zu verwundern. Denn wie ging es denn? Erst war er blos Hauslehrer und soll auch ein paar Mal gepredigt haben und noch dazu ganz gut; aber zuletzt dacht' er doch wohl „es käme nicht viel dabei heraus" und heirathete lieber ein junges Fräulein von Itzenplitz. Auch die Mutter, heißt es, war ihm nicht unhold. „Nicht unhold" darf man am Ende sagen und ist ein statthafter Ausdruck. Und als er nun das junge Fräulein geheirathet hatte (die Mutter nahm es alles in die Hand) da wurd' er Minister und regierte den preußischen Staat. Und das kann doch schließlich nicht all und jeder."

Ich hatte hierbei Molls unbedingte Zustimmung erwartet, aber diese blieb aus, und während er es vorzog hin und her zu diplomatisiren, fuhren wir bereits in Groß-Rietz ein und hielten alsbald vor einem Häuschen, das uns als das des Herrn Cantors bezeichnet worden war.

Ich stieg ein paar Stufen hinauf bis in den Flur und wollte klopfen, aber ein Choral der eben auf einem kleinen Klavier gespielt wurde, hielt mich davon ab. Endlich schwieg es drin und ich trat ein.

Ein alter würdiger Herr empfing mich und hörte wohlwollend aber verlegen meinem Vortrage zu, was mich schließlich selber verlegen machte. So sehr, daß ich, wie gewöhnlich in solcher Lage, vom hundertsten aufs tausendste kam. In diesem Momente höchster Bedrängniß erschien die Frau Cantorin und sah mit dem den Frauen eigenen Scharfblick auf der Stelle, daß es sich hier unmöglich um etwas Bedenkliches handeln könne. Sie lud mich also zum Sitzen ein, was seitens ihres Mannes noch nicht geschehen war, und stellte nun ihre Fragen so geschickt und so freundlich, daß ich mich rasch wieder zurecht fand. „Ich fürchte nicht, Ihre Zeit allzu lang in Anspruch nehmen zu müssen, eine Stunde wenns hoch kommt. Ohnehin hängt die Sonne schon über den Dächern drüben und wenn wir auch Mondschein und sogar Vollmond haben, so lassen sich doch alte Bilder in solcher Beleuchtung nicht allzu gut studiren, die Fenster mögen so hoch und breit sein wie sie wollen. Oder irr' ich mich, wenn ich annehme, daß sich die beiden Woellner-Portraits in Ihrer Kirche befinden?"

„Eines war in der Kirche, das in rother Uniform. Aber der Herr v. d. Marwitz hat es, als er das letzte Mal hier war, ins Schloß bringen lassen, und da hängen sie nun alle zusammen."

„Ich wußte nur von zweien."

„Ja, zwei Woellner-Bilder... Ede, Du könntest ins Schloß gehen und um den Saal-Schlüssel bitten; es wär' ein Heer da, der die Bilder sehen wollte.... Ja, zwei Woellner-Bilder, eines als Minister und eines aus seiner Hauslehrer-Zeit, als er noch in Groß-Behnitz war. Ach Du lieber Himmel, Groß-Behnitz! Wie sich doch alles ändert im Leben. Das war das Itzenplitzische Lieblingsgut, und nun hat es Borsig, und der hat es auch nicht mehr, und ist blos noch Sommersitz und Villa für seine Wittwe. Kennen Sie Groß-Behnitz?"

Ich nickte.

„Das also sind die beiden Woellner-Bilder. Und auf dem zweiten, in einem Talar oder Roquelaur, sieht er eigentlich aus, als ob er ein Beichtvater wär oder sonst was Katholsches. Und auch sehr hübsch. Es sind aber außerdem noch zwei Bilder da, die mit dazu gehören, zwei Frauen-Bilder, und die Leute sagen, das eine sei die Frau Generalin v. Itzenplitz, die ja so große Stücke von ihm hielt, und das andre sei das Fräulein v. Itzenplitz (die Tochter der Gnädigen), die dann der Hauslehrer Woellner, oder vielleicht war er auch schon Domainenrath, geheirathet hat. Aber da kommt Ede. Bringst Du die Schlüssel?"

„Nein. Aber es sei schon gut. Und der Heer solle nur kommen."

Auf diese Zusage hin erhoben wir uns, die Frau Cantorin und ich, und gingen nunmehr auf das Schloß zu, das mir seiner großen Renaissance-Treppe nach aus der Zeit König Friedrichs I. zu stammen schien. Ein Diener wartete schon und schloß einen

Hochparterre-Saal auf, aus dessen Fenstern ich einen Blick auf einen von Treibhäusern eingefaßten Garten hatte. Dieser Blick war hübsch, aber der Saal selber zeigte nichts als eine Steh-Uhr, eine Portrait-Büste Friedrich Wilhelms II. und jene vier Bilder, über die mir die Frau Contorin einen vorläufigen kurzen Bericht gegeben hatte.

Der letzte Gluthschein der untergehenden Sonne fiel auf drei Bilder; das vierte (kleinere) hing an einer Schrotwand unmittelbar daneben und war das Woellner-Bild aus seiner Ministerzeit. Er trägt auf demselben gepudertes Haar, einen rothen Uniformrock und einen blauen mit Silber gestickten Kragen. Eben solche Rabatten und Aufschläge. Die Nase dicklich, die Lippen wulstig, die Augen groß und hervortretend. Alles in allem entschlossen und charaktervoll, aber ohne Wohlwollen.

Auf diesem kleineren Portrait ist er ein mittlerer Fünfziger; auf dem größeren, im rechten Winkel daneben hängenden aber erscheint er als ein jugendlicher und in der That schöner abbéhafter Mann, wie man ihnen auch heute noch innerhalb der katholischen Geistlichkeit in Oestreich und Süddeutschland zu begegnen pflegt. Er zeigt sich, seinen damaligen Studien entsprechend, mit einem Mikroskop beschäftigt, zwischen dessen Gläser er eben einen zu beobachtenden Gegenstand gelegt zu haben scheint. Eine Verwandtschaft zwischen den beiden Bildern ist unverkennbar: derselbe sinnliche Mund, dazu dieselben großen Boll-Augen. Und doch welch ein Unterschied! Auf dem Minister-Portrait alles abstoßend, hier alles anziehend bis zum Verführerischen. Dazu gut und soweit meine Kenntniß reicht in einzelnen Portien sogar vortrefflich gemalt. Von welcher Hand, würde sich durch Kunstverständige leicht feststellen lassen, da, nach Antoine Pesnes Tode, wohl nur wenige Maler in Berlin existirten, die so zu malen im Stande waren.

Die beiden Itzenplitzischen Frauen-Portraits, die dieselbe Wand schmücken, sind in Ausdruck und Vortragsweise nur Durchschnitt. Alles Interesse verbleibt also ihm, und wer die Geschichte dieses vielfach verkannten und unterschätzten Mannes dermaleinst zu schreiben gedenkt, wird an diesen Groß-Rietzer Bildnissen nicht vorübergehen dürfen. Sie lehren uns manches in seinem Leben und Charakter verstehn.

Inzwischen war die Sonne gesunken, und als wir jetzt aus dem Saal auf die große Freitreppe hinaustraten, stand der Vollmond bereits in aller Klarheit am Himmel. Ihn als Leuchte zur Seite, gingen wir auf die nahgelegene Kirche zu, hinter deren Fenstern ich ein paar Epitaphien und Trophäen in ihrem flimmernden Schmucke von Waffen und Goldbuchstaben erkannte. Dieser flimmernde Schmuck aber war nicht das, was meine Schritte hierher gelenkt hatte, vielmehr hielt ich mich jetzt auf die Mitte des Kirchhofs zu, wo von einer Gruppe von Ahorn-Platanen umstellt, ein großer Granit, ein Doppel-Grabstein lag, auf dem einfach die Namen standen: „J. C. v. Woellner und C. A. C. v. Woellner, geb. von Itzenplitz." Sonst nichts, weder Spruch, noch Inschrift. Um die Stätte her war braunes Laub hoch zusammengefegt und predigte wie der Stein selber von der Vergänglichkeit irdischer Dinge.

Moll war uns auf den Kirchhof gefolgt. Er schien einen Augenblick zu Reflexionen in dem eben angedeuteten Sinne geneigt, gab es aber doch auf und begnügte sich schließlich mit einer einfachen Wetterbetrachtung: „Ich dachte der Wind würd' uns einen Regen zusammenfegen. Aber es is nichts. Sehen Sie sich blos den Mond an; er hat nich mal 'nen Hof und steht so blank da wie'n Zehnmarkstück."

„Es is richtig. Aber Moll, warum sagen Sie blos Zehnmarkstück?"

„Jott, ich dachte, vor die Gegend . . ."

Und damit gingen wir auf das Gasthaus zu, wo mein Mammon- und Adelsfreund schon ein Zimmer für mich und zwar „auf der rechten Giebelseite" bestellt hatte.

„Gott, Moll, das ist ja die Mondseite."

„Na, denn tauschen wir. Ich had es gern, wenn er mir so prall aufs Deckbett scheint."

Literatur und Kunst.

Ueber mythologische und allegorische Plastik und Malerei.

Eins der unheilvollsten Vor- oder vielmehr Mißurtheile ist die vielfach unter den Künstlern verbreitete Ansicht, es sei für die bildende Kunst, namentlich für die Malerei, ziemlich gleichgültig, welchen Inhalt ein zu wählendes Motiv habe, wenn dieser Inhalt nur auf „geniale Weise" zur Darstellung gebracht werde. Das Wort „Genialität" ist leider zu einem Stichwort geworden, das im Laufe der Zeit dadurch eine ganz schiefe Bedeutung erlangt hat, daß man es als positiven Gegensatz zu Allem, was Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Regel heißt, auffaßt; als ob letztere Ausdrücke lediglich pedantisches Formelwesen bedeuteten und als ob die wahre Genialität nicht gerade in jener inneren Nothwendigkeit des Schaffens bestände, welche ohne immanente Gesetzmäßigkeit gar nicht denkbar ist. Wenn dann nachträglich die ästhetische Kritik diese Gesetzmäßigkeit, welche das Genie instinktiv schafft und befolgt, in die Form einer Regel faßt, so kann nur die falsche Genialität, d. h. diejenige, welche in der absoluten Willkür regellosen Producirens sich ergehen zu dürfen vermeint, solche Regel als einen äußeren Zwang perhorresciren, der durchbrochen werden müsse, um der Phantasie, d. h. hier: dem subjectiven Belieben, freien Spielraum zu schaffen. Verhielte sich dies wirklich so, d. h. dürfte man der Kunst, dem künstlerischen Schaffen die innere Gesetzmäßigkeit absprechen, so hörte nicht nur die Aesthetik auf eine Wissenschaft zu sein — was von jenem „genialen" Standpunkt aus schwerlich bedauert werden würde —, sondern die Kunst überhaupt würde sich selbst zu jener niedrigen Stufe degradiren, auf welcher die abstracte Virtuosität, die wesentlich auf äußerlichen Effect tendirende Fingerfertigkeit, als das letzte Ziel alles künstlerischen Schaffens zu proclamiren wäre. Diejenigen, welche das oben erwähnte Mißurtheil als ihre Ueberzeugung hinstellen, ahnen gar nicht, daß sie damit nicht nur ihrem eignen Produciren, sondern der gesammten Kunstproduktion ein klägliches Armuthszeugniß ausstellen.

Die Franzosen geben jenem Satze, daß die Wahl der Motive gleichgültig sei, wenn nur die Durchführung den Stempel der „Genialität" an sich trage, ihrem specifischen Nationalcharakter gemäß, eine etwas andere Wendung durch das bekannte Bonmot: Tout le genre est bon, excepté le genre ennuyeux. Im Grunde bedeuten beide Aussprüche dasselbe, weil sie beide an die Stelle der inneren Gesetzmäßigkeit und Wahrheit die subjectiv-schrankenlose Willkür setzen, nur daß die Franzosen den Accent mehr auf die äußere Wirkung legen: statt „genial" sagen sie interessant und stellen damit das Ungewöhnliche, das Auffallende, das Neue, kurz den momentanen Effect als letztes Ziel aller Kunstwirkung hin. Daß freilich dies Ungewöhnliche aufhört Interesse zu erregen, sobald der Reiz der Neuheit schwindet, kümmert sie nicht; es sei eben Sache des Künstlers, immer wieder Neues zu erfinden, den Reiz stets zu steigern, gleichviel was den Inhalt dieses Reizes ausmache, und ob darin eine Wahrheit sei oder nicht. Daß durch solche unwürdige Auffassung der künstlerischen Wirkung der Kunst überhaupt jede objective Berechtigung entzogen, das Ewige in ihr, nämlich die absolute, von der Zeit unabhängige Idealität vernichtet wird, darüber machen sich die genialen Fingervirtuosen natürlich keine Sorge.

Die in diesem Herbst bevorstehende große akademische Kunstausstellung in Berlin wird es vermuthlich ebensowenig wie die ihr vorausgegangenen an Belägen für das oben Gesagte fehlen lassen; und es dürfte daher wohl zeitgemäß sein, auf die Unzuträglichkeit gewisser, wie es scheint seit einiger Zeit mit besonderer Vorliebe gewählter Motive für die heutige Kunst aufmerksam zu machen. Es handelt sich dabei keineswegs um bloße Geschmacksachen, über die man mit dem wohlfeilen Spruch de gustibus non est disputandum ablehnend hinweggehen kann, sondern es handelt sich — um es mit einem Worte zu be-

zeichnen — um die *Alternative zwischen künstlerischer Wahrheit und künstlerischer Lüge.* Aus dem großen und mannichfaltigen Bereich der künstlerischen Motive mögen hier nur zwei, übrigens sehr verwandte Gebiete herausgegriffen werden, deren innere Unwahrheit unschwer nachzuweisen ist: die *mythologischen* und die *allegorischen Darstellungen.* Man könnte die Frage noch allgemeiner fassen, nämlich als die: *welche Stellung nimmt das moderne Kunstbewußtsein überhaupt zum Inhalt der antiken Idealwelt ein?*

Man wird es natürlich in gewissen Kreisen kurzweg als Barbarei bezeichnen, wenn ich die Schwärmerei für die Antike überhaupt — ich sage absichtlich „Schwärmerei", um damit jenen überspannten Grad von Bewunderung zu bezeichnen, der das antike Schönheitsideal in jeder Beziehung und für alle Zeiten als absolut berechtigt, d. h. als höchsten Maßstab für alle und jede Kunstform anerkannt wissen will — als einen durchaus einseitigen Standpunkt betrachte, sich gründend auf eine Anschauung, die uns durch unsere Gymnasial- und Universitätsbildung künstlich eingeimpft ist. Um nicht mißverstanden zu werden, will ich bemerken, daß es ja über allen Zweifel erhaben und sowohl durch die Kunstgeschichte wie durch die Aesthetik längst constatirt ist, daß das Gefühl für *plastische Idealität der Form* in der Antike zum reinsten und meinethalben absoluten Ausdruck gekommen ist. Daß unsere Bildhauer mithin *in dieser Beziehung* das antike Ideal als mustergültig zu betrachten haben, ist selbstverständlich. Daraus aber folgern zu wollen, daß damit auch Alles, was die Antike in dieser Form an *Ideen* versinnlicht hat, also die specifisch-nationalen Vorstellungen von Göttern und Göttinnen, Heroen und mythologischen Gestalten überhaupt, welche den concreten und ausschließlich im antiken Volksbewußtsein wurzelnden *Inhalt* der hellenischen Plastik in ihrer Blüthezeit bilden, die nothwendigen Vorlagen und Objecte für die moderne Bildhauerei abgeben müssen, ist völlig widersinnig und liefert eigentlich nur ein Armuthszeugniß für die moderne Plastik — von der Malerei, auf die ich sogleich zu sprechen komme, zu schweigen. Der Grund davon ist einfach der, daß wir heute nicht mehr an die antike Idealwelt, d. h. an ihre Götter und Göttinnen (auch poetisch nicht) *glauben*; und darum ist eine derartige moderne Ausgalvanisirung antiker Ideen für das moderne Kunstbewußtsein einfach eine auf künstlicher Selbsttäuschung beruhende ästhetische Lüge.

Die Wahrheit ist, daß wir uns den antiken Ideen gegenüber nur als zu einer märchenhaften Phantasiewelt verhalten und daß wir uns auf ähnliche Weise und aus gleichem Grunde daran erfreuen, wie wir uns auch an den Märchen erfreuen, die wir unsern Kindern erzählen, und an dem naiven Glauben, welchen diese jenen poetischen Erzählungen entgegenbringen. Es ist schlechterdings unmöglich, daß wir die Antike — nämlich ihren *Inhalt* — in gleichem Maße au sérieux nehmen wie etwa christliche Ideen, selbst wenn wir nicht mehr auf das specifisch-christliche Dogma zu schwören im Stande wären. Es liegt dies viel tiefer als blos in der religiösen Ueberzeugung, nämlich in der durch und durch verschiedenen Weise des Anschauens und Empfindens des antiken und des modernen Menschen. Anselm Feuerbach nennt einmal (in seinem „Vaticanischen Apollo") sehr bezeichnend die griechischen Götter *blutleer*, an einer andern Stelle *seelenlos*. Darin liegt's; dieser Mangel an Empfindsamkeit — um diesen Ausdruck zu brauchen, der nicht mit „Sentimentalität" verwechselt werden darf, welcher letztere besser durch Empfindelei zu übersetzen wäre — charakterisirt die ganze antike Welt, Götter wie Menschen, und dieser Mangel wird das antike Ideal stets nur als ein Formenideal, als kalt, fremd und unsympathisch für die moderne Anschauung und Empfindung erscheinen lassen. Für solch blutleeres Formenideal ist der kalte farblose Marmor das richtige Material. Wo daher moderne Bildhauer die antiken Ideen zum Vorwurf nahmen, haben sie stets bei aller Formvollendung ein Stück Empfindsamkeit mit hineingearbeitet — ich erinnere nur an Thorwaldsen und Rauch, an den „Jason" und die „Venus mit dem Apfel" des ersteren, an die „Victorien" des zweiten —, weil es ihnen platterdings, als modern fühlenden Menschen, unmöglich war, die vollkommene „Blutleere" der antiken Götter wiederzugeben.

Folgt daraus, daß die moderne Bildhauerei das antike Formenideal überhaupt verleugnen müsse, um nicht in künstlerische Unwahrheit zu verfallen? Keineswegs. Das ganze weit umfassende Reich der abstracten Ideen, d. h. das Gebiet der *Allegorie*, für welches die edle Form der Antike wie geschaffen erscheint, steht ihr zu Gebote und hat ihr stets in ergiebiger Weise zu Gebote gestanden. Nur wo sie specifisch moderne Vorwürfe behandelt, wie in der Statuenplastik und in dem kleinen Genre, soll sie nicht mit antiken Formen kokettiren, sondern, entsprechend der Natur der Motive, im strengen Sinne des Wortes zeitgemäß, d. h. modern bleiben.

Wenn hier für die Plastik in Bezug auf die Zulässigkeit der Motive ein Unterschied zwischen mythologischen und allegorischen Vorwürfen behauptet wird, so gibt es doch auch der antiken Mythenwelt gegenüber für das moderne Kunstbewußtsein eine Stellung, welche die Wahl solcher Motive gerechtfertigt erscheinen läßt: das ist der Standpunkt der *humoristischen* Auffassung. Gerechtfertigt aber ist derselbe dadurch, daß er eben die Antike nicht au sérieux, sondern im Gegentheil unter dem Gesichtspunkt einer leisen, aber natürlich stets in den Grenzen reizvoller Anmuth sich haltenden Ironie auffaßt. Denn würde diese Grenze überschritten, so erschiene die Antike, wie es etwa in der Musik von Offenbach (in seinem „Orpheus") geschehen, persifflirt und ins Triviale herabgezogen; eine Versündigung an der Antike, die sich am allerwenigsten die Plastik, diese im prägnantesten Sinne antike Kunstform, zu Schulden kommen lassen darf. In der humoristischen Auffassung antiker Motive dagegen stellt sich das moderne Kunstbewußtsein zwar ebenfalls über die Vorstellungswelt der Antike — und dazu hat es ein Recht, da es thatsächlich darüber steht — aber es läßt sie in ihrer Schönheit und Wahrheit unangetastet bestehen. Daß diese Ansicht übrigens nicht isolirt dasteht, dafür liefert die moderne Plastik selber schon vereinzelte Beläge; ein Beweis, daß die modernen Bildhauer — wenigstens die intelligenteren unter ihnen — instinktiv das Bedürfniß fühlen, sich der Antike gegenüber nicht blos receptiv und reproduktiv zu erhalten, sondern eine selbstständige, gleichsam reflexionsmäßige und damit produktive Stellung einzunehmen. Mir schweben dabei hauptsächlich zwei Werke vor, in denen die humoristische Auffassung antiker Motive in einer ebenso geistvollen wie anziehenden Form zur Geltung gebracht ist, nämlich die beiden überaus reizenden Arbeiten von *Reinhold Begas*: „Pan die Psyche tröstend" und „Venus, den verwundeten Amor beschwichtigend". Wenn man diesen durchaus humoristisch behandelten und doch im echt antiken Sinn behandelten Gruppen den Vorwurf der Genrehaftigkeit im tadelnden Sinne des Worts gemacht hat, so hat man ihre Bedeutung durchaus verkannt. Nichts wäre fehlerhafter und der künstlerischen Intention — nämlich diese Motive humoristisch zu behandeln — widersprechender gewesen, als sie in dem strengen Stil des heroischen Ideals zu gestalten. Wenn ich mir diesen merkwürdigen Conceptionen gegenüber einen leisen Einwurf gestatten darf, so wäre es höchstens der, daß der Meister, entsprechend der nothwendig unter das Niveau des heroischen Stils herabgehenden Auffassungsweise, den Maßstab etwas niedriger, d. h. die Figuren nicht ganz lebensgroß hätte halten können.

Wie verhält sich nun die *Malerei* zu den mythologischen und allegorischen Motiven? Hat sie eine größere oder eine geringere Berechtigung dafür als die Plastik? Offenbar eine viel geringere oder vielmehr so gut wie gar keine. Was zunächst die *mythologischen* Motive betrifft, so liegt der Grund davon, daß sie für die Malerei ungeeignet sind, nicht nur in der weitaus concreteren Natur dieser Kunst — nämlich der Plastik gegenüber, weil in dieser die reine Form gerade von Dem, was zunächst in die Anschauung tritt, d. h. von der Farbe, abstrahirt und sie darum entschieden abstracterer Natur ist —, sondern hauptsächlich auch darin, daß überhaupt die antike Kunstanschauung wesentlich plastischer und nicht, wie die nachantike Kunstanschauung, malerischer Art ist; so sehr, daß in der Antike die Plastik nicht

nur als Hauptkunst auftritt, sondern daß diese specifisch-plastische Anschauung auch auf die übrigen Künste, ja auf das antike Leben überhaupt einen formal bestimmenden Einfluß ausübt und hier ähnlich dominirt, wie in der altorientalischen Kunst die architektonische, in der nachantiken die malerische Anschauung. Muß dies aber als eine durch die Kunstgeschichte bestätigte Thatsache zugegeben werden, so folgt von selbst, daß, sofern die organische Einheit von Motiv und Mittel der Darstellung eine Nothwendigkeit ist, die Malerei für die Darstellung antiker Ideen, eben weil sie plastische Ideen sind, d. h. auf wesentlich plastischer Anschauung beruhen, durchaus ungeeignet ist. Man entgegne nicht, daß in der antiken Zeit ja doch auch antike Motive *gemalt* worden seien. Ich will dabei gar nicht urgiren, daß es sich dabei immerhin nur um Wandgemälde handelt — denn andere kennen wir nicht —, ein Wandgemälde aber, da es sich der Architektur als Ornament unterzuordnen hat, einen wesentlich andern Standpunkt der Beurtheilung erfordert als das auf sich selbst beruhende, selbstständig abgeschlossene Staffeleigemälde; viel mehr fällt bei der antiken Malerei der Mangel an jener concreten Darstellungsweise, welche man in der nachantiken Malerei *Colorit* nennt, ins Gewicht: die antike Malerei war selber mehr plastischer, d. h. formaler, als malerischer Natur, im specifischen Sinne dieses Worts, und ließ deshalb den Widerspruch gegen die zur Darstellung gebrachten Ideen auch weniger fühlbar werden. Aber auch in der heutigen Zeit wäre es ein Fehler — und oft genug ist er begangen worden —, Wandgemälde in ähnlicher Weise coloristisch zu behandeln wie Staffeleigemälde, namentlich wenn es sich dabei, wie z. B. in der Vorhalle des Berliner Museums, um antike Motive handelt. Es widerspricht dies durchaus der nur secundären (ornamentalen) Natur des Wandgemäldes, welches entschieden eine leichtere, abgetöntere Stimmung erfordert, wenn es nicht mit seiner Bestimmung, der Architektur als Schmuck zu dienen, in Widerspruch gerathen soll.

Aber nicht nur die differente Natur der künstlerischen Anschauungsform der Antike, sondern der Inhalt der antiken Motive selber widerspricht der malerischen Behandlung. Daß die unverfälschte ästhetische Empfindung — und diese ist nicht immer gerade bei den Künstlern zu suchen — instinktiv diese tiefe Differenz fühlt, dafür spricht unter Anderem der Umstand, daß sich mit dem Gegensatz antiker und nachantiker Idealtypen, z. B. „Apollo" und „Christus", „Venus" und „Madonna", bei den ersteren Gliedern (Apollo und Venus) sofort die Vorstellung eines Skulpturwerks, bei den zweiten (Christus und Madonna) die eines Gemäldes verbindet; und zwar nicht etwa blos deshalb, weil jene vorwiegend in plastischer, diese in vorwiegend malerischer Weise *verwerthet* worden sind, sondern weil die ihnen zu Grunde liegenden, ihr Wesen kennzeichnenden Ideen an sich dort plastischer, hier malerischer *Natur* sind. Das Seelenhafte, was sich im Incarnat des Antlitzes, im Ausdruck des Auges ausspricht und das für die Vorstellung von „Christus" und „Madonna" unerläßlich ist, fällt für die Vorstellung von „Apollo" und „Venus", bei denen es sich wesentlich nur um charakteristische Körperschönheit überhaupt handelt, fort; und dieser Mangel des Seelenhaften, der bei der „Blutleerheit" der plastischen Form nicht fühlbar wird, tritt bei der wesentlich auf den seelischen Ausdruck tendirenden Malerei sofort ins Bewußtsein. Wenn man dagegen den Einwurf erhebt, daß ja doch gerade die alten großen Meister ebensowohl die christlichen Idealgestalten skulpirt als die antiken gemalt haben, so frage man sich ernsthaft, ob es den alten Meistern — wenigstens ist dieser Zweifel gewiß bei der Malerei gerechtfertigt — wirklich bei ihren antikisirenden Gemälden auf Versinnlichung der antiken Ideen und nicht vielmehr auf die Darstellung nackter, namentlich weiblicher Formenschönheit zu thun gewesen? Sie haben allerdings unzählige Mal die „Venus" gemalt, aber dieser Titel bedeutete bei ihnen nichts weiter als ein schöner Frauenleib, den sie zum Theil mit sehr modernem Beiwerk verbanden, z. B. mit der Darstellung eines venetianischen Edelknaben, der solcher angeblichen, auf ein Ruhebett hingestreckten Venus etwas auf der Mandoline vorspielt, und Aehnliches. Was ist bei solchen Darstellungen von antiken *Ideen* zu spüren?

Es ist daher eine bloße Sophistik, wenn man zur Rechtfertigung ähnlicher Verirrungen in der heutigen Kunst sich auf den Vorgang der alten Meister beruft. Die alten Meister sind groß und in vieler Beziehung unerreichbar, aber nicht weil, sondern obgleich sie dergleichen gemalt, oder vielmehr ihren ganz im Zeitgeschmack dargestellten Gemälden antike Titel gegeben haben. Ebenso wenig ist es nun aber auch den modernen Malern Ernst mit der Antike, wenn sie derartige Motive zum Vorwurf ihrer Bilder nehmen; es ist eben auch bei ihnen nichts weiter als die künstlerische Lust an der Schönheit des nackten weiblichen Körpers, der sie ein klassisches Mäntelchen umhängen möchten, indem sie das Etikett des antiken Titels darauf heften. Wenn sie wenigstens ehrlich wären und nicht die antiken Titel mißbrauchen wollten, in der respectvollen Erkenntniß — diese wenigstens könnten sie vor den alten Meistern voraus haben —, daß die antiken Ideen denn doch zu gut dazu sind, um für solche ganz modernen und zum Theil frivolen Inhalte als Aushängeschilder zu dienen. Die Geschmacklosigkeit, moderne Figuren in die antikisirenden Compositionen hineinzumalen, was die naiven alten Meister oft thaten, sucht man heute allerdings zu vermeiden; wenn man aber glaubt, genug gethan zu haben, wenn man etwa einem im Walde hingestreckten nackten Weibe ein Pantherfell unterlegt, um damit den Titel „Bacchantin" zu rechtfertigen, dann befindet man sich in einem großen Irrthum. In der That glaubt der Maler auch selber nicht an die Wahrheit solcher Bacchantin; und damit kennzeichnet sich diese ganze Richtung als ein frivoles Spiel mit antiken Vorstellungen, kurz um eine ästhetische Heuchelei, welche, weil sie offenbar aus dem Mangel an eigenen originalen Ideen hervorgeht, überdies der modernen Kunst ein trauriges Armuthszeugniß ausstellt.

Malerisch verwerthbar ist meiner Ansicht nach die Antike nur dann, wenn sie nicht in der Form einer angeblich antiken Vorstellungsweise, sondern als Object der modernen Kunstanschauung selber behandelt wird. Hier sind nur zwei Fälle denkbar: entweder wird das antike Leben selbst — etwa wie es *Alma Tadema* auffaßt*) — als Motiv gewählt; eine Richtung, die insofern freilich etwas Bedenkliches hat, als die Darstellung nicht auf eigener Anschauung beruht, sondern Resultat wissenschaftlichen Studiums ist (etwa wie, im Bereich des Romans, die Darstellung des ägyptischen Lebens von Ebers); oder aber es tritt derselbe Fall wie bei der Plastik ein: die Antike wird *humoristisch* aufgefaßt. Wie oben für die Plastik als Beispiele zwei interessante Werke von Reinhold Begas angeführt wurden, so erinnere ich in Bezug auf Malerei an das auf der vorjährigen akademischen Ausstellung ausgestellte Genrebild von *Schneider* „Ein Cyniker vor dem Tempel der Cythere", meines Wissens der erste gelungene Versuch in dieser Richtung. Rechtfertigen lassen sich diese beiden Verwerthungsweisen antiker Motive dadurch, daß sich in ihnen das heutige Kunstbewußtsein *über* die Antike stellt, indem es dieselbe lediglich als Object für die moderne Anschauung behandelt.

Schlimmer noch als mit der antikisirenden ist es mit der *allegorisirenden Malerei* bestellt. Hier ist eine Ausnahme überhaupt gar nicht zulässig, weil der Widerspruch zwischen der *Farbe*, als dem allerrealsten Darstellungsmittel, mit dem Begriff des *Symbols*, das nur als Ausdruck der *Beziehung*

*) Alma Tademas antikisirende Gemälde kennzeichnen sich übrigens auch dadurch als Meisterwerke, daß der Künstler mit sehr richtigem Takt die Antike in coloristischer Beziehung so zu sagen plastisch behandelt, ja zuweilen, wie in seiner vortrefflichen „Siesta", selbst im Format dem immerhin fremdartigen Eindruck Rechnung trägt, indem er das Gemälde fast friesartig, also dem Wandgemälde entsprechend, arrangirt hat, wie es denn auch in der Farbenwirkung mehr einer Freske als einem Oelgemälde ähnlich ist. Auch die *Genelli*'schen Gemälde mit antiken Motiven, obschon Staffeleigemälde, haben meist eine freskoartige oder, wenn man will, aquarellartige Tönung, d. h. eine Herabminderung der coloristischen Wirkung auf eine abstraktere Tonskala.

eines realen Dinges auf eine abstracte Idee etwas bedeutet, absolut unlösbar ist. Schon der alte Goethe, der doch jenem Zeitgeschmack, welcher die Allegorie vorzugsweise cultivirte, noch ziemlich nahe stand, bemerkt gelegentlich — in Bezug auf seinen „Fischer“, der öfters gemalt wurde (und leider auch heute noch wird) —: „Die Künstler bedenken nicht, daß ich damit nichts weiter habe schildern wollen, als die lockende Kraft des Wassers in der Sonnengluth. Wie kann man das malen!“ — Nämlich, was in der Allegorie, z. B. in der „Parabel vom Sämann“, gemalt wird: d. h. ein Saamen ausstreuender Bauer, ist gar nicht gemeint, und was gemeint ist: nämlich die Verbreitung der christlichen Lehre, kann nicht gemalt werden, wenigstens in dieser Form nicht. Ein Kreuz, das etwa nur aus zwei Strichen besteht, kann als Symbol des Todes Christi aufgefaßt werden. Wird es gemalt als reales Holzkreuz, so verliert es um so mehr an symbolischer Bedeutungskraft, je naturwahrer es dargestellt wird, so daß man etwa die Holzart erkennen kann: es ist eben die Farbe als solche, welche durch ihre Realistik der abstract-idealistischen Bedeutung, die doch bei allen allegorischen Motiven allein in Frage kommt, widerstrebt und sie in demselben Grade vernichtet, als sie der unmittelbaren Naturwahrheit sich nähert. In der Poesie ist das anders. Wenn wir eine Allegorie lesen oder eine Metapher in der Rede anwenden, so verwandelt sie sich für die Vorstellung sofort in Das, was sie indirect zu verstehen gibt, während ihre directe Bedeutung eliminirt wird. Lesen wir z. B. in einem Roman die Worte: „der junge Frühling streute aus seinem Füllhorn zahllose Blüthen über die wiedererwachende Natur“, so denkt doch kein vernünftiger Mensch sich den „Frühling“ etwa als einen Knaben, der ein großes, mit Blüthen gefülltes Füllhorn trägt, das er auf die „Natur“, etwa ein aus dem Schlafe erwachendes Weib, ausleert. Solche Vorstellung wäre ebenso geschmacklos wie albern. Wird sie aber dadurch geschmackvoller und tiefsinniger, wenn sie so gemalt wird? — Und doch müßte — wollte man diese Methapher malen — sie ungefähr so dargestellt werden. Allein dies wäre in der That etwas ganz Anderes als was gemeint, d. h. für die Vorstellung wirklich vorhanden ist. Man müßte es also erst aus der farbigen Realität in die abstracte Bedeutung übersetzen: und darin liegt der ästhetische Unsinn. Daher kommt es, daß alle Allegorien, z. B. auch die biblischen Parabeln, während sie auf den Leser und Hörer, durch die dabei vorhergehende continuirliche Verwandlung in den ideelen Sinn, der ihr eigentlicher Inhalt und Zweck ist, so poetisch wirken, sofort — durch die Fixirung ihrer directen, gar nicht gemeinten Wirklichkeit in der farbigen Darstellung — trivial, prosaisch, ja lächerlich werden. Handelt es sich bei dem „Sämann“ etwa um Ackerwirthschaft? Oder bei dem „guten Hirten“ um Schäfereibetrieb? — Solch' Hineingeheimnissen von abstracten Ideen in Vorstellungen directer Realität, die damit in nur ganz äußerlicher Beziehung stehen, ist schon an sich eine niedrigere Form der gedanklichen Darstellung, die selbst in der Poesie nur sehr vorsichtig angewendet werden sollte, obschon hier, wie bemerkt, die durch das Denken selbst stetig sich vollziehende Transposition in den eigentlichen Gedanken den Widerspruch nicht fühlbar macht; in der Malerei dagegen wird sie eben durch die Fixirung der realen Vorstellung einfach zu einem hölzernen Eisen. Eines der bekanntesten und technisch wie compositionell betrachtet bedeutendsten allegorischen Gemälde ist die in der Nationalgalerie befindliche „Jagd nach dem Glück“ von Henneberg. Als poetische Metapher für die Wortdichtung würde das Motiv keinen Anstoß erregen. Selbst wenn es nur gezeichnet — d. h. in abstracter Darstellungsform gegeben — oder (aus demselben Grunde) als Relief componirt, etwa sogar als Wandgemälde in leichtem Halbfarbenton (also zu einem decorativen Zweck) ausgeführt, oder allermindestens als Dämmerungs- oder Mondscheinbild (d. h. mit totaler Aufhebung aller Lokalfarbenwahrheit) behandelt wäre, so ließe es sich allenfalls ertragen; aber in dieser taghellen Realistik gemalt — nimmermehr: je realistischer, je technisch vollendeter, desto unwahrer, widerspruchsvoller, kurz unmalerischer erscheint es. Was stellt es dar? Eine Brücke, die über einen Abgrund führt, zum Theil zerstört und verkohlt, vorn in der Luft schwebend eine große schillernde Glaskugel (oder Seifenblase?), darüber ein nacktes Weib, Goldstücke niederstreuend und ihr Antlitz verlockend rückwärts wendend; hinterherjagend zwei Reiter, der eine, ein junger Mann, die Hand verlangend nach dem „Glück“ ausstreckend (die einzige reale Figur auf dem Bilde), der andere ein leibhaftes Skelett, der Tod, auf einem krepirten Pferde — die gebrochnen Augen und die aus dem Maul hängende Zunge, wie das ganze Aussehn deuten darauf hin. Im nächsten Augenblick werden die Reiter auf dem verkohlten Balken und dann im Abgrund sein. Da ist nun Alles Beziehung und nur Beziehung, aber alle diese Beziehungen erscheinen nicht als solche, sondern in directer Naturwahrheit und verwandeln sich dadurch in ihr Gegentheil: sie werden kindisch oder widerwärtig. Die Glaskugel z. B. ist keine Glaskugel, sondern soll bedeuten: „Glück und Glas, wie bald bricht das!“ rc. Wie außerordentlich trivial! Allen Respect vor der Metapher und ihrer poetischen Kraft, aber sie muß latent bleiben, wenn sie wirken soll. Mit dem plumpen, profanen Finger der Naturwirklichkeit gepackt, löst sie sich in leeren Dunst auf, und es bleibt die bloße — Maske, hinter der nichts ist als der baare Widerspruch.

Das Tollste, was Henneberg in diesem Genre geleistet, lieferte wohl sein auf einer früheren Berliner Ausstellung vorhandenes Bild, das in überlebensgroßem Maßstabe die Worte des Fürsten Bismarck: „Wenn Deutschland erst einmal im Sattel sitzt, wird es schon von selber reiten“, illustriren sollte: Bismarck in Kürassieruniform als St. Georg dargestellt, der den Drachen, ganz realistisch als feuerspeiendes Schuppenungethüm gemalt, überwunden hat und den Zügel von dem Rosse hält, auf dem die Jungfrau Germania sitzt! — Uebrigens hat die allegorisirende Malerei in letzter Zeit, ebenso wie die antikisirende, so sehr um sich gegriffen, daß nothwendiger Weise bald ein Umschlag erfolgen muß, wenn nicht die ästhetische Empfindung ganz und gar verfälscht und die Kunst auf Irrwege gelenkt werden soll, aus denen nur schwer eine Rückkehr zum Echten und Wahren zu finden ist. An nichts gewöhnt sich die große Menge leichter als an den Unsinn. Dies ist der Grund, warum ich versucht habe, diese ungesunden und verkehrten Richtungen hier ihrem wirklichen Wesen nach zu charakterisiren. Ob die Künstler darauf hören werden, ist eine andere Frage; im Publikum dürfte sich aber doch dafür wohl einiges Verständniß finden; und das kann vorläufig genügen.

Max Schasler.

Carlo Porta.

In den „Giardini Pubblici“ Mailands hat man mit Recht einem der bedeutendsten Dichter Italiens eine Statue errichtet, wenn derselbe auch außerhalb seiner Vaterstadt kaum bekannt ist. Carlo Porta steht unter den italienischen Dichtern unerreicht da durch die unwiderstehliche Kraft naturwüchsiger Komik, schlagenden Witzes und unerschöpflicher Sprachgewandtheit. Von der Originalität seiner Erfindung möge folgendes Gedicht eine Probe geben, dem man freilich nicht das Unrecht anthun darf, die Gewandtheit des Ausdruckes und die körnige Kraft des schlagenden Witzes aus der sehr ungelenken Uebersetzung zu beurtheilen:

Die Sonnenfinsterniß.

Neugierig stand das Volk und dumm erwartend,
mit aufgeriss'nem Mund nach oben starrt's,
zu sehen, ob die Allmacht sich entschließe,
den Mond zu treiben in der Sonne Bahn.

Dem einen hilft die Brille dunkeln Glases,
der andre hat ein Glas mit Rauch geschwärzt,
ein dritter steigt zum Thurm auf vielen Stufen,
ein vierter will die Sache schaun im Faß.

Das Wunder, schon war's nah sich zu begeben,
als plötzlich der Ausrufer schnell herbei
eilt, und dem Volk die Nachricht laut verkündet:

Die Sonnenfinsterniß ist aufgehoben
von der Regierung: traurig ging man heim
und sagte: Bonaparte hat's uns verdorben.

Schwerlich hat es jemals einen populäreren Dichter gegeben als Porta: die besten seiner Gedichte kann fast jeder Mailänder auswendig. Der Grund hierfür ebenso wie für die Vortrefflichkeit seiner Dichtungen liegt zum großen Theile in der Meisterschaft, womit er den Mailändischen Dialekt beherrscht, und in der Beschaffenheit dieser Mundart selber.

Der Mailändische Dialekt wird in Mailand selbst das Meneghin genannt. Man weiß nicht, woher das Wort kommt, denn die Behauptung, es sei eine Abkürzung von Domenichino, womit man z. B. in Rom einen nur für den Sonntag angenommenen Diener bezeichnet, ist sprachlich ebenso falsch wie sachlich, da einmal der Sonntag Mailändisch domenega heißt und absolut kein Grund vorliegt, warum das Wort hätte vorn verstümmelt werden sollen, und andrerseits der Meneghin als Person gar nicht einen solchen Diener bezeichnet, sondern den Hanswurst der Mailändischen Volkskomödie. Wie dem auch sei, dieser Dialekt wird am reinsten bei Porta Ticinese und dem Gemüsemarkt (Mailändisch Verzee von verz = Wirsigkohl) gesprochen, beherrscht aber außer der Stadt und dem eigentlichen Gebiete von Mailand ein sehr großes Gebiet in dem alpinen und subalpinen Hinterlande der Stadt. Er ist von fast unerschöpflichem Reichthum in seinem Wortschatze, denn schwerlich wird z. B. ein anderes menschliches Idiom zwei und neunzig Synonyme für Dummkopf (Mailändisch badée) haben, wie sie das vortreffliche Lexikon von Cherubini aufzählt.

Freilich italienisch ist dieser Dialekt — und daraus erklärt sich vieles, auf den ersten Blick Unbegreifliche im literarischen Leben Mailands — im strengen Sinne allerdings nicht. So fühlte sich auch Porta kaum als Italiener: der nationale Gedanke lag ihm so fern, daß sein berühmtestes Gedicht („Giovanni Bongee's Leiden") einen Mailänder Pfahlbürger lächerlich macht, der erst von der französischen Ronde hart angefahren, dann von einem französischen Soldaten beleidigt und geprügelt wird, ohne eine Entgegnung zu finden als — allerdings unwiderstehlich komische — Ausdrücke seiner Wuth. Wenn man das Gedicht liest — und dies ist nur ein Beispiel — so wird man jedes italienische Nationalgefühl vollständig vermissen.

Es kann hier nicht auf die andern tiefgreifenden Unterschiede hingewiesen werden, welche das Mailändische vom Toscanischen trennen, nur das mag kurz angedeutet werden, daß keine romanische Schriftsprache in reiner, volksthümlicher Entwickelung aus dem zu romanischer Mundart sich umbildenden Latein entstanden ist: sie alle haben eine zum Theil sehr starke Einwirkung des neben den Volksdialekten schriftlich und literarisch fortwährend weiterbestehenden Lateinischen zu erleiden gehabt. Dieser bedeutende Einfluß des zwar ursprünglich in engster Verwandtschaft mit ihnen stehenden, ihnen aber durch den ganzen Gang der Dinge grammatisch entfremdeten Idioms hat ohne Zweifel dazu beigetragen, den Dialekten das Dasein zu fristen: je fremder die Schriftsprache der Bevölkerung gegenüberstand, desto inniger schloß man sich an die heimische Mundart an.

Schwerlich aber gibt es einen Dialekt im ganzen Gebiete der romanischen Sprachen, der sich so frei von jeder gelehrten, lateinischen Beeinflussung gehalten hat wie das Mailändische. Dies zeigt sich in der Flexion ebensowohl wie im Wortschatze, so daß man denselben wie eine gleichberechtigte Sprache zwischen dem Toscanischen und dem Provençalischen ansehen darf. Und daraus erklärt sich die Stellung Portas eben so wie der Antagonismus des größten Mailändischen Dichters gegen seine vaterstädtische Mundart. Manzoni war nur deswegen der eifrigste Vorkämpfer für das Toscanische als Einheitssprache, weil er darin das Mittel erkannte, Italien politisch zu regeneriren: die Sprache sollte hier, wie im alten Rom, in den Dienst des politischen Gedankens treten. Von irgend einer wirklichen, persönlichen Abneigung gegen den Dialekt war er weit entfernt, macht sich vielmehr in den Verlobten auf seine Weise über die Abneigung der Toscaner gegen das Mailändische lustig, wenn er bei Gelegenheit des dialektischen Wortes für Krücke (Toscanisch gruccia, Mailändisch scanse) ironisch sagt, das mundartliche Wort sei so abnorm, phantastisch und ungebildet, daß die Sprache in ihrem Alphabet gar keine Buchstaben habe, um es wiederzugeben.

Freilich hat Porta noch eine andere, wichtige Bedeutung für Mailand wie für die italienische Literatur und ihre Entwickelung überhaupt. In Mailand lebte und wirkte Monti als gefeierter Vorkämpfer der alten mit den überlieferten Schulbegriffen der klassisch italienischen Poesie operirenden Dichtung. Bot schon das Leben dieses hochbegabten Dichters viele Blößen, und hatte er als Renegat, der erst die französische Revolution, dann die Reaction und Restauration feierte, viele Anfeindungen zu bestehen — so kam zu Portas Zeit zu diesen Gährungsstoffen im literarischen Leben Mailands noch die Aufregung hinzu, welche die außeritalienische Dichtung in die Gemüther warf. Manzoni vor Allen brach mit der conventionellen Poesie, deren Formen und Begriffen, und es traten die Romantiker den Klassikern gegenüber.

In den erbitterten Kämpfen dieser beiden Parteien spielte Porta eine wichtige Rolle. Er bekämpfte den Klassicismus mit allen Waffen unerschöpflichen Spottes und unerbittlicher Satire, half auf diese Weise den Sieg der Romantiker vorbereiten, trug das Verständniß für die literarischen, zur Discussion stehenden Fragen auch in diejenigen Kreise, die dem Schrift-Italienisch mehr oder weniger fremd gegenüber standen, und machte den ganzen Kampf sowie die an demselben betheiligten Personen zu populären Gestalten des Mailändischen Lebens. Ihm ist ohne Zweifel der große Erfolg, mittelbar wenigstens, zum Theil zu verdanken, den der größte Romantiker, Manzoni, errungen hat.

Es hatten sich die Verhältnisse hier so wunderbar verschlungen, daß der Vorkämpfer der dialektisch schreibenden Schriftsteller dem Manne und seinem Wirken zur größten Stütze wurde, welcher schon in einer sehr frühen Periode seines langen literarischen Wirkens zu der Ueberzeugung kam, Italien müsse eine Einheitssprache, und zwar die Toscanische bekommen.

Denn die klassisch schreibenden Dichter begingen den großen Fehler, die Romantiker zusammenzuwerfen mit den Liebhabern des Mailändischen Dialektes, und ihn und seine Literatur lächerlich zu machen. Was Manzoni nur aus politischen und patriotischen Gründen für nothwendig hielt, das Zurücktreten der Mundarten, erschien Leuten wie z. B. dem Abbée Pietro Giordani als Vorbedingung höherer Cultur überhaupt. Für Männer, die in den Schulformeln der alten Poesie befangen waren, hatte der Dialekt ebenso wenig eine Berechtigung der Schriftsprache gegenüber als die subjectiven Empfindungen der romantischen Dichter gegenüber den durch Jahrhunderte langen Gebrauch zu bequemer Münze ausgeprägten Göttern und Göttinnen, die die poetische Maschinerie Montis und seiner Schule in Bewegung zu setzen fortfuhren, wie sie einst Filicaja und Metastasio bedient hatten.

Dies rief eine sehr starke Opposition hervor. Kein Volk hat einen stärkeren Municipalismus als die Italiener. Ein Mailänder hängt an seinem Dialekte, seiner Stadt und ihren Gewohnheiten mit einer, den germanischen Völkern kaum verständlichen Zähigkeit. Und diesem Gefühle gab Porta in einer Reihe von Gedichten Ausdruck, die ihn allein schon so volksthümlich in Mailand gemacht haben würden wie schwerlich jemals ein andrer Dichter in einer Stadt gewesen ist. Hierher gehört besonders eins seiner bekanntesten Gedichte, in welchem er in äußerst gewandten Versen alle Männer aufzählt, auf welche die Stadt der busecconi (so nennen die Mailänder sich häufig im Scherze von dem beliebten Nationalgerichte busecca = Kaldaunen) in Kunst und Wissenschaft besonders stolz zu sein Veranlassung hatte.

Einen Nachtheil freilich hat Porta von seiner und seines Dialektes Volksthümlichkeit auf sich nehmen müssen: er ist dem Niedrig-Komischen mehr zugewandt als man von einem so bedeutenden Manne erwarten sollte.

Von Portas Leben ist nicht viel zu sagen. Er starb als Kassirer des Mailänder Leihhauses im Jahre 1821. Geboren im Jahre 1776 litt er von seinem siebenzehnten Jahre an heftig an der Gicht, und neigte, wie so viele Humoristen, in seinem Privatleben und seiner Unterhaltung stark zu melancholischen und ernsten Gedanken hin. Seine ersten dichterischen Versuche erschienen in zwei von ihm herausgegebenen Jahrgängen eines Almanachs, und zogen ihm eine — wie ihm schien — so vernichtende Verurtheilung in einem andern, und zwar von einem Perrückenmacher publicirten Kalender zu, daß er beschloß, auf jeden ferneren literarischen Versuch gänzlich zu verzichten. Eine Reihe von Jahren blieb er seinem Vorsatze treu, dann übermannte ihn aber der Drang poetischen Schaffens: seine Gedichte wurden zuerst handschriftlich in der Stadt verbreitet, bis er dann die Stelle einnahm, die ihm bis jetzt noch Niemand hat streitig machen können, die nämlich des größten Mailändischen Lokaldichters.

F. Eyssenhardt.

Merv, die Königin der Welt.

Von Wilhelm Geiger.

Die politischen Ereignisse in Centralasien lenken neuerdings wieder in hohem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Von Jahr zu Jahr hat Rußland in den Gebieten am Kaspi- und Aralsee an Territorium gewonnen, und seine Grenzen sind denen Afghanistans näher und näher gerückt. Seit der Eroberung von Khiva aber war kaum eine Unternehmung von größerer Tragweite als die von so glänzendem Erfolge gekrönte Expedition des General Skobeleff gegen die Tekke-Turkmanen von Akhal, welche mit der Erstürmung von Gök-tepé ihren glorreichen Abschluß fand.

Die Folgen dieses Triumphes der russischen Waffen haben sich schon hinlänglich bemerkbar gemacht, dürften aber früher oder später wohl noch mehr bemerkbar werden. Vor kurzem ging durch unsere Tagesblätter die Nachricht, daß nunmehr auch die Tekke von Merv, der tapferste und mächtigste aller Turkmanenstämme, sich geneigt zeigen, in ein freundliches Verhältniß zu den Russen zu treten, eine Nachricht, deren Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf. Es ist aber auch nicht wahrscheinlich, daß Rußland jetzt plötzlich alle Operationen in Mittelasien sistiren und sich mit den bisherigen durch große Opfer errungenen Erfolgen zufrieden geben sollte, die doch nur eine sichere Basis für weitere Unternehmungen zu bilden scheinen.

Unser Interesse concentrirt sich gegenwärtig vornehmlich auf Merv und auf die Absichten, welche Rußland bezüglich seiner Occupation hegt. Es ist somit gewiß höchst dankenswerth, wenn Marvin in seinem neuesten Werke*) mit umfassender Verwerthung nicht nur der älteren und jüngeren Reisebeschreibungen, sondern auch der schon wegen ihrer Sprache schwer zugänglichen russischen Tagesliteratur ein weiteres Publicum über die Lage und Wichtigkeit von Merv, über das Gesammtgebiet der Turkmanen, über die Sitten und Bräuche seiner Bewohner, wie über den ganzen Stand der mittelasiatischen Frage überhaupt in anschaulicher und fesselnder Weise orientirt.

Vom Ostufer des Kaspisees bis zum Mittellauf des Oxus erstreckt sich das Land der Turkmanen, theils aus Steppe bestehend mit vereinzelten fruchtbaren Oasen, wo genügend Wasser sich findet, theils aus absolut unbebaubarer Wüste. Seine Bewohner sind zumeist Nomaden, ein unbändiges, raublustiges, blutdürstiges Reitervolk. Auf ihren oft weit ausgedehnten Plünderungszügen suchen sie die an ihr Steppengebiet im Süden angrenzende persische Provinz Khorasan heim, berauben die Karawanen, verwüsten die Saaten, brennen die Dörfer nieder und schleppen Männer, Weiber und Kinder mit sich fort in ihre unzugängliche Wüste. Früher verkauften sie die gefangenen Perser als Sklaven nach Khiva und Bokhara; seit aber Rußland daselbst dem scheußlichen Handel ein Ende gemacht hat, müssen sie ihre Beute zu eigenem Dienste verwenden.

Die Furcht vor den Turkmanen verursacht es, daß ganze Bezirke Nordkhorasans entvölkert sind und nicht mehr bebaut werden. Niemand wagt es, den an sich äußerst ergiebigen Boden zu bestellen, viele Dörfer und Weiler sind verlassen und liegen in Ruinen, allenthalben begegnet man den Spuren erschreckender Verödung.

Ungefähr mitten im Turkmanengebiet bildet Merv eine Oase von ausgezeichneter Fruchtbarkeit, ringsum von Wüste umgeben. Es liegt am nördlichen Ende des Murghabflusses, der aus den Gebirgen Afghanistans herabkommt und wenig unterhalb Merv im Wüstensand versickert. Zuvor hat er aber mit seinem durch zahlreiche Kanäle zertheilten Wasser dieser Oase die nöthige Feuchtigkeit zugeführt, so daß ihr Boden den Anbau reichlich lohnt.

Merv befindet sich gegenwärtig noch in der Gewalt der Tekke-Turkmanen. Diesem Stamme gehören auch die Bewohner der Oase Akhal an, welche seit der Erstürmung von Gök-tepé von den Russen occupirt ist. Akhal liegt westlich von Merv zwischen diesem und dem Kaspisee und besteht in einem langen aber schmalen Streifen culturfähigen Landes, welcher sich längs des Nordabhanges des Kopet-Dagh zwischen Gebirge und Wüste hinzieht.

Ueber die strategische Wichtigkeit von Merv sind die Ansichten sehr getheilt. Einerseits bezeichnet man es als „den Schlüssel" zu der wichtigsten Position in Afghanistan, zu Herat, das man mit Recht „die Pforte von Mittelasien" nannte; andrerseits glaubt man, daß der Besitz von Merv für einen eventuellen Angriff auf Herat keinerlei Bedeutung habe, da die Verbindungsstraßen zwischen beiden Punkten wenig praktikabel seien. Ich für meinen Theil bin allerdings der Ansicht, daß der beste und kürzeste Weg, welchen die Russen einschlagen dürften, um in das Herz von Afghanistan vorzudringen, vom Südostufer des Kaspisees ausgeht, da die hier errichteten Forts ihren Operationen ohnehin eine feste Basis bieten. Dieser Weg, der seit der Niederwerfung der Tekkes von Akhal wieder wesentlich an Sicherheit gewann, führt in südöstlicher Richtung durch das Gebiet des Atrek und Gurgan über Mesched und Serakhsch in das Thal des Herirud.

Gleichwohl ist der Besitz von Merv gewiß nicht bedeutungslos. Die Oase liegt gerade in der Mitte zwischen den wichtigsten Städten Centralasiens, Khiva, Bokhara und Samarkand, Balkh, Herat und Mesched. Sie ist so weit in die Turkmanenwüste vorgeschoben, daß sie eine natürliche Verbindung zwischen Afghanistan und den russischen Gebieten am Oxus bildet. In ihr kreuzen sich auch die hauptsächlichsten Karawanenstraßen, welche durch die Wüste führen. Wenn somit als die stärkste Angriffslinie der Russen auf Herat jene Straße über Mesched angesehen werden muß, so scheint doch mit der Einnahme von Merv eine neue Parallele eröffnet zu sein, welche die feindliche Position nun auch vom Norden her bedroht, die Wucht des Angriffs so wesentlich verstärkt und vor Allem, wenn Herat eingenommen sein wird, dessen dauernden Besitz zu sichern geeignet ist.

Die Oase von Merv hat schon frühzeitig eine bedeutende Rolle gespielt; noch jetzt zeugen die Ruinen mehrerer Städte von ihrer dereinstigen Herrlichkeit, welche ihr den etwas hochtrabenden Beinamen „Königin der Welt" eintrug. Zuerst wird Merv, was Marvin nicht erwähnt, im Awesta, dem alten Religionsbuche der Ostiranier, genannt und zwar als eine reiche und mächtige Provinz. Alexander legte dort eine Militärkolonie an, Antiochos I. umgab die ganze Landschaft zum Schutz gegen die Einfälle nördlicher Barbaren mit einer Mauer. Griechische Schriftsteller preisen die üppige Fruchtbarkeit ihres Bodens. Bei der Ausbreitung des Islam über Persien kam Merv in die Gewalt der Araber; im elften Jahrhundert eroberten es die Seldschuken. Auf diese folgten die Mongolen, welche der Blüthe Mervs ein Ende machten, auf die Mongolen die Uzbeken und Perser. Im Jahre 1834 eroberten Tekke-Turkmanen, die von Akhal ausgewandert waren und sich zuerst am Herirud niedergelassen hatten, die vielumstrittene Oase am Murghab. Die Perser versuchten mehrmals ihnen dieselbe zu entreißen, erlitten aber infolge der Unfähigkeit ihres Führers im Jahre 1861 eine so totale Niederlage, daß sie seither allen Unternehmungen gegen die Tekkes entsagten.

Marvins Buch über Merv, um schließlich auf dasselbe zurückzukommen, besteht zum größten Theil aus wörtlichen Anführungen aus den Schriften solcher, welche das Land zwischen Oxus und Kaspisee aus eigener Anschauung kannten. Sein Werth besteht somit, wenn wir von der Benutzung der jüngsten russischen Berichte absehen, vornehmlich darin, daß es das vorhandene Material in erschöpfender und in allgemein verständlicher Weise zusammenstellt. Sehr anerkennenswerth ist die wirklich musterhafte Objectivität, doppelt anerkennenswerth an einem Engländer, dessen Nation doch unmittelbar betheiligt ist an den centralasiatischen Vorgängen. Marvin perhorrescirt

*) Merv, the Queen of the World and the Scourge of the Man-stealing Turcomans with an exposition of the Khorassan Question, by Charles Marvin. London 1881, W. H. Allen & Co.

nicht von vornherein die Besetzung des Turkmanengebietes durch die Russen, noch stimmt er in den Ton derer ein, welche die turkmanischen Greuel zu vertuschen und zu beschönigen suchen, um die armen Steppenbewohner als die unschuldigen Opfer russischer Brutalität hinzustellen. Er erkennt die Niederwerfung der Turkmanen als eine geschichtliche Nothwendigkeit an, aber er warnt seine Landsleute in eindringlicher Weise vor ihrer allerdings geradezu unbegreiflichen Sorglosigkeit und Unbefangenheit. Rußlands civilisatorische Aufgabe in Mittelasien ist in der That eine große und ehrenvolle; wenn aber auch der Vortheil bei ihrer Lösung wesentlich Rußland selbst zufällt, so ist das doch wohl nur billig. Bedenken wir, daß die gesegnetsten Provinzen Persiens unbewohnt und unbebaut liegen, lediglich wegen der Raubüberfälle der Turkmanen; bedenken wir ferner, daß Tausende von Persern, losgerissen von ihrer Heimat und ihren Familien, in harter, oft grausamer Sklaverei schmachteten — warum sollten wir es nicht mit Freude begrüßen, wenn diesen elenden Zuständen ein Ende gemacht wird? Warum sollten wir nicht auch Rußland unsere Sympathien entgegen bringen, weil es einem scheußlichen Menschenhandel steuert, in einer Zeit, wo wir für die persönliche Freiheit der ganzen Menschheit, auch ihrer geringsten und armseligsten Glieder, eintreten?

Notizen.

Neue Dramen.

Die letzten Wochen haben ein Lustspiel gebracht, das als eine seltene Erscheinung begrüßt werden muß. In Versen — und wirklich poetisch geschrieben; romantisch und dabei doch gesund: solche Komödien findet man selten heutzutage. Schade nur, daß es damit noch nicht gethan ist. F. Siegfrieds **Walpurgisnacht** (Leipzig, Verlag von Fr. With. Grunow) krankt an einem Punkte, auf den es gar zu wesentlich ankommt. Um es mit einem Worte auszudrücken: das Stück ist nach dem Typus des Sommernachtstraumes gebaut. Nicht nur die Anlage der Verwickelung und gar manche Aeußerlichkeiten erinnern an dieses Vorbild, sondern auch die Stimmung, die in dem Stücke herrscht, das ganze poetische Schauen des Verfassers — was eigentlich gar kein so übles Zeugniß ist, obschon es dem Stücke selbst schadet. Die Elfen kommen freilich nur als Figuren einer Maskerade vor: diese Concession ist der modernen Anschauung gemacht worden; aber wenn Puck sich hier Rose rufen läßt und den Diener des Verliebten spielt, so kann er doch seine Abstammung nicht verläugnen. Neben diesem Mangel an Originalität finden sich indessen so viel rühmliche Eigenschaften, daß man unwillkürlich wünscht, F. Siegfried möchte ja ein blutjunger Anfänger sein, dem man es vergibt, wenn er nach klassischen Mustern schaffen gelernt hat und nun die schulmäßigen Handgriffe noch nicht ablegen kann; weil man hoffen darf, daß der zweite Wurf weiter, in völlig eigenes Gebiet trägt. Es wäre ein Jammer, wenn dem nicht so sein, und sich zu so viel schöner Begabung nicht auch noch die echte Schaffenskraft, die sich ja immer erst als Letzte regt, einfinden sollte. Jedenfalls aber verdient dieses Lustspiel — und der Verfasser desselben — entschiedene Beachtung.

Ein Anfänger ist Ewald Böcker, der Verfasser von **Burggraf Friedrich** (Frankfurt a. M., Verlag von C. Könitzer) schon lange nicht mehr. Seine Kypseliden haben schon den Dramatiker gezeigt und ihn der Aufmerksamkeit der Literaturfreunde in einer Weise empfohlen, daß man seiner nicht mehr vergessen konnte. Burggraf Friedrich ist als ein Gelegenheitsstück entstanden. Der Dichter, der den schönen Stoff wohl nicht hat umkommen lassen wollen, hat das Drama später um zwei Acte ausgebaut. Den Ursprung merkt man demselben wohlgefällig an. Es ist ein festlicher, warm vaterländischer Ton darin. So ein Stück, das wirklich einmal unserer eigenen, der engsten märkisch-preußischen Geschichte entnommen ist, wirkt doch ganz anders, als sonst das weithergeholte Historienwerk, das man meistens vorgesetzt bekommt. Es läßt sich kaum eine dankbarere Heldenfigur ersinnen als Friedrich, der Stifter der preußisch-hohenzollernschen Dynastie. Und auch alle die übrigen Handelnden haben etwas, was verwandt anspricht; der Conflict und die Verhältnisse, woraus derselbe herauswächst, sind dem Leser so vertraut, jede Stimmung so verständlich und sympathisch, daß man mit mehr als gewohntem Mitgefühl der Entwickelung von Schritt zu Schritt folgt. Böcker hat hier entschieden einen Glücksgriff gethan.

Was noch erfreulicher ist: der Stoff ist in die würdigste Hand gerathen. Die Scenenführung ist sehr geschickt; zumal die Volksscenen, die das Stück enthält (und die dasselbe schon in seiner ersten Form zu einem Festspiel besonders empfahlen) sind bewegt und dabei klar und von dem glücklichsten Humor getragen. Die Charaktere sind gesund und kräftig; die Sprache gedrungen, verräth dabei aber doch, obwohl sie nie im Selbstgefallen verweilt, den echt dichterischen Ursprung. Wenn wir dabei noch auf einen Punkt besonders aufmerksam machen möchten, so geschieht das in dem aufrichtigen Wunsche, ein Werk, das uns viel Theilnahme abgewonnen, möglichst vollkommen zu sehen. Eine Mißgeburt, die wie der folgende Vers (S. 21):

> Ihr eiltet ihm voran; bringt er ein stattlich Heer —

auf zwölf Füßen hinkt, stört zu sehr! Daß dafür dem Verse (S. 48):

> So lacht nicht! Pfui schämt euch! Schlagt die Zeit —

eine Silbe fehlt, macht die Sache nicht besser. Auf Seite 80 ist gar ein dreizehnsilbiger, auf Seite 107 ein achtsilbiger Vers zu lesen. Auch die acht Einsilber hintereinander (S. 114):

> Wie mir von euch einst ist zu Theil geworden —

klappern mißtönig für ein nur einigermaßen verwöhntes Ohr. Dergleichen ist freilich Schiller auch begegnet, und Goethe in seiner olympischen Heiterkeit hat sogar dem jungen Voß, der ihm in Hermann und Dorothea einen Heptameter nachwies, erklärt: da es nun einmal in der Welt sei, so möge das Ungethüm auch so weiter laufen; von Böcker aber hoffen wir, daß er darüber weniger großartig denken und die kleine Mühe einer Aenderung nicht scheuen werde.

Zuletzt erwähnen wir noch zwei Dramen von Dichtern, die längst ihren festen Platz auf dem Parnaß — wenn auch leider nicht ganz den gebührenden auf der Bühne — haben. Das eine, von Paul Heyse, heißt **Die Weiber von Schorndorf** (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz) und behandelt die bekannte Episode aus den Raubkriegen Ludwigs XIV. Zu der Anekdote von den heldenmüthigen Frauen hat er eine seiner anmuthigsten Liebesgeschichten hinzuerfunden. Eine Reihe prächtiger Charaktere zeichnet er mit liebenswürdigen Zügen hin. Der schwäbische Dialekt, den er im Dialog fortwährend anklingen läßt, gewinnt bei ihm wieder jene Frische, die zu empfinden uns schon längst die Birch-Pfeiffer abgewöhnt hatte und den eigenen Heyse'schen, herzwarmen Wohllaut, der den Sinn in gefällige Träume wiegt.

Adolf Wilbrandt — der in letzter Zeit eine in Deutschland seltene Fruchtbarkeit beweist — ist der Verfasser des anderen Stückes. **Robert Kerr** (Wien, Verlag von L. Rosner) ist eine Liebestragödie, die am Hofe Jakobs I. spielt. Es ist uns unbekannt, ob dem Stoff etwas Geschichtliches zu Grunde liegt, jedenfalls ist das gleichgültig, denn er trägt die Wahrheit in sich. Die Art, wie die Handlung rein aus den Charakteren heraus entwickelt wird, ist ganz meisterhaft, wie auch diese selbst mit sicherer Hand gezeichnet sind. Die beiden Liebenden, der ausgesottene Höfling Overbury sind vorzüglich; sogar der König, den die Geschichte nur als einen unschönen Pedanten kennt, gewinnt ein sympathisches Wesen, ohne daß dabei jener historische Zug verwischt würde. Auch die Episoden sind klar herausgearbeitet. Die Entwicklung mit ihrem Alles fortreißenden Schwunge ist mit der sicheren Kenntniß herbeigeführt, die man von einem bühnenfesten Praktiker, wie Wilbrandt, erwartet. Die Sprache ist tadellos, der Dialog vom lebenswahrsten Rhythmus. — Auch über diesem Stücke brütet jene versengende Leidenschaftlichkeit, die für unseren Dichter nun einmal kennzeichnend ist. Aber es ist keine Luft, die ungesund wäre: es geht Alles mit ganz rechten Dingen zu; und wenn Wilbrandt sich auch in der Vorfabel einige Voraussetzungen erlaubt hat, die im Leben nicht gerade häufig eintreten mögen, so spielt er nachher durchaus ehrliches Spiel. Was er hier darstellt, die Leidenschaften, die Fehler und die Frevel, das schlummert in eines jeden Seele; und damit ist der Dichter vollauf gerechtfertigt. Es steht zu hoffen, daß das Stück nicht blos eine interessante Studie zum Lesen bleiben, sondern auch auf der Bühne, nach der es mit jeder Faser drängt, seine Wirkungsfähigkeit erproben wird. Für den nächsten

Winter ist ja Berlin eine Bühne mit ernsthaften Zielen versprochen worden: Wilbrandts Stück und diejenigen Böckers und Heyses sollte sie sich nicht entgehen lassen!

* * *

La Walhalla y las Glorias de Alemania. Noticias de todos los personajes que alcanzaron honrosa celebridad ó imperecedera fama, así en la guerra como en la política, así en las ciencias como en las artes y en las letras, etc. por D. Juan Fastenrath, natural de Colonia, é hijo adoptivo de Sevilla. Madrid, Aribau y Cª. 1874—1878. 4 Bände 8°.

Als ich vor Jahren nach Spanien kam, war das erste Wort, welches einer der bedeutendsten spanischen Dichter der Jetztzeit an mich richtete: „Kennen Sie auch Dr. Fastenrath, der besser Spanisch schreibt als wir?" Nun sind allerdings die Spanier als überschwänglich im Ausdruck bekannt, und in Fastenrath, wie sich neulich bei der Calderonfeier wieder gezeigt hat, geradezu vernarrt, aber es ist unbestreitbar, daß der Kölner Schriftsteller das nicht leicht ganz und gar zu beherrschende Spanisch in einer Vollkommenheit schreibt, die wohl in Deutschland sicher ihres Gleichen nicht hat, ja daß er der einzige Ausländer ist, welcher Anspruch darauf erheben kann als spanischer Schriftsteller zu gelten.

Geradezu hervorragend aber ist er als geistiger Vermittler zwischen Deutschland und Spanien, als Herold deutscher Geschichte, Literatur und Kunst, kurz deutschen Wesens bei einer Nation, die Deutschland und die Deutschen liebt und hochschätzt, wie namentlich weiß wer 1870 beim Bekanntwerden der deutschen Siege die Freudendemonstrationen in den Madrider Straßen miterlebt hat oder sich doch davon erzählen lassen konnte.*)

Seit Jahren hat Fastenrath in der Revista de España einzelne Theile des großen Werkes veröffentlicht, das er uns nun in einer Reihe von stattlichen Bänden vorführt. Für uns Deutsche bietet dasselbe natürlich nichts Neues, sodaß es hier genügt, den Inhalt der mir vorliegenden vier ersten Bände kurz zu skizziren, um zu zeigen, welche Stofffülle der in Spanien sehr gelesene Schriftsteller seinen Adoptivlandsleuten bietet. Das Werk beginnt mit der Schilderung der Kaiserberge Hohenstaufen und Hohenzollern, der Walhalla, welche dem Ganzen den Namen gegeben hat, der Befreiungshalle bei Kehlheim ꝛc. Daran schließen sich Biographien der Königin Luise, unseres Kaisers, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, Bismarcks, Moltkes und Roons ꝛc., der Helden der Befreiungskriege, der deutschen Dichter und Schriftsteller von Klopstock bis Fritz Reuter und Emanuel Geibel.

Band IV ist beinahe ausschließlich alten und neueren deutschen Künstlern gewidmet. Das Werk ist noch nicht abgeschlossen; mehrere Bände sind in den letzten Jahren erschienen, die mir augenblicklich nicht vorliegen.

Karl Vollmöller.

Offene Briefe und Antworten.

Zu unserem Bedauern nimmt die Discussion über die Echtheit des Rubens-Bildes den Charakter einer gereizten persönlichen Debatte an. Unsere Unparteilichkeit nöthigt uns, die nachstehende Entgegnung des Herrn Dr. Bruno Bucher in Wien auf den Brief unseres verehrten Freundes Herrn Directors Anton von Werner zu veröffentlichen.

Wir hoffen aber, daß damit die Streitfrage für uns wenigstens erledigt ist. Durch malitiöse Bemerkungen herüber und hinüber wird sich an der Sache nichts ändern.

An Herrn A. v. Werner
in Berlin.

Mein Herr!

Da der Abdruck eines Aufsatzes von mir in der „Kunst-Chronik" den Anlaß zu Ihrem offenen Brief an mich in Nr. 29 der „Gegenwart" gegeben hat, wollte ich mich ursprünglich auf eine kurze Berichtigung in der zuerstgenannten Zeitschrift beschränken, in welcher meine Situation insofern eine günstigere ist, da die Leser den Inhalt meiner Aufsätze kennen. Doch glauben Freunde, es werde als Mangel an Höflichkeit gedeutet werden, wenn ich auf so viele Fragezeichen gar keine directe Antwort gäbe, und einem solchen Vorwurfe will ich mich doch nicht aussetzen. Auf alle Ihre Fragen einzugehen, werden Sie mir indessen wohl erlassen. Sie behaupten, sich in Nr. 19 der „Gegenwart" nur mit Herrn Dr. Bodes Anschauungen und Aeußerungen in seinem Artikel über Neptun und Amphitrite beschäftigt zu haben, — eine abermalige Lectüre Ihres Artikels würde Sie vor einer solchen Behauptung gewarnt haben; mir aber werfen Sie vor, mich unberufener Weise mit Ihrer Person beschäftigt zu haben, während mein Aufsatz sich wirklich nur an die Anschauungen und Aeußerungen hielt, welche Sie gethan haben mit ausdrücklicher Berufung auf Ihre amtliche Stellung, mithin förmlich die Erwägung provocirend, was von den Schülern zu erwarten sei, wenn der Lehrer eine solche Sprache führt. Sie imputiren mir die Einbildung der Ueberlegenheit gegenüber den Künstlern: nicht ein Wort meines Artikels berechtigt Sie dazu. Ich trat dem unter Ihren Berufsgenossen ziemlich verbreiteten Aberglauben entgegen, daß durch das Malen allein schon Kunstkennerschaft erworben werde, wozu doch besondere Anlagen, besondere Neigung, besondere Schulung vonnöthen seien, und Sie antworten mit der Frage, ob ich Ihnen „diese Eigenschaften" absprechen wolle? Darauf kann ich wahrheitsgemäß Ihre Worte anwenden: ich kenne Sie und Ihre sonstige Thätigkeit viel zu wenig, um mir darüber ein Urtheil anzumaßen. Meine bei dieser Gelegenheit gebrauchten Vergleiche finden Sie unpassend, ohne zu sagen, weshalb sie nicht passen; wahrscheinlich liegt das im Wesen der mir empfohlenen „Polemik mit Anstand". Uebrigens kann ich auch mit Parallelen aus anderen Regionen dienen: es mag z. B. Jemand ein ganz geschickter Münzgraveur, und dennoch keineswegs geeignet oder gar allein geeignet sein, ein Münzkabinet zu verwalten, wogegen Sie, wie ich vermuthe, Herrn Dir. Friedländer durch das Verlangen, er solle einen Markstempel schneiden, in einige Verlegenheit bringen würden. Da Sie aber im Tone der Entrüstung von der gesammten Künstlerschaft beider Hemisphären den Verdacht der Feindseligkeit gegen das Wissen scheinen abwehren zu wollen, so wird es gestattet sein darauf hinzuweisen, daß Sie in demselben Athem erklären, eine sehr eingehende Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der Kunstwissenschaft und ihrer Vertreter (ich weiß nicht ob hierbei an verschiedene Arten von Erzeugnissen gedacht werden soll, oder an diejenigen, welche dem Umgange der Kunstwissenschaft mit deren Vertretern das Dasein verdanken) habe das Gegentheil von Respect bei Ihnen hervorgebracht, und weiter: Herr Dr. Bode „und seine sonstige Thätigkeit" seien Ihnen viel zu wenig bekannt. Einigermaßen begreiflich werden diese seltsamen Widersprüche dadurch, daß Ihnen unverkennbar wissenschaftliche Arbeit und schöngeistige Tageskritik gleichbedeutend sind. Für alle Fälle wird es Sie interessiren zu erfahren, daß Dr. Bode nicht blos Mitarbeiter der „Preußischen Jahrbücher," sondern nebenher noch Director der königlichen Sammlung mittelalterlicher und Renaissance-Skulpturen, Directorial-Assistent der Gemälde-Galerie, und als Forscher und Schriftsteller überall hochgeschätzt ist, wo die Kunstwissenschaft gepflegt wird. Die Aufforderung, Ihnen bildungsfeindliche Künstler zu denunciren, ist eine artige Schäkerei, die ich zu schätzen weiß. Sollten Sie nach solchen gar zu weit zu suchen haben? Was meine Künstlerbekanntschaft anbelangt, so umfaßt dieselbe hochverehrte Männer, deren Blick über den Atelierhorizont hinausgeht, aber auch Andere. Bekanntschaft ist eben ein weiter Begriff. Und wollte ich Ihnen alle hierher passenden Aussprüche bekannter Künstler citiren, wie den „geschickten Dilettanten Tizian", die „alten Schwarten", für welche der Maler der Gegenwart keine Zeit übrig hat u. dgl. m., so würde die verehrte Redaction mir kaum den erforderlichen Raum gewähren. Vielleicht erinnern Sie selbst sich noch, bei der Einweihung des Akademiegebäudes in Wien aus dem Munde eines bekannten Malers die Worte gehört zu haben: „Wir Andern sind froh, daß Schinkel todt ist, und Der möchte ihn wieder ausgraben."

Gern wüßte ich wohl, worin meine wiederholt beklagten „Schmähungen" bestehen? Ob es Schmähungen waren, daß ich Sie nicht auf eine Stufe mit Rubens stellte, Ihre „malerischen" Ansichten von Zweck und Nutzen öffentlicher Kunstsammlungen beklagenswerth fand, und Ihre Erfindung „geschmackloser Gliedmaßen" vor der Vergessenheit zu retten suchte? Ob es einen Maler schmähen heißt, wenn man in einer Gesellschaft von lyrischen Dichtern und Schreiblehrern spricht? u. s. w. Doch ich will nicht fragen, denn Ihnen macht, wie ich zu meinem Leidwesen erfuhr, die Correspondenz mit mir kein „Vergnügen", und würde mir auch deren Fortsetzung ehrenvoll und gewinnbringend sein, so bin ich doch zu sehr beschäftigt, um mich solchem Genusse nach Wunsch hingeben zu können. Deshalb sei nur noch mit Befriedigung von dem wesentlichen Punkt in Ihrem Sendschreiben, der feierlichen Versicherung Act genommen, daß meine Vermuthung, auch Sie hätten beabsichtigt, den Credit Ihrer Museenverwaltung zu erschüttern, irrig war.

Wien, 23. Juli 1881.

B. Bucher.

*) Die taktlosen Ausfälle von Menendez Pelayo bei der Calderonfeier, der klägliche Angriff auf deutsches Universitätswesen, welchen ein gewisser Laureano Calderon in der Revista ilustrada vom 1. Juni d. J. gemacht hat, sind ganz vereinzelt und nur deshalb nicht auffallend, überdies ist Menendez Pelayos Auftreten von spanischer Seite gebührend gebrandmarkt worden.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 13. August 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Frankreich und der Protestantismus.

Von Philosophus.

Emil Zola ist nicht nur ein Romanschriftsteller und zwar, was man auch gegen seine Tendenz und gegen seine Form einwenden mag, einer der bedeutendsten der französischen Literatur; er schreibt noch für den Figaro belletristische und philosophische Essays, die jedenfalls zu dem Anziehendsten gehören, das diese so vielgegliederte Zeitung ihren Lesern bietet. Unter diesen Essays, deren Vorwürfe gewöhnlich aus dem echt französischen, noch besser aus dem Pariser Leben gezogen sind, bemerke ich einen, der uns in Deutschland besonders interessirt. Zola hat nämlich der im Grunde des französischen Volkes liegenden Abneigung gegen den Protestantismus und das protestantische Wesen überhaupt das Wort reden zu müssen geglaubt, und er hat damit in der ihm eigenthümlichen scharfen und drastischen Weise ein recht merkwürdiges Kapitel zur Charakteristik des französischen Denkens und Fühlens geliefert. Es ist aber diese Arbeit Zolas um so bemerkenswerther, als derselbe in den von ihm ausgesprochenen Ansichten und Urtheilen keineswegs vereinzelt dasteht; er gibt uns im Gegentheil in diesen Zeilen ein ganz getreues Spiegelbild der Anschauungen, die in dem weitaus größten Theile des französischen Volkes dem Protestantismus gegenüber sich geltend machen, und ich glaube kaum, daß man dort eine nennenswerthe Anzahl von Nichtprotestanten finden würde, welche sich nicht bereit erklärten, mit beiden Händen das Zola'sche Glaubensbekenntniß, wenn man sich so ausdrücken darf, zu unterzeichnen. Gerade dieser Umstand ist es auch, der diesem Essay seinen besonderen Stempel aufdrückt und der mich bewegt, das deutsche Publicum davon zu unterhalten.

Die Franzosen waren es bekanntlich, die im Jahre 1870 dem deutsch-französischen Kriege den Charakter eines Religionskrieges anzuheften bedacht waren; von Paris war schon im Jahre 1866 die Parole ausgegangen, man könne den Sieg der „protestantischen“ Preußen über das „katholische“ Oestreich nicht dulden; und vier Jahre später erklärte die Kaiserin Eugenie mit ihrem ganzen Anhang, es gelte Revanche an dem Protestantismus zu nehmen. Man lese die französischen Zeitungen der damaligen Zeit durch, und man wird erstaunen über die Hartnäckigkeit und über die Verbreitung dieses Gedankens in allen Volksschichten und in allen Parteien. Es zieht derselbe wie ein rother Faden durch die ganze Kriegsgeschichte. Als nun die in so directer Weise herausgeforderten „Protestanten“ sich zur Wehr setzten und den ihnen hingeworfenen Handschuh aufhoben, und als ihnen gar der Sieg verblieb, da freilich änderte sich plötzlich das Bild und sie wurden beschuldigt, die Fahne des Religionskrieges entfaltet zu haben.

Ein belgischer Schriftsteller, Emile de Laveleye, Professor in Lüttich, veröffentlichte kurz nach dem Kriege eine Broschüre, die in Frankreich kein geringes Aufsehen machte; dieselbe war betitelt: De l'avenir des peuples catholiques, und suchte mit Objectivität und Sachkenntniß den Beweis zu liefern, daß man Unrecht habe zu sagen, die Völker der lateinischen Rasse seien im Niedergange begriffen, daß man viel richtiger sagen sollte, die katholischen Völker könnten mit den protestantischen nicht Schritt halten. Diese Schrift wurde in Frankreich viel gelesen, noch mehr perhorrescirt, um so mehr, als der Verfasser selbst Katholik war, folglich nicht des Religionshasses und des Sectirens geziehen werden konnte. Liest man heute die Zola'schen Artikel gegen den Protestantismus und nimmt man jene Broschüre wieder zur Hand, so könnte man wirklich glauben, der Romanschriftsteller habe Laveleyes Ausführungen noch auf dem Herzen und sein Essay sei eine Antwort auf die Schrift des belgischen Professors. Geht man aber der Sache auf den Grund, so wird Einem klar, daß, wenn nicht jene Broschüre, die wohl von den Meisten schon vergessen sein mag, doch jedenfalls die auf den Protestantismus und dessen Culturbedeutung bezüglichen, nach dem Kriege in so mancherlei Gestalt zu Tage getretenen Panegyriken den Franzosen insgesammt heute noch auf dem Herzen liegen; dem Protestantismus das Wort reden ist für sie gleichbedeutend mit der Anerkennung eines moralischen Vorranges der deutschen, beziehentlich der preußischen Cultur, und einen solchen Vorrang erkennt kein Franzose an, und richtet sich die ganze Geistesthätigkeit dieses Volkes, wenn es auf dieses Gebiet geführt wird, darauf, in den Andern den Gedanken der Möglichkeit einer solchen Unterordnung Frankreichs unter Deutschland zu bekämpfen. So tief wurzelt dies Gefühl in den Herzen aller Franzosen, daß man selbst französische Protestanten findet, die sich in diese Denkweise hineingearbeitet haben und die heute aus lauter sogenanntem Patriotismus ihren in früheren Jahren oft und scharf betonten Protestantismus verleugnen und sich, nur um den unliebsamen Laveleye'schen Folgerungen zu entgehen, aus dem verpönten Lager des an Preußen erinnernden und Preußen zu Gute kommenden Protestantismus entfernen und sich Freidenker, Libres-penseurs, betiteln. Zola ist zwar keineswegs von Geburt Protestant; dieser letzteren freidenkerischen Richtung aber gehört er an und derselben spricht er das Wort. Seine Ausführungen fallen mit dem Gedankenzug zusammen, der gerade diesen Protestanten eigen ist; und dieser Gedankenzug andererseits schmeichelt der französischen Eigenliebe so sehr, daß es ein Wunder wäre, wenn er nicht von dem ganzen französischen

Volke angenommen würde. Der Protestantismus, heißt es da, war freilich im 16. Jahrhundert ein Fortschritt; damals standen die protestantischen Staaten, wie man in Paris zu sagen pflegt, an der Spitze der Civilisation. Heute ist aber die Menschheit schon weiter vorgerückt; Frankreich hat die protestantischen Staaten überflügelt, indem es durch die Revolution von 1789 und durch die derselben vorausgegangene philosophische Bewegung das Princip der unconfessionellen Libre pensée aufgestellt hat. Die Schranken, die der Protestantismus dem menschlichen Denken gesteckt hatte, sind übersprungen; der Protestantismus selbst ist nicht mehr der Fortschritt, sondern die Reaction, und gerade dadurch, daß die katholischen Völker diese Schranken nicht kennen, sind sie besser als die protestantischen in der Lage, zu dem reinen Freidenkerthum überzutreten, besser als die letzteren, die in der Halbheit ihrer Glaubensbefreiung sich im Besitze der Gedankenfreiheit wähnen und für welche dieser Wahn zur Kette wird, welche sie an längst überwundene Principien fesselt, den geistigen Fortschritt hemmt und sie geradezu zu Verfechtern einer neuen Reaction stempelt. Emil Zola führt dies in der diesem Schriftsteller eigenen grellen und scharfen Weise aus, indem er sagt: „In den Augen der heutigen Freidenker war die Reformation, als sie ausbrach, ein Schritt vorwärts auf dem Wege zur Wahrheit. . . . Die Anfänge waren ein prachtvoller Heroismus, ein gewaltiges Hoffen. . . . Und siehe! nach drei Jahrhunderten ist aus dem Protestantismus eine Schranke geworden, ein Felsblock, der sich quer über den Weg der Wahrheit gelegt hat, schwerer, querköpfiger, gefährlicher als die Religionen, deren Verbesserer zu sein er sich schmeichelt. Es mußte so kommen; und so kommt es auf allen Gebieten: wenn das Bessere sich in den Kopf setzt der definitive Abschluß zu sein, so schließt es die Zukunft ab und ist nur noch verabscheuungswürdig. Heute wird sich ein wissenschaftlicher Kopf leichter mit einem Katholiken als mit einem Protestanten abfinden; er begegnet bei dem ersteren einer größeren Humanität, einer größeren Geschmeidigkeit, während dem zweiten die griesgrämig tölpische Starrheit des Mannes, der glaubt, er trage die Wahrheit in seiner Tasche herum, innewohnt. . . . Die Liberalen, die Revolutionäre des 16. Jahrhunderts sind die Reactionäre des 19. geworden."

Und weiter führt Zola aus, daß der protestantische Genius in den Völkern und in den Menschen, die sich zu ihm bekennen, den Kunst- und Schönheitssinn tödtet, die Wissenschaft selbst lähmt, alle Originalität, alle Produktionsfähigkeit ausrottet. In England, in Amerika, in der Schweiz und besonders in Deutschland, meint Zola, „les résultats sont désastreux". „In Deutschland," fügt er ausdrücklich hinzu, „seufzt die Literatur unter dem Joche der religiösen Secten und in den Nebeln der Metaphysik. Die Deutschen besitzen keinen dramatischen Dichter, keinen Romanschriftsteller von eigentlichem Werth. Die religiöse Polizei unterdrückt die Originalität. Die Moral der Deutschen verwandelt sich in Heuchelei; sie fordern von ihren Büchern und von ihrem Theater, daß dieselben über die Krebsschäden, die an ihnen nagen, schweigen (ils exigent dans les livres et au théâtre, le silence sur les chancres qui les dévorent)."

Fast scheint es, als habe sich Zola über die deutschen literarischen Verhältnisse bei dem bekannten Herrn Tissot orientirt; bestände in Deutschland eine Societé des gens de lettres, so könnte ihm dieselbe, als Antwort auf diese mit Unliebenswürdigkeit gepaarte Unwissenheit, die Adresse einiger unserer hervorragenden Schriftsteller, wie Auerbach, Spielhagen, Lindau, Wilbrandt, Paul Heyse u. s. w. schicken und ihm auch das Verzeichniß der Werke von Goethe, Schiller, Lessing, Kant, Humboldt und einiger anderer nicht ganz unbekannter Vertreter der deutschen protestantischen Literatur und Wissenschaft auf buchhändlerischem Wege übermitteln. Einigen Nutzen dürfte der Verfasser von „Nana" denn doch vielleicht aus dieser Lectüre ziehen. Derselbe hat freilich eine sehr charakteristische Antwort bereit; denjenigen, die ihm, wie aus einem zweiten Artikel über den Protestantismus erhellt, die Namen Goethe, Kant u. s. w. zum Beweise, daß die protestantischen Völker nicht so vollständig alles Kunst- und Wissenschaftssinnes ledig sind, anführen, erwidert Zola mit bewunderungswürdiger Fertigkeit, diese Namen beweisen gerade das Gegentheil, da Goethe und Kant, um Treffliches zu liefern, sich zuerst von den Banden des Protestantismus befreien mußten; er bedenkt aber dabei nicht, daß gerade die protestantische Erziehung und Schule die Erscheinung von Männern wie Goethe, Lessing, Kant, Humboldt und so vieler anderer möglich machte, und daß der Geist, der die ganze Literatur und Philosophie der großen Dichterperiode Deutschlands durchströmt und belebt, der reine Geist des Protestantismus ist.

Zola schließt seinen Artikel mit folgenden Sätzen: „Am Ende muß man sich empören (révolter)! Diese Protestanten sind weder die Wahrheit noch die Freiheit. Ich ziehe ihnen die Katholiken vor, denn diese sind wenigstens Künstler. Unsere ganze Rasse wird angewidert durch dieses Einregimentiren des Willens, durch dieses Niederdrücken der Individualitäten, die sich unter dem Vorwand einer scheinheiligen Moral breit machen. Wir wollen freie und stolze Männer sein und auch das thun, was man das Schlechte nennt, wenn eine eclatante Lebensäußerung daraus entspringen soll (s'il doit en sortir une affirmation éclatante de la vie). Sie mögen (die französischen Protestanten nämlich!) uns verlassen, wenn es sie dürstet nach Metaphysik und Disciplin! **Wir sind in Frankreich, und nicht in Deutschland!"**

So Herr Emil Zola.

Ich will nun absehen von den speciell die französischen Protestanten berührenden politischen Anzüglichkeiten. Es ist nicht das erste, wird auch nicht das letzte Mal sein, daß an dieselben diese recht freundliche Mahnung ergeht, das katholische Frankreich zu verlassen; merkwürdig ist nur, daß diese Mahnung nicht mehr blos von den Vertretern des Katholicismus, sondern auch von denjenigen der Libre-pensée ausgesprochen wird. Beiden sind die Protestanten ein Dorn im Auge; den Einen sind sie die schlimmsten Revolutionäre, weil sie mit der alleinseligmachenden Kirche gebrochen haben; den Andern sind sie die „verabscheuungswürdigsten" Reactionäre, weil sie sich „wie ein Felsblock quer über den Weg der Wahrheit gelegt haben". Von beiden Seiten zugleich wird das Feuer auf die Unglücklichen eröffnet und ihnen mit grobkörniger Derbheit der Rath ertheilt, sie mögen, da sie doch keine Franzosen seien, nach Deutschland gehen. Die Mahnung ist merkwürdig und für die Geistesentwicklung des französischen Volkes in seiner Gesammtheit bezeichnend. Sache der französischen Protestanten ist es, sich mit ihren Gegnern abzufinden; wir in Deutschland schauen dem seltenen, selbstmörderischen Getriebe „kühl bis ans Herz hinan" zu und machen unter uns unsere Glossen.

Was nun den Grundgedanken dieses Protestantenhasses betrifft, so gibt uns dessen so naiv unzweideutiger Ausdruck durch Emil Zola Gelegenheit, die seltsame Auffassung der protestantischen Principien durch die Franzosen, sowie die nicht minder seltsame Auffassung der Weltentwickelung, wie sie den Franzosen eigen ist, ad majorem gloriam Galliae zu bewundern. Von dieser letzteren muß man ausgehen, um den ganzen Gedankengang nicht nur des Herrn Zola, sondern der überaus großen Mehrzahl der Franzosen dem Protestantismus gegenüber zu begreifen. Fest muß zunächst stehen, daß Frankreich allein an der Spitze der Civilisation marschirt; kommt ein Ereigniß vor, durch welches dieses Axiom geschädigt oder gar umgestoßen wird, so muß sofort ein Mittel gesucht werden, dasselbe so zu deuten, daß das Axiom sich wieder aufrichten und in vorherigem unbeflecktem Glanze seine Strahlen auf die bewundernde Welt aussenden könne. Ein solches Ereigniß war nun der plötzliche Aufschwung eines in der Mehrzahl protestantischen Landes und die von Unparteiischen daran geknüpften Bemerkungen. Was sollten diejenigen in Frankreich, die in dem Katholicismus weder die Freiheit, noch den Fortschritt, noch die Wahrheit erkennen können, thun, um sich aus dieser unangenehmen Lage herauszuwinden? Sie haben gethan was Zola thut; sie haben dem Protestantismus eine Deutung gegeben, die nicht auf denselben paßt, die aber ihre Eigenliebe befriedigt und deren sie zu ihrer Beweisführung nöthig haben; sie haben erklärt, derselbe sei in seiner

Art ein neuer starrer, in gewissen unüberschreitlichen Schranken eingekeilter Katholicismus; sie haben daraus gefolgert, daß diese Schranken jetzt schon überschritten, daß dieselben in Frankreich zuerst überschritten worden seien, daß folglich der Protestantismus veraltet, seine Vorkämpfer Reactionäre und nur die Vorkämpfer der Libre-pensée eigentliche Liberale seien, und da diese Freidenker ihren Sitz in Paris und Frankreich hätten, so war der Schluß ganz natürlich der, daß Frankreich wieder an der Spitze der Civilisation einherschreitet und daß das protestantische Deutschland von ihm völlig in den Hintergrund zurückgedrängt sei. Quod erat demonstrandum.

Um zu dieser Schlußfolgerung zu kommen, muß aber Zola und Frankreich mit ihm, was den Protestantismus betrifft, von einer Voraussetzung ausgehen, die wohl von den orthodoxen Altlutheranern als annehmbar angesehen werden dürfte, die sich aber mit dem Geiste des Protestantismus, wie sich derselbe von den ersten Anfängen der Reformation an offenbart, nicht deckt. Die Reformation war nicht, wie die im Katholicismus erzogenen und in katholischen Begriffen großgewachsenen Franzosen es glauben, eine neue alleinseligmachende, streng nach allen Seiten verschlossene, der Protestantismus verknöchert sich auch heute keineswegs in einer den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung absprechend gegenüberstehenden Kirche. Was in dieser Hinsicht von dem Katholicismus mit Recht behauptet werden darf, da derselbe sich, im Gegensatz zu dem Protestantismus, seiner traditionellen Unwandelbarkeit rühmt, und diese Unwandelbarkeit als seine erste Bestehungsbedingung betrachtet und betrachten muß, das paßt nicht auf den Protestantismus, der im Gegentheil *seine* Lebensbedingung in einer ewigen fortschreitenden Bewegung findet und finden muß. Emil Zola beweist in jeder Zeile seines Essays, daß er eine katholische Erziehung genossen hat, daß er sich die Dinge durch katholische Brillen ansieht; denn auf den Protestantismus, der der Antipode des katholischen Geistes ist, überträgt er die Begriffe, die nur auf diesen letzteren, keineswegs aber auf den ersten anwendbar sind. Den protestantischen *Geist* hätte Zola und Frankreich zuvörderst begreifen müssen; diesen Geist der freien Forschung, der Lossagung von den durch den Klerus den katholischen Gewissen auferlegten Fesseln, der selbstständigen, ungehinderten Bewegung auf denjenigen Gebieten, welche die römischen Satzungen dem Laien verschließen. Dieser Geist war es, aus welchem die Reformation entsprungen ist; dieser Geist war es, der seit drei Jahrhunderten den Fortschritt in der alten und in der neuen Welt ermöglichte; und Kinder dieses Geistes sind gerade die größten Denker, Dichter und Gelehrten unserer Zeit. Was speciell Frankreich anbetrifft, so hat dasselbe nach dem Krieg und seinen inneren clerikalen Nachwehen das protestantische, im Jahre 1870 schwer bedrohte Element in auffallender Weise in den Vordergrund gedrängt; viele Protestanten sitzen im Senat und in den Kammern, und nicht unbemerkt ist es geblieben, daß unter den Ministern sich sehr viele Protestanten befinden; ich nenne nur Jules Ferry, den jetzigen Premierminister, Waddington, Freycinet. Daß die katholischen Blätter darüber empört sind, dürfen wir recht begreiflich finden, wir fühlen uns aber betroffen, wenn die sogenannten Freidenker in dasselbe Horn blasen. Um diese letztere Erscheinung zu verstehen, müssen wir auf die von Grund aus katholische Erziehung auch des liberalen und republikanischen Theiles des französischen Volkes zurückdenken, müssen wir uns vergegenwärtigen, wie sehr auch die republikanische Partei von dem katholischen *Geiste* durchtränkt ist. Ich habe dies in früheren Essays schon wiederholt betont und will nur vorbeigehend daran erinnern. Gerade aber dies protestantische Element, das wir jetzt noch in so ungewöhnlicher Anzahl und Macht in den höchsten Regierungskreisen antreffen, ist dasjenige, das die heutige Republik vor den Gefahren des Umkippens bewahren kann; so lange sich Elemente, die man mit Recht die eigentlich liberalen, gemäßigten und im wahren Sinne des Wortes conservativen nennen darf, in der ihnen jetzt eingeräumten Stellung verbleiben, können der Jakobinismus und der Cäsarismus, diese beiden feindlichen und doch zu demselben Ziele hinarbeitenden Brüder, zurückgedämmt werden. Befürchten muß man aber, besonders nach solchen freidenkerischen Manifestationen, wie die Zola'schen Artikel, daß der alte katholische Geist in dem französischen Volk doch wieder die Oberhand gewinne. Handelte es sich dabei nur um Frankreich, so könnten wir dieser Entwickelung ganz objectiven Auges zusehen; es handelt sich aber dabei auch um Europa und um Deutschland. Denn für das Ausland ist diese mehr protestantische Regierung eine Bürgschaft des Friedens, während mit dem Wiederhervorbrechen des katholischen, cäsaristischen, meinetwegen auch unter republikanischer Firma einherfahrenden Geistes, auch die Friedenszuversicht zu Schaden kommen würde.

Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow.

Von Theodor Fontane.

4. Blossin.

In aller Frühe brachen wir auf und machten den Weg vom Tage vorher wieder zurück, einzig und allein mit dem Unterschiede, daß wir statt um die Nordspitze des Schermützel um seine Südspitze herum fuhren.

Es waren dieselben Bilder, und Wagen und Gespräche mahlten ruhig und unverändert weiter. Aus der Reihe der letztern war eins über Zahnweh unbedingt das wichtigste, weil Moll ein Mittel angab, wie diesem Urfeinde der Menschheit beizukommen sei. Man müsse sich nämlich alle Morgen beim Waschen *erst* die Hände trocknen und *dann* das Gesicht; das sei probat und er wenigstens habe seitdem Ruhe.

Gegen Mittag erreichten wir Storkow, eine der beiden Hauptstädte dieser Gegenden, und fuhren eine Stunde später um den großen Wolziger See herum, an dessen Westufer ich in einiger Entfernung unser eigentliches Reiseziel erkannte: Dorf *Blossin*.

Dieses, trotzdem es nur klein und bloßes Filial zu Friedersdorf ist, ist doch nichtsdestoweniger als *der* Punkt im Beeskow-Storkowschen anzusehn, dem der Ruhm einer eminent historischen Oertlichkeit in erster Reihe zukommt. Es wohnten hier nämlich die Queiße, von deren Schloß oder Herrnhaus aus die berühmte Fehde des *Nickel Minckwitz* ihren Ursprung nahm, eine Fehde, die mit der derselben Epoche zugehörigen des *Michel Kohlhaas* eine gewisse Verwandtschaft hat.

Ich schildre nunmehr diese Minckwitz-Fehde nach den Aufzeichnungen Wohlbrücks und Engels.

Ursach der Fehde. Heinrich Queiß auf Plössin (jetzt Blossin) führt Beschwer über seinen Schäfer und erhält kein Recht.

Der beinah achtzigjährige Heinrich v. Queiß, Gerichtsherr zu Plössin und Lehnsträger des Bischofes von Lebus, war aus einem unbekannt gebliebenen Grunde mit seinem Schäfer in Streit gerathen, so daß dieser letztre sich an seines Guts- und Gerichtsherrn Familie thätlich vergriff. Aber nicht genug damit, er ging in seiner Rache weiter, überfiel — nachdem er vorher die Flucht ergriffen und in Friedersdorf und Dolgenbrod einen Bauernhaufen um sich versammelt hatte — Dorf und Feldmark Plössin und trieb seines Herren Schafe fort. Heinrich v. Queiß verklagte nunmehr den Aufrührer bei dem Bischofe von Lebus, der denn auch seinem zu Storkow ansässigen Amtshauptmann Ordre zugehen ließ, nicht nur die weggetriebenen Schafe wieder herbei, sondern auch den Schäfer selbst vor seines Grundherrn Gericht zu schaffen. Der Amtshauptmann aber erwies sich als säumig in seiner Pflicht und da mittlerweile von Seiten des rachsüchtigen Schäfers wiederholentlich versucht worden war Plössin in Feuer aufgehn zu lassen, so wurde der von Queiß immer dringlicher in seinen Vorstellungen beim Bischofe.

Dieser, so wenigstens scheint es, war anfänglich zu helfen aufrichtig bereit und sandte Befehl über Befehl an seinen Storkower Amtshauptmann; als dieser letztre jedoch in seiner Säumigkeit beharrte, schob es der v. Queiß auf Unaufrichtigkeit und

bösen Willen beim Bischofe selbst und wandte sich deshalb an Heinrich Tunckel, obersten Münzmeister des Königreichs Böhmen und derzeitigen Landvogt der Niederlausitz, der in dieser seiner letztren Eigenschaft unstreitig die nächste höhere Behörde war.

Und der Landvogt unterzog sich denn auch seiner Pflicht und ersuchte selbigen Tages noch den Bischof „sich seines Vasallen, des v. Queiß, mit größrem Nachdruck annehmen und ihn gegen den Uebermuth und die Schädigungen des rachsüchtigen Schäfers schützen zu wollen". Der Brief, in dem dies Ersuchen gestellt wurde, war, wie die Chronisten melden „in schicklichster Weise" geschrieben, nichtsdestoweniger empfand der stolze Bischof einen Groll darüber und äußerte sich einmal über das andre „daß er dem Queiß den gethanen Schritt nicht vergessen und ihn seinerzeit zu züchtigen wissen werde".

„Der stolze Bischof" nennt ihn die Geschichte der Bischöfe von Lebus, und es mag hier eingeschaltet werden, wer dieser stolze Bischof war.

Georg v. Blumenthal, geb. 1490 auf dem Rittergute Horst in der Priegnitz, war noch dem Ableben des Bischofs Dietrich v. Waldow seitens der Lebusischen Domherrn einstimmig zum Nachfolger v. Waldow's erwählt worden, was als eine durchaus gerechtfertigte Wahl gelten konnte. Denn in früher Jugend schon hatte sich der nunmehr Erwählte durch Klugheit und Charakter hervorgethan. Er wor mit 17 Jahren Secretair im Dienste seines Vorgängers, mit 23 Jahren Rector an der Universität zu Frankfurt gewesen, und hielt als solcher eine Rede, darin er die Studirenden zu Fleiß und gutem Betragen ermahnte. Bald danach empfing er den Grad eines Doctors beider Rechte.

1520 erwählte man ihn, den erst Dreißigjährigen, zum Bischofe von Havelberg, in welche Wahl jedoch Kurfürst Joachim, als Landesherr, nicht willigte, trotzdem die Wahl bereits die päpstliche Bestätigung erfahren hatte. Dies führte zu Weiterungen, aus denen der Kurfürst anscheinend als Sieger, in Wohrheit aber als Besiegter hervorging, indem er dem Erwählten und durch die Curie Bestätigten zum Ausgleich für einen freiwilligen Verzicht auf Havelberg nicht blos das alsbald zur Erledigung stehende Bisthum Lebus zusagte, sondern ihm nebenher auch noch seine geflissentlichste Verwendung für das mecklenburgische Bisthum Ratzeburg in Aussicht stellte. Der Verzicht geschah, ebenso hielt der Kurfürst Wort, und wenige Jahre später wor Georg v. Blumenthal ein Doppel-Bischof geworden: ein Bischof von Lebus und Ratzeburg.

Heinrich Queiß verbündet sich mit Nickel Minckwitz und Otto v. Schlieben und rächt sich an dem Bischofe, der ihm sein Recht verweigert.

Aus solchen Erfolgen und solchem Besitzstande konnte schon ein „stolzer Bischof" geboren werden, und Georg v. Blumenthal in seinem nur zu begreiflichen Unmuth über die Kränkung, die der Appell an den niederlousitzischen Landvogt ihm bereitet hatte, beschloß jetzt den kleinen Vasallen, der ihm diesen Tort angethan, seine starke Hand fühlen zu lossen. Bis dahin war alles mehr oder weniger unverschuldete Säumniß gewesen, wenigstens so weit der Bischof in Person mitspielte, nunmehr aber schob auch dieser die Rechtsgebung absichtlich hinaus, behauptete daß den Angaben des Queiß nicht ohne Weitres Glauben zu schenken sei, und verlangte von ihm (dem Queiß), daß er sich dem Gerichts-Zuge nach Friedersdorf, allwo der Schäfer einen Unterschlupf gefunden, anschließen solle, damit gleich an Ort und Stelle Kläger und Beklagter einander gegenüber gestellt und ihre Sache gehört werden könne. Dieser Aufforderung aber, weil er dem Bischof nicht traute, widerstrebte der v. Queiß, und verlangte nur immer eindringlicher und hartnäckiger eine Verhaftung des Schäfers.

Eine Folge davon war, daß der Zug selbst unterblieb.

Erbittert über dies Verfahren, entschloß sich Queiß „wegen ihm verweigerten Rechtes" Rache zu nehmen und wandte sich an Otto v. Schlieben auf Baruth und den Ritter Nickel v. Minckwitz auf Sonnenwalde, mit welchen beiden er übereinkom, den wegen seines Stolzes überall im Lande wenig geliebten Bischof in seiner Stadt Fürstenwalde heimzusuchen und nach Sonnenwalde hin gefangen zu setzen.

Alle drei: Minckwitz, Schlieben und Queiß (welcher letztre von jetzt ab zurücktritt) hatten in Kürze 60 Reiter beisammen, mit denen sie den 7. Juli 1528 aufbrachen. Unterwegs aber vergrößerte sich ihr Zug bis auf 400 Berittene, darunter auch ein Kracht von Lindenberg und die beiden Löschebrands von Saarow und Pieskow.

In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli hielten sie vor Fürstenwalde. Die Thore waren selbstverständlich geschlossen, und Minckwitz ersann eine List, um ohne Lärm und Gefahr in die Stadt hinein zu kommen. Er hatte nämlich erkundschaftet, daß einige polnische Frachtfuhrleute, die zu früher Morgenstunde weiter östlich auf Frankfurt und die Oder zu wollten, in einer Vorstadts-Ausspannung Quartier genommen hätten, und schickte deshalb den Herrmann Schnipperling, einen v. Schliebenschen Diener, in eben diese Vorstadts-Ausspannung ab, um sich daselbst den Fuhrleuten als einer der ihrigen anzuschließen. Es gelang auch über Erworten, und der Schliebensche, der durch Geld und gute Worte die Polacken leicht zu gewinnen gewußt hatte, war mit unter den Ersten, die bei Tagesanbruch in das eben geöffnete Thor einritten. Unmittelbar hinter dem Thore floß ein breiter und sumpfiger Spree-Graben, und als der Schliebensche des hier seines Dienstes wartenden Thorwächters ansichtig wurde, ritt er an diesen heran und bat ihn, ihm den Sottelgurt etwas fester zu schnallen. Der Thorwächter war auch bereit, eh er aber den Riemen fassen und scharf anziehen konnte, stieß ihn der böse Schnipperling ins Wasser und schoß im selben Augenblick ein Pistol ab. Das war das verabredete Zeichen für die bis dahin in einem Kussel-Busch versteckt gehaltenen Reiter, die nun in raschem Trabe das Thor passirten und über die lange Holzbrücke in die Stadt eindrongen. Anfangs versuchten hier die grade bei der Frühsuppe sitzenden Bürger einen Widerstand und schlugen sich tapfer mit dem Reitervolk herum, als ihnen Minckwitz aber zurief: „es gelte dem Bischof und nicht ihnen" ließen sie vom Kompf ab und gaben den Weg nach der bischöflichen Burg hin frei. Freilich ohne doß man auf Minckwitzischer Seite noch irgend einen Vortheil dovon gezogen hätte, denn als die Rotte bald danach in die Burg einstürmte, fand sie nur noch das leere Nest. Der Bischof hatte Zeit gefunden seine Flucht zu bewerkstelligen, und nur wenige Dienstleute wurden zu Gefangenen gemacht, darunter Matthias v. Blumenthal, des Bischofs Bruder.

Das däuchte nun den Minckwitzischen zu wenig, und wenn es ihnen anfänglich unzweifelhaft nur um die Person des Bischofs zu thun gewesen war, so ließ sie jetzt der Aerger alle guten Vorsätze vergessen, und Minckwitz selber ertheilte Befehl oder gestattete doch wenigstens, daß das bischöfliche Schloß, die Domkirche, das Rathhaus und das Domherrn-Viertel geplündert werde. Was sich denn auch unverzüglich ins Werk setzte. Selbst die kirchlichen Gefäße, die Patenen und Abendmahlskelche, wurden nicht verschont und das Zerstörungswerk geschah um so gründlicher und rücksichtsloser, als sich unter den Plünderern bereits sehr viele befanden, die Gegner und Verächter der katholischen Kirche waren. Im Kreise der Anführer aber richtete sich das Hauptaugenmerk auf ihre beim Domkapitel aufbewahrten Verschreibungen und Schuldscheine, die nun, soweit sie zur Stelle waren, entweder vernichtet oder mitgenommen wurden. Weniger glücklich war Minckwitz in Person, der den im Dom aufbewahrten Domschatz in seine Gewalt zu bringen hoffte. Die Sakristei, darin er ihn muthmaßte, wurde bis unter den Fußboden untersucht, aber ein Fleckchen übersah er: den durch die geöffnete Sakristei-Thür gebildeten Winkel. Und gerade hier stand der Kasten, der den Domschatz bewohrte.

Zuletzt richtete sich die Stimmung, wie man kaum anders erwarten konnte, gegen die Stadt selbst, und als einer aus der Rotte bemerkte, „daß die Bürgerschaft an dem Scheitern ihres Anschlages eigentlich Schuld sei, weil ihr Widerstand dem Bischofe Zeit zur Flucht gegeben habe" fiel man ohne Weitres über die Bürger

her. Einer, der sich widersetzen wollte, verlor sein Leben, und nur zwei Häuser entgingen der allgemeinen Plünderung: eines dadurch, daß der Brauer, der es bewohnte, die heiße Malzbrühe den Anstürmenden auf die Köpfe goß, ein andres dadurch, daß man von innen her ein langes weißes Laken aushängte, wie wenn ein Todter im Hause sei. Nach ein paar Stunden endlich hatte sich das Unwesen ausgetobt, und der ganze Zug zog wieder heimwärts und nahm des Bischofs Bruder gefangen nach Sonnenwalde mit.

Der Bischof Georg von Blumenthal sucht Schutz beim Kurfürsten und Nickel von Minckwitz wird flüchtig.

Der geflüchtete Bischof eilte geraden Weges nach der Grimnitz, wo sich Kurfürst Joachim eben aufhielt. Dieser, nach empfangenem Bericht, befahl einem seiner Diener, dem Martin Böhme, mit acht Reitern den Räubern nachzusetzen, um wenigstens in Erfahrung zu bringen, wo sie den Raub zu bergen gedächten. Dies märkische Detachement aber, das für seine Aufgabe viel zu schwach war, wurde zu Dobrilug von den Minckwitzischen überrascht, und Martin Böhme selbst fiel, als er eben sein Pferd besteigen wollte, durch einen Dolchstoß von Schliebens Hand. Seine Reiter wurden gefangen genommen und erst nach Jahresfrist von Sonnenwalde wieder entlassen.

All dies machte den größten Lärm, und als Luther in Wittenberg davon hörte, war er höchst unzufrieden und schrieb an einen Freund: „Ich habe hier weiter Nichts erfahren, als daß Nikolaus von Minckwitz mit einer zusammengebrachten Schaar die Stadt Fürstenwalde, den Sitz des lebusischen Bischofs, überfallen hat. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde und zu welchem Zweck. Es mißfällt mir aber außerordentlich, wenn gleich es heißt, daß Alles ohne Mord und Brand geschehen und daß vielmehr nur geplündert worden sei. Wenn ich von Mißfallen spreche, so heg' ich ein solches nicht blos darum, weil sich das Unternehmen gegen die staatliche Gewalt richtete, sondern namentlich deshalb, weil es das Evangelium mit einer neuen großen Gehässigkeit belastet. So zwingt man uns, die Unschuldigen, für die Frevelthaten anderer zu büßen. Gäbe doch Christus, daß dem ein Ende sei, vor allem aber daß jener Minckwitz nicht noch Schlimmeres begehe. Was übrigens den Lebuser Bischof betrifft, so soll er in der ganzen Mark überall verhaßt sein."

In dieser Annahme „von dem allgemeinen Verhaßtsein des Bischofs" machte Luther im Großen und Ganzen Recht haben; andrerseits aber war es nicht minder gewiß, daß er, der Bischof, beim Kurfürsten Joachim in hohen Gnaden stand. Ungesäumt ließ dieser letztre denn auch einen Befehl ergehen, in welchem er das ganze märkische Land aufforderte, seine Kraft einzusetzen, um vor Sonnenwalde zu ziehn und das alte Minckwitzen-Schloß zu zerstören. Es fehlte nicht an Geneigtheit, diesem Befehle nachzukommen, und blos aus der Stadt Wittstock erschienen 140 wohlbewaffnete Bürger, die der Havelberger Bischof in Person dem Kurfürsten und seinem Heere zuführte, welches letztre sich bei Berlin zusammenzog und nach der Angabe mehrerer in dem spätern Prozeß als Zeugen auftretenden Edelleute, aus 6000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk bestand. Aber auch Minckwitz war nicht müßig. Er suchte nicht blos sein Schloß, das ohnehin für fast uneinnehmbar galt, in noch besseren Vertheidigungszustand zu setzen, sondern ging auch außer Landes, um Truppen anzuwerben, mit denen er, wenn Joachim vor Sonnenwalde zöge, seinerseits in die Mark einfallen wollte.

Keinenfalls war Minckwitz gefährdeter als der Kurfürst, eine Meinung, die Luther theilte. „Dem Anscheine nach," so schrieb er, „befindet sich der Markgraf in größerer Gefahr, als Minckwitz, denn dieser hat seine Burg befestigt und ist bereit den Angriff des Markgrafen auszuhalten. Er selbst soll jedoch außer Landes gereist sein und will vielleicht, während der Markgraf belagert, allerlei anderes in's Werk setzen. Und wer weiß, ob nicht Gott damit anfängt, den Markgrafen heimzusuchen wegen seiner schamlosen Pläne, deren er so viele hegt und so ohne Ende. Ich bitte Gott um Frieden, und hätte dem Markgrafen alles andre als den Krieg gerathen. Alle Leute sagen, die Burg des Minckwitz sei nicht einzunehmen, wenn die Soldaten sie treu vertheidigen wollen."

Dieser Ansicht schien sich schließlich der Kurfürst selber zuzuneigen, denn anstatt das erwähnte stattliche Heer, dessen Zusammenziehung ihm 50,000 Gulden gekostet hatte, gegen Sonnenwalde marschiren zu lassen, ließ er es nach 14tägigem Zusammensein wieder auseinandergehn und entschloß sich, zu Minckwitzens Bestrafung, einen andern, ungefährlicheren Weg einzuschlagen. Er reichte nämlich Klage gegen ihn als Landfriedensbrecher beim Reichskammergericht zu Wetzlar ein und hatte denn auch die Genugthuung die Reichsacht über denselben ausgesprochen zu sehn.

Der Verklagte war nun vogelfrei, dem Anschein und dem Wortlaute nach ein todter Mann. Aber über bloße Worte kam es nicht recht hinaus.

Der Bischof Georg von Blumenthal dringt in den Kurfürsten Joachim auf energisches Einschreiten gegen Nickel Minckwitz.

Nickel Minckwitz, während die Reichsacht über ihn verhängt war, trieb sich in deutschen Landen umher und suchte bald hier bald dort Sicherheit vor den Nachstellungen des Kurfürsten und des Bischofs von Lebus. Im Jahre 1532 durchzog er Niedersachsen und Holstein. Eine Zeitlang hielt er sich bei dieser Gelegenheit in Lübeck auf, dessen Magistrat ihn aber auf ein von Cölln an der Spree her erhaltenes Warnungsschreiben „einem bekannten Aechter keinen Aufenthalt gestatten zu wollen" zu schleuniger Abreise veranlaßte. Minckwitz begab sich nun ins Mecklenburgische, woselbst ihn Eggert v. Quitzow auf Vogtshagen und die Parkenthine zu Dossow in Schutz nahmen. Einst sah er sich hier durch den bischöflich Ratzeburgischen Hauptmann — der als solcher in direkten Diensten des Bischofs Georg stand — in der Gegend von Vogtshagen überrascht, war aber glücklich genug, uneingeholt das Schloß erreichen zu können, dessen Brücke nun hinter ihm aufgezogen wurde.

So viel Glück dies einerseits war, so war doch andrerseits des Minckwitzen Aufenthalt durch eben diesen Vorfall verrathen worden, und Bischof Georg forderte, sobald er davon gehört hatte, des Kurfürsten ernste Verwendung bei den Herzögen Albrecht und Heinrich von Mecklenburg. Joachim zeigte sich auch willig und alsbald wurde der Hauptmann zu Ruppin, Matthias v. Oppen, ferner der Hauptmann zu Zehdenick, Hans v. Hake, und der kurfürstliche Rath Franz Neumann an den Mecklenburgischen Hof abgesandt, nicht um Minckwitzens directe Verhaftung und Auslieferung, sondern nur um einen Befehl an den Eggert Quitzow und die Parkenthine „den Geächteten nicht länger bei sich hausen zu lassen" auszuwirken. Aber aller angewandten Mühen ungeachtet, gelang es der Gesandtschaft nicht, die Herzöge nach Wunsch umzustimmen, die sich vielmehr einer um den andern aus der Residenz entfernten. Als sich die kurfürstlichen Räthe schließlich überzeugen mußten, daß sie den Zweck ihrer Sendung nicht erreichen würden, entschlossen sie sich ebenfalls zur Abreise. Joachim benachrichtigte nunmehr den Georg v. Blumenthal von diesem entschiedenen Mißerfolg, empfing aber nur ein in herben und doch zugleich klug berechneten Ausdrücken abgefaßtes Antwortschreiben, worin er seitens des Bischofs zu ferneren und kräftigeren Maßregeln in dieser Angelegenheit aufgefordert wurde. „So nun Herzog Heinrich," schrieb der Bischof, „nicht begnügig Antwort gibt, so achten wir dafür, daß statt seiner wenigstens Herzog Albrecht etwas thu, auf daß Eure churfürstliche Durchlaucht nicht in Schimpf besitzen bleib und bei die Leut verachtet werd, dieweil der eine Parkenthin zu unserm Hauptmann gesagt hat: „er acht' Eure churfürstliche Durchlaucht nicht besser als seine Bauern"."

Nickel Minckwitz demüthigt sich vor dem Kurfürsten und der Streit wird geschlichtet.

Es war dies Schreiben, wie schon angedeutet, auf die Schwächen und Empfindlichkeiten des Kurfürsten sehr geschickt berechnet, und wohl möglich, daß es in dem gewünschten Sinne gewirkt und energischere Schritte veranlaßt hätte, wenn nicht

eben jetzt von andrer Seite her ein Ausgleich gekommen wäre. Die Zeit war nämlich nun da, wo der seit Jahren beim Reichskammergericht schwebende Prozeß, über die bereits stattgehabte Reichsachts-Erklärung hinaus, einer endgültigen Entscheidung entgegensah, einer Entscheidung, von der nicht blos Nickel Minckwitz, sondern, was wichtiger war, auch die verschiedenen Freunde, die sich für ihn verbürgt, allerlei zu befürchten hatten. Und dies wurde schließlich Grund, daß man Minckwitz bestimmte, sich vor dem Kurfürsten zu demüthigen. Es geschah dies ceremoniös, im Stil einer Staatsaction, und am 22. October 1534 erschien Beklagter auf dem Schlosse zu Cölln an der Spree vor großer und feierlicher Versammlung, um zunächst vor dem Kurfürsten einen Fußfall und gleich danach vor dem Bischof und der Gesammtheit der Stände „demüthiglich Abbitte zu thun". Und nachdem dies vorüber, erklärten Minckwitzens in Person anwesende Freunde: Graf Mansfeld, Graf Eberstein-Naugard, vier Grafen Schlick, Johann Burggraf zu Dohna auf Königsbrück, ein Herr von Biberstein, Jan von Schönburg zu Hoyerswerda, acht Ritter und fünfundzwanzig andre angesehene Edelleute „daß sie sich verpflichteten, dem Kurfürsten mit zweihundert wohlgerüsteten Pferden auf ihre Kosten und Gefahr vier Monate lang getreue Kriegsdienste leisten zu wollen, eine Verpflichtung, die durch Minckwitzens Tod **nicht** aufgehoben werden solle". Zugleich verbürgten sie sich für diesen letzteren dahin, daß er (Minckwitz) sich an Niemandem rächen, auch alle Orte, wo der Kurfürst verweile, desgleichen auch die Stadt Fürstenwalde für immer meiden solle.

Die Handlung schloß damit, daß der Kurfürst und der Bischof ihm Verzeihung angedeihen ließen und ihn wieder in Gnaden annahmen. Ja Joachim, so wenigstens wird erzählt, soll entzückt von der klugen Art, die der Beklagte während all dieser Vorgänge gezeigt, ihn schließlich zur Tafel gezogen haben. Und als sie nun becherten und der Kurfürst ihn fragte: „was er denn wohl gethan haben würde, wenn ihm die geplante Gefangennehmung des Bischofs geglückt wäre", soll er im Uebermuthe geantwortet haben: Si pervenisset in meam potestatem testiculis episcopales ipsi amputassem, — eine Antwort, die, nach Sitte der Zeit, unter allgemeinem Ergötzen, und nicht zum wenigsten des Kurfürsten selbst, entgegen genommen wurde.

So verlief die Fehde.

Der alte Queiß war längst vorher hingestorben, und längst hingestorben seitdem ist der Queißen altes Geschlecht. Auch von dem Herrenhause, darin der Streit entstand, ist nichts mehr da; was jetzt diesen Namen führt, ist ein verhältnißmäßig moderner Bau, wahrscheinlich aus der Zeit Friedrich Wilhelms I.

Alles, was auch nur entfernt an Mittelalter und Ritterthum und Auflehnung erinnern könnte, hat die Zeit getilgt und nichts ist mehr vorhanden, als ein „Institut", in Betreff dessen ich in einem Nachschlagebuche das Folgende fand: „Das für weibliche Erziehung strebsame Fräulein Michelsen hat 1856 in Blossin eine Näh- und Strickschule errichtet."

Tempora mutantur.

Literatur und Kunst.

Bellmanns Tod.

Von Heinrich Kruse.*)

Bellmann hatte gelebt, wie er seine Gesänge gedichtet,
In fortwährendem Rausch. Nun fühlt' er, es ginge zur Neige.
Darum bat er die Freunde noch einmal zusammenzukommen,
Mit ihm fröhlich zu sein und Bellmann, sagt' er, noch einmal
Anzuhören. Sie kamen zu ihm mit traurigem Herzen,
Aber mit heiterem Blick, und er schüttelte Jedem die Rechte
Wärmer wie sonst, als dankt' er dafür, daß Keiner ihm fehlte.
Und sie stellten, wie oft, mit einander ein frohes Gelag an.
Bellmann, welchem verliehen der Gott wie den Sängern der Vorwelt,
Daß ihm Wort und Gesang zugleich auf den Lippen entstanden,
Und sein Lied wie ein Schwan auf eigenem Strome dahinzog,
Raffte noch einmal zusammen die Kräfte des fliehenden Lebens,
Sang so herrlich wie je, wenn auch leise schon bebte die Stimme,
Sang unablässig die Nacht: von dem Laufe des fröhlichen Lebens,
Das er hienieden gehabt, von dem Lobe des mildesten Königs,
Welcher so oft ihm gelauscht. Und er pries mit freudiger Rührung,
Daß ihm gefallen das Loos bei dem herrlichen Volke der Schweden,
Unter der Heldenschaar im Norden geboren zu werden;
Pries sein nordisches Land und die Stadt am Mälar, die schöne,
Wo er so oft und so froh mit seinen Genossen gesegelt
Unter Musik, mit Kränzen am Mast: und er selber am Steuer
Jubelte laut Dithyramben dazu, ein seliger Bacchus!
Schweifte noch einmal im Geist an des Mälars Gestaden und Inseln,
Wo er gelebt und geliebt und die trautesten Freunde gefunden.
Und dann wendet er sich an seine versammelten Lieben,
Dichtet auf Jeden ein eigenes Lied in besonderer Tonart,
Wechselnd das Maß nach des Freundes Gemüth und besonderer Weise,
Streuet darein manch witzigen Rath und heitere Scherze
Und manch ernsteres Wort. So nimmt er den ewigen Abschied.
Niemals wollte der glühende Strom der Begeisterung enden.
Und schon dämmert der Morgen; es schwimmen in Thränen die Freunde,
Und sie bitten und flehen ihn an, sich doch endlich zu schonen;
Aber der Sänger, Verklärung im Blick, ruft: „Lasset mich sterben,
Wie ich gelebt: in Musik!" Hoch schwingt er den schäumenden Becher,
Leeret ihn aus, und singet den Schluß zum Schwanengesange.
Preisend den Herrn, der Leben und Tod gibt, singt er noch einmal
Lob und glühenden, jubelnden Dank. Und es schallt noch von bleichen
Lippen ein herrlicher Hymnus empor. Dann verstummt er auf ewig.

Frau von Rémusat.

I.

Die Sittlichkeit feierte zur Zeit des ersten Kaiserreichs in Frankreich keine großen Triumphe. War, wie man wohl geistreich gesagt hat, der Ehebruch unter Ludwig XIII. ein Zeitvertreib, unter Ludwig XIV. eine Regel gewesen, zur Zeit der Regentschaft, der vormundschaftlichen Regierung für Ludwig XV. und während der Herrschaft dieses Königs, eine Pflicht geworden, so war zwar durch Rousseaus eifervolle Vertheidigung der Ehe eine Besserung, aber doch nur eine Besserung von kurzer Dauer eingetreten. Die auf die von Rousseau unmittelbar beeinflußte Zeit folgenden Verwirrungen der französischen Revolution und die Unsicherheit der Zustände, welche durch das schnelle Wachsen der Riesenmacht Napoleons hervorgerufen wurden, waren der ruhigen Gestaltung socialen Lebens und der gesunden Ausbildung sittlicher Zustände nicht eben günstig. Und wollte nun Leichtsinn und Frivolität,

*) Aus einer größeren Dichtung: „Die Rose der Geliebten." Bellmann (1740—1795), und nicht Tegnér, halten die Schweden für ihren größten Dichter. Er war durch seine Lieder und durch seine manchmal derben Späße der Liebling des geistvollen Königs Gustav III. Jedes Jahr am 26. Juli wallen die Stockholmer hinaus mit Musik zu Bellmanns Kolossalbüste von Byström, die im Thiergarten errichtet ist, singen seine Lieder und besprengen mit Champagner die bekränzte Büste des alten Zechers und volksthümlichen Sängers.

wie sie es lieben, sich mit einem Deckmantel schützen, so brauchten sie nur auf das Vorbild hinzuweisen, welches der Kaiser durch die rasche Lösung eines Ehebündnisses, für welche politische Beweggründe und die Lust eheliche Nachkommen zu erhalten doch nicht allein maßgebend waren, und durch die rücksichtslose wahrhaft sultanische Befriedigung seiner Gelüste gab.

Mitten in dieser Wüste moralischer Versunkenheit gab es gewiß mehr als eine Oase reinen sittlichen Glücks. Sie zu schauen ist dem Beobachter früherer Zeiten vergönnt, wenn er einen Blick in das musterhafte eheliche Leben wirft, das Herr und Frau von Rémusat mit einander führten. Er (geb. 28. Aug. 1762, gest. 15. Mai 1823) war erster Kammerheer des Kaisers Napoleon und hatte außer den mannichfachen Geschäften, die sich unmittelbar auf die Person des Herrschers bezogen, vornehmlich für die kaiserlichen Vergnügungen, insbesondere für das Theater zu sorgen, sie, Claire (geb. 5. Jan. 1780, gest. 16. Dec. 1821), war Palastdame der Kaiserin Josephine, wurde von der Herrscherin durch wahrhafte Freundschaft geehrt und vergalt dieselbe durch innigste Anhänglichkeit und treueste Ergebenheit. Die künftigen Ehegatten hatten sich 1794 kennen gelernt, kurz bevor Claires Vater, Charles Gravier de Vergennes, sein Leben auf dem Schaffot geendet hatte (24. Juli); gleich beim Beginn der Bekanntschaft hatte Rémusat, der mit dem Enthaupteten in ziemlich nahen Beziehungen gestanden, sich als Beschützer der hinterbliebenen Frau und Töchter zu bewähren. Aber der Beschützer war nicht alt genug, um nur ein väterlicher Freund zu sein, und da er der Mutter und den Töchtern — die andere, Alix, heirathete später den General von Nansouty — nach St. Gratien bei Montmorency folgte, gemäß einem Decret der revolutionären Machthaber, das die Adeligen aus Paris verbannte, so wurde aus dem Beschützer bald ein Liebhaber. Anfangs 1796 wurde Claire de Vergennes seine Gattin, nach einem schönen, wenn auch von einzelnen Stürmen heftig bewegten Liebesfrühling, in welchem das frühreife Mädchen wacker standhielt und für dessen Süße und Herbigkeit die reife Frau eine treue und erquickliche Erinnerung bewahrte. Ihre Ehe wurde mit zwei Söhnen gesegnet. Von diesen ist der ältere, Charles (1792—1875), der bekannte Philosoph und Historiker, Journalist und Diplomat, der zweimal, am Anfang und Ende eines Menschenalters 1840 und 1871 durch seinen Freund Thiers an die Spitze eines Ministeriums gerufen wurde —, der jüngere, Albert (1801 bis 1830), der körperlich und geistig stets ein Kind blieb und, um nur zu vegetiren, der sorgsamsten Pflege bedürftig war. Beiden Kindern wurde Frau von Rémusat eine zärtliche Mutter, dem rüstig fast über seine Jahre fortschreitenden Aeltern eine stolze Lobrednerin und eine eifrig Mitstrebende, dem schwächlichen Jüngern eine nachsichtige Pflegerin, nicht murrend über die Unannehmlichkeiten, welche der Kränkliche ihr bereitete, sondern selig über jedes Lächeln, das der Unentwickelte dankbar ihr spendete.

Charles sammelte gewissenhaft die geistige Hinterlassenschaft der Mutter, unterließ aber die Veröffentlichung derselben, da er in seinen Mannesjahren den von der Mutter geschilderten Ereignissen zu nahe zu stehen meinte und in seinem spätern Leben zur Zeit der Herrschaft Napoleons III. nicht wagen durfte, die schonungslosen Urtheile über den Begründer der Dynastie zu wiederholen. Aber er bereitete die Herausgabe vor, Briefe und Memoiren durch seine geistvollen Urtheile und Reminiscenzen begleitend, denn er war, so jung er damals gewesen, ein Zeuge der allgemeinen Verwirrung der Zeit, wie des friedlichen Zustandes der Einzelnen, besonders des ehelichen Glückes seiner Eltern. Er war daher der berufenste Biograph seiner Mutter, entwarf aber nur eine kurze Charakteristik von ihr, die Jedem, der nun die Werke jener Frau kennt und den köstlichen Stich, den Lalauze nach einem Gemälde Isabeys von ihr gemacht, mit Entzücken betrachtet, sofort als treffend und wahr erscheint.

Diese Charakteristik lautet etwa so: „Sie war nicht sehr groß, aber gut gebaut, frisch und stark. Sie hatte schöne, ausdrucksvolle Augen, schwarz wie ihre Haare, regelmäßige aber etwas zu starke Züge. Ihr Gesichtsausdruck war ernst, fast gebietend, diese Würde indessen wurde durch das verständnißinnige Wohlwollen, das ihre Züge belebte, anmuthig gemildert. Ihr Geist war gerade, gründlich, selbst fruchtbar, bewahrte aber trotz einiger männlicher Eigenschaften vermöge ihrer äußerst lebhaften Einbildungskraft seinen weiblichen Charakter. Sie besaß Urtheil, Beobachtungsgabe, Natürlichkeit in Manieren und Ausdruck und war bei einer gewissen Spitzfindigkeit durchaus klar und vernünftig. In ihrer Jugend war sie nicht recht fröhlich und nicht ungezwungen genug, konnte pedantisch erscheinen, weil sie ernst, gezwungen, weil sie schweigsam, zerstreut und gegenüber fast allen Kleinlichkeiten des gewöhnlichen Lebens gleichgültig war. Aber in Gesellschaft ihres Mannes und ihrer Mutter, deren fröhliche Laune sie manchmal verwierte, während sie den einfachen Geschmack und den gefügigen Geist ihres Mannes nie beunruhigte, war sie nicht ohne Beweglichkeit und Ungezwungenheit, ja zeigte selbst eine Art von Heiterkeit, die mit den Jahren zunahm und sie ihrer Mutter ähnlicher machte; ja hätte sie lange genug gelebt, um in völlig erfreuliche und behagliche Verhältnisse zu kommen, so wäre sie wohl unter den Fröhlichen die Fröhlichste geworden."

Der Sohn konnte nach sorgfältigem Studium der geistigen Hinterlassenschaft der Mutter ein vollständiges Bild ihres Wesens geben, die Mutter, die bereits starb, ehe der Sohn die Vorbereitungen zu seinem Berufe vollendet hatte, vermochte nur seine künftige Bedeutung zu ahnen und sich an seiner Lebhaftigkeit und an seiner raschen vielseitigen Entwicklung zu erfreuen. Diese Freude aber genoß sie voll und ganz. Sie wurde nicht müde, die Gaben und Fähigkeiten des Sohnes anzustaunen, sie wollte ihn jede Stunde um sich haben, erwartete mit Bangen die Zeit, da sie sich von ihm trennen mußte, um ihn in die Schule zu schicken, und zählte, nachdem sie seiner Ausbildung dies schwere Opfer hatte bringen müssen, mit Ungeduld die Tage bis zum Beginne der Ferien. Aber die rechte Freude empfand sie erst dann, wenn sie im Vollgefühl des mütterlichen Stolzes sich Anderen zeigen, wenn sie von ihren freudigen Empfindungen Anderen berichten konnte. Daher war sie beständig bemüht, den Vater von den Fortschritten des Knaben zu unterhalten, von seinem Gedächtniß und seiner raschen Fassungsgabe, von der Grazie und Kraft seiner Bewegungen, von seiner Leichtigkeit Verse abzufassen und von seiner Geschicklichkeit Theater zu spielen. Am liebsten aber berichtete sie von solchen Geschichtchen, in denen sich die zärtliche Empfindung für den Vater bekundete. Ein derartiges Geschichtchen ist die Mittheilung von einem „Todtengespräche" (dialogue des morts) zwischen Nero und Talma, das Charles improvisirte. In der Rolle Talmas nun rühmte der Kleine — er war damals acht Jahre alt — seinen Vater als Vorsteher des Schauspielwesens, seine Mutter, die eine sehr gute Frau sei, und fuhr dann, zu dem angeblich vor ihm stehenden Nero redend, mit gewichtiger Miene fort: „Majestät, wenn Sie mein Geheimniß bewahren wollen, so will ich Ihnen anvertrauen, daß er eine Schwiegermutter hat, die in ihren Enkel gänzlich vernarrt ist." Zur Mutter aber, die ihn fragte, warum sie ihn eigentlich so lieb hätte, sagte er selbigen Tages: „Weil ich der Sohn Papas bin."

Denn eben dem Vater, dem Gatten war ihre innigste Zärtlichkeit geweiht. Ein ungemeines und trotz der beständigen Wiederholungen immer neues und echtes Glücksgefühl durchströmt alle ihre Aeußerungen: sie wird nicht müde zu versichern, daß sie die glücklichste der Frauen, wie ihr Gatte der vollkommenste der Männer ist, sie bewahrt trotz der Entfernung von dem Geliebten und trotz der Lockungen der Welt dem Gatten unverbrüchliche und untheilbare Neigung, und ist auch von seiner unwandelbaren ehelichen Treue überzeugt. Von diesem blinden Zutrauen berichtet sie einmal Folgendes: „Frau von Lameth sagte mir gestern: Sie haben Ihren Mann mitten unter allen Schauspielerinnen gelassen und sind gar nicht ängstlich? — Nein, antwortete ich. — Wie, nicht eifersüchtig? — Nein. — Und warum? — Ach, warum? warum? ich weiß keinen Grund, aber Thatsache ist, daß ich nicht unruhig bin."

Ein paar Monate später entwirft sie eine Charakteristik ihres Mannes. Sie schreibt: „Ich sagte gestern, als wenn ich

etwas Selbstverständliches ausspräche: ich kenne einen Mann, den ich am meisten achten würde, selbst wenn ich ihn nicht am innigsten liebte, einen Mann, der vollkommen frei ist von Vorurtheilen, der keine vorgefaßte Meinung besitzt, nachsichtig gegen menschliche Schwächen, selbst aber keiner derselben fähig ist, der das Betragen der Anderen zu entschuldigen weiß und die Menschen nicht nach einer beliebigen Handlung ihres Lebens beurtheilt. Dieser Mann hat ein natürlich philosophisches Wesen: er ist gleichmüthig ohne kalt, weise ohne streng zu sein, er zeigt alle Merkmale einer innerlichen Natur. Wäre er ledig, so würde ich zu allen Frauen sagen: Ihr müßt ihn heirathen; wäre er verheirathet und seine Frau mir bekannt, so würde ich zu ihr sprechen: Lieben Sie ihn mehr als Alle, denn Ihr Glück beruht in dieser Liebe; wäre sie aber gar so thöricht, nicht meiner Meinung zu sein, so würde ich ihr rathen: Vertrauen Sie sich wenigstens ihm an; er bleibt der einzige Freund, der Sie lieben und aus einer vollständigen Verirrung zu befreien vermöchte. Dieser Rede klatschte meine Freundin Beifall und wollte den Namen der liebenswürdigen Person wissen, ich versprach, dieselbe ihr eines Tages vorzustellen. Möchtest Du es mir wohl erlauben, mein Freund?"

Ob sich wohl in der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts viele derartige anmuthige Plaudereien finden, die dem Gatten und zwar nach vierzehnjähriger Ehe, und nicht etwa dem Liebhaber gelten?

Die beständig wiederkehrende Lobpreisung ihres häuslichen Glücks, die Verkündung nimmer rastender Liebe zu Mann und Kindern ist der hauptsächlich charakteristische Inhalt der Briefe der Frau von Rémusat, welche ihr Enkel neuerdings herausgegeben hat.*) Wollte man aus diesen 197 Briefen der Gattin an den Gatten — denn nur eine verschwindend kleine Zahl ist an den älteren Sohn Charles gerichtet — alle Liebesversicherungen und Sehnsuchtsbetheuerungen streichen, so würde von den zwei stattlichen Bänden höchstens ein mäßiger Band übrig bleiben. Noch kleiner aber wäre dieses Bändchen geworden, wenn man die vielen Details über Gesundheitszustände und ökonomische Verhältnisse, die zahlreichen gleichgültigen Bemerkungen über unwichtige Personen ausgelassen hätte. Ein solches Verfahren wäre aber sicherlich nicht zum Nachtheil des Buches ausgeschlogen. Der Enkel, der die Briefe seiner Großmutter herausgibt, zumal wenn er durch diese Veröffentlichung dem Verlangen eines über Alles geliebten Vaters nachkommt, hat selbstverständlich kein richtiges Urtheil über Werth und Interesse dieser Briefe. Ihm, der unter diesen Schriftstücken gleichsam aufgewachsen ist, erscheint ein jedes als ein kostbares Document, ihm sind die in ihnen ausgesprochenen Gefühle zu eigenen geworden und die darin erwähnten Persönlichkeiten so vertraut, als wandelten sie noch neben ihm. Der Fremde dagegen, selbst wenn er noch so großes Interesse an dem Schreiber und dem Angeredeten nimmt, muß in erster Linie nach dem Werthe der Sachen und erst sodann nach der Bedeutsamkeit der Personen fragen, und hat keine Veranlassung, mit der pietätsvollen Gesinnung des Herausgebers sich zu begnügen. Ungedruckte Briefe sind an und für sich wenig werth; wirkliche Bedeutung erlangen sie erst durch einen der Bekanntmachung würdigen Inhalt.

Vergleicht man nun aber den Inhalt dieser Briefe mit dem Inhalt der Memoiren, deren Veröffentlichung den Namen der Frau v. Rémusat, die bis dahin als Schriftstellerin so gut wie gar nicht bekannt war, mit Recht allgemein berühmt gemacht haben, so fühlt man sich unangenehm enttäuscht: statt der freien, kühnen, oft rücksichtslos ausgesprochenen antikaiserlichen Gesinnung, statt der klar hervortretenden Tendenz, den napoleonischen Nimbus zu zerstören, ertönen hier Lobeshymnen auf den ruhmgekrönten und siegreichen Kaiser, daneben höchstens schüchterne Klagen über das ewige Kriegesspiel und leise Sehnsuchtswünsche für den Frieden; statt der scharfen Beobachtung eines gewaltigen Mannes und der ihn umgebenden Großen hier leichte Plaudereien über die wackeren aber nicht hervorragenden Genossen eines kleinen in die Welthändel wenig oder gar nicht eingreifenden Kreises. Freilich die Memoiren waren zur Veröffentlichung bestimmt oder wenigstens zur Belehrung für den Sohn, der während des Geschehens der großen Begebenheiten zu jung gewesen war, um ihre Bedeutung zu begreifen, die Briefe dagegen sind an den Mann gerichtet, der, mitten in den Ereignissen lebend, von der fernweilenden Frau gewiß ganz Anderes verlangte als politische Darlegungen; die Memoiren wurden zu einer Zeit geschrieben, die den geschilderten Ereignissen fern genug lag, um den Beobachter zu einem ruhigen Urtheil kommen zu lassen, und der früheren Zeit unähnlich genug war, um ein freies Wort über dieselbe zu dulden, die Briefe dagegen wurden zu einer Zeit geschrieben und abgeschickt, in der einerseits die rasche Aufeinanderfolge der großartigen Ereignisse ein unbefangenes Urtheil schwer oder geradezu unmöglich machte, und andererseits das Aussprechen eines freien oder auch nur freischeinenden Wortes für Redner und Angeredeten sehr bedenkliche Folgen haben konnte.

Denn die Briefe — zumal die aus Paris geschriebenen und an Personen in unmittelbarer Nähe des Kaisers gerichteten — wurden ohne weiteres geöffnet. Einer derselben, in denen Frau v. Rémusat von ihrer Vertraulichkeit mit der in Ungnade gefallenen Frau v. Damas sprach, zog dem Manne Ungelegenheiten zu und veranloßte die Correspondenten zu großer Vorsicht, zur Wahl von Abkürzungen und seltsamen nur ihnen verständlichen Bezeichnung von Personen. So wird z. B. Mad. Devaines, von der man nicht offen reden durfte, als maîtresse de Sobek, d. h. als Herrin des Hündchens S. bezeichnet (II, 281). Ein andermal (II, 105) schreibt Frau von Rémusat geradezu, nachdem sie gefragt, ob die Kaiserin etwa ihre Anwesenheit gewünscht: „Antworten Sie mir, aber ohne in Einzelheiten einzugehen, denn wir müssen in Briefen sehr vorsichtig sein und ich finde, daß Sie sich manchmal sehr gehen lassen und philosophische Phrasen gebrauchen, die übel gedeutet werden können. Es ist ein neuer Kummer, bei solcher Entfernung sich nicht einmal frei aussprechen zu können, aber man muß zu allen Opfern bereit sein und hoffen, daß dieses uns einen langen Frieden bereiten wird." Sie gibt dann, da sie in diesem Briefe offen reden kann, ihrer Friedenssehnsucht und dem Friedensbedürfniß der Nation Ausdruck und meint, der damalige Krieg, der gegen Preußen, über welchen sie selbst wenige Wochen vorher gejubelt

*) Lettres de Madame de Rémusat 1804–1814 publiées par son petitfils Paul de Rémusat sénateur de la Haute-Garonne. Avec un portrait de Mad. de Rémusat gravé par A. Lalauze. 2 Bände. Paris 1881, Calmann Lévy. XV, 411 und 499 S. Das Buch scheint in Paris großen Erfolg zu haben, wenigstens sind von dem ersten Band mehrere Auflagen erschienen. Der Herausgeber, der die Auswahl getroffen, hat der ganzen Sammlung eine Einleitung vorausgeschickt, die kurz und gut einzelne Notizen über das Leben der Verfasserin und über die Aufbewahrung der Briefe gibt und fast jedem Briefe Anmerkungen beigegeben, die über die behandelten Persönlichkeiten, Ereignisse und literarischen Werke die nöthigen Erklärungen mit Sachkenntniß und verständiger Beschränkung auf das Nothwendige bringen. Daß die Anordnung der Briefe eine chronologische ist, muß selbstverständlich gebilligt werden, nur hätten die einzelnen Jahre nicht den Eintheilungsgrund für die größeren Abschnitte abgeben dürfen, sondern die Veranlassungen, in Folge deren die Briefe geschrieben wurden. Demgemäß hätten z. B. die Briefe, die an den in Italien oder in Deutschland weilenden Mann gerichtet sind, einen Abschnitt ausmachen müssen, gleichviel ob sie in dasselbe Jahr gehören oder nicht; dann wäre auch der seltsame Uebelstand vermieden worden, daß der 2. Band mit Briefen anhebt, die zwar an den ersten Tagen des J. 1806 geschrieben sind, aber inhaltlich vollkommen zu denen des 1. Bandes gehören. — Versteht man den Titel des Werkes buchstäblich, so würde man zu den zwei gleichzeitig ausgegebenen Bänden noch einen dritten erwarten. Denn der Titel verspricht Briefe von 1804 bis 1814, der letzte Brief des 2. Bandes ist aber vom 27. Juli 1813. Erwägt man die Daten, so muß man sich selbst sagen, daß dieser etwa noch ausstehende Band voll Briefen, geschrieben in der Zeit des vollen Niedergangs der napoleonischen Macht, der interessanteste sein müßte, aber ich finde weder in der Einleitung noch sonst irgendwo eine bestimmte Andeutung, daß ein dritter Band in sicherer Aussicht steht. — Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich.

(vgl. unten), rufe keine Bewunderung, nicht einmal Erstaunen hervor, man sei durch alle vorhergegangenen Wunder blasirt, man könne sich eines peinlichen Eindrucks nicht erwehren, und lege alle Maßregeln zum Schlechten aus. Freilich setzt sie hinzu: „Ich theile nicht ganz diese Ansicht, vielmehr habe ich das Bedürfniß zu bewundern und mich der Gewalt hinzugeben, die das Geschick alles dessen, was mir theuer ist, nach sich zieht." Daher möchte der Herausgeber die Ansicht geltend machen, daß in den durch die Post gesendeten Briefen erheuchelte Meinungen ausgesprochen würden, und nur in den durch sichere Gelegenheiten beförderten die wirklichen Meinungen zum Ausdruck kämen. Indessen diese Ansicht ist, ganz abgesehen davon, daß man an eine so consequent bewahrte Selbstbeherrschung schwer glauben kann, schon deswegen nicht anzunehmen, weil ein so gewaltiger innerer Unterschied zwischen den auf verschiedenen Wegen beförderten Briefen gar nicht existirt.

Die Frage, ob die in den Briefen ausgesprochene politische Ansicht der Frau von Rémusat eine andere als die damals von ihr gehegte ist, erscheint vielleicht unwichtig, ist aber von großer Bedeutung für die Glaubwürdigkeit der Memoiren.*) Diese nämlich sind in der Fassung, in der sie nun gedruckt vorliegen, 1818 geschrieben, rasch hintereinander, ohne bestimmte Vorlagen, ohne Studium zeitgenössischer Quellen und Berichte, sondern auf Grund einer lebendigen Erinnerung. Diese historische Darstellung, nicht nur nach den Ereignissen selbst, sondern auch nach dem Untergang des mächtigen Urhebers der Ereignisse geschrieben, sollte an die Stelle wirklicher Tagebuchaufzeichnungen treten, welche von dem Eintritt des Rémusat'schen Ehepaars in den kaiserlichen Hof die Ereignisse begleitet, bei der plötzlichen Wiederkehr Napoleons von Elba vernichtet worden waren. Entsprachen nun jene Aufzeichnungen den jetzt gedruckten Memoiren? War Frau von Rémusat zu der Zeit, da Napoleon in dem vollen Glanze seiner Macht sich sonnte, wirklich die Seherin, die seinen Untergang verkündete, die politische Gegnerin, gleichviel ob Royalistin oder Republikanerin, welche die Herrschaft des Corsen nur äußerlich fügsam aber innerlich unwillig ertrug? Oder gehört sie zu den Vielen, die während der Macht Napoleons an ihn glaubten, den Glauben erst aufgaben, als seine Macht dahin war und nun sich und Anderen einreden wollten, sie hätten den Glauben niemals besessen?

Man kennt die Aeußerungen aus den Memoiren, die bekanntlich nur bis 1808 reichen und schon in dieser Zeit voll sind von den bittersten Anklagen und dictirt sind von dem heftigsten Mißmuth, und nun höre man theils aus jenen Jahren, theils noch aus späterer Zeit, in der das Gefühl der Abneigung, wenn es überhaupt vorhanden gewesen, sich doch nur gesteigert, nicht abgeschwächt haben kann, Aeußerungen wie die folgenden: „Welch gewaltiger Mann ist der, der ein so ungeheures Reich mit seiner Hand allein zusammenhalten kann! Wie wenig derartige Beispiele bietet die Geschichte dar!" (15. Juni 1805). Oder: „Der Erste, den ich am Morgen erblicke, ist der Kaiser, der sich am spätesten niederlegt, am frühesten aufsteht, immer thätig, stets bereit. Der Himmel begleite ihn und wache über ihn; das ist, wie Sie sich denken können, der Inhalt meines Morgengebets" (17. Sept. 1805). Ferner: „Dies ist ein wunderbarer Feldzug und ich rufe, wie ein biederer Landmann gestern an meine Mutter schrieb: Im Vergleich zu unserm Kaiser wären Cäsar und Alexander nur simple Offiziere gewesen" (9. Nov. 1805). Sodann die Schilderung des mächtigen Eindrucks der Schlacht von Austerlitz. Die Schreiberin erzählt (11. Dec. 1805), sie sei zur Prinzessin Louis Bonaparte gerufen worden und habe von dieser die Nachricht erhalten, Napoleon habe in der Schlacht selbst den Oberbefehl geführt und habe die beiden Kaiser vollständig geschlagen. Darauf sei sie zu ihrer Mutter, zu Mad. Devaines, zu Frau von Houdetot gefahren, überall als Siegesbotin, Freude verkündend und Jubel erweckend, um so größeren, da man wegen des seit einigen Tagen andauernden Stillschweigens bereits angefangen, sich ernsten Besorgnissen hinzugeben. Dann fährt sie fort: „Die Franzosen gleichen einigermaßen den Frauen, sind hastig und drängend und durften es diesmal mit einem Anschein von Recht sein, weil der Kaiser uns in diesem Feldzug etwas verwöhnt und wie ein gefügiger Liebhaber die ausschweifendsten Wünsche seiner Geliebten rasch erfüllt hat. „Sie wollen einen raschen Marsch?" — Da haben Sie ein Heer, das von Boulogne aus binnen drei Wochen sich in Deutschland befindet. — „Ihnen beliebt die Einnahme einer Stadt?" — Hier ist Ulm, das sich freiwillig ergibt. — „Sie sind nicht zufrieden und wünschen noch andere Siege?" — Da haben Sie sie, außerdem noch Wien, das Sie begehrten, endlich eine große Feldschlacht, damit keine Art von Erfolg uns fehle. — Dazu kommen noch eine Reihe edler und großmüthiger Handlungen, Worte, voll von Größe und Güte, immer zur rechten Zeit und am rechten Ort gebraucht, so daß auch das Herz sich an diesem Ruhme erfreut und der nationale Stolz zu einem echt menschlichen wird." Oder endlich folgende Aeußerung, die uns um so schmerzlicher berührt, als sie über den Krieg gegen Preußen handelt (27. Oct. 1806): „Die eingetroffenen Kriegsberichte haben uns für das lange, bedenkliche Vermuthungen erzeugende Stillschweigen entschädigt. Das sind schöne Geschichtsblätter, die man ihrem Wortlaut nach in das große Weltbuch einreihen sollte und die alle früheren Ereignisse auslöschen werden. Diese manchmal verwegene Kühnheit, die immer vom Glück begleitet wird, diese Kaltblütigkeit inmitten der Gefahr, diese weise Voraussicht und diese rasche Entschlossenheit, alles dies erregt stets erneute Gefühle einer Bewunderung ohne Gleichen."

Derartige Aeußerungen ließen sich häufen, aber die mitgetheilten beweisen wohl genugsam, daß die Schreiberin zur Zeit der Abfassung jener Briefe mitten in dem Siegestaumel sich befand, den die Nachrichten von den unerhörten Schlachten und Siegen erregten, daß sie mit denselben zur Erzeugung und Vergrößerung der Napoleonlegende beitrug, welche sie in ihren Memoiren zerstören half. Man muß die Frage aufwerfen, aber man kann sie nicht leicht entscheiden: wo zeigt Frau von Rémusat ihr wahres Gesicht, in den Memoiren oder in den Briefen?

Man erwarte nun aber in den Briefen nicht viele politische Erörterungen und historische Mittheilungen.

Jene kommen selten genug vor. Da schreibt Frau von Rémusat einmal, sie lese römische Geschichte, aber sie wende sich mit Unzufriedenheit von den strengen Republikanern ab, habe kein Gefallen an den äußerlich zur Schau getragenen Tugenden und betrachte, ihrem Lehrmeister St. Evremond folgend, die bäurische Einfachheit der ältesten Bewohner Roms nicht als ein Zeichen von antiker Tugend, sondern als eine Folge der Unkenntniß anderer Art der Lebensführung. Und als sie sich mit französischer Geschichte beschäftigt, verficht sie zwar den richtigen Gedanken, daß ihre Nation eitel, unbeständig, ungerecht, und ebenso grausam, wie die anderen sei, setzt aber dann hinzu, sie sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß Frankreich nach all den Unruhen, in welche es sich gestürzt hätte, weniger als andere Länder dazu geschaffen sei, durch freisinnige Gedanken regiert zu werden. Sie gesteht zwar, daß sie durch solche Gesinnungen Geschmack für den Despotismus bezeige, aber sie tröstet sich mit dem Gedanken, das sei ja die allgemeine Neigung der Frauen. Und diese Frau sollte schon damals (die angeführten Aeußerungen sind aus dem J. 1805) die Zerstörung des imperialistischen Regiments geahnt und im Stillen die Vernichtung des Despotismus gewünscht haben!?

Noch seltener sind geschichtliche Mittheilungen. War doch Paris, in Folge der schlechten Verbindungen mit dem Hauptquartier, oft wochenlang ohne Nachrichten (am 26. Oct. 1806 wußte man z. B. noch nichts von der am 14. geschlagenen Schlacht bei Jena, II, 43), aber jedenfalls ohne authentische Berichte, denn Gerüchte, freilich oft unbegründete und ungünstige

*) Vgl. über letztere den vortrefflichen Aufsatz von A. Schneegans: Napoleon nach den Memoiren der Frau von Rémusat, Gegenwart Band XVII, Nr. 7, S. 97–101, der die kritische Frage unerörtert läßt und das historische Werk nur eben als einen Beitrag zur Zerstörung der Napoleonlegende auffaßt.

schneller als günstige kamen schnell nach der Hauptstadt; daher erwarteten die Hauptstädter eher historische Berichte, als daß sie im Stande waren, solche zu spenden. Nur wenn ein Reisender aus entlegenen Ländern kam oder wenn ein Verwandter, der mancherlei mitgemacht, zur Heilung seiner Wunden in Paris verweilte, oder wenn ein Mitkämpfer ausführliche briefliche Darstellungen sandte, erfuhren die Pariser Dinge, deren Kenntniß den Entfernten von Interesse sein konnten. Dazu gehören u. A. Berichte über russische Zustände, sodann Mittheilungen des Eugène de Montesquiou, der durch Zufall sich im preußischen Lager befand, über die Stimmung des Heeres unmittelbar vor der Schlacht bei Jena (II, 52 fg.).

Auch die Erwähnung des damals 4jährigen Napoleon III. möchte in diesem Zusammenhang von Interesse sein. Die Königin Hortense, die Tochter der Kaiserin Josephine, war mit ihren Kindern 1812 in Aachen und war mit der dieselben Bäder brauchenden Frau von Rémusat viel zusammen. Deren zweiter Sohn Albert spielte viel mit dem künftigen Kaiser, machte, unbekümmert um das monseigneur, dessen Anwendung ihm wohl eingeprägt war, sein Alter und seine Stärke gegen den jüngern Spielkameraden geltend und gab ihm einmal, da der Kleine ihn sehr quälte, eine Ohrfeige, für die er zwar öffentlich Recht, aber heimlich eine Zurechtweisung empfing. Napoleon behielt diese Ohrfeige oder wenigstens den schlagenden Kameraden im Gedächtniß und als er, noch Präsidentschaftscandidat, 1848 Charles de Rémusat, freilich den Bruder, traf, erinnerte er ihn an ihre alte Bekanntschaft von Aachen her (II, 419).

Ludwig Geiger.

Das fünfzigjährige Walzerjubiläum von Johann Strauß.

Ein Sechsundfünfziger, der sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum feiern kann, ist unter allen Umständen eine seltene Erscheinung; und wenn dieser Jubilar nun gar Johann Strauß ist, dann verlohnt es sicherlich der Mühe, die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf diesen denkwürdigen Tag im Leben eines seiner verzogensten Lieblinge hinzulenken.
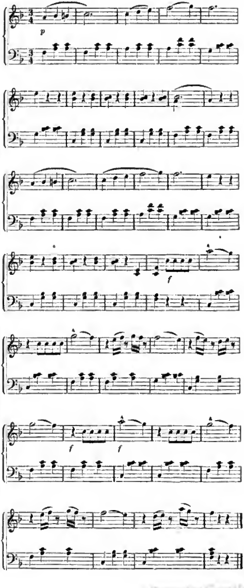
Es sind nun gerade fünfzig Jahre her, daß in Sallmannsdorf bei Wien des berühmten Kapellmeisters Johann Strauß gleichnamiger sechsjähriger Sohn den ersten Walzer schrieb. Der Tag ist nicht mehr ganz genau festzustellen. Wer konnte ahnen, daß derselbe dereinst im Leben eines großen Meisters ein wichtiges Datum bilden werde? Der alte Johann Strauß ahnte es sicherlich am wenigsten. Er meinte, daß er allein genug für den musikalischen Ruhm des Namens Strauß gethan habe, und er war fest entschlossen, seinen drei Söhnen Johann, Josef und Eduard eine andere als die künstlerische Ausbildung zu geben: sie sollten „praktische Menschen" werden. Unser Johann, der Componist der „Fledermaus", hat ja in der That auf väterlichen Befehl die Vorschule eines rechtschaffenen Technikers durchmachen müssen und gegen den Widerspruch des Vaters die Künstlerlaufbahn gewählt. Er und seine Brüder sind nach den Auffassungen des Vaters aus der Art geschlagen, weil sie bei der Art geblieben sind.

Aber wie hätte auch ein väterlicher Machtspruch das künstlerische Feuer ersticken können, das in der Brust des jungen Johann loderte, und das in dem sechsjährigen Kinde schon die ersten Funken sprühen ließ?

Im Hochsommer des Jahres 1831 war es, nach den eigenen Erinnerungen von Johann Strauß und nach den Erinnerungen alter Freunde in der ersten Hälfte des August — sagen wir, da ein Jubiläum nun doch ein bestimmtes Datum haben muß, am 15. August —, daß Johann Strauß seinen ersten musikalischen Gedanken auf dem alten, klapprigen, tafelförmigen Klavier des Vaters Ausdruck zu geben suchte.

Der Liebenswürdigkeit der schönen und jungen Frau des Meisters verdanke ich die Mittheilung dieser ersten Composition. Wollte ich behaupten, daß man in derselben schon die Klaue des Löwen erkennt, so würde ich mehr sagen, als ich vor meinem Gewissen verantworten kann. Es ist ein harmloses und nicht sehr erhebliches Musikstück, wohl auch nicht ganz correct im Rhythmus, aber immerhin als der untrügliche Beweis eines frühzeitigen Talentes interessant und anmuthig in seiner lieblichen Kindlichkeit. Und es gewährt ja immer eine besondere Freude, den ersten Schritt zu beobachten, den ein großer Künstler auf dem Wege zum Ruhm gethan hat. Hier ist also

Der erste Walzer von Johann Strauß,
componirt in Sallmannsdorf bei Wien, im August des Jahres 1831.



Es ist nicht meine Aufgabe, an die Mittheilung dieser ersten Composition eine Würdigung des Componisten zu knüpfen. Dieser Aufgabe könnte sich nur die sachmännisch gebildete musikalische Kritik unterziehen, und die begabtesten der Musikkritiker, Leute wie Eduard Hanslick und Hans Ehrlich, haben sich derselben zu wiederholten Malen in dankenswerthester Weise unterzogen.

Die Erwägung, daß Johann Strauß nur das leichteste Genre der Musik: in erster Linie die Tanzmusik und seit einigen Jahren auch die Operette pflegt, hat diese ernsthaftesten Kritiker verständiger Weise in der Gerechtigkeit ihrer Würdigung und in ihrem Gefühle der Hochachtung vor dem großen Künstler nicht beeinträchtigen können. Die Geringschätzigkeit des Leichten und Lustigen in der Kunst ist ein wenig beneidenswerthes Vorrecht der Philisterhaftigkeit und Thorheit. Jeder verständige Künstler und jeder Aesthetiker weiß, daß man im Lustigen sehr ernsthaft und im Kleinen sehr groß sein kann.

Johann Strauß hat der Tanzmusik, die sein Vater und der alte Lanner schon zur wahren Kunst geadelt hatten, ganz neue Bahnen erschlossen. Er hat sie durch die warme Sinnlichkeit der Empfindung, durch die nie versiegende Quelle der immer sprudelnden Melodie, durch den wollüstigen Zauber seiner Harmonie und die kecke Flottheit des lebendigen Rhythmus zu einer vornehmen Kunstform erhoben. Wer in den Walzern von Johann Strauß nicht das echte, warme Künstlerblut fühlt, wer von dem inneren Leben, das in ihnen pulsirt, nicht mit ergriffen, von der wahren und lautern Fröhlichkeit, die aus ihnen sprüht, nicht hingerissen wird, der ist zu bedauern! Dem fehlt die Empfänglichkeit für das Echte und Wahre dieser so liebenswürdigen, so erheiternden Kunst. Nichts ist gesucht und gewählt in ihr, Alles ist echt in der Empfindung und echt im Ausdrucke. Daher ist es auch nicht zu verwundern, daß die größten Musiker, die durch die Eigenartigkeit ihrer Begabung auf ein ganz anderes, viel ernsthafteres Gebiet verwiesen werden, für Johann Strauß den tiefsten Respect empfinden; daß sie, die von hochbegabten Mitbewerbern auf demselben Gebiete mit zweifelhafter Achtung, bisweilen sogar mit offenbarer Geringschätzung sprechen, die sympathische Künstlernatur des Johann Strauß aufrichtig lieben und nach ihrem vollen Werthe würdigen. Richard Wagner ist ganz consequent, wenn er von Meyerbeer und den italienischen Componisten nur mit mitleidigem Achselzucken spricht, Johann Strauß aber ohne Bedenken als einen der bedeutendsten und liebenswerthesten Künstler unserer Zeit hinstellt. Der ernsthafte Brahms zieht vor dem lustigen Johann Strauß, der ihm auch persönlich befreundet ist, seinen Hut bis auf die Erde und nennt ihn mit derselben aufrichtigen Hochachtung „Meister", wie der ernsthafte Schauspieldichter Emile Augier seinen ausgelassenen Collegen von der Akademie, Eugène Labiche, den genialen Verfasser der anmuthigsten Possen.

Von allen lebenden Künstlern ist Strauß wohl der populärste. Man kann sich kein volksthümliches Concert denken, das auf seinem Programm nicht einige Nummern von Johann Strauß enthielte. Jede Drehorgel hat einige davon auf ihrer Walze. Auf jedem Klavier liegen so und soviel Hefte mit Strauß'schen Compositionen. Dabei spreche ich noch nicht einmal von den Bällen, in denen Johann Strauß als unbestrittener Herrscher gebietet. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß sein Ruhm die Welt erfüllt und von der Hütte bis zum Palaste reicht. Die traurigsten Dorffiedler spielen die „blaue Donau", wenn auch nicht so gut, aber mindestens ebenso bharrlich, wie die kaiserlichen und königlichen Hofkapellen. Von einem Freunde, der lange Zeit unter halbwilden Völkern in Afrika zugebracht hatte, hörte ich einmal die charakteristische Aeußerung, daß in ihm das Heimweh nach Deutschland erweckt worden sei durch die Erinnerung an Strauß'sche Walzer. Johann Strauß hat den musikalischen Ruhm seines Namens, den der Vater begründet hatte, ausgedehnt über alle Lande und befestigt für alle Zeiten. Und so lange man in der Welt tanzt und guter Dinge ist, werden die Weisen des Meisters erklingen zum Entzücken der Jugend, zur wehmüthigen Freude des Alters, an dessen Ohr die lustigen Töne schlagen wie das Lied „aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit", von dem Rückert singt. So viel echte und wahre Freude wie Johann Strauß hat wohl kaum ein anderer Künstler entfacht.

In unserer Zeit, in der die Kunst, sofern sie bedeutend ist, fast ohne Ausnahme nach strengen Formen und nach ernstem Ausdrucke sucht, hat die des Meisters Strauß immer nur heiter, froh, liebenswürdig und erfreulich sein wollen. Und sie ist es geblieben vom ersten Takt, den er geschrieben, bis auf den heutigen Tag.

Sein Wirken ist eine lange Kette ununterbrochener und unerhörter Erfolge. Seit Jahren ist man daran gewöhnt zu hören: der letzte Walzer, den Strauß geschrieben hat, ist der beste! Aber was sind das auch für Walzer! Man braucht sich nur die Titel zu vergegenwärtigen, um heiter gestimmt zu werden. Man braucht nur zu denken an die „Nachtfalter", „Morgenblätter", „Wein, Weib und Gesang", „Juristenballtänze", „Geschichten aus dem Wiener Wald", „Wiener Blut", „Neu Wien", „An der schönen blauen Donau" und wie alle die Meisterwerke noch sonst heißen mögen! Nicht weniger als 400 Walzer hat Johann Strauß bis jetzt geschrieben, den einen immer lustiger, immer frischer und origineller als den andern! Hört man irgendwo einen Walzer, dessen kosende Melodie sich in das Ohr einschmeichelt, dessen temperamentvoller, nervöser Rhythmus in die Füße fährt und zum Tanzen geradezu aufstachelt, so braucht man nicht erst nach dem Programm zu sehen; man kann darauf schwören, es ist ein Walzer von Johann Strauß.

Von den andern Compositionen will ich hier, da es sich um ein Walzerjubiläum handelt, gar nicht sprechen, will auf die anmuthigen und reizenden Operetten, auf „Indigo", „Fledermaus", „Carneval in Rom", „Cagliostro", „Prinz Methusalem", „Spitzentuch der Königin" gar nicht verweisen; die köstlichen Walzer, die in diesen Operetten enthalten sind, gehören aber allerdings zu den Perlen der Strauß'schen Composition, und der letzte „Rosen aus dem Süden", der aus Motiven der Operette „Das Spitzentuch der Königin" zusammengestellt ist, ist vielleicht wirklich der schönste von allen.

Der schönste der bisher erschienenen! Denn es sollte mich gar nicht wundern, wenn auch dieser wieder überboten würde durch den Walzer in seiner neuesten Operette, an der er jetzt arbeitet.

An diesem Werke, zu dem die unermüdlichen und überaus geschickten Operettendichter Camillo Walzel (F. Zell) und Richard Genée den Text geschrieben haben, arbeitet Strauß jetzt auf seinem herrlichen Landsitze zu Schönau bei Leobersdorf. Da lebt er unter den angenehmsten und bequemsten Bedingungen des Daseins, in der herrlichsten Natur, unbehelligt und ungestört, in der anregenden Gesellschaft seiner schönen, blühenden Frau Lili, die den Werth des bescheidenen und genialen Gatten vollkommen erkannt und den eigenthümlichen, anspruchslosen und in allen Dingen des Lebens unerfahrenen Mann hegt und pflegt wie ein großes Kind. Er liebt die Einsamkeit. Das gesellschaftliche Leben und Treiben macht ihn nervös und er geht ihm aus dem Wege, soviel er irgend kann. In der Zurückgezogenheit und unter der besänftigenden Einwirkung der schönen Natur hat sich seine Reizbarkeit gelegt; er ist frischer, heiterer und jünger denn je. Jugendlich und elastisch ist auch seine Erscheinung. Man sieht es dem schlank gebauten, lebhaften Manne, dessen Scheitel noch mit dichtem, schwarzem Haar vollbesetzt ist, und aus dessen dunklen Augen die Lebendigkeit sprüht, nicht an, daß er ein fünfzigjähriges Jubiläum, und wäre es auch das seiner Geburt, feiern kann. Er ist glücklich in seinem Einsiedlerleben zu Zweien. Und unter den rauschenden Bäumen des wunderschönen Parkes von Schönau, den das Wasser der Triesting durchrieselt, läßt er sich die Melodien zuflüstern, über die wir Alle uns im kommenden Winter freuen werden.

Paul Lindau.

Die Denkmäler der Kunst.*)

Es kann auf den ersten Blick seltsam erscheinen, wenn ich öffentlich das Wort ergreise über ein literarisch künstlerisches Unternehmen, an welchem ich selbst seit einem Vierteljahrhundert wesentlich betheiligt bin. Allein da ich nicht die Ehre in Anspruch nehmen kann, der Urheber und Begründer desselben zu sein, kein Anderer aber im Stande sein dürfte so genaue Auskunft zu geben über Entstehung und Entwicklung eines der wichtigsten unsrer Denkmälerwerke, welches vielleicht mehr als irgend ein anderes dahin gewirkt hat, die Anschauung und das Verständniß der Entwicklungsgeschichte in den bildenden Künsten den weiten Kreisen der Gebildeten zu vermitteln, so wird man es gewiß nicht unziemlich schelten, wenn ich einmal öffentlich beim kunstliebenden Publicum das Monumentalwerk in Erinnerung bringe.

Als Kugler vor beinahe vierzig Jahren in seinem epochemachenden Handbuch der Kunstgeschichte den Versuch wagte, die unabsehbare Fülle künstlerischer Schöpfungen vom ersten noch unklaren Lallen bis zu den widerstreitenden Bestrebungen der Gegenwart in einem riesigen Rundgemälde zusammen zu fassen, war bei der damaligen Schwierigkeit der Communicationen die allgemeine Anschauung der Kunstdenkmäler eine sehr spärliche. Ebenso knapp war man hinsichtlich der Reproductionen der wichtigsten Monumente gestellt. Das heutige Geschlecht, welches längst die nicht zu beneidende Virtuosität erlangt hat, ganz Italien in vierzig Tagen zu durchjagen, und dem es heute fast leichter gemacht wird Griechenland, Aegypten und den Orient zu durchreisen als es damals möglich war nur Deutschland in allen seinen Theilen kennen zu lernen, kann sich keine Vorstellung davon machen, welche Schwierigkeiten in unsrer Jugend sich dem Studium der Kunstgeschichte entgegenstellten. Kugler, der diese Hemmnisse selbst erfahren hatte und klar erkannte, daß ein Denkmälerwerk seinem Handbuche zur Seite gehen müsse, um die allgemeine Wirkung desselben zu vertiefen, faßte in Uebereinstimmung mit der Verlagshandlung von Ebner und Seubert in Stuttgart, bei welcher sein Werk erschienen war, den Gedanken, ein solches Unternehmen ans Licht zu fördern. In dem damaligen Architekten, späteren Oberbaurath Voit zu München, gewann man die künstlerische Kraft für die Herstellung der Tafeln. Berlin, Stuttgart und München, also Nord und Süd in treuem Bunde, schufen das Werk, das im Jahre 1845 seinen Anfang nahm. Als Voit nach Erscheinen der ersten Lieferung durch andere Arbeiten an der Fortführung verhindert wurde, übernahm Ernst Guhl die wissenschaftliche Leitung, während die künstlerische Ausführung den bewährten Händen des Kupferstechers und Bibliothekars der Berliner Kunstakademie Joseph Caspar anvertraut wurde.

Heut zu Tage, wo die Photographie verschwenderisch ihr Füllhorn über uns ausschüttet, hat man keine Vorstellung von den Schwierigkeiten, welche damals die Auswahl und Zusammenstellung eines solches Werkes begleiteten. Mit unbeugsamer Energie, die sich auf eine umfassende Kenntniß der literarischen und artistischen Publication stützte, führte Guhl das Werk zu Ende und gab ihm eine Grundlage, auf der seine Nachfolger leicht weiter bauen konnten. Das Verdienst des liebenswürdigen, zu früh gestorbenen Gelehrten muß immer wieder von Neuem gepriesen werden.

Das unabsehbare Material zu sammeln und zu sichten, in passender, übersichtlicher und zugleich geschmackvoller Weise auf die Tafeln zu vertheilen, für präcise und getreue Ausführung der Zeichnungen und der Stiche zu sorgen, war eine schwierige und complicirte Aufgabe. Kugler hatte als Muster der Atlas von Oesterley zu Carl Ottfried Müllers Handbuch der antiken Kunst vorgeschwebt. Das neue Werk blieb hinter seinem Vorbilde nicht zurück, übertraf es vielmehr noch an Feinheit und Reiz der Ausführung. Die zuverlässigsten künstlerischen Kräfte wurden herangezogen; ich will nur bemerken, daß A. Becker die Figurentafeln, Riesstahl die architektonischen Blätter zeichnete, und daß unter den Stechern Namen wie Merz und Ritter hervortreten. Als das Werk in zwei Bänden vollendet vorlag, durfte Deutschland sich rühmen einen Bilderatlas für die Kunstgeschichte zu besitzen, der das bekannte Werk von D'Agincourt weit überholte und an Universalität und Vollständigkeit seines Gleichen nicht fand.

Als ich in der Mitte der fünfziger Jahre die Redaction übernahm, galt es zunächst die Darstellung der Kunst bis zu den Standpunkten der Gegenwart fortzuführen, was in einer stattlichen Reihe von Tafeln für alle drei Künste, für Architektur, Skulptur und Malerei vollbracht wurde. Bald darauf machte sich die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage geltend, bei welcher mir für die Abfassung des Textes Carl von Lützow in dankenswerther Weise zur Seite trat. Inzwischen hatte der große Umfang des Werkes dazu geführt, in Separatausgaben die einzelnen Künste zu behandeln, namentlich eine kleinere Auswahl als Volksausgabe zu publiciren. Diese hatte hauptsächlich die Aufgabe, meinen Grundriß der Kunstgeschichte ähnlich zu begleiten, wie das große Werk dem Kugler'schen Handbuch zur Seite getreten war.

So hatten beide Werke, das größere wie das kleinere, in nachdrücklicher Weise zur Verbreitung kunstgeschichtlicher Anschauungen beigetragen, als gegen Ende der siebziger Jahre sich die Nothwendigkeit einer neuen Auflage herausstellte. Ich ging, wiederum mit Unterstützung Carl von Lützows, ans Werk, die Aufgabe war eine doppelte: einerseits die Darstellung der modernen Kunst bis in die unmittelbare Gegenwart fortzuführen, andrerseits der durch die neueren Forschungen bereicherten, berichtigten und vertieften Denkmälerkunde Rechnung zu tragen. So wurde eine große Anzahl von Tafeln eingeschalten, manches Ungenügende unter Heranziehung neuer Aufnahmen durch Besseres ersetzt, namentlich aber auch dafür gesorgt, daß jede der großen Kunstepochen durch eine in Farbendruck reich ausgeführte Tafel in ihrer Polychromie zur Anschauung komme. Künstler wie Richard Lucä und Gnauth gaben Beiträge, Vogler und Baldinger führten die architektonischen Zeichnungen aus, und für die figurlichen Tafeln, bei welchen früher Ludwig Pietsch seine Kraft erprobt hatte, wurden Zeichner wie Gisela, Süß u. A. herbeigezogen. So entstand ein Werk, das auf nicht weniger als 193 Foliotafeln weit über zweitausend einzelne Abbildungen in musterhaftem Stahlstich vorführt.

Der große Erfolg der Denkmäler und das immer gesteigerte Bedürfniß nach Hülfsmitteln für kunstgeschichtliche Studien hatte inzwischen die Entstehung ähnlicher Werke hervorgerufen, unter welchen namentlich die von der E. A. Seemann'schen Verlagshandlung herausgegebenen kunsthistorischen Bilderbogen große Verbreitung gefunden haben. Diese bestehen aus einer stattlichen Anzahl von Tafeln, auf welchen die ansehnliche Menge von Holzschnittcliches, über welche jener Verlag gebietet, mit Geschick zusammengestellt sind, aber bei diesem Verfahren gibt sich eine unkünstlerische Richtung darin zu erkennen, daß Holzschnitte, die als Illustrationen im Text kunstgeschichtlicher Bücher völlig am Platze sind, aus ihrem Zusammenhange herausgerissen und, in ziemlich willkürlicher Weise zusammengewürfelt, einen nichts weniger als harmonischen, vielmehr einen buntscheckigen Eindruck machen. Dazu kommt eine gewisse Derbheit der meisten dieser Holzschnitte, die zwar im Architektonischen in der Regel genügt, bei den plastischen Werken schon häufig Manches zu wünschen läßt, in der Darstellung der Gemälde aber meistens als verfehlt zu bezeichnen ist. Hier treten in bedenklichster Weise die Uebelstände des modernen Holzschnitts, wenigstens des deutschen hervor, der bei massenhafter, fabrikmäßiger Arbeit von einem feineren Verständniß der Form fast nirgends eine Ahnung hat und deshalb die menschliche Gestalt in übelster Weise mißhandelt. Es kommt dazu noch die dem modernen Holzschnitt eigene Verirrung, vermöge deren er durch gekreuzte Strichlagen und gesteigerte malerische Effecte mit dem Werk des Grabstichels zu wetteifern sucht, wobei dann solche Holzschnitte meistens rohen Caricaturen von Kupferstichen gleichen. Wer viel mit modernen Illustrationen zu thun hat weiß aus eigner Erfahrung, welchen schlimmen Stand man gegenüber so vielen ungeschulten Hülfskräften hat, die ohne künstlerische Vorbildung sich zum Holzschneiden herandrängen. So sind denn in der That die meisten unter diesen Abbildungen der Art, daß sie, vollends aus der Isolirung herausgerissen und zu dichten Massen zusammengeballt, unser Publicum zu einer feineren ästhetischen Bildung schwerlich anzuleiten vermögen.

Und doch ist der allgemeine Ruf nach Billigkeit nicht zu überhören; es ist ein lobenswerther Zug unsrer Zeit, die Quellen der Bildung möglichst weiten Kreisen zu erschließen. Daher wird es auch mit allgemeiner Anerkennung begrüßt werden, daß der eben vollendeten dritten Auflage der Denkmäler eine neue Volksausgabe auf dem Fuße folgt,

*) Denkmäler der Kunst, zur Uebersicht ihres Entwickelungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von W. Lübke und C. von Lützow. Stuttgart 1879, Ebner und Seubert. 2 Bände Fol. und ein Textband in hoch 4.

welche um den mäßigen Preis von 30 Mark in 98 Stahlstichtafeln und etwa 30 Bogen Text eine vorzügliche Uebersicht der wichtigsten Kunstdenkmale von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart gewähren wird. Was diesem Unternehmen den Vorrang vor allen ähnlichen sichert, ist neben der planmäßigen Sorgfalt und Umsicht, die in der Auswahl und Zusammenstellung des Ganzen herrscht, die künstlerische Vollendung in der Ausführung der Tafeln, die einer Reihe tüchtiger Stecher anvertraut sind. Wer feinerer Unterscheidung fähig ist, wird die Schönheit und die harmonische Wirkung dieser Stahlstichtafeln, namentlich im Vergleich mit jenen robusten Holzschnitten, zu würdigen wissen. Die Kunst aber ist nichts Plebejisches, sie ist etwas Vornehmes. Sie hat nicht die Aufgabe, sich zu den Massen herabzulassen, sondern sie zu sich heraufzuziehen. Das kann sie nicht, wenn sie den groben Neigungen der Menge, dem Bedürfniß nach derben stofflichen Wirkungen nachgibt, sondern nur wenn sie Adel des Inhalts und der Form behauptet. Daß die „Denkmäler der Kunst“ unbeirrt an diesem Grundsatze fest halten, gibt ihnen den vornehmen, echt künstlerischen, alles Aehnliche überragenden Charakter; daß die Volksausgabe lieferungsweise erscheint, macht auch dem minder Bemittelten ihre Anschaffung möglich. Somit werden die Denkmäler auch fernerhin den ersten Rang unter allen ähnlichen Publicationen behaupten.

W. Lübke.

Aus der Hauptstadt.

Drei Opern- und ein Operettentheater.

Kroll. Italienische Operngesellschaft. „Das verwunschene Schloß“ im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater.

Ob in der Welt noch eine Stadt existirt, in welcher während des Hochsommers drei (bei der nächst bevorstehenden Eröffnung der Königlichen sogar vier) Opern- und ein Operettentheater ihre Thätigkeit entfalten, weiß ich nicht. Aber bestimmt weiß ich, daß jeder Leser meiner Behauptung Recht geben wird: es sei für den Berichterstatter, der noch auf festen Füßen steht (nicht metaphorisch gemeint!), jetzt besser in ewigem Schnee und Eis zu wandeln, als in den Asphaltstraßen der Reichshauptstadt, und sein schwindelfreies Auge blicke lieber vom Weißthor oder in eine 1000 Meter tiefe Eisspalte bei den grands mulets, als auf die Berliner Anschlagesäulen. Denn selbst die beste Musik, und wenn sie auch gut ausgeführt wird, verliert ein wenig von ihrer Herrlichkeit, wenn man sie nach Juli- oder Augusttages Gluthitze im geschlossenen, dicht gefüllten Raume hören muß, und mit dem wahrhaft schreckhaften Gedanken: Morgen bei vielleicht 24 Grad Reaumur im Schatten, mußt Du darüber schreiben!

Nach diesem indirecten Anrufe des Mitgefühls der freundlichen Leser darf ich auch auf ihre Nachsicht rechnen, wenn von mir nur das Wichtigste hervorgehoben, und daher nur von zwei Operntheatern und dann von der neuen Operette berichtet wird.

Ueber des Kroll-Theaters oft vorzügliche Leistungen und dessen thatkräftige und ersprießliche Leitung hat die „Gegenwart“ schon im verflossenen Jahre gesprochen und ihre Anerkennung kundgegeben. Sie hat auch in diesem Jahre ihre Tüchtigkeit bewahrt, wenn auch vielleicht das Orchester nicht immer im selben Maße sicher und rein spielt und die Bläser zu oft menschlich irren. Mit besonderem Vergnügen heben wir hervor, daß als die besten Leistungen die zu bezeichnen sind, in welchen nur die Mitglieder der Bühne, nicht fremde mehr oder weniger berühmte Gäste wirkten. Herr Reichmann, der gefeierte Baritonist, und Herr Nachbaur, der wohlgeschulte Tenorist, haben auch in diesem Sommer bei Kroll gastirt, und besonders der Erstgenannte mit demselben enthusiastischen Entgegenkommen des Publicums; sein Gastspiel nahm angeblich wegen plötzlichen Unwohlseins ein unerwartet rasches Ende. Die Vorzüge der beiden Künstler sind in diesen Blättern ebenfalls schon in genauer Besprechung anerkannt worden, und haben sich wieder in glänzendem Lichte gezeigt; aber das Zusammenspiel litt während ihrer Anwesenheit, wie das auch gar nicht anders sein kann, wo die ganze Aufmerksamkeit des Publicums sich auf berühmte Gäste zusammenfaßt, wo diese das genau wissen, und auch nur bedacht sind, allen Beifall für sich einzuheimsen. Vor und nach ihnen sind Herr Feßler von Frankfurt am Main und Herr Dr. Krauß, früher in Köln jetzt in Wien, als Gäste aufgetreten, beide Baritonisten, jener ein tüchtiger verwendbarer Künstler, dieser ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Sänger mit vorzüglicher Stimme, sehr schönem Vortrage und wirksamem Spiele. Aber die besten und auch nach jeder Richtung erfolgreichen Leistungen der Oper waren die zwei, in vier Tagen aufeinander folgenden, von uns besuchten Vorstellungen der „Zauberflöte“, welche in den meisten Theilen des hehren unvergänglichen Hochwerkes deutscher Tonkunst würdig waren und eine wahrhaft gehobene Stimmung der Hörer erzeugt haben. Fräulein Alt war eine ausgezeichnete Königin der Nacht, Fräulein Bettaque kann mit ihrer Tamina auf jeder Bühne des Erfolges sicher sein, Fräulein Schletterer war eine anmuthigste Papagena, die Damen Pessiack, Zell und Maurer als Begleiterinnen der Königin, und Fräulein Moerra u. A. als Knaben sangen rein und sicher und mit richtigem Ausdruck. Herr Wessel war einer der besten Sarastro, den wir je gehört, Herr Menz ein trefflicher Tamino, Herr Stäger ein ganz tüchtiger Papageno. Alle kleineren Rollen waren ganz gut besetzt, Chor und Orchester wirkten mit Lust und Liebe. Wenn das Kroll-Theater in solcher Weise weiter thätig ist, wird diese „Garten-Sommer Einrichtung“ zuletzt manchen dem Namen nach viel höher stehenden Instituten als Muster dienen können.

Am 6. August hat eine italienische Operngesellschaft ihre Vorstellungen begonnen, und zwar in dem Central-Skating-Ring im Rollschlittschuhlauf-Saale. Die Actiengesellschaft, welche dieses Lokal gegründet hat, strebt höhere Lorbeeren an, und hat einen italienischen Impressario mit der Bildung einer Oper in all ihren Theilen beauftragt. Und man muß der Wahrheit gemäß eingestehen, das Unternehmen ist trotz manches sehr Bedenklichen im Ganzen als ein gelungenes zu betrachten, die Künstler, welche sich zuerst im „Ernani“ vorgestellt haben, sind zu den besten Sängern der jetzigen Schule, mit deren Vorzügen und Gebrechen, zu rechnen. Signora Emma Biziak-Nicalesco, von Geburt eine Kroatin mit einem reichen Rumänier vermählt und nur aus Künstlerehrgeiz noch der Bühne angehörend, besitzt eine sehr umfangreiche, kräftige, sehr wohlgebildete und besonders in der Höhe wohlklingende Stimme, einen Tonansatz, Feuer und dramatischen Vortrag, auch wirksames Spiel, selbstverständlich im italienischen Opernsinne gemeint. Der Tenorist Giannini, ein noch junger Sänger, der mit einer selten schönen Stimme begabt ist, die nur leider hier und da in das leidige Tremuliren verfällt, singt meistens ganz rein und sicher und sehr feurig. Feinerer Vortrag ist ihm fremd; auch sein Spiel zeigt eben den Mann, der nur die schöne Stimme zur Geltung bringen will und keine weitere Aufgabe kennt. Ein ganz vortrefflicher Sänger ist der Baritonist Beagi, mit einer der schönsten, reichsten und vollklingendsten Stimmen begabt, die wir je gehört, und der auch, seinem Vortrage nach zu schließen, einige musikalische Studien gemacht hat. Leider vermag auch er sich nicht von der Unmanier des Uebertreibens, des Ziehens, des Verweilens auf den hohen Tönen, des Hervorstoßens mancher Verzierungen, also der wenigst vornehmen Effecthascherei zu entschlagen. Wir bedauern das um so mehr, als in ihm der Stoff zu einem sehr bedeutenden Künstler in reichem Maße vorhanden ist. Der Bassist Herr Gasperini gehört ebenfalls zu den besten der Jetztzeit, auch er besitzt schöne Stimme und feurigen Vortrag, und ebenso viel Anlage zum Forciern. Die kleineren Rollen waren überraschend gut; das Zusammenwirken genügend. Das Publicum erwies sich sehr angeregt, und spendete stürmischen Beifall und Hervorruf fast nach jeder Scene.

Die Vertreter des lyrischen und Coloraturgesanges haben wir erst am 8. in der „Sonnambula“ gehört, nachdem unser obiger Bericht bereits nach Leipzig zum Drucke abgesandt war; wir wollen unter dem ersten ungünstigen Eindrucke dieser Darstellung nicht gleich entschieden urtheilen und die weiteren Leistungen abwarten.

„Das verwunschene Schloß“, Operette von Berla, Musik von Millöcker, unterscheidet sich insofern von den meisten andren Erzeugnissen der Gattung, als sie zum Theil Tyroler Kostüm und Gewohnheiten darstellt, oder darstellen soll, und die Musik selbstverständlich auch die nationalen melodischen und harmonischen Wendungen vorbringt. Der Stoff ist, wenn ich nicht sehr irre, theilweise einem alten französischen lustigen Roman von Paul de Kock nachgebildet und nicht ohne Geschick bearbeitet. Die Handlung spielt im verflossenen Jahrhundert. Graf Geiersberg, ein alter Roué, besitzt in Tyrol an einem See ein Schloß, das von der Landseite immer verschlossen ist, dagegen vom See aus einen ihm allein bekannten be-

quemen Zugang bietet. Während er als Fidel in einem einfachen Hause am Berge wohnt, versammelt er öfters im Schlosse eine lustige Gesellschaft; um das Treiben zu verbergen, läßt er allen möglichen Spuk bereiten, und in dieser Weise den Bewohnern der Umgebung den Glauben beibringen, in dem alten unbewohnten Schlosse hausten Gespenster und böse Geister. Zwei junge Bauern, die vom Militärdienste nach Hause kehren, hören die Fabeln erzählen, verlachen sie und werden als Freigeister verpönt und geächtet; ja der eine, der die Tochter des reichsten Bauern der Gegend heirathen sollte, muß auf die Hand des Mädchens verzichten, weil deren Vater keinen Gottlosen als Schwiegersohn annehmen will. Die beiden Burschen beschließen nun das verwunschene Schloß aufzusuchen, um dem Ursprung des Spukes nachzuforschen. In einer Nacht, als die Fenster von unheimlichen Flammen beleuchtet erscheinen, steigen sie über Felsenpfade hinauf, dringen durch ein Fenster und sehen nun allerdings eine Menge ganz ungewohnter Erscheinungen: schöne Weiber mit gepuderten Haaren in phantastischen Anzügen, Männer in gestickten Röcken, Bachanten und Tänzerinnen, denen gegenüber ihre Freigeisterei wankend und der Glaube an Teufeleien wach wird. Eine der schönen Damen findet Geschmack an dem jüngeren schmucken Burschen, der einen starken Gegensatz bildet zu den alten Cavalieren, den Gästen des alten Grafen. Sie weiß es einzurichten, daß die beiden Eindringlinge durch Champagner und Tanz ganz berauscht, dann plötzlich durch allerhand Erscheinungen wirklich in den Glauben versetzt werden, sie seien unter böse Geister gerathen; dann wird der eine, ein guter, recht beschränkter Bauernjunge, der in tiefen Schlaf verfällt, in die Hütte zu einem alten Weibe gebracht, das im Geruche der Zauberei steht und bei der er unmittelbar vor der Wanderung nach dem Schlosse sich aufgehalten hat; sie, die mit dem Schloßherrn im Einverständnisse steht, soll dem dummen Jungen weißmachen, er habe geträumt; sein Gefährte, der Schmucke, wird auf dem Schlosse von den Damen zurückgehalten. Durch einen Zufall kommt aber der Dumme der Wahrheit auf die Spur und führt die Braut des Freundes, die von diesem, trotz dem Verbot des Vaters, nicht lassen will, über geheimen Wegen auf das Schloß, die Bauern folgen ihnen, dringen ein, und der Spuk hat ein Ende.

Zu diesem losen Textgewebe hat Herr Millöcker eine Musik geschrieben, die neben Trivialem, Althergebrachtem, Offenbach-Strauß-Suppé'schem, doch manche Nummern bietet, die eine entschiedene Begabung für die Gattung bekunden. Der zweite Act namentlich ist reich an anmuthigen und lebhaften Melodien; das kleine Duett der beiden Bauernjungen, als sie, auf der Fensterbrüstung sitzend, sich die beleuchteten Säle betrachten, ist originell und anregend. Ein Lachwalzer, von allen Hauptpersonen und dem Chore gesungen, ist ebenso hübsch als wirksam. Die musikalische Arbeit, die Instrumentation und Behandlung der Harmonie zeugt von guten Studien und Fleiß. Durch einige Kürzungen im ersten Acte wird das Ganze noch gewinnen. Gespielt wurde vortrefflich. Fräulein Kopka, die Heldin des Schlosses, war ausgezeichnet in Gesang und Spiel, Fräulein Stubel, die eine ebenso einfältige als verschlagene und gutmüthige Bauerndirne, die Muhme jener alten „Hexe“ darstellte, übertrieb vielleicht hier und da ein wenig, gab aber im Ganzen ein recht drolliges und unterhaltendes Genrebild. Das talentvolle Fräulein Seebold, die als „Bocaccio“ und in derartigen Rollen wirklich Vortreffliches leistet, stand als Tyrolerin, als Tochter des reichen Bauern, nicht im rechten Wirkungskreise; je mehr sie sich Mühe gab, der Rolle gerecht zu werden, um desto unverständlicher war ihr Jargon und koketter die Haltung und der Gesang. Unter den darstellenden Herren haben wir vor Allen den Gast aus Dresden, Herrn Rüdinger, zu nennen, der den dummen Bauern Andresl unübertrefflich gab, in Spiel, Gesang, Haltung, Geberde und Bewegung. Neben ihm bewährten sich Herr Swoboda (der schmucke Sepp) und Herr M. Schulz, der Unerschöpfliche (Graf Geiersberg), als festeste Stützen. Alle kleineren Rollen trugen zum vortrefflichen Zusammenspiele bei. Ueber den Erfolg der ersten Vorstellung können wir nicht berichten, da am selben Abende die italienische Oper begann; doch glauben wir nach der angeregten Stimmung des Publicums am zweiten Abende, der Operette eine günstige Aufnahme vorhersagen zu können.

H. Ehrlich.

Notizen.

Paul Hassel, Geschichte der preußischen Politik von 1807—1815. Erster Theil (1807, 1808). 6. Band der Publicationen aus den preußischen Staats-Archiven.*)

Seit dem Erscheinen des großen und grundlegenden Werkes von Häussee hat sich die deutsche Forschung mit immer größerer Intensität jener traurigen Epoche preußischer Geschichte zugewendet, in welcher des französischen Gewalthabers, Napoleons I., Machtgebot für die Schicksale unseres Staates eine nur allzu traurige Bedeutung erlangten.

Mit großer Spannung hatte dann die gebildete Welt dem Erscheinen der Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Hardenberg entgegengesehen, deren Herausgabe keinem Geringeren als Leopold von Ranke anvertraut worden war. Aber auch nach dem Erscheinen dieses epochemachenden Werkes blieben der Zweifel und Unklarheiten über die Details der politischen Lage noch genug, so mannichfache und großartige Gesichtspunkte auch durch Ranke eröffnet worden waren. Daneben brachte Dunckers Werk „Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III.“ mannichfaltige neue Kunde.

Und eben jetzt ist ein neues Werk, aufgebaut auf authentisch archivalischen Nachrichten, der Oeffentlichkeit übergeben worden; dasselbe ist durch die Königlich preußische Archivverwaltung, die unter H. von Sybels Aegide schon so manchen archivalischen Schatz dem Publicum zugänglich gemacht hat, veranlaßt: wir meinen den ersten Band der von Paul Hassel herausgegebenen „Geschichte der preußischen Politik von 1807 bis 1815“, welcher die Zeit vom Tilsiter Frieden bis zu der durch Napoleon erzwungenen Entlassung des Freiherrn von Stein, d. h. also die Jahre 1807 und 1808, umfaßt. In correcter und authentischer Form sind hier eine Fülle bisher unbekannter archivalischer Documente theils vollständig, theils in Auszügen mitgetheilt, welche über viele Vorgänge der schmählichen napoleonischen Gewaltpolitik ein neues Licht verbreiten und die Tücke und Hinterlist seines Systems grell beleuchten. Dem bisher bei den archivalischen Publicationen beobachteten Usus entsprechend hat Hassel dann in einer anziehenden und das höchste Interesse erweckenden Darstellung die Hauptresultate, die sich aus den von ihm gesammelten Documenten ergeben, zusammengefaßt. Und wenn durch dieselbe die ganze Perfidie, mit welcher Napoleon die Existenz der preußischen Monarchie durch die furchtbare Ueberbürdung mit Kriegscontributionen und durch die, den Bestimmungen des Tilsiter Friedens offen Hohn sprechende fortgesetzte Occupation der preußischen Provinzen durch französische Truppen systematisch zu untergraben suchte, zu vollständiger Evidenz gebracht wird, so hat der Verfasser auf der andern Seite sich bemüht, dieses herausfordernde und völkerrechtswidrige Verfahren Napoleons aus den weiteren Complicationen der europäischen Politik, die seinem abenteuerlichen und nimmer rastenden Geiste vorschwebten, wenigstens psychologisch verständlich zu machen.

Wenn Napoleon im Laufe der mit der preußischen Friedensvollziehungs-Commission gepflogenen Verhandlungen die ursprünglich geforderte Kriegscontribution trotz der riesigen Anstrengungen, die Preußen zu deren Abtragung machte, und trotz des nicht unbedeutenden Theiles, den es in der That schon getilgt hatte, immer höher hinaufschraubte, wenn er den bis an die äußerste Grenze des Möglichen hinangehenden Anerbietungen des bedrängten Staates gegenüber mit dem Abschluß einer definitiven Convention immer und immer wieder zögerte, so ist das nicht allein aus seinem tödtlichen Hasse gegen die Monarchie Friedrichs des Großen zu erklären, so viel Bedeutung man auch diesem persönlichen Motive beimessen mag, sondern es wird erst recht verständlich durch den Zusammenhang, in welchem sich in den Augen Napoleons die Geschicke Preußens mit der Entwickelung der russischen und orientalischen Politik darstellten. Denn wenn auch Napoleon damals noch in einem vertragsmäßigen und selbst freundschaftlichen Verhältniß zu Czar Alexander zu stehen schien, so war es doch einsichtigeren Zeitgenossen schon damals kein Zweifel, daß für die Dauer ein Conflict zwischen diesen beiden ihrem innersten Wesen nach entgegengesetzten Potenzen nicht zu vermeiden war. Die Absicht des russischen Selbstherrschers, die Donauprovinzen zu besetzen, schien für Napoleon eine Gefahr in sich zu schließen, gegen die er sich zu decken wünschte. Und so sehr er scheinbar auf jenen russischen Gedanken einging, so sehr suchte er ihn doch thatsächlich zu hintertreiben: fast zu derselben Zeit, zu der er ohne Vorwissen Preußens Rußland den Besitz der Donaufürstenthümer anbot, wenn der Czar dann seinerseits nichts gegen die Occupation Schlesiens (!) durch Frankreich einwenden wolle, hat er der Pforte wiederholte Versicherungen über die Erhaltung ihrer Integrität gegeben. Und eben für den Fall, daß sich aus diesen Verhältnissen ein Conflict zwischen ihm und Rußland ergeben sollte, wollte er durch die fernere Besetzung preußischer Festungen einen vorgeschobenen Stützpunkt für seine etwaigen Operationen gegen Rußland gewinnen. Daher die ungeheuerlichen Prätentionen des französischen Unterhändlers in Preußen, Daru, welche nicht, wie man früher wohl annahm, aus dessen eigener Initiative hervorgingen, sondern diesem bis in die kleinsten Einzelheiten durch den Imperator selbst vorgeschrieben waren. Daher auch der vollständige Mißerfolg der Sendung des Prinzen Wilhelm, zu der sich der König trotz anfänglichen inneren Widerstrebens

*) Gr. 8. VIII, 587. Leipzig 1881, S. Hirzel.

auf Anrathen des Freiherrn vom Stein entschloß. So großes Wohlwollen er auch gegen den Prinzen zur Schau trug, so zuvorkommend und scheinbar liebenswürdig er denselben entgegenkam, so hat derselbe in den für die Existenz Preußens entscheidenden Fragen doch so viel wie nichts zu erreichen vermocht. Auch diese Sendung des Prinzen Wilhelm erscheint bei Hassel zum ersten Male in ihrem richtigen und klaren Zusammenhange mit der übrigen Politik Napoleons

Für die Beibehaltung dieses Systems war die Thatsache des aufgefangenen Briefes des Freiherrn vom Stein an den Fürsten Wittgenstein, welche in letzter Consequenz des erstern erzwungene Entlassung zur Folge hatte, nicht, wie Napoleon glauben machen wollte, der Grund, sondern nur ein willkommener Vorwand.

Bei der Darstellung der Entlassung Steins hat Hassel durch einen an dieser Stelle zuerst veröffentlichten Brief des Grafen Goltz, welcher als preußischer Bevollmächtigter auf dem Congresse in Erfurt anwesend war, an den Freiherrn vom Stein den Beweis erbracht, daß der Vorwurf, welchen man Goltz gemacht hat, er habe aus persönlicher Animosität und Eifersucht gegen Stein zu dessen Entlassung gerathen, völlig unbegründet ist. Im Gegentheil bemüht sich Goltz, der aus den Aeußerungen Napoleons mit Recht die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Entlassung Steins eine politische Nothwendigkeit sei, in jenem Schreiben, Mittel und Wege ausfindig zu machen, wie die Kraft Steins, welche er für den preußischen Staat und dessen innere Reorganisation für unentbehrlich erklärt, dem Staate trotz seiner formellen Entlassung erhalten bleiben könne. Dies schien ihm möglich, wenn derselbe zwar in ostensibler Weise Königsberg verlasse, sich aber an einen der Residenz benachbarten Ort zurückziehe und von dort aus nach wie vor dem Könige mit Rath und That zur Seite stehe.

Es ist in dem Rahmen einer Besprechung nicht möglich und, da eine solche die Lectüre eines Buches selbst zu ersetzen überhaupt nicht geeignet und nicht bestimmt ist, auch nicht erforderlich, alle die neuen Gesichtspunkte, welche das eminent wichtige Werk eröffnet, zu eingehender Darstellung zu bringen.

Dasselbe schließt sich der Reihe der bisher erschienenen Publicationen aus den preußischen Staats-Archiven würdig an, und Jeder, der sich mit der Geschichte jener Zeit eingehender beschäftigt hat, wird mit uns wünschen, daß der zweite Band dem ersten nach nicht allzu langer Zeit folge. Denn eben in den nun folgenden Jahren ist das großartige Werk der inneren Reorganisation des preußischen Staates erfolgt, auf welches ebenfalls, wie sich erwarten läßt, durch die Publication der amtlichen Materialien manch neues Streiflicht fallen wird. G. R.

* * *

Essays und Feuilletons.

Feuilletonsammlungen gehören schon zu den ständigen Erscheinungen unserer Literatur, und man hat sich beinahe daran gewöhnt, ihnen ein besonderes Fach zuzuweisen. Von Zeit zu Zeit schreit dann einmal irgend Jemand, der lange mit verdrossener Miene am Schlagbaum der Kritik gesessen hat, und will solch vagabondirendem Volk, das keinen rechten Gewerbeschein hat, den Weg sperren; aber jene sind für ihn zu leichtfüßig und vor Allem zu zahlreich. Und da in Deutschland auch ohnedies viel, viel mehr Bücher verlegt werden als nöthig oder auch nur heilsam wäre, so ist eigentlich nicht recht einzusehen, warum man es für passend hält, gerade gegen diese Gattung dann und wann Haro! zu rufen. Der Feuilletonist wendet reichlich so viel Geist und Mühe auf seine winzige Arbeit wie jeder andere Schriftsteller, der gleich von vornherein an einen stattlichen Band denkt. Und wenn jenen seine Kinder, die ihn doch auch Wehen gekostet haben, dauern — will man es ihm verdenken, wenn er sie nicht in dem großen Findelhause der Zeitung, die sie den ersten Tag beherbergt, zwischen längstverrotteter Politikasterei und verschimmeltem Klatsch verkümmern lassen mag? Wer menschlich fühlt, der müßte jeden solchen Band als einen Beweis von Vaterliebe mit Rührung — und unter Umständen mit Nachsicht in die Hand nehmen.

Beginnen wir unsere heutige Uebersicht mit jenen, die eine ernstere Unterhaltung zum Ziele haben.

Otto Franz Gensichen hat einen Band cultur- und literarhistorischer Skizzen unter dem bescheidenen Titel **Studienblätter** vereinigt (Berlin, Eugen Grosser). Es ist ziemlich bunte Reihe: Phryne und Manon Lescaut finden sich neben Desdemona und Emilia Galotti, Horaz neben Saint-Just, Kleist und Musset behandelt. Aber Alles ist sehr hübsch und mit wirklicher Sachkenntniß geschrieben, und wenn man einmal — wie in dem interessanten Aufsatze über den Tod Ludwigs XV. — unwillkürlich an die Quelle gemahnt wird, woraus der Verfasser geschöpft, so läßt man sich das gern gefallen: ist doch der Trank rein und die Schale, worin derselbe dargereicht wird, schön geformt. Sehr anziehend ist der Aufsatz über Horaz, und der Zur Weltliteratur verdient deswegen eine ganz besondere Beachtung, weil Gensichen sich hier sehr einsichtig über die Art, die Dichter der Alten zu übersetzen, äußert und — was den Werth dieser Gabe verdreifacht — seine Sätze durch Proben eigener Uebertragung — sehr gelungene Proben, die seines Rufs als feinsinniger Verskünstler würdig — belegt.

Schon weniger buntscheckig ist Siegfried Samoschs Sammlung, deren Inhalt durch den Titel **Pietro Aretino und Italienische Charakterköpfe** hinreichend gekennzeichnet wird (Berlin, B. Behrs Buchhandlung). Außer dem berüchtigten Aretino, welcher, dem großen Zuge der Neuzeit breitspurig vorangehend, so viele Eigenschaften derselben zum seltsamsten Zerrbild vereinigt, sind von den Aelteren Goldoni, Alfieri, von den Allerneuesten Cossa und Carducci behandelt. Diese Studien reihen sich denen über die Satiriker Frankreichs und Italiens, die im vorigen Jahre so vielen Beifall gefunden, glücklich an. Samosch beherrscht seinen Stoff und weiß das viele Interessante, was darin liegt, richtig hervorzuheben. Man kennt in Deutschland, trotzdem daß die italienische Sprache verhältnißmäßig häufig verstanden wird und trotzdem von den Werken der italienischen Literatur eine Reihe geradezu vollendeter Uebersetzungen vorhanden sind, dieselbe zu wenig. Vor Allem die ältere, die von so gesunder Kraft und Freude schwillt, verdiente mehr Liebe. Hoffentlich, daß Samoschs Buch recht Vielen zur Anregung dient, sich selbst darum zu bekümmern. Wer das nicht mag, kann sich wenigstens einige Hände voll gesellschaftlicher Scheidemünze daraus zusammenlesen. Das Buch ist so hübsch geschrieben, daß ihm die Anstrengung nicht allzuschwer fallen wird. — Der Aretin übrigens sowohl als die Studienblätter sind sehr gediegen und gefällig ausgestattet.

Der leichteren Gattung gehören zwei Bände an, die Ferdinand Groß zusammengestellt hat: Blumen, die man so am Wegrande pflückt. Zwischen beiden, dem einen, bei Heinr. Pfeil in Leipzig erschienen, **Richtig und Flüchtig**, dem anderen, aus Carl Reißners Verlag in Leipzig, **Mit dem Bleistift**, besteht kein innerer Unterschied. Es sind allerlei kleine Geschichten, Weihnachtsbilder, Skizzen aus der Welt der Literatur des Theaters, Erinnerungen an eine Reise durch Frankreich und Belgien: lauter Dinge, worauf die Welt nicht übermäßig bänglich hat zu warten brauchen, die sich aber sehr hübsch lesen. Das ist ihr Zweck, und den erreichen sie vollständig. Viel Talent und noch mehr Schule haben aus Groß einen Feuilletonisten gemacht, der in der leichten Form jeden Vergleich aushalten kann. Nur wirken bei ihm die zopfigen Austriazismen unbehaglich. Hat er doch lange genug im Reiche gelebt, um sie verlernt zu haben. Man verzeiht sie ihm zwar gerne als angeborene Eigenthümlichkeiten, nachdem man hat wahrnehmen müssen, wie angesehene deutsche Schriftsteller, die ihr Lebelang auch gar nichts in Oestreich zu suchen gehabt haben, mit diesen häßlichen Abweichungen zu liebäugeln anfingen. Aber Einspruch muß man doch gegen diese Entstellung des reinen Schriftdeutsch erheben. Wenn die Oestreicher ihren Anspruch auf eine provinziale Sonderliteratur durch Sonderbildungen in ihrem Wortschatz bethätigen, so sind sie vollkommen in ihrem Recht und wir Norddeutschen werden jede wirkliche Bereicherung der Art mit Freuden aufnehmen. Unsere Syntax jedoch, besonders die Zeitenfolge, sollen jene nicht antasten: was sie uns da bringen, das sind nur Entlehnungen aus dem alten Kanzleistil, und für dieses zweifelhafte Geschenk müssen wir danken.

Schließlich bringt Fr. Bassermanns Verlag in München zwei freigebig ausgestattete Heftchen, **Mein Bilderbuch** von Otto Spielberg und **Meinen Sie mich?** von H. Stöckl. Jener erzählt eine Reihe kleiner Geschichten, frisch und mit vielem Talent. Warum Herr Biedermann keine Zeitung mehr liest, der Sachsenhausener und der Satan, das sind sehr hübsche Einfälle, die leicht und glücklich behandelt sind. Die umfangreichste dieser Skizzen **Das Idyll eines Professors** verräth sogar ausgesprochene dichterische Eigenschaften: Stimmung und farbige Weltanschauung. Stöckls Buch dagegen ist eigentlich eine große Sammlung von Paradoxen. Aber der Verfasser hat nicht Unrecht, wenn er meint, es seien launige Fragen launig beantwortet. Er hat in der That Humor und man gefällt sich gut in seiner Gesellschaft. Beide Bücher sind tadellos geschrieben und unterhaltend genug, um mit ihnen einen Nachmittag schmerzlos zu tödten.

Bibliographie.

Geffcken, F. Heinr. Zur Geschichte des orientalischen Krieges 1853—1856. gr. 8. 336 S. Berlin 1881, Gebr. Paetel.

Hahn, R. Edmund. Im Park zu Rodenstein. Roman. I. u. II. Bd. 8. 263 u. 199 S. Dresden 1881, E. Pierson.

Felice, ländliches Drama in 5 Acten, nach der Hospitaliere des Ferdinand Fabre übersetzt und für die deutsche Bühne eingerichtet v. A. von Gilsa. 8. 152 S. Kassel 1881, Theodor Kay. 2.—

Doornkaat Koolman, J. ten. Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 12. Heft. 8. Norden 1881, Herm. Braams.

Kirchmann, J. H. von. Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft. 8. 5. Aufl. 720 S. Leipzig 1881, Erich Koschny. 3.—

Sammlung französischer Neudrucke. Herausgegeben von Karl Vollmöller. 1) De Villiers le Festin de Pierre ou le Fils criminel. Neue Ausgabe von W. Knörich. 8. 88 S. Heilbronn 1881, Gebr. Henninger.

Wagner, H. L. Voltaire am Abend seiner Apotheose. Aus dem Französischen. Neu herausgegeben von Bernhard Seuffert. 8. XI u. 19 S. Heilbron 1881, Gebr. Henninger.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“

Behrenstrasse 4,

Berlin W.

Inserate.

Redaction und **Expedition, Berlin** W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 34. Berlin, den 20. August 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Das sociale Motiv der Mode.

Von Rudolf von Jhering.

Untersuchungen, welche ich in letzter Zeit über die Sitte angestellt und deren Ergebnisse ich in einem Aufsatz in „Nord und Süd“ über die Sitte im Munde der Sprache (Bd. 17, April 1881) veröffentlicht habe, und auf die ich zur Ergänzung der folgenden Darstellung verweise, führten mich auf den Unterschied der Mode von der Sitte. War der Sprachgenius der modernen Völker in seinem Recht, wenn er den Sprachschatz um einen neuen Ausdruck bereicherte, den die früheren Völker nicht kannten, that es Noth, die Mode von der Sitte abzuscheiden? War es blos das äußere Moment der Abweichung beider, das er damit zu betonen gedachte: eine eigenthümliche äußere Art der Gestaltung der Sitte, die uns nicht hindern würde, die Mode der Sitte zuzuzählen, oder ein inneres Moment, welches sie dem Bereich der Sitte enthebt und sie zu ihr qualitativ in Gegensatz stellt, mit andern Worten: bildet die Mode eine Art der Sitte oder einen Gegensatz zu ihr?

Auf diese Frage sollen die folgenden Ausführungen Antwort ertheilen, indem sie das eigenthümlich sociale Motiv der Mode, das Zweckmoment derselben im Gegensatz zur Sitte darlegen.

Unter der Sitte verstehe ich diejenigen Normen, welche die Gesellschaft im Interesse ihres gedeihlichen Bestehens aufstellt und durch die Zwangsgewalt der öffentlichen Meinung verwirklicht. Von dem Recht unterscheidet sich die Sitte dadurch, daß ersteres durch die Staatsgewalt mittelst äußeren Zwanges, letztere durch die Gesellschaft mittelst des psychologischen Zwangsmittels der öffentlichen Meinung verwirklicht wird. Dieses letztere Kriterium theilt sie mit der Moral, sie unterscheidet sich von ihr dadurch, daß letztere das durch die Zwecke der Gesellschaft unmittelbar Gebotene zum Gegenstand hat, während die Sitte dasselbe nur mittelbar fördert. Ich überhebe mich der genaueren Ausführung dieses Unterschiedes, den ich an anderer Stelle weiter begründen werde, und theile nur die Formel mit, in die ich die Resultate meiner darauf gerichteten Untersuchungen concentrirt habe: die Sitte ist die Sicherheitspolizei des Sittlichen. Wie die Sicherheitspolizei sich zur Strafrechtspflege, so verhält sich die Sitte zur Moral, beide haben lediglich einen prophylaktischen Zweck, sie verbieten nicht das Schädliche, sondern das Gefährliche. Die Uebertretung der Sitte enthält nicht schon an sich das Unmoralische, aber das Unmoralische kann leicht daraus entstehen, und dieser Gefahr sucht sie vorzubeugen in derselben Weise, wie die Sicherheitspolizei dem Verbrechen — beide verstellen den Abweg zum Schädlichen. Der Besitz von Giften, das Betreten von Lagerräumen, Scheunen u. s. w. mit offenem Licht und vieles Andere, was die Polizei verbietet, ist nicht an sich schädlich, alles dies ist möglich, ohne daß sich die geringste nachtheilige Folge daran knüpft, während das Verbrechen stets Schaden stiftet. Aber die Polizei weiß, warum sie es dennoch verbietet, und ebenso weiß die Sitte, warum sie Handlungen verbietet, die nicht an sich unsittlich sind — beide zielen damit auf einen Zweck, der über sie selbst hinausgeht.

Eben durch diesen wichtigen Dienst, den die Sitte der Gesellschaft leistet, charakterisirt sie sich als eine social werthvolle Institution, als eine Ergänzung des Rechts und der Moral, und eine Lockerung der Sitte ist, wenn letztere auch das Sittliche nicht direkt zum Inhalt hat, doch nicht möglich ohne Gefährdung der Sittlichen, wie die Sprache richtig erkannt hat, indem sie Sitten-losigkeit und Un-sittlichkeit identificirt.

Damit haben wir den Maßstab, um die Mode zu messen und die Frage zu entscheiden, ob sie zur Sitte gehört. Ist die Mode eine social werthvolle Institution?

Die Mode stimmt darin mit der Sitte überein, daß sie für diejenigen Kreise, für welche sie überhaupt in Betracht kommt, eine zwingende Gewalt ausübt, sie ist also nicht der Gewohnheit zuzuzählen, deren Charakter sich dadurch bestimmt, daß sie nicht verpflichtender Art ist. Ob Jemand die in einer Gegend allgemein verbreitete Art der häuslichen Einrichtung und des häuslichen Lebens befolgen will, ist ganz seinem individuellen Belieben überlassen, das öffentliche Urtheil nimmt an einer Abweichung von dieser Weise keinen Anstoß, es respectirt innerhalb des Hauses die individuelle Freiheit, indem es diese Dinge als Geschmackssachen bezeichnet, über die nicht zu rechten sei (de gustibus non est disputandum). Ganz dasselbe, sollte man sagen, müsse auch gelten in Bezug auf die Art, wie Jemand sich kleidet*), denn wer hat ein Interesse daran, sofern nur nicht die Rücksichten des Anstandes außer Acht gelassen werden? Bekanntlich gilt aber das Gegentheil, auch die Kleidung bildet einen Gegenstand der gesellschaftlichen Anforderungen, und Niemand, der den Kreisen angehört, für welche das Gesetz der Mode überhaupt existirt, kann sich denselben entziehen, ohne anzustoßen, die öffentliche Meinung zwingt ihn, den jeweiligen Typus, den die Mode für die Kleidung aufgestellt hat, zu befolgen, die

*) Ich beschränke mich bei der folgenden Untersuchung auf den Hauptgegenstand der Mode: die Kleidung, obschon die Mode sich bekanntlich auch auf andere Gegenstände erstreckt. Es hat für mich nicht das geringste Interesse, den Umfang der Mode festzustellen, es genügt mir, an der Hauptart derselben das eigenthümliche Motiv derselben klar zu stellen.

Mode gehört also, soweit dieses ihr Geltungsgebiet reicht, zu den von mir in dem obigen Aufsatz angenommenen vier **gesellschaftlichen Imperativen** (Mode, Sitte, Moral, Recht).

Von der Mode ist wohl zu unterscheiden **die Tracht**. Beide sind **obligatorischer Art**, aber das Motiv beider ist ein gänzlich verschiedenes, bei der Tracht ist es ein gesundes, social berechtigtes, sie gehört der Sitte an, bei der Mode ein ungesundes, social unberechtigtes, sie gehört nicht zur Sitte in dem soeben von mir entwickelten Sinn. Damit hängt als zweiter Unterschied die Verschiedenheit ihrer Dauerhaftigkeit zusammen: die Tracht ist bleibend, die Mode vorübergehend. Und als dritter, daß die Tracht nicht blos durch die Sitte, sondern auch durch Gesetz vorgeschrieben sein kann.

Das Gemeinsame beider besteht darin, daß sie der Person durch das Kleid einen Stempel aufprägen, welcher die Kategorie von Personen, zu der sie gehört, äußerlich sichtbar macht ähnlich wie das Gepräge der Münzen den Metallgehalt derselben. Die Unterschiede, welche die Tracht accentuirt, sind berechtigter, die der Mode unberechtigter Art.

Der wichtigste Unterschied, den die Tracht signalisirt, ist der des Geschlechts. Die Kundgebung desselben durch die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Tracht gehört zu den überall sich wiederholenden Erscheinungen, und ich brauche dem Leser nur anheim zu geben, sich den Zustand der Gesellschaft auszumalen, wenn beide Geschlechter sich derselben Tracht bedienen würden, um ihm die eminente sociale (im obigen Sinne sittlich prophylaktische) Bedeutung der Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Tracht klar vor Augen zu führen.*)

Ein zweiter Unterschied, den die Tracht zum Ausdruck bringt, ist der der **staatlichen Dienststellung**: die Amtstracht der Beamten, Geistlichen und die Uniform des Militärs, aber sie gehört nicht der Sitte, sondern dem Gesetz an.

Eine dritte Art ist die **Volkstracht**. Ihr Gebiet hat sich im Laufe der Zeit mehr und mehr verringert, und bei den modernen Culturvölkern ist sie für die höheren Kreise vollständig durch die Mode verdrängt worden. Wo sie noch besteht, hebt auch sie sich wie die beiden vorhergenannten deutlich von der Mode ab. Einmal durch ihr Motiv. Sie hat zum Zweck die Kundgebung der Volks- oder Stammesgemeinschaft**) und bildet eins der äußeren Bande, welche dieselbe aufrecht erhält, einen Träger der historischen Continuität des Volkslebens. Der Angehörige eines Volksstammes, bei welchem eine Volkstracht zur Zeit noch besteht, würde durch Lossagung von derselben eine Mißachtung des Volksthümlichen, eine Geringschätzung der Weise seiner Väter documentiren, die er dem Widerstande der öffentlichen Meinung gegenüber schwer würde aufrecht erhalten können. Das zweite Moment, welches die Volkstracht von der Mode unterscheidet, ist ihre **Dauerhaftigkeit**. Manche Volkstrachten haben sich durch viele Jahrhunderte hindurch behauptet, während die Moden oft kaum nach Jahren zählen; die Volkstrachten der Montenegriner, Albanesen u. A. haben unzählige Moden der civilisirten Völker überlebt.

In diesem Moment der Dauerhaftigkeit ist das große Uebergewicht gelegen, welches der Volkstracht in ästhetischer Beziehung der Mode gegenüber zukommt. Jene hat Zeit, einen gewissen Typus der Kleidung vollständig durchzubilden und etwas wirklich Schönes und Charakteristisches zu schaffen, während die Mode, die aus einem Grunde, den wir unten kennen lernen werden, stets ihr eigenes Werk rasch wieder zerstört und von einem Extrem ins andere springt, die etwaigen Ansätze zum Schönen nie weiter verfolgen kann, sondern, kaum erfaßt, wieder fallen läßt.

*) Im mosaischen Recht ist die Innehaltung dieser Verschiedenheit ausdrücklich vorgeschrieben, 5. Mos. 22, 5: Ein Weib soll nicht Mannesgeräthe tragen, und ein Mann soll nicht Weiberkleidung anthun. Denn wer solches thut, ist dem Herrn, deinem Gott, ein Gräul.

**) Darum war bei den Römern der Gebrauch der römischen Volkstracht, der Toga, den Fremden und Sklaven untersagt, und selbst der Exilirte mußte sie sofort ablegen, weil er aufgehört hatte römischer Bürger zu sein.

Wir gehen zur näheren Betrachtung der Mode über. Während die Tracht dauernd ist, irrt die Mode unausgesetzt ruhelos umher, um stets Neues aufzusuchen. Aber nicht etwa ein solches, welches geschmackvoller wäre, als das Bisherige, sondern ihr ist es nur um das Neue als solches zu thun, sie schrickt selbst davor nicht zurück, das gesundere Schöne und Geschmackvolle mit dem Häßlichen und Geschmacklosen zu vertauschen und Formen der Kleidung zu erfinden, die mit den von der Natur durch die Gestalt des menschlichen Körpers vorgezeichneten Grundlinien der Bekleidung im schroffsten Widerspruch stehen. Während sonst jede Cultur auf der Continuität der Entwicklung beruht, auf dem Festhalten und der sorgsamen Pflege und Fortbildung des einmal Gewonnenen, sagt sich allein die Mode davon los, um in regellosen Zickzack, im wilden Taumel hin- und herzuspringen, jede ebengewonnene Position sofort wieder opfernd, und selbstmörderisch ihr kaum erdachtes Werk zerstörend. Die Chinesen bezeichnen eine Art der Sitte, die ihrem Sinn nach unserer „Tagesströmung" gleichkommt, als Wind (füng)*), die Bezeichnung wäre wie gemacht für die Mode.

Worin hat diese seltsame Verirrung ihren Grund? Offenbar muß derselbe zwingender Art sein. Ist es die Freude an der Veränderung, der Reiz der Neuheit? Es ist ja richtig, daß der Mensch die Veränderung liebt, daß er von Zeit zu Zeit etwas Neues sehen und erleben muß, wenn er frisch bleiben soll, sowie ferner, daß dieser Trieb sich mit fortschreitender Cultur steigert. Der Gebildete ist unstäter, veränderungsbedürftiger als der Ungebildete, er verlangt ewig neue Anregung, neue Eindrücke, wenn ihm das Leben nicht schaal werden soll, und dieser Charakterzug bewährt sich wie bei Individuen so auch bei Völkern. So könnte man es ja vielleicht erklären, daß die Volkstracht bei ungebildeten, die Mode bei gebildeten Völkern ihren Sitz aufschlägt. Allein wenn dies der richtige Grund wäre, so müßte sich die Mode bei allen Völkern auf einer gewissen Culturstufe wiederholen, und doch haben die Römer selbst auf der höchsten Stufe ihrer Cultur die Mode in unserem heutigen Sinne nicht gekannt. Man hat zwar auch bei ihnen von einer Mode gesprochen**), allein meines Erachtens mit Unrecht. Man verwechselt dabei das allmähliche Aufkommen des Neuen, das Erfinden und das Nachahmen fremder Trachten, von dem uns allerdings die römischen Schriftsteller zu berichten wissen, mit der Mode. Ich kenne kein einziges Zeugniß, welches uns die beiden charakteristischen Züge derselben: die Kurzlebigkeit und die zwingende Macht derselben für die entsprechenden Gesellschaftskreise namhaft machte. Keine römische Matrone war, wie es unsere heutige Frauenwelt der gebildeten Kreise in der That ist, genöthigt, die Mode mitzumachen; nicht diejenigen Frauen fielen in Rom auf, welche an der hergebrachten Tracht festhielten, sondern diejenigen, welche sie verließen, und daß erstere dies vermochten, zeigt, daß es eine Mode in unserem heutigen Sinne nicht gab, heutzutage wäre dies unmöglich. Damit verträgt sich vollkommen, daß auch das Neue in Rom seinen Reiz ausübte, daß der Geschmack, der Schönheitssinn und die Erfindungskraft des weiblichen Geschlechts in Schmuck und Kleidung sich aufs ausgiebigste bethätigte, und daß selbst die althergebrachte Tracht im Laufe der Zeit allerhand Wandlungen erfuhr. Alles dies hat mit der Mode in unserem heutigen Sinn nichts zu schaffen.

Um das Wesen der heutigen Mode zu begreifen, darf man nicht auf Motive **individueller Art** zurückgreifen, wie es die bisher aufgeführten sind: Veränderungslust, Schönheitssinn, Putzsucht, Nachahmungstrieb. Es ist zweifellos, daß diese Motive sich zu den verschiedensten Zeiten in extravagantester Weise an der Gestaltung der Kleidung, und zwar in erster Linie der weiblichen, versucht haben, sie haben den Satirikern aller Culturvölker von jeher den reichsten Stoff dargeboten. Aber die Mode

*) Nach einer Mittheilung, die ich der Güte des Barons von Gabelentz, Professor in Leipzig, verdanke.

**) Marquardt, Röm. Privatalterthümer, Abth. 2, Leipzig 1867, S. 177.

in unserem heutigen Sinne hat keine individuellen Motive, sondern ein sociales Motiv, und auf der richtigen Erkenntniß desselben beruht das Verständniß ihres ganzen Wesens. Es ist das Bestreben der Abscheidung der höheren Gesellschaftsklassen von den niederen oder richtiger den mittleren, denn die unteren kommen dabei nicht in Betracht, da die Gefahr einer Verwechselung mit ihnen sich schon von selbst ausschließt. Die Mode ist die unausgesetzt von neuem aufgeführte, weil stets von neuem niedergerissene Schranke, durch welche sich die vornehme Welt von der mittleren Region der Gesellschaft abzusperren sucht, es ist die Hetzjagd der Standeseitelkeit, bei der sich ein und dasselbe Phänomen unausgesetzt wiederholt: das Bestreben des einen Theils, einen wenn auch noch so kleinen Vorsprung zu gewinnen, der ihn von seinen Verfolgern trennt, und das des andern, durch sofortige Aufnahme der neuen Mode denselben wiederum auszugleichen.

Daraus erklären sich die charakteristischen Züge der heutigen Mode. Zuerst ihre Entstehung in den höheren Gesellschaftskreisen und ihre Nachahmung in den mittleren. Die Mode geht von oben nach unten, nicht von unten nach oben, die höheren Kreise sind die „tonangebenden", wie es heißt. Ein Versuch der mittleren Klassen, eine neue Mode aufzubringen, würde selbst mit Hülfe noch so wirksamer ästhetischer Motive niemals gelingen, den höheren würde nichts erwünschter sein, als wenn jene ihre eigene Mode für sich hätten.*)

Sodann der unausgesetzte Wechsel der Mode. Haben die mittleren Klassen die neu aufgebrachte Mode adoptirt, so hat sie aus dem angegebenen Grunde ihren Werth für die höheren verloren, das Unterscheidungsmerkmal hat aufgehört es zu sein, wie das Feldgeschrei, das dem Feinde bekannt geworden ist, es bedarf daher eines neuen. Darum ist Neuheit die unerläßliche Bedingung der Mode, wenn sie ihren Zweck erreichen soll. Selbst das Häßlichste und Geschmacklose findet um diesen Preis Zutritt, wenn das Schöne sich erschöpft und den Vorzug der Neuheit verloren hat. Die Lebensdauer der Mode bestimmt sich im entgegengesetzten Verhältniß zur Raschheit ihrer Verbreitung, ihre Kurzlebigkeit hat sich in unserer Zeit in demselben Maße gesteigert, als die Mittel zu ihrer Verbreitung durch unsere vervollkommneten Communicationsmittel gewachsen sind. Zur Zeit als es noch keine Eisenbahnen gab, welche täglich Tausende von Kleinstädtern in die großen Städte bringen und die neuen Moden in Gestalt von Modejournalen und Mustern sofort über die ganze Welt verbreiten, war das Tempo der Mode ein ungleich langsameres als heutzutage, wo dasselbe eine rapide Geschwindigkeit angenommen hat, welche sich zu der früheren verhält wie die heutige Eisenbahn zur alten Reichspost.

Aus dem angegebenen socialen Motiv erklärt sich endlich auch der dritte charakteristische Zug unserer heutigen Mode: ihre vielgeschaltene und doch willig ertragene Tyrannei. Die Mode enthält das äußere Kriterium, daß man, wie der Ausdruck lautet, „mit zur Gesellschaft gehört". Wer darauf nicht verzichten will, muß sie mitmachen, selbst wenn er aus ästhetischen oder Zweckmäßigkeitsgründen eine neu aufgekommene Gestaltung derselben noch so sehr verwirft. Eben darauf, daß die Mode die Unterordnung der eigenen besseren Ueberzeugung unter das als verkehrt Erkannte erfordert — das sacrificium intellectus in Sachen des Geschmacks und der Zweckmäßigkeit — beruht es, daß der Sprachgebrauch ihre Herrschaft ganz zutreffend als „Tyrannei" und diejenigen, die sich ihr willenlos unterordnen, als „Sklaven" der Mode bezeichnet, sie ist nicht eine blaße Herrin, wie es die Schönheit und die Wahrheit ist, der man sich unterordnet, weil ihre Herrschaft eine berechtigte ist und als solche erkannt wird, sondern sie ist eine Tyrannin, deren Macht man als unberechtigt anerkennt und die man dennoch schwach genug ist zu ertragen.

Damit ist der Mode ihr Urtheil gesprochen. Die Macht der Sitte theilend, die der Moral vielfach überbietend, verdankt sie die Macht, welche sie ausübt, nicht gleich ihr gesellschaftlich berechtigten Motiven, sondern dem unlautern Zuge der Standeseitelkeit. Gelangten die Stände, welche schwach und thöricht genug sind sie nachzuahmen, zum Gefühl ihrer Würde und Selbstachtung, welches sich daran bewährt, daß man nichts anderes vorstellen will, als was man ist, so wäre es um die Mode geschehen, und die Schönheit könnte wiederum ihren Sitz aufschlagen, wie sie ihn bei allen Völkern behauptet hat, welche die Mode in unserem heutigen Sinn nicht kannten, weil sie entweder nicht das Bedürfniß fühlten, die Standesunterschiede durch die Kleidung zu accentuiren oder, wo es geschah, verständig genug waren, sie zu respectiren.

*) Was sie aber gleichwohl nicht abhält, in der Kloake des Pariser Demimondethums nach neuen Mustern zu suchen und Moden aufzubringen, welche den Stempel ihres unzüchtigen Ursprungs deutlich an der Stirn tragen, wie Fr. Vischer in seinem, wegen der unverhüllten Art, wie er die Sache beim rechten Namen nennt, vielgetadelten, meines Erachtens aber eben darum höchst verdienstlichen Aufsatz über die Mode in „Nord und Süd" 1878, Bd. 4, S. 365 u. ff. schlagend nachgewiesen hat.

Zukunftsbahnen in Asien.

Von Georg Kollm.

I.

Neben der orientalischen Frage, deren friedliche und befriedigende Lösung noch für lange Zeit ein schwieriges Problem für die europäische Politik verbleiben wird, steht ebenfalls seit langem auf der Tagesordnung der politischen Discussion die centralasiatische Frage, hervorgerufen durch die allmähliche Ausdehnung der russischen Machtsphäre bis nach dem Hindukusch und Afghanistan, sowie durch die bei den Engländern hierdurch erweckte Besorgniß einer directen Bedrohung ihres indischen Reiches und des Verlustes der Handelshegemonie in Asien.

Mögen nun auch die leitenden Motive für die centralasiatische Politik Rußlands nicht in etwaigen geheimen Absichten auf Britisch-Indien zu suchen sein, wie sowohl Prof. F. Mertens in seinem Essay: „Rußland und England in Centralasien" als auch D. Mackenzie Wallace in dem kürzlich erschienenen Werke: „Rußland" (Kap. 35) sich nachzuweisen bemühen, sondern vielmehr in der Nothwendigkeit der Sicherung seiner asiatischen Grenzen gegen unruhige und räuberische Grenzstämme, welche das stete Fortschreiten Rußlands in Centralasien bedingt — auch in diesem Falle kann Rußland seinem Vordringen nicht eher Einhalt thun, als bis es sichere Grenzen erreicht. Da von den vorhandenen centralasiatischen Staaten keiner diese Bedingung erfüllen kann, so ist wohl mit größter Sicherheit anzunehmen, daß die russischen und britischen Grenzen eines Tages zusammentreffen werden.

Doch nicht blos die eben berührten politischen Gründe, sondern auch Rußlands Handelsinteresse zwingt es zu diesem steten Vorgehen. Bis jetzt sind die ungeheuren Erwerbungen in Asien kaum als Wohlthaten zu bezeichnen; sie kosteten mehr, als sie einbrachten: das jährliche Deficit in Centralasien beträgt jetzt mindestens 10 Millionen Rubel. Rußland muß daher productionsfähigere Gegenden zu erreichen suchen, in denen es für seine bisherigen Opfer und Kosten entschädigt werden kann. Eine Berührung der Interessensphären beider Reiche wird daher auch in dieser Beziehung unausbleibliche Folge sein.

Ergibt sich nun aber hieraus die Nothwendigkeit der Lösung der centralasiatischen Frage mit den Waffen in der Hand? Es liegt nicht in unserer Absicht, diese Frage zu beantworten; soviel ist jedoch unzweifelhaft, daß ein Krieg zwischen Rußland und England in Centralasien eine unberechenbare Calamität für beide Mächte wäre — in Wirklichkeit würden nur die eingeborenen Stämme den Nutzen von den Siegen ziehen, die eine der kriegführenden Parteien davon trüge. Ihre wahren und wirklichen Interessen rathen beiden Mächten, sich über dem Gipfel des Hindukusch die Hand zu reichen und durch offene, maßvolle Politik die beiderseitigen Interessen wirksam zu schützen.

Freilich wird ein Kampf zwischen beiden Mächten jedenfalls in Zukunft auszufechten sein, der jedoch mit friedlichen Waffen durchgeführt werden kann: das ist der Kampf um die Handelshegemonie in Asien. Die Vorbereitungen und Rüstungen zu demselben haben bereits auf beiden Seiten seit längerer Zeit begonnen; denn als solche kann man wohl jene Projecte bezeichnen, welche die Herstellung von Schienenwegen zur Verbindung Europas mit Mittelasien, Indien und China bezwecken — russischerseits durch das asiatische und europäische Rußland, von englischer Seite durch Persien und die asiatische Türkei nach dem Mittelmeer. Wenn es auch noch nicht an der Zeit erscheint, die Chancen dieses russisch-englischen Eisenbahnkrieges genauer festzustellen, so ist es doch wohl angezeigt, die verschiedenen, immer wieder in den Zeitungen auftauchenden Projecte klarzustellen und den Beweis zu liefern, in wie bewußter Weise von den betheiligten Staaten die Zukunft ins Auge gefaßt wird. Wir beginnen zunächst, an das vorhandene Eisenbahnnetz Rußlands anknüpfend, mit denjenigen Projecten, welche dieses Land berühren.

II.

Schon vor zwei Decennien nahm die russische Regierung darauf Bedacht, das Bahnnetz des europäischen Rußlands möglichst bis an die asiatische Grenze auszudehnen und eine Schienenverbindung mit den asiatischen Besitzungen vorzubereiten. So schritt sie zunächst in den siebziger Jahren, um die Producte des erz- und kohlenreichen Urals den einheimischen Märkten zugänglicher zu machen, zu dem Bau der Uralbahn. Diese seit Jahresfrist vollständig dem Betriebe übergebene Bahn steht zwar mit dem europäischen Bahnnetz noch nicht in directer Verbindung; sie führt nur von Jekaterinburg bis nach Perm an der Kama, so daß die Hüttenprodukte bis zum Anschluß an das russische Bahnnetz der Flußschiffahrt übergeben werden müssen, auf die freilich des langen Winter wegen nur für sechs Monate im Jahre gerechnet werden kann.

Ebenso unentbehrlich erwies sich im Süden des Urals die Fortsetzung des russischen Bahnnetzes bis nach Orenburg. Seit seiner Gründung im vorigen Jahrhundert ist Orenburg der Ausgangspunkt für alle nach Mittelasien, namentlich nach Chiwa, Buchara, Taschkent, Kokan u. s. w. gerichteten Handelsunternehmungen, diplomatischen Sendungen und Kriegsoperationen gewesen; seiner durch die geographische Lage bedingten Wichtigkeit wegen ist es deshalb bereits seit drei Jahren über Ssamara, Pensa, Rjasan mit Moskau und St. Petersburg durch einen Schienenweg verbunden. Seitdem nun die in Centralasien neueroberten Länder zum asiatischen Rußland hinzugetreten sind, beschäftigt sich Rußland mit dem Gedanken, diese Ausläufer seines europäischen Bahnnetzes mit den neuerworbenen Gebieten in Verbindung zu bringen.

Bevor wir jedoch auf die, solche Verbindung bezweckende Projecte eingehen, vergegenwärtigen wir uns noch den derzeitigen Stand der Entwicklung des Bahnnetzes im kaukasischen Gebiete, jener anderen Berührungsstelle des europäischen Rußlands mit Asien. Hier hatten schon in den sechziger Jahren vorwiegend strategische Gründe die Nothwendigkeit einer Bahnverbindung des Kaukasus mit dem Reiche ergeben. Der Bau der Linie Rostow-Wladikawkas war die Folge hiervon, mit deren Eröffnung im Jahre 1875 eine directe Verbindung zwischen St. Petersburg über Moskau bis in das Terekgebiet hergestellt wurde.

Ebenso ist die Entstehung der bereits im Jahre 1872 fertiggestellten Bahnstrecke Poti-Tiflis auf die vom Fürsten Barjatinsky, damaligen Statthalter des Kaukasus, betonte Nothwendigkeit einer Schienenverbindung zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere zurückzuführen, von welcher jedoch aus politischen und pecuniären Rücksichten zunächst nur die Strecke Poti-Tiflis zur Ausführung kam. Nachrichten aus Tiflis zu Folge scheint man nunmehr auch mit den Hochbauten auf der Strecke Tiflis-Baku begonnen zu haben.

Das dringende Bedürfniß nach einer Bahnverbindung zwischen dem nördlichen Kaukasus und Transkaukasien hat zur Aufstellung verschiedener Projecte geführt; nach demjenigen, welches die größte Wahrscheinlichkeit auf Verwirklichung besitzt, wird die Trace von einer nördlich von Wladikawkas gelegenen Station der kaukasischen Bahn nach Alagir zum Engpaß Ardona und dann über Liachwa zum Anschluß an die Bahn Poti-Tiflis führen. Auch soll die russische Regierung bereits von Persien die Concession zum Bau einer Bahn Baku-Rescht erhalten haben.

Das Interesse Rußlands an der Fortsetzung des kaukasischen Bahnnetzes bis zur persischen Grenze wird noch mehr gesteigert werden, wenn Persien den beabsichtigten Bau einer Eisenbahn von Enseli-Rescht am Kaspischen Meere über Teheran bis nach Bender-Buschehr am persischen Golfe wirklich einmal in Angriff nimmt. Noch größere Bedeutung würden die Kaukasusbahnen erreichen, wenn es bei dem erwähnten persischen Bahnproject nicht sein Bewenden hat; im Wunsch, die persische Bahn von Teheran über Mesched, Herat und Kandahar, 2300 Kilometer weiter, bis nach Schikarpur am Indus zu verlängern, ist Persien eines Sinnes mit Rußland und England. Sie würde die nächste Verbindung zwischen Indien und den europäischen Meeren herstellen, außerdem die reichen kaukasischen und kaspischen Provinzen Persiens dem Weltmarkt öffnen. Aus politischen Gründen dürfte freilich vorläufig an die Ausführung dieses letzteren Projectes noch nicht zu denken sein; immerhin liegt jedoch eine Herstellung dieser Linie in ferner Zukunft nicht außer der Möglichkeit.

An die persischen Bahnprojecte anknüpfend, sei hier ferner der vom Hofrath von Hochstetter projectirten asiatischen Ringbahn gedacht, die von Moskau über Nischnii-Nowgorod, Kasan, Jekaterinburg, Ischim, Omsk, Semipalatinsk, durch das Sieben-Strom-Land im Süden des Balkasch-Sees, über Kopol und die Festung Wernoje, durch den Kastekpaß nach Tschemkent und Taschkent führen und über Chodschent, Samarkand, Balch, Mesched und Teheran bei Tiflis oder Baku wiederum das russische Bahnnetz erreichen soll. Die große Bedeutung dieser circa 10,000 Kilometer großen Ringbahn für die Entwickelung des centralasiatischen Handels, die Hebung der russischen Industrie und die Befestigung der russischen Macht in Asien legt Hochstetter in seiner Studie: „Asien, seine Zukunftsbahnen und seine Kohlenschätze" in eingehender Weise dar.

Es ist klar, daß diese großartige Ringbahn durch die event. Ausführung transasiatischer Bahnen nach China resp. centralasiatischer nach Indien noch beträchtlich an Werth gewinnen würde.

Von transasiatischen Bahnprojecten verdient zunächst dasjenige des russischen Obersten Bogdanowitsch Erwähnung. Seine Linie führt von Jekaterinburg über Omsk, Tomsk, Krasnojarsk nach Irkutsk, überschreitet die Selenga im Süden des Baikal-Sees, alsdann bei Tschita das Jablonowoi-Gebirge und erreicht in südöstlicher Richtung Peking.

Unser berühmter Landsmann Ferd. von Richthofen zeigt uns dagegen einen andern Weg für eine Bahn von Rußland nach China, welcher nicht nur verschiedene volksreiche und productive Gebiete Centralasiens berührt, sondern auch die Hauptproductionsorte Chinas durchschneidet. Seine Bahn würde sich mit ihrem westlichen Ende an die Uralbahn anschließen, über Omsk und östlich vom Balkasch-See durch das Sieben-Strom-Land und das Kuldscha-Gebiet führen, über den Tian-Schan in die Becken des Lob-Nor und Kuku-Nor hinabsteigen, die Oase Hami mit Chamil berühren, Kansu, die größte Provinz im Westen des chinesischen Reiches passiren; alsdann müßte sie sich von Singan in der Provinz Schensi südlich vom Hoangho über Honan fortziehen und sich gabeln, um theils nordöstlich Tientsin, den Hafen von Peking, theils südlich über Wutschang durch das Thal des Jangtsekiang Shanghai zu erreichen. Das hohe Interesse, welches die russische Regierung dem Projecte einer sibirisch-chinesischen Bahn entgegenbringt, documentirt sich darin, daß sie bereits vor wenigen Monaten den Bau der Linie Jekaterinburg-Tjumen angeordnet hat.

Es ist nun ferner eine ganze Reihe von Projecten zu berühren, welche die Herstellung centralasiatischer Bahnen bezwecken. Ein Project faßt zunächst eine Verbindung des Ost-

ufers des Kaspischen Meeres mit Indien ins Auge; diese Linie soll von Krasnowodsk im transkaspischen Gebiet beginnend über Kysyl-Arwat, dem Kopet-Dagh und den turkmenischen Forts entlang bis zum Thal des Heri-Rud führen und sich dann in der Richtung der Atrek-Linie bis zur Indus-Mündung fortsetzen. Für Rußland würde die Herstellung dieser Linie immerhin großes Interesse haben, da sie an der natürlichen Grenze seiner turanischen Besitzungen hinführt; für den internationalen Verkehr kann sie jedoch schon deshalb keine Bedeutung gewinnen, weil am Kaspischen Meere eine Umladung der für Europa bestimmten Güter stattfinden müßte.

Krasnowodsk wird ferner in einem andern Project zum Ausgangspunkt einer Bahnverbindung zwischen Rußland und den Flußgebieten des Amu- und Syr-Darja gemacht, welche dem Usboj, dem alten Bette des Amu-Darja (Oxus) folgen, Chiwa, Buchara und Samarkand berühren soll. — Dieser Linie ist kaum eine günstige Aussicht für die Zukunft zuzusprechen, da sie vorwiegend durch wasser- und menschenarmes Steppengebiet führt; die geplante Erweiterung der Oase Chiwa und die Hoffnung, damit einen neuen lohnenden Markt für europäische Producte zu schaffen, wird davon abhängen, ob es gelingen wird, den Usboj durch Hineinleiten des Amu-Darja wieder genügend mit Wasser zu füllen.

Von höherer Bedeutung sowohl für Rußland als auch für Mitteleuropa sind dagegen diejenigen Projecte, welche an die östlichen Ausläufer des russischen Bahnnetzes anknüpfen und eine directe Verbindung zwischen den europäischen und indischen Bahnen herzustellen suchen.

Zunächst ist ein Project von Baranowski zu verzeichnen, das, von Sarntow an der Wolga ausgehend, das Ust-Urt-Plateau durchschneidet, Chiwa berührt und dem Laufe des Amu-Darja entlang bis Balch am Nordabhange des Hindukusch führt. Um diese Linie zu einer internationalen zu machen, soll der Hindukusch mit einem Tunnel durchbrochen und durch das Thal des Kabul die indische Grenzstation Peschawur erreicht werden. Diese Linie stellt allerdings die kürzeste Verbindung zwischen London und Kalkutta her, berührt jedoch nicht den Mittelpunkt des russischen Handels in Asien, Taschkent, und geht über den holz- und wasserlosen Ust-Urt.

Wenden wir uns weiter nach Nordosten, so kommen wir in ein Gebiet, das vorzugsweise von Projectenmachern aufgesucht worden ist. Eine große Menge von imaginären Linien ist bereits durch die Kirgisensteppe nach Turkestan u. s. w. geplant worden. Hier mögen nur die Projecte des Baron de Lesseps, des berühmten Erbauers des Suez-Kanals und Agitators für die Erbauung des Panama-Kanals, erwähnt werden, welcher die Mittel zu Vorstudien hergab, denen sich sein Sohn Victor de Lesseps in Begleitung des englischen Ingenieurs Stuart von Indien aus unterzog, während der französische Ingenieur Cotard von Rußland aus mit der Recognoscirung des in Frage kommenden Gebietes begann. Lesseps will nun von Jekaterinburg entweder über Troisk oder über Tjumen direct nach Süden gehen; Cotard schlägt dagegen die Linie Orenburg-Orsk vor. Bei Turgai (Orenburgskoje), nordöstlich vom Aral-See, vereinigen sich alle drei Linien und gehen alsdann am Rande der „Hungersteppe" über den Ort Turkestan nach Taschkent. Eine Verlängerung der Linie über Chodschent, Samarkand, Karschi, Balch und Kabul bis nach Peschawur ist ebenfalls in Aussicht genommen. Nicht zu den geringsten Schwierigkeiten in der Ausführung des Projects gehört das Passiren des Himalaya und Tian-Schan, welche Lesseps in nicht weniger als acht Tunnels durch Bergrücken von mehr als 3—4000 Meter Höhe durchkreuzen will.

Keines der angeführten Projecte hat jedoch den kürzesten Weg von Orenburg nach Taschkent gewählt, weil man die mit dem Namen „Kara-Kum" bezeichnete Sandwüste als ein unüberwindliches Hinderniß vermeiden zu müssen glaubte. Als solches hat sie sich nach den Berichten der in jene Gegenden abgesandten russischen wissenschaftlichen Expeditionen in den Jahren 1877—79 jedoch keineswegs erwiesen.

Der westliche Theil derselben, durch welchen der Karawanenweg von Orenburg nach Mailibasch am Syr-Darja führt, verdient zwar die Bezeichnung als vegetations- und wasserlose Flugsandwüste, die allerdings dem Bau einer Eisenbahn die größten Schwierigkeiten entgegensetzen würde; der nordöstliche Theil der Kara-Kum dagegen ist wesentlich anderer Beschaffenheit. Der Flugsand ist hier durch kräftige Vegetation fixirt, die Winde können ihn nicht mehr bewegen, der schmelzende Schnee kann ihn nicht mehr in die flachen Thäler schwemmen. Dieser Theil der Kara-Kum hat auch keinen Wassermangel und ist an vielen Stellen culturfähig.

Auf Grund dieser Ergebnisse ist für die erste Strecke der centralasiatischen Eisenbahn Orenburg-Taschkent folgende Trace festgestellt: von Orenburg zieht sie sich über das Mugadshar-Gebirge an der Wasserscheide der Flüsse Ural, Ilek, Or, und Irgis hin, durchschneidet die Kara-Kum, Kara-Kuduk berührend, geht über Kara-Tugai, am Syr-Darja entlang, über Perowsk und Turkestan nach Taschkent; die Entfernung von Orenburg bis Taschkent beträgt ca. 1700 Kilometer. Abgesehen von dem Vortheil der kürzesten Trace besitzt diese Linie Orenburg-Taschkent namentlich strategische Vorzüge: sie berührt den Syr-Darja nahe seiner Mündung in den Aral-See, sie beherrscht alle Wege, welche in das Syr-Thal führen, sie gestattet mit möglichst großer Schnelligkeit eine Armee in das Herz von Asien zu werfen.

Was nun die Fortsetzung der Bahn nach Indien anbetrifft, so ist dieselbe vorläufig in der Weise geplant, daß sie über Tschinas am Syr und Dschisak zunächst bis Samarkand, von dort in südlicher Richtung über den Amu nach Balch und bis Bamian an den südlichen Ausläufern des Hindukusch geführt wird; durch den Schibr-Paß gelangt sie nach Kabul und erreicht im Kabul-Thale entlang gehend bei Peschawur das indische Eisenbahnnetz.

Wenn immerhin die Fortsetzung der Bahn Orenburg-Taschkent nach Peschawur und damit die Herstellung einer directen Verbindung zwischen Europa und Indien im allgemeinen europäischen Interesse liegt, so würde doch selbstredend Rußland den größten Nutzen aus derselben ziehen. Denn die centralasiatische Eisenbahn erschließt die weiten und theilweise reichen Gebiete Centralasiens dem russischen Handel und schafft hier, sowie in Indien und auf indirectem Wege auch in China und den anderen ostasiatischen Ländern einen Rußland fehlenden Markt für den Absatz seiner Landesproducte und Industrieerzeugnisse.

Während Rußland jetzt seinen Bedarf an Baumwolle, Thee, Colonialwaaren u. s. w. zum allergrößten Theil durch Import über seine europäischen Grenzen decken muß und somit auf den europäischen Zwischenhandel angewiesen ist, wobei diese Producte bereits beinahe die Reise um die Welt gemacht haben, wird es diese alsdann mit der centralasiatischen Eisenbahn direct beziehen und anstatt mit russischem Gelde mit russischen Producten und Industrieerzeugnissen bezahlen können. Der Abfluß des russischen Geldes wird zum großen Theile aufhören, was dem inländischen Handel und der inländischen Industrie nur in hohem Maße zum Vortheil gereichen muß.

Wir dürfen ferner nicht außer Acht lassen, daß die centralasiatische Eisenbahn einem großen Theile des Handelsverkehrs zwischen Europa und Asien einen neuen, bequemern und billigern Weg durch Rußland hindurch weisen wird. Die Erzeugnisse von Persien, Mittelasien, den nördlichen Provinzen des indischen Reiches, von Tibet und Westchina nehmen alsdann unzweifelhaft ihren Weg über Moskau nach Europa, da die Transportkosten kaum die Summe betragen möchten, welche jetzt die Unkosten des Hinschaffens der Waaren nach dem nächsten Hafenorte ausmachen. Auf demselben Wege wird Europa gegen die Producte und Erzeugnisse des Ostens die seinigen austauschen. Der Durchgangshandel ist aber die Quelle nationalen Reichthums und Gedeihens, wofür Großbritanniens Entwicklung das beste Zeugniß abgibt. Daher läßt sich wohl mit größter Gewißheit annehmen, daß sich der Transithandel Rußlands, welcher im Jahre 1878 nur einen Werth von 3,9 Millionen Rubel repräsentirte, ganz besonders heben und namentlich Moskau sich sehr bald zur Metropole im zukünftigen Continenthandel aufschwingen wird.

Freilich kann vor der Klärung der Machtverhältnisse in Mittelasien kaum an eine Herstellung der Schienenverbindung zwischen Rußland und Britisch-Indien gedacht werden, und wird sich Rußland daher begnügen müssen, vorläufig den ersten Theil der centralasiatischen Bahn, soweit sie innerhalb seiner Machtsphäre liegt — bis Taschkent — fertig zu stellen, welcher ihm auch schon wesentliche Vortheile in politischer und commercieller Beziehung gewähren möchte.

Literatur und Kunst.

Louison.

Novelle von Heinrich Laube.*)

In dieser Erzählung heißt es einmal: „Der Charakter des Schauspielers bildet sich nach seinem Berufe."

Diderot verlangte bekanntlich, daß man versuchen solle, statt der Charaktere die Verschiedenheit des Berufs zur Hauptsache in der Komödie zu machen. Auch dieser Gedanke des bedeutenden Mannes ist, wie so vieles Andere, was die Bühne betrifft, innerhalb gewisser Grenzen zur Ausführung gelangt. In modernen, Stoffe der Gegenwart behandelnden Stücken tritt wohl kaum noch eine Person von Wichtigkeit auf, deren Beschäftigung uns nicht schon der Zettel mittheilte.

In dieser Zeit der allgemeinen Arbeit, wo selbst die Frauen immer zahlreicher sich einem bestimmten Berufe widmen, übt die gewöhnlich schon bei der Erziehung ins Auge gefaßte Erwerbsthätigkeit einen solchen Einfluß auf das Denken und Empfinden der meisten Menschen, daß auch ihr Handeln mit dadurch bestimmt wird und ihr Charakter davon ein besonderes Gepräge empfängt.

Kann der Beruf nun auch nicht in dem, Handlungen zur Darstellung dringenden Drama an Stelle des Charakters treten, weil er zu dessen Bildung nur beiträgt, so geschieht dies doch in solchem Grade, daß er in den meisten Fällen bei der Motivirung der Handlung nicht mehr außer Acht gelassen werden darf. Wie dieser Mensch gerade so handeln konnte, erklärte sich uns heute oft zum großen Theil aus seinem fortwährenden Thun in seinem Berufe. Der Vor- und Familienname genügt uns heute nicht mehr. Ganz genau wollen wir über die Beschäftigung der Personen unterrichtet sein. Die bloße Bezeichnung „Offizier," „Beamter" ist uns in den meisten Fällen schon zu ungenau; was für eine Charge, was für einen Posten sie bekleiden, welchen Handel, welche Kunst sie treiben, verlangen wir zu wissen.

Besondere Arten des Dramas, wie z. B. die Künstler-, die Malerdramen aus der Berufsthätigkeit abzuleiten, war allerdings eine arge Verirrung. Nur ein einziges Drama besitzen wir, dem man diesen Namen mit Recht beilegen könnte, insofern nämlich das Schicksal des Helden ganz aus seiner Kunst, aus seinem Dichten hervorgeht. Das ist der Tasso!

Am wenigsten eignet sich der Maler und Dichter als solcher zum Helden des Dramas. Weit weniger noch als der Schauspieler, weil es bei diesem immer noch leichter als bei jenem gelingen kann, uns sichtbar zu machen, wie auf sein Handeln seine Beschäftigung den entscheidenden Einfluß übt, wie sein Charakter eben, wie Laube von der „Louison" sagt, ganz nach seinem Berufe gebildet wurde.

Aber das Alles läßt sich viel besser schildern und erzählen, als darstellen, und deshalb ist der Roman und besonders die Novelle auch diejenige Form, in der es am besten gelingt, das Schicksal des Menschen mit dem des Künstlers so unlösbar zu verbinden, daß wir uns Eins von dem Anderen getrennt nicht vorzustellen im Stande sind. In diesem Sinne hat Laube in seiner „Louison" eine echte Künstlernovelle, eine echte Schauspielernovelle geschaffen.

Kein Anekdotenbuch ist diese Louison, wie es derartige Erzählungen gewöhnlich zu sein pflegen. Wir erhalten einen tiefen Einblick in die Natur des Schauspielers und in das Wesen seiner Kunst. Man zeigt uns, aus welchem Holz der Schauspieler geschnitzt sein muß, was er aber auch in seinem Gemüth durchleben muß, wenn sich seine Nachbildungen je vertiefen, wenn sie nicht ewig an der Oberfläche haften sollen.

Das Talent ist wie in jeder Kunst, so auch in dieser die unentbehrliche Grundlage, aber nur der, dem das Leben die Seele gewaltig durchschüttert hat, vermag der Freude und dem Schmerz den Ausdruck zu verleihen, der das in uns erregt, was die höchste Absicht der dramatischen Dichtung ist: Furcht und Mitleid.

Die Louison ist trotz ausgeprägtester Individualität eine typische Gestalt. Darum ist die Novelle so belehrend. Jede Schauspielerin findet sich in ein paar Zügen in der Louison wieder: sie ist ein Spiegel für Alle. Einen Leitfaden gibt der Verfasser aber allen denen, welche, ohne die Bühne selbst zu betreten, doch zu derselben gehören. Directoren, Regisseure, Bühnendichter, Recensenten, die Professoren der Conservatorien und alle die, welche die Kunst und die Künstler protegiren, mögen sich desselben bedienen zur Ergründung des chamäleonartig schillernden Wesens, Schauspieler genannt.

Wie uns durch die Schilderung von Louisons Persönlichkeit und ihrer Art sich zu geben, das Talent des jungen Mädchens und zwar zunächst für ein ganz bestimmtes Fach gleich lebendig zur Anschauung gebracht wird, das muß als geradezu meisterhaft bezeichnet werden. Und ebenso ist es dem Verfasser gelungen, die Entwicklung des Talentes in einer der Natur Louisons angemessenen Weise von einer niederen, rein naturalistischen Manier, zu einem höheren, idealeren Stil überzeugend klar darzulegen. Niemand kann das übrigens überraschen, der mit Laubes dramaturgischer Thätigkeit nur einigermaßen bekannt ist. Müssen ihm doch selbst die entschiedensten Gegner seine unvergleichliche Spürkraft für das schauspielerische Talent und seine nicht mindere Begabung, demselben die ihm eignenden Wege und Ziele zu weisen, zugestehen.

Sehr hat es mich aber überrascht, daß man nicht nur in der Louison, sondern auch in Rambert, dem Pariser Professor, der des Mädchens ersten Unterricht übernimmt, Porträts, und zwar in letzterem Laubes eigenes erkennen will. Daß er wie zu jener, von ihm genau gekannten Schauspielerinnen, so auch für den Professor der Geschichte von sich selbst einzelne Züge entlehnt hat, unterliegt wohl keinem Zweifel. Aber dies ist doch nicht weiter geschehen, als es gut war, den typischen Figuren jenes Leben einzuhauchen, das sie wie Personen erscheinen läßt, denen man schon wirklich einmal begegnet ist.

Einzelne Reden des Professor Rambert könnte Laube allerdings gerade so gesagt haben. Die kurzangebundne Weise ist ganz die seine. Wie hätte sich Laube aber wohl selbst in dieser Person gezeichnet, wenn es nicht zugleich in seiner Absicht gelegen hätte, sich auch selbst ad absurdum zu führen? Geht es aus der Novelle nicht ganz deutlich hervor, daß Laubes Standpunkt (einige Dinge abgerechnet, über die unter Vernünftigen kein Zwiespalt sein kann) ein ganz anderer als der des Professors ist? Rambert ist Anhänger des alleinseligmachenden akademischen Stils. Wie paßt das auf Laube? Jener ist auf dem Wege, das Talent seiner Schülerin in bestem Glauben zu Grunde zu richten. Und der gute Genius Louisons, oder vielmehr ihr richtiger Instinkt, heißt sie denn auch, trotz aller Verehrung für ihren Lehrer, ihm und ihren Eltern durchbrennen. Von einem alten praktischen Director in St. Quentin profitirt Louison auf einigen Proben mehr als von dem ganzen Unterricht des gelehrten Professors. Auf ihr hübsches Aeußere und ihre natürliche Art sich zu geben, engagirte sie dieser Theaterpraktikus auf der Stelle. Welchem Director wässerte aber auch nicht bei solcher Schilderung der Mund?

„Rabenschwarze Haare, schwarze Augenbrauen schattirten ein Antlitz und einen Hals von blendender Weiße. Die Röthe

*) Ein Bd. 8. 16 Bgn. Braunschweig 1881, George Westermann.

auf den Wangen und dem kleinen schwellenden Mund forderten gleichsam zum Kusse heraus, und wenn sie die Lippen öffnete beim Sprechen oder Lachen, und die kleinen blendenden Zähne zeigte, da gefiel sie Jedermann über die Maßen. Und über all' diese Aeußerlichkeiten strahlte eine unschätzbare Eigenschaft: sie war sympathisch, man hatte sie sogleich lieb."

Ihre Bekanntschaft hatte der Professor in Brüssel im Hause ihrer Eltern, einfachen Gärtnersleuten, gemacht. Er hielt sich dort historischer Studien halber auf. Nach Paris zurückgekehrt, stellt er Recherchen nach der verschwundenen Schülerin an. Einem Freund von ihm gelingt es, sie in St. Quentin aufzutreiben, und sammt der Mutter muß sie nun nach Paris in das Haus des Professors und aufs Neue den Unterricht wieder bei diesem beginnen. Dem letzteren fügte sie sich nicht gern, denn sie wußte, wie viel mehr sie bei ihrem Director gelernt hatte, der ihr gleich bei der ersten Rolle gesagt hatte, Alles zu vergessen, was ihr der Professor „eingetrichtert", sich ganz ihrem Naturell zu überlassen und vorerst ganz zu sprechen, wie ihr der Schnabel gewachsen. Dies Recept unsrer guten alten deutschen Schule hatte auch in St. Quentin glänzende Früchte schnell gereift. Nach einigen Wochen war Louison der erklärte Liebling des Publicums. Aber desto lieber ließ sie sich den Luxus und Comfort in Ramberts Hause, Champs Elisées, gefallen. Sie nahm von allem Anfang Alles was ihr geboten so hin, als wenn es sein müßte. Eigentliches Gefühl des Danks empfand sie, wie sie selbst sehr aufrichtig äußerte, gegen Niemand. Daß ihr erstes Debut bis zu Beginn der nächsten Saison hinausgeschoben wurde, war ihr nicht recht, sie hätte am liebsten auch in Paris gleich drauflos gespielt.

Nicht nur verschiedene Directoren hatten ihre Bühne der glänzenden Erscheinung gleich zur Verfügung gestellt, sondern auch einer der beliebtesten Autoren hatte sich sofort erboten, ihr für das Gymnase ein Stück zu schreiben, das ihre eigne Geschichte zum Inhalt haben sollte.

In den Unterrichtsstunden geht es nicht mehr ohne Widerspruch ab. Louison nimmt Alles an, was die reine Aussprache betrifft, aber schon in Bezug auf die Betonung läßt sie sich nicht viel drein reden, und den herkömmlichen Tonfall läßt sie sich nicht octroyiren. Von Versen will sie überhaupt noch nichts wissen.

So bekümmert es Rambert z. B. auch nicht wenig, daß sie für das Théatre français keinen Enthusiasmus empfindet. Die hohe Tragödie läßt sie ganz kalt, aber selbst das Conversationsstück macht hier nicht den erwarteten Eindruck auf sie. Die richtigen Bemerkungen über die Darsteller setzten den Professor hingegen mitunter in angenehmes Erstaunen.

Ein viel größeres Vergnügen bereiteten Louison die Vorstellungen im Gymnase, in den Variétés und selbst in den entfernteren Boulevardtheatern. Mit Schrecken erfüllte ihren Gönner aber das Entzücken, welches ihr die Clowns im Circus bereiteten.

Es ist dies ein außerordentlich feiner Zug in der Charakteristik Louisons. Dieses Wohlgefallen an der naturwüchsigen, drastischen Komik der Clowns wirft auf das eigne Talent des jungen Mädchens, für das dem Professor so ganz das Verständniß fehlte, ein sehr helles Licht. Wie ihr die volle Ursprünglichkeit an Anderen das größte Vergnügen bereitet, so beruht ihr eignes Talent jetzt auch noch allein auf der ungehemmten Entfaltung ihrer unverkünstelten Natur. Es ist kein Zufall, daß wir jetzt auf unsrer Bühne am meisten Ursprünglichkeit und technisches Können bei den Komikern und Soubretten finden. Unsere Aufmerksamkeit und Achtung für dieses Genre beweist unsere Fortschritte in der Erkenntniß des schauspielerischen Elementes. Ich freute mich ungemein, als ich von Laube vor einigen Jahren in der „Wiener freien Presse" eine ähnliche Ansicht ausgesprochen fand. Aus den Clowns und Volkssängern sind übrigens in Frankreich sowohl als in Deutschland einige ausgezeichnete Komiker hervorgegangen.

Bei Louison kam jetzt Alles darauf an, sich mit der Rolle vollständig zu identificiren. Dazu bedurfte es ihrer Individualität entsprechender Rollen. Für das energische Empfinden einer tragischen Rolle hatte sie noch nicht genug mit ihrer eigenen Seele durchlebt.

Malevy, der für das Stück gewonnene Schriftsteller, hatte sogleich begriffen, daß die für Louison zu creirende Rolle ihr, wie der Bühnenausdruck lautet, auf den Leib geschnitten sein mußte. Er lud sich zu diesem Zweck: zum Charakterstudium Louisons, auf mehrere Wochen auf das Gut Ramberts ein, wohin dieser von Paris mit seinem ganzen Hausstand übergesiedelt war.

Wie es der Schilderung Laubes gelungen ist, uns von Louisons Treiben auf dem Lande, in Paris und in dem Bade Biarritz ein so lebendiges Bild zu entwerfen, daß wir ihren Ton zu hören, jede ihrer Bewegungen zu sehen vermeinen, so konnte es einem so gewandten Bühnenschriftsteller wie diesem Malevy auch nicht mißglücken, ein aus dem Spiegel gestohlenes Porträt von ihr zu Stande zu bringen. Die Louison seines Stückes wurde die wirkliche Louison wie sie leibt und lebt. Ein fröhliches, munteres Geschöpf, anmuthend wie ein lachender Maientag, anstellig zu Allem, schnell in der Auffassung, geschickt in der Ausführung, aber abspringend, das Neue mit Lebhaftigkeit ergreifend, um es dann schnell für etwas Anderes wieder fallen zu lassen. — Sie ist ohne Tücke und ohne Falsch. — Aber wie kennt Laube seine Leute! Diese Louison ist für das Theater geboren. Sie, die nie lügt, die keines Verrathes fähig ist — als es ihren Erfolg auf der Bühne gilt, kostete es ihr nur ein kurzes Besinnen, ihren Wohlthäter dem öffentlichen Gelächter preiszugeben.

Malevy braucht für sein Stück einen schmachtenden Liebhaber. Nach der Situation scheint ihm der Professor als Lehrer am passendsten dafür.

Von Malevy überzeugt, daß er für den Erfolg ihres Stückes des Professors als schmachtenden Liebhabers bedarf, gibt Louison ihre Einwilligung zu dieser indiscreten Licenz. Das Stück wird hinter dem Rücken Ramberts in dieser Weise poetisirt, Louison erhält heimlich ihre Rolle, und der Dichter reist ab mit dem Gelöbniß unverbrüchlichen Schweigens. In Bezug auf Erreichung des Zweckes herrscht zwischen Schauspielern, Politikern und Jesuiten kein großer Unterschied. Keiner von ihnen, der sich in der Wahl der Mittel genirte. Und freilich, wer am Theater nicht zwischen Ambos und Hammer kommen will, der darf persönliche Rücksicht nicht kennen.

Der Erfolg Louisons in Malevys Komödie „Louison" war ein durchschlagender. Der Director engagirt sie sofort mit hoher Gage. Das Stück wird jeden Abend vor ausverkauftem Hause gespielt. Louison ist ein neuaufgehender Stern am Pariser Theaterhimmel.

Die Methode des Professors erhält eine glänzende Widerlegung. Nicht der Akademismus, das glücklich in Scene gesetzte Naturell Louisons verschafft ihr den ersten Sieg auf den Brettern. Die Tendenz der Novelle, es lassen sich nicht alle Talente in derselben Weise dressiren, tritt deutlich hervor.

Das Schauspielerthum, wie es in echt deutschem Sinne von Laube gefaßt wird, ist, abgesehen von der Technik, auf die inneren Erlebnisse gestellt. Eine Louison konnte nur das ergreifend wahr darstellen, was sie innerlich schon selbst einmal durchempfunden hatte. Von keiner Kunst gelten mehr als von der Schauspielkunst die Worte: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen 2c."

Der weitere Verlauf der Novelle lehrt Louison nun auch wie sie das Publicum weinen mache.

Wo ein volles, rundes Organ, eine energische Aussprache, einiges Feuer und etwas rhetorisches Talent vorhanden ist, da findet das große Publicum an der Darstellung tragischer Rollen meist vollständiges Genügen. Treten ihm aber diese Gaben nicht von der Bühne entgegen, so verlangt es in diesen Rollen die größte Verinnerlichung des Worts, die vollkommenste Durchgeistigung der Bewegung. Nichts darf conventionell bleiben, Alles muß hörbare und sichtbare Seele werden. Wer für tragische, gefühlvolle Rollen nicht mit der Phantasie des Genies begabt ist, wer nicht alle äußeren Mittel dafür mitbringt, der muß von den Gefühlen, die er darzustellen hat, wenn er sie zu großer Wirkung bringen will, schon starke Anklänge daran in seiner eigenen Seele gehabt haben.

Louison, die bisher nur gelacht hatte, sie sollte nun auch das Weinen lernen.

Das von ihr so heiß ersehnte, so wunderbar schnell verwirklichte Glück ward für sie die Quelle erst zahlreicher Verlegenheiten, dann tiefen Schmerzes und banger Angst, endlich dem Wahnsinn nahebringender Verzweiflung.

Der sie aus ihren Drangsalen errettet, ist derselbe, der sie zur Erkenntniß des Idealen auch in ihrer Kunst führt, der sie lehrt, Verse sprechen, der ihr die „neue Louison“ schreibt, welche ihr dasselbe Renommée im ernsten wie im munteren Fache verschafft, und der sie für das Alles zum Schlusse dann als Gattin in seine Arme schließt.

Das was den Künstler zum Künstler macht, ihn vom bloßen Handwerker unterscheidet, das läßt sich auch in den Schauspieler nicht von außen hineintragen, das muß in ihm vorhanden sein und läßt sich durch richtigen Unterricht nur heraus-, hervorholen. Auch die Technik muß gleichsam von Innen herausgebildet werden. Wie wir ein Goethe'sches Wort schon brauchten, so wollen wir jetzt mit einem Schiller'schen schließen: „Es ist der Geist, den sich der Körper baut.“ Die Worte der beiden großen Dichter sind es, die die dramaturgische Weisheit Laubes in dieser Novelle lehrt.

E. Bürde.

Frau von Rémusat.

II.

Trotz des Triumphes, den Frau von Rémusat über die Großthaten ihrer Nation empfindet und trotz des Frohgefühls, das sie aus ihrer Liebe schöpft, ist sie doch nicht immer fröhlich, sie wird ernster und strenger in ihrer Lebensauffassung und möchte diese Veränderung naiv genug auf ihr zunehmendes Alter schieben, trotzdem sie bei Beginn des Briefwechsels kaum 24 und bei Beendigung desselben noch nicht 34 Jahre alt ist. Ihr Optimismus verschwindet, obgleich sie sich dagegen sträubt, „den goldenen Schleier, durch welchen man in der Jugend das Menschengeschlecht betrachtet, abzuwerfen“, und ein gesunder Pessimismus beginnt sich zu bilden, der sie nöthigt, den Dingen auf den Grund zu gehen und den Glauben an das Wohlwollen und die durchweg gütige Theilnahme der Nebenmenschen aufzugeben. Sie faßt einmal (I, 356 fg.) ihre neugewonnene Anschauung vom Leben in das hübsche Bild zusammen: „Das Leben erscheint mir wie ein Weg, auf dem man, ungefragt hineingeschoben, vorwärts gehen muß, gleichviel ob Willen und Kräfte ausreichen. Zuerst beginnt man sich auf einem Pfade fortzubewegen, der bequem aussieht, weil man nur wenig davon erkennt und das Mitleid sowie die Hülfsbereitschaft der Begegnenden bemerkt. Allmählich sieht man, daß der Weg ziemlich steil wird, aber man erfreut sich an den Blumen, welche die Abgründe verbergen, geht schneller, fester, obgleich der Pfad unsicher und die Aussicht verschleiert wird, erfreut sich an Allem, was man auf dem Wege trifft, und betrachtet das mitleidig überlegene Lächeln der Vorübergehenden, die nicht mehr daran denken, dem Irrenden Unterstützung zu gewähren, als ein Zeichen des Wohlwollens. Immer höher steigt man, endlich gelangt man auf den Gipfel, da zerfließt der Schleier und der Horizont breitet sich aus: die Blumen sind nun verschwunden und die Blicke verlieren sich in dem Abgrund, in den uns ein öder Weg geleitet und zu dem wir uns doch mächtig hingezogen fühlen. Glücklich, hundertmal glücklich diejenigen, die wie ich einen liebenswerthen und sichern Führer gefunden, der sie vor so vielen gefährlichen Abgründen behütet.“

Diese Liebe zu ihrem Gatten ist der feste Punkt in ihren moralischen Anschauungen überhaupt: sie verlangt von den Frauen Bescheidenheit, Zurückhaltung, eheliche Treue, rühmt sich zwar nicht ihrer Tugend, sondern gesteht, daß es sie, in Folge der liebevollen Gesinnung und Behandlungsweise ihres Gatten, wenig gekostet habe dieselbe zu erlangen, aber sie erkennt doch, daß andere Frauen weit hinter ihr zurückstehen. Namentlich in Aachen, wo sie ihrer schwachen Gesundheit wegen zweimal war, und woher sie über deutsche Verhältnisse weniger berichtet als wir wünschen möchten — nur gelegentlich spöttelt sie über die barbarische Sprache und das wilde Land —, hatte sie Veranlassung, ihre gesicherte Lage mit der unsichern einer Freundin zu vergleichen und ihre moralische Stärke auf Kosten von deren moralischer Haltlosigkeit zu erheben. Jene Frau nämlich war in ihrer Ehe unglücklich und suchte sich für die Widerwärtigkeiten, die sie von ihrem Manne zu erdulden hatte, durch ein Liebesverhältniß zu trösten, das ihr zwar Genuß verschaffte aber auch Qualen bereitete, theils durch die Furcht vor Entdeckung, theils durch die Ungewißheit über das Schicksal ihres im Heere dienenden Geliebten. So sehr nun Frau von Rémusat derartige Verhältnisse mißbilligt und der untreuen Gattin ins Gewissen zu reden versucht, so läßt sie sich doch einmal durch die Qualen der Unglücklichen, die sie täglich mitansehen muß, zum Mitleid bewogen zu der sehr bedenklichen Aeußerung hinreißen, daß die Frauen ein ähnliches Recht beanspruchen müßten, wie die Männer es sich häufig usurpiren, das Recht nämlich, ihren Herzen außerhalb der pflichtmäßigen Verbindung, in welche sie gezwungen seien, Nahrung zu verschaffen.

Die Liebe zum Gatten, die ihre moralische Gesinnung bestimmt, neigt die Briefschreiberin auch der Frömmigkeit zu, sie betet, wie sie einmal anmuthig schreibt, um durch das Beten erneute Veranlassung zu haben, an den Entfernten zu denken. Aber auch in diese Frömmigkeit mischt sich eine gewisse Nuance von Frivolität. Zwar las sie mit großer Erbauung Pascal und Massillon nebst manchen anderen frommen französischen Schriftstellern, und war eifervoll genug, um für ihre Ansichten Proselyten zu werben; sie beobachtete ziemlich streng die kirchlichen Gebräuche, zuerst aus Gewohnheit, sodann, als die körperlichen Uebel sich steigerten, aus innerm Drange. Trotzdem ist ihr katholisches Glaubensbekenntniß nicht sonderlich fest, denn da sie (1810) Heß' Leben Zwinglis liest, empfängt sie durch diese Lectüre „eine gewisse Neigung zum Protestantismus“ und unmittelbar nachdem sie sich an einer christlich frommen Predigt Bourdaloues erbaut, liest sie einen Dialog des heidnischen Spötters Lucian, „eines Schriftstellers, der mir ganz unbekannt war, der mich aber durch seinen Geist unterhält“.

Man sieht, die fromme Lectüre füllte die Tage der reichbegabten und geistig beweglichen Frau nicht aus. Vielmehr gab sie sich einer mannichfaltigen Beschäftigung hin, die Vielseitigkeit ihrer Thätigkeit und ihrer Lectüre setzt oft in Staunen. „Ich bin,“ so heißt es in dem Briefe vom 26. Juli 1807, „mit dem 4. Gesang Virgils zu Ende,“ — denn sie lernte lateinisch, um dem geliebten Sohne in seinen Studien beizustehen — „schreibe den vorletzten Brief meines Romans, bin mit meinem gestickten Sessel bald fertig, mache Fortschritte im Zitherspielen und werde im Whist ein kleiner Herzog von Laval. Nur in der Zärtlichkeit für Dich vermag ich kaum mehr eine höhere Stufe zu erklimmen.“

Theilweise ist es wieder die Liebe zu ihrem Gatten, die ihr geistiges Interesse und ihre Theilnahme an den literarischen Bestrebungen bestimmt. Denn so gern sie sich auch mit Geschichte beschäftigte, in römische Geschichte und die darüber handelnden Betrachtungen St. Evremonds und Montesquieus sich vertiefte, die Geschichte Alexanders des Großen studirte und ihrem Söhnchen Begeisterung für ihren Lieblingshelden einflößen wollte, während dieses durch die menschlich widerwärtigen Züge des Eroberers abgestoßen wurde, Révolutionsgeschichte Englands und die französischen Memoiren früherer Epochen las, unter denen die Glanzzeit Ludwigs XIV. ihr, der angeblichen Despotenfeindin, als würdigste und staunenswertheste erschien, — am liebsten berichtete sie doch von neuen dramatischen Ereignissen, von Theaterautoren, und von dem lebhaft erregten Schauspielervölkchen, das, der Herrschaft ihres Mannes unterstellt, während der Abwesenheit desselben mit seinen Verlegenheiten und Eifersüchteleien sich häufig an Frau von Rémusat wandte und in ihr eine freundliche Beratherin fand. Gar viele freilich, von denen berichtet wird, sind vergessene Größen, wenn sie überhaupt jemals Größen

waren, aber auch Talma gehörte zu den Leuten des Herrn von Rémusat und manche kleine Notiz über ihn mag für große Berichte über unbedeutende Nebenbuhler entschädigen. Unter den dramatischen Autoren nimmt Lemereier (21. April 1772 bis 8. Juni 1840) die erste Stellung ein; am meisten ist von seinen beiden Dramen: die Tempelherrn und Plautus die Rede; und es ist nicht uninteressant, außer dem Urtheile einer geistreichen Frau, das man immer gern hört, die Entstehungsgeschichte solcher Dramen zu verfolgen, die Wünsche und Hoffnungen ihrer Autoren und Gönner gleichsam mitzuerleben und dadurch, fast zwei Menschenalter nach Abfassung jener Dramen, Neugier und Aufregung der Zeitgenossen mitzumachen. Von besonderm Interesse ist in Lemerciers Trauerspiel eine auf die damaligen Ereignisse gedeutete Anspielung, die Stelle einer Rede nämlich, in der es vom König von England heißt: „Der Schrecken meines Namens verfolgt ihn in seine Insel", eine Stelle, die selbstverständlich auf Napoleon und dessen damals beginnende Feindseligkeit gegen Großbritannien bezogen wurde. Es war natürlich, daß in der napoleonischen Zeit, die sich eben, da sie so durchous gewaltsam und revolutionär war, niemals recht sicher fühlte und die, trotzdem sie einen vollkommenen Bruch mit der Vergangenheit darstellte, aus vergangenen Zeugnissen eine Ankündigung ihres Erscheinens entnehmen und eine Berechtigung ihrer Existenz herzuleiten wünschte, die Dramen der vergangenen Zeit von den eifervollen Anhängern des neuen Regiments begierig durchgesehen wurden, um Vorhersagungen aufzuspüren, und von mißtrauischen Wächtern sorgsam angeschaut wurden, um Anzüglichkeiten, die Bedenken erregen konnten, rechtzeitig zu entdecken. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist ein leiser Spott der Frau von Rémusat gegen ihren Gatten. Sie macht sich über ihn lustig, daß er den Wunsch des Kaisers, in seinen Flitterwochen nach der zweiten Heirath mit der Erzherzogin Marie Louise von Oestreich eine Darstellung des Britannicus von Racine zu sehen, so unbeanstandet befriedigt habe. Napoleon hatte bekanntlich seine unfruchtbare Ehe mit Josephine getrennt unter dem Vorgeben, er bedürfe einer Nachkommenschaft für die Zukunft des Reiches, hatte aber trotz der politischen Pläne, die das neue Ehebündniß erheischten, die alte Hinneigung zu der langjährigen Gefährtin seines Geschicks nicht aufzugeben vermocht. Nun kamen aber in der Racine'schen Tragödie die Verse vor, welche der jungen Ehefrau, welche die Verhältnisse gar wohl kannte, verrätherisch klingen mußten: „Nicht daß ein Ueberbleibsel von Zärtlichkeit mich an ihre Ehe knüpft und mich ihre Jugend beklagen läßt; kein Liebespfand ist unserm Lager entsprossen; vergeblich verlangt das Reich einen Erben." Talma, der diese Worte zu sprechen hatte, wurde verwirrt, die Zuhörerschaft peinlich berührt, Napoleon that, als wenn er schliefe.

Nicht von Theaterdingen allein spricht die Correspondenz, und nicht nur dramatische Schriftsteller machten den Cirkel geistreicher Menschen aus, der sich allabendlich in dem Salon der Frau von Rémusat und ihrer Mutter versammelte, vielmehr fanden sich hier Würdenteäger des Staates und der Kirche, angenehm plaudernde, verständig zuhörende Frauen und hervorragende Schriftsteller zusammen. Von ihren Unterhaltungen berichtet Frau von Rémusat häufig und erregt durch ihre Mittheilungen Erstaunen darüber, doß inmitten der furchtbaren Kriege, die Staat und Gesellschaft so vollkommen umwälzten, die Art der geistreichen, von den Zeitverhältnissen sich völlig entfernt haltenden Plauderei doch noch dieselbe geblieben war, wie in den friedeathmenden Salons des 18. Jahrhunderts, daß man über literarische und moralische Fragen so eingehend und mit so wichtiger Miene verhandelte, als lebte man in Verhältnissen und Zeiten, in denen nicht täglich auf den Schlachtfeldern das Geschick der Nationen gewaltsom umgestaltet würde.

Unter den Theilnehmern dieser Gespräche ist der Abbé Morellet (1727—1819) einer der bekanntesten. Morellet war praktischer Philosoph, auch Politiker, ein thätiges Mitglied der Gesellschaft der Encyklopädie, einer jener literarischen Feinschmecker, der sich lieber an den Thorheiten Anderer ergötzte als durch seine Schriften die Kritik der Uebrigen herausforderte. Seine Memoiren, die zwei Jahre nach seinem Tode herausgegeben wurden, entwerfen ein Bild der Gesellschaft, in der er sich bewegte, aber freilich nicht ein Bild, wie es wirklich war, sondern wie er es sah. Von einer seiner charakteristischen Aeußernngen erzählt Frau von Rémusat. Er sprach von dem Wörterbuch der Akademie, an dem er beschäftigt war, und klagte darüber, daß die Feststellung der Bedeutung der einzelnen Worte durch Rücksichtnahme auf die Schriften von Frauen, besonders der Frau von Sévigné, sehr erschwert würde. „Da er keinen sonderlichen Werth legt auf alle die kleinen Aeußerungen des Gefühls, in denen der Hauptreiz der Schriften von Frauen besteht, so würde er gern in die Verbrennung der vorhandenen einwilligen und in Zukunft den Frauen verbieten, literarisch thätig zu sein."

Es würde zu weit führen, alle die Namen der Männer und Frauen aufzuführen, welche die Tafelrunde der geistreichen Frau ausmachten — auch politische Persönlichkeiten sind darunter, z. B. der „Erzkanzler" Cambocérès und der geniale Diplomat Talleyrand, doch sind die Mittheilungen über beide dunkel und unbedeutend, vielleicht weil es bedenklich war sich offen über derartige Männer zu äußern —; übrigens würde eine solche Aufzählung nur für Literaturkundige einiges Interesse haben. Nur drei seien daher aus der großen Zahl von Männern und Frauen hervorgehoben, die aus den verschiedensten Gründen besondere Beachtung verdienen.

Die erste ist Adelaide von Souza (1761—1836), die in erster Ehe mit dem Grafen Flahault vermählt, durch diese Verheirathung mit Frau von Rémusat verwandt wurde, durch ihre zweite Ehe mit dem portugiesischen Gesandten in Paris mit dem Kaiser in mannichfache Berührung kam, trotz mancher Gunstbeweise aber, die sie vom Kaiser erhielt, durch unvorsichtige Reden, wie es scheint, Veranlassung zur Abberufung des Mannes gab (1805). Dann ging sie, nur widerwillig ihre Heimat verlassend, mit ihrem Manne nach Berlin und wurde 1811, von dort zurückgekehrt, von Napoleon mit der sehr verfänglichen, zudem in barschem Tone herausgestoßenen Frage begrüßt, ob man in Preußen die Franzosen liebe. Sie aber als geistreiche Frau zog sich sehr fein aus der Verlegenheit durch die Antwort: On y aime la France comme les vieilles femmes aiment les jeunes, und selbst der Kaiser konnte dieser klugen und muthigen Erwiderung seine Anerkennung nicht versagen. Sie lebte inmitten der Revolutionszeit, die ihrem ersten Gemahl das Leben kostete, und der kaiserlichen Herrschaft, die ihrem zweiten Gemahl Verdrießlichkeiten bereitete, und da sie in beiden Romane schrieb, die damals großen Erfolg fanden, so hätte sie Gelegenheit genug gehabt, ihre Klage und Trauer über die verwierten Verhältnisse der Zeit zum Ausdruck zu bringen. Aber von solchen Klagen ist in den Romanen nichts zu finden. Nur einmal läßt sie eine Klage hören — und in dieser spricht ihr eigener Schmerz —, daß die armen Mütter ihre Söhne aufziehen, nicht um eine Stütze ihres Alters in ihnen zu erlangen, sondern um sie in das Heer zu entlassen, einem unsichern Schicksal entgegen; sonst hält sie es für Aufgabe der Frauen, sich von Politik zu entfernen: Adèle von Sénanges, die Heldin des nach ihr benannten Romans (1793), antwortet auf politische Anfragen und Anspielungen: „Mein Mann hat einen Gichtonfall und ich bin sehr betrübt darüber", und Mathilde (in Eugénie et Mathilde, 1811), in deren Familie die Revolution viele Opfer gefordert, vielleicht ein Abbild der Schriftstellerin selbst, lehnt jede Besprechung politischer Dinge ab, denn sie sei davon ennuyée à l'excès. Vielmehr schreibt sie wie mitten im Frieden als Schülerin und Nachahmerin der moralischen englischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, von Liebe redend ohne Leidenschaft, bedenkliche Verhältnisse streifend ohne jemals anstößig zu werden, z. B. in aller Ehrbarkeit von der aus Jugendfreundschaft erwachsenen innigen Zärtlichkeit eines jungen Mannes zu einer Frau sprechend, die gleichsam unter Autorisation des alternden Gatten derselben erwiesen wird; sie schildert, in Rousseaus Spuren wandelnd, mit Rührung und Anschaulichkeit die Herrlichkeit der Natur und die Wirkung landschaftlicher Eindrücke auf das Ge-

müth; sie gibt eine Darstellung des Lebens der Gesellschaft, aber nicht wie es war, sondern wie es ihr in ihren Träumen am liebsten erscheinen mochte: schöne melancholische junge Männer und zurückhaltende, etwas nonnenhafte junge Mädchen.

Noch weniger als diese Frau, die mitten im Strome lebte und doch von dem Leben um sie her so wenig mittheilte, wußte ein seltsamer Philosoph Azaïs etwas von seiner Zeit, der 1806 großes Aufsehen in Paris machte und auch Frau von Rémusat bekannt wurde. Er ist 1766 geboren und 1845 gestorben, war während des Kaiserreichs Aufseher der Buchhandlungen und machte sich durch ein philosophisch-physikalisches System bekannt, in welchem er die Wechselfälle des menschlichen Geschicks durch das Gesetz der Vergeltung, und die wunderbaren Erscheinungen der Natur durch das Gesetz des Gleichgewichts erklärte. Man erzählte von ihm die seltsamsten Dinge, daß er die Frauen aus Sauerstoff, die Männer aus Wasserstoff construiren wolle, daß er sich mit dem Kaiser vergleiche, denn er sei dasselbe in der moralischen Welt, was jener in der politischen; sie müßten sich daher kennen lernen, um sich und die Welt zu stützen. Mit ihm bekannt zu werden und ihn reden zu hören war damals ein Ereigniß; Frau von Rémusat gibt über ihre Zusammenkunft mit ihm einen merkwürdigen Bericht, dessen Mittheilung wohl von Interesse sein wird. Sie leitet diesen Bericht mit dem von Portalis über La Harpe gebrauchten Witzworte ein: „Ich hatte Halsschmerzen, nachdem ich ihn so lange hatte reden hören," und fährt dann fort: „Dieser Mensch ist offenbar ein Narr, umsomehr da er in das unrechte Jahrhundert gerathen ist und in dem jetzigen weder den Altar erlangen wird, den er zu verdienen vorgibt, noch die Verfolgung erleiden, auf die er sich vorbereitet. Denken Sie sich ein Wesen von 50 Jahren, mager, blaß, mit träumerischer, etwas kalter Miene, einen Menschen, der die Weltereignisse nicht kennt und Unterhaltungen, die seinen Gegenstand nicht berühren, fern bleibt. Nur wenn man sein System berührt, wird er lebhaft: da erhebt er sich mit leuchtendem Antlitze, beginnt seine Grundsätze zu entwickeln und spricht, ohne daß ihn etwas aufzuhalten vermag, zwei, drei, vier Stunden hinter einander mit wunderbarer Leichtigkeit, glücklicher Beredtsamkeit, vollkommener Ueberzeugung. Auf Einwände entgegnet er nur: „Sie werden mir glauben, wenn Sie meine 10 Bände gelesen haben werden"; in diesen 10 Bänden will er nun darlegen und erklären, was die Gelehrten vor ihm nur entdeckt haben. Er bekämpft Newton und alle Physiker, zerstört einen Theil des astronomischen Systems, regelt nach seiner Manier das Weltall, um zu seinem Lieblingsgrundsatze, seinem einzigen Ziel zu gelangen, nämlich dem Nachweise, daß Ordnung und Tugend für das organische Weltsystem nothwendig sind und daß der Mensch um so gesünder wird, je mehr edle Handlungen er vollbracht hat. Diese Moral, dem Begriffsvermögen eines Jeden angepaßt, soll, seinem Vorgeben nach, die Macht der dem Untergang nahen Religion und die Autorität der Regierung siegreich verdrängen. In seinem religiösen System erkennt er einen Urheber an, den er den großen Eigenthümer nennt, sonst ist er vollkommen materialistisch, faßt die Seele auf als eine Masse von Ideen, die Ideen als Körper, die in uns durch Mitwirkung irgendwelcher Fluida entstanden sind, hin- und herfließen und in unserm Gehirn das Bild des Gegenstandes erzeugen, der uns getroffen hat."

Aus dieser Nebelreligion führt Alexander von Humboldt in die wirkliche Welt, in die Welt des Wissens und der Erkenntniß zurück. Humboldt war am 3. August 1804 nach mehr als fünfjähriger Abwesenheit von Europa in Bordeaux ans Land gestiegen und bald darauf nach Paris gekommen, um in ruhiger Gelehrtenarbeit die großartigen Entdeckungen seiner Reisezeit zu begründen und zu verwerthen; wenige Wochen später war Frau von Rémusat mit ihm zusammen. Schon am 16. September schreibt sie — es ist leider die einzige Erwähnung des genialen Deutschen —: „Ich aß vor einigen Tagen mit Humboldt zusammen und brachte den ganzen Abend damit zu, seinen Unterhaltungen voll Vergnügen zu lauschen. Er ist einfach und bescheiden wie das wahre Verdienst, er hat die Dinge vortrefflich gesehn, hat ein gutes Gedächtniß und weiß seine Erzählungen wie ein ausgezeichneter Schriftsteller anzubringen. Denn wirklich ist seine Redeweise so gewählt und fließend, daß man eher meint, der Vorlesung eines gut geschriebenen Buches beizuwohnen, als eine mündliche Erzählung anzuhören." Natürlich sprach Humboldt französisch — und es ist merkwürdig, daß eine so feine und kenntnißreiche Richterin des Stils schon damals nichts an seiner Aussprache und seinem Stil zu bemängeln fand —; hätte er deutsch gesprochen, so würde er in Frau von Rémusat keine verständnißvolle Zuhörerin gefunden haben.

Denn sie kannte kein Deutsch und zeigte trotz ihres mehrmaligen Aufenthalts in deutschen Bädern keine Lust die Sprache zu erlernen; sie beantwortete die Ankündigung ihres Mannes, er treibe Deutsch, um sich die Zeit seines gezwungenen mehrwöchentlichen Aufenthalts in Mainz zu vertreiben, mit der Bemerkung, sie finde ein solches Verfahren sehr höflich, aber sie hielte es für angemessener, daß die Deutschen Französisch lernten; ja sie erschrak vor dem Gedanken, daß ihr Mann etwa die Absicht haben könnte, nach seiner Rückkehr dem Sohn cette triste langue tudesque, mit deren Entzifferung sie sich nicht quälen würde, mitzutheilen. Um so merkwürdiger berührt dann ein Citat aus dem Werther. Denn wenn Frau von Rémusat schreibt — sie hatte vorher von einem Schriftsteller gesprochen —: Au reste si cela l'amuse, qu'importe, comme dit Werther pourvu qu'on soit heureux qu'on se plaise à enfiler des pois ou des fèves (I, 387), so hat sie ohne Zweifel eine französische Uebersetzung der Stelle aus Werthers Brief vom 21. Juni im Sinn, in dem es heißt: „Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgang hinausgehe nach meinem Wahlheim und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze, sie abfädne u. s. w." Aber eine Erwähnung Goethes, die man nach solchem Citat etwa erwarten möchte, findet man nicht; selbst der Aufenthalt des Kaisers und seines Kammerherrn in Erfurt entlockt ihr keine Frage; ist ihr doch Weimar nur eine der kleinen deutschen Residenzstädle, welche von dem Siegeszug der französischen Armeen berührt werden.

Die beiden letzterwähnten Männer, Azaïs und Humboldt, sind für Frau von Rémusat wegen ihrer Fremdartigkeit Gegenstände der Neugier, und auch die vorerwähnten Frauen sind nur gute Bekannte, bei deren Erwähnung das Herz der Berichterstatterin nicht höher schlägt; Frau von Houdetot dagegen ist eine Frau, die als geliebte und verehrte Freundin der Briefschreiberin allezeit nahestand. Schon in den Memoiren war ihrer mehrfach gedacht; ihr Bild, das einer der würdigsten Repräsentantinnen des 18. Jahrhunderts, darf bei der Schilderung einer Frau nicht fehlen, die in so anziehender Weise das Gute aus der scheinbar feindlichen Cultur zweier Jahrhunderte friedlich in sich vereinigt.

Sophie d'Houdetot war 1730 geboren, wurde 1748 mit einem ältern Manne, der „häßlich wie der Teufel" war, verheirathet und starb 1813. „Ich verheirathete mich," so soll sie zu Diderot gesagt haben, „um in die Welt zu gehen, Bälle und Promenaden, Oper und Schauspiel mitzumachen, aber ich ging nicht in die Welt, ich sah nichts und so kam ich um meine Kosten." Und da die Gesellschaft über die letzten Worte lachte, fügte sie hinzu: „Mein Nachbar trinkt den Wein und ich werde berauscht davon." Doch diese frivole Aeußerung trifft ihr Wesen nicht. Vielmehr war ihr Wesen Liebe, Güte, Aufopferung und unerschöpfliche Lebenskraft. 1757 schrieb sie: „O Liebe und Freundschaft, so lange ihr für mich da seid, werdet ihr mir meine Tage verschönern und sie mir theuer machen. Die Pflichten der Gesellschaft, der ich wider meinen Willen angehöre, erfülle ich ohne Interesse. Aber meine liebste, häufigste und erquickendste Beschäftigung ist, mich den Empfindungen meines Herzens hinzugeben, an sie zu denken, mich an ihnen zu stärken und sie dem auszusprechen, der sie mir gibt." Und 50 Jahre später sprach sie aus: „Meine Bekümmernisse bestehen in Erinnerungen, und sie verschönern noch mein Dasein." Sie liebte das Leben, liebte die Vergnügungen und hatte nach ihnen noch Sehnsucht, selbst als sie dieselben nicht mehr ertragen konnte, dann tröstete sie sich wohl mit dem Worte: „Die Vergnügungen haben mich

verlassen, aber ich brauche mir nicht vorzuwerfen, auch nur eines müde geworden zu sein." Hochbetagt wurde sie mehrmals krank; bei der letzten Krankheit merkte sie, daß sie sterben müsse. Aber sie bewahrte ihre unverwüstliche Heiterkeit und Güte. „Vergeßt mich nicht", rief sie den Umstehenden zu, „ich würde größern Muth besitzen, wenn ich euch nicht zu verlassen brauchte, aber ich darf wohl die Hoffnung hegen, in eurem Andenken zu leben." Das letzte Wort aber, mit dem sie schied, war j'aime: ich liebe.

Sie liebte mit Kraft und Innigkeit, freilich nicht ihren Mann, der dieser Liebe nicht würdig war, sondern den damals vielgenannten und vielbegehrten St. Lambert, den Dichter und Krieger, und bewahrte in dieser Geistes- und Herzensehe eine seltene Hingebung und Beständigkeit. Ihre Liebe glich einem ruhigen, hellstrahlenden, wärmenden Licht. Eine Zeit lang suchte Rousseau mit seiner Gluthseele sie zur verzehrenden Flamme anzufachen, mit der ganzen Wuth seiner Leidenschaft begehrte er die Frau, obwohl er wußte, daß sie seines Freundes war, aber bei aller Begeisterung für den Dichter und Philosophen trat sie aus ihrer himmlischen Ruhe nicht heraus, zeigte sich niemals der Begehrlichkeit des Stürmers geneigt, sondern blieb dem Geliebten treu bis zum Ende.

Wie ihr Gemüth, so blieb auch ihr Geist stets jugendfrisch. Sie war voll Empfänglichkeit und Verständniß für die großen Schriftsteller der Zeiten, die sie durchlebte, hatte aber nicht das Verlangen ihnen gleichzustehn; sie machte Verse, aber nur für sich und ihre Freunde, voll Liebesseligkeit, voll feiner Beobachtung der Natur, voll Kraft gegen die Blutmänner der Revolution: „Unsere Enkel," so sang sie, „werden jene Verbrechen nicht glauben, und wir, wir konnten sie dulden!?"

Am liebsten aber schwelgte sie in den schönen Erinnerungen ihrer Jugend und öffnete für theilnehmende jugendliche Freundinnen ihre Reliquienschreine. Unter diesen Freundinnen ist Frau von Rémusat eine der vertrautesten. Sie lebte mit der Greisin Jahre lang während des Sommers auf einem Landgut, sie verkehrte mit Jener wie mit einer Gleichaltrigen und Gleichgesinnten. Sie konnte mit der Alten auch von ihrem Gatten und allen ihren Freunden sprechen, da horchte und redete Frau von Houdetot nicht mit einem Gefühle von Bitterkeit und Unzufriedenheit, sondern mit wahrem und warmem Mitgefühl; eben weil sie selbst glücklich gewesen war in der Liebe, erfreute sie sich an jedem Glück, das ein Anderer genoß.

Wie oft mag in jenen Gesprächen das Bild jener großen Zeit vor ihnen aufgestiegen sein, jener Zeit vielseitigsten, regen Geisteslebens des 18. Jahrhunderts, wie oft mögen die Namen der hochbedeutenden Schriftsteller wiedergekehrt sein, Diderot, Rousseau, Voltaire, welche die Greisin alle persönlich gekannt hatte und in deren Geiste sie noch lebte. Aber die Zeit hatte sich verändert und die Ideale waren andere geworden.

Frau von Rémusat war genährt und großgezogen mit den Ideen der Philosophen des 18. Jahrhunderts, und doch lebte sie in den Anschauungen einer neuen Zeit. Ehedem hatte sie Rousseau geliebt, nun da sie ihn wiederlas (1808), konnte sie sich häufig nicht enthalten laut zu rufen: „Aber das ist nicht wahr, er lügt ja," und wurde ganz traurig, da sie ihre Abweichung von dem Ideale ihrer Jugend klar erkannte. Voltaire war in der frühern Zeit gewiß ihr Lieblingsautor gewesen; als sie später seine Correspondenz wieder zur Hand nahm, hatte sie für seine Freiheitskämpfe kein Interesse, spürte lebhafte Abneigung gegen seine Frivolitäten und schüttelte den Kopf über seine politischen Vorhersagungen. Nur an einzelnen seiner Aussprüche erfreut sie sich, und mit freudiger Rührung citirt sie seinen Spruch: „Das Leben ist wie ein Kind, das man sanft wiegen muß, bis daß es einschläft."

Man mag nicht unzutreffend den Spruch auch auf ihr eigenes Leben anwenden. Wohl fehlte es in demselben nicht an äußeren Stürmen und Gefahren, aber die gefährlicheren inneren Stürme blieben aus; mäßig und ruhig floß es dahin, sanft eingewiegt von schwärmerischer Zuneigung ihrer Freunde, inniger Hingabe ihrer Kinder und von herzerquickender, unerschöpflicher Gattenliebe.

Ludwig Geiger.

Die Gemäldegalerie des Grafen von Schack in München.

Das goldene Zeitalter des Mäcenatenthums ist längst dahin. Es gehört heute, zumal in Deutschland, zu den seltensten Erscheinungen, daß ein großes Vermögen Zwecken der Kunst und Wissenschaft dienstbar gemacht wird. Eine vornehmere Verwendung aber ist kaum denkbar, als es Künstlern und Gelehrten zuzuwenden, die doch auch heute noch, ungeachtet einzelner Ausnahmen, nicht mit Glücksgütern gesegnet zu sein pflegen und in Sachen des praktischen Lebens, aller modernen Erfahrung zum Trotz, stets mehr oder weniger Kinder bleiben. Die Humanität ist in unserm Jahrhundert weit vorgeschritten, eine ihrer erfreulichsten Aeußerungen ist der zunehmende Wohlthätigkeitssinn, der sich in großartiger Weise offenbart, allein dahin sind wir in Deutschland noch nicht gelangt, die Kunst als eine Wohlthat in höherm Sinne aufzufassen und ihr dementsprechend eine öffentliche Pflege angedeihen zu lassen, damit sie Gemeingut Aller werde. Was der Staat in dieser Hinsicht leistet, ist gewiß anerkennenswerth, allein es reicht nicht aus, wenn nicht der mit Glücksgütern Gesegnete oder sonst Einflußreiche die Kunst als hohes Bildungselement erkennt und demgemäß in seiner Sphäre wirkt, ihr eine weitere und schließlich allgemeine Bedeutung zu verschaffen. Wenn wir erst dahin gelangt sein werden, den klugen Alten gleich, eine entsprechende künstlerische Ausschmückung für die Sammelpunkte unsres öffentlichen Lebens, Gasthäuser, Cafés, Bahnhöfe, Markthallen u. s. w. zu verlangen, oder wenigstens einen Mangel in dieser Hinsicht zu empfinden, so ist ein großer Schritt zur Verallgemeinerung jener künstlerischen Erziehung gethan, die um so wünschenswerther ist, als uns die letzten Jahre einmal wieder mit erschreckender Deutlichkeit enthüllten, welcher Bodensatz von Rohheit und Gemeinheit, trotz aller Errungenschaften der Cultur, trotz aller Verbreitung der stetig fortschreitenden Bildung, noch im großen Volkskörper vorhanden ist, dem, als die innere Wohlfahrt und Entwicklung vergiftend, alle idealen Mächte in ihrer ganzen Gewalt entgegenzustellen sind und unter ihnen nicht in letzter Reihe die bildenden Künste, die bei uns heute in diesem großen Sinne noch am meisten vernachlässigten.

Wie viel Großes und Schönes, in weiteste Kreise Wirkendes ein richtig angewendetes Mäcenatenthum zu gestalten vermag, hat vor Allem die glänzende Periode der Renaissance bewiesen, und wie ein Nachklang jener Zeit berührt es, einem Mäcen im großem Stil in unsrer nüchtern gewordenen Zeit zu begegnen. Ein solcher Förderer der Kunst im besten und würdigsten Sinne aber ist Graf A. F. von Schack, dessen gleichzeitige Bedeutung als Dichter und Kunsthistoriker von den Zeitgenossen bisher nicht genügend gewürdigt worden. Er hat in seiner in der Briennerstraße in München belegenen, im reichsten deutschen Renaissancestil erbauten, mit den Büsten Raphaels, Michel-Angelos und Titians an der Frontseite geschmückten Villa der Malerei ein Asyl gegründet, das Besucher von nah und fern mächtig anzieht, da es mit großartiger Liberalität dem Besuch Tag für Tag offen steht.

Was dieser in ihrer Art einzigen Privatsammlung aber neben ihrem künstlerischen Werth noch eine besondere Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß sie mit der Entwicklung der neueren deutschen Malerei nach einer Seite hin im Zusammenhange steht, während sie gewisse Richtungen derselben gänzlich ausschließt. Die Sammlung erhält ihr charakteristisches Gepräge durch Künstler wie Genelli, Schwind, Feuerbach, Böcklin, Lenbach, denen sich, zwar nicht in derselben Reichhaltigkeit, aber immerhin charakteristisch für das Wesen der Meister, Cornelius, Führich, Steinle, Rottmann, Preller, Rahl, Schnorr von Carolsfeld u. s. w. anschließen. Die glänzendsten Vertreter der neueren realistischen Schule, wie Richter, Menzel, Knaus, Vautier, Defregger u. s. w., den einzigen Piloty ausgenommen, fehlen gänzlich und ist diese Thatsache nur auf einen Plan des Stifters und Besitzers der Galerie zurückzuführen, der diese scheinbare Einseitigkeit für nöthig erachtete, um eine Sammlung hohen Stils in auf das Ideale in der Kunst

gerichteten Schöpfungen zusammenzubringen. Man begreift diese Richtung des hochsinnigen Mäcens umsomehr, wenn man sein literarisches Wirken in Betracht zieht, das sich im Allgemeinen als Gedankendichtung voll hohen Schwungs und pathetischer Größe darstellt. Die Meister, die seiner Galerie ihr Gepräge verleihen, sind entweder durch Schönheit der Form, durch Hoheit der Gedanken oder poetische Verklärung des Stoffes ausgezeichnet. Die neueste Richtung der modernen Malerei, die sich mehr und mehr von der historischen Kunst zum Genrebilde neigt, die die Erscheinungen des täglichen Lebens und der umgebenden Natur zum Gegenstande der Darstellung erwählt, ist absichtlich ausgeschlossen, da sie sich nicht mit den Ansichten des Stifters über das Wesen der wahren Kunst vereinigt. Unbeschadet der unbestrittenen Vorzüge der Meister der realistischen Schule, die in der bildenden Kunst die auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit gegenwärtig herrschende Richtung verkörpern, besteht nach wie vor der ewig gültige Grundsatz, daß die höchste Aufgabe echter Kunst die Darstellung der Schönheit ist, wie die größten Meister aller Zeiten beweisen, so verschieden ihr Schönheitsideal auch sein mag Die realistische Richtung in der Kunst aber, wie sie die Gegenwart zeitigt, strebt bekanntlich nach Verkörperung des Charakteristischen in jeder Erscheinung, während ihr die Schönheit als solche gleichgültig ist und dieselbe nur zum Ausdruck gelangt, wo sie sich mit den Absichten des Künstlers berührt, also ebenfalls nur da, wo sie charakeristisch zu wirken bestimmt ist.

Die erwähnte Eigenthümlichkeit der Sammlung, die, wenn sie schon als Einseitigkeit, so doch als eine beabsichtigte und nach dem eben Gesagten durchaus gerechtfertigte aufzufassen ist, tritt noch deutlicher hervor, wenn man die große Anzahl von Copien berühmter Meisterwerke, die sie einschließt, in Betracht zieht. Zahlreiche Nachbildungen von Schöpfungen Murillos, Titians u. s. w. erhellen die Stellung des Stifters der Galerie der Kunst gegenüber vollkommen, wie sie sich schon in den Originalen der unschätzbaren Sammlung deutlich verkörpert.

Bei aller Fülle des Schönen, welche diese Galerie in sich schließt, sind es vor Allem die in ihr enthaltenen Gemälde Genellis, Schwinds, Feuerbachs, Böcklins und Lenbachs, die in gleicher Reichhaltigkeit und Bedeutung wohl nirgends sonst vereinigt angetroffen werden. Es ist das besondere Verdienst des kunstverständigen Edelmannes, daß er die Brdrutung großer Talente zu würdigen verstand, lange ehe die Welt sein Urtheil bestätigte. Vom Verständniß zu liebevoller Theilnahme dem Künstler und Menschen gegenüber war aber bei ihm stets nur ein Schritt und so ist er ihnen Allen ein Freund und Förderer im wahren Sinne des Worts geworden, auf diese Weise seinem Märenatenthum das vollgültige Siegel aufdrückend.

Die Entstehungsgeschichte der merkwürdigen Sammlnng ist einfach genug und hat dieselbe sich, wie jedes von künstlerischem Geist getragene Unternehmen, organisch wie ein Kunstwerk entwickelt.

Schack, der bekanntlich häufige und weite Reisen, allein wie als Begleiter des regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, besonders in den Orient unternommen, dem er wiederholt den Stoff zu seinen Dichtungen entlehnte, lernte im Jahre 1857 den Maler Carl Roß in Griechenland kennen. Dieser vermittelte in München, das bereits damals von Schack zu dauerndem Aufenthalt erwählt war, dessen Bekanntschaft mit Buonaventura Genelli, zu dessen eifrigsten Bewnuderern der kunstsinnige Dichter gehörte. Genelli befand sich, obgleich bereits dem sechzigsten Lebensjahre nahe, auch damals noch in drückender Lage, aus welcher er durch Schack insofern befreit wurde, als dieser die Ausführung einer Zeichnung des Künstlers: „Die Vision des Ezechiel" bestellte, welcher Arbeit noch in demselben Jahre der Auftrag für das große, ungemein figurenreiche Gemälde: „Der Raub der Europa" folgte, an welchem Genelli zwei Jahre arbeitete und zwar nach der zweiten Idylle drs Moschus. Dieses Werk, das heute eine der Zierden der Galerie bildet und als deren künstlerischer Grundstein betrachtet werden kann, war neben anderen Gründen die Veranlassung, daß Genelli nach Weimar berufen wurde, und so hat Schack auf dieses hart bedrängte Künstlerdasein den wohlthätigsten und nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Nachhaltig insofern, als er Aufträge auf Aufträge folgen ließ, so das große, ursprünglich für die Wand eines Saales im Hertel'schen Hause in Leipzig bestimmte Gemäldr: „Herkules nnd Omphale". Dann folgten in kurzen Zwischenräumen die übrigen in der Galerie befindlichen Gemälde dieses Meisters, so „Abraham und die drei Engel, welche ihm die Geburt des Isaak verkünden", auf den Wunsch des Künstlers selbst lebensgroß gemalt, was jedoch nicht seine Stärke war, wie die nicht zureichende Ausführung beweist, ferner die „Schlacht des Lykurgos mit Barchus und den Bacchantinnen", der „Theatervorhang" und endlich „Barchus unter den Musen", das erst ein halbes Jahr vor dem Tode des Meisters vollendet wurde.

Der stets rege Kunsteifer Schacks hatte in dem Verkehr mit Genelli die reichste Nahrung gefunden und es reifte damals in ihm der Plan, seine Schätze zu vermehren und in besonders dazu hergerichteten Räumen in günstiger Beleuchtung den Genuß derselben zu erhöhen. So entstand im Jahre 1863 der hintere Saal, in dem sich jetzt die Copien berühmter venetianischer Gemälde befinden. In kurzer Zeit erschien jedoch eine Erweiterung angezeigt, die denn auch erfolgte. Der ungemein schnellr Zuwachs an bedeutenden Werken war das Resultat des fast unausgesetzten persönlichen Verkehrs des Stifters mit bedeutenden Meistern, wie zunächst mit Schwind, der die „Rückkehr des Grafen von Gleichen aus dem Kreuzzuge" für die Sammlung malte, ein Gemälde von großem Umfange, wie wenige Staffeleibilder des ungemein productiven Künstlers. Schack befolgte auch in der Verbindung mit Schwind sein oft angefeindetes Princip, nicht sowohl fertigr Gemälde anzukaufen, als solche nach vorhandenen oder neu entstehenden Entwürfen zu bestellen, so zu neuem Schaffen anregend. Der Erfolg hat ihm in den meisten Fällen Rrcht gegeben und sein Vertrauen in die Kraft der Meister mit wenigen Ausnahmen belohnt.

Schwind ist mit zahlreichen, dem Umfange nach meist bescheidenen Arbeiten in drr Galerie vertreten, die übrigens dir charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieses Romantikers unter den Malern vollständig zur Anschauung bringen, vor Allem die Märchen- und Gristerwelt, welcher trotz aller Härte und Trockenheit des Colorits die lieblichsten Blüthen Schwind'scher Kunst entsprossen, so „Der Elfentanz", „Der Erlkönig", „Die Erscheinung im Walde", „Tritonen und Nereiden", „Elementargeister, welche den Mond anbeten", „Rübezahl" u. s. w.

Wie die Werke dieser beiden Heimgegangenen zu den hauptsächlichsten Zierden der Galerie gehören, so auch die zahlreichen Arbeiten eines Künstlers, der nun bereits auch dem Schattenreiche angehört und dessen Tod seine wahre und große Meisterschaft den Zritgenossen, die ihn während seines Erdendaseins nicht genügend gewürdigt, zuerst klargelegt. Es ist kein Anderer als Anselm Feuerbach, dessen Werke, vor nicht langer Zeit in der Nationalgalerie in Berlin zu einer Ausstellung vereinigt, ihm endlich die lange versagte allgemeine Anerkennung errungen zu haben scheinen, leider abermals zu spät, denn dieser frische Kranz findet nur noch ein Grab. Auch die Geschichte dieses Künstlerlebens ist mit der Schack'schen Sammlung eng verknüpft. Erst im Jahre 1862 sah der hochherzige Mären auf einer Ausstellung in Köln das bekannte Dantebild und einige Kinderscenen des Künstlers und diese bewogen ihn zu einer Anknüpfung mit demselben, die Dr. Theodor Heyse, der Onkel Paul Heyses, zunächst mit der herrlichen Mutter Feuerbachs bewerkstelligtr. Von dieser erfuhr Schack, daß derselbe sich in großer Noth befinde und sie schickte ihm das Gemälde: „Der Garten des Ariost" zur Ansicht ein, welches dann auch käuflich erworben wurde. Ferner brachte Schack das „Porträt einer Römerin", jenen bekannten Frauenkopf, der sich auf zahlreichrn Bildern des Künstlers wiederfindet, in seinen Besitz und bestellte die Zeichnung: „Madonna mit Engeln". Schon im Herbst 1863 wurde auf der Münchener Ausstellnng die „Pietà" angekauft, die zu den herrlichstrn Schöpfungen Feuerbachs zu rechnen ist und auch auf der Berliner Ausstellung allgemeine Bewunderung erregte.

In den Winter von 1863 auf 1864 fällt die persönliche Bekanntschaft Schacks mit Feuerbach in Bonn und diesem Ver-

sehr verdankt die Galerie die successive Erwerbung der herrlichen Bilder „Musicirende Kinder, von einer Nymphe belauscht", „Badende Kinder", „Laura in der Kirche von Avignon, wie Petarca sie zum ersten Male erblickt", „Francesca von Rimini und ihr Geliebter Paolo" (nach Dantes Hölle, Gesang V), „Hafis am Brunnen", „Eine Mutter mit spielenden Kindern an einem Springbrunnen" und „Idylle aus Tivoli". Diese Gemälde zeigen alle Vorzüge des großen Künstlers, wie seine Entwicklung zum stilvoll Großen in unvergleichlicher Weise und würden durch sich allein schon den Beweis liefern, daß der Schwerpunkt seiner schöpferischen Kraft nach der Seite idealer Charakteristik und weihevoller, plastischer Ruhe, nicht aber in dramatischer Kraft und Bewegung liegt; wie in der „Amazonenschlacht" und im „Titanenkampf", die ein tragisches Künstlergeschick besiegelten. Auf der Mehrzahl der hier angeführten Schöpfungen ist auch das später bekanntlich in grauen und grünen Tönen schwelgende Colorit noch gesund und lebensvoll und zeigt ihn auch nach dieser Seite hin als einen Meister von künstlerisch maßvoller, ja hin und wieder klassischer Vollendung.

Nur zwei von den Meistern, welcher der Galerie ihr hauptsächliches Gepräge verleihen, gehören noch zu den Lebenden, beide heute Künstler ersten Ranges; ersterer von Tausenden, letzterer von einer kleineren, aber auserwählten Gemeinde bewundert. Wenn die Bedeutung der Schack'schen Galerie heute nach zwei verschiedenen Richtungen auseinandergeht, so ist der Grund dafür hauptsächlich in Lenbachs einziger Kunst des Copirens fremder Meisterwerke zu suchen, welche Veranlassung wurde, daß die Sammlung eine bedeutende Anzahl herrlicher Copien von ihm und Anderen enthält. Kaum ein Zweiter versteht es, wie der große Meister des Porträts, sich in fremde Schöpfungen einzuleben und ihnen ihre innerste Eigenthümlichkeit abzulauschen. Es ist dieselbe wunderbare Macht dieses scharf und durchdringenden Künstlerauges, die ihn bis auf den Grund der Persönlichkeit blicken läßt, welche ihn befähigt, die Schöpfung Anderer so wiederzugeben, daß man die Originale vor sich zu haben glaubt und sich gern und willig dieser magischen Täuschung überläßt. Es ist geradezu die Wiedergabe der fremden künstlerischen Persönlichkeit, die Lenbach mit jeder seiner Copien vollzieht. Schon die erste Copie nach Rubens, die Schack von dem damaligen Schüler Pilotys sah, erweckte ihm ein derartiges Vertrauen in das Können des jungen Künstlers, daß er ihn im Jahre 1863 nach Italien reisen ließ, wo er in Rom das unter dem Namen „Die irdische und die himmlische Liebe" bekannte Gemälde Titians im Palast Borghese, die „Madonna" von Murillo im Palast Corsini und die „Herodias" des Palma Vecchio, in Florenz aber die berühmte „Venus" der Tribune von Titian copirte. Im Jahre 1867 reiste er, ebenfalls im Auftrage Schacks, nach Spanien und lieferte dort sein Meisterstück in der Copie des großen Reiterporträts Karls V. von Titian in der königlichen Gemäldesammlung zu Madrid, sowie das Porträt König Philipps IV. von Velasquez. Diese Copien sind nebst anderen in einem Saale befindlich, dessen schöner Holzplafond mit zwei großen Nachbildungen von Michel Angelos Deckengemälden in der Sixtinischen Kapelle im Vatican geschmückt ist, nämlich: „Die Erschaffung des Adam" und „Der Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradiese", beide von der Hand Carl Schwarzers, von dem noch Copien von anderen Deckengemälden der Sixtina in der Galerie vorhanden sind.

Auf der spanischen Reise wurde Lenbach von einem jungen Maler, Namens Liphart begleitet, hauptsächlich deshalb, weil er sich nur mit äußerster Mühe in einer fremden Sprache auszudrücken vermochte; Liphart ist in der Galerie ebenfalls durch mehrere vortreffliche Copien, namentlich von Gemälden aus dem Louvre vertreten. Im Frühling 1868 traf Schack mit beiden Künstlern in Madrid zusammen und reiste mit ihnen nach Andalusien, wo Lenbach die Landschaftsbilder von Granada, die einzigen Landschaften von seiner Hand, malte. Dieselben sind übrigens im skizzenhaften Zustande geblieben, als Versuche eines großen Künstlers auf einem ihm fern liegenden Gebiete aber von höchstem Interesse.

Nach der Rückkehr im Jahre 1869 entstand das erste Porträt Schacks von der Hand Lenbachs, dem das zweite erst im Jahre 1876 folgte; das Selbstporträt des Künstlers in Rembrandts Manier, welches 1867 auf der Pariser Ausstellung figurirte und auf dem besonders die tiefen und machtvollen Augen unwiderstehlich fesseln, datirt schon aus früherer Zeit.

Wie die skizzenhaften Landschaftsbilder Lenbach von einer durchaus unbekannten Seite zeigen, so auch sein Gemälde: „Ein Hirtenknabe". Eigenthümlich ist es, daß auf diesem Genrebilde des großen Porträtkünstlers gerade das Antlitz des Knaben nicht sichtbar ist, indem derselbe, im grellen Sonnenscheine auf dem Rücken liegend, dasselbe mit der Hand beschattet. Dieses Bild ist trotz oder vielleicht eben wegen des urkräftigen und doch kunstverklärten Realismus voll poetischen Zaubers, reich und gesättigt im Colorit und läßt es bedauern, daß nicht zahlreichere Arbeiten dieser Art von der Hand des Meisters vorhanden sind.

Eigentliche Porträts hat die Galerie außer den genannten nur wenige von Lenbach aufzuweisen, so das Bildniß eines Franziskaners, zwei männliche Portraits und ein weibliches, die zweite Gattin Paul Heyses darstellend, sowie einen Studienkopf, die aber bedeutend genug wirken, um das Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit zu vervollständigen.

Im Jahre 1870 entdeckte Lenbach in dem jungen Maler August Wolf aus Heidelberg, einem Schüler Canons, ein beachtenswerthes Talent, welches derselbe in der Folge vorzugsweise in zahlreichen Copien für die Galerie bethätigte, die theils unter ungünstigen Verhältnissen in musterhafter Weise ausgeführt wurden. In erster Linie ist hier Titians „Tempelgang der Maria", in der Akademie zu Venedig befindlich, zu erwähnen, ein Bild von kolossalem Umfange und ungewöhnlichem Reichthum an Figuren in Lebensgröße. Die einzelnen Arbeiten dieser Art aufzuzählen ist bei der Ueberfülle derselben kaum statthaft, erwähnt sei nur, daß Lenbach den Copien Wolfs fast ohne Ausnahme die vollste Anerkennung zollt, wohl der beste Beweis für deren großen und bleibenden Werth. Der Künstler ist bis heute fast unausgesetzt für Schack thätig, und zwar vorzugsweise in Italien. .

Hart am Eingang der Galerie fallen sofort zwei Gemälde durch fast unheimlich düsteres Colorit in die Augen. Es sind Arbeiten des Wundermannes Arnold Böcklin. Besonders das eine derselben: „Ideale Landschaft", ein südlicher Wald, in dessen Mitte an einer Quelle eine Nymphe ruht, ist von eigenthümlichem Zauber, eines Poussin in jeder Weise würdig. Es wurde bald nach der Anknüpfung Schacks mit dem Künstler in München angekauft und ist diese Verbindung seit nun ungefähr zwanzig Jahren lebendig geblieben. Böcklin gehört zu jenen dämonischen Künstlernaturen, die Haß und Liebe in reichstem Maße entfesseln, zu jenen Unberechenbaren, denen neben Schöpfungen voll genialen Tiefsinns, voll berauschender Poesie und tiefster Blicke in die Natur und die Welt der Erscheinungen, oft ganz unzureichende, fast schülerhafte Arbeiten entspringen. Die Schack'sche Galerie freilich, die einige seiner frühesten Arbeiten in sich schließt, hat fast ausschließlich Bedeutendes von ihm aufzuweisen. Böcklin ist ein Dichter in Farben und sein Gebiet ist die lyrische Malerei, wenn man diesen Ausdruck, der das Wesen der Sache nicht ganz erschöpft, gebrauchen darf. Es spricht eine Stimmung aus seinen Bildern, die unmittelbar fesselt. Er zieht Alles in das Bereich seiner Schöpfungen, Himmel und Erde, Luft und Wasser, Menschen und Thiere, Geister und Ungeheuer, und die unausgesetzte, fast unheimliche Thätigkeit dieser glühenden Phantasie erzeugt oft Schöpfungen, die bizarr und regellos sind, ohne den Zauber echter Kunst deshalb zu verleugnen.

Er verfügt über ein Colorit, das von einziger Wahrheit und zugleich blendender Leuchtkraft, aber auch hin und wieder von unkünstlerischer Härte und grellen Unnatur ist. Böcklin bietet mit einem Wort den Anblick einer grenzenlos genialen Künstlernatur mit ihren glänzenden, hinreißenden Vorzügen wie mit ihren sich manchmal bis zur Krankhaftigkeit steigernden Launen und Schwächen. Die Schack'sche Galerie besitzt nicht weniger als sechszehn Gemälde des Meisters, unter denen der

berühmten „Villa am Meer" unstreitig der Preis gebührt, da es Geist und Technik des Künstlers zum reinsten Ausdruck bringt. Es ist in zwei durch geringe Abweichungen sich unterscheidenden Exemplaren vorhanden, welche beide den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck hervorrufen. Die vom Wind geschüttelten uralten Cypressen, das graue, in trostloser Einförmigkeit heranbrandende Meer, die vom Ufer auf die Fluth starrende, in schwarze Gewänder gehüllte weibliche Gestalt vereinigen sich zu einer Wirkung, die das Herz mit kalten Schauern durchbebt. Das weite Reich, das den Künstler mit seiner genialen Kraft beherrscht, wenn ihm nicht bizarre Launen den klaren Blick trüben, wird durch die lange Reihe seiner in der Sammlung befindlichen Arbeiten treffend illustrirt, es sind außer den genannten: „Pan erscheint einem Hirten", „ein Anachoret in einer Felsenlandschaft", „eine Hirtin bei ihrer Heerde", „eine altrömische Weinschenke im Frühling", „die Klage des Hirten" (nach der dritten Idylle des Theokrit), ein Bild, auf dem die menschliche Gestalt in bei Böcklin ungewöhnlicher Größe mit wahrer Meisterschaft behandelt ist, „ideale Landschaft mit dem Gang nach Emaus als Staffage", „ein heiliger Hain," „ein Mörder, dem nach vollbrachter That die Furien erscheinen und den Weg versperren", ein Bild von großartig schauriger Wirkung, „wilde Felsgegend" nach Goethes: „Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg", ein unklares, phantastisch regelloses Bild u. s. w.

Auch in einigen dieser Arbeiten zeigt sich die bereits betonte Härte des Colorits, die wenig künstlerische Abtönung der Farben, doch verschwinden diese Mängel vor dem berauschenden Gesammteindruck, den man von dem Schaffen dieser eigenartig wunderbaren Individualität erhält.

Neben diesen fünf eingehend besprochenen Meistern, gleichsam das künstlerische Grundkapital der ganzen Sammlung, ist noch eine Anzahl neuerer Künstler mit bedeutenden Arbeiten vertreten, so Cornelius mit einem seiner so äußerst seltenen Staffeleibilder „Die Flucht noch Egypten", ferner Führich, Steinle, Rottmann u. A., wie sie schon oben angeführt wurden. Sie bilden im Verein mit den meisterhaften Copien nach älteren Meistern ein ungemein werthvolles und anziehendes Ganze, das als abgeschlossen zu betrachten ist, da neue Anwerbungen von hervorragender Bedeutung kaum noch zu erwarten sein dürften. Die noch disponibeln Räume der Galerie sind ihrer Feuchtigkeit wegen zur Aufnahme von Gemälden wenig geeignet und so zeigt sich die seit dem Jahre 1873 in ihrer jetzigen Anordnung bestehende Sammlung in ihrer endgültigen, glänzenden Gestalt, in der sie auch auf kommende Geschlechter fortzuwirken bestimmt ist.

Ernst Kappel.

Notizen.

Rudolf Baumbach ist einer von den Echten — das ist eine längst allgemein anerkannte Thatsache. Und wie jeder echte Dichter, nach dem Ausspruche des bekannten Aesthetikers, so fühlt auch er von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, seiner Phantasie einmal völlig die Zügel schießen und dieselbe, unbekümmert um die Grenzpfähle jener Convention, die unsere Terminologie Wahrscheinlichkeit nennt, dahinbrausen oder sich ergehen zu lassen. Jetzt erzählt er, was er jenseits derselben gesehen hat in seinen **Sommermärchen** (Leipzig, A. G. Liebeskind). Es sind so echte Märchen, wie sie nur heutzutage einer erfinden kann — auch nicht ganz frei von Ironie, dafür aber wenigstens nicht von jenem gekünstelt kindlichen Ton angekränkelt, der die meisten Dichtungen dieser Gattung, sogar viele Andersens unerträglich macht. Sie sind auch nicht modern, sondern führen, alle bis auf eines, den Leser in eine Zeit zurück, da für das Märchen noch Platz in der Welt war. Daß ein Dichter der Gegenwart sie geschaffen, das merkt man nur daran, daß er jedes einzelne in Stimmung versetzt und mit Schilderungen ausgestattet hat, wie wir sie nun einmal zu erhalten gewöhnt sind. Immerhin, ohne sich dabei in allzu große Unkosten zu versetzen. Denn der Boden, auf den er den Leser führt, die Thüringer Landschaft, ist für solche Unternehmungen gar bequem: sie trägt die Poesie schon in sich, in dem sanften Fluß ihrer Linien und in ihren breiten, etwas matten, beinahe schwermüthigen Farbenflächen — und Jeder von uns hat das schon einmal empfunden. Und weiter hat Baumbach sehr glücklich an unsere Mythologie angeknüpft. Nicht an die nebelig unbestimmte Wagners, sondern an all den Aberglauben, der wenigstens denen, welche auf dem Lande aufgewachsen sind, in Küche und Kinderstube und Stall anerzogen ist und noch immer still in den Gliedern steckt. Das gibt seinen Märchen den heimlich ansprechenden Reiz, der sonst so selten erreicht wird, und der sie ähnlich wirken läßt, wie die wirklichen, gewachsenen, die unsere Jugend bunt gemacht haben. Daß unsere Dichtung, wie man an Julius Wolff und Anderen sieht, sich in diesen Boden einwurzelt, muß man auf das Freudigste begrüßen: da liegt noch dichterischer Stoff die Menge, und solcher, der ganz anders lebendig ist, als die alten Wagnergötter, die schwerlich jemals in unserem Volk gelebt haben und jedenfalls nun völlig todt sind. Und bei diesen gemüthlichen Kobolden und Geistern findet sich doch auch noch Gelegenheit zu innerlichem Humor! Wie frisch dieser übrigens bei unserem Dichter quillt, dessen ist seine letzte Geschichte, die von seinem Hausschlüssel, wieder ein höchst erfreulicher Beleg. In Summa, es ist ein Buch, Kindern zur Lust, Erwachsenen zur Erbauung. Wer in der dumpfigen Stadt sitzt, dessen Seele führt es mächtig hinaus; und wer es draußen liest, im Wald, am Strand oder auf der Höhe, und die Echtheit seiner Stimmung auf das Strengste prüfen kann, der wird es wohl auch nicht falsch befinden. — Der Verleger, dessen Ausstattungen sich gerechten Rufes erfreuen, hat dem Buche ein würdiges Gewand gegeben: untadeliger Druck in Antiqua, für das Auge gefällig, Kopfleisten und Initialen zur Abwechselung einmal blau, geschmackvoll wenn auch einfach; das Papier schwer und fest, in einem Elzevierformat, das sich bequem hält und allenfalls auch in die Tasche schieben läßt. Die Ausgabe ist eine Freude für den Bücherliebhaber.

* * *

Von Gustav Rümelins **Reden und Aufsätzen** erscheint eine neue Folge bei J. C. B. Mohr, Freiburg und Tübingen. Die ersteren, Festreden, zu denen der Verfasser als Kanzler der Universität Tübingen von Amts wegen verpflichtet ist, erörtern in schöner Form und reich an Gedanken allgemein wissenschaftliche Fragen. Die Aufsätze, aus Zeitungen wieder abgedruckt, behandeln Stoffe der verschiedensten Natur. Unter Anderem enthält dieser Band den Artikel über die Uebervölkerungsgefahr und die Erinnerungen an Robert Mayer, die beide erst vor wenigen Jahren, als sie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen, bedeutendes Aufsehen erregten.

* * *

C. R. Pabsts **Vorlesungen über Lessings Nathan** gibt Fr. Edinger, ein Landsmann des Verstorbenen, in Bern bei B. F. Haller heraus. Wer akademische Vorlesungen der Art kennt, wird sich die Anlage des Werkes ungefähr vorstellen können: die Hälfte des Ganzen eine breite, gründliche Einleitung, die keinen einzigen Punkt übergeht, dann eine Untersuchung des Gedichtes selber (die der Vortragende häufig nicht mehr recht erledigen kann, weil ihm die Einleitung den besten Theil des Semesters weggenommen). So ist es ungefähr hier auch. Aber das Buch ist in der That sehr lehrreich, gibt genügend Aufschluß über Lessings Stellung zu den religiösen Fragen seiner Zeit und über Entstehung und Geschichte des Gedichtes. Seine Benutzung als Hülfsmittel beim Selbststudium wird nur durch das Fehlen eines Registers ein wenig erschwert.

* * *

Da ist nun wieder ein neuer Theater-Decameron erschienen, **Vor den Coulissen**, Originalblätter von Celebritäten des deutschen Theaters, herausgegeben von J. Lewinsky, Berlin, A. Hofmann & Comp. Protestiren hilft nichts; so lange noch irgend ein deutscher Mime nicht wenigstens einmal in so einem Buche Unterschlupf für seinen Styl gefunden, wird die Plage nicht aufhören. Die Beiträge müßten denn so langweilig werden, daß sie selbst die unreine Neugier des Publicums abtödteten. Leider läßt sich nicht annehmen, daß Lewinskys Sammlung diesen wünschenswerthen Erfolg haben werde. Es enthält eine Menge völlig interesseloses und albernes Zeug (meist von zarter Frauenhand), aber daneben auch eine ganze Reihe Skizzen, die man mit dem Gefühle, wirklich unterhalten oder belehrt zu werden, lesen kann.

* * *

Fritz Mauthner hat für seine Novellensammlung **Die Sonntage der Baronin** (Zürich, Cäsar Schmidt) die klassische Form gewählt, das Erzählen in einer Gesellschaft reihum gehen zu lassen. Schade nur, daß er der Muse dieses Kreises, die als Preis für die beste Novelle ihre Gunst aussetzt, gar so widerwärtige Züge gegeben. Dadurch kommt ein Grundton von Ironie in das Ganze, der sich für die Wirkung jeder einzelnen Novelle recht unvortheilhaft erweist. Man hat von vornherein keinen Glauben an die Sache, am wenigsten an den guten Willen der Erzähler. Die Novellen an sich sind gar nicht übel, besonders die, welche den Titel Um die schwarze Eiche führt, zeigt einen gesunden Realismus.

* * *

Julius Stinde — der Vielseitige — tritt mit einem Bändchen **Waldnovellen** auf (Berlin, Freund & Jeckel). Es sind leichte Skizzen, welche die Entwickelung eigentlich nur im Umriß angeben. Dafür tritt die Naturschilderung sehr in den Vordergrund. Sie ist durchweg mit Verständniß und offenbarer Liebe ausgeführt, und das bringt ein stimmungsvolles Element in die Erzählung, das einen höchst ansprechenden Eindruck macht.

* * *

Der Roman **Schwert und Feder** von Adolf Graf Adelmann (Jena, Hermann Costenoble) führt in actuelle Verhältnisse. Er schildert die eigenthümlichen Conflicte, welche die Regung der persönlichen Mannesehre dem Offizier bereiten kann, und den Widerstreit, den der Culturkampf unserer Tage auch in einzelne Familien getragen hat. Neben dem Talent, das der Verfasser offenbart, berührt sein warmes Vaterlandsgefühl äußerst wohlthuend. Daß die letzten zehn Jahre uns Großes geschaffen haben, das findet man in unserer Literatur allzu selten widergespiegelt, und deshalb verdient ein Dichter, der sich über all dem Kleinlichen, was auf der Oberfläche treibt, die Freude an unserer Zeit bewahrt, doppelte Anerkennung. — Der Verleger hat das Buch mit Schwabacher Lettern, Kopf- und Schlußstücken sehr schön ausgestattet, auffälliger Weise aber — gänzlich vergessen, dasselbe heften zu lassen.

* * *

Der dreibändige Roman von E. Bely: **Auf Irrwegen** (Herzberg a. H., C. F. Simon) fällt in die Gattung der Gouvernantenromane. Ein überaus edelmüthiges Mädchen, das um seiner Schwester willen seiner Liebe entsagt, später noch einmal von dem Manne ihrer Wahl übersehen wird, bis sie sich dann bei obligatem Frühlingssonnenschein am Ende des dritten Bandes mit ihm zusammenfindet. Daß ihr außerdem von schlechten Menschen das Leben sehr sauer gemacht wird, ist selbstverständlich. Dazu kommt dann der gebräuchliche schöne, geistvolle Mann, in den alle Frauen vernarrt sind, als Held, eine emancipirte Prinzessin, eine komische Hofdame, eine ränkesüchtige Professorsfrau, andere Bösewichter und Statisten — endlich noch die rührende Episode von dem Kämpfen und Lieben eines jungen Lyrikers, der mit Rücksicht auf die jüngsten Verhältnisse zu einem Idealisten jüdischer Abstammung gemacht wird. Aus diesen bekannten Ingredienzien hat die Verfasserin einen sehr lesbaren Roman zusammengebaut. Hübsche Schilderungen, flotter Dialog und feste Charakteristik machen ihrem alten Rufe alle Ehre. Und da das Ganze auch geschickt componirt und spannend ist, so wird es sicher bei dem zahlreichen Publicum naiver und weicher Seelen den gebührenden Beifall — vielleicht auch die Thränenspende finden, wonach die Dichter vor und nach Klopstock so sehnlich begehren. — Aber weshalb wenn denn die Verfasserin nur nicht Berlin als Ort ihrer Handlung? Muß denn jeder Roman in der ominösen „norddeutschen Residenz“ spielen? An einigen Stellen bekundet sie Blick genug für Lokalfarbe: wenn sie dergleichen feiner ausführte, würde ihr Buch einen ganz neuen Reiz ausüben.

* * *

Die Gräfin M. Keyserling, deren Erstlingswerk Lucciola seiner Zeit in diesen Blättern besprochen worden ist, behandelt in der **Sturmhexe** (Stuttgart, Eduard Hallberger) einen im Grunde ziemlich ähnlichen Vorwurf wie dort. Wieder mit ausgesprochenem Talent; und wieder spielt der Roman in Italien, diesmal in der Umgegend von La Spezia. Aber für solche junge Talente, die sich erst einen Leserkreis gewinnen wollen, ist es doch eigentlich sehr gewagt, immer wieder auf den Boden Italiens zurückzukehren, worüber schon alle die Großen gewandelt sind und mit breiter Sichel das Beste weggerafft haben. Für all das Ausländische kann doch in Deutschland nur ein sehr beschränktes Interesse herrschen — weshalb wendet sich die Verfasserin nicht dem nimmer versiegenden Heimatsboden zu?

* * *

Freunde historischer Romane wird es interessiren zu erfahren, daß Emil Harmening einen Roman aus der Kölner Stadtgeschichte, **Mathias Overstolz** geschrieben hat (Mülhausen i. E., Bufflebsche Hofbuchhandlung). Für diejenigen allerdings, die sich nicht darüber trösten können, daß Ebers nun die Feder aus der Hand gelegt, wird diese Geschichte, die erst im 13. Jahrhundert nach Chr. spielt, nichts sein. Anspruchsloseren Naturen, denen auch schon ein Alter von 600 Jahren achtungswerth erscheint, wird das sehr frisch und ganz gewandt geschriebene Buch eine hübsche Unterhaltung gewähren. In der That ist die Stadtgeschichte ziemlich der einzige mittelalterliche Stoff, der die Theilnahme unserer Zeit recht anzieht; und da die Chroniken dessen noch unendlich viel bieten, so wird daran kein Mangel eintreten, so lange das augenblickliche Verlangen nach Historischem auch vorhalten mag. Dieses ist in dem Buche übrigens mit weisem Maß behandelt; man stößt nirgends auf jene zwecklose Archäologie, die anderwärts so häufig ermüdet.

* * *

Bei den **Emanzipirten Novellen** von Joh. Proelß (Leipzig, Carl Reißner) klingt der Titel gefährlicher, als der Inhalt ist. Das Buch gehört keineswegs in den Giftschrank. Wie der Verfasser aber zu diesem verzweifelt zweideutigem Titel gekommen ist, darüber gibt er in einem sehr anmuthig geschriebenen Vorwort Rechenschaft. Anmuthig sind auch die Novellen selbst: das erzählende Talent des Autors hat einen ganz leisen weiblichen Zug. Die Composition ist überall von wohlthuender Einfachheit, die Durchführung fein und verständig.

Bibliographie.

Rabl, Dr. Josef. Ein Dutzend Zeitblüten. Steuerbrevier. 2. Aufl. 8. 38 S. Wien 1881, L. Rosner.

Thenen, J. Fräulein Doctor im Irrenhause. Eine Begebenheit aus unserer Zeit. 8. 93 S. Wien 1881, L. Rosner.

Bersing-Hauptmann, Anna. Jugendlieder und Lebensbilder. kl. 8. 287 S. Wien 1881, L. Rosner.

La Mara. Sommerglück. 8. 192 S. Leipzig, G. Knapp u. E. Nowak.

Schmidt-Weißenfels. Zwölf Weber. Biographisch-novellistische Bilder. kl 8. 160 S. Berlin, Abenheimsche Verlagsbuchhdlg.

Europäische Wanderbilder. Heft 12, 15, 18. Nyon am Genfer See, Thusis, Luzern und seine Umgebung. 8. Zürich, Orell, Füßli & Co.

Herrig, Hans. Drei Operndichtungen. 8. XVI u. 192 S. Berlin 1881, Friedr. Luckhardt.

May, Andreas. Heimkehr. Schauspiel in vier Aufzügen. 8. 102 S. München 1881, Theodor Ackermann.

— Das Stammschloß. Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. 70 S. München 1881, Theodor Ackermann.

Artemidoros. Aus Daldis Symbolik der Träume. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich S. Krauß. 8. 333 S. Wien 1881, A. Hartleben.

Evers, Georg Gotthilf. Katholisch oder protestantisch? oder: Wie war's möglich, daß ein orthodox-lutherischer Pastor „nach Rom gehen konnte?“ 8. 434 S. Hildesheim 1881, Franz Borgmeyer.

Reichenau, Wilhelm von. Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage. Gekrönte Preisschrift. gr. 8. 348 S. Köln und Leipzig 1881, Ed. Heinr. Mayer.

Heman, C. F. Die Erscheinung der Dinge in der Wahrnehmung. gr. 8. 170 S. Leipzig 1881, J. C. Hinrichs'sche Bchhdlg.

Meding, Oskar. (Gregor Samarow) Memoiren zur Zeitgeschichte, II. Abthlg. Das Jahr 1866. 8. 388 S. Leipzig 1881, F. A. Brockhaus.

Tagebuch auf Reisen (Sicilien, Athen, Constantinopel). Herausgegeben zu Gunsten des Bazars für „the foreigners in distress“, von einem „foreigner not in distress“. 4. 137 S. London J. W. Kolckmann. 20 sh.

Rümelin, Gustav. Reden und Aufsätze. Neue Folge. 8. 524 S. Freiburg und Tübingen 1881, J. C. B. Mohr.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 35. Berlin, den 27. August 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Ein- und Zweikirchensystem im deutschen Staatsverband.

Von Rud. Gneist.

I.

Wir haben den Culturkampf herzlich satt! — so lautete ein ehrliches Geständniß märkischer Kirchthurmspolitik im preußischen Landtage, welches sympathisch zur äußersten Linken hinüber klang. Beide Seiten haben von ihrem Standpunkt aus Recht. Der einen Seite wird es klar, daß sie dem alten Bündniß zwischen dem Kirchenpatron und dem Dorfpfarrer, auf welchem die ständische Ordnung unserer Gesellschaft einst beruhte, untreu geworden ist. Der andern Seite, der doctrinären Demokratie, aber muß man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie von Anfang an ein Gefühl dafür hatte, wie man mit diesem Streit nach dem confidentiellen Ausdruck eines hervorragenden Führers „einen großen politischen Fehler“ begehe. Anfangs sehr zögernd, hat sich die Demokratie erst betheiligt, als unter den Extravaganzen Pius IX. das Schlagwort eines „Culturkampfes“ hervorsprang, — ein bon mot, welches in Frankreich zu einem guten mot werden könnte, während man in Deutschland damit nur ausdrückt, daß man entweder den Ernst der Frage für unsere Kirche und unsere nationale Existenz nicht versteht, oder daß man mit dem frivolen Wort seinen animus hostilis gegen das deutsche Reich verdecken will.

Der hohen Bildung des 19. Jahrhunderts ist nichts schwerer geworden, als das Verständniß für die Macht und Bedeutung der Kirche als Institution. Man gestattet allenfalls dem Geschichtschreiber die Behauptung, daß die Kirche des Mittelalters den selbstsüchtigen, gewaltthätigen Sinn der Germanen umgewandelt, daß ihre Fundation von unten herauf — von der Ortspfarre und der klösterlichen Ansiedelung bis zur einheitlichen Spitze des Papstthums — die sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters wirklich gebessert, die germanischen Stämme mit andern Völkern, sowie die Stände unter sich, zu einem friedlichen Gesammtleben vereinigt, daß — mit einem Worte — die Kirche die staatsbildende Macht des Mittelalters par eminence gewesen. Man läßt das wohl als geschichtliche Wahrheit gelten. Vielleicht wird die nächste Generation, mit einem Rückblick auf den Nihilismus, die Socialdemokratie, das Fenierthum der Gegenwart, sogar anerkennen, daß das Christenthum jene Macht noch heute ist. Die Gegenwart vermag es schon aus dem Grunde nicht, weil in dem Parteitreiben des Ultramontanismus und des orthodoxen Lutherthums die versittlichende und versöhnende Macht des Christenthums allerdings nicht zu erkennen ist.

Der Grund der habituellen Unterschätzung kirchlicher Machtverhältnisse liegt in den Nachwirkungen der französischen Revolution. Jene gesellschaftliche Umwälzung war nicht gegen die Kirche gerichtet, sondern gegen die kirchlichen Besitz- und Machtverhältnisse. Die freche Pariser Posse, welche der Göttin der Vernunft Altäre errichtete, hat nicht länger gedauert, als viele anderen Entreacts in diesem Centrum der theatralischen Welt. Der wirkliche Gegenstand des Angriffs war der Besitz und der Regierungsapparat der römisch-katholischen Kirche. Dies kirchliche System in seiner unabänderlichen Richtung auf Macht und Besitz war nur allzu tief verwachsen mit allen Interessen der privilegirten Stände. Die Hauptmassen des concentrirten kirchlichen Besitzes waren zu adligen Dotationen und Rentenanstalten geworden. In Deutschland bildete der kirchliche Großgrundbesitz noch weiter hinausgehend das Stammvermögen, mit welchem nach der Reichsverfassung die Kosten der Landesregierung der geistlichen Fürstenthümer bestritten werden mußten. Die römische Kirche hatte ihr letztes Ziel, die Erlangung der höchsten äußeren Macht, hier wirklich erreicht, und um so mehr ihren eigentlichen Beruf verloren. Die „Kirche“ lebte zwar noch, aber nur in der stillen Wirksamkeit der ärmlich besoldeten Ortsgeistlichkeit, deren wirklich kirchlicher Besitz sich nicht säcularisiren ließ und nirgends säcularisirt worden ist.

Der Angelpunkt der Bestrebungen und der Erfolge der französischen Revolution war demnach die Säcularisation. Napoleon I. hat danach seine Maßregeln gegen den Papst, gegen den Kirchenstaat und gegen die kirchlichen Herrschaftsgebiete getroffen. In diese Bewegung wurde nun auch Deutschland hineingezogen. Schon längst vor der Auflösung des römischen Reichs deutscher Nation war unser Land in drei locker zusammenhängende Großstaaten auseinander gefallen: in Oestreich, Preußen und das in späterer Zeit so genannte „Reich“, d. h. jenes Drittel Deutschlands, in welchem der regierende geistliche und weltliche Adel mit einer Anzahl von Reichsstädten einen Föderativstaat bildete, der für die ständische Ordnung der europäischen Gesellschaft noch immer den Muster- und Normalstaat darstellte. An diesem Föderativstaat vollzog sich nun am sichtbarsten die Neubildung der Staats- und Gesellschaftsordnung. Aus der Kassirung des ganzen Regierungsapparats der römischen Kirche und seiner Dotation ging vorzugsweise die Neuformation der deutschen Mittelstaaten hervor — zum Theil willkürliche Neugebilde, zum Theil so gewaltige Erweiterungen, daß der alte dynastische Besitz nur den Stamm und den Namen für einen neuen Territorialstaat hergab. Mit wenigen Gewaltschlägen ist die ganze Reihe der regierenden kirchlichen Fürsten verschwunden, die reichen Besitzungen der Domkapitel und Stifte sind zu Staatsdomänen geworden, die Mehrzahl der Bisthümer sogar zeitweise erledigt und deren Geschäfte durch Verweser nothdürftig versehen. Theologische Schulen

und eine Berufsbildung der katholischen Geistlichkeit gab es nicht mehr. Die Weise, in der der französische Empereur mit dem Papst, mit seinen Bischöfen und deren Besitz verfuhr, — die völlige Entkleidung der Kirche von allen äußeren Machtverhältnissen gerade in dem Mittelpunkte ihrer glänzenden Stellung, in Deutschland, — und das Alles ohne Widerstand in dem Strom einer großen gesellschaftlichen Bewegung sich vollziehend: mußte das nicht in der öffentlichen Meinung Europas den Glauben erzeugen, daß es mit der Macht der Kirche unwiderruflich am Ende, daß die theokratischen Ideen des Mittelalters für immer zu Grabe getragen seien?

Um so unbedenklicher und eifriger ging die Restauration an die Wiederaufrichtung der römischen Kirche. Die jetzigen Herrscher empfanden tief die Erschütterung aller Autorität, welche die Revolution und das napoleonische Regime zurückgelassen hatten. Die Ideen der heiligen Allianz und des sich daran knüpfenden christlich-legitimistischen Idealismus sahen in der Wiederaufrichtung des Papstthums, in der Wiederbesetzung und festen Organisation der kirchlichen Provinzen, Bisthümer und Kapitel, in dem Wiederaufleben des kirchlichen Ordenswesens, in der vollen Restauration des Kirchenregiments nur das Wiedererstehen der „bewährtesten“ Stütze aller weltlichen Autorität. Auch bei den protestantischen Mächten und der griechisch-katholischen Kirche wie bei den leitenden Staatsmännern der Zeit ist kein anderer Gesichtspunkt erkennbar, als der einer Kräftigung der jetzigen Ordnung durch das Autoritätssystem der „Kirche“.

Mit der Wiederaufrichtung des gesammten Regierungsorganismus der römischen Kirche kehrte naturgemäß auch ihr Anspruch auf die Herrschaft über die Familie und die Schule, auf die kirchliche potestas jurisdictionis, auf die Herrschaft über die getaufte Christenheit an Haupt und Gliedern wieder. Allein man sah auch darin keine Gefahr für die im Vollbesitz aller äußeren Gewalten befindlichen Staaten, am wenigsten in denjenigen Staatsgebilden, die sich auf dem Höhepunkt des Absolutismus mit einem neu gekräftigten Beamtenthum befanden. Die alsbald hervortretenden Forderungen der Curie wurden von den praktischen Staatsmännern als Prätensionen angesehen, die kaum ernst zu nehmen seien.

In dem ersten Menschenalter nach der Restauration von 1815 gestaltet sich danach das Verhältniß zur Curie sehr verschieden und wechselnd. Ueber diesen Wechsel der Erscheinung hat man lange Zeit das übersehen, was gleichmäßig für die Machtstellung jeder Kirche, am meisten der römisch-katholischen Kirche, maßgebend sich in stiller Wirksamkeit vollzog. Zunächst die Fundation von unten heraus, welche durch die dauernde Organisation der Lehre und Seelsorge ihren täglichen Einfluß auf das Leben und Denken der Nationen übt und bestimmungsmäßig üben soll — in der römischen Kirche verstärkt durch den Cölibat, der alles leitende Personal im Dienste der Kirche von den Interessen der Familie und des Privatvermögens ablöst —, weiter verstärkt durch die Macht des Besitzes, indem die Kirche die schweren Verluste der Säcularisation durch den Neuerwerb bald wieder auszugleichen begann.

So war auf den Trümmern des französischen Cäsarenthums kräftiger als seit den Zeiten der Gegenreformation die römische Kirche wiedererstanden, die für alle Zeiten das mustergültige Vorbild einheitlicher Staats-Organisation darstellt, — nur vergleichbar dem Regierungsapparat des späteren römischen Kaiserreichs, dem er in der That entlehnt ist.

In allen Staaten Europas, in denen die Mehrzahl der Bevölkerung der alten Kirche treu geblieben, zeigt sich nunmehr die Aufrechterhaltung des confessionellen Charakters dieser Staaten trotz aller gottlosen Lehren und Ideen der Revolution. Die neugestaltete staatsbürgerliche Gesellschaft hatte zwar die völlige Gleichheit aller Glaubensbekenntnisse zu ihrem Lebensprincip und Grundrecht erhoben. Allein schon die französische Revolution fand eine gewaltige Kluft zwischen dem Ausspruch solcher Postulate und ihrer Ausführung. Es zeigte sich, wie unabänderlich die Kirche in ihrer Lehre und Seelsorge mit dem Denken und Fühlen der Nation verwachsen war. Der Versuch, die Kirche zu ignoriren und die Kirchengemeinschaft nur als Privatgesellschaft zu behandeln, ließ sich nur in einem Schreckensregiment auf kurze Zeit verwirklichen. Der dauernde Erfolg beschränkte sich auf eine äußerliche Auseinandersetzung, in welcher die historische Staatskirche mit ihren Aemtern und lokalen Fundationen allein als „Kirche“ stehen blieb, neben ihr aber den einzelnen Bekennern anderer Denominationen die bürgerliche Rechtsgleichheit, den einzelnen Gemeinden die Religionsübung, im günstigen Fall auch ihren größeren Verbänden ein gewisses Maß der Selbstverwaltung gewährt wurde. Dagegen war im Verwaltungsrecht des Staates und in dem Familienrecht der Nation die „Kirche“ wesentlich in ihrem Besitzstand geblieben, die kirchlichen Behörden ausschließlich mit einer obrigkeitlichen Würde bekleidet, ihre Geistlichkeit im Besitz der alten Immunitäten. Das alte Staatskirchenrecht (in Frankreich selbst sogar la loi canonique), soweit es nicht ausdrücklich durch Gesetze abgeändert war, galt noch als gemeines Landesrecht. Im Staats-Ceremoniał, in der Feier der Sonn- und Festtage, in allen öffentlichen Einrichtungen und Volksanschauungen blieb der confessionelle Charakter des Staatsverbandes stehen. Man braucht nicht lange Zeit in Italien, Frankreich, Belgien, Spanien und in dem größten Theil der östreichischen Erbstaaten zu leben, um sicher zu wissen, daß man in einem „katholischen Lande“ lebt und daß trotz alles Streites um die Herrschaftsansprüche der Kirche, trotz aller Feindseligkeit zwischen kirchlichen und antikirchlichen Parteien, die römische Kirche von unten herauf mit dem Volksleben und Volkscharakter verwachsen bleibt. Die einzelnen akatholischen Familien und Gemeinden stehen daneben als Enclaven, und kein Buchstabe der Grundrechte hat dort mehr als eine Gleichheit der Einzelberechtigung zu schaffen vermocht. Die alte Kirche, unter deren Leitung die Nation erwachsen ist, bleibt verwachsen mit dem Geist des Familienlebens und der Erziehung der Jugend auch in der neuen Entwickelung der Gesellschaft. In dem Bewußtsein dieser Nationen lebt die Kirche als ein Stück ihres individuellen Lebens fort.

Allerdings hat die freiere Entwickelung der neuen staatsbürgerlichen Gesellschaft auch in diesen Ländern das Bewußtsein erzeugt, daß das äußerliche Bekenntniß zur „Kirche“ nicht mehr Bedingung der bürgerlichen Rechtsfähigkeit sein könne, daß die Gewissensfreiheit ebenso wie die Preßfreiheit und das Vereinsrecht zu den Lebensbedingungen der heutigen Culturvölker gehören, daß namentlich eine freiere Behandlung der Ehehindernisse (deren Bedeutung zum großen Theil mit den veränderten Volkssitten eine andere geworden), eine minder strenge Aufrechterhaltung der sacramentalen Unauflöslichkeit der Ehe, eine freiere Entwickelung des Unterrichts und der Wissenschaft, auch gewisse Beschränkungen der Erwerbung zur todten Hand und des Ordenswesens, im Interesse der heutigen Gesellschaftsordnung zu verlangen seien. Alle diese Forderungen gestalten sich indessen zu Compromissen zwischen der Staatsgesetzgebung und der kirchlichen Ordnung der Nation. Sobald dagegen andere Bekenntnisse sich in Gestalt einer Gegenkirche mit der Tendenz einer Umgestaltung des nationalen Lebens erheben, so bricht in den romanischen Völkern ein leidenschaftliches, gewaltthätiges Nationalgefühl hervor, welches seit den Zeiten der Waldenser, seit der Bartholomäusnacht bis heute das Schicksal aller kirchlichen Reformationsversuche bezeichnet. Der akatholische, insbesondere protestantische Theil der Bevölkerung kennt die Gefahren, die ihm aus dem Erwachen dieser Leidenschaften drohen. Der einsichtige Theil der Dissidenten erhebt daher keine Ansprüche auf Gleichberechtigung einer Gegenkirche, sondern begnügt sich mit der Berechtigung des Einzelnen, der Einzelgemeinden und einer gewissen Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten. Kein noch so kategorisch gefaßter Grundrechtsparagraph hat dies Verhältniß zu ändern vermocht.

In der politischen Parteibildung ergiebt sich daraus bei diesen Nationen ein Gegensatz von kirchlich und liberal, oder in den extremen Parteistellungen ein Gegensatz zwischen Jesuitismus und Freimaurerthum (wie in Belgien), den man unberechtigter Weise auf Deutschland zu übertragen versucht. In

jenen Ländern der katholischen Nationalkirche wurzeln in der That die Antithesen gegen den Katholicismus nicht wie in Deutschland in gleichberechtigten religiösen Ueberzeugungen einer andern Kirche, sondern in Postulaten der heutigen Gesellschaftsordnung, die den positiven Inhalt des „Liberalismus" bilden. Beide Seiten des Volkslebens stehen bei diesen Nationen in ungefährem Gleichgewicht. Der Streit zwischen den Parteien ist daher vergleichbar einem ehelichen Zwist, in welchem Action und Reaction in einem ziemlich begrenzten Streitgebiet um etwas vorrücken oder zurückweichen. Erbittert, heftig, nicht selten gewaltthätig tritt auch dieser eheliche Zwist auf. Er steigert sich bis zu dem Gedanken einer Ehescheidung, für welche die französische Julirevolution das Schlagwort einer „Trennung von Kirche und Staat" erfunden hat. Dennoch bleiben diese politischen Parteien auf dem gemeinsamen Boden ihres nationalen Staates stehen. Auch der extremste Parteimann hört nicht auf, sich als Franzose, Belgier, Italiener zu fühlen. Ja Pio Nono selbst hat in entscheidenden Momenten sich als Italianissimo gefühlt. Und in Wechselwirkung damit steht, daß die römische Curie selbst in Ländern, in denen sie herrscht, trotz aller starken Worte, welche zum Curialstil gehören, stets ein gewisses Moderamen inne hält, auch gegen starke und gewaltsame Maßregeln der Staatsgewalt. Es war dies eine Bevorzugung, die auch dem östreichischen Kaiserstaate zu Theil wurde und an der selbst Deutschland einigen Theil nahm, so lange die Dynastie Habsburg die deutsche Kaiserkrone trug und so lange Oestreich die anerkannte Präsidialmacht des deutschen Bundes blieb.

Diese Gestaltung der Kirchenpolitik und ihrer Parteien gilt übrigens nicht von der römisch-katholischen Kirche ausschließlich, sondern liegt in der Stellung jeder einheitlichen Staatskirche, sobald dieselbe mehrere Generationen hindurch mit dem Leben und Denken einer Nation verwachsen ist. Ein analoges System gilt daher für die Stellung der anglikanischen Kirche in England, der lutherischen Kirche in den nordischen Reichen, der griechischen Kirche in Rußland, — mit Abweichungen, die hauptsächlich auf dem etwas höheren Maß der Duldsamkeit beruhen, welche anderen Kirchensystemen innewohnt. Man kann kurzweg sagen, daß dies Grundverhältniß waltet in sämmtlichen Staaten Europas, — mit Ausnahme von Deutschland.

Macht man sich nun aber klar, was von diesen Grundverhältnissen für Deutschland zutrifft: so gelangt man in jeder wesentlichen Beziehung zum Gegentheil, und ebendeshalb finden wir uns außer Stande, von Frankreich, Belgien oder England wohlgemeinte Rathschläge für unsere Kirchenpolitik anzunehmen. Es ist bekanntlich nicht einerlei, wenn zwei Personen dasselbe thun. Alle theologischen und kirchenpolitischen Raisonnements der Völker mit einheitlicher Staatskirche können unmöglich Anwendung finden auf eine Nation mit einer voll entwickelten Kirche und Gegenkirche, die mit einander in dem schroffsten Gegensatz stehen, der unter den großen Kirchensystemen des Christenthums sich überhaupt entwickelt hat, weil er in Deutschland unmittelbar aus der Spaltung einer Kirche in zwei Kirchen hervorgegangen ist.

Die Eigenartigkeit der deutschen Kirchenpolitik beruht darauf, daß seit der Reformation eine Mehrheit von Kirchen mit den deutschen Landeshoheiten verwachsen ist, auf Kosten unserer nationalen und staatlichen Einheit. Seit dem westfälischen Frieden zertheilt sich Deutschland in geschlossene, einigermaßen abgerundete Gebiete verschiedener Fürsten, Herren und Städte, welche einerseits der alten Kirche, andererseits dem Bekenntniß der Augustana mit mehrfachen Unterscheidungen zugehört. Es wäre lehrreich, auch für die heutigen Verhältnisse, eine in der üblichen Weise colorirte Karte des „confessionellen Deutschlands im Jahre 1648" vor Augen zu haben.

Die schärfsten Gegensätze der staatskirchlichen Formation (wie sie sich im europäischen Staatsverbande etwa zwischen England und Frankreich darstellen) waren hier mitten in den Körper des deutschen Reichs hineingelegt. Nach den Grundanschauungen des Jahres 1648 sah aber die Volksstimmung im „katholischen" Einzelstaat die Protestanten wenig anders an, als die Hugenotten in Frankreich; im „protestantischen" Staat die Katholiken wenig anders, als zur Zeit Karls I. in England; die Reformirten im „lutherischen" Staat ungefähr so, wie das orthodoxe Lutherthum die heutigen Protestantenvereine. Diesen Vorstellungen entsprechend gab es nun in jedem deutschen Lande nur eine Kirche, welche alle Rechte der „Kirche" und ihre Herrschaft über Familie, Schule und alle Dependenzen des kirchlichen Lebens übt. Die Bekenner der anderen Kirche sind an dieser Stelle rechtlos, können zur Auswanderung gezwungen werden, und werden nur gegen gewisse Rechtschicanen und rechtliche Zurücksetzungen durch den westfälischen Frieden geschützt. Dies sind die „wohlhergebrachten Rechte der Kirche", auf welche sich heute ebenso der römisch-katholische Clerus wie die lutherische Pfarrgeistlichkeit berufen, um dem Staat die Linien seiner Berechtigung und seines Berufs vorzuzeichnen und ihre Theorien vom „christlichen" Staat zu fundamentiren. Es entgeht diesen theologischen Anschauungen freilich, daß das Recht des westfälischen Friedens im Laufe von sechs Menschenaltern in Deutschland Schritt für Schritt umgewandelt und in verfassungsmäßigem Wege zu dem heutigen deutschen Staatskirchenrecht geworden ist.

Das Recht des westfälischen Friedens ist nach seinen Buchstaben glücklicherweise nie zur Ausführung gekommen. Die wirklich vorgekommene „Transplantation" akatholischer Unterthanen sind so singuläre Ausnahmen, daß die Geschichte sie als Extravaganzen notirt hat. Die unzähligen Chicanen und kleinlichen Quälereien der herrschenden Kirchensysteme gegen Einzelgemeinden und deren Bekenner aber wurden meistens durch Reichstagsgravamina, Repressalien, Compromisse nach kürzerer Zeit beseitigt, schlimmsten Falls durch den Regierungsnachfolger gut gemacht.

Das dynastische Interesse, welches Deutschland in mehr als 300 Landesgebiete zerspaltete, hatte auch den guten Erfolg, daß katholische, lutherische und reformirte Gebiete ziemlich oft unter einem Landesherrn vereinigt wurden, der in der Regel nicht gesonnen war, seine Landeskinder in rechte Kinder und Stiefkinder zu scheiden. Aber auch abgesehen davon, war als Folge des unabsehbaren Elends des dreißigjährigen Krieges mit der Erschöpfung auch ein Indifferentismus eingetreten, von welchem nur wenige Staaten eine Ausnahme machten. Erst etwa in der dritten Generation beginnen die gebildeten Klassen der Nation in jene weiter gehende Richtung einzulenken, die man als die „Aufklärungsperiode" zu bezeichnen pflegt. Was in der Behandlung kirchlicher Fragen sich unter den Aufgeklärten Europas als Gallicanismus, Josephinismus, Episcopalismus geltend macht, verbindet sich in Deutschland mit dem Gefühl, daß die Ueberwindung des confessionellen Staatenthums Lebensbedingung der Existenz einer deutschen Nation und eines deutschen Gesammtstaates geworden war. Die Dissidenz der kirchlichen Bekenntnisse, welche in allen übrigen Staatsbildungen Europas als geduldete Exemtion die Substanz des nationalen Staates nicht gefährdet, gestaltete sich hier zu einem Gegensatz, in welchem jeder Theil nicht Duldung, sondern Alleinherrschaft seines kirchlichen Bekenntnisses verlangte und mit Aufgebot alles theologischen und juristischen Scharfsinns die äußersten Consequenzen dieser Alleingeltung zu ziehen wußte. In dem internationalen Verhältniß confessionell verschiedener Staaten wird ein connubium der beiderseitigen Unterthanen ziemlich leicht genommen. In dem engeren Gebiet rivalisirender Kirchen ein und desselben nationalen Verbandes dagegen kehrten sich die schroffsten Gegensätze in den Vordergrund. Es konnte hier kaum ein Hirtenbrief erlassen werden über die christliche Ordnung der Familie ohne vor der „Pest der gemischten Ehen", ohne vor dem „Eindringen gottloser Irrlehren" in Schule und Haus zu warnen, und auch dem toleranteren Theil blieb nichts übrig, als eine Erwiderung in ungefähr gleichem Stil. Und gerade in dem Maße, in welchem der tägliche Wandel und Verkehr die verschiedenen Religionstheile aneinander zu bringen und zu vermischen anfing, steigerte sich, vom kirchlichen Gesichtspunkt aus, das Gefühl einer Gefahr des Indifferentismus oder des Abfalls vom rechten Glauben. Dieser täglichen Erscheinung gegenüber konnten die größeren Landes-

regierungen sich der Frage nicht entziehen, was aus der deutschen Nation werden sollte, wenn zwischen ihren Religionstheilen keine Ehe, keine Verwandtschaft, keine sittliche Gemeinschaft von der Tanse bis zum Grabe, keine Gemeinschaft der Erziehung, der Bildung, der Humanitätsanstalten mehr bestehen können? Das naturgemäße Verwachsen des Staates mit der historischen Kirche, das Verwachsen der politischen mit den kirchlichen Gemeinden, welches allen andern Völkern Europas zum Segen, zum Einheitsband für Staat und Gesellschaft geworden war, wirkte in Deutschland als ein stetiges, mächtiges, mit der Macht der Kirche wachsendes Element des Zwiespolts der Nation.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Fenier und ihr Dynamit-„Privatkrieg“ mit England.

„Die Welt wird zuletzt eine große Kronkenstube,“ meinte neulich ein berühmter Kritiker derselben, als ich ihm meine Absicht mittheilte, über das Höllenmaschinentreiben der Fenier in den Vereinigten Staaten einige Betrachtungen anzustellen. Rußland hat seine Verderben drohenden Nihilisten, Deutschland und Frankreich haben ihr Socialisten-„Päckchen“ zu tragen, und England muß zehntausende von Augen Tag und Nacht offen halten, um nicht eines Morgens auf den Ruinen seiner Großstädte aufzuwachen. Es fürchtet sich weder vor Nihilisten noch vor Communisten, aber die immer stärker werdenden Wespenstiche der Fenier versetzen selbst den ruhigen Engländer in eine Aufregung, die ihn selbst vor dem Verlangen nach einer Zügelung der Preßfreiheit in den Vereinigten Staaten nicht Halt machen lößt und welche die Verurtheilung des Herrn Most wegen Aufreizung zum Monarchenmorde zu sechs Monaten Gefängniß zur Genüge erklärt. In der That verschwindet die Sprache des Redacteurs der „Freiheit“ hinter der schäumenden Wuth, mit welcher die glücklicherweise nur alle acht Tage einmal donnernden Orgone der Fenier in New-York und Philadelphio gegen den „Erdfeind“ auftreten. Da heißt es z. B. im O'Donovan Rossas „United Irishman“: „Wir sind der Ansicht, daß in dem Kampfe gegen Englond die Irlönder London, Liverpool und die englischen Flotten niederbrennen könnten, und wir setzen hinzu, niederbrennen sollten, falls England sich ferner weigert, Irland gerecht zu werden.“ Kein Wunder, daß die englische Presse diese Brandreden mit den erfolgreichen oder versuchten Bränden in Causalverbindung setzt und die neulich über zwei erfolglose Brandstifter in Liverpool verhängte, ungewöhnlich schwere Strafe (der eine wurde auf Lebenszeit, der andere auf 15 Jahre in das Zuchthaus geschickt) mit nervösem Beifall begrüßt und sich jede Begnadigung solcher „politischen Verbrecher“ verbittet, die in O'Donovans Falle so schlimme Früchte getrogen habe. Dieser Führer der Dynamitfraction der Fenier kleidet den Mord sogar in das Gewand einer Theorie, wenn er schreibt: „Die „moderne Wissenschaft“ kommt jetzt den verbannten Irländern zu Hülfe und verschafft ihnen eine Stimme bei den internationalen Angelegenheiten der Welt.“ Ein anderer Irländer, Namens Crowe, seines Zeichens städtischer Lampenanzünder in Peoria, einer mittleren Stodt im Staat Illinois, führt diese Theorie noch weiter aus, indem er für sich das Recht in Anspruch nimmt, mittelst Dynomituhrmaschinen „Privatkrieg“ gegen England zu führen. Er erklärt sich sogar offen für den Anfertiger jener Höllenmaschinen die im Juki auf verschiedenen amerikanischen Dampfschiffen im Hafen von Liverpool von den allerdings schon drei Wochen vorher von ihrer Absendung in Kenntniß gesetzten engkischen Behörden so rasch in Beschlag genommen wurden, daß ihnen dadurch die Gelegenheit entging, die Personen in die Hände zu bekommen, an welche jene Maschinen adressirt waren. Der Umstand, daß die Zündhütchen derselben sorgfältig eingewickelt neben denselben lagen, daß ferner die auf sechs Tage oder Stunden berechnete Uhr gar nicht gestellt war, so daß an ein Losgehen der Ladung während der Oceanfahrt gar nicht zu denken war, hat der Vermnthung Raum gegeben, daß die Namen der Adressoten ebenso erdichtete waren wie die der Absender im Hafen von Boston, kurz daß es nur darauf abgesehen war, die Engländer zu schrecken, nicht aber olle ihre Schiffe wirklich in die Luft zu sprengen. Der Pariser „Figaro“ läßt sich in demselben Sinne von seinem Londoner Correspondenten vor einigen Tagen schreiben: „In Woolwich wurde in der Nähe des Pulvermagazins eine Kiste entdeckt, welche mit einer braunen Mosse gefüllt war, welche jedoch die Sachverständigen nicht in Brand zu setzen vermochten. Ein Dynamit, der nicht zum Explodiren zu bringen ist, wenn ihn nicht ein Fenier unter die Finger nimmt, ist allerdings der Dynamit wie er sein soll.“ Es steckt in der That in diesen Maschinen wie in dem ganzen Treiben der Fenier ein schaurig-komisches Moment. Ist doch die ganze Geschichte dieser durch die Jahrhunderte sich ziehenden irischen Verschwörungen daran so reich! Man könnte in der That sagen, daß das Verschwörerthum bei den Irländern nicht nur zu einem Geschäft, sondern zu einem Theil ihres Wesens geworden ist, und daß diese fieberhafte Anspannung, welche bei den politischen Flüchtlingen anderer Nationen nur einige Jahre anhält, bei jenen sich in Permanenz erklärt hat. Das Leben des Irländers ist eine Ellipse mit zwei Centren- oder Doppelsonnen, der katholischen Religion und der Voterlandsliebe, und diese letztere besteht wesentlich nur aus dem Hasse gegen England. Und in dem amerikanischen Fenier haben wir diesen Haß potenzirt. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Fractionen der Fenier bezieht sich nur auf die gegen England ins Feld zu führenden Mittel, im Hasse selbst sind Alle einig, und zwar nicht allein die katholischen, sondern auch die protestantischen Irländer in den Vereinigten Staaten und Canada. Glücklicherweise ist der Muth und die Selbstlosigkeit der Fenier nicht ebenso groß und der Charakter ihrer Führer ihnen selbst so wenig Vertrauen einflößend, daß die Hauptsummen, welche zur Agitation in Irland dienen, direct an die Landliga daselbst abgeführt werden. Der skandalöse Streit auf der in der zweiten Woche des August in Chicago tagenden Fenier-Convention drehte sich einzig um die Verwendung, bezw. den Mißbrauch und die Unterschlagung des sogenannten Scharmützel- oder Plänklerfonds, der sich auf etwa 100,000 Dollar belaufen haben soll. Ein Theil desselben ist für den Bau eines Torpedoboots in New-York ausgegeben, welches bei seiner ersten Probe mit einem komischen Fiasco endigte. Als man nämlich damit unter dem Wasser fuhr, ging der aus ein paar Leuten bestehenden Mannschaft die Luft ous und sie wäre beinahe erstickt. Dies von einem Irkänder erfundene Boot ist somit harmlos, weil unbenutzbar. Daß die Frage, ob Dynamit im Kampfe mit England zu verwenden sei oder nicht, in Chicago zur Verhandlung gekommen sei, leugnet zwar ein Theil der dort versammelt Gewesenen, aber der Austritt einer Anzahl Abgeordneter, die zu Rossas Fahne schwören, deutet doch darauf hin, sowie die Erklärung dieses Führers selbst, in New-York demnächst eine neue und zwar die allein berechtigte Fenierversammlung berufen zu wollen. Diese Uneinigkeit unter den Führern wie unter ihren Anhängern ist ein wahres Glück für England. Ihr ist es zu verdanken, daß die amerikanische Presse die Fenier immer mit einer gewissen Verachtung behandelt und sie in Folge dessen vielleicht zu leicht nimmt. Die New-Yorker Times z. B. steht nicht an, in jener Dynamitmaschinensendung nach England nur ein Mittel zu sehen, um den Strom der Beiträge in die Fenierkassen wieder reichlicher fließen zu machen. Es sei ein zwar schauriges Spiel, eine Art tragikomischer Farce, aber doch immer nur eine Farce gewesen, nie ein ernstes, auf wirkliche Explosionen in England abzielendes Unternehmen. Die bisherige Geschichte der Fenieragitation unterstützt allerdings diese Annahme. Sie hat ihre Ebbe und Fluth immer gehabt und die Führer haben es auch schon früher verstanden, durch Kunst nachzuhelfen, wenn der Eifer des Zahlens nachließ. Die Massen verlangen von Zeit zu Zeit Erfolge, Sensationen, oder sie geben die Sache auf oder schieben sie doch auf die lange Bank. Als im Februar 1866 die Habeascorpus-Acte für Irland suspendirt wurde und unter den Verhafteten sich auch viele amerikonische

Bürger irischer Abkunft befanden, wurden in den Vereinigten Staaten überall irische und andere Entrüstungsversammlungen gehalten und der Congreß mit Petitionen bestürmt, sich für die Freilassung der Verhafteten zu verwenden. Das geschah denn auch mit großem Erfolg und führte unter Anderm auch zu der Aenderung der veralteten Naturalisationsgesetze Englands und des ganzen europäischen Continents. Damit waren aber die Fenier noch lange nicht zufrieden. Der Lärm dauerte fort, die Gelder flossen, man kaufte Gewehre, man exercirte, kurz diesmol sollte es dem brittischen Löwen ans Leben gehen. Aber es dauerte Monate, ehe der Schlag geführt wurde, und als er geführt wurde, war es ein Schlag ins Wasser. Eine Anzahl bewoffneter Fenier marschirte auf canadisches Gebiet. Aber statt es zu erobern, wurden sie durch ein Regiment canodischer Milizen rasch entwoffnet und ins Gefängniß gesteckt. Nur der Verwendung der Vereinigten Staaten-Regierung verdankten sie es, daß sie mit einem blouen Auge davon kamen und, was die seitens der amerikanischen Regierung gegen die ergriffenen Fenier gestellte Anklage auf Verletzung der Neutrolitätsgesetze betraf, so tieß man mit Rücksicht auf den politischen Einfluß der über 6 Millionen zählenden Irländer in den Vereinigten Staaten Gnade walten, um welche der Congreß den Präsidenten am 23. Juli 1866 ausdrücklich ersucht hatte. Von jenem Mißerfolge in Canada erholte sich die fenische Sache lange nicht, zumal da auch damals zwei Fraktionen und deren Führer um die Gelder sich in den Haaren lagen und gegenseitig der Unterschlagung beschuldigten. Erst die in Irland seit einem Jahre in Kraft gesetzte Zwangsbill hat den Enthusiasmus der amerikanischen Fenier wieder in Thätigkeit gesetzt. Ihr politischer Einfluß ist allerdings groß genug, um jede neue Gesetzgebung zu verhindern, welche ihrer Agitation gegen England engere Grenzen zu ziehen geeignet wäre. Was die Preßfreiheit betrifft, so werden die Rossas in New-York auch ferner so viel zu Mord und Brand auffordern können, wie sie wollen. (Uebrigens hat auch die Londoner „Daily News" sich nicht gescheut, eine Blumenlese solcher Aufforderungen zu veröffentlichen.) Die amerikanische Presse mißbilligt dieselben ebenso wie die englische, aber sie hält sie bei der geringen Verbreitung jener Wochenblätter für ungefährlich. Was die Versendung von Dynamitmaschinen betrifft, so steht auf dergleichen allerdings eine Strafe von 2000 Dollars oder Gefängniß bis zu 18 Monaten, aber einerseits wird eine derartige Strafe Niemanden abschrecken, andererseits ist bei aller Wachsamkeit dos Einschmuggeln solcher Kisten unter unschuldigen Namen in die Schiffsfracht nicht zu verhindern, es würde sonst der Handel unerträglichen Verzögerungen unterworfen werden. Die Amerikaner sind geneigt, diese Feniergefahren durch die Zwietracht und das Ungeschick der Fenier selbst paralysiren zu lassen.

Nur auf diplomatischem Wege wäre eine neue Bestimmung der Acte zu erzielen, durch welche die Neutrotität eines Landes durch dessen Einwohner einer befreundeten Macht gegenüber verletzt wird. Bis jetzt wurde unter solchen Handlungen nur die Ausrüstung militärischer Unternehmungen verstanden und England hat ja für die aus seinen Häfen während der sechziger Jahre ousgelaufenen consöderirten Alabamas 13 Millionen Entschädigung an die Vereinigten Staaten zahten müssen. Falls ein wirksames Torpedoboot von New-York nach England gelangte, würde England zu einer ähnlichen Klage auf Entschädigung berechtigt sein. Die Absendung einer Dynamitmaschine fällt vor der Hand noch nicht unter den Begriff einer militärischen Unternehmung, wenn sie auch in ihren verderblichen Wirkungen jener nicht nachstehen würde. Hier ist offenbar eine Lücke im Völkerrecht, die mit der jetzt gleichfalls neu ventilirten über den Begriff und die Ausdehnung politischer Verbrechen und des Asylrechts der Aufmerksamkeit des im nächsten Monat in Köln zum neunten Male sich versammelnden internotionalen Vereins für Reform und Codification des Völkerrechts sich empfehlen würde.

E. Schlaeger.

Zukunftsbahnen in Asien.

Von Georg Kollm.

III.

Politische Nothwendigkeit und commercielle Interessen wiesen den Russen bei ihrem steten Vordringen in Centralasien den Weg; dieselben Motive veranlaßten sie, wie wir gesehen, sich allen Ernstes mit Projecten von Eisenbahnen zu befossen, welche in erster Linie die eroberten Gebiete durchfurchen, dann aber später den Anschluß on das Bahnnetz Indiens erstreben oder bis on den persischen Golf fortgeführt werden sollen. England verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit die russischen Pläne, durch deren Verwirklichung sein politischer Einfluß auf die central- und vorderasiatischen Verhältnisse annullirt, seine Handelsinteressen sehr schwer geschädigt werden würden. Eine Schranke von militärischer, politischer und commercieller Bedeutung dagegen wäre nun in einer Bahn zwischen dem mittellöndischen Meere und Indien, resp. dem persischen Meerbusen zu schaffen; sie würde den Wall bilden, welcher die Russen in ihrem Vordringen noch dem Süden aufzuhalten vermöchte, auf welchem England die Vertheidigung seiner Handelsherrschaft in Asien führen könnte.

Die Idee einer solchen Verbindung zwischen Indien und Europa durch die vorderasiatischen Gebiete hat auch in der That bereits wiederholentlich englische und auch türkische Staatsmänner beschäftigt. So brachte W. P. Andrew auf Anregung von Musurus Pascha im Johre 1863 eine Linie in Vorschlag, welche Belgrad mit Basra am persischen Golfe verbinden sollte, Konstantinopel berührend. In einem andern Projecte wollte man Trapezunt, die alte Handelsstadt am Schworzen Meere, als Ausgangspunkt für eine Bahnlinie wählen, welche über Erzerum durch Persien nach Indien gehen sollte, während der Anschluß an das europäische Bohnnetz auf dem Wasserwege (Schwarzes Meer — Donau) herzustellen sein würde. Nach Eröffnung des Suezkanals schien es freilich, ats wenn England von der Herstellung eines continentalen Weges nach seinen asiatischen Besitzungen Abstand nehmen wollte; der Ankauf eines großen Theils der Suezkanal-Actien vor einigen Jahren schien für den Entschluß der britischen Regierung zu sprechen, sich mit dem Seewege nach Indien zu begnügen. Die politischen Ereignisse haben jedoch die Ansichten geändert. Seitdem einerseits die Russen in Batum, Kars und Chiwa festen Fuß gefaßt haben und Erzerum, Teheran und Merw bedrohen, andrerseits Großbritannien von Cypern Besitz ergriffen und die Schutzherrschaft über Kleinasien übernommen hat, ist man in England wiederum der Frage eenstlich näher getreten, sich neben dem Seewege auch eine Schienenverbindung nach Indien zu schaffen. Die natürliche Basis für die hierouf bezüglichen Projecte bildet jetzt die Insel Cypeen; man scheint von einer directen Uebertondstinie über Konstantinopel zunächst Abstand zu nehmen und die durch Cypern beherrschte Kuste des nördtichen Syriens als Ansongspunkt von Bahnen auszuersehen, die man je nach der von ihnen vorzugsweise verfolgten Richtung mit dem Namen „Euphrot- resp. Tigris-Bahnen" bezeichnet findet.

Wir wollen nur zwei aus den vorliegenden zahlreichen Projecten hervorheben, die durch die ihnen zu Grunde liegenden wissenschaftlichen Recognoscirungen, sowie durch ihre politische und commercielle Bedeutung Anspruch auf Beochtung für die Zukunft verdienen.

Andrew, dessen wir bereits oben Erwähnung gethan hoben, plaidirt zunächst in seiner Schrift „India and her Neighbours", sowie in einem Vortrage, den er im Februar 1880 in der Londoner Gesellschaft der Künste und Wissenschaften hielt, für die Euphratthal-Route nach Indien. Seine projectirte Bahn soll von der kleinasiatischen Hafenstadt Iskanderun (Alexandrette) ousgehen, von wo sie über Aleppo, Balis, Hit, Kerbela, Nedschef, Semaua und Sukesch dem Euphrat bis zum

Chat-el-Arab folgen soll, um in der Nähe von Basra bei Koeit an der Spitze des persischen Golfes ihren Endpunkt zu erreichen. Die Verbindung von hier nach Bombay kann alsdann durch die bereits von den Engländern errichtete Euphrat-Dampfschifffahrtgesellschaft bewirkt werden. Man könnte jedoch auch die Trace unter Umgehung des sehr ungesunden Mündungsgebietes des Chat-el-Arab direct auf Bender-Buschehr, den Haupthafen Persiens, und von dort dem Meere entlang bis Karrantschi führen; die hier endende Industhal-Bahn vermittelt alsdann die Verbindung mit dem Netze der indischen Bahnen. Außerdem würde eine Zweiglinie, welche von Skutari (Konstantinopel) abginge und sich mit der Euphratlinie etwa bei Aleppo vereinigte, diese an das europäische Bahnnetz anschließen.

Nach den von competenter Seite gegen diese Route erhobenen Einwendungen scheint zunächst schon die Wahl von Iskanderun als Endstation am Mittelmeere nicht glücklich, da die Verbesserung dieses schlechten Hafens nur mit sehr großem Kostenaufwand zu ermöglichen wäre. Der etwas südlicher gelegene gute Hafen Sueidie (das alte Seleukia Pieria) verdient vielmehr den Vorzug; hierdurch ließe sich noch der Vortheil erreichen, daß die Bahn dem unteren Laufe des Orontes folgen und in seinem Thale das Küstengebirge Syriens bequemer passiren könnte. Einen Haupteinwurf gegen die Euphratthal-Route bildet unseres Erachtens jedoch der Umstand, daß sie auf dem größten Theile ihres Laufes, im Euphratthale nämlich, auf der einen Seite von der syrischen Wüste, auf der andern von der mesopotamischen Wildniß begleitet wird, so daß einmal schon dem Bau und dem Betriebe der Bahn sehr große Schwierigkeiten in den Weg gestellt werden, dann aber auch England, abgesehen von dem nicht anzuzweifelnden strategischen Werth dieser Bahn überhaupt, unter gewöhnlichen Umständen keinen sehr großen Nutzen aus dieser Verbindung ziehen würde.

Uns scheint es daher geboten, daß England seine Aufmerksamkeit mehr einem Projecte zuwendet, das in den Jahren 1872—74 von dem östreichischen Ingenieur Wilhelm Pressel auf Grund von Ergebnissen der von ihm geleiteten wissenschaftlichen Expeditionen sorgfältig bearbeitet worden ist. W. Pressel erhielt damals von der Pforte den Auftrag, ein Programm auszuarbeiten, nach welchem ganz Vorderasien mit einem Netze von Schienenwegen überspannt werden sollte. Hochfliegende Pläne, von denen nur die kurzen Strecken von Skutari nach Ismid, sowie von Smyrna aus einerseits nach Kassaba, andrerseits nach Aidin-Güselhissar wirklich zur Ausführung gekommen sind.

Von besonderem Interesse ist nun derjenige Theil jener Vorarbeiten, welcher sich auf die Herstellung einer Tigrisbahn bezieht; an der sorgfältigen Bearbeitung dieses Projects nahmen ganz besonders die Ingenieure Czernik und Otto Schütt — letzterer auch durch seine Forschungen in Aequatorial-Afrika, wohlbekannt — bemerkenswerthen Antheil. Zum vorläufigen Endpunkt dieser 1625 Kilometer langen Tigrisbahn-Linie ist die Stadt Bagdad ausersehen worden, da von hier über Basra regelmäßiger Dampferverkehr nach Indien stattfindet. Von Bagdad durchzieht die Trace das zwischen Tigris und Dijala gelegene Oasenland, an den zahlreichen sassanidischen Ruinenstätten vorüber, durch das Hamrin-Defilee über Kefri nach der Kurdenstadt Kerkuk; im weitern Verlaufe passirt die Linie das kurdische Gebirgsland, Erbil — das alte Arbela — berührend, überschreitet den großen Zerb bei Salia, an derjenigen Stelle, wo nachweislich die Kriegsbrücke des Darius Kodommanus während der Schlacht von Gaugamela sich befand, und wendet sich über Kermelis — das alte Schlachtfeld von Gaugamela — nach Mosul. Der Tigris wird beim Nestorianer-Dorf Feysch-Chabur, in dessen Nähe sich große Kohlenlager befinden, überschritten; über Mardin gelangt man nach Diarbekr, dem politischen und ethnographischen Centrum Kurdistans, und erreicht über Ursa bei Biredschik den Euphrat. Für den syrischen Theil dieses Projectes sind einige Varianten aufgestellt, unter ihnen eine Linie über Aleppo nach Sueidie, die aus den früher entwickelten Gründen vorzuziehen sein möchte.

Die commerciellen Vortheile dieser Tigrisbahn liegen klar auf der Hand. Diese Trace passirt fast durchweg wohlbebautes, oder wenigstens cultivirbares Land mit stellenweise recht dichter Bevölkerung — nur die Strecke vor Mosul, wo die Linie die nördlichen Vorberge Süd-Kurdistans auf ca. 100 Kilometer berührt, sowie das Bergland zwischen Mardin und Diarbekr ist als besonders unfruchtbar und dünn bevölkert hervorzuheben. Die wichtigsten Punkte und Handelscentren Mesopotamiens, Kurdistans und Syriens werden von der Tigrisbahn berührt, so daß die Rentabilität derselben in bedeutend erhöhterem Maße gesichert erscheint, als wie bei der Euphratlinie, was namentlich mit Rücksicht auf die zu erwartende Concurrenz einer russisch-centralasiatischen Bahn nicht außer Acht zu lassen sein möchte.

Während man sich in Vorderasien über das beste Bahnproject noch nicht hat schlüssig werden können und der Bau einer Euphrat- resp. Tigrisbahn noch in weiter Ferne schwebt, haben die Engländer jedoch von Indien aus, wo der afghanische Krieg die Eisenbahnbauten recht in Fluß gebracht hat, den Bau einer Bahn in das Gebiet von Beludschistan in Angriff genommen. Dieselbe zweigt sich bei Shikarpur von der Industhal-Bahn ab, geht über Jakobabad am Rande der Katschaebene und ist bereits bis nach Quetta im Bolanpaß fortgeführt. Der Ausbau der Linie Quetta-Kandahar scheint mit Rücksicht auf die dortigen politischen Verhältnisse vorläufig sistirt zu sein. Diese Linie soll später durch das nördliche Persien bis nach der syrischen Küste — ebenfalls nach Sueidie — fortgesetzt werden. Eine sich im Taurus abzweigende Nebenlinie wird in Skutari münden. — Doch schon durch den Bau der Linie Shikarpur-Quetta entsteht für die Vertheidigung Afghanistans und der Nordwestgrenze Indiens ein wesentlicher Gewinn, der noch erheblich wächst, wenn die Bahn in der That bis Kandahar fortgesetzt wird.

Während wir bis jetzt die verschiedenen Projecte einer Verbindung Indiens mit dem Westen beleuchtet haben, mögen noch der Vollständigkeit wegen in Kürze diejenigen Projecte berührt werden, welche Indien mit Ostasien verbinden sollen. In Bezug hierauf ist zunächst das Project der Assambahn zu verzeichnen, die sich von der Nord-Bengalbahn bei Rangpur abzweigen und über Gowalpara, im Thale des Bramaputra entlang, durch Assam bis an die Grenze der chinesischen Provinz Yunnan geführt werden soll; auf ihr können alsdann europäische Güter bis nach dem Südwesten des himmlischen Reiches transportirt werden.

Dann ist ferner die Britisch-Birma durchschneidende Rangun-Irawadi-Bahn zu erwähnen, die bereits in einer Länge von 260 Kilometer von Rangun bis Prome in Betrieb gesetzt ist und welche zunächst noch 68 Kilometer weiter bis Alanmyo ausgedehnt werden soll. Es liegt in der Absicht, sie später bis Kalkutta fortzusetzen, um so auch Hinterindien mit dem vorderindischen Bahnnetz in Verbindung zu bringen. Auch soll noch von Rangun eine andre, auf 260 Kilometer berechnete Staatsbahn nach der an der Grenze von Birma belegenen Stadt Tongu erbaut werden, als Anfang für eine Saluen-Bahn, die uns durch Birma hindurch in das südliche China hineinführen würde.

Schließlich ist noch ein französisches Project zu erwähnen, welches Saigon in Cochinchina durch eine 290 Kilometer lange Bahn mit der am Me-Khong gelegenen Stadt Penom-Penj in Kambodja verbinden will. Auch diese Bahn würde später durch Tongking nach der chinesischen Provinz Yunnan fortgeführt werden.

Von allen soeben erwähnten Projecten verdient unzweifelhaft die Route zwischen dem mittelländischen Meere und dem persischen Golf wegen ihrer commerciellen und strategischen Wichtigkeit unser größtes Interesse. Da ihre Länge 2000 Kilometer nicht überschreiten würde, so könnte der Weg durch den persischen Golf, verglichen mit demjenigen durch den Suezkanal und das rothe Meer, die Ueberfahrt von London nach Bombay ungefähr um sieben Tage abkürzen. Hierdurch würde in Friedenszeiten eine Concurrenz mit dem Suezkanal hervorgerufen, welche dem letzteren jedoch keineswegs Nachtheil bringen würde. Jede der

beiden Linien würde ihre besondern Vortheile haben, den Jahreszeiten und der Natur der transportirten Güter entsprechend; sie würden sich gegenseitig ergänzen und die commerciellen Transactionen durch Vermehrung der Handelsbewegungen erleichtern. Freilich ist der Transitverkehr einer indo-mediterranischen Bahn nicht zu hoch in Anschlag zu bringen, da immerhin in Folge des Umladens und Verschiffens der Waaren am Mittelmeer die Auslagen und das Risico so groß werden dürften, daß ein großer Theil des Waarenverkehrs entweder die zukünftige directe Continentalroute durch Rußland oder den Seeweg durch den Suezkanal vorziehen würde. Für die Deckung der Bau- und Betriebskosten muß daher in erster Linie auf den lokalen Verkehr gerechnet werden, weshalb auch schon vorher für die Tigrislinie als diesem Zwecke am besten entsprechend plaidirt wurde. Doch auch auf die Ergebnisse dieser letzteren darf vorläufig die Hoffnung nicht zu hoch gespannt werden, da bei der namenlosen türkischen Mißwirthschaft Handel und Industrie in jenen von der Natur so reich bedachten Gebieten vollständig darniederliegen. Auf eine Besserung solcher traurigen Zustände ist freilich erst nach Schaffung einer starken und ehrlichen Regierung zu rechnen, wozu die Türkei nicht geeignet erscheint.

So groß immerhin auch unter den jetzigen Verhältnissen das pecuniäre Risico für eine anglo-indische Bahnlinie sein mag, so wird doch bei dem großen strategischen Werthe derselben die Nothwendigkeit ihres Zustandekommens, seitens der Anhänger dieses Projectes, ganz besonders betont. Die Möglichkeit eines Conflictes zwischen Rußland und England in Asien ist nicht ausgeschlossen, und dann möchte für diese Eventualität der Suezkanal den Engländern nicht genügen, der mit wenigen Torpedos oder durch versenkte Schiffe sehr leicht unbrauchbar zu machen ist; dann würde der Landweg, welcher den Engländern eine gesicherte Verbindung mit ihrem indischen Kaiserreiche gestattet, auf welchem sie nach Belieben europäische und indische Truppen befördern können, von allergrößter Wichtigkeit sein. Diese indo-mediterranische Bahn würde dann nicht nur den Suezkanal zu schützen vermögen, sondern wäre auch ein Mittel, den Fortschritten Rußlands in Centralasien Halt zu gebieten.

Möge jedoch maßvolle Politik auf beiden Seiten die von uns besprochenen Zukunftsbahnen in Asien niemals als Mittel zum kriegerischen Austrage zwischen beiden europäischen Kolossen in Verwendung bringen, sondern sie ihre Bestimmung allein in der Erfüllung ihrer friedlichen Zwecke finden lassen!

Literatur und Kunst.

Darwinismus und Mythologie.

Von Carus Sterne.

Die heutzutage das philosophische Scepter schwingende Schule der Kriticisten, welche, ihren Ursprung von Kants „Kritik der reinen Vernunft" herleitend, soeben ihren hundertjährigen Geburtstag gefeiert hat, muß, wenn sie das Erbe ihres Meisters getreu bewahren und vermehren will, vor Allem das Ziel im Auge behalten, eine objective Weltanschauung an die Stelle der verschiedenen subjectiven zu setzen, die sich überlebt haben. Natürlich wird ihr das niemals ganz gelingen, und wenn es gelänge, würde sich vielleicht die Frage aufdrängen, ob eine so ganz „entmenschte" Weltanschauung noch ein Gewinn für Menschen wäre, allein auch hier heißt die Parole: „sich selbst überwinden", und wer soll denn in die Tiefe graben, wenn es der Philosoph nicht thun wollte? Um nun diese höchste Aufgabe der Philosophie zu erfüllen, nämlich die Dinge, wie sie sind, so nahe als möglich zu erkennen, muß der Philosoph zunächst bei dem Psychologen in die Schule gehen, er muß sich von diesem zeigen lassen, wie die Psyche arbeitet, um erkennen und ausscheiden zu können, was diese vor ihrer Schulung in den Teppich des Weltgemäldes hineingewebt hat, was in unsrem Wissen von den Dingen seinem Ursprunge nach subjectiv und was objectiv ist.

Dieser Läuterungsprozeß des Goldes von den Schlacken hat selbstverständlich bereits in den ältesten Philosophenschulen begonnen. Als Xenophanes in seinen derben aber nur zu begründeten Versen die Götterwelt Homers und Hesiods verspottete:

— — es denken sich Thoren die Götter wie Menschen geboren,
Auch mit Gewändern wie sie, mit Stimme und Körper versehen;
Hätten die Ochsen und Löwen wie wir nur Körper und Finger,
Würden die Ochsen sich Ochsen, die Löwen sich Löwen, die Pferde
Pferde zu Göttern sich bilden und so sie mit Körpern begaben,
Ganz nach ihrer Gestalt und so wie sie selber gemacht sind.
— — — — — — — — — — — — — —

und als Protagoras aussprach, der Mensch sei das Maß aller Dinge, da begann jener zuerst bei der Weltanschauung des Volkes einsetzende Reinigungsproceß langsam, ist dann mit langen Unterbrechungen vorwärtsgeschritten und hat endlich, sich überstürzend, zu jenen Extravaganzen der letzten Jahrhunderte geführt, in denen mit allem nur möglichen Ernste behauptet wurde, die Welt existire überhaupt nur in der menschlichen Vorstellung; jene Vorwelt, in der es noch keine Menschen gab, sei erst zur Wirklichkeit geworden, seit wir sie aus ihren Trümmern neu aufgebaut haben, und was der Delirien mehr sind. Leider ist das Umgekehrte wahr; die Welt draußen existirt wirklich, während die innere Welt immer nur bedingtermaßen vorhanden ist, sonst hätten ja die Götter Griechenlands wirklich gelebt und alle die wachen Träume der Menschheit, die sich zu unendlichen Mythenkreisen verdichtet haben, wären ebenso wahr und hätten nicht weniger Anspruch auf Realität, als die Welt irgend eines phantasiereichen Philosophen. Es wäre ein Vorwurf für einen tiefsinnigeren Dichter, eine Götterdämmerung zu schreiben, in dessen Vorspiel Indra, Osiris, Zeus und Wotan ihre jährliche Götterversammlung abhalten und berathen, wie der Götternoth abzuhelfen sei. Eine höhere Macht hat in ihnen die Ideen und Wünsche der Menschen verkörpert und jedem Volke die Götter verliehen, die es verlangte. Indra ist des ewigen Kampfes müde, Zeus liebessatt, Osiris findet keinen Gefallen mehr an dem ständigen Umgang mit Mumien und Wotan ginge seiner windigen Natur entsprechend gerne auf Reisen. Indessen, sie alle müssen die Gedanken ihres Volkes verkörpern, so lange noch ein einziger Mensch an ihre Existenz glaubt. Mit ganz andern Gefühlen als jener Jupiter Tragödus des Lucian, der in seiner Noth zu beten anfing, als einige Philosophen seine Existenz zu leugnen begannen, blicken sie mit Hoffnung auf alle ähnlichen Bestrebungen, die ihren Bann zu lösen versprechen; sie ahnen nicht, daß sie nach den Ansichten gewisser scharfsinniger Philosophen in Amt und Würden auszuhalten hätten, so lange es noch einem alten Mütterchen gefiele, weiter an sie zu glauben. Indessen wollen wir die Exposition dieser dramatischen Satire auf die idealistische Philosophie nicht weiterführen, sondern uns vielmehr zu den Fortschritten der Philosophie wenden, die ihr Bund mit dem Darwinismus gezeitigt hat.

Wenn man früher darnach strebte, das menschliche Irren aus der Weltansicht zu entfernen, das Weltgemälde von Anthropomorphismen zu reinigen, so waren es zunächst doch meist nur die aus Mißdeutung der sinnlichen Eindrücke, nicht aber die aus der gesammten Vorstellungsform eines in sich abgeschlossenen Wesens folgenden Irrthümer, die man zu beseitigen mit Erfolg versuchen konnte. Aber die neuere Schule der Völkerpsychologen, der Waitz, Geiger, Caspari, Lubbock, Tylor, Spencer u. s. w. hat einen Schritt weiter gethan, indem sie sich in den Geist des Naturmenschen zu vertiefen suchte, um zurück zu verfolgen, wie er zu jenen mythischen Anschauungen gelangt ist, die noch bei uns den Sinn für die reine Erfahrungswissenschaft so oft fälschen, eine Erbschaft des Blutes, deren Niemand so leicht ledig wird. Man sieht, die Aufgabe ist eine wesentlich psychologische, aber auch auf die Völkerpsychologie muß, um sie fruchtbringend zu machen, jenes genetische Princip angewendet werden, welches nach der Anregung Darwins auf den verschiedensten

Gebieten zu den bedeutendsten Erfolgen geführt hat. Der französische Philosoph Taine und Darwin haben durch die Veröffentlichung zweier anspruchsloser Tagebücher über die Geistesentwicklung kleiner Kinder eine neue, besonders von William Preyer in Jena und Fritz Schultze in Dresden gepflegte Wissenschaft ins Leben gerufen, die Psychogenesis oder Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes. Eine wie bedeutende Rückwirkung diese Wissenschaft auf die Psychologie und durch diese auf die Philosophie äußern wird, kann man leicht nach den ersten Anwendungen voraussehen, welche ein italienischer Psychologe, Tito Vignoli in Mailand, in seinem Buche „Mythus und Wissenschaft"*) davon gemacht hat, und auf welche wir hier mit einigen Worten näher eingehen wollen.

Reisende Ethnologen haben bekanntlich überall bei Naturvölkern die Neigung angetroffen, nicht nur Thiere und Pflanzen, sondern auch die gesammte unbelebte Natur, Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde, Wasser und Feuer, Fels und Stein beseelt zu denken, eine Anschauungsform, die man als Animismus bezeichnet hat. Vignoli bemüht sich nun, und wie mir scheint mit Erfolg, zu zeigen, daß dieser Animismus eine secundäre Erscheinung ist, die auf einer allgemeineren Auffassungsform beruht, welche auch dem Thiere eigen ist. Wenn man von einer Psychogenesis spricht und sich zu dem Standpunkte emporgeschwungen hat, daß man nicht nur dem lebenden Körper, sondern auch jenem innern Ausdrucke desselben, den man als Geist bezeichnet, eine Entstehung, ein Werden zuerkennt, so wird man nicht mehr glauben, daß die menschliche Intelligenz ohne Werdeproceß, wie die gerüstete Minerva aus dem Haupte des Zeus entsprungen sei, wir sehen sie ja im Kinde heranwachsen, und erfreuen uns alle Tage an den Aeußerungen ihrer Vorstufen im Thiere. Kein denkender Mensch, der sich mit den Forschungen unsrer Tage — ich erinnere nur an die schönen Arbeiten von Fritsch, Hitzig und Munk in Berlin über die functionelle Homologie der Gehirntheile bei Menschen und Säugethieren — beschäftigt hat, kann heute daran denken, andere als graduelle Unterschiede zwischen der Intelligenz des Menschen und der höhern Thiere statuiren zu wollen. So ungeheuer hoch die menschliche Intelligenz über diejenige des begabtesten Thieres sich zweifellos erhebt, jedenfalls ist kein specifischer Unterschied vorhanden. Die neueren paläontologischen Untersuchungen von O. C. Marsh in New-Haven haben gezeigt, daß die Hirnkammern der Pferde und aller Thiergeschlechter, die sich durch längere Epochen zurückverfolgen lassen, von den ältesten Zeiten an schrittweise an Umfang zugenommen haben, so daß sich das Wachsthum des psychischen Apparates paläontologisch nachweisen läßt.

Welcher Unterschied besteht zwischen der thierischen und menschlichen Intelligenz? Dieser wichtigen Frage hat Vignoli in einem vor einigen Jahren erschienenen Buche: „Ueber das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Thierreiche" (Bd. XXXVI, derselben Int. Bibliothek) einen Ausdruck gegeben, dem man im Allgemeinen zustimmen kann; er sagt nämlich, die geistige Thätigkeit sei im Wesentlichen bei Mensch und Thier dieselbe, nur fehle dem Thiere die innere Anschauung seiner Anschauungen, d. h. dasjenige, was wir als das Selbstbewußtsein bezeichnen. Das Thier macht Wahrnehmungen mit Sinnen, die größtentheils schärfer sind als die unsrigen, es macht Schlüsse, es erinnert sich vergangener Dinge, aber alle diese Thätigkeiten werden bei ihm wahrscheinlich nur durch äußere und innere Processe, die nicht unter dem Einflusse des Willens stehen, geweckt, es kann diese Processe nicht leiten, zergliedern, nicht Erscheinungen willkürlich herbeirufen, gegeneinander abwägen, was eine geistige Selbstbeobachtung, eine Verdoppelung des Intellects voraussetzt, wie sie schon das alte Wort homo duplex! bezeichnet. So träumt ein Hund ganz wie ein Mensch, ja er kann durch fortgesetzten Absynthgenuß schnell in Säuferwahnsinn mit Phantasmen versetzt werden, aber er wird niemals den Traum von der Wirklichkeit unterscheiden lernen, oder die Phantome seines Fiebers als solche erkennen, was der Mensch bis zu einem gewissen Grade sehr wohl vermag.

Wenn wir zu einer solchen Anschauung vorgedrungen sind, müssen wir uns den menschlichen Geist aus dem thierischen hervorgegangen denken, und für die Sprachforscher ist das Mittel, durch welches dieser Aufschwung stattgefunden hat, längst kein Geheimniß mehr, es ist die Ausbildung der Sprache, mit welcher die Intelligenz gewachsen ist, die den Menschen zur Bildung abstracter Begriffe und damit zum Selbstbewußtsein geführt hat, wie wir noch heute Völker finden, deren Sprache und Geist in gleicher Armuth an abstracten Begriffen verharren. Wollen wir also die Anfänge des menschlichen Geistes, seine Genesis studiren, so müssen wir bei seiner Vorbedingung, dem Boden aus dem er erwachsen ist, dem thierischen Intellect anfangen; wollen wir die Weltanschauung des primitivsten Menschen uns neu construiren, so müssen wir zuvor uns in den Horizont des Thieres zu versetzen suchen. Ein schweres Problem, was dennoch versucht werden muß.

Jemand, der Thiere genauer beobachtet hat, wird bald nicht mehr daran zweifeln, daß sich des Thieres gesammtes Sinnen und Trachten um seine Sicherheit, Ernährung und Fortpflanzung dreht, also ungefähr um dasselbe, was auch das Dasein niederer Menschen völlig ausfüllt. Da für ihn kein Auge der Polizei wacht, so ist es mit wenigen Ausnahmen solcher Thiere, die sich überall sicher fühlen, stets auf seine Sicherheit bedacht; wie der Naturmensch mißtraut es allem und jedem Außendinge, so lange die Neugier, oder das Gefühl eigener Stärke oder Sicherheit (wie bei den Vögeln) nicht überwiegt. Die ganze Natur theilt sich ihm in Feinde und Freunde, alles Neue wird mit argwöhnischen Blicken betrachtet, und, sobald es sich bewegt, mit doppelter Vorsicht beobachtet. Obwohl das Pferd sich unter der Leitung des Menschen, wo ihm beinahe nie eine ernste Gefahr entgegentritt, seine stete Besorgniß abgewöhnt haben könnte, ist es dennoch in vielen Fällen ohne Scheuklappen gar nicht zu gebrauchen: vor einem weißen Chausseesteine, einer wehenden Fahne, ja vor einem Papierblatt, welches der Wind treibt, springt es entsetzt zur Seite. Selbst der intelligente Hund bellt den Mond an, der in seine Hütte leuchtet und springt wie besessen hinter dem Steine her, den sein Herr wirft. Er sieht, wie der Stein vom Boden aufgenommen und geworfen wird, aber Niemand, der sein Gebahren bei der Verfolgung beobachtet, wird daran zweifeln, daß er ihn für ein lebendes Wesen hält. Vor einer Reihe von Jahren habe ich in Davos einen Hund beobachtet, der es verstand, die Steine selber lebendig zu machen, um sich dann hinter ihnen matt und müde zu hetzen. An einem steilen Abhange, der mit bequemen Wegen versehen ist, liegen dort eine Menge loser Steine, die man nur zu lockern braucht, um sie in starken Sprüngen weite Strecken hinunterpoltern zu sehen. An diesen Waldwegen trieb der in Rede stehende Hund, wie ich mehr als einmal aufmerksam beobachtet habe, stundenlang ein nachdenkliches Spiel. Mit der Schnauze oder mit der Vorderpforte stieß er die Steine hinab und sprang dann in gewaltigen Sätzen und mit lautem Gebell hinterdrein, und da der Sport für die Spaziergänger an der 6—700 Fuß hohen Bergwand schließlich lebensgefährlich wurde, mußte dem Eigenthümer verboten werden, den Hund frei herumlaufen zu lassen. Wer die Erregung des Thieres bei diesem Spiele sah, konnte nicht daran zweifeln, daß es die Steine als seinesgleichen, als lustige Gesellen und Spielkameraden ansah, die nur eines geringen Anstoßes bedurften, um aus ihrer trägen Ruhe geweckt zu werden und munter mit ihm um die Wette zu springen. Und wie sollte er auch nicht? Unsere gelehrtesten Physikprofessoren wissen bis auf diese Stunde nicht, was die Schwerkraft ist, wie sollte es der Hund begreifen! Ganz ähnlich aber wird es den Thieren mit den andern Naturerscheinungen gehen, das Feuer ist ihm ein beißendes Thier wie dem Urmenschen; Winde, Blitz und Donner, Hagel und Regen sind Aeußerungen belebter Wesen, alles was sich bewegt, lebt. Vignoli scheint mir darum das Richtige zu treffen, wenn er schließt, die Intelligenz des Thieres gehe nirgends über einen dunklen Begriff seines eigenen

*) Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XLVII. Leipzig 1880, Brockhaus.

Wesens hinaus; es könne sich nicht klar von der übrigen Natur unterscheiden, und Alles was ihm in irgend einer Weise als handelnd, oder selbst nur Widerstand leistend, entgegentrete, werde deshalb von ihm für ein mit Willen begabtes Wesen, von seiner eigenen Natur, d. h. als thierisches Individuum, gleich denen, die ihm sonst im Kampfe entgegentreten, angesehen. Sogar die Pflanzen, die der Wind bewegt, mögen von ihm als thierische Wesen aufgefaßt werden, wenn auch als solche, die sich für gewöhnlich nicht zur Wehre stellen. Kräuterfresser, die mit ihrer Schnauze ein ungewöhnlich fest im Boden gewurzeltes Gewächs, oder einen ausnahmsweise fest am Stamme sitzenden Zweig erfaßt haben, gerathen in Wuth, als wenn sie es mit einem widerspänstigen Gegner zu thun hätten; eine Nessel oder ein dorniges Gewächs zeigt ihnen auch, daß stille Wässer oft tief sind, und die Giftgewächse, die sie meist sorgfältig vermeiden, sind ihnen vielleicht als unheimliche, in ihrem Magen rumorende Feinde bekannt. Die Eigenthümlichkeiten der sogenannten Sinnpflanzen kann man sich kaum anders erklären, als wenn man annimmt, daß ihre Fähigkeit, sich plötzlich bei Berührungen zusammenzufalten, ihnen nützlich geworden ist, indem sie damit Thiere erschreckten und verscheuchten, die sich von dem zarten Laube nähren wollten, und in der That schützen sich die meisten ihrer nähern Verwandten, soweit sie ebenfalls niedrige Gebüsche darstellen, durch Dornen oder purgirende Stoffe in den Blättern. Kurz, das Thier hat alle Ursache, sich überall von feindlichen Gewalten umgeben zu denken, und daß es dieselben stets als verwundbare und sterbliche Thiere betrachtet, beweist z. B. jede Schlange und Eidechse, die wüthend in den hingehaltenen Stock beißt, als ob sie denselben verwunden oder vergiften könnte.

Mit anderen Worten, es entspricht dem geistigen Horizonte des Thieres, Alles was ihm in den Weg tritt, zu personificiren, oder — wenn wir dieses Wort für Vermenschlichungen reserviren wollen, — zu entificiren, d. h. zu lebendigen Wesen zu machen. Die Entification ist eine Grundthätigkeit niederer Intelligenzen, deren ganzes inneres Erkenntnißvermögen sich auf ihr Selbst beschränkt. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst", sagt der Erdgeist zu Faust, und ähnlich könnte man zu jedem intelligenten Wesen sagen: „Du suchst in allen Dingen Deinesgleichen". Daß dieser Schluß im Allgemeinen richtig ist, das wird man um so leichter zugeben, wenn man sich erinnert, wie sehr noch immer Naturmenschen, wie sehr vor Allem unsre Kinder zu Personificationen aller Naturdinge neigen. Taine erzählt uns in den oben erwähnten Beobachtungen, die an einem kleinen Mädchen angestellt wurden, daß es unaufhörlich mit allen Dingen sprach und Antwort erwartete. Es frug unausgesetzt: Was sagt das Pferd? was sagt der große Baum? u. s. w. Das schimmernde Wasser fesselte stets seine Aufmerksamkeit, und als man ihm sagte, der Mond, dessen Nebenherspazieren auf Reisen alle Kinder interessirt, gehe unter (la lune se couche), frug es sogleich, wo die Bonne des Mondes sei? Aehnliche Beobachtungen werden alle Personen gemacht haben, die sich mit Kindern beschäftigt haben, indessen wir dürfen nur an unsere täglichen Redensarten von „gutem" und „schlechtem" Wetter, von dem „treulosen" Meere, dem „störrischen" Felsen, von der Sonne, die auf- oder untergehen „will", von dem See, der sein Opfer „verschlingt", von der „durstigen" Erde, die das Wasser „auffangt", erinnern, um uns zu überzeugen, wie tief in unsrem ganzen geistigen Mechanismus die Sucht zur Personification aller und jeglicher Objecte und Naturvorgänge steckt. Pignoli nennt das eine thierische Erbschaft im Menschengeiste, und ich glaube, er hat Recht. Ebenso wie das Thier, wird der wenig über dessen geistigen Horizont emporragende primitive Mensch mit Naturnothwendigkeit dazu geführt, sein unvollkommenes Ich in allen Dingen, die ihn umgeben, zu spiegeln, und darin liegt die Ursache jener weit und breit bei allen Naturvölkern gefundenen Allbeseelung, die man als Animismus bezeichnet hat.

Während aber das Thier wahrscheinlich stets nur die Dinge personificirt, die ihm leibhaftig entgegentreten, kann der Mensch vermöge seines Erinnerungsvermögens seine Befürchtungen und seine Hoffnungen dauernd auf ein bestimmtes Object richten, mit diesem eine Art Bund schließen und es zu seinem Fetisch erheben, eine weitverbreitete niederste Cultusform, die, wie es scheint, von Vignoli nicht genügend erörtert und erklärt worden ist. So viel ist sicher, der Fetischismus ist, wie der Thierdienst, mit dem er häufig zusammenfällt, indem ein bestimmtes Thier als Fetisch oder Totem gewählt wird, eine Unterwerfung des Menschen unter ein bestimmtes Einzelnobject, dem man zauberhafte Kräfte zuschreibt, es ist ein höchster Grad von Personification, indem auf das erwählte Object alle Macht gehäuft wird, deren sich der Fetischanbeter selbst ledig und benöthigt fühlt. Unter die verführerischsten Fetischobjecte muß man die reißenden Thiere, und besonders die gefährliche Schlange rechnen — daher die weite Verbreitung des Schlangendienstes —, ferner das Feuer und die Sonne, die selbst bei verhältnißmäßig fortgeschrittenen Völkern Gegenstand der Verehrung und Anbetung werden.

Nach und nach entdeckt der Mensch seine Superiorität den übrigen Naturobjecten gegenüber, er entdeckt ferner, was wir seine „Duplicität" nennen können, indem er aus seinen Traumerfahrungen und aus einigen andern Erscheinungen schließt, daß in ihm noch ein gleichgestaltetes ätherisches Wesen stecke, welches fremde Gegenden besucht, wenn der Körper schlafend liegt, ins Wasser steigt, wenn der Mensch am Ufer wandelt, und welches endlich nach dem Tode den zerfallenden Körper überdauert, und dem Ueberlebenden im Traume und sonst erscheint, kurz es entwickelt sich, was man den Seelencult oder Manendienst genannt hat. Von diesem Augenblicke an werden zwar alle Gegenstände für beseelt gehalten, da die Seele gleichsam als das einzig Wirkende in den Körpern, als deren Quintessenz betrachtet wird, aber die Personificationen nehmen nunmehr durchweg menschliche Gestalten an. Es ist dies um so leichter, als fortan nicht die Einzelndinge personificirt werden, sondern nur noch daraus abstrahirte Begriffe.

Der tiefststehende Naturmensch kennt nur Einzelndinge, seine Sprache hat Namen für alle Pflanzen und Thiere, die in seinem Leben eine Rolle spielen, aber keine Begriffsworte für Baum, Kraut, Vogel, Thier, Gewässer oder gar für noch höhere Abstractionen. Sobald aber solche Abstractionen in Sprache und Vernunft entstanden sind, erstehen auch Personificationen dieser Begriffe in menschlicher Gestalt, Gottheiten der Erde, der Gewässer, der Winde, des Himmels, des Feuers, des Gewitters und aller Dinge, die sich als Collectivbegriff personificiren lassen, — Thiere und Pflanzen sind meist zu selbstständig für solche Begriffe. Aus dem Fetischismus stieg der Polytheismus empor. Hier hat nun die Einbildungskraft im Dienste der Poesie eingesetzt, um die leiblich wesenlosen Personificationen der Naturobjecte und Kräfte mit lebendigem Fleisch zu umkleiden, ihnen Charaktereigenthümlichkeiten, Attribute, Hoffstaat, nach dem Vorbilde irdischer Häuptlinge und Könige beizulegen. Es ist grundverkehrt, mit dem berühmten Sprachforscher Max Müller und anderen Gelehrten zu glauben, hinter dem Polytheismus habe immer der Monotheismus gestanden, weil sich unter den Göttern des Olymp meist eine Figur über die andere als Götterkönig erhob; sobald dies geschah, war vielmehr der Uebergang zum Monotheismus bereits angebahnt und der Gottbegriff in seiner Reinheit abstrahirt, aber in allen Mythologien der verschiedenen Völker malt sich der Kampf um die Oberherrschaft, das Götterepos wird zum Drama, und ehe im Zeus der höhere Götterbegriff personificirt wurde, mußte er seinen eigenen Vater entthronen, die Titanen bekämpfen u. s. w. Bis zu welchem Grade die Personificationstendenz des menschlichen Intellects im Polytheismus geht, sieht man daraus, daß zuletzt sogar die äußersten Abstractionen, wie Schicksal, Gerechtigkeit, Fortuna, Victoria, Sapientia, ja die Wissenschaften und Künste in den Musen personificirt wurden, nachdem Liebe und Gegenliebe, Fruchtbarkeit, Schönheit, Schlaf und Tod lange vorhergegangen waren.

Aber noch eindringlicher vielleicht zeigen uns die Philosophen, wie tief das Personificationsbedürfniß in der menschlichen Natur steckt. Die alte Philosophie war ganz und gar nichts

Anderes als ein gereinigter Mythus, als eine Personification höherer Ideen von dem Zusammenhange der Dinge, und die Geschichte der Philosophie ist im Wesentlichen eine fortschreitende Erkenntniß dieser Menschlichkeiten in unsern Gedanken und ein Ausscheiden derselben. So sind in der lange und nicht durchaus wohlthätig wirksamen platonischen Philosophie die „ewigen Ideen" nichts Anderes als Personificationen von Art- und Gattungsbegriffen, und der harte Kampf der Nominalisten und Realisten im Mittelolter bedeutete nichts Anderes als die Beseitigung dieser irreführenden Personificationen. Kant endlich hat die größte Arbeit hier geleistet, indem er zeigte, daß der Mensch in allen seinen Vorstellungen steckt und sich dessen bewußt werden muß, um seine Vorstellungen nicht für identisch mit den Dingen zu halten, wie sie wirklich sind. Sich dessen bewußt werden ist Alles, was zunächst zu erreichen ist, im Uebrigen wird die Personificationstendenz, eben weil sie so tief ererbt ist, und seit so lange in unserem Blute steckt, auch wohl mil den Grundlagen des intellectuellen Processes eng verwachsen ist, schwerlich je völlig zu besiegen sein. Immer wird dem Menschen die „heimtückische" Keankheil, die ihn plötzlich „anfällt", die Pest und das „schleichende" Fieber, eine Person bleiben, mit der sein Ich ringt, immer wird er in der Elektricität und in dem Dampf, die seine Maschinen treiben, „Mächte" erblicken, die er in seinen Dienst gezwungen hat, und noch weniger wird er — last not least — in demjenigen, was in ihm denkt, aufhören, eine Person zu sehen, und wahrlich, was so viele Persönlichkeiten erschossen hat, sollte doch wohl selber eine solche heißen dürfen. Aber sicher steigt sie in ihrem Range und in ihrer Selbstachtung, wenn sie ihre Neigung zur Schaffung von Begriffen, die dem Selbstbegriffe ähnlich sind, beobachten und durchschauen lernt: „Erkenne dich selbst" lautete das goldene Wort am Tempel des delphischen Apoll, in welchem die Griechen alle Erkenntnißgabe verlörpert dachten.

Ausgewählte kleinere Dichtungen Chancers.*)

Es ist eine zwar nicht tiefsinnige, aber immerhin nicht uninteressante Frage, die man geneigt ist, sich bei diesem Werkchen des der Wissenschaft wohlbekannten Dr. Koch vorzulegen. Was würde der nunmehr bald ein hatbes Jahrtausend im Grabe ruhende gute Chaucer wohl sagen, wenn er dies trefflich und geschmackvoll ausgestattete Büchlein sähe, das einige Kinder seiner frischen Muse in eine Sprache überträgt, die es zu seiner Zeil noch nicht einmal gab? Würde um den geistreich geschnittenen Mund nicht jenes humorvolle Lächeln spielen, das uns so oft aus seinen Schriften entgegenwinkt; würde er nicht selbst über das Treffende seiner eigenen Verse staunen?

> Denn wie van alten Feldern, sagt man, neu
> Das Korn entsteht, Jahr ein Jahr aus in Aehren,
> So wächst aus alten Büchern, meiner Treu
> Auch neu die Wissenschaft, uns zu belehren.**)

Denn etwas „Wissenschaft" — um es gleich zu sagen (und recht verdienstliche!) — haftet dem zarten Buche, das einem Geschenke für junge Mädchen, „auf den Salontisch zu legen", ähnlich sieht, nun einmal an, und nicht unwahrscheinlich dürfte der Backfisch — ohne Präjudiz für seine sonst über allen Zweifel erhabene Bildung und Einsicht, — das Köpschen schütteln bei den subtilen Unlersuchungen über die Abfassungszeit der einzelnen Gedichte, und das befremdende Gefühl wird ebenbesagte für unsere schöne Literatur durchaus unentbehrlich gewordene Persönlichkeit auch nicht verlassen, wenn im Anhange mit Hülfe von x und der Umlaufszeit des Mondes — „das Datum der

*) Im Versmaße des Originals in das Deutsche übertragen und mit Erörterungen versehen von Dr. John Koch. Leipzig 1880, Friedrich. 3 Mark.

**) S. 9.

Canterbury-Geschichten" festgestellt wird, wenn man nun definitiv erfährl, an welchem Tage die lustige Gesellschaft des Tabord Inn zu der berühmten Pilgerfahrt nach Canterbury aufbrach, welche den prächtigen Rahmen der wohlbekannten „Geschichten" bildet.

Wohlbekannt?

„Wir wollen weniger gepriesen und fleißiger gelesen sein," dürfte Chaucer mit Andern meinen. Und weil man denn doch den noch mit modernem Euglisch Ringenden nicht zumuthen kann, sich in das Mittelenglische hineinzuarbeiten — denn anders ließe sich doch kein poetisches Verständniß erzielen —, in das Mittelenglisch, das man selbst drüben nicht ohne die crux des Wörterbuches bewältigt, so gilt diese Bemerkung weniger Chaucer, als seinem berühmten Uebersetzer der Canterbury-Geschichten, Herzberg.

Ich verzeihe meinem bei diesem abermaligen „berühmt" endlich ungeduldig werdenden Backfische. Es ist nichts leichter und zugleich nichts unleidlicher, als bei andern Leuten eine Kenntniß vorauszusetzen, die zu erwarten man nicht die allergeringste Berechtigung hat. Das erinnert lebhaft an jene Art Reisende, die sich nicht, bei Leibe nicht! darüber unterhalten, was man auch gesehen, sondern mit ängstlicher Geschicklichkeit herausfinden, wo nur sie „gewesen", mit welchem Momente man dann sich ruhig als Opferlamm selbstzufriedenen Monologen hingeben mag.

Nun, wenn dann Herzbergs vortreffliche Uebersetzung der Canterbury-Geschichten, die sich fast wie eine Originaldichtung liest, weniger bekannt ist, als sie es verdient, so sind wir ja wohl berechtigt, nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß in Chaucer ein solcher Reichthum echter, natürlicher Poesie enthalten ist — nämlich jener Poesie, die sich ebensowenig um einige Hundert Jahre wie um den Geheimrathstitel kümmert —, daß der Literaturfreund nicht zu befürchten braucht, von dem Frembartigen abgestoßen zu werden.

Herzbergs Canterbury-Geschichten schließt sich nun*) unsere Uebersetzung von zehn kleineren Dichtungen, wir möchten nicht sagen ebenbürtig, aber jedenfalls nicht unwürdig an. Irren wir nicht, so wird ihre Lectüre dadurch gewinnen, daß der mit Choucer noch unvertraute Leser zunächst jene, und diese erst dann vornimmt, wenn er sich in den eigenthümlichen Reiz seiner Dichtungen, Ernst und Innigkeit gepaart mit schalkhaftem Humor bei markiger, holzschnittartiger Zeichnung, eingelebt hat.

Es thut uns leid, den Leser durch eine nicht sehr einladende Pforte in den kleinen blumenfrischen Garten unserer Dichtungen einzuführen: Nr. 1 „Klage an Frau Mitleid" ist in der Form nicht befriedigend, dem Inhalte nach aber dem modernen Verständniß zu fern, um bei andern Leuten als Gelehrten mehr als ein oberflächliches Interesse zu wecken. Niemand dürfte die einleitenden Verse schön finden:

> Frau Mitleid, die gesucht ich hab so lange
> Mit wundem Herzen und mit bittern Plagen**),
> Daß nie es Einem war so weh und bange
> Hier ohne Tod — rc.

Das „Hier ohne Tod" (= außer beim Tode) erfordert eine Zeit des Besinnens, die für den Genuß einer Dichtung verhängnißvoll sein dürfte. Ebenso unschön ist ein „Da", das zwar mit Absicht gesetzt erscheint, um den „Ton" herauszubringen, nichtsdestoweniger aber wegen seiner Vieldeutigkeit, = weil, wo, dann, dort, stört:

> Uad wieder fiel ich, als den Sarg ich sah,
> Todt wie ein Stein, da Ohnmacht mich umfing ...

Und dem zur Seile:

> Um für die Seele ein Gebet zu sagen:
> Jetzt war ich ganz verloren, ohne Fragen.

*) „Um das Bild zu vervollständigen," wie Anglia IV 2, 47 treffend gesagt ist.

**) Das Wort ist gar zu beliebt bei Koch: es findet sich sechsmal im Reime, zweimal im Verse.

Das ist doch — ohne Fragen — etwas hölzern! — Vers 49 unterscheidet sich von seinen Mitversen durch einen überflüssigen Fuß. Und bei der folgenden Strophe dürfte den Uebersetzer das heilige Feuer des (Nach-)Dichters ganz verlassen haben:

So laß ich jene all, nur Mitleid nicht,
Die Leiche hütend, wie ihr habt gesehen,
Um welche Grausamkeit ein Bündniß flicht,
Die einig sind, wenn ich hier soll vergehen*)
Und berge wieder meiner Bittschrift Flehen:
Denn Feinde sollen schau'n nicht meine Klage,
Von der den Inhalt ich hier kurz euch sage.

Herr Dr. Koch wird hoffentlich nicht an unserem Wohlwollen zweifeln und uns nicht unter die Feinde rechnen, die „seine Klage nicht schau'n sollen", sonst hätte er sie nicht drucken lassen müssen. Hier aber ist Chaucers naiver Ton zur Ungefügigkeit geworden.

Schnell zu Besserem!

Das ist nun freilich auch kaum das kurze „Geleit an den Schreiber Adam". Vor allen Dingen legt ein Conjunctiv wie

Wenn, Schreiber Adam, je Dirs wiederfahre
Boëz und Troilus zu schreiben neu,
Dann fahr' der Grind in deine Lockenhaare ꝛc.

zu deutliches Zeugniß für Reimnoth ab.**)

Mit Nr. 3 kommen wir an die längste und zugleich vortrefflichste Uebersetzung, „Das Parlament der Vögel", die auch inhaltlich schönste Blume in dem Sträußchen. Aber was in aller Welt soll der Anfang bedeuten?

Das Leben kurz, die Kunst so lang zu lernen,
Die harte Prob', der Sieg schwer zu gewinnen,
Die Freude, schnell bereit, sich zu entfernen:
Dies ist die Liebe, die mein ganzes Sinnen
Verwirrt ꝛc.

Mein's auch, Herr Doctor! —

Doch nun genug des Mäkelns: der Born fließt lustig und frisch — lassen wir uns durch einige welke Blätter, die hastig vorbeischwimmen, bei dem Genusse des köstlichen Trankes nicht stören.

In ernste ununterbrochene Lectüre versenkt, zeigt sich uns der Dichter.

Von Alters her zur Lust bald, bald zur Lehre
Les' ich in Büchern oft, wie ihr schon wißt.

Das Buch aber, das nun sein ganzes Interesse in Anspruch nimmt, hat folgenden Titel (der gerade einen schlechten Vers ausmacht):

Tullius vom Traumgesicht des Scipio.

Dies enthält nun,

wie Scipio gekommen
Nach Afrika, und Masinissa fand,
Der freudvoll in die Arme ihn genommen,
Und ferner, wie sie sprachen voll Verstand,
Und selig waren, bis der Tag entschwand;
Wie Afrikanus dann, sein Vorfahr werth,
Im Traume nächtlich bei ihm eingekehrt.

Diese und auch die folgenden Verse sind in schöner, fließender Sprache und, was besonders werthvoll ist, mit Chaucer'schem Colorit wiedergegeben. Ueber all das Wunderbare, das er liest, wird er müde und schläft ein. Im Traume sieht er den Afrikan, wie „Scipio ihn vor Zeiten hat gesehen", und der führt ihn an einen Park. Auf der Pforte stehen nach Außen und Innen Verse „verschiedener Meinung" — „eine Parodie auf Dantes bekannte Ueberschrift der Höllenpforte" — *)

Durch mich geht ein du in das Land der Wonnen,
Der Herzen Heil, die sich in Schmerz verzehren,
Durch mich geht ein du zu dem Gnadenbronnen
Da grüner lust'ger Mai soll ewig währen,
Dies ist der Weg, beim Glücke einzukehren!
Sei, Leser, froh, wirf deine Sorg' bei Seite:
Sieh offen mich: Hinein du munter schreite!

Das Gegentheil will der andere Spruch, und voller Zweifel bleibt der Dichter stehen, wie ein Stück Eisen zwischen zwei Magneten. Endlich schiebt ihn Afrikan durch das Thor; diese Schrift gilt ja nicht ihm, er ist nur noch ein Zuschauer im Reiche der Liebe:

„Nur dem, der Amor diente für und für"

gilt sie,

„Doch du verlorst Geschmack für Lieb' und Küsse,
Wie Kranke oft für Bitterkeit und Süße."

Staunend betritt er den prächtigen Wald; bei einem Baume findet er Amor, der mit seiner Tochter Pfeile wetzt — wohl eine Erinnerung an den Roman de la Rose —, auch Anmuth, Putz, Lust, Höflichkeit u. s. w. finden sich dort, und es ist wunderbar, wie sehr Chaucer die Allegorie mit all ihrer Langweiligkeit uns annehmbar zu machen weiß. — Auf Jaspispfeilern erhebt sich ein erzener Tempel und darin findet er unter Anderen „wonnig im verborgenen Winkel" Frau Venus, behütet von ihrem vornehmen und dünkelhaften Pförtner Reichthum.

Die güld'nen Locken waren aufgelöst,
Es hielt ein gold'ner Faden nur ihr Haar,
Sie war vom Haupte bis zur Brust entblößt,
Wie jeder sah, und ich berichte wahr.
Das übrige bedeckte ganz und gar
Ein feiner Schleier von Valenzer Spitzen —
Es war nichts dicht'res, ihren Leib zu schützen.

Aber draußen erst, auf grünem Plan, erblickt er die schönste der Frauen, Chaucers angebetete und tiefverstandene Göttin Natur.**)

Auf einem Blumenberg, in einem Thale,
Saß sie, die edle Göttin, Frau Natur.
Von Zweigen war ihr Haus, und ihre Halle
Gebaut nach eig'ner Kunst und Weise nur,
Und keinen Vogel gab's in Wald und Flur,
Der nicht dort wär', ihr Urtheil zu begehren,
Und jedes Sache pflegte sie zu hören.

Es ist Sanct Valentin, jener noch heute in England von allen Liebenden hochgefeierte Tag; alle Vögel sind zusammengekommen, um sich Gatten zu suchen. Ich muß es mir versagen, eine Analyse des nun folgenden an originellen Ideen und Humor reichen „Parlaments" zu geben, deren Mittelpunkt die schöne und züchtige Adlermaid ist, umworben von drei mächtigen und stolzen Freiern. Welche geschichtlichen Beziehungen der Darstellung — dem Gedichte überhaupt — unterliegen, setzt Dr. Koch in seiner trefflichen kleinen Einleitung auseinander. Diese seltsame Mischung von Realität, Phantasie, Allegorie und Humor ist bezaubernd und mit seltenem Glücke durch den Uebersetzer wiedergegeben. Wie prächtig ist z. B. die Schüchternheit des Adlerweibchens geschildert, als Mutter Natur ihr die Wahl anheimstellt:

So roth wie eine frische Rose neu
Gefärbt ist bei der Sommersonne Schein,
So ward das Weibchen bald vor zarter Scheu,
Als sie vernommen diese Rede fein,
Sie sprach nicht, sagte weder ja noch nein —
So schämte sie sich, bis Natur ihr Muth
Zusprach: „Sei furchtlos, Kind, in meiner Hut!"

*) „vergehen" dürfte erstlich dem als Refrain in Nr. 10 dreimal wiederkehrenden: „So muß ich stracks verenden" vorzuziehen sein.

**) Ebensowenig befriedigen „Nur der ist elend, der es meine" und „Nicht will ich sagen, daß es sei die Kette des Satanas, an der er ewig nage".

*) Schon von der Anglia a. a. O. citirt.

**) „Natur, die Gottes Stell' auf Erden hält."

Das Ganze schließt mit einem Rundlied — „in Frankreich, glaub ich, war erdacht die Weise", das wohl noch einer Citation werth ist:

1.

Willkommen Sommer! Sanft mit Sonnenschein
Hast du des Winters Wetter überwunden,
Vertrieben auch der langen Nächte Stunden!

2.

Sanct Valentin, Preis sei der Hoheit dein!
So singen Väglein, dankbar dir verbunden:
Willkommen Sommer! sanft ꝛc. ꝛc.

3.

Wohl haben Ursach sie, vergnügt zu sein;
Da jedes den Gefährten hat gefunden,
Mag froh es singen, wenn der Schlaf entschwunden:
Willkommen Sommer! ꝛc. ꝛc.

Ernster, obgleich nicht ohne den Anflug von Humor, der Chaucer charakterisirt, sind die nun folgenden, auch in Form an den Nachdichter ganz bedeutende Anforderungen stellende Stücke, denen meistens, wenn auch nicht immer, mit Glück entsprochen wird.

Damit mag's genug sein: wer Vergnügen an guter, inniger, lebenswarmer Poesie hat, wird das Büchlein nicht ungelesen lassen und nicht vergessen, dem Verfasser für die kleine Gabe zu danken. Auch der Verleger dürfte zu seiner Idee, in Antiqua zu drucken, zu beglückwünschen sein.

W. Rolfs.

Die Aachenfahrt ehedem und 1881.

Von Oskar Schwebel.

Es ist ein Stück echten, reichbewegten und farbenprächtigen Mittelalters, welches, durch die Macht der römischen Kirche wiedererweckt, augenblicklich während des Hochsommers 1881 die Gemüther innerhalb der katholischen Welt in einer dem Andersgläubigen kaum verständlichen Weise anzieht und fesselt. Wir weilen zu Aachen in der Karolingerstadt. Aber selbst die großartigen Erinnerungen an die weltliche Herrlichkeit des römischen Reiches, selbst die glänzenden Reminiscenzen an den gewaltigen Imperator der germanischen Völker und das wehmüthige Gedächtniß des schönen, unglücklichen Sachsenjünglings Otto, der hier, ein thatenloser neben dem thatenreichsten Manne, sein Grab fand, haben nicht Macht genug, die Herrschaft über uns zu behaupten unter diesen unermüdlich über die Stadt hinklingenden Glockentönen und den wechselvollen Bildern, welche Morgenfrühe und Abendkühle dem Fremden vorführen. Durch die Straßen und über die Plätze wogt's vielgestaltig und vielsprachig, wie Volksgewühl bei einem Reichstage, einer Kaiserkrönung alter Zeit! Indessen sind es nicht die leise klagenden Klänge von der romantischen Glanzesfülle des römisch-deutschen Reiches, welche uns zum Ohre dringen; wir vernehmen nicht den vielgesungenen hymnusartigen Reim:

„Urbs Aquensis, urbs regalis,
Regni sedes principalis,
Prima regum curia!"

nein, es ist Psalmenecho, es ist das leise Murmeln frommer Beter, welches die leuchtende Helle der Julilust durchtönt. Am 12. März 1881 hat nach altem Brauche — denn die bestimmten sieben Jahre seit der letzten Fahrt waren verflossen — Leo XIII. wiederum „die Wallfahrt nach Aachen geboten" und unter der Verheißung großen Segens dazu gemahnt, „die hehre Gottesmutter mit besonderem Eifer zu verehren". Uralte deutsche Reime erschallen von Neuem in der sanft getragenen Weise des „Kyrie eleis'"; und es ist uns, als ob wirs aus den Schaaren der Pilger, welche jeder neue Tag bringt, vernähmen, was die Alten sangen:

„Nun ist die Betefahrt allhier
Gen Aachen in die Stadt;
Zum großen Heilthum fahren wir,
Das uns der Heiland hat
Zum Trost allda gelassen.
Das hilf, Maria, reine Frau,
Und Sankt Johannes klar
Durch eurer Kleider heil'ge Schau
Sammt aller Engel Schaar; —
Führt uns zum Heil die Straßen!"

Ein so hervorragendes Ereigniß aber innerhalb des religiösen und culturgeschichtlichen Lebens der Nation, wie die Aachenfahrt, verdient lebhafte Beachtung auch außerhalb der katholischen Kreise Deutschlands, und so versuchen wirs denn auf Grund der besten Quellen dem Leser ein Bild der Geschichte und des Verlaufes der Aachenfahrt zu entrollen.

Nachdem Karl der Große durch den kunstverständigen Abt Ansegisus von St. Wandrille das berühmte Octogon zu Aachen, die capella imperii, hatte aufführen lassen, war es sein lebhafter Wunsch, dies Gotteshaus nicht nur mit den Spolien der alten Welt, mit antiken Erzgüssen und den Marmorsäulen von Ravenna geschmückt zu sehen; auch Reliquien von ganz hervorragender Bedeutung und heilwirkender Kraft sollten seiner Residenz eine Fülle der Gnaden verleihen, wie sie sonst nur die Wallfahrtsstätten des heiligen Landes, Rom und das Apostelgrab in Compostella besaßen. Es ward dem großen Imperator nicht allzu schwer, solche Reliquien zu beschaffen; der Kalif Harun al Raschid und der Patriarch von Jerusalem, die Kaiser von Konstantinopel und die römischen Päpste wetteiferten mit einander, dem Herrscher des Abendlandes die von ihm so hochverehrten Schätze zu überreichen. So konnte denn schon am 23. Juni 809 eine feierliche Vorzeigung der wunderwirkenden Reliquien in Gegenwart des Kaisers stattfinden. Das ist die älteste Erwähnung der Aachenfahrt.

Wir wenden uns, ehe wir Geschichte und Verlauf des Wallfahrtszuges schildern, den Heil- oder Heiligthümern selbst zu, welche in der „hohen Zeit" des Sommers allsiebenjährlich den Gläubigen gezeigt werden. Das erste Stück derselben sind die panni infantiae Domini, — die Windeln des Herrn —, selbstverständlich in Form und Beschaffenheit sehr verschieden von ähnlichen Tüchern der heutigen Zeit. Sie bestehen aus fast bräunlichem, filzartigem Wollenzeuge, welches mehrfach zusammengefaltet ist. Windeln Christi sind außerdem auch in S. Maria Maggiore zu Rom, im Dome von Orvieto, in der Kathedrale von Namur und in St. Marien zu Augsburg vorhanden; die zu Aachen befindlichen aber rühmen sich vor allen anderen der Echtheit. Der Bischof Juvenal von Jerusalem schenkte sie einst nebst dem Gürtel der Jungfrau und einem in grünen Achat geschnittenen, angeblich von dem Evangelisten Lukas herrührenden Bilde Marias an die Kaiserin Eudoxia, die Gemahlin Theodosius des Großen. Von Eudoxia erhielt die heilige Pulcheria die Reliquie zum Geschenke. Erst unter Karl dem Großen kamen durch die politischen Beziehungen des Occidents zum Oriente diese Windeln Christi nach Aachen. Die Legende weiß auch die merkwürdige Beschaffenheit des zu ihnen verwendeten Stoffes zu erklären: nach ihr sind diese groben Tücher im Stalle zu Bethlehem aus der Fußbekleidung des heiligen Joseph geschnitten worden.

Als der Erlöser am Kreuze hing, so erzählt die Tradition weiter, erhielt er von einem der Armen, welche ihm gefolgt waren, ein Stück grober, grauweißer Leinewand zur Bedeckung seiner Blöße. Aus diesem Stoffe besteht das Perizonium, das Lendentuch oder die Umgürtung Christi; — nach der Auffassung der römischen Kirche ist diese Reliquie das Stück eines Kittels, welcher dem einen oder dem anderen der mit dem Erlöser gekreuzigten Schächer angehört hat. „Denn auch im Tode," sagt die kirchliche Symbolik, „sollte der Heilige das Gewand des Verbrechers tragen." Das Kleidungsstück ist zum großen Theile mit Blut getränkt; niemals daher wird diese Reliquie entfaltet.

Das dritte Stück unter den großen Heiligthümern bildet der Chiton der Jungfrau, das aus Byssus gefertigte Untergewand derselben, würfelförmig gemustert und mit zarter, mäandrischer Stickerei am Halsausschnitte und an dem unteren Saume angeblich von Maria selbst geschmückt. Ein feines Linnengewebe endlich, mit Blutspuren reichlich versehen, gilt als das Tuch, in welchem die Jünger des Täufers den Leib ihres Meisters begruben. Auch diese Reliquie stammt der Ueberlieferung nach von Konstantinopel her.

Neben diesen großen Heiligthümern zählt der Aachener Domschatz eine Menge von gothischen Schaugefäßen, Reliquiarien und Monstranzen, ja selbst von Heiligengestalten, welche zur Bergung der mannichfachsten Reliquien von frommer Andacht gestiftet worden sind. Aus der Fülle dieser Kunstwerke erwähnen wir zunächst zwei zierliche, monstranzartige

Gefäße mit den Gürteln des Erlösers und der Jungfrau. Uns Deutschen stehen von all dem blinkenden, in herrlicher Goldschmiedearbeit und in dem strahlenden Feuer edler Steine prangenden Geräthe natürlich jene Stücke voran, welche die Ueberreste der Gebeine Karls des Großen enthalten. Bekanntlich sah noch Kaiser Otto III. mit dem Grafen von Laumel den Imperator in seiner düstern Herrlichkeit auf dem Thronsessel in der Aachener Krypta sitzen. Erst Barbarossa bettete die zu Staub zerfallenen Reste Karls in ein sarazenisches Gewebe von außerordentlicher Schönheit, während er die wohlerhaltenen Theile des Knochengerüstes zur „Verehrung" dem Kapitel übergab. Ein prächtiger gothischer Reliquienschrein enthält mehrere kleinere Knochentheile; der herrliche Karlsschrein mit der ungemein zierlichen Architektur birgt die größeren Skelettstücke des Kaisers. Ein Theil des rechten Arms ruht in dem zwölf Pfund schweren, vergoldeten Silbergefäße, welches König Ludwig XI. von Frankreich im Jahre 1481 dem Münster verehrte; das drei Fuß hohe und zwei Fuß breite silberne Brustbild des Kaisers endlich, welches uns ein edelgezeichnetes, von lockigem Haar und dichtem Bart umwalltes, von offener Krone überragtes, aber sicherlich nur von der Phantasie componirtes Haupt Karls zeigt, umhüllt den Schädel des ersten deutschen Kaisers. Neben diesen, sicherlich echten Reliquien des Aachener Münsters verschwinden die zahllosen anderen Stücke. Unschätzbare Reliquien, freilich nicht der Kirche, sondern der deutschen Geschichte, sind das Pectoralkreuz, sowie das Jagdhorn Karls des Großen, welches letztere indessen wohl einem späteren Kaiser angehört haben mag, das Meßgewand, in welchem St. Bernhard zu Weihnachten 1146 das Kreuz begeistert auch auf dieser Stätte predigte, das Krönungsscepter und der bekannte, von byzantinischem Rankenornamente überkleidete marmorne Sessel der deutschen Könige, der Evangelienstuhl, welchen Heinrich der Heilige im Jahre 1002, und der berühmte romanische Kronleuchter, welchen Herr Friedrich der Rothbart im Jahre 1165 der allerseligsten Jungfrau schenkte.

Den Heiligthümern und Kostbarkeiten des Aachener Domschatzes gesellen sich die Kleinodien von St. Adalbert, des Augustinerklosters, der Kirchen zu St. Peter, St. Paul, St. Foilan, zum h. Kreuze und zu St. Stephan. Beim h. Johann Baptist von Burtscheid vermag auch heute noch der Gläubige Stücke selbst von der Ruthe Aarons und vom Stabe Mosis zu schauen, ja selbst ein Füßlein eines der unschuldigen Kinder! Zu Cornelimünster befindet sich der leinene Schurz, mit welchem Christus seinen Jüngern die Füße getrocknet, sowie die Tücher, welche er im Grabe getragen hat. Rechnen wir dazu die Heiligthümer von Köln, woselbst 1132 die Gebeine des heiligen Ritters Gereon, 1160 die zahlreichen Reliquien des Comitats der h. Ursula erhoben, wohin am 23. Juli 1164 durch Reinald von Dassel auch die Gebeine der h. Dreikönige aus Mailand übertragen worden sind, sowie die Reste der heiligen Märtyrer zu Kapellen, zu München-Gladbach, zu Graefrath, zu Düsseldorf, zu Tongern, woselbst St. Maternus, der von Christus erweckte Jüngling zu Nain, angeblich auch Verkündiger des Evangeliums im Elsasse, seine Ruhestätte gefunden hat: erinnern wir uns ferner, daß zu Mastricht die Gebeine der Bischöfe Martin und Valentin von Tongern, sowie die in kostbarem Schreine verschlossenen Reste des Servatius, sein Bischofsstab, Becher und Wanderstock, ja auch Partikel von der Dornenkrone und dem Schweißtuche des Heilandes aufbewahrt werden: vergegenwärtigen wir uns, daß an mehreren Stellen des uferfränkischen Landes sich die Reste jener Glaubensboten befinden, welche hier das Kreuz verkündigt haben, Reste Wilibrords, Suitberts, Plechelms, Wiros, Tilmons, Otgers, des weißen und des schwarzen Ewald, sowie der frommen Gemahlin Pippins des Kleinen, der heiligen Plektrudis, so ergibt sich eine fast kaum irgendwo auf anderer Stelle Deutschlands vorhandene Fülle von Heiligthümern, welchen die Theilnehmer der Aachenfahrt am Niederrhein ihre Verehrung bezeugen konnten, und zu welchen noch heut gewallfahrtet wird.

Unter den Ottonen, nachdem die verheerenden Einfälle der Normannen ihre Endschaft erreicht hatten, wurde aller Wahrscheinlichkeit nach die Einrichtung getroffen, die Reliquien zu Aachen dem Volke nur alle sieben Jahre öffentlich zu zeigen. Einen besonders großartigen Aufschwung nahm die Heiligthumsfahrt jedoch erst im 14. Jahrhunderte, nachdem die Christenheit den Gedanken an eine Wiedereroberung der heiligen Stätten des Morgenlandes aufgegeben hatte. Die furchtbaren Heimsuchungen des Zeitalters, das entsetzliche Elend jener Tage des schwarzen Todes und der Geißelfahrten, trugen dazu bei, daß man in hellen Haufen die Rettung aus dem Elende der Welt hier suchte, auf den Abhängen der hohen Venn und im Thalgrunde des mächtig dahinströmenden Rheins. Durch die Eichenwälder des Landes der Uferfranken wallten glänzende Ritterzüge, gepanzerte Fürsten oder Bischöfe mit fliegenden Kirchenfahnen voran; auf den breiten Straßen zog das gemeine Volk dahin, bei welchem natürlich die fahrenden Leute, die Fiedler und Geiger, die rechtlosen Frauen, die Springer und Seiltänzer nicht fehlten. Wo am Wege der Stern oder der Krug und das Paßglas im grünen Kranze ausgehängt war, da schäumten die Wogen der Fröhlichkeit und des Volkshumors: „die Luft des Rheines macht frei" nach altem deutschen Worte, nicht allein von Sorgen, sondern nach dem Glauben der alten Wallfahrer auch von Sünde und von Schuld! Ein Zweifel an der Echtheit der Reliquien ward niemals erhoben, und an Opfern eines begeisterten religiösen Sinnes, an Thaten und Stiftungen christlicher Liebe fehlte es nicht, denn auch für jene Zeit galt's: „Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah'!" Die Religiosen Aachens im Cölestiner- und Marienthal-Kloster, sowie der Rath reichten den armen Pilgern Kost, und die regierenden Bürgermeister, stolze Patrizier wie nur irgend welche im Reiche, verschmähten es nicht, die frommen Betefahrer in eigener Person zu bedienen. Gar seltsame Gäste mit gebräunten, schwarzbärtigen Gesichtern und blitzenden Augen, funkelndes Geschmeide am Barett und auf den verschnürten Wämmsern, die schneeige Reiherfeder in der Agraffe, kamen mit der „Wiener Procession" und ließen die Sprache der Pußta laut durch die Galerien der dichtbesetzten Herberge erklingen. Trotz der Thätigkeit ihrer Reformatoren erschienen auch die Böhmen in Menge bei den von ihnen gestifteten Slavenaltären und brachten mit gebeugten Knieen der gnadenreichen Himmelskönigin die geweihten Kerzen dar. Daß auch die seeanwohnenden Männer vom Westen nicht fehlten, bedarf kaum der Erwähnung; wer konnte den flandrischen Schiffer in Wetter und Sturm besser schützen als Maria, die stella maris lucida? Das Votivgeschenk eines Holländers, die große, fast zwei Fuß hohe silberne Statue der Jungfrau, wurde ehedem als Kleinod der Stadt Aachen betrachtet. Selbst Fremde, welche zu dem Reiche nie in engerer Verbindung gestanden hatten, beteten an dem Hochaltare der Jungfrau; noch heut wird jene Krone gezeigt, welche Margarethe von York hier zu Mariens Füßen opferte.

Doch schildern wir den Verlauf der Festlichkeit. Wenn zu Anfang des Frühjahrs das Kapitel dem Propste nach altem Brauche die Erlaubniß ertheilt hatte, die Heiligthümer in dem laufenden Jahre zu zeigen, so ward durch Boten dem niederrheinischem Lande die Wallfahrt angesagt. Hatte doch Kaiser Karl einst nach den Worten des Chronisten von St. Denys „Boten in alle Welt gesandt, daß die Völker zum 13. Juni nach Aachen kommen sollten!" Am Vorabende des Festes der Sonnenwende und des Täufers (23. Juni) wurden sodann die Tücher ausgehängt, d. h. der Vicepropst und die Stiftsmusiker begaben sich auf den Glockenthurm, und unter hellklingenden Fanfaren breitete der Prälat an den beiden Fenstern der Heiligthumskammer, auf der Galerie, der Brücke und an der Heiligthumskapelle selbst die mit dem Wappen des regierenden Papstes geschmückten Wachstücher aus, welche den Reliquien bei der öffentlichen Vorzeigung als Hintergrund dienen sollten. Sowie das erste Tuch befestigt war, erklang von der Kuppel des Octogons her fröhliche Musik; die Glocken sämmtlicher Stadtkirchen fielen ein, und Böllerschüsse dröhnten, das Echo erweckend, zu den die heilige Stadt umringenden Höhenzügen hin: die Festzeit war eröffnet. Sehr bedeutsam ist dieser Zeitpunkt des 23. Juni. An ihm hatten die Vorfahren die hochbegnadigte Nacht des Mittsommerfestes gefeiert; alle Heilkräfte regten sich in Wasser und Wald; die Gnade der Himmlischen und der Segen der Wolkenjungfrauen träufelte im Johannisthaue auf die Erde nieder, die gebannten Geister wurden frei, und auf allen Höhen leuchteten die reinigenden Feuer: an die Stelle dieses hehren, heidnischen Festes war die Aachener Heiligthumsfahrt getreten.

Indessen war bis zum Feste selbst noch manch Ding zu ordnen. Der Proclamator der Heiligthümer wurde ernannt; die Personen wurden erwählt, an welche die Seide verschenkt werden sollte, in welcher die Reliquien sieben Jahre lang geruht hatten; der Rath der Stadt wurde zur Theilnahme an dem Feste geladen; die Kirchendiener und die Bewachungsmannschaften des Münsters erhielten ihre Instructionen. Am 9. Juli gegen Mittag wurde die Kirche und der Umgang derselben von zwei Domherren mit Ketten und Vorhängeschlössern auf das Sorgfältigste verschlossen, nur die Thür zum Rathhausgang ward mit einem einfachen Schlüssel abgesperrt.

Dann — es war zwei Uhr Nachmittags — hallten plötzlich von der Höhe des Münsterthurmes die Klänge der Liebfrauenglocke in zwei Pulsen herab. Von der Dechanei aus begab sich das Kapitel mit dem Clerus in prangenden Chorgewandungen zum Münster, dessen Pforten sich ihm öffneten; der Magistrat, welcher durch einen bedeckten, sonst unbenutzten Gang in die Kirche gelangt war, sowie einzelne geehrte Gäste, welche durch das „Drachenloch" zugelassen worden waren, schlossen sich der Procession der Geistlichkeit an. Unterdessen hatte der in Eid genommene Stiftsgoldschmied sich an dem kostbaren romanischen Marienschreine eingefunden; die Stiftsherren überzeugten sich von der Unversehrtheit des Schlosses, dann ward dasselbe gewaltsam gesprengt. Demnach trat der Dechant an den Schrein und empfing aus den weiß behandschuhten Händen des ihn begleitenden Priesters die sorgfältig in Seide gehüllten und mit dem Reliquiensiegel verschlossenen Heiligthümer. Dieselben wurden in jenen kostbaren Behälter gelegt, welchen König Wilhelm von Holland einst für die Kleinodien des deutschen Reiches hatte fertigen lassen. Im St. Marienschreine stand auch ein silbervergoldetes Käftchen: dasselbe trug die Inschrift „Noli me tangere", ward aber trotzdem geöffnet und enthielt Stoffreste, — Reliquien von den Kleidern des Erlösers und Jungfrau. Mit ihm ertheilte der Dechant dem inzwischen erschienenen Volke den Segen. In ähnlicher Weise vollzog sich auch in diesem Jahre die Feierlichkeit der Erhebung der Reliquien. Von den fackeltragenden Herren des Stadtrathes geleitet, brachte das Kapitel die Heiligthümer auf den Auslegetisch vor dem Hochaltar; unter Böllerschüssen und Glockengeläute wurden sie enthüllt, das Magnificat ertönte; der Senior des Stiftes, ein Sohn des Hauses, welchem Deutschland den Dichter der „Trutznachtigall" und den kühnen Gegner der Hexenprocesse verdankt, der Graf von Spee, hielt die Anrede an die Gläubigen, und in feierlicher Procession wurden die Reliquien, nachdem sie in der Mitte des Octogons den Gläubigen gezeigt worden waren, zur Heiligthumskammer zurückgetragen. Was die römische Kirche an Reichthum von Gesängen, an herzerhebender Liturgie besitzt, diente natürlich dazu, die Feier zu einer wahrhaft imponirenden zu gestalten.

In alter Zeit bliesen die Stadtwächter vor dem Rathhause und vor den Wohnungen der Bürgermeister, nachdem die Reliquien enthüllt waren, „die Freiheit" aus, d. h. die Verbannten und Verfesteten durften für die Dauer der Heiligthumsfahrt, bis zum 25. Juli, wiederum unter dem Stadtbanner von Aachen und dem Adler des Reiches verweilen. Die Reliquien selbst werden heut wie ehedem des Nachts und den Tag über, so lange sie nicht zum Cultus verwendet werden, in der Heiligthumskammer von vier Geistlichen bewacht.

Vom 11. Juli bis zum Schlusse der doppelten Octave werden nun die Heiligthümer täglich zweimal den Gläubigen gezeigt. Um 10 Uhr Morgens erscheint der Proclamator mit seinem Assistenten auf der Galerie des Münsterthurmes. An neun verschiedenen Stellen rund um den Thurm herum werden die Heiligthümer unter den Klängen des Chorgesanges und einer feierlichen Musik dem auf dem Münsterplatze harrenden Volke vorgewiesen. Im Tone der Orationen erschallen dann von oben herab die uralten Formeln der Abkündigung, z. B.:

„Man wird euch zeigen das Tuch, das heilige Kleid, welches der Herr Jesus Christus getragen, da er am Kreuze den bittern unschuldigen Tod für uns gelitten hat. Bittet Gott den Herrn, daß wir dies unschätzbare Heiligthum so anschauen mögen, daß sein Lob ausgebreitet und seine Ehre erhöhet werde, und daß sein Leiden und sein unschuldiger Tod, durch welchen wir von allen Sünden befreit sind, an uns kräftig bleiben möge. Amen!"

Mit Gebeten, dem Ave Maria, Psalmengesange und dem Segen, welcher mit dem blutgetränkten Perizonium ertheilt wird, schließt die Feier des Morgens.

Um ein Uhr Nachmittags werden während der Wallfahrtszeit die Reliquien zum zweiten Male und zwar im Innern des Münsters den Gläubigen vorgezeigt. Dann hängt das Muttergotteskleid frei mitten im Chore; zur Linken von demselben befinden sich die Windeln des Erlösers und das Grabtuch des Täufers, zur Rechten das Lendentuch und der lederne Gürtel Christi. Auf beiden Seiten des Chores befinden sich die hervorragenderen der kleinen Reliquien. Langsam ziehen die Pilger über den Chor. Erst um acht Uhr Abends werden die Reliquien wieder abgenommen; in seidene Hüllen gewickelt, bleiben sie die Nacht über in dem Kroninsignienbehälter Wilhelms von Holland innerhalb des Heiligthumsschrankes liegen.

Wir haben oben bereits das 14. Jahrhundert als die Glanzzeit der Aachener Heiligthumsfahrt bezeichnet. Aus dieser Zeit liegen uns genaue Berichte auch über den Besuch der Gnadenstätten in der Kaiserstadt vor. Im Jahre 1353 mußte man die Thore der Stadt mehrmals schließen, weil es unmöglich war, neue Pilger aufzunehmen, ehe die alten abgezogen waren; trotzdem wurden mehrere der Wallfahrer im Gedränge erdrückt. Im Jahre 1496 will man einmal 142,000 Wallfahrer gezählt haben. So stark ist der Besuch der Heiligthümer zu Aachen später nimmer wieder gewesen; in den Tagen der französischen Revolution sind die Aachenfahrten sogar gänzlich eingestellt worden; welch eine Macht aber die römische Kirche in Deutschland sich zurückerobert hat und wie unbedingt dieselbe auf den Gehorsam ihrer Bekenner rechnen darf, davon haben die Aachenfahrten der neuesten Zeit ein glänzendes Zeugniß abgelegt. Auch die von 1881. Es war ein großartiger Festzug, welcher sich am Nachmittage des 9. Juli durch die Hauptstraßen der Stadt bewegte, Bürger von Aachen und Burtscheid, Polytechniker, katholische Vereine und Pilger, und wohl darf das Kapitel des Stiftes mit den Opfern zufrieden sein, welche den Heiligthümern der alten deutschen Kaiserstadt auch diesmal dargebracht worden sind. Schätzt man doch die Anzahl der Pilger, welche am 17. Juli innerhalb der Stadt sich befanden, auf beinahe 90,000! Wie in der alten Zeit bedeckten auch diesmal die Schaaren der Wallfahrer die Dächer der Häuser am Münsterplatze.

Freilich die einstige Poesie der Aachenfahrten wird sich nimmermehr durch eine Encyclika wieder hervorrufen lassen. Wir besitzen eine alte Beschreibung der Wallfahrt des Jahres 1510 von einem Sieur Philippe de Vigneulles. Dem Edelmanne schien, als er von den letzten Höhen vor Aachen auf die Stadt hindlickte, der hehre Dom in Feuer und Flammen zu stehen; so groß war die Zahl der Lampen und Fackeln, welche im Umkreise der Kirche brannten. In enthusiastischer Weise erzählt der Herr von Vigneulles ferner, wie gewaltig ihn der Augenblick ergriffen habe, da das Gewand der Jungfrau gezeigt wurde und die Schaaren der Pilger das „Kyrie eleison!" riefen; Thränen traten auch ihm in die Augen. Noch das skeptische 16. Jahrhundert glaubte Wunder zur Verherrlichung der Aachenfahrt zu sehen: in jenem Jahre 1510 stand grad' zu Mittag, Allen sichtbar, ein Stern am dunkelblauen Himmelsdome. Dies Wunderzeichen — wer anders konnte es gesendet haben als Maria, die reine Magd? So gläubig auch heute noch die Pilger zu „Unserer Lieben Frau von Aachen" wallen — diese naive Poesie der Wallfahrt ist den Menschen des 19. Jahrhunderts unwiderbringlich verloren! Wir Evangelischen im deutschen Reiche aber möchten unsern katholischen Brüdern, abgesehen von der Erbauung, welche die großen Reliquien der Münsterkirche, mag man nun über sie denken wie man will, hervorrufen, noch einen andern Gewinn der Aachenfahrt wünschen. Man kann diese Stadt nicht betreten, ohne ernst über das imperium des großen Karl nachzudenken. Und wenn wir die Schöpfung des Jahres 800 mit der von 1871 vergleichen — müssen wir nicht, wenn wir gerecht sind, auf Ergebnisse kommen, die unser Herz mit freudigem Stolz erfüllen? Das neue Kaiserthum ist friedlicher, ist milder, ist gerechter, ist vor Allem in sich gefesteter und nationaler! Da möge denn die ehrwürdige Kaiserstadt ihren andächtigen Gästen und frommen Pilgern vor Allem zur Heimat auch mitgeben unwandelbare und opferfreudige Liebe zu Kaiser und Reich! Nichts eint sich ja im Charakter des Mannes schöner mit der Gottesfurcht als jene tiefe und starke Vaterlandsliebe, zu welcher Aachens großartige Denkmäler uns mahnen!

Notizen.

Die **Wahlbewegung** geräth nach und nach ersichtlich in ein lebhaftes Tempo. Der herrliche Sommer hatte während der letzten Wochen dem Interesse des Publicums für die Neubildung der parlamentarischen Majorität Abbruch gethan. Die Badeorte waren überfüllt, die Luftkurhöhen, namentlich in der Schweiz, dicht besetzt. Das hoch und kühl gelegene Engadin hatte mehr noch als gewöhnlich seine Anziehungskraft bewährt. Die stets urwüchsig geschriebenen Graubündener Blätter versicherten, das Land laufe in Punkto Schönheit dem Paradiese den Rang ab und den Wirthen in St. Moritz und Pontresina wurde nachgesagt,

sie schnitten Göttergesichter. Wer mochte sich da aus der glücklichen Ferne um die Diatriben der conservativen und feudalen deutschen Zeitungen kümmern, um die Wahlaussichten der antisemitischen Führer und Hetzer, um die Lage des Culturkampfes und die Chancen des Tabackmonopols. Vielen waren die polemischen Turniere, wie sie sich zu Hause eintönig durch die Presse schleppten, so gut wie gar nicht zu Gesicht gekommen, und sie wußten davon nur durch Hörensagen und zeitweilige Citate ausländischer Organe. Unabweisbar allerdings war die Beobachtung des Eindruckes, welchen die heimischen Vorgänge auf die Außenwelt machten, auf unsere englischen Vettern und die aus bekannten Gründen in solchen Fällen Deutschland gegenüber besonders aufmerksamen Franzosen. Die trotz irischer und überseeischer Sorgen noch immer kerngesunden und prosperirenden Söhne Großbritanniens fühlten sich natürlich über unser kleinliches Gezänke, unsere ökonomischen Anläufe und mittelalterlichen Rückfälle gewohnheitsmäßig erhaben. Man war dagegen schon von anderen Zeiten her abgehärtet. Aergerlicher war jedenfalls das Behagen, welches die wenn auch nur scheinbaren und ganz gewiß nur vorübergehenden Enttäuschungen des jungen Reiches dem französischen Nachbar verursachten. Nicht umsonst ließen sich Pariser Blätter Tag für Tag in zahlreichen Briefen und Telegrammen über die angeblich von den stolzen Germanen nach Canossa zurückgelegten Etappen und die ruhmreichen pommerschen Emeuten berichten. Das also waren die Früchte der vielgepriesenen, mit Strömen Blutes errungenen Einheit und der hohen, von den Vätern ererbten wissenschaftlichen Bildung! Niemand mochte sagen, wie sich die Revanchepolitiker, die eine Zeitlang ihre Fahne in der Tasche verborgen gehalten, dadurch in immerhin thörichter Verblendung ermuthigt fühlen konnten, wie sie auf die deutsche Zerrissenheit speculiren und das vermeintliche Fiasco unserer nationalen Hoffnungen in ihre falsche Rechnung aufnehmen mochten. Hat doch Gambetta, trotz seiner anderweitigen Vorsicht vor kurzem in der Belleviller Rede wieder der Erwartung Ausdruck gegeben, daß Frankreich dereinst seine verlorenen Söhne, das heißt die Elsaßlothringer, zurückerhalten werde! Allerdings, wie der Dauphin der Republik hinzufügte, sollte es im Frieden und durch einen Vergleich mit dem Sieger geschehen. Diese Blätter hatten früher einmal in ihrer politischen Wochenchronik jene absonderlichen Gedanken Gambettas auf sichere Informationen hin zu enthüllen gewagt. Kundigen war längst kein Geheimniß, daß Gambetta sich mit derartigen Projecten des Rückerwerbs der Reichslande allen Ernstes trug. Unklar blieb nur, und auch seine neueste rednerische Leistung gibt keinen Aufschluß darüber, ob der Preis für einen solchen Handel ein paar Milliarden oder etwa nach bonapartischem Vorbilde eine Transaction auf Kosten Anderer, beispielsweise Belgiens, sein würde. Die Gefahr des trügerischen Calcüls springt in die Augen. Selbstverständlich wird keine deutsche Regierung, weder jetzt noch später, zu einem solchen schmachvollen Geschäft die Hand bieten. Gambetta jedoch wäre Frankreich gegenüber engagirt und würde sich bald durch ein kriegerisches Abenteuer Luft machen. Wir sind denn auch mit Frankreich so wenig fertig wie mit den Jesuiten, und es thut Noth, daß das in Parteien zerrissene Deutschland sich wiederfinde und sich auf seine geschichtliche Mission besinne. Man verspürt davon für den Augenblick wenig. Vielleicht aber bessert sich die Stimmung nach den Wahlen. Auch die Beziehungen zu Rom dürften sich dann einigermaßen klären. Kindisch wäre die Vorstellung, daß die Ernennung des Trierer Bischofs und vereinzelte ähnliche Zwischenfälle den Kirchenfrieden schon wieder hergestellt hätten. Noch für lange Zeit wird hüben und drüben gehandelt und gefeilscht werden. Auch dem Clerus ist es notorisch keineswegs durchweg um ideelle Güter zu thun. Sein Verfahren erinnert nur zu oft an die Gewohnheit römischer Hausfrauen, die beim Ave Maria andächtig den Rosenkranz beten, aber an den Körnern desselben gelegentlich auch ihre Einkäufe berechnen und abzählen. Das Schachspiel zwischen Berlin und dem Vatican wurde durch die Stille der Sommersaison nicht unterbrochen und wird auch noch weiterhin manchen Zug erfordern. So hatte die deutsche Politik diesmal nur halbe Ferien, und der englischen Regierung erging es nicht besser. Gladstone, der seine Landbill schon im Hafen glaubte, sah sich plötzlich vor eine Krisis gestellt, die seine ganze Energie in Anspruch nahm. Das Ausland schaute im Ganzen gleichgültig zu, empfand sogar theilweise angesichts der englischen Verlegenheiten eine gewisse Schadenfreude. Die Tories waren dem Festlande sympathischer gewesen. Noch in der letzten Zeit hatten zwei Maßregeln des whiggistischen Ministeriums den continentalen Beobachter verstimmt. Man begriff nicht, daß die stolzen Britten für ihre von türkischen Räubern gefangenen Landsleute kein Lösegeld mehr zahlen wollten. Noch kleinlicher und krämerhafter erschien, daß der englische Schatzmeister die für die Pflanzung des gegen das Sumpffieber schützenden Eucalyptus auf Cypern die nöthigen Fonds versagte, weil England die Insel vielleicht doch nicht behalten würde. Wer die Freude der in der Abtei Tre Fontane bei Rom noch vorhandenen Mönche gesehen hat, als der neu entdeckte Zauberbaum ihnen den Aufenthalt auch während des Sommers in dem früher während jener Jahreszeit verrufenen Kloster gewährte, der versteht die Bestürzung der armen Cyprioten, welche die finanzielle Weigerung des englischen Gouvernements zu dem tödtlichen Malariafieber auch für die Zukunft verurtheilte. Vielleicht war es nicht das letzte Wort der Gladstone'schen Verwaltung. Vielleicht auch wird einmal an anderen Orten ein sittlicher Eucalyptus gefunden, der die politischen Krankheiten des Socialismus, des Nihilismus und der feudalen Reaction verschwinden läßt.

* * *

Die Pariser Feuilletonisten sind gut daran. Wenn sie ein Jahr durch sich in der Zeitung ausgebreitet haben, so sammeln sie schließlich alle diese Aufsätze und dürfen sich versprechen, ein Publicum zu finden, das auch dem Buche sein Interesse schenkt. So brauchen sie jene Furcht, die dem Journalisten nur zu häufig die eigentliche Befriedigung an seinem mühevollen Berufe raubt, nicht zu hegen: daß das, was sie für heute geschrieben, von der Welle des kommenden Tages spurlos hinweggespült werde. Ihnen braucht man nicht, sieht man sie das beste Werk ihres Geistes für den ewig klaffenden Schlund der Zeitungsspalte vorbereiten, das „so viel Arbeit um ein Leichentuch!" entgegenzurufen. Es ist wahr, sie haben an ihrer Stadt und an dem Leben derselben einen Stoff von bleibendem Werth; und sie wissen, was aus diesem Stoff zu machen ist. Kürzlich ist der liebenswürdige Jules Claretie dem Beispiel, das ihm Zola, die anmuthige Verfasserin des Carnet d'un mondain, das ihm der bekannte Monsieur de l'Orchestre gegeben, nachgefolgt und hat die Causeries, die er im vergangnen Jahre im „Temps" veröffentlicht, in einem Bande zusammengestellt, den er La vie à Paris 1880 nennt (Paris, Victor Havard). Man kann sich keinen glücklicheren Titel denken. Denn in der That geben diese Aufzeichnungen, von Woche zu Woche geschrieben, eine vollständige Uebersicht alles dessen, was während jener Zeit die Pariser Gesellschaft beschäftigt hat. Sie bilden ein förmliches Handbuch des Pariser Lebens, in dem man nur zu blättern braucht, um Seite für Seite eine Erinnerung zu finden. — Indeß blättern ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck: in einem Werke Claretie's blättert man nicht. Man schlägt auf, man sieht auf einen Satz, und man ist gefesselt. Das ist der Triumph der Form über den Stoff. Denn so interessant auch alle hier behandelten Ereignisse gewesen sein mögen: der Mehrzahl nach sind sie doch kleinlicher Natur. Sie beschäftigen einen Augenblick; kennt man sie aber einmal, so glaubt man eigentlich nicht, daß es sich der Mühe verlohnen sollte, darauf zurückzukommen. Und doch tritt hier der Fall ein: Claretie erzählt so frisch, und die Betrachtungen, die er anknüpft, sind so anregend, daß man sich gefesselt fühlt. Es ist der Stilist und der Mann von Geist, der immer reden kann, wovon er will, und der der Aufmerksamkeit allemal sicher ist. — Uebrigens finden sich auch manche feine Züge, Anekdoten und Bemerkungen, die völlig neu sind, in dem Buche. So wird zum Beispiel Niemand den Nekrolog Flauberts lesen, ohne zu finden, daß ihm dieser seltsame Dichter näher gerückt worden ist. Der Nekrolog ist keine profunde Untersuchung gleich dem von Zola geschriebenen: aber er skizzirt ein wohlgetroffenes Menschenbild. — Das Titelblatt des Claretie'schen Buches trägt den Zusatz première année: verspricht also eine hoffentlich lange Reihe von Nachfolgern. In der That müßte es für jeden Freund der schönen Seine-Stadt eine Annehmlichkeit sein, alljährlich einen solchen Band erwerben zu können, der ihm die jüngste Vergangenheit in die Erinnerung zurückruft. Wobei es der Nachwelt unbenommen sein soll, die Serien der Vie à Paris auch einmal als „Quellen" zu betrachten.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 36. Berlin, den 3. September 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Ein- und Zweikirchensystem im deutschen Staatsverband.

Von Rud. Gneist.

II.

Die Natur des Zweikirchensystems, welches für Deutschland eine durchaus eigenartige Staatspolitik bedingt, ist für uns Deutsche selbst nicht leicht erkennbar, weil in der Mehrzahl unserer Landesgebiete und Gemeinden die Bevölkerung heute noch unter den Erinnerungen und Gewohnheiten einer herrschenden Kirche aufgewachsen ist, und nach der Weise des deutschen Particularismus auch bei dieser Frage zunächst immer nur an sich, zuletzt erst an das gemeinsam Nothwendige denkt. Darauf beruht die eigenthümliche Verwirrung unseres Kirchenstreits.

In den Staaten des Einkirchensystems hat auch die römische Kirche ihren modus vivendi in jedem Menschenalter zu finden gewußt. Wo ihre Herrschaft unbestritten feststeht, concedirt sie befreundeten Staatsmächten die bürgerliche Gleichberechtigung der Minoritäten und nach Umständen noch mehr. Wo ihre Mitglieder eine geduldete, bescheidene Minorität bilden, fügt sie sich unter Protestationen der Gewalt „mit Rücksicht auf die Zeitumstände". Wo aber Kirche und Gegenkirche in einem Staatswesen einander direct gegenüberstehen mit gleichen Ansprüchen auf Alleinherrschaft über das nationale Leben: da ist weder ein Rechtsverhältniß noch ein Compromiß zwischen den Kirchenregierungen möglich. Jeder Versuch zu einem billigen Ausgleich unter Kirchen genügt keinem Theile. Gegen jeden solchen Versuch weiß die theologische und juristische Beweisführung die Anforderungen der Confessionalität stets ins Unendliche zu verfeinern und zu steigern, bis die letzten Fäden einer sittlichen Gemeinschaft der Religionstheile zerschnitten sind. Schon die alten Römer haben mit Erfolg das Experiment gemacht, die ihnen entgegenstehenden Nationalitäten aufzulösen, indem man unter den verschiedenen Schichten der Bevölkerung die Möglichkeit der Ehe (das connubium) aufhob. Viel tiefer gehend war die Methode der Separation in Deutschland entwickelt. Bei uns galt die Ehe zwischen dem Katholiken und dem Protestanten nicht nur als Sünde, „welche die Kirche jederzeit als verboten, einem Concubinat gleich, ansehen muß", sondern die Scheidung der beiden Theile erstreckte sich auf jede Lebensgemeinschaft von der Taufe bis zum Grabe. Die bloße Berührung des rechtgläubigen Kindes mit andern Kindern, die bloße Theilnahme an einem biblischen Gebet oder Kirchenliede einer andern Confession wurde der „Berührung einer Pestbeule" verglichen, welche Tod und Verderben bringt. Gar mancher Geistliche dachte darüber wohl milder: das Kirchenregiment auf beiden Seiten niemals.

Es war der Instinct der Selbsterhaltung, der bei dieser Sachlage die deutschen Landesregierungen seit dem westfälischen Frieden allmählich zu dem Gedanken einer Gleichberechtigung der Kirchen hinführte. Es war ein wohlberechtigtes Gefühl, welches ihnen sagte, daß jener sogenannte Friedensschluß von 1648 in weiteren Generationen zur Zersetzung ihrer Landeshoheit, zur Zerreißung der schon an allen Punkten zwiespältigen Reichsverfassung, zu einem Zerfall der deutschen Nation führen müsse. War doch die stärkste aller Landesregierungen, die der Hohenzollern, gezwungen, den unablässigen Hetzereien der lutherischen Geistlichkeit gegen die Reformirten mit sehr drastischen Mitteln Stillschweigen zu gebieten.

Die Maßregeln des 18. Jahrhunderts entsprachen nun aber den gegebenen Mitteln des Absolutismus. Es war das durch keine Rechtsschranke begrenzte „Aufsichtsrecht", mit welchem der Staat sich über die kirchlichen Oberen stellte, um die streitenden Theile zum Frieden zu nöthigen. In der evangelischen Kirchenverfassung verschmolz das Aufsichtsrecht mit der äußeren Kirchenregierung selbst zu einer staatlichen Leitung der Kirche im Sinne der Toleranz, und hie und da schon Gleichberechtigung des anderen Theils. Auf der römisch-katholischen Seite beanspruchte das landesherrliche Regiment eine Art von Controlamt, welches für alle Verordnungen, Erlasse, Anweisungen und Maßregeln des Kirchenregiments eine Genehmigung des Landesherrn oder der Staatsbehörden in Anspruch nahm (das sogenannte placetum regium). Ursprünglich von Oestreich, Kurbrandenburg und andern größeren Staatsverbänden eingeführt, geht dies placet als gleichmäßige Staatsraison durch das 18. Jahrhundert hindurch, wie auch durch die nach 1815 entstandenen Landesverfassungen. Ergänzend trat dazu eine Beschwerdeinstanz bei dem Landesherrn (recursus ab abusu) und ein starker Einfluß auf die Besetzung der kirchlichen Aemter. War damit den Waffen des Kampfes die Spitze abgebrochen, so sorgte nun die Kleinheit der Gebiete und der Eifer des neuen Beamtenstandes dafür, dies Aufsichtsrecht in das Ungemessene auszudehnen zu einer administrativen Vormundschaft, welche auf beiden Kirchen mit schwerer Hand ziemlich gleichmäßig lag, und nicht blos die kirchliche Feindseligkeit, sondern das kirchliche Leben selbst zu ersticken drohte.

Es war der beherrschende Geist Friedrichs des Großen, welcher zuerst erkannt hat, daß eine Gleichberechtigung unter unversöhnlichen Kirchen nicht durch bloße Maßregeln der Abwehr, der Censur und der Bevormundung zu begründen sei, sondern daß es der positiven Grundlegung eines einheitlichen Rechts für diejenigen Elemente des gesellschaftlichen Lebens bedürfe, von welchen die Einheit der Nation und die Fortbildung ihres individuellen Geistes abhängt: Familienrecht und Schule. Die Einheit des Familienrechts für beide Religionstheile und eine

Gemeinschaft der geistigen Bildung, unbeschadet des Gegensatzes der Religionslehre, gehören zu den größten Schöpfungen des Allgemeinen Landrechts und der Friedericianischen Gesetzgebung am Wendepunkt des Jahrhunderts. Jene Ehegesetze und Schulreglements waren Schöpfungen gewissenhafter Männer beider christlichen Bekenntnisse, hervorgegangen zunächst aus dem Wunsch, dem neuerworbenen Lande Schlesien die Gewähr voller Gleichberechtigung der katholischen Glaubensgenossen im „protestantischen" Staat zu gewährleisten. Allein die Staatsraison, aus der sie hervorgingen, war eine so zwingende, daß dieselbe nach der Auflösung des Reichs in dem neu zusammengesetzten Gebiet Bayerns und anderer deutschen Staaten, in ihrer Neubildung aus confessionell gemischten Landestheilen, Nachfolge fand, und damit übereinstimmende Grundlagen für das neue deutsche Staatskirchenrecht gewonnen wurden.

Der später empfundene Mangel des Friedericianischen Systems lag nicht in den Principien, sondern in der Weise der Ausführung. Indem man die Ausführung des einheitlichen Familien- und Schulrechts (in schonender Rücksicht auf Herkommen und Volkssitte) der Geistlichkeit beider Kirchen überließ, vertraute man der Allgewalt des absoluten Regiments, dem der Geistliche als Unterthan seines Landesherrn Folge leisten werde. Man hielt die staatliche Disciplin und den Verwaltungszwang auch für diese Zwecke ausreichend. Diese Voraussetzung erwies sich auch als zutreffend, so lange die unmittelbar staatliche Leitung der evangelischen Kirchensysteme fortdauerte, so lange die eiserne Hand des französischen Machthabers auf der Curie, so lange die Verwaisung der bischöflichen Sitze und Kapitel, so lange der demüthigende Druck der weltlichen Macht auf allen Organen der römischen Kirchenregierung lag.

Als nun aber seit 1815 die Restauration des päpstlichen Stuhls, der Bischofssitze und des ganzen Apparats römischer Kirchenregierung erfolgt war, verkannte man auch in Preußen nur zu lange den Ernst der neuen Lage, bis man nach zwei Jahrzehnten überrascht vor einem offenen Widerstand des katholischen Kirchenregiments gegen die preußische Ehe- und Schulgesetzgebung stand, dem der Absolutismus nicht anders als mit den gewaltsamsten Mitteln des Verwaltungszwanges entgegenzutreten wußte.

Von da an traf Alles zusammen, um den Streit des paritätischen Staats mit dem päpstlichen Kirchenregiment zu einem unaufhaltsamen Siegeszuge des Romanismus zu gestalten. Der Rückzug des preußischen Staats von seinen Ansprüchen auf Befolgung seiner Ehe- und Schulgesetze; die idealistische Auffassung Friedrich Wilhelms IV. von der „Freiheit der Kirchen", welche nun auch die evangelische Geistlichkeit zum Widerstande gegen die Landesgesetze ermunterte; der Niedergang des absoluten Regierungssystems und das Aufsteigen der demokratischen Grundidee, welche die Freiheit in der Entfesselung aller Kräfte der Gesellschaft (zu denen man auch den Organismus der römischen Kirche rechnete!) suchte, und dem entsprechende „Grundrechte" formulirte, die mit der zugesicherten „Selbstständigkeit" der römischen Kirche jedem kirchlichen Herrschaftsanspruch freie Bahn machten. Der Publication der Verfassung folgte ein demüthiger Appell der preußischen Minister an die römisch-katholischen Bischöfe, dem Staat behülflich zu sein zur Wiederaufrichtung der umgestürzten göttlichen und menschlichen Ordnung, und als Preis dafür der Verzicht der preußischen Ministerverwaltung auf die Handhabung fast aller gesetzlichen Schranken der kirchlichen Gewalt. So ergab sich schrittweise jene Entmündigung des Staats, von deren Folgen ein Mitglied des Cultusministeriums selbst ein vorsichtig gehaltenes aber sprechendes Bild gibt (Richter in Dove's Zeitschrift für Kirchenrecht 1861). Der durch Anordnungen und Unterlassungen der Behörden entstandene neue Zustand wurde seitdem von den ultramontanen Parteimännern wie von denjenigen Rechtsverständigen der Volksvertretung, für welche das preußische Landrecht und die preußischen Verwaltungsgesetze überhaupt nicht vorhanden sind, als der normale gesetzliche Zustand dargestellt, wie denn die ultramontane Partei das heutige Staatskirchenrecht überhaupt erst von den Reden und Rednern des Jahres 1848 an datirt.

Inzwischen war mit dem Jahre 1848 nicht nur für Deutschland, sondern für die gesammte europäische Culturwelt eine zweite Epoche des Niedergangs der Staatsautoritäten eingetreten. Unter stetigen Verfassungskämpfen, Verfassungs- und Ministerwechseln begannen die zeitigen Machthaber sich überall an die vermeintlich „conservative" Macht der römischen Kirche anzuklammern, ohne sich daran zu erinnern, daß das Papalsystem jederzeit eine Schwächung und Desorganisation geordneter Staatsgewalten erstrebt hat. Von allen Seiten wuchsen nunmehr dem Curialsystem neue Machtelemente hinzu, wie solche seit den Zeiten des Mittelalters nicht günstiger zusammengetroffen waren:

Ausdehnung und Befestigung des römischen Kirchensystems von unten herauf, vor Allem durch die Erlangung der Gleichberechtigung der Katholiken in allen civilisirten Ländern, begleitet von der Errichtung zahlloser neuer Pfarrsysteme und Bisthümer, — ein durchschlagender Erfolg „liberaler" Theorien, der freilich römischer Seits keine Erwiederung fand.

In Deutschland insbesondere eine intensive Stärkung des katholischen Bewußtseins durch das Aufblühen einer katholischen Theologie, welche ebenbürtig der protestantischen, eine geachtete Stellung auch in der Wissenschaft zu erkämpfen wußte, und welche den heutigen kirchlichen Parteien die landläufigen Streitargumente geschaffen hat. Je mehr der deutsche Katholicismus der religiösen Anlage der Nation gerecht zu werden wußte, um so tiefer mußte gerade in Deutschland das Gefühl katholischer Ausschließlichkeit und Alleinberechtigung in der Familie, in der Jugenderziehung, in dem gesammten Volksleben wiederum Fuß fassen.

Sodann die Ausdehnung der Klöster, des geistlichen Ordenswesens und der Congregationen mit ihrem streitbaren Personal, welche wie befestigte Lager in Feindesland vorgeschoben, unter geschickter Benutzung der „liberalen" Theorien vom freien Vereinsrecht jeder staatlichen Controle sich zu entledigen wußten.

Weiter die stetig fortschreitende Aufhäufung des kirchlichen Besitzes, der von dem Reichthum der modernen Gesellschaft alsbald seinen Antheil gewonnen hat, und nicht nur in Belgien und in den Vereinigten Staaten Amerikas, sondern überhaupt im Ganzen und Großen die Besitzverluste der Säcularisation zu ersetzen im Stande war.

Weiter die hochgesteigerte Macht der römischen Centralregierung, als Folge der Unselbstständigkeit der Bischöfe, die mit der Auflösung der ständischen Ordnung den nationalen Halt verloren hatten, der ehemals in dem ständischen Besitz der Bischöfe und Kapitel lag.

Kraft dieser Stärkung der Centralregierung sodann die Wiederbelebung der päpstlichen Gesetzgebung und Regierungsgewalt, welche in ostentatiösen Versammlungen und Proclamationen der gläubigen Christenheit verkündet wurde.

Weiter die Heranziehung aller Machtmittel der modernen Gesellschaft, insbesondere der Tagespresse zum Dienst der neu aufgerichteten Centralmacht, unter einheitlicher Ueberwachung und Leitung des römischen Kirchenregiments.

Schließlich das tägliche Zusammenwirken von mehr als einer Million Männern, welche durch die Ehelosigkeit dem ausschließlichen Zwecke der Erhöhung der kirchlichen Macht dienen, unter einer Leitung, welche jetzt, stetiger als jemals, ihren Schwerpunkt in dem Cardinalscollegium findet, und welche gerade durch den Verlust des weltlichen Gebiets unverantwortlicher, unangreifbarer, unabhängiger von dem Einfluß weltlicher Mächte geworden ist als in irgend einem früheren Jahrhundert.

Es ist damit im letzten Menschenalter eine Großmacht erwachsen, deren Bedeutung nicht blos von den älteren politischen Theorien, sondern anscheinend auch noch immer von der Diplomatie verkannt wird. Und selbst um die letzte Illusion, daß eine so organisirte Macht ihr Gegengewicht in den materiellen Interessen der Gesellschaft finde, sind wir in Deutschland ärmer geworden. Wir sind im letzten Jahrzehnt belehrt worden, daß auch Handel, Gewerbe, Fabrikation und Kundschaft sich confessionell im Dienste der römischen Kirche organisiren lassen. Die

Vereinigten Staaten haben schon früher die Erfahrung gemacht, wie die Interessen einer höchst materialistischen Generation kein Hinderniß bieten, Millionen von Gewerb- und Handeltreibenden nach Bekenntnissen und Sekten hermetisch abzuschließen.

Wir sehen nun die heutigen Culturvölker sich der drohenden Uebermacht dieser Neubildung, jedes nach *seiner* Weise, erwehren.

Die romanischen Nationen suchen mit gewaltsamen Eingriffen in den kirchlichen Besitz und die kirchliche Organisation von Zeit zu Zeit des schwer empfundenen Alpdrucks sich zu entledigen.

Die anglikanische Kirche und Amerika glauben durch möglichst langes Ignoriren der römischen Weltmacht dem Kampf ausweichen zu können.

Für Deutschland ist weder der eine noch der andere dieser Wege zugänglich.

Wir können keine Gewalt gegen den äußeren Organismus der römischen Kirche üben, ohne Gewissensverletzung gleichberechtigter Mitbürger.

Wir können noch weniger die Augen vor einer Organisation verschließen, die bei uns seit Jahrhunderten Staat und Volk in unversöhnlichem Gegensatz auseinander zu reißen strebt.

Wir können unter allen Nationen am wenigsten auf freundliche Nachsicht und versöhnliche Concordate mit der Curie rechnen, welche keinem Staatskirchensystem feindseliger gegenübersteht als dem der *Gleich*berechtigung einer andern Kirche, und keinem Bekenntniß unversöhnlicher als dem der evangelischen Kirche! Wer mit der römischen Kirche einen modus vivendi finden will, muß sich vor Allem klar machen, daß sie die *Gleich*berechtigung einer andern Kirche *nicht anerkennen kann*, ohne sich selbst aufzugeben. Dies ist ein wirkliches non possumus für die Curie.

Uns bleibt zur Erhaltung der evangelischen Kirche wie unserer nationalen Einheit keine andere Weise der Abwehr übrig, als die *Befestigung im eigenen Hause*, d. h. das unerschütterlich feste Zusammenhalten der maßgebenden Elemente nationaler Einheit, an deren Zerreißung das Kirchenregiment der einen wie der andern Seite unablässig arbeitet, und seinem *Wesen* nach nicht *anders* als im Sinne der Trennung arbeiten kann. Der „christliche" Staat konnte in Deutschland niemals aus den zwiespältig theokratischen Ideen unserer Kirchenmänner hervorgehen, sondern nur aus dem religiösen Sinne und gemeinsam christlichen Sittengesetz, unter welchem unsere Nation und ihre Organe der Gesetzgebung und Regierung in einer höheren Einheit aufwachsen und leben. Die Wege und Mittel dazu waren in dem hundertjährigen Gange der deutschen Landesgesetzgebung bis zur Unmöglichkeit des Verkennens vorgezeichnet. Nur konnte die Gesetzgebung nicht in den alten Fehler des Absolutismus, in eine allbevormundende „Staatsaufsicht" zurückfallen. Der Staat mußte der katholischen wie der evangelischen Kirche ein freies Walten im Kreise ihrer Lehre und Seelsorge zugestehen. Er konnte zu dem Anspruch auf ein placet so wenig zurückkehren, wie zum Censurzwang. Er konnte für die weltlichen Behörden nicht mehr ein unbegrenztes Eingreifen in die einzelnen Maßregeln kirchlicher Verwaltung vorbehalten. Er konnte keinen unmittelbaren Zwang gegen das Personal der Geistlichkeit üben zur Vornahme von Handlungen, die mit den Kirchengesetzen im Widerspruch stehen. Er konnte daher die Ausführung seiner Ehe- und Schulgesetze nicht mehr kraft gesetzlicher Regel Geistlichen überlassen. Aber abgesehen von der veränderten Weise der Ausführung, bleiben *unverändert und unabänderlich die drei Grundprincipien der deutschen Kirchenpolitik.*

Das Erste ist die unbedingte *Aufrechterhaltung eines einheitlichen Ehe- und Familienrechts*, ohne welches die Existenz einer deutschen Nation undenkbar ist. Nachdem wir die Zerreißung der Nation durch ein zwiespältiges Familienrecht in schwerer andauernder Arbeit vieler Menschenalter überwunden haben, ist es ein unmögliches Beginnen, der Selbstherrlichkeit der einen oder anderen Kirche zu Liebe, ein neues zwiespältiges Eherecht schaffen zu wollen. Ebenso sinnlos ist deshalb das Bestreben, unter unserem *Zweikirchensystem*, die Eheschließung durch verantwortliche Staatsorgane (Civilehe) wieder aufheben, d. h. die Bedingungen der Eheschließung sowie die Anerkennung ihrer Gültigkeit von den Grundsätzen des einen oder anderen Clerus abhängig machen zu wollen. Die Wiederaufhebung der Civilehe würde in Deutschland dahin führen, daß der Staat *entweder* durch Verwaltungszwang die Geistlichkeit zur Trauung zwingen, *oder* sein eigenes Gesetz preisgeben müßte, um jede rechtlich gültige, aber von der einen oder anderen Kirche nicht gutgeheißene Ehe als ein Concubinat beschimpfen zu lassen, und bei der gemischten Ehe es fernerhin zu dulden, daß den Eheleuten widersprechende Bedingungen gestellt werden, welche mit der Ehre und dem Gewissen eines deutschen Christen unvereinbar sind. Die Haltung der Regierung gegenüber dieser Frage ist stets das maßgebende Kennzeichen gewesen, wie es mit der staatskirchlichen Politik in Preußen steht.

Das Zweite ist die *Aufrechterhaltung des einheitlichen Systems einer nationalen Erziehung*, wie solches in Preußen für eine Bevölkerung mit *gleich*berechtigten Kirchen seit einem Jahrhundert zur Entwickelung gekommen ist. Das deutsche System gleichberechtigter Kirchen kann den confessionellen Charakter der öffentlichen Unterrichtsanstalten nur für den Religionsunterricht festhalten, muß aber im wissenschaftlichen Unterrichte der Jugend alles die Glaubenslehren anderer Bekenntnisse Verletzende, alles zum Haß und zur Verachtung anderer Bekenner Aufreizende an jeder Stelle fern halten. Der confessionelle Eifer gegen Andersdenkende hat seinen Platz in Predigt, Seelsorge, Familie, Confirmandenunterricht, nicht in der „öffentlichen" Schule. Das in dieser Richtung am Wendepunkte unseres Jahrhunderts fundirte System ist das im deutschen Zweikirchensystem allein anwendbare. Eine Losreißung des Religionsunterrichts von dem wissenschaftlichen ist in der Elementarschule unausführbar und nur ein oberflächliches Auskunftsmittel rationalistischer Methode. Unser Gesetzgeber hat sich die Sache so leicht nicht gemacht, sondern in gewissenhafter Anerkennung der historischen Berechtigung beider Kirchen die Vereinigung des confessionellen Religionsunterrichts mit der nichtconfessionellen Lehre der Wissenschaft in der Schule ebenso erzwungen, wie diese Vereinigung im Gesammtleben des deutschen Volkes zur Nothwendigkeit geworden ist. Auch unsere Pädagogik hat dabei ihren nothwendigen Antheil an der Lösung unserer nationalen Aufgaben zu übernehmen. Die Schwierigkeiten der Ausführung werden allerdings fühlbar genug in den Unterrichtsanstalten, in welchen Zöglinge verschiedener Confessionen thatsächlich theilnehmen, d. h. nach ungefährer Schätzung in mehr als einem Viertel unserer Volksschulen und in beinahe allen höheren Bildungsanstalten. Allein eben darin zeigt sich die Nothwendigkeit einer neutralen Leitung der Schule, die nur der *Staat* übernehmen kann, während die Forderungen des einen wie des anderen Kirchenregiments stets dem in Deutschland rechtlich Nothwendigen widerstreben werden. Der staatlich nothwendige Schulzwang, der vom Staate geübte Zwang gegen die Gemeinden zur Unterhaltung der Schulen ohne Unterschied des Bekenntnisses ist gleich unvereinbar mit den kirchlichen Ansprüchen evangelischer Generalsynoden wie katholischer Bischöfe. Der Staat darf seine Angehörigen nicht zwingen, ihre Kinder in Schulanstalten zu schicken und diese Schulanstalten zu unterhalten, welche unter der Leitung eines Kirchenregiments stehen, dessen höchste Aufgabe die Bekämpfung des Glaubens jener Eltern und jener Kinder ist. Hier ist der Punkt, an welchem der theologische Eifer zum Pharisäerthum wird. Derselbe „christliche" Standpunkt, der jede Berührung der Kinder seines Bekenntnisses mit Lehrern oder Schülern einer anderen Confession als „Sacrilegium" und „religionslose Schule" darstellt, trägt kein Bedenken, die Kinder der Minoritäten in „confessionell" feindselige Anstalten hineinzuzwingen! Theologie und Pädagogik sind in Deutschland noch immer gewohnt, ihre Schulsysteme wie auf einer tabula rasa aufzubauen, unbekümmert darum, wie der Staat seinen Schulzwang durchführen, wie die Gemeinden ihre Schule unterhalten, wie die 50,000 Kleingemeinden des preußischen Staats ihre besonderen Schulen für verschiedene Confessionen einrichten sollen. Eine viel bedenklichere Erscheinung ist es aber, wenn auf Seite der Staatsverwaltung die seltsame Ausflucht versucht wird,

daß diese Mischung der Bekenntnisse doch nur in „einigen tausend Schulen" vorkomme und oft nur eine „recht geringe Zahl" von Kindern treffe. Als ob es nicht gerade die Aufgabe der Staatsgewalt wäre, für den Schutz der *Minoritäten* zu sorgen, — ganz abgesehen davon, daß in dem deutschen Großstaat mit der Freizügigkeit die Zahl der gemischten Schulen buchstäblich mit jedem Tage wächst. Gewiß bilden die confessionell gemischten Kleingemeinden zur Zeit noch die Minderzahl, ebenso wie die gemischten Ehen wohl jederzeit eine geringe Minderzahl bilden werden. So wie aber die Preisgebung der gemischten Ehe in Deutschland das sichere Kennzeichen der Verleugnung des Staatsberufs, so ist es die Preisgebung der gemischten Schulen an das eine oder andere Kirchenregiment. Wir kennen bereits zur Genüge jene Bewegung auf schiefer Ebene, in der sich unser nationales Unterrichtswesen von unten nach oben in kirchlich gespaltene Elementarschulen, gelehrte Schulen und Universitäten auflöst, die sich mit jeder Generation in immer tieferen Gegensätzen einander entfremden.

Das Dritte ist die *sichere Begrenzung des staatlichen Aufsichtsrechts*. Abgesehen vom Eherecht und öffentlichen Unterrichtswesen, für welches dem Staat die positive Organisation und Leitung zukommt, lassen sich die Rechte des Staats gegenüber den mündig gewordenen Kirchen auf ein *klar begrenztes* Aufsichtsrecht zurückführen, zur Abwehr solcher äußeren Einrichtungen der Kirchen, welche in die Rechte anderer Bekenntnisse und in den confessionellen Frieden einer kirchlich zwiespältigen Bevölkerung störend eingreifen. Es gehören dahin diejenigen Orden der römischen Kirche, welche zum Zweck der Kriegführung gegen den Protestantismus gestiftet und organisirt sind, und solche Einrichtungen, welche mit dem Polizei- oder Schutrecht des paritätischen Staats sich widerspruchsvoll durchkreuzen. Wohin sollte Deutschland kommen, wenn die evangelischen Kirchensysteme eine kriegerische Gegenorganisation gegen die römische Kirche nach römischem System, unter Direction und mit den Mitteln einer außeestaatlichen Großmacht zu betreiben anfingen? Es wäre damit nicht blos die Existenz einer deutschen Nation am Ende, sondern auch der Religionskrieg vor der Thür, wie ja auch der dreißigjährige Krieg aus eben dieser Art von Organisation und Gegenorganisation hervorgegangen ist. — In dies engbegrenzte Gebiet des Auffichtsrechts gehört auch die Betheiligung des Staats an der Vorbildung der Geistlichkeit *beider* Kirchen. Der Staat muß die Berufsbildung zum Pfarramt in den Priesterseminarien der Leitung der Kirche überlassen, um so mehr aber darauf bestehen, daß die wissenschaftliche *Vorbildung* des Clerus sich nicht kastenmäßig losreiße von dem geistigen Leben der Nation, für welche die Geistlichkeit einen so tiefgehenden Lehrberuf zu erfüllen hat. Erst seitdem die deutsche Landesgesetzgebung sich dieser Vorbildung angenommen hat, ist eine würdige und wirksame Entfaltung der katholischen Theologie in Deutschland möglich geworden, im seltsamen Contrast mit der Berufsbildung des Clerus in Italien. Erst nachdem im letzten Menschenalter auch diese Maxime aufgegeben, und eine kastenmäßige Abschließung der Jugenderziehung des Clerus zugelassen ist, hat sich die heutige Feindseligkeit gegen den deutschen Staat in den jüngeren Clerikern in früher unbekannter Weise entwickelt.

Diese und *nur diese Gesichtspunkte* sind für unsere neuere Kirchengesetzgebung maßgebend gewesen. Sie bewegt sich in den Linien, die der protestantische Staat seit Friedrich dem Großen, der katholische Territorialstaat seit dem bayrischen Religionsedict von 1818 eingeschlagen hat. Beide Richtungen begegnen sich und decken sich heute bereits in ihren Grundlinien.

Die Eigenthümlichkeit des neueren preußischen Systems besteht nur in der *Befestigung des Verwaltungsrechts*, welches im constitutionellen Staat nicht von der persönlichen Meinung des zeitigen Cultusministers und nicht von seiner Auslegung der Gesetze unter dem Einfluß wechselnder Parteien abhängig sein kann. Selbst die französische Gesetzgebung hat diese Fragen aus der wechselnden Ministerverwaltung herausgezogen und der Rechtsprechung des Staatsraths überwiesen. Noch weiter gehend hat die preußische Gesetzgebung die Handhabung dieser Grundsätze unter eine feste „Rechtscontrole" gelegt, die unter jedem Verwaltungschef ein und dieselbe bleibt. Sind die gezogenen Grenzlinien für den deutschen Zweikirchenstaat nothwendig, so müssen sie auch jederzeit innegehalten werden. Soweit es der Gegenstand zuließ, sind deshalb die für den Staat nothwendigen Gebote nach dem System der „Uebertretungen" unter Buße gestellt, und werden durch die ordentlichen Gerichte gehandhabt. Es ist das eine Handhabung der Gesetze, wie sie für unser Polizeirecht, Schulrecht und jeden anderen Zweig der Verwaltung jetzt möglichst weit durchgeführt ist, nicht aber eine „diocletianische Christenverfolgung", wie unsere Seelenhirten das preußische Verwaltungsrecht ihren Pfarrkindern darstellen. Soweit das System der Uebertretungen nicht anwendbar, ist die Rechtscontrole der staatlichen Verfügungen unter einen Verwaltungsgerichtshof gestellt, der nicht mehr und nicht weniger als den Rechtsschutz der Unterthanen wie der Geistlichkeit gegen die Willkür der Behörden darstellt, analog dem französischen Staatsrath. Und auch diese Einrichtung ist nicht etwa eine Erfindung der französischen Revolution, sondern eine alte Institution der Monarchie, umgeben mit allen Garantien einer unparteilichen Entscheidung, wie sie in Deutschland seit den Zeiten des Reichshofraths als vollgenügende Rechtsinstitutionen anerkannt sind. Eben deshalb werden die Angriffe des Ultramontanismus sich immer zunächst gegen diese feste Stütze der Staatshoheit richten; denn die erste Vorbedingung für neue Siege ist die Rückkehr zu einem schmiegsamen Verwaltungssystem, dem die Partei ihre wichtigsten Erfolge verdankt.

Eine so gestaltete Organisation kann nicht Gegenstand wechselnder Regierungssysteme und Compromisse der Parteien werden. Der Vorzug unseres Systems beruht eben darauf, daß keine Ministerverwaltung die so gesetzten Rechtsschranken fernerhin durch eine Selbstinterpretation der Gesetze beseitigen kann. Zu jeder Aenderung derselben bedarf es neuer Gesetze, bei deren Verhandlung die ganze Tragweite der Fragen noch einmal vor Augen treten würde — das heißt die Wahrheit, daß es sich bei den staatskirchlichen Fragen in Deutschland nicht um „Conservativ" und „Liberal" handelt, sondern um die Existenz der *protestantischen Kirche und der deutschen Nation.*

Der Spielberg bei Brünn.

Es ist ein Bild aus halbvergangener Zeit, welches wir hier zu entrollen unternehmen. Ein volles Jahrhundert hindurch gab es keinen Ort in Oestreich, an den sich so zahlreiche und so entsetzliche — wir möchten wünschen, wir könnten blos von *Sagen* sprechen — so zahlreiche und entsetzliche, so spannende und so abenteuerliche Erinnerungen knüpften, als an den Brünner Spielberg, dessen Ruf seine Schatten weit über die Grenzen Oestreichs hinaus warf. Wer zählt alle die Persönlichkeiten aus aller Herren Ländern, die vom Jahr 1742 an, wo der Spielberg als Staatsgefängniß etablirt wurde, bis zum Jahr 1855, wo Kaiser Franz Joseph ihn als solches aufhob, in den furchtbaren Kasematten der alten Veste schmachteten, die sich über ihren Opfern meist für immer schlossen!

Die ehemalige Festung Spielberg steht, 280 Meter über der Meeresfläche, auf einer mäßigen Anhöhe, die sich im Westen der Landeshauptstadt von Mähren kegelförmig erhebt, gegen die Stadt zu sich allmählich senkt, in der Richtung des Rothen Berges dagegen steil in einen Hohlweg abfällt — ein Conglomerat von Baulichkeiten, Wällen und Gräben aus den verschiedensten Epochen und zu den verschiedensten Zwecken. Schon in frühen Zeiten krönte den Berg eine Festung, der Zufluchtsort der ganzen Umgebung und namentlich der in der Vorburg am Fuße des Berges angesiedelten Bevölkerung, welche den Grund zum heutigen Brünn gelegt. Schon im Jahr 1028 finden wir sie als Gauveste verzeichnet und im 13. Jahrhundert war sie der Sitz der Theilfürsten Mährens, die den einen oder den anderen Theil des Landes von der böhmischen Krone als Secundogenituren besaßen.

Nachdem dort zuerst die Fürsten von Brünn und dann die Markgrafen von Mähren residirt hatten, fiel die Burg im Jahr 1547 an König Ferdinand I., von welchem die mährischen Stände nnd später die Stadt Brünn sie erwarben. Aber als Brünn zu Anfang des dreißigjährigen Kriegs an der ständischen Rebellion Theil genommen, zog der Generalgouverneur Cardinal Fürst Dietrichstein die Festung (1621) für den Kaiser ein nnd seitdem ist sie Eigenthum des Staats geblieben. Die Tage des Glanzes, als noch die einheimischen Fürsten dort residirten, waren so wie so nnwiederbringlich dahin, als (1411) Markgraf Jodok zu Grabe getragen wurde.

Aber eine wechselvolle und ruhmreiche militärische Geschichte hat der Spielberg anfznweisen. Als König Sigismnnd im Jahre 1421 eine Gesandtschaft Ziskas, die mit ihm zu unterhandeln gekommen war, auf dem Spielberg empfing, nm während des Empfanges ihre Diener nnd Knechte in Brünn hinrichten zu lassen, brachen rächend 1428 die Hussiten nnter Ziskas Nachfolger, Prokop dem Großen, in Mähren ein nnd belagerten den neben der königlichen Besatzung auch von den Brünner Bürgern vertheidigten Spielberg; sie zogen indeß nnverrichteter Sache ab, als die verlorene Schlacht bei Schlappanitz sie von dem Mutterlande abzuschneiden drohte. Genau vierzig Jahre später legten sich die Ungarn unter Magyari nnd Kinisy vor die Bnrg; neun Monate hindurch leistete dieselbe den tapfersten Widerstand, aber im Jahre 1469 mußte die erschöpfte nnd aller Lebensmittel baare Garnison sich ergeben. Im Jahre 1578 wurde Schloß Spielberg dnrch einen großen Brand fast gänzlich zerstört, aber fünfzehn Jahre später wurde es von der Stadt Brünn, seiner damaligen Besitzerin, größer und stärker wieder aufgebaut. Der dreißigjährige Krieg brachte neue Kämpfe. Im Jahre 1643 erschienen die Schweden unter Torstensohn vor dem Spielberg, aber die Besatznng behauptete sich siegreich und der Feind räumte das Feld, nachdem er die Vorstädte Brünns in Brand gesteckt. Schon zwei Jahre später jedoch war Torstensohn wieder da nnd vermaß sich diesmal, „die kalte Kuchel“, wie er den Spielberg spottend nannte, in acht Tagen zn erobern. Aus den acht Tagen wurden acht Monate nnd die kleine Besatzung, allerdings täglich dnrch 300 bewaffnete Bürger und einen Theil der Studentenlegion aus dem durch einen unterirdischen Gang mit der Festung in Verbindung gebrachten Brünn unterstützt — Brünn feiert zum Andenken daran noch heute alljährlich am Tage Mariä Himmelfahrt das sogenannte Schwedenfest — hielt sich noch immer und abermals mußten die Schweden die Belagerung aufheben. Im Jahre 1742 wurde der Spielberg zwei Monate hindnrch von den Preußen und Sachsen erfolglos berannt und den letzten Feind sah er, als die Franzosen in den Jahren 1808 nnd 1809 Brünn besetzten. Damals wurden seine Kasematten und Festungsgräben zur Unterbringung der Maroden benutzt, und im letztgenannten Jahre wurden seine meisten Werke gesprengt. Ohnehin war freilich die Bedeutung des Spielbergs als Festung in dem Maße eine geringere geworden, als die modernen Belagerungsmittel sich vervollkommnet hatten. Dafür freilich sollte er alsbald als Gefängniß zn einer traurigen Berühmtheit gelangen.

Schon nach der Schlacht am Weißen Berge schloß der Spielberg einzelne Theilnehmer an der ständischen Revolntion ein, und ab und zu beherbergte er anch Robotverweigerer nnd dergleichen halbpolitische Verbrecher. Aber znm eigentlichen Staatsgefängniß wurde er erst im Jahre 1742 „erhoben,“ wenn auch freilich nebenbei alle Sträflinge aus den Erblanden und aus Galizien, die wegen schwerer Verbrechen auf mehr als acht Jahre verurtheilt worden und zu schwach waren, um zum Schiffsziehen verwendet werden zn können, ihre Haft dort zu verbüßen hatten. Die Festungsmauern wnrden seitdem doppelt gezogen, eine Pallisadenumzännung nru angebracht nnd auch im Innern der Festung eine Menge von Sicherheitsbanten ausgeführt.

Eine bunte Reihe von „Verbrechern“ hat der Spielberg im Laufe der Zeit eingeschlossen: Rebellen und gemeine Mörder, Feldherrn und Räuber, Carbonari und Fälscher, ans den höchsten nnd aus den niedersten Ständen. Im Anfang des dreißigjährigen Kriegs sah er zahlreiche Edelleute — nnter ihnen einen Kannitz und einen Waldstein — nnd Bürger, der Betheiligung an der ständischen Empörung bezichtigt, später von den Genossen des Friedländers den Oberst Schärffenberg und den Baron Schaaffgottsche zum Tode führen; in der Mitte des vorigen Jahrhnnderts schloß er die Mitglieder der mährischen Sternkrenz-Brüderschaft ein, die den Stein der Weisen suchten; zn Anfang der 20er Jahre des laufenden Jahrhnnderts nahm er 35 Carbonari auf — unter ihnen Silvio Pellico —, die znm Tode verurtheilt und dann zn langjährigem schwerem Kerker begnadigt waren; in den 40er Jahren schmachteten dort die Führer des galizischen Aufstandes von 1845. Anf dem Spielberg war der Feldzeugmeister Graf Bonneval aus der Armee des Prinzen Eugen eingekerkert — er trat nach überstaudener Haft znm Islam über und starb als Achmed Pascha in Coustantinopel —, der Feldmarschall Graf Wallis, der 1739 jenen Frieden abgeschlossen, welcher Belgrad wieder in die Hände der Türken gab, der Pandurenoberst Trenk, einer der gefürchtetsten nnd tapfersten Parteigänger nnter Maria Theresia, der sächsische Seeretär Menzel, der die geheimen Depeschen Oestreichs dem großen Friedrich verrieth nnd damit den siebenjährigen Krieg herbeiführte, die Gräfin Filanghieri (wegen Hochverraths), die Tochter des berühmten italienischen Finanzmanns und Juristen gleiches Namens, der ständische Seeretär David, der 1743 mit den Bayern gegen Maria Theresia conspirirte, der französische Postmeister Drouot, der in St. Menehonld die Flucht Lndwigs XVI. und Maria Antvinettens vereitelte, der noch heute im Munde des Volkes lebende böhmische Räuberhauptmann Badinski rc. rc.

Sehen wir uns jetzt den Spielberg etwas genauer an nnd dringen wir in die Tiefen seiner furchtbaren Geheimnisse.

Wenn man von Brünn aus die Spielberg-Lehne hinansteigt, so fällt auf der ersten Terrasse, zur Linken, eine Statue des heiligen Johannes von Nepomuk ins Auge; rechts von dieser Statue war ehemals der Begräbnißplatz für die Spielberger Sträflinge und an der Johannessäule pflegten die Verurtheilten, bevor die Manern der Festung sie aufnahmen, den Abschied von der Freiheit zu nehmen, der nur zu oft gleichbedeutend war mit dem Abschied vom Leben. Etwas höher hinauf steht ein Gartenhaus, einst ein wohlbefestigtes Wachthans, nnd auf der Terrasse darüber das Gasthans „Zur hohen Warte“, bis 1754 ein Pnlvermagazin. Eine Allee führt dann zum Einfahrtsthor hinauf. Links sieht man noch die Reste von Vorsichtsmaßregeln gegen etwaige Fluchtversnche der Häftlinge, geradeans ragt eine steile Festungsmaner in die Höhe, die oben einen modernen Ban — die ehemaligen Beamtenwohnnngen — mit einem Kirchthnrm trägt. Dnrch ein gedecktes Stiegenhans gelangt man, an der Militärwache vorüber, zn einer über einen tiefen Graben — links Wallgraben, rechts Tnrngraben genannt — gelegten Brücke und von dieser, dnrch eine gewölbte Dnrchfahrt, in den ersten kleinern Hof, der mit seinen ihn einschließenden verfallenen Bauten der älteste Theil des Spielbergs ist und wahrscheinlich noch jener Zeit angehört, wo dort die Markgrafen residirten. Rechts im Hofe steht die im Jahr 1693 vom Commandanten Grafen Zinzendorf an Stelle der bei der schwedischen Belagerung von 1645 zerstörten alten Burgkapelle erbaute Kirche der allerheiligsten Dreifaltigkeit, deren Merkwürdigkeiten jetzt aber in die Brünner Garnisonskirche übertragen sind.

Ein erst im Jahr 1835 zugebauter Quertrakt — die bisherigen Räumlichkeit genügten nicht mehr, die Gefangenen unterzubringen — trennt den ersten von dem zweiten, weit größeren Hof. Dort befindet sich links der merkwürdige Brunnen, 6 Klafter tief gemauert nnd 54 Klafter tief in den Felsen gebohrt, also von einer Gesammttiefe von 60 Klaftern = 114 Metern; mit der früheren primitiven Hebemaschine hatten die Sträflinge eine volle Viertelstunde zu arbeiten, bevor ein Eimer Wasser an das Tageslicht befördert wnrde. Die ganze rechte Längenseite des Hofes nahm früher ein Zeughaus ein, welches im Jahr 1809 von den Franzosen zerstört wurde.

Unter den beiden Längenseiten des Spielbergs liegen, nnter der Erde zwei Stockwerke bildend, die Kasematten — nordöstlich die Josephinischen, südöstlich die Leopoldinischen — d. h. die für

das sogenannte „harte" Gefängniß bestimmten Räume. Ihre Insassen waren an Händen und Füßen mit zugelötheten eisernen Schellen gefesselt, überdies mit einem um die Mitte des Körpers gezogenen eisernen Leibgurt an die Wand geschmiedet, und von diesem Leibgurt reichte eine eiserne Kette zum Halse und war dort in einen eisernen Halsring eingefügt; Leibgurt und Halsringe wurden bisweilen abgenommen, Hand- und Fußfesseln nie. Während der Nacht wurde durch sämmtliche Zellen noch eine große Kette gezogen und an sie die Ketten der einzelnen Sträflinge befestigt; die Hauptkette war ins Wachtzimmer geleitet, so daß man dort jede Bewegung der Unglücklichen sofort bemerken und controliren konnte. Das Lager war eine hölzerne Pritsche, die Nahrung Brod und Wasser, nur zweimal in der Woche Fleisch.

In dem Josephinischen Trakt treten wir in einen langen, durch Lichtfugen im Gewölbe spärlich erleuchteten und von Modergeruch starrenden Gang; er bildet den Zutritt zu den einzelnen Zellen. Gleich links die Zelle bewohnte der Panduren-Oberst Baron Trenk, der sich übrigens einer privilegirten Haft erfreute; daneben lag ein Wachtzimmer mit einem hoch oben angebrachten Fenster. Die nächste Zelle beherbergte den Carbonaro und Dichter Maroncelli, bis er erkrankte und ihm ein Fuß amputirt werden mußte; dann wurde er in einem oberirdischen Gefängniß seinem Landsmann und politischen Genossen Silvio Pellico zugesellt. Neben dem mit einem Gewölbfenster versehenen Gefängniß Maroncelli's büßte, in einer ganz dunklen Zelle ohne Fenster, die Gräfin Filanghieri ihre 10jährige Haft. Weiter folgt abermals eine vollständig dunkle und fensterlose Zelle, welche zuerst Silvio Pellico aufnahm, bis er zwei Jahre später in ein Gefängniß über der Erde versetzt und nach 8jähriger Haft gänzlich begnadigt wurde. Nur durch eine Vorzelle von der früheren getrennt, befindet sich eine mit einem Fenster versehene Zelle, in welcher, das Opfer eines Justizmordes, ein Revierförster Anton von den ihm zuerkannten 20 Jahren volle 18 Jahre verbrachte; noch jetzt sieht man die Striche, mit welchen er sich jedes abgelaufene Jahr an der Wand markirte. In der nächsten hellen Zelle, von der Försterzelle nur durch einen gemeinschaftlichen Kerker und zwei dunkle Vorzellen getrennt, wurde 15 Jahre lang der berüchtigte Räuberhauptmann Wenzel Babinski verwahrt; als im Jahr 1855 der Spielberg aufhörte Gefängniß zu sein, wurde er nach der Strafanstalt Karthaus in Böhmen gebracht.

Der Leopoldinische Trakt enthält nur gemeinschaftliche Zellen, die meist mit weiblichen Gefangenen belegt wurden. Aber in diesem Trakt liegt die Folterkammer mit allen ihren grausigen Apparaten zur Bändigung störrischer Gefangener, mit ihren Daumenschrauben, ihrer Folterleiter, ihren Schraubstiefeln, ihren Schnürvorrichtungen und vor allen Dingen mit der — noch jetzt vorhandenen — Aufzugmaschine, die den an Händen und Füßen gebundenen und an den Füßen mit Gewichten belasteten Verbrecher bei den Händen in die Höhe hob und ihm die Muskeln im Leibe brach.

Aber was ist das Alles gegen die Martern, welche die Gefangenen des unterhalb der Kerkerzellen des Josephinischen Trakts gelegenen zweiten Stockwerks zu erdulden hatten! Durch eine Oeffnung in der Nähe der Försterzelle wurden die schwersten Verbrecher in die grabähnlichen Kerkerlöcher dieses untersten Erdgeschosses hinabgelassen und nur in den seltensten Fällen sahen sie jemals wieder das Licht des Tages. Diese untersten Kasematten waren eigentlich ein in den Felsen gehauener Gang ohne Licht und ohne Luft; in zwei Reihen standen in ihm hölzerne Verschläge neben einander und in ihnen mußte, an die Wand geschmiedet, der Verurtheilte leben. Die Ketten und Schellen hier waren noch weit schwerer als in den oberen Kasematten und von dem eisernen Leibringe und Halsgurt, die in die Mauer eingelassen waren, zog sich je eine starke Kette hinauf zur Wölbung, wo sie von einer Eisenstange aufgenommen wurde. Um das Anschmieden des Verbrechers noch empfindlicher zu gestalten, wurden für den Kopf und den übrigen Körper des Opfers Vertiefungen, die man theilweise heute noch sieht, in die Mauer gesprengt. Der Angeschmiedete konnte sich somit nicht einmal bewegen und seine Hände reichten nur bis zur gegenüberliegenden Thür, in deren höchster Höhe durch eine Oeffnung Brod und Wasser hineingeschoben wurde. So zur fast totalen Bewegungslosigkeit verurtheilt, ohne Licht und ohne Luft, an die wassertriefende Felswand gekettet, waren die Unglücklichen den Ratten und Fröschen preisgegeben, bis ihnen allmählich die Sinne schwanden, bis sie taub und blind wurden und, von der Gicht gelähmt, kein Glied mehr gebrauchen konnten, um endlich, nach nicht sehr langer Zeit, im Tode die Erlösung zu finden, denn lebend gaben diese Gräber so leicht Niemanden heraus. Indeß thatsächlich wurden diese Marterzellen nur bis zum Jahre 1791 benutzt; seitdem wurden nur in sehr seltenen Fällen und immer nur auf kurze Zeit Disciplinarstrafen dort verbüßt ... Am äußersten westlichen Ende des Ganges sind übrigens neuestens einige Zellen bloßgelegt, in welchen man menschliche Gebeine fand; einzelne besonders schwere Verbrecher scheinen dort lebendig eingemauert worden zu sein.

Es war zur Zeit Josephs II., als Lord Howard im Auftrage der englischen Regierung das Gefängnißwesen auf dem Continent studirte und im Verlaufe seiner Reise auch nach Wien kam. Der Kaiser empfing ihn in Audienz. Lord Howard nahm keinen Anstand, die Frage, wie er die Gefängnisse in Oestreich gefunden, mit edlem Freimuth dahin zu beantworten, sie seien die abscheulichsten, die ihm noch vorgekommen. „Und das sagt mir ein Engländer," meinte der Kaiser, „in dessen Heimat man die Verbrecher zu Dutzenden henkt, während wir sie doch nur einkerkern?" „Gewiß," entgegnete Lord Howard unerschrocken; „aber ich will lieber in England gehangen, als in Oestreich gefangen sein. ..." Der Kaiser schwieg, aber der Eindruck dieser Unterredung war ein nachhaltiger. Einige Monate später — es war im Jahre 1783 — sah man in Brünn eine Hofequipage — Niemand wußte wen sie führe — den gewundenen Fahrweg zwischen den damals noch vorhandenen doppelten Festungsmauern zu der Berghöhe hinan sich bewegen, von welcher die Citadelle und die Bastion des Spielbergs wie ein düsteres Geheimniß herunterblickten. Vor der Wohnung des Commandanten „ob der Vestung Spielberg" (das war der amtliche Titel) hielt der Wagen und es entstieg ihm, von einem Adjutanten begleitet, Kaiser Joseph in Person. Nur von dem Schließer begleitet, besichtigte er die sämmtlichen Kerker, zuletzt die Kasematten — wir haben sie oben beschrieben — des obersten Stockwerks unter der Erde. Der Kaiser schauderte, als er in den langen Doppelgang mit seinen eisenbeschlagenen und mit Schlössern versehenen Thüren in unabsehbarer Reihe eintrat. Der Schließer wollte, nachdem er erklärend bemerkt, es seien das die schweren Gefängnisse, aber unter diesem Stockwerk befinde sich noch ein zweites, wieder aufwärts steigen, aber der Kaiser gebot ihm, den Weg zu den untersten Kasematten einzuschlagen. Durch einen abwärts führenden Gang gelangte er in ein wiederum in zwei lange Gänge sich zweigendes Gewölbe; die dumpfste Kerkerluft erfüllte die in die dichteste Finsterniß gehüllten Räume, kein Laut, kein Windhauch regte sich, nur zuweilen klang es wie dumpfes Kettengerassel. Der Kaiser gebot, von den vielen Zellen, in welche der Gang durch Balken und Pfosten abgetheilt war, eine unbewohnte zu öffnen; die schweren Hängeschlösser fielen, die Klammern wurden aus den Kolben gehoben, die niedere verrostete Thür drehte sich in ihren Angeln und tiefgebückt trat der Kaiser ein. Es war die Zelle Nr. 3, noch heute genau in ihrem damaligen Zustande erhalten, nur einige Fuß im Umfange messend, die Bohlenwände an den Seiten dicht an die schwarze Rückwand anschließend, die die Mauer der Gefängnisses bildete, kein Mobilar darin als eine rohgezimmerte, hart an die Mauer stoßende Holzbank, zugleich zu Sitz und Lager bestimmt, in der Mauer selbst eine für Kopf und Rücken des Angeschmiedeten cylinderförmig ausgehöhlte Vertiefung. In dem gleichen Gewahrsam befanden sich damals 30 Verbrecher. Wir haben schon früher bemerkt, daß jeder Zellenbewohner mit eisernem Gürtel und Halsband an die Mauer gekettet war, während von Hand und Fuß eine andere lange Kette zu einer Querstange lief, die durch kleine Ringe an der Decke durch die ganze Zellenreihe reichte.

Der Kaiser ließ die Zellenthür schließen, die Laterne entfernen und gebot, ihn nach einer Stunde abzuholen. Und so geschah es. Festen Schrittes und aufrechter Haltung, aber sichtlich angegriffen, trat er, als die Stunde verflossen war, ins Freie; die Haarrollen an den Schläfen hatten sich theilweise losgelöst und hingen schlaff herab; die Stirne war feucht geworden. Der Commandant mußte erscheinen. „Ich war," sprach der Kaiser, „der letzte Lebendige in diesen Räumen; von nun an soll kein Gefangener des Spielbergs diese Schwelle mehr überschreiten." Er verabschiedete sich und alsbald erhielt der Commandant von Wien aus eine kaiserliche Resolution des Inhalts:

„Und geben ihme hiermit gnädigst zu vernehmen und befehlen: alle inhaftirten Uebelthäter und Malefizpersonen, so annoch in den Gefängnißzellen der unteren Kasematten am Spielberge befindlich sind, allsogleich und ohne Verschub zu delogiren und selbe nach Thunlichkeit in die oberen Gefängnißtrakte unterzubringen. Annebst aber sind die erwähnten Kasematten von jetzo an hinter Schloß und Riegel unter ewigen Verschluß zu behalten. Hiernach hat sich Seiner K. k. K. M. Oberster und Commandant ob der Vestung Spielberg zu richten und unsern gnädigst gemessenen Befehl, Willen und Meinung zu vollziehen. Josef."

Gustav Weisbrodt.

Literatur und Kunst.

Meditationen.

1. List der Natur.

Was ist das Wort, das tiefste? Heißes Ringen,
Den Schmerz zu zeigen.
Was kündet, daß nicht Schmerz mehr zu bezwingen?
Des Todes Schweigen.

Dem Herzen graut vor solch beglücktem Schweigen,
Es muß ihm fluchen;
Indeß die Wünsche, die ihm heiß entsteigen,
Nichts Andres suchen.

So listig hält Natur das Herz gefangen
Auf Erdenschollen:
Es ahnt nicht, daß sein Abscheu und sein Bangen, —
Sein tiefstes Wollen.

2. Ziel des Willens.

Vermag das Herz vom Willen sich zu trennen?
Ein eitel Scheinen!
Die Weisheit wär', des Willens Ziel erkennen,
Nicht ihn verneinen.

Verborgen ist sein Ziel dem blöden Willen,
Und seine Thränen
Doch einst durch Dinge dieser Welt zu stillen,
Sein trüg'risch Wähnen.

Der Wille ist der Wille, nicht zu wollen,
Und all sein Werben:
Im überird'schen, ew'gen, ruhevollen
Erkennen sterben.

3. Die Schwere.

Was ist, das will zum Mittelpunkt der Erde
Sich immer wenden,
Der Körper fällt: die Schwere ist Beschwerde —
Wann wird sie enden?

Der Mittelpunkt der Welt hat selbst nicht Schwere,
Ist nicht im Raume,
Sonst fänk' er selbst, so daß kein Ende wäre;
Er ist im Traume.

Der Mittelpunkt der Welt ist ein Gedanke,
Der nicht zu fassen;
Was ist, das fällt ihm zu, will ohne Schranke
In ihm erblassen.

4. Das Nichts.

Die Welt ist Nichts in ihrem tiefsten Grunde,
Ein Nichts, das ruhevoll ein Gott genoß.
Ihm schlug der Erdgeist tückisch eine Wunde —
Und alles Sein ist Blut, das ihr entfloß.

Und alles Trachten ist Versuch, zu heilen,
Daß sich die Schmerzenswunde schließe zu,
Daß wieder Nichts die Welt, nur ein Verweilen,
Nur eine unermess'ne Gottesruh.

Hieronymus Lorm.

Ein neueres Geschichtswerk über den Krimkrieg.*)

Dem vor wenigen Monaten erschienenen neueren Geschichtswerke Geffckens über den Orientalischen Krieg von 1853—1856 verleihen die jüngsten Ereignisse im Mittelmeer ein besonderes Interesse. Die orientalische Frage, die nichts Anderes ist als die Fortsetzung der durch den Einbruch einer fremden, nicht christlichen, nicht europäischen Cultur hervorgerufenen Kämpfe zwischen dem Osten und dem Westen, bricht heute am mittelländischen Meere hervor, wie sie vor Jahren auf der Balkanhalbinsel und 1854 in der Krim hervorbrach. Der tunesische Feldzug der Franzosen ist ein Kapitel dieser, seit Jahrhunderten spielenden Geschichte der Abwehr Europas gegen die muselmännische Eroberung. Nachdem die gewaltige Fluth des Muhamedismus von Süden und Osten bis an das Herz Frankreichs und bis vor die Mauern der alten Kaiserstadt Wien vorgedrungen war, wird sie, in langsam zurückweichendes Ebben sich verwandelnd, von Küste zu Küste verdrängt, und beginnt Europa, wenn auch nicht in geschlossener Front, wenn auch unter eifersüchtiger Geltendmachung der verschiedenen Sonderinteressen seiner Staaten, die wiedergewonnenen Gebiete mit neuen Culturpflanzungen und Staatenbildungen zu befestigen, zugleich in den von den Muselmännern noch stark besetzten nordafrikanischen Küstenländern, einen Damm gegen die von dort aus immer drohende Gefahr einer, wenn auch nur sporadischen Störung des europäischen Besitzthums aufzurichten. Zur Zeit des Krimkrieges warf sich der Westen zum vorübergehenden Vertheidiger des türkischen Reiches auf, und zwar um zu verhindern, daß die Sonderinteressen einer einzigen Großmacht von dem Zusammensturze der Türkei einen einseitigen, den übrigen Mächten verhängnißvoll entgegentretenden Nutzen ziehen möchten. Dieselbe Sorge um die Wahrung des europäischen Gleichgewichtes bedingte, nach dem Balkankriege, das Auftreten der europäischen Mächte dem Vertrage von San Stefano gegenüber. Bemerkenswerth aber dürfte es erscheinen, daß Rußland seinerseits, als es sich im Jahr 1853 in den Krieg gegen die Türkei stürzte, mit Eifersucht und als handle es sich auch in dem Mittelmeere schon um seine eigenen Interessen, den eventuellen Ansprüchen Frankreichs auf Tunis entgegenzutreten bemüht war. Frankreich, bemerkt Geffcken, war die einzige Macht gewesen, die gleich bei Beginn der diplomatischen Verwickelungen, „mit richtigem Blicke die geheimen Absichten des Czaren durchschaute, während fast alle anderen Kabinete noch glaubten,

*) Zur Geschichte des Orientalischen Kriegs 1853—1856 von F. Heinrich Geffcken. Berlin 1881, Verlag von Gebrüder Paetel.

es handle sich nur darum, den Zank über die heil. Stätten von der Welt zu schaffen". Und Geffken setzt des Weiteren auseinander, daß Frankreich seine Gegner zu entwaffnen beschloß, indem es jene Frage thatsächlich fallen ließ, „in der Ueberzeugung, daß dann der russisch-europäische Charakter der Verwickelung hervortreten würde". Die französischen Vorschläge wurden in Petersburg „formell höflich" aufgenommen, aber, setzt Geffken hinzu, „der Kaiser ließ dem Sultan melden, er stehe ganz zu seinen Diensten, wenn er seines Beistandes gegen die Drohungen der Franzosen bedürfe, und bemerkte dem englischen Gesandten, es sehe so aus, als ob die französische Regierung eine allgemeine Verwickelung im Orient herbeizuführen trachte, in der Hoffnung, auf diesem Wege um so besser ihre eigenen Ziele zu erreichen, deren eines ohne Zweifel der Besitz von Tunis sei" (S. 12). An Rußlands Stelle sind heute in der tunesischen Frage andere Staaten getreten, England und das damals als Staatsgebilde noch nicht bestehende Italien, und so sehen wir durch die verschiedenen Gestaltungen der orientalischen Verwickelungen die Haltung der europäischen Mächte gegen- und untereinander in einer fortwährenden Wechselbewegung sich verschieben, sich verändern, und je nach der Umwandlung der Interessen der Einen und der Anderen die Allianzen sich lösen und in neuer Gruppirung wieder auferstehen. Die Geschichte der Allianzformationen während des Krimkrieges ist von Geffcken meisterhaft geschildert; es ist dies auch der eigentliche Zweck und Vorwurf dieses Werkes, das in unserer modernen Geschichtsschreibung eine besondere Stelle zu beanspruchen das Recht besitzt, da bis jetzt kein anderer Geschichtsforscher die Entwickelung der internationalen Combinationen, welche zum Krimkriege führten, welche sich während desselben in fortwährendem Wechseln ablösten, welche aus dem Pariser Friedenswerke hervortraten, mit so sorgfältiger Genauigkeit, so gewissenhafter Sachkenntniß und so klarer Objectivität wiederzugeben verstand, oder vermochte. Wer freilich in diesem Buch eine Geschichte der militärischen Ereignisse an der Donau oder von Sepastopol suchen wollte, würde sich außerordentlich enttäuscht finden; diese Ereignisse werden von Geffken nur vorbeigehend erwähnt, so weit es eben nothwendig ist, um den Zusammenhang der diplomatischen Begebenheiten festzuhalten; er selbst erklärt in dem Vorwort: „die militärischen Ereignisse habe er als Nichtfachmann nur so weit berührt, als der Zusammenhang es nothwendig machte, zumal sie von Rousset (Histoire de la guerre de Crimée) vortrefflich geschildert sind"; wir haben somit die Geschichte eines Krieges vor uns, in welcher der Krieg selbst nur als Nebensache behandelt wird, und das ganze Gewicht des Schriftstellers sich auf die hinter den Coulissen wirkende Thätigkeit der Diplomaten legt, die geheime Maschinerie der Verhandlungen zwischen den verschiedenen Höfen und Kabineten aufdeckt, und uns den Einblick in das seltsame Schaffen derjenigen Faktoren eröffnet, von welchen im Grunde alles Andere abhängt, und in deren Hand die Drähte ruhen, welche Feldherren, Flotten und Heere in Bewegung setzen. Eine interessantere, eine nützlichere, und ich möchte auch sagen eine ernsthaftere Aufgabe dürfte sich kaum ein Historiker stellen; denn wenn wir an den Erzählungen von Schlachten und Belagerungen ein gewisses, mehr neugieriges und poetisches Gefallen finden, so lehren uns dieselben doch wenig, während wir in diesem Buch die Kunst der Diplomatie erlernen können, diese von manchen Seiten so gefürchtete, so verrufene Kunst, die sich aus dem harmonischen Zusammenwirken von Umsicht, Scharfsinn, Gewandtheit, Biegsamkeit und feinem Taktgefühl entfaltet, und die nichts Anderes ist als die auf dem Gebiete der internationalen Angelegenheiten sich praktisch bethätigende Weltweisheit des Weltmannes und des Mannes von Welt.

Auf eine besonders aufmerksame Charakteristik der französischen Diplomatie war der Verfasser schon durch den Vorwurf seines Werkes hingewiesen. Frankreich war damals die bewegende Macht. „L'Europe va rentrer en mouvement", hatte Cavour nach dem Staatsstreich gesagt. In dem Kaiser Napoleon III. aber personificirte sich Frankreich, und auf des Kaisers merkwürdige Auffassung der Welt, der Politik, der Rolle des französischen Reiches und seiner eigenen fatalistischen Rolle in den Geschicken Frankreichs und in den Weltgeschicken, wird Geffken immer wieder zurückgeführt. Die Ereignisse bringen die Persönlichkeit des Kaisers Napoleon immer wieder in den Vordergrund, und aus dieser Geschichte des Krimkrieges können wir ein Bild des damaligen Herrschers der Franzosen herausschneiden, wie es schärfer und charakteristischer kaum aus einem anderen Geschichtswerke hervortreten dürfte.

Nach den vielen, meistentheils von widerwärtigem Parteihaß dictirten oder wenigstens beeinflußten Charakterschilderungen des Kaisers Napoleon III. sehnt man sich nach einem leidenschaftslosen sachlichen Urtheil über die politische Begabung und Thätigkeit dieses einst so mächtigen, in so furchtbarem Sturze untergegangenen Cäsars. Dieses Urtheil tritt uns, ohne daß der Verfasser dasselbe zu formuliren braucht, kühn und in schärfsten Umrissen in diesem Buch entgegen. Es könnte sich in den Worten, die ein bedeutender französischer Historiker, Tocqueville, aussprach, zusammenfassen lassen: „L'empereur ne sait pas faire la différence entre rêver et penser". Nach dem Staatsstreiche war Napoleon im Interesse seiner Selbsterhaltung darauf hingewiesen, das Land, das er in seine Gewalt gebracht hatte, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zu beschäftigen. Rußlands Vorgehen im Oriente gab ihm die Handhabe dazu. Nur eine Handhabe aber, nur eine willig ergriffene Gelegenheit „Europa in Bewegung zu setzen", war der Krimkrieg für den französischen Kaiser. Gleich von Anfang an trug sich derselbe mit ganz anderen Plänen herum; und wie oft treffen wir im Verlaufe dieser drei Jahre auf seinen bei jedem Anstoß wieder betonten Hintergedanken, umfassende „remaniements territoriaux" auf der Karte Europas vorzunehmen und die alte napoleonische Politik, wenn auch unter anderen Allianzgruppirungen und mit Zuhülferufung andrer Factoren, wieder aufzunehmen. Die Verträge von 1815, die später in einer berühmt gewordenen Rede als veraltet und revisionsfähig bezeichnet werden, schweben, gleich nach 1852 dem Kaiser als das Object seiner äußeren Politik vor. Veränderungen sollen vorgenommen oder angebahnt werden, im Westen und im Osten, im Norden und im Süden. Preußen soll in Deutschland, Oestreich auf der Balkanhalbinsel zu besonderer Thätigkeit ermuntert werden. Man läßt in Paris die Frage aufstellen, „was für Italien geschehen könne", ob die Donaufürstenthümer nicht vereinigt werden sollten, und mit der polnischen Emigration findet ein Gedankenaustausch statt. Im Hintergrunde — das haben andere Geschichtsforscher in Frankreich selbst zur Genüge hervorgehoben — steht die Absicht des Kaisers, Belgien zu annectiren, ein Plan, der schon am Tage nach dem Eintritt Napoleons in die höchste Gewalt in der abenteuerlichsten Fassung vor den damaligen Ministerrath trat nad deren Veröffentlichung im „Moniteur" nur durch das energische Dazwischentreten der einflußreichsten Rathgeber des Kaisers verhindert wurde. In diesem fieberhaften Haschen nach unerreichbaren, phantastischen Idealen, sucht sich die napoleonische Politik tastend, und die Fühlhörner nach allen Seiten ausstreckend, einen Weg zu bahnen. Die eingegangenen Allianzen ruhen nicht auf sicherer Basis; mit den Feinden wird während des Krieges selbst unterhandelt; die Verbündeten haben das Gefühl, daß Bündnisse mit dem Gegner in der Luft schweben, und am Ende des Krieges steht Frankreich auf besserem Fuße mit den Russen als mit den Engländern. Die diplomatischen Züge und Gegenzüge lassen uns in ein seltsames Doppelspiel blicken, in ein schillerndes Farbengemisch, in ein wechselndes Liebäugeln nach rechts und nach links; man steht mit Napoleon auf schwankem Grunde, und aus dem Ende dieses Krieges kann man mit sicherem Blicke neue Verwickelungen, neue Kriege herauslesen, — Verwickelungen und Kriege, deren einziges Ziel und Zweck die Möglichmachung der geträumten remaniements territoriaux ist. Es tritt dies Moment ganz besonders klar bei der Zusammenberufung des Pariser Congresses vor unsere Augen. Nicht nur um den Frieden zwischen den kriegführenden Mächten zu Protokoll zu bringen, versammeln sich die Diplomaten in der französischen Hauptstadt; dies Protokoll ist noch nicht unter-

zeichnet, als auch schon alle möglichen anderen „Fragen“ unter den Füßen des Congresses anftauchen. Warum würde man nicht die Gelegenheit des Zusammentagens der Vertreter aller Großmächte dazn benutzen, um diesen anderen napoleonischen Traum eines europäischen Schiedsgerichtes, das endgültig, wie der Kaiser es träumte, die Grenzen der verschiedenen Staaten festzustellen hätte, zu verwirklichen? In späteren Jahren ist auch dieser Gedanke, wie derjenige des Anßerkraftsetzens der Verträge von 1815, in concreter Form von dem Kaiser formulirt worden. Im Jahre 1856 aber schon wähnte Napoleon, daß derselbe zur Ausführung reif sei. Der Reihe nach werden dem Congresse Pläne vorgelegt zur Beilegung der polnischen, zur Regelung der italienischen Frage; der Reihe nach scheitern die Vorschläge alle, wie es vorauszusehen war, an der Opposition der direct betheiligten und bedrohten Mächte, und das Einzige was erreicht wird ist eine allgemeine Beunruhigung. Beim Schlusse des Pariser Congresses fürchtet Oesterreich schon für seine Sicherheit in Italien, fragt sich England wie es nm die französische Allianz stehe, bleibt Rußland zögernd und ungewiß zwischen den auf die Anbahnung eines intimen Verhältnisses zu Frankreich hinweisenden Eröffnnngen des Pariser Kabinets, und den aus den polnischen Erörterungen hervorblickenden Drohungen, fühlt sich Preußen durch die durchsichtigen Anspielungen oder durch das directe Hinweisen anf die Nothwendigleit seiner Präpotenz in Deutschland und auf die Arrondirung seiner Grenzen anf Kosten Sachsens oder Hannovers beunruhigt. Ein jeder Staat muß das Gefühl haben, daß noch andere nicht ausgesprochene Pläne sich hinter diesen, nach allen Seiten hin sich vorstreckenden Fühlern verbergen dürften, und jeder muß sich sagen, daß Napoleon für sich selbst einen directen Vortheil sucht, von dem er noch nicht spricht, der aber, gerade weil unausgesprochen, ein solcher sein dürfte, der für die Einen oder für die Andern das angebotene Eingehen in diese nebelhaften Zukunftspläne unmöglich machen dürfte. Napoleon steht nach Beendigung des Krimkrieges vor den versammelten Vertretern Europas wie ein Spieler, der alle Karten untereinander gemischt hat, von dem Partner nnd Gegner nicht mehr wissen, was er beginnen wird, von dem aber anch Partner nnd Gegner den Eindruck haben, daß er etwas zu beginnen gedenkt. Besonders auffallen müssen uns heute, in den damals anscheinend so verwirrt sich durchkreuzenden Schachzügen des französischen Kaisers, die Anträge, die er in mehr oder minder diplomatischer Form an Preußen ergehen ließ. Geffcken macht uns hierüber äußerst interessante Mittheilungen. In der diplomatischen Correspondenz zwischen den beiden gegen Rußland verbündeten Mächten und dem preußischen Ministerium wird immer wieder hervorgehoben, Rußland habe Preußen oft in seiner Entwickelung gehemmt, demselben seinen Willen aufgedrängt nnd es verhindert, in Deutschland die Stellung einznnehmen, die ihm dort gebührte. Frankreich ganz besonders betont bei dieser Gelegenheit, und als es sich darum handelte, Preußen in die Allianz der Westmächte einzuführen (S. 86), „die Integrität Deutschlands sei ihm heilig, Frankreich wolle nie eine Aenderung zu seinen Gnnsten, lasse aber eine solche zu Gunsten anderer deutschen Staaten zn und mische sich nicht in die Einzelheiten“. „La Prusse,“ sagt wörtlich der Kaiser in einer hierauf bezüglichen Unterhaltung, „c'est la puissance de t'intetligence en Allemagne, les sympathies de la population tui appartiennent,“ und Napoleon fügt hinzu: „er wünsche ein starkes Preußen, nnd hoffe, dasselbe werde die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, „ponr élargir ses bases en Allemagne et s'arrondir autour d'elle; ta Prusse doit se caser en Altemagno commo bon lui semble, l'Autricho résoudra on attendant le problème Danubien, où dès à présent ses intérêts se concentrent“; dadurch werde die Zukunft Deutschlands sich in materieller Beziehung in nicht geahnter Weise entfalten. Für solche deutsche Dynastien, welche einer neuen Abgrenzung Preußens zum Opfer fallen müßten, würden sich Ausgleichungsobjecte in Polen finden. Er fragte lachend, ob Preußen lieber Sachsen oder Hannover nehmen möchte? Er könne zwar jetzt Englands wegen keine bestimmten Aussichten geben; aber es sei doch natürlich, daß eine thätige und erfolgreiche Theilnahme Preußens territoriale Vortheile bringen müsse.“ Indem Geffcken dieser Vorschläge Napoleons, was die Stellung Preußens in Deutschland nnd Oestreichs an der Donau betrifft, erwähnt, betont er, „man sehe, daß die Grundzüge dieser Anschaunngen dieselben sind, welche später Bismarck für seine kluge nnd kühne Politik Frankreich gegenüber benutzt hat“; andererseits dürfte noch hervorgehoben werden, daß im Jahre 1866 die französische Politik, Prenßen nnd Oestreich gegenüber, Anfangs wenigstens, auch dem im Jahre 1853 ansgesprochenen Gedankengange des Kaisers folgte. Damals erklärte Napoleon in der Rede von Auxerre, am 6. Mai 1866, „er verabscheue jene Verträge von 1815, die man heute zur einzigen Grundlage unserer (der französischen) answärtigen Politik machen wollte“. Es war dies eine Antwort auf jene Rede Thiers' in dem gesetzgebenden Körper, deren Spitze sich gegen Prenßen richtete nnd in welcher Thiers verlangte, daß Frankreich Prenßen erkläre, „dasselbe wolle ein germanisches Reich in Berlin errichten und sich mit Italien verbünden; dies sei gefährlich für ganz Europa, und der Politik Frankreichs, die darauf in keinem Falle sich einlassen könne, zuwider“. Thiers hatte zugleich vorgeschlagen, dem Königreich Italien „eine den französischen Interessen znwiderlaufende Politik geradezn zu verbieten“. Des Kaisers Politik war eine andere, und während die Opposition unter Thiers und die Partei der Kaiserin Eugenie gegen Prenßen nnd für die Allianz mit Oestreich arbeiteten, verfolgte der Kaiser seine vor zwölf Jahren schon verkündeten Pläne. Wenigen mögen vielleicht die damaligen Verhältnisse in Frankreich nnd die Stellungnahme der verschiedenen Parteien in Erinnerung geblieben sein; für die Entwickelung der französischen Regierungs- und Parteizustände sind aber jene Begebenheiten von Wichtigkeit, indem dieselben den Beweis liefern, daß bis zu der Schlacht von Königgrätz der Einfluß des Kaisers, von diesem Tage an aber der Einflnß der Kaiserin und der mit ihr verbündeten und unter ihrem Protectorate arbeitenden sogenannten „katholischen Partei“ die Oberhand und die Führung der französischen Politik hatte. Die demokratische und, mit Ausnahme des „Temps“, die liberale Presse erklärten sich zu Anfang im Einverständniß mit den Regierungsorganen für ein Zusammengehen mit Prenßen und Italien; gegen diese Politik machten die specifisch katholischen, die legitimistischen und die orleanistischen Blätter Front. Von dieser letzteren Seite wurde die Parole ausgegeben, dem protestantischen Preußen dürfe Frankreich nicht unter die Arme greifen; von der anderen Seite wurde sofort geantwortet, der protestantischen Cultur gehöre die Zukunft, nnd gegen Oestreich, als dem Vertreter des Katholicismus, müsse Frankreich unter der Führung des sogenannten demokratischen Cäsars in die Schranken treten. Nicht nur in den Leiborganen des Kaisers, nein! auch, und besonders in der demokratischen Presse, im „Siècle“, in der „Opinion Nationale“, wurde diese Politik wie ein Krenzzug gegen den Clerikalismus gepredigt, nnd nicht unbemerkt blieb es, daß die Berichterstatter dieser Zeitungen mit dem preußischen Heere in Böhmen einzogen.

Mit Unrecht wird heutzutage in Deutschland allgemein angenommen, daß die öffentliche Meinung in Frankreich damals eine preußenfeindliche war; sie wnrde es erst nnd in langsamem Aufsteigen nach Königgrätz, nach den Bündnissen mit den Südstaaten, nach der Offenbarung der französischen Ohnmacht in Nikolsburg. Von diesen Tagen an hieß es, Bismarck habe Frankreich betrogen, — weil Napoleon die, wohl im Jahre 1853 schon, in seinen stnmmen Träumen für sich als selbstverständliches „dédommagement“ in Ansprnch genommenen Territorialabrundungen nicht erhalten, und des Kaisers Politik nur den von Thiers voransgesagten, für Frankreich negativen Erfolg gehabt hatte, ein einiges starkes Deutschland an der Ostgrenze neben einem einigen Italien an den Alpen dem französischen Staate gegenüberzustellen. Daß Napoleon III. schon bei Ausbruch des Krimkrieges an eine Verschiebung der Grenzen Frankreichs im Osten, und daß er dabei an die Mitwirkung des durch anderweitige Gebietsvergrößerungen gewonnenen Prenßens dachte, liest sich deutlich aus der damaligen Geschichte heraus. Später,

im Jahre 1866, mochte wohl Napoleon hoffen, eine Mediationsrolle zwischen den von einem voraussichtlich langen Kriege entkräfteten deutschen Nebenbuhlern zu spielen, und dabei ohne Schwertstreich die Rheingrenze zu erobern. Es kam anders; in seinen eigenen Träumen sah sich Kaiser Napoleon gefangen, die „remaniements territoriaux“, von denen er im Jahre 1853 schon seine Minister, im Jahre 1856 die Congreßmitglieder unterhalten hatte, wurden zwar vorgenommen, aber nicht in dem von ihm gewünschten und erstrebten Sinne. Preußen, dem er so ausdrücklich die erste Rolle in Deutschland zuerkannt und von dem auch die liberalen und demokratischen Zeitungen in Paris und in der Provinz erklärt hatten, es sei wünschenswerth, daß es als protestantische Macht diese Führerschaft übernehme, denn sein Sieg sei ein Sieg des liberalen Princips und des allgemeinen Fortschritts der europäischen Cultur, — Preußen gründete das einige Deutschland und setzte die Kaiserkrone auf das Haupt seines Königs.

Wie eine Vorrede zu diesen Weltereignissen liest sich heute Geffckens Geschichte des Krimkrieges; wie das erste, den Cyklus eröffnende Drama einer modernen, an antiken Anklängen aber reichen Trilogie, in welcher nicht mehr Halbgötter, Helden und Könige, aber die gesammten Staaten und Reiche Europas handelnd, leidend oder siegend auf der Weltbühne erscheinen.

Dem Geschichtsforscher jener Periode des französischen Kaiserreichs, einerlei welcher Nation er angehört und welchen Ansichten er huldigt, wird Geffckens Werk — und es scheint dies das schönste Lob, das man überhaupt einem Geschichtsbuche machen kann — ein unentbehrliches Vademecum sein; einheitlich in sich abgeschlossen, erschöpft es die diplomatische Geschichte des Krimkrieges, und liefert uns ein vollständiges Bild der politischen, internationalen Zustände, die sich nach dem Staatsstreiche entwickelten, und die in immer rascher auf einander folgenden Schlägen, von 1853 auf 1857, von 1857 auf 1866, von 1866 auf 1870, zur endlichen Katastrophe des französischen Kaiserreichs führten. XX.

Philosophischer Feuilletonismus.

Was haben sich die Leute nicht alles unter Philosophie gedacht! — Als Herr Jourdain vornehm geworden, verschaffte er sich einen Lehrer der Philosophie, um durch ihn mit der Rechtschreibung seiner Muttersprache auf einen vertrauteren Fuß zu kommen als ihm seine äußerst „bürgerliche“ Erziehung bisher gestattet hatte. Der Kaiser Nikolaus leitete aus der Philosophie die achtundvierziger Bewegungen her und schaffte diese Disciplin von den sämmtlichen Universitäten seines Reiches ab. Zu Anfang unseres Jahrhunderts galt die Philosophie bei einigen ihrer vornehmsten Vertreter in Deutschland für das Selbstbewußtsein des Weltgeistes, das nur wenigen Auserlesenen unter den Staubgeborenen sich enthüllte; aber schon im Jahrzehnt des Gründerthums hatte der europäische Büchermarkt ein philosophisches Hauptwerk aufzuweisen, welches nahezu ebenso viele Auflagen wie die bekannten Gesundheitsbroschüren von Laurentius und Retau erlebte und wie diese Elaborate der weitesten Verbreitung sich zu rühmen liebte. Demnach dürfte also Philosophie einem allgemeineren Verständniß zugänglich sein, so daß etwa „gesunder Menschenverstand“ für eine richtige Auffassung derselben ausreichen müßte.

Die deutsche Lesewelt ist kürzlich durch Herrn Lazar B. Hellenbach mit einem Werk beschenkt worden, welches es unternimmt, den Leser „bei einigem guten Willen und wiederholtem Lesen mit sehr geringen Vorkenntnissen“ — — „zum Philosophen zu machen“. Besagtes Werk, bei L. Rosner in Wien erschienen, betitelt sich „Die Vorurtheile der Menschheit“, war 1879 auf zwei Bände berechnet, wurde aber 1880 noch mit einem dritten bereichert. In dem Schlußwort dieses dritten Bandes hatte sich der Verfasser von seinem Leser „auf längere Zeit, vielleicht für immer verabschiedet“. Allein schon die Ostermesse 1881 brachte aus dem nämlichen Verlag ein neues Buch des Herrn Lazar B. Hellenbach, das sich als theilweise Ergänzung zu den „Vorurtheilen“ ankündigt, „Aus dem Tagebuch eines Philosophen“ benannt ward und geständig ist, gleichsam aus einem gedanklichen „Bummeln“ entsprungen und anfänglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen zu sein, in welche es dennoch gelangte, indem der Verfasser „zur Ueberzeugung kam, daß die Aufzeichnungen, wenn auch fertig und abgeschlossen im Pulte, doch noch immer im Kopfe lagen“, worauf er denn „das Bedürfniß fühlte, diesen Ballast aus seinem Gedankengang hinauszubringen“, was nur auf dem Wege des Buchhandels erreichbar gewesen zu sein scheint.

Aus dem Titel des Hellenbach'schen Hauptwerkes erräth man leicht, daß es in der Philosophie um das Beseitigen von Vorurtheilen sich handelt. Wer möchte sich mit derlei umherschleppen? — Nach Herrn Lazar B. Hellenbach „soll die Philosophie nur aus dem eigenen Denken hervorgehen und darf keine fremde Autorität anerkennen“. „Erst die Erfahrungen, die ich an den Recensionen des ersten Bandes gemacht,“ sagt er in der Vorrede zum zweiten, „haben mir bewiesen, daß es noththut, den Begriff der Vorurtheile festzustellen.“ So erfahren wir denn hier: „ein Vorurtheil ist ein auf die Autorität Anderer — in der Regel unserer Vorgänger — sich stützendes, geerbtes oder anerzogenes, jedenfalls fremdes Urtheil, das längere oder kürzere Zeit, je nach Pietät, Gedankenlosigkeit oder Unkenntniß der Nachkommen in Ansehen steht.“ Wir müssen ehrlich gestehen, daß wir beim Worte Vorurtheil bisher etwas ganz Anderes gedacht und obige dem Herrn Verfasser erst abgenöthigte Definition nur auf jenes unkritische Verhalten anwendbar finden, welches ganz einfach Autoritätsglaube heißt. Hiervon ist aber der Ausdruck Vorurtheil kein Pleonasmus. Denn bei denen, so da als Autoritäten gelten, wird „eigenes Denken“ sicherlich anzutreffen sein, dessen Ergebnisse aber nicht blos durch jene unkritische Annahme seitens der auf „eigenes Denken“ Verzichtenden zu Vorurtheilen werden. „Eigenes Denken“ allein macht das Gedachte noch lange nicht stichhaltig, und wenn unter den Dingen, die auf Autorität hin eine längere Gültigkeit besessen, gar Manches um diese Gültigkeit kommt, so geschieht es wahrlich nicht deshalb, daß mehr „eigenes Denken“ stattgehabt, sondern weil dieses auf eine andere Art verfährt als dasjenige, welches die betreffende Autorität befolgt gehabt. Auch eine solche kann, trotz „eigenem Denken“, ganz erhebliche „Vorurtheile“ selbstthätig aushecken, und so dürfte der Sprachgebrauch, wonach Vorurtheil mit ungenügendem und ungenauem Urtheil gleichbedeutend, den Sachverhalt richtiger treffen als der Philosoph Herr Lazar B. Hellenbach, der übrigens, nachdem er im oben gedachten Vorwort seine Definition vom Vorurtheil der Annahme, als sei dieses Wort „mit unrichtigem oder übereiltem Urtheil gleichbedeutend zu halten“, entgegen gestellt, auf Seite 43 des nämlichen zweiten Bandes ganz unbefangen hinschreibt: „aus . . . voreiligen Schlüssen sind die religiösen und wissenschaftlichen Vorurtheile entstanden.“

Vielleicht ist es aber auch nur ein „Vorurtheil“ unsererseits, diesfalls auf Consequenz und eine größere Genauigkeit in der Begriffsbestimmung zu dringen. Wollten wir das Werk des Herrn Lazar B. Hellenbach auf diesen Maßstab hin prüfen, so könnten wir unsere Einwände und Bedenken wohl nur in einem eben so umfassenden Schriftstück wie sein dreibändiges Hauptwerk erschöpfen. So möge denn der uns hier verfügbare Raum zu einer summarischen Uebersicht seiner philosophischen Leistung aufgespart bleiben, wobei wir uns bemühen werden, unsere eigenen „Vorurtheile“ möglichst in Zaum zu halten.

„Die Vorurtheile der Menschheit“ — — — ohne Zweifel ein kühner Titel! Andere Sterbliche — sie gehören freilich jener Berufsklasse an, welche unser Autor „wissenschaftliche Vereinsmeier“ und „Urpächter der irdischen Weisheit“ zu nennen beliebt — begnügen sich damit, das „Beseitigen von Vorurtheilen“, welches ihnen als eine Aufgabe der Wissenschaft überhaupt, nicht der Philosophie allein gilt, auf je einem bestimmten Wissensgebiete zu betreiben; Herr Lazar B. Hellenbach, der den Vortheil einer gänzlichen Autoritätsfreiheit genießt, macht sich sofort über „die Vorurtheile der Menschheit“ sammt und sonders her. Ueberall will er aufräumen: ein neuer Herakles übernimmt er es, den Augiasstall der Vorurtheile auf den Gebieten der Volkswirthschaft, Politik und Gesellschaft, der Religion und Wissenschaft und des gemeinen Verstandes überhaupt zu reinigen, um sowohl eine von diesen Ungehörigkeiten „losgelöste oder philosophische Naturbetrachtung“, als auch eine darauf sich stützende glücklichere Gestaltung unseres Lebens herbeizuführen. Was er in letzterer Hinsicht entwickelt und aufstellt, um all dem Elend zu steuern, welches durch Pauperismus, Krieg und die socialen Mißstände der Alltagsverhältnisse bedingt ist, können wir ebenso wenig hier darlegen wie

seiner theoretischen Richtigkeit oder seiner praktischen Durchführbarkeit nach abschätzen; doch liegt uns das unumwundene Geständniß ab, daß aus diesem Theil seines Werkes ein offener Sinn für die Schäden der vorwiegend europäischen Culturzustände spricht und daß seine Verbesserungsvorschläge von einem warmen, wohlmeinenden Herzen zeugen. Was uns aber nicht recht einleuchten will, ist der Zusammenhang, den der Verfasser zwischen diesen zweifellos durchaus beherzigenswerthen Mißständen innerhalb der ohne jegliches „Vorurtheil" jedem Erdenkinde erfaßbaren „Wirklichkeit" und der von ihm durch „eigenes Denken" ergründeten „transcendentalen" Seinsverhältnisse festhält. Unserem Dafürhalten nach müßte es die Einsicht von dem Vorhandensein der fraglichen Nothstände und von dem Erforderniß einer Abhülfe derselben in keinerlei Weise behindern, ob man der eigentlichen Philosophie des Herrn Lazar B. Hellenbach zustimmt oder nicht, ja ob man überhaupt eine mit „Vorurtheilen" behaftete oder von diesen „losgelöste" Naturbetrachtung besitzt, da es sich bei dem Verhalten gegenüber den Schäden des Alltagslebens um Dinge handelt, für deren Verständniß das Innehaben einer durch „eigenes Denken" erwoebenen Philosophie uns ganz entbehrlich scheint. Aber vielleicht sind wir auch hierin von einem „Vorurtheil" befangen, dem jedoch Herr Lazar B. Hellenbach uns leider auch nicht zu entrücken vermocht hat.

Es will uns bedünken, als lägen dem Herrn Verfasser die Nothstände lange nicht so sehr am Herzen wie die Bekehrung seiner Zeitgenossen von jenen „Vorurtheilen," die bisher den Leistungen und Behauptungen der amerikanischen Spiritisten und ihrer wissenschaftlichen Anwälte in der alten und neuen Welt entgegen gestanden. Während „die volkswirthschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Vorurtheile" in seinem ersten Bande zur Erledigung kommen und die religiösen Vorurtheile in einigen sehr knapp gehaltenen Kapiteln des zweiten Bandes abgethan werden, ist der übrige Theil desselben, gegen ein Vierteltausend Seiten, und der ganze dritte Band ausschließlich der Darlegung jener Schlußfolgerungen gewidmet, welche der Verfasser auf den Spiritismus und was damit zusammenhängt gründet. Mit Hülfe der von hier aus gebotenen Thatsachen und Erklärungen will Herr Lazar B. Hellenbach die Entdeckung einer „Wesensreihe" gemacht haben, neben welcher unsere gemeine Wirklichkeit ein nur vorübergehendes, von unserer Gebundenheit in einem „Zellenleib" herrührendes Phänomen ist, dem eine eigentliche Realität ebenso wenig zukommt wie den Banknoten eines in seinen Finanzen erschütterten Staates oder für ihren ehemaligen Besitzer die Baarschaft, die er am grünen Tisch verspielt hat. Wie die beim Hazardspiel umgesetzten Werthe nicht durch dieses geschaffen werden und bei solcher Verwendung nur vorübergehend einen effectiven Erwerb abgeben können, während ihre eigentliche Bedeutung mit der dem Spieler durchaus fremden Arbeitsthätigkeit zusammenhängt, genau so soll die eigentliche Baarschaft unserer Existenz einem ganz andern Daseinsgebiet angehören, wogegen selbige hier auf Erden, in die Schranken des nur dreidimensionalen Raumes gebannt, keine wahrhafte Realität hat. Wenn gleichwohl unser Dasein uns reell erscheint, so geschieht dies nur durch das ihm zu Grunde liegende Substrat, welche gemeinhin Seele genannt wird und dieser Vorstellung gemäß durchaus unvergänglich im Wesen und der Existenz nach vom Zellenorganismus ganz unabhängig ist. „Unser ganzes Leben," sagt der Verfasser, „ist nicht die eigentliche Function, sondern nur der phänomenale, dreidimensionale Abklatsch des eigentlichen Lebens; so wie wir auch nicht zu träumen vermöchten, wenn wir bei Tage nicht ebenfalls und weit wirklicher fungirten." Wenn die auf „wirkliche" Existenz monopolisirten Seelen den „Zellenfrack" anlegen, findet eine Geburt statt, während der Tod im Ablegen jener Bekleidung besteht, wobei die Seele natürlich ganz unversehrt bleibt, um zeitweise den irdischen Mummenschanz wieder zu betreiben. Jede unserer Seelen hat muthmaßlich das Erdendasein mehrfach durchgemacht, bei dessen Dauer ihr in der Regel keine Erinnerung ihrer früheren Daseinsweisen verbleibt. Hingegen dürfte eine solche Erinnerung wohl nach stattgehabtem Abstreifen der dreidimensionalen Existenz obwalten, wie dies durch die „Spirits" hinlänglich dargethan ist, die bei ihrem Verkehr mit den Erdenkindern sich diesen verständlich machen und über einstige Vorgänge sowie deren etwa bevorstehende Folgen Aufschluß geben können. In den Spirits, die uns durch Vermittelung der bisher nur aus Amerika herzugereisten Medien allein zugänglich gemacht worden, haben wir einfach jene wirklich und schrankenlos existirenden Seelen zu erkennen, von denen jede eine bestimmte, obwohl eine gewisse Entwickelung durchmachende Individualität besitzt. Zusammen bilden diese ewig bestehenden Wesen die „intelligibele Welt," welche unserem phänomenalen Erdendasein zu Grunde liegt.

Auch in Herrn Lazar B. Hellenbachs Philosophie haben wir, wie schon aus der Entgegensetzung des phänomenalen und intelligiblen Daseins ersichtlich, einen Ausläufer aus der Lehre Kants zu erkennen. Er beansprucht durchaus Einer von den Wenigen zu sein, für welche „der alte Kant" nicht „umsonst gelebt". In der Besteuerung dieses Denkers zu Gunsten einer transcendentalen Verwerthung des Spiritismus steht unser Herr Verfasser allerdings nicht allein, sondern erklärt sich unumwunden für einen Bundesgenossen des Professor Friedrich Zöllner in Leipzig, dessen bekannte „wissenschaftliche Abhandlungen" von dem auf „eigenes Denken" dringenden Herrn Lazar B. Hellenbach mit großem Fleiße herangezogen werden. Was der Leipziger Professor als Forscher, als Physiker vorliegendenfalls geleistet, das will Herr Hellenbach als Philosoph begründen. In dieser Eigenschaft treibt er die Forderung des „eigenen" Denkens nicht so weit wie der Engländer Thomas Hobbes, der da behauptete, er würde gerade so dumm wie die meisten Gelehrten geworden sein, wenn er so viele Bücher gelesen hätte wie sie. Herr Lazar B. Hellenbach hat viel und eifrig gelesen und ist billig genug auch den Herren „Hartmann, Frauenstädt, Mainländer und Bahnsen den Namen echter Philosophen" nicht zu entziehen, die er, obwohl „sie sich an Schopenhauer und Herbart anlehnen", auch recht fleißig besteuert hat. Dessen ungeachtet behauptet er den Genannten gegenüber eine ganz selbstständige Stellung einzunehmen, indem er, den Bestimmungen Kants hinsichtlich des „Ding an sich" weit genauer als jene folgend, durchaus keine Deutung desselben versucht, wie solche in den Philosophemen Schopenhauers und seiner nächsten Nachfolger oder in sonstigen philosophischen Speculationen geboten worden, sondern sich nur auf das Erkennen der unmittelbaren Unterlage der phänomenalen Welt beschränkt. „Ihr dürft nicht glauben," ruft er den von ihm als echt anerkannten Philosophen zu, „daß Ihr das „Ding an sich" durch Eure Hypothesen erschlossen, so wie ich nicht behaupten darf und auch nicht behaupte, daß Eure Ansicht unbedingt unmöglich sei. Möglich, daß Einer von Euch Recht hat, wenn das „Ding an sich" uns klar werden wird; aber zwischen uns und dem „Ding an sich" liegt noch sehr Vieles! Das uns Zunächstliegende ist es nicht. Ich werde mich daher nie mit Bestimmtheit für eine der bestehenden Philosophien erklären, welche über Kant hinausgeht."

Ob es Herrn Lazar B. Hellenbach hinsichtlich der von ihm aufgewiesenen „intelligibeln" Welt bei Andern besser als bei uns gelingen wird, den Staar zu stechen, müssen wir dahingestellt lassen. An Argumenten und Raisonnements, an Berücksichtigung wirklich erhobener oder etwa zu machender Einwände hat er es in directer Darstellung und in zahlreichen Auszügen aus der spiritistischen Literatur wahrhaft nicht fehlen lassen. Eine solche Ueberfülle von Belegen dürfte aber schwerlich dazu angethan sein diejenigen zu überführen, die zur ganzen Frage selbst eine andere Stellung als der Verfasser und dessen Gesinnungsgenossen einnehmen. Ohne die Haltung derer zu billigen, welche sich von dem hier unzweifelhaft vorliegenden Problem als lediglich auf bloße Bethörung hinauslaufend abgewandt, will es uns bedünken, daß die dem Spiritismus entstammende wissenschaftliche Angelegenheit eine ganz andere Prüfung erheischt, als wie selbige seitens ihrer bisherigen Sachwalter — mögen sie „Forscher" oder „echte Philosophen" sein — erfahren hat. Zur Orientirung über diese Materie hat aber Herr Lazar B. Hellenbach durch sein dreibändiges Werk wie durch sein „Tagebuch" einen gewiß schätzbaren Beitrag geliefert. Unter der Leitung eines geistvollen Plauderers, dessen gewandter Feder man einen weniger burschikosen, stellenweise ins „Bammelhafte" verfallenden Ton freilich empfehlen möchte, erhält man über die hier einschlagenden Fragen Kunde ohne sonderliche Mühe beim Lesen, wie man es in unserem Zeitungssäculum durch das Feuilleton gewohnt ist. Als solcher Art Leistung haben wir — es mag freilich auch an einem „Vorurtheil" unsererseits liegen — seine philosophischen Elaborate hingenommen und uns dabei gedacht: „Es muß auch solche Käuze geben."

Wilh. Bolin.

Vincenzo Vela.

Jede neue Ausstellung beweist den Niedergang der italienischen Kunst. Zwar erweckten die ultramontanen Maler und Bildhauer noch 1867 in Paris schöne Hoffnungen, aber diese erwiesen sich schon 1873 in Wien als trügerisch, und der Verfall wurde 1878 abermals in Paris und neulich wieder auf der Esposizione Nazionale in Mailand bestätigt. Trotz zahlreicher und bedeutender Talente ist die italienische Kunst auf Irrwegen, und es hat nicht den Anschein, als sollte sie bald wieder zu der guten alten und obendrein nationalen Tradition zurückkehren. Thatsache ist es, daß in Rom und Florenz, in Venedig und Mailand ein naturalistischer Eklekticismus eingerissen ist, der seine Inspirationen und Stoffe hauptsächlich von Paris bezieht. Daher die übergroße Anzahl von italienischen Künstlern, die an der Seine wohnen oder selbst in ihrer kunstverklärten Heimat nach französischem Chic arbeiten. Sogar die Bildhauer, im Stiche gelassen von der Regierung, welche kein Geld für die Ermunterung der Kunst hat, schaffen fast lediglich für die Massenausfuhr. Das Genrehofte siegt auf beiden Gebieten. Während die italienischen Maler entweder, wie der Neapolitaner De Nittis, im Sinne des Impressionismus klecksen oder, wie Pasini, à la Fortuny oder Meissonier tupfen und stets dem Modegeschmack der bilderkaufenden Amerikaner huldigen, so meißeln und kneten Tassara, Branca, Dal Negro, Ximenes, Spertini e tutti quanti nur noch schockweise, wenn auch mit dem Aufgebot einer brillanten Marmorbehandlung, die gangbaren, zierlichen Traganthpüppchen der sogenannten Mailänder Schule. Will man sich aber davon überzeugen, daß es trotz dieses allgemeinen Zuges jenseits der Alpen noch Männer gibt, welche das Ideal hochhalten, ohne im akademischen Schlendrian zu verknöchern, so muß man den italienischen „Salons" den Rücken kehren und etwa den großen Vincenzo Vela besuchen, den Altmeister der italienischen Skulptur, der von der ganzen kindischen Industriekunst angeekelt ist und die Ausstellungen selten mehr beschickt.

Jüngst unternahm ich diese Pilgerfahrt nach der wahren Kunst Neuitaliens. Den Luganersee verlassend, schlug ich mich seitwärts durch Kastaniengehölz und an Maulbeerpflanzungen vorbei in die südlichste Ecke der italienischen Schweiz und kam in das liebliche Dörfchen Ligornetto, den Heimats- und Aufenthaltsort des berühmten Bildhauers, welchen zwei Länder als ihren Sohn in Anspruch nehmen: Italien, weil er seiner Nationalität angehört, und die Schweiz, deren treuer Bürger er ist.

Vincenzo Vela ist als armer Leute Kind im Mai des Jahres 1822 im genannten Tessiner Dorfe geboren. Das einfache Haus seiner Eltern, wo der Knabe seine ersten Zeichnungen an die nackten Wände mit Kohle kritzelte, ist für Vela noch heute Gegenstand kindlicher Pietät. Die ganze Umgegend ist reich an Steinbrüchen, die das meiste Material zu den Prachtbauten der lombardischen Städte geliefert haben, und aus diesen Thälern kommt auch ein reiches Künstlergeschlecht, von den Steinmetzmeistern der Anfänge des Mailänder Dombaus bis zu dem Manne, dem diese Zeilen gewidmet sind. Auch Vincenzo trat im nahen Dorfe Besazio als Steinhauerlehrling in Dienst und reiste bald der lombardischen Hauptstadt zu, wo bereits sein Bruder Lorenzo als Modelleur für Architekten und Goldschmiede arbeitete. Der Dom sollte sein erstes Arbeitsfeld werden, denn der Bruder brachte ihn bei einem der Bildhauer in die Lehre, welche im Dienste der Baubehörde stehen. Täglich durchkletterte nun der junge Vela das Thurm- und Bogengewirr des Domes, stieg oft bis zur obersten Galerie des Kuppelthurmes, zu den Füßen der weit über das Land hinglitzernden Madonna hinauf, wo die Marmorwelt des Tempels unter ihm lag und das bewegte Leben der großen Stadt gedämpft empor töute, indessen aus der Ferne die schneebedeckten Alpenhöhen der Heimat herübergrüßten. All das Maßwerk des gothischen Waldes um ihn her, all die Ornamente entzückten ihn; aber etwas Anderes hatte es ihm noch mehr angethan: die Bildsäulen; und er ruhte nicht, bis sein Bruder von dem wackeren Meister ihm täglich zwei Freistunden ausgewirkt erhielt, damit er in der Kunstakademie der Brera dem Zeichnungs- und Modellirunterrichte beiwohnen konnte. Mit Beben und Zagen betrat er die Hallen der mailändischen Kunstschule, wo so viele Professoren lehrten, deren Namen er, wie man ihm sagte, nur mit dem Hute in der Hand aussprechen dürfe. Unerhört schnell errang er sich unter den zahlreichen Schülern Auszeichnungen und Preise. Zwei Lehrer der Akademie waren in verschiedener Weise von entscheidendem Einflusse auf ihn: Cacciatori, ein etwas pedantisch an Theorie und Regel hängender Mann, und Sabatelli, ein Künstler mit freiem Blicke und Achtung vor individuellem Streben. Letzterer errieth in dem jungen Manne den Künstler, ermuthigte ihn auf alle mögliche Weise und benutzte dessen Namen zu dem ruhmverheißenden Wortspiele: „Vela spiegherà vela" (Vela wird mit vollen Segeln dreinfahren). Als Preisaufgabe wurde eines Tages die Herstellung eines Reliefs ausgeschrieben, wo der in die Heimat zurückgekehrte Ulysses von der Amme Euryklea beim Fußwaschen an einer Narbe erkannt wird, während er noch unerkannt bleiben möchte. Der Held, um den Freudenausruf der Alten zu hemmen,

> „Hielt in mächtigem Druck ihr die Kehle gefaßt mit der Rechten
> Und mit der anderen zog er sie näher sich, also beginnend:
> Mutter, willst du mich verderben . . ."

Es widerstrebte Vela, den milden Dulder so darzustellen, als wollte er der guten Alten an die Kehle. Dem Texte zuwider, legt sein Odysseus sanft die rechte Hand auf die Lippen der hocherfreuten Dienerin, während er sie mit der linken liebevoll an sich zieht und einen verstohlenen Blick auf Penelope wirft. Sabatelli, dem beim Anblick des Reliefs der moderne Bildhauer hoch über dem griechischen Dichter zu stehen schien, umarmte seinen Schüler und spendete ihm einen Lobspruch, der für ihn viel höhern Werth hatte, als der errungene Preis. — Vela hatte auch den Muth, sich an einer bedeutenden venetianischen Preisaufgabe zu betheiligen und vollendete in kurzer Zeit das vorgeschriebene Relief von Jairi Töchterlein. Der pedantische Cacciatori fand aber an dem Werke Alles tadelnswerth, weil es sich an der heiligen Schablone versündigte. Die Auffassung der drei Apostel, welche in gleicher Haltung und in der nämlichen Spannung auf die Todte schauen und das Wunder erwarten, wurde aufs Schärfste mißbilligt. Cacciatori wollte den einen der Jünger von vorn, den zweiten etwas von der Seite, den dritten ganz im Profil und jeden mit einem besonderen Ausdruck dargestellt wissen. Die Haltung der zu den Füßen des Heilandes knieenden und ihn mit erregter Geberde anflehenden Eltern war in ihrer Unruhe, wie Cacciatori meinte, gegen allen Geschmack. Velas Muth war ob solchen Ausstellungen vernichtet; er glaubte beinahe an die Richtigkeit des harten Urtheilsspruches und sah sich schon dazu verdammt, ein gemeiner Steinhauer zu bleiben. Weinend verließ er den Lehrsaal. Die strengen Worte des Bruders wiesen ihn barsch aber wohlmeinend auf den rechten Weg zurück, und als sein Gemüth sich beruhigt hatte, erfolgte der Rückschlag. In wenigen Tagen war das Relief in einer den Grundsätzen Cacciatoris noch widersprechenderen Weise abgeändert. Es wurde ihm einstimmig der erste Preis, eine goldene Medaille und sechzig Zechinen zuerkannt. Velas Jugendtraum fing an in Erfüllung zu gehen: der arme, unbekannte Tessiner Steinhauer war zum anerkannten und gesuchten Künstler vorgerückt und ein sechsmonatlicher Aufenthalt in Rom sollte von unermeßlichem Nutzen für ihn sein.

Ueber dem Künstler hatte aber Vela den Bürger nicht vergessen. Als Vorläufer des Revolutionssturmes, der im Jahre 1848 über Europa hereinbrach, erhob sich in der Schweiz der Geist des Fortschrittes und der modernen Anschauung gegen die clericale Reaction. Vela eilte der Heimat zu, um den Meißel mit der Flinte zu vertauschen. Er trat in die Reihen der Freiwilligen, welche sich zum Schutze der bedrohten Bundeseinheit dem Lande zur Verfügung stellten, und ging erst nach Italien zurück, als der Sonderbund bezwungen war. Bei der Rückkehr

nach Mailand wurde der feurige Vela nun auch von der nationalen Bewegung Italiens gegen die Fremdherrschaft mit fortgerissen. Er zog als Freiwilliger mit der italienischen Jugend ins Feld und glänzte unter seinen Kameraden durch Muth und Ausdauer. Doch Italien war umsonst aufgestanden. Oestreich kehrte zurück, und der alte Druck der Fremdherrschaft lag wieder auf dem schönen Lande. Da trat der Künstler vor die erbitterte Nation mit einem Werke, das der lebendigste Ausdruck der nationalen Stimmung war, mit seinem „Spartakus“, dem thrakischen Sklaven, der, nachdem er seine Ketten gebrochen, in wildem Muthe seine Gefährten zum Kampfe wider die Unterdrücker aufruft. Der Erfolg war ein ungeheurer. Stürmischer Beifall tönte dem Künstler aus allen Schichten des Volkes entgegen und Schaaren begeisterter Bewunderer erfüllten sein Atelier. Mit mißtrauischen Augen sah die Militärgewalt auf Velas Standbild als den gefährlichen Ausdruck des zürnenden Nationalgeistes. Der Meister war mit einem Schlage zu einem der populärsten Männer des Landes geworden. Unter solchen Verhältnissen fand es die Regierung angezeigt, durch einen Act der Klugheit der von Vela erzeugten Aufregung die Spitze abzubrechen: sie ernannte ihn zum Mitgliede der Mailänder Akademie der schönen Künste. Allein Vela wies die ihm zugedachte Ehre zurück. Das war zu viel, und die Militärbehörde stellte dem kühnen Schweizer den Befehl zu, das lombardisch-venetianische Königreich zu verlassen. Vela zog sich nach den heimatlichen Bergen zurück, wo ihn die Liebe der Seinen, deren Stolz er war, die Aufmunterung der Freunde und der Genuß der Freiheit von dem harten Schlage aufrichteten.

Noch zu jung und zu thatkräftig, um an einem kleinen Orte, abgeschieden von der Welt, sein Leben zu verbringen, folgte er zu Ende des Jahres 1852 einem Rufe als Professor an die Accademia Albertina in Turin. Hier fühlte er sich an seinem Platze. Seine Schüler verehrten ihn; er pflegte intimen Verkehr mit den Staatsmännern des national gesinnten Piemont und mit den zahlreichen Emigranten aus andern Theilen Italiens. Eine große Zahl seiner herrlichen Schöpfungen ist damals entstanden, z. B. der betende „Rosmini“ für die Kirche der Rosminianer zu Stresa am Langensee, eine Minerva für die Universität Lissabon, „Cavour“ für Genua; das herrliche Denkmal „Donizettis“ mit den sieben musikalischen Noten als Genien (Bergamo), die beiden Königinnen Maria Adelaide und Maria Teresa, Mutter und Gemahlin Victor Emanuels, für Turin, eine „Primavera“ für Triest, die Kolossalstatue eines Fähnrichs vor dem Palazzo Madama, „Victor Emanuel“ für das Stadthaus und „Carl Albert“ für den königlichen Palast in Turin, „Murat“ für Bologna, „Dante und Giotto“ für Padua. Eines der Hauptwerke Velas, „Der sterbende Napoleon“, bildete bekanntlich an der Pariser Ausstellung von 1867 den Glanzpunkt der Skulpturabtheilung und nimmt gegenwärtig im Versailler Nationalmuseum den Ehrenplatz ein. Nach diesem Erfolge zog sich der Meister vom Lehramte zurück und kehrte heim nach Ligornetto, wo er sich am Hügelabhange eine reizende Villa bauen ließ. Rastlos arbeitet er hier bis auf die heutige Stunde. Zu seinen neuesten Arbeiten gehört das Denkmal Correggios (Antonio Allegri), für dessen Vaterstadt Correggio, welche, zum Lohne für das wohlgelungene Werk, Vela mit dem Ehrenbürgerrechte beschenkt hat. Eine der großartigsten Schöpfungen unsers Künstlers wäre, nach den vorliegenden Modellen zu urtheilen, das Braunschweig-Denkmal für Genf geworden; aber von unberechtigten Einreden und Ansprüchen angewidert, trat er von dem begonnenen Werke zurück.

Seinen freisinnigen Grundsätzen treu, übte Vela stets aufs Gewissenhafteste seine republikanischen Bürgerpflichten. Als Mitglied des tessinischen großen Rathes hielt er der mächtigen clerikol-conservativen Partei gegenüber, welche seit einigen Jahren mit starrer Rücksichtslosigkeit am Ruder steht, fest zur Opposition, bis es letztes Frühjahr den Gegnern gelang, auch ihn aus dem Rathe zu entfernen.

Vela ist jetzt ein überaus rüstiger Sechziger. Er hat in seiner äußern Erscheinung wenig vom Südländer. Man würde in dem schlichten Manne eher einen behäbigen Dorfammann aus einem der Urkantone vermuthen. Ueppiges blondes Haar bedeckt den mächtigen Kopf mit der hohen Stirn, ein blonder Vollbart, mit dem Weiß des Alters vermischt, umrahmt das breite Gesicht, und mit sanftem Ausdrucke blicken die hellblauen Augen in die Welt hinaus. Vela spricht gerne, allein nicht mit der sprudelnden Hast des Italieners, sondern gemächlich, mit dem Ausdruck heiterer Gemüthlichkeit. Sein Italienisch ist stark tessinisch gefärbt, und wenn er sich im ungezwungenen Gespräche gehen läßt, so verfällt er ganz in seine heimische Mundart. Man fühlt sich in des Künstlers Nähe sofort behaglich, denn ein einfacheres, gemüthlicheres Wesen läßt sich kaum denken. Als ich ihm mein Erstaunen über die Fülle von Arbeiten aussprach, die mir in seinem Atrium entgegentrat, wo alle seine Werke in Modellen, Abgüssen und Copien aufgestellt sind, da sagte er: „So oft man mir von der Menge meiner Sachen spricht, tönt mir der berechtigte Vorwurf entgegen, daß ich zu viel geschaffen habe und Manches besser hätte machen sollen. Ma che volete? Ein armer Teufel, wie ich war, und dazu meine Gutmüthigkeit! ... Da stürmten in hellen Haufen die vornehmen Herren von Mailand daher: „Vela, il busto di mio Papà, Vela, la statuetta del mio Filippino! Vela, mia moglie, la prego!“ Und ich arbeitete wie ein Narr und strich die gelben Vögel ein. Ich kam mir manchmal vor wie Rossinis Figaro. Daß es mir aber in den besten Jahren flink von der Hand lief, dessen darf ich mich wohl rühmen, und dazu gelang mir das Meiste so ziemlich. Dann hatte ich auch stets gute Gehülfen, besonders von hier herum; da noi gli artisti nascono fra i cespugli (die Künstler wachsen bei uns in allen Hecken)!“ Dabei sprach er das u des letztern Wortes ganz tessinisch freundlich als ü aus.

Als ich das Gespräch auf den sterbenden Napoleon brachte, meinte er: „Ja, das Werk ist mir wohl gelungen. Ich hatte mir schon längst die Aufgabe gestellt, einen Gewaltigen dieser Erde im Momente äußerster Hinfälligkeit nachzubilden und doch den Eindruck einer machtvollen Persönlichkeit hervorzubringen.“ Von seiner Columbusgruppe unterhielt er mich mit einer Einläßlichkeit, die deutlich bewies, daß sie sein Liebling ist. Er machte auch kein Hehl daraus, daß es ihn zu dem Entdecker einer neuen Welt mächtiger hingezogen habe, als zu dem gewaltthätigen Corsen. Vela hatte die Gruppe: „Frankreich und das dankbare Italien“, das Geschenk der Mailänder Damen an Kaiserin Eugenie, selbst nach Paris gebracht, wo ihm in den Tuilerien ein warmer Empfang zu Theil wurde. Er schilderte in scherzhaftem Tone ein Hofdiner, an dem er, trotz seines Widerstrebens, hatte theilnehmen müssen. Bei diesem Anlasse bestellte ihm die Kaiserin einen „Columbus“ als Geschenk für Kaiser Maximilian von Mexico. Es sollte das Werk nach dem Wunsche der Auftraggeberin in Bronzeguß ausgeführt und auf dem Hauptplatze von Vera-Cruz aufgestellt werden. Im Uebrigen wurde ihm vollständig freie Hand gelassen mit den Worten: „C'est vous qui êtes l'artiste.“ Aber der trotz aller Idealität sehr realistische Künstler wollte keinen Columbus mit einem Anker, einem Globus oder sonstigen landläufigen Symbolen verüben, die ebenso gut auf Vasco de Gama, oder Galilei oder sonst einen Astronomen passen und zur Vermeidung von Mißverständnissen den Namen auf dem Piedestal erfordern würden. Nichts ist ihm aber so zuwider, als solch ein Wegweiser. Das Werk sollte sich selbst erklären. Anstatt einer Statue schuf er eine Gruppe. Er dachte sich Amerika als eine schöne, jugendliche Wilde. Columbus nimmt sie nach Spanien mit und stellt sie dem Könige und dem Hofe, oder, wenn man will, Europa vor. Aus Columbus spricht gerechter Stolz und hohes Siegesgefühl. Die Wilde, halb scheu, halb ingrimmig, ist geblendet von dem auf sie einstürmenden Glanze der üppigen alten Welt, und Staunen durchbebt ihren schönen Leib. „Ich arbeitete an der Gruppe,“ sagte Vela, „mit einem Eifer, als wäre ich noch ein Jüngling, und triumphirend sandte ich das fertige Modell nach Paris. Schon sah ich im Geiste den Kaiser erfreut auf dem Platze von Vera-Cruz vor der Bronzegruppe stehen und war

stolz darauf, zur Verherrlichung des großen Entdeckers auf amerikanischem Boden etwas beigetragen zu haben. Aber o weh! Fast am nämlichen Tage mit meinem Modelle traf in Paris die Trauerkunde ein, daß Kaiser Maximilian im Festungsgraben von Queretaro standrechtlich erschossen worden sei. Mein armer Columbus kam mit seiner Wilden nicht nach Mexico, sondern wurde vom französischen Hofe der Republik Columbia geschenkt, worüber ich mich natürlich trösten kann."

Nur ungern schied ich von dem trefflichen Manne, seiner edlen Frau und seinem talentvollen Sohne, der sich der Malerei widmet, und konnte mich nicht enthalten, mein Bedauern darüber auszudrücken, daß Vela seinem segensreichen Wirken an der Turiner Akademie so früh entsagt hatte. Wie sehr bedürfte die italienische Kunst noch ihres treu am Ideale hangenden Altmeisters, welcher im regen Verkehr mit den Mitstrebenden durch lehrendes Beispiel und Wort die heimische Skulptur von dem Fluche des eklektischen Industrialismus vielleicht noch befreien könnte!

J. Hardmeyer.

Notizen.

Die Verlagshandlung von Adolf Bonz u. Comp. in Stuttgart erwirbt sich das Verdienst, uns die **Gesammelten Novellen Ludwig Steubs** zu geben. Es ist freilich nur ein kleiner Band, der uns als Ausbeute eines vierzigjährigen dichterischen Schaffens geboten wird; aber wenn das wenig ist, so ist dafür auch jedes einzelne Stück meisterhaft. Nachdem vor einigen Jahren Berthold Auerbach in diesen Blättern eine so prächtige Anzeige der Rose von der Sewi (die diesen Band beschließt) gegeben, wäre es mehr als überflüssig, noch einmal rühmend auf Steub zurückzukommen. Die Nachricht, daß seine erzählenden Schriften nun gesammelt erschienen und daß in dieser Sammlung unter Anderem auch der berühmte Staatsdienstaspirant, die Trompete in Es und die falsche Muttergottes — die beide schon halb und halb für klassisch gelten — aufgenommen sind, genügt vollkommen.

Der nämliche Verlag versendet das Erstlingswerk eines neuen Novellisten, Paul Lang, welcher unter dem Titel **Auf schwäbischem Boden** vier historische Erzählungen vereinigt hat. Die vier Stücke sind an Werth natürlich durchaus nicht gleich, allein man erkennt in allen mit Befriedigung die Spuren eines ernsthaften Talentes. Von hervorragender Bedeutung ist das zweite, Regiswindis, eine Heiligengeschichte aus der Karolingerzeit (837). Das feine Gefühl, womit der Verfasser dem trostlosen Sektengezänk, worein er uns anfänglich einführt, die menschliche Seite und der allgemeinen Wüstheit jener Zeit das immer gleichmäßige und immer ansprechende Bild menschlicher Leidenschaft und menschlicher Güte abzugewinnen weiß, verdient volle Würdigung. Langs Technik ist eine bescheidene; aber sie reicht vollkommen aus, um den Leser festzuhalten und in Stimmung zu versetzen. Er ist ein Führer, der seinen Boden und die Geschichte desselben aus dem Grunde kennt; die Liebe, womit er beides behandelt, trägt nicht am Wenigsten dazu bei, Behagen an der Lectüre seines Buches zu erwecken.

* * *

Friedrich Pecht veröffentlicht den dritten Band seiner **deutschen Künstler des neunzehnten Jahrhunderts** (Nördlingen, C. H. Beck). Indeß hat er in denselben drei Studien über Rafael Mengs, Asmus Carstens und Chodowiecki aufgenommen —: den Grund für diese Ueberschreitung der durch den Titel gesteckten Zeitgrenze erklärt er in der Vorrede. Er will das Werk zu einer Sammlung der Lebensläufe aller bedeutenden deutschen Künstler der neuesten Zeit, also zu einem deutschen Vasari erweitern. Unzweifelhaft besitzt Pecht, als Kunstkritiker unser aller Altmeister, in hervorragendem Maße die Eigenschaften, die zu einem solchen Werke, der Darstellung unserer heutigen Kunstblüthe in Einzelbiographien der bedeutendsten Meister, erforderlich sind. Zwei Menschenalter hindurch hat er an dieser Entwickelung Theil genommen, hat die Leute alle gekannt und ihre Werke gesehen. Das ist nun allerdings heutigen Tages, wo das Reisen viel bequemer ist, und wo auch die Kunstwerke reisen, sehr viel leichter als zu Vasaris Zeiten; aber trotzdem wird es kaum einen Zweiten geben, der, Schriftsteller und Kenner zugleich, so viel gesehen hätte. Das ist eine Frucht, die das Alter pflückt. Pecht besitzt aber auch einen besonderen Vorzug, der für seine Aufgabe unerläßlich ist, und welchen Leute vorgerückten Alters selten sich erhalten können: das ist die frische Empfänglichkeit, das warme Herz für das Große, was ein nach ihm kommendes Geschlecht an das Licht tragen zu dürfen das Glück hat. Es würde zu unnatürlich sein, wollte er, wie Horaz sagt, den Lobredner vergangner Zeiten spielen, denn die Zeit, worin seine Jugend fiel, ist eine arme gewesen; aber seine Freude an der Gegenwart ist doch ein ihm besonderer und ein schöner Zug seines Wesens. So hat er ganz neuerdings mit offener Anerkennung den herrlichen Aufschwung Berlins gepriesen und hat dabei eine Klarheit des Blickes gezeigt, die man bei manchem Jüngeren, Einheimischen nicht findet, und deren Vorurtheilslosigkeit den Süddeutschen ausnehmend kleidet. Diese Frische verspricht sicher genug, daß es ihm vergönnt sein wird, das Werk, das noch zwei weitere Bände bringen soll, zu Ende zu führen und sich in einer solchen Gesammtdarstellung einer großen Periode ein würdiges und bleibendes Denkmal zu setzen. Für das Publicum und für kommende Zeiten ein köstliches Geschenk!

Außer den Biographien der drei Genannten — die selbstverständlich in die Geschichte der neuesten deutschen Kunst hineingehören (sagt doch Menzel von Chodowiecki: „er componirt und zeichnet mit in der ganzen heutigen Malerei!") enthält der dritte Band diejenige Führichs, die der drei Wiener Baumeister Hansen, Ferstel und Friedrich Schmidt, endlich die von Piloty, G. Max, Bendemann, Lessing, A. Achenbach und Vautier. Diese Biographien sind alle so authentisch wie nur möglich, d. h. sie beruhen größtentheils auf eigenen Mittheilungen der Geschilderten. Die Aufzählung der bedeutendsten Werke jedes Meisters ist eine möglichst vollständige, ihre Beurtheilung feinsinnig und vorurtheilsfrei, wie es von Pecht nicht anders zu erwarten war. Sollte Jemand hie und da nicht völlig mit dem Verfasser übereinstimmen, so fällt die Meinungsverschiedenheit eben auf das Gebiet des Geschmacks; ein Gebiet, das, so lange es sich um moderne Werke handelt, ja zu keiner Zeit völlig sicheren Boden gebildet hat. Kenntniß und Ehrlichkeit zeigt Pecht — und das ist das Einzige, was man billiger Weise von einem solchen Buche zu verlangen hat.

* * *

Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. Von Hermann Heiberg. Hamburg 1881, Karl Grädener.

Die leidige Titelnoth! Da setzt sich ein gescheidter Mensch hin, schreibt ein wunderhübsches Buch und nennt es schließlich Plaudereien mit der Herzogin von Seeland! — Plaudereien! eine Bezeichnung, die so zum Ekel abgebraucht ist, daß selbst die Chroniqueurs Pattschappels und Stallupönens sich besinnen, ob sie nicht einen besseren Titel für ihre Sonntagsfeuilletons suchen sollen.

Und nun heißt der Verfasser jener Plaudereien gar Heiberg! Unwillkürlich denkt der Leser zunächst an den berühmten dänischen Schriftsteller, meint, er hatte ein nachgelassenes Werk desselben in der Hand — womöglich gar Memoiren, Aufzeichnungen nach Unterhaltungen mit einer wirklichen Herzogin, deren Vorleser Heiberg etwa gewesen. So eine Voraussetzung wirkt nicht gerade ermuthigend. Wer interessirt sich denn für Dänemark oder für eine völlig unbekannte Herzogin von Seeland? Ist Jemand nur mit einiger Phantasie ausgestattet, und nimmt er, durch den Namen des Verfassers irregeleitet, die besagte Herzogin ernsthaft, so wird er sich dieselbe zunächst als eine verwittwete Prinzessin etwas trägen Wesens denken, zwischen vierzig und fünfzig, eine schwarzgekleidete, brave, blonde, glatthaarige Frau mit schwachgerötheter Stumpfnase, schlaffen Zügen und weißen patschigen Händen. So ein Frauenbild macht nicht neugierig auf Unterhaltung: dergleichen spricht vom Pastor, von den Ortsarmen, von halbvergessenen Festen oder Skandalen — kommt es hoch, von einem halbverstandenen Buche.

Hat man solchen Vorstellungen nachgehangen, schlägt alsdann das Buch erwartungslos auf und findet etwas ganz Anderes, viel Besseres, als man sich vermuthet: soll man dann den Titel nicht unglücklich finden und meinen, daß ein Mensch, der so schreiben kann, wie Heiberg, wohl auch einen besseren hätte finden sollen?

Freilich stimmt ja der Titel! Das sind Plaudereien, wirkliche, anmuthige, wohl werth, eine Herzogin, oder was besser, eine sehr schöne, feinsinnige Frau zu unterhalten. Aber deshalb darf man es doch nicht

gleich so nennen! Das Vorurtheil ist nun einmal da, daß wir Deutschen allesammt nicht plaudern können; ist sich einer bewußt, ausnahmsweise diese seltene Gabe zu besitzen, so darf er sie mindestens nicht ankündigen: er pflanzt sonst eine Warnungstafel auf, die jeden Vorsichtigen mißtrauisch macht.

Indeß, da das Unglück einmal geschehen ist, muß die Kritik gerade daraus die Pflicht ableiten, einen so talentvollen Dichter, wie Heiberg ist, gegen solches Mißverständniß in Schutz zu nehmen und ihn um so wärmer zu empfehlen. Denn es kann kein Zweifel sein, daß jener bedeutende und seltene Eigenschaften besitzt: Feinheit des Empfindens, Darstellungskraft für den zarten, die Erscheinungen einschleiernden Duft des Lebens, den das gewöhnliche Ausdrucksvermögen, selbst wenn es ihn wahrnimmt, meistens plump zerreißt.

Doch anstatt so trockener Ausführungen ist es vielleicht angemessener, den Autor selber seine Sache führen zu lassen. Hier ist eine seiner Beschreibungen:

„Herr Heinrich Bengel hatte nichts Anziehendes — gar nichts Anziehendes.

Schon seine äußere Erscheinung war abstoßend.

Sein breiter Mund, der sich beim Sprechen unbegreiflich weit ausdehnte, schien die Untersuchung eines Zahnarztes zu erwarten; und seine Augen waren wie bei den Straußen so stark hervorgequollen — hingen so zum Verlieren lose, scheinbar so unbefestigt in den Augenhöhlen, daß ich oft unwillkürlich die Hand ausstreckte, um sie aufzufangen, oder die Frage sich auf meine Lippen drängte, ob er schlimmsten Falles ein anderes Paar bei sich habe?

Dabei hatte der Sekretär bleiche, mädchenhafte Gesichtszüge, und auch sein Wesen hatte etwas Zimperliches, Unmännliches.

Er sprach mit Vorliebe von seinen Krankheiten, war ein arger Pedant und hatte im Uebrigen Realschulbildung. Er schwärmte für Lieferungswerke, die ihm wöchentlich ins Haus gebracht wurden. Populärer Medicin und populärer Naturwissenschaft konnte er nicht widerstehen.

„Sie wollen notiren," schrieb er seinem Buchhändler, „daß ich ohne besondere Bestellung alle Supplemente wünsche."

Das ist sehr gut beobachtet: jeder einzelne Zug ist glücklich aufgefaßt, und sie alle, scheinbar willkürlich, vereinigen sich zu einem zwar grotesken, aber treffenden Bilde. Auch die Natur sieht Heiberg auf seine eigene, sehr gefällige Weise. Das Schwächste in dem Buche sind einige eingestreute Erzählungen: sie erheben sich kaum über das Mittelmaß. Alles in Allem aber sind diese Plaudereien recht unterhaltend, reich an anziehenden Schilderungen und drolligen Einfällen.

* * *

Rund um die Erde. Von H. Zöller. 2 Bde. gr. 8. Köln, M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung.

Als im Jahre 1879 die Eröffnung der ersten Weltausstellung auf australischem Boden bevorstand, da entsendete die Kölnische Zeitung einen ihrer Berichterstatter nach dem fernen Continent. Es war ein stolzes Unternehmen; denn Hugo Zöller sollte nicht nur den vulgären Ausstellungsreporter spielen, wenn es hoch kam, die Aussichten deutscher Industrieller auf Absatz, die deutscher Auswanderer auf Fortkommen untersuchen; sondern da sich gerade damals die allgemeine Aufmerksamkeit der Colonisationsfrage zuzuwenden begann, so sollte er die Verhältnisse auf dem polynesischen Archipel, dem einzigen für die deutsche Colonisation noch freien Gebiete, studiren und sich schließlich mit den beiden großen Colonisationssystemen, dem der Engländer und dem der Holländer bekannt machen. Es war das erste Mal, daß eine deutsche Zeitung einen Berichterstatter auf eine so große Reise schickte. Zöller reiste nach Amerika, quer über den Continent, besuchte Australien und die Inseln, berührte auf der Rückreise Indien, hielt sich besonders lange auf den Sunda-Inseln auf — er ist der erste Nichtholländer gewesen, der Atschin bereist hat — und betrat endlich, nach mehr als einjähriger Abwesenheit in Triest wieder deutschen Boden. Die Correspondenzen, die er während dieser Reise an sein Blatt gerichtet, hatten mittlerweile eine Aufmerksamkeit erregt, die über den gewöhnlichen Leserkreis desselben hinausreichte. Man fand in ihnen gediegene Kenntnisse, offenes, durch keine Phrasenbrille getrübtes Auge und vor Allem Beobachtungen auf einem Gebiete, das — außer vielleicht einigen Specialisten — niemandem bekannt geblieben war. Rechne man dazu noch ein gut Theil rein schriftstellerisches Können, und man wird nicht erstaunt sein über den Beifall, den jene Briefe gefunden haben. Dieser letzte Punkt verdient übrigens ganz besondere Beachtung. Es ist schon keine Kleinigkeit, wenn Jemand, der jahrelang unterwegs, seinem Auge die Frische gegenüber dem rastlosen Wechsel der Eindrücke zu erhalten weiß. Diese Eindrücke aber auch noch in einer gefälligen Form zu Papiere zu bringen, während man auf der Reise die Ruhe und die Bequemlichkeit des Arbeitszimmers entbehren muß, theilweise dem Einflusse eines entnervenden Klimas ausgesetzt ist: das ist wirklich ein Heldenstück. Jene Berichte sind jetzt, wie sie in zwei Bänden gesammelt vorliegen, wenig verändert. Einiges ist gestrichen worden, was seitdem schon völlig veraltet ist: aber von den Studien zur Colonisationsfrage ist das Meiste stehen geblieben. Zöller befürwortet natürlich (wie die Meisten, welche diese Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen) sehr lebhaft die staatliche Regelung der Colonisation und ist der Ansicht, daß unser Ausfuhrhandel erst dann eine feste Zukunft haben werde, wenn er durch jene eine gesicherte Hauptbahn angewiesen erhalte. Allein abgesehen von diesen handelspolitischen Untersuchungen und von den gleichfalls interessanten und neuen Berichten über die socialen Zustände auf dem australischen Festlande, bietet das Buch eine Reihe äußerst anziehender Schilderungen. Amerika und sein Barbarenleben wird zwar nur flüchtig behandelt, dann aber um so eingehender Australien und Polynesien. Auch von den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Dampferlinien wird bei dieser Gelegenheit Bericht abgestattet. Die Glanzpunkte des Buches sind indessen die Bilder aus Holländisch-Indien. Zöller steht dem holländischen Systeme sehr wohlwollend gegenüber und hat auch von so überaus freundlicher Aufnahme zu erzählen, daß es kein Wunder ist, wenn er mit offenbarer Liebe darüber schreibt. Dazu kommt aber noch, daß er hier über beinahe völlig unbekannte Länder und Zustände schreibt, und daß ihm die reiche Natur der Tropen Gelegenheit gibt, in einigen Landschaftsschilderungen sein Talent gerade für diese Art der Darstellung zu zeigen. Ein Umstand, den er berichtet, verdient vielleicht besondere Erwähnung. Die Holländer sehen die Missionäre unter den Eingeborenen ihrer Länder nicht gerne? Warum? um diese unbeobachtet knechten zu dürfen? Nein, der Malaie arbeitet nicht mehr, wenn er getauft ist. Gewiß eine neue und beachtenswerthe Wirkung, die das Christenthum in jenen Ländern entfaltet; unter solchem Himmel ist es allerdings leicht, den Spruch von den Lilien auf dem Felde wörtlich zu nehmen.

Bibliographie.

Friedel, Ernst. Die deutsche Kaiserstadt Berlin. Stadtgeschichten, Sehens- und Wissenswerthes aus der Reichshauptstadt und deren Umgebung. Mit 110 Textillustrationen und 3 Tonbildern. 8. 256 S. Leipzig, Otto Spamer. 3. —

Güntherr, Julius Ernst von. Barbablanca. Eine Rhapsodie. Stuttgart 1881, Carl Krabbe.

Thudichum, Dr. Georg. Traube und Wein in der Kulturgeschichte. 8. 106 S. Tübingen 1881, H. Laupp.

Marius, Dr. Emanuel. Die Persönlichkeit Jesu Christi. Mit besonderer Rücksicht auf die Mythologien und Mysterien der alten Völker. 2. Aufl. gr. 8. 395 S. Leipzig 1881, Richard Eckstein.

Laehuis, H. Die europäischen Kolonien. Beiträge zur Kritik der deutschen Kolonialprojekte. 8. 103 S. Bonn 1881, Emil Strauß.

Schmoller, Gustav. Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im deutschen Reich. 5. Jahrgang. 2. u. 3. Heft. gr. 8. 554 S. Leipzig 1881, Duncker & Humblot.

Reinow, M. Idealisten. Roman. 8. 438 S. Berlin 1881, Franz Bahlen.

Stinde, Dr. Julius. Waldnovellen. 8. 168 S. Berlin 1881, Freund & Jeckel.

Baumbach, Rudolf. Sommermärchen. kl. 8. 280 S. Leipzig 1881, A. G. Liebeskind.

Ballestrem, Gräfin Eufemia. Memoiren des Freiherrn Dubislav Gneomar v. Natzmer, Königl. Preuß. Feldmarschall. 8. 199 S. Berlin, Theobald Grieben.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 10. September 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Tröstlicher Gedanke. Englische und deutsche Art.

Von Bluntschli.

Bei dem unerfreulichen und leidenschaftlichen Parteihader, der sich gegenwärtig in Versammlungen und in der Presse laut vernehmen läßt, ist es nicht leicht, den ungetrübten Blick in die wirklichen Zustände zu bewahren. Mißmuth, Aerger, Nervosität drücken in weiten Kreisen die Stimmung nieder und verdüstern die Aussichten. Eine unbefangene Meinungsäußerung wird ungerne und ungläubig gehört. Nur das nehmen die Parteien freudig auf, was ihrem Eifer schmeichelt und ihrer Richtung huldigt und was benutzt werden kann, um die Gegner zu verwunden. Die innere Auflösung und Gährung in den Parteien und die heftigen Wandlungen in der politischen Leitung haben eine solche Verwirrung hervorgebracht, daß sehr viele, selbst viele redliche und verständige Männer sich mit sich selber nicht mehr zurechtfinden können und von dem Widerspruch ihrer Gefühle und Meinungen hin und her geworfen werden.

Dabei vergessen die politischen Parteigegner zu oft, daß sie doch alle Kinder desselben Vaterlandes und Glieder Eines Volkes sind, dessen Wohlergehen für Alle ein Bedürfniß und eine Aufgabe ist, und dessen Leiden Alle als ein Uebel empfinden.

Dennoch wenn wir die heutige Bedeutung des deutschen Reiches in der Welt mit der innerlich zwiespaltigen, nach außen ohnmächtigen Stellung des früheren deutschen Bundes vergleichen, so erscheint uns der pessimistische Jammer über das Elend der Gegenwart höchst unverständig. Vergleichen wir ferner das Maß und den Inhalt der heutigen Volks- und der Privatfreiheit in Deutschland mit den Zuständen vor einem Menschenalter, als die Polizei des deutschen Bundes und der Landesregierungen noch jede freie Regung der Kammern, der Vereine, der Presse wie Verbrechen verfolgte, so werden uns die Wehklagen über die freiheitsmörderische Reaction der Gegenwart ebenso wenig schreckhaft erscheinen.

Halten wir endlich die Zustände des Deutschen Reiches mit denen der anderen europäischen Großstaaten zusammen, so werden wir uns wiederum überzeugen, daß wir keinen Grund haben, irgend eine andere große Nation zu beneiden, wohl aber in manchen sehr wesentlichen Dingen uns in einer glücklicheren und gesicherteren Lage befinden, als die Meisten.

Daran darf wohl erinnert werden, nicht um von den Streitfragen der Gegenwart abzulenken, noch um die vorhandenen Uebel zu verschleiern, aber um auf trostreiche Wahrheiten hinzuweisen und vor ganz ungerechtfertigter Verzweiflung zu warnen.

Nur die letzte Vergleichung soll in diesem Artikel kurz besprochen und vorzugsweise gegenüber der Nation erwogen werden, welche im Rufe steht, die politisch freieste in Europa und die in der Selbstregierung geübteste zu sein, deren Staatsverfassung als nachahmungswerthes Vorbild auch für uns gepriesen wird, welche wie keine andere über die Reichthümer der Erde gebietet und deren Macht über alle Welttheile sich erstreckt. Dennoch dürfen wir uns kühn auch dem stolzen Großbritannien zur Seite stellen und behaupten, daß unsere nationalen Zustände gesunder, die Grundzüge unsrer deutschen Verfassung mindestens der englischen Parlamentsregierung ebenbürtig, in wesentlichen Beziehungen vollkommener als diese und daß auch die Basis unsrer Macht gesicherter sei als die Englands.

Daß wir in Gesittung, Bildung, Volksfreiheit der russischen Nation überlegen sind und noch auf lange Zeit hin bleiben werden, und daß unser Staat nicht von so schwerer innerer Krankheit heimgesucht ist, wie das gegenwärtige russische Reich, bedarf so wenig einer Ausführung, als der Vorzug unsrer nationalen Einheit vor dem östreichisch-ungarischen Doppelwesen aus dem inneren Widerstreite der verschiedenen Nationalitäten.

Die einzige Nation, welche neben der englischen mit uns vergleichbar erscheint, ist die französische, unsere alte Rivalin, die uns trotz ihres romanischen Grundcharakters doch nicht blos räumlich, sondern auch in der Cultur, dem Recht, den wirthschaftlichen und politischen Beziehungen noch näher steht als die englische. Während Jahrhunderten haben Franzosen und Deutsche mit einander in blutigen Kriegen gerungen, zum Schaden beider Länder und zum Vortheil der Engländer und der Russen, die sich, während jene um einige Fetzen des Grenzgebietes stritten, inzwischen ganzer Welttheile bemächtigten. Man kann wohl fragen: Werden unsre Nachkommen klüger sein als unsre Vorfahren und Zeitgenossen? Aber daß das deutsche Reich gegenwärtig der französischen Republik nicht nachsteht, und jeden Vergleich mit derselben wohl aushält, wird schwerlich von Jemand bezweifelt werden.

Den Vortheil der Lage hat allerdings das insulare Großbritannien vor dem continentalen Deutschland voraus. Das Meer schützt England vor feindlichen Angriffen und eröffnet den Engländern bequemste Verkehrsstraßen in allen Richtungen und einen weiten Umblick über die Welt. Wir dagegen, in der Mitte Europas gelegen, sind genöthigt, fortwährend auf der Wache zu sein und uns gegen feindliche Unternehmungen zu rüsten. Wie die Engländer über den deutschen Militarismus spotten und uns rathen, die großen Kosten für unser Heer lieber für friedliche Lebensgenüsse und Kapitalersparnisse zu verwenden, so sind jener Spott und dieser Rath ebenso

wohlfeil wie überflüssig. Wir haben auch eine zu knapp begrenzte Seeküste und es fehlt noch Vieles, um dem beginnenden deutschen Weltverkehr auch eine ebenbürtige Seemacht und fast Alles, um uns gesicherte Stationen und Colonien in fremden Welttheilen zu verschaffen.

Und dennoch trauen wir uns, sogar in diesem für uns ungünstigsten Grundverhältniß der Lage, den Kampf ums Dasein auch mit dem begünstigten England siegreich durchzuführen. Eben um seiner insularen Lage willen ist England ausschließlich Seemacht geworden und hat es bisher versäumt, eine Landmacht zu werden. Deutschland aber ist gerade um seiner gefährdeten Lage willen veranlaßt worden, seine ganze Manneskraft auszubilden und so die stärkste Kriegsmacht der heutigen Welt zu werden. Die großen Volkskriege von heute können aber nicht mehr auf dem Meere und an der Küste, sondern nur in der Landschlacht und durch Besitznahme ganzer Länder entschieden werden. Deshalb muß im Verhältniß zur Landmacht die Bedeutung der Marine allmählich sinken. Daß aber auch die englischen Inseln vor einer Invasion nicht gesichert seien, haben die alten Zeiten oft gezeigt und wird vermuthlich die Zukunft wieder zeigen. Die englischen Colonien aber sind jedenfalls auch den Angriffen zu Lande ausgesetzt. Gerade wegen ihrer ungeheuren Ausbreitung in allen Welttheilen ist das britische Reich viel angreifbarer geworden als früher und sind die Kräfte des Mutterlandes schwerlich ausreichend, um gleichzeitig in einem ernsten Kampfe mit einem großen modernen Staate alle diese entlegenen Gebiete zu schützen. Das Mißverhältniß zwischen der englischen Basis und dem schweren Ausbau darüber von Herrschaft über Fremde und entlegene Nationen kann urplötzlich einmal zu Tage treten und den Zusammensturz einer so künstlichen Weltherrschaft offenbaren.

Das Gefühl dieser Gefahr ist auch in dem englischen Parlamente und in der englischen Presse bei Gelegenheit der Motion von Henry Richard vom 29. April dieses Jahres bereits deutlich ausgesprochen worden. Mit Recht warnte das friedliebende Mitglied vor der verderblichen und verfassungswidrigen Praxis der neuern Zeiten, wonach englische Agenten und Commandanten von kleinen Truppenkörpern oder einzelnen Kriegsschiffen sich anmaßen, ohne Erlaubniß der Regierung, wie ohne Vorwissen und Zustimmung des Parlamentes England in Kriege zu verwickeln mit fremden überseeischen Staaten und Stämmen und ganze weite Länder an das Reich zu annexiren.

Von dieser Gefahr ist Deutschland gegenwärtig noch ganz befreit. Wir leiden noch an dem entgegengesetzten Uebel, viel zu wenig betheiligt zu sein an dem Besitze auswärtiger Gebiete. Uns fällt es noch schwer, auch nur die ersten bescheidenen und vorsichtigen Schritte zu thun, welche uns über die engen Grenzen Europas hinaus eine Theilnahme sichern an den großen civilisatorischen und Culturaufgaben in überseeischen Ländern. Aber diese ersten Versuche und Anfänge bewegen sich doch in aufsteigender Linie und sind durch die Hoffnungen auf die Zukunft gehoben; die englischen Besitznahmen sind bereits über die Höhe des Zulässigen hinausgekommen und neigen sich in absteigender Richtung dem Verfalle zu.

Sehr viel günstiger für uns fällt der Vergleich aus, wenn wir an die persönlichen Kräfte und Eigenschaften der beiden Nationen und Völker denken:

Die deutsche Nationalität im deutschen Reiche ist nicht blos sehr erheblich größer als die englische Nationalität in Großbritannien, sie ist, was wichtiger ist, gleichartiger und einheitlicher als diese. Der Gegensatz von Norddeutschen und Süddeutschen, obwohl spürbar und zum Wetteifer anregend, ist doch lange nicht so schroff als der zwischen Engländern und Schotten. Das deutsche Volk im deutschen Reiche hat nur ganz unbedeutende Bruchstücke von fremden Nationalitäten in sich, wie Polen, Littauer, Dänen, Wenden, Welsche; während in Großbritannien insbesondere die zahlreiche irische Nationalität der herrschenden angelsächsisch-normannischen feindlich entgegen steht, das Reich fortwährend mit Abfall und Empörung bedroht. Das deutsche Reich ist in weit höherem Grade und unbestrittener ein wesentlich nationaler Staat als Großbritannien. Wir haben in Deutschland nichts, was dem englischen Erbübel der irischen Frage vergleichbar wäre. Die Schwierigkeit das Elsaß allmählich wieder zu assimiliren ist entfernt nicht so groß, wie die, Irland auch innerlich für England zu gewinnen.

Wohl sind uns die Engländer zwar nicht an Fähigkeit und Arbeitskraft aber an Kapitalbesitz und Einkommen noch weit überlegen. Sie haben unverhältnißmäßig mehr reiche Leute als wir, und bei ihnen bedeutet Reichthum ein weit größeres Maß von Vermögen als bei uns. Unsere Reichen wären in England im Durchschnitte kaum wohlhabend zu nennen. Die englische Industrie hat sich früher entwickelt als die deutsche, und der englische Handel und die englische Colonienherrschaft rasch die Schätze aller Welt auszubeuten und zu sammeln verstanden.

Aber so hoch man die Vorzüge schätzen mag eines auf Reichthum gegründeten feinen und wohlthätigen Lebens, so ist doch die Vermögensvertheilung in der deutschen Nation gesunder als in England. Wir haben zwar wenige Reiche aber auch wenige Arme und eine verhältnißmäßig viel zahlreichere Mittelklasse von Leuten, die zwar nur geringes Kapital, aber mittelst ihres Erwerbs ein anständiges Auskommen haben, welches ihnen die Möglichkeit gewährt, sich und ihre Familie ausreichend zu ernähren, zu kleiden, ihre Kinder gut zu erziehen und heranzubilden und auch noch für manche bescheidene Lebensgenüsse etwas übrig behält. Das normale Menschenleben wechselt fortwährend zwischen Arbeit und Erholung, Anstrengung und Genuß, und durchschnittlich hat die große Menge in Deutschland einen vollen Antheil an diesem Wechsel. Sie arbeitet kaum weniger aber sie genießt mehr als die großen Volksklassen in England, wo sogar Essen und Trinken häufig wie ein Geschäft betrieben wird, das möglichst rasch, wenn auch noch so unbehaglich, abgethan werden muß.

An idealen Gütern, die doch dem Leben erst einen wahren und hohen Wert verleihen, sind wir entschieden reicher. Die deutsche Volksschule unterrichtet und bildet in Deutschland alle Volksklassen, die englische Primarschule doch nur einen freilich wachsenden Theil der Nation. Unsere Gymnasien sind zahlreicher und leisten mehr, und die Wirksamkeit der Universitäten und polytechnischen Schulen ist doch sehr viel bedeutender für das geistige Leben der Nation als die der englischen höheren Schulen und Universitäten. In der schönen Literatur sind die deutschen Schriftsteller und Dichter den englischen ebenbürtig. Die deutsche Kunst ist der englischen sehr überlegen und die deutsche Wissenschaft hat viel mehr Leistungen von Bedeutung aufzuweisen, wenngleich auch die Engländer nicht arm sind an gründlichen und geistvollen Werken.

Dieser Unterschied zeigt sich sogar auf dem Gebiete der individuellen Freiheit zu Gunsten der Deutschen. Neidlos und dankbar erkennen wir an, daß das englische Volk in dem Kampfe für persönliche Freiheit wider die Tyrannei und gegen den Absolutismus der Gewalt uns voraus gegangen ist und zuerst rechtliche Schutzwehren der bürgerlichen wie der Volksfreiheit erstritten und ausgerüstet hat, die wir spät erst von ihm bekommen haben. Der einzelne Engländer ist sich seiner Freiheit wie seines Werthes wohl bewußt und allezeit bereit und entschlossen, jeden Angriff auf dieselbe mannhaft abzuwehren. Nur vor der Autorität des Gesetzes hat er Respect, und nur dem Gesetze beugt er sich. Aber derselbe Engländer, der sein gesetzliches Recht mit zäher Ausdauer verficht, ist doch zugleich ein Höriger der steifen und engen englischen Sitte und fügt sich ohne Widerstand ihren tyrannischen Geboten. Einem Deutschen ist es schwer verständlich, weshalb Stuart Mill in seiner Schrift über die Freiheit mit so lebhaftem Eifer gerade für Befreiung von der Tyrannei, der Sitte und der Mode kämpft. Wer einmal einen Sonntag in England zugebracht oder gesehen hat, wie sogar Knaben aus gutem Hause den Cylinderhut tragen müssen, der weiß wie schwer diese Art von Unfreiheit auf Jedermann drückt. Wir kennen dieselbe

in Deutschland nicht. Wir haben auch der Sitte und der Mode gegenüber viel mehr individuelle Freiheit.

Aber vor allen Dingen haben wir Deutsche die wichtigste aller Freiheiten, die religiöse des eigenen Gewissens und die geistige des selbstständigen Denkens viel früher errungen als die Engländer und üben sie auch heute noch weit ungehinderter und voller aus. Die Gewissensfreiheit und die Geistesfreiheit ist aber die Wurzel und die Krone aller menschlichen Freiheit überhaupt. Diese Freiheit mit ihrem Herzblute und mit den größten Opfern erkämpft und als ein heiliges Gut der Menschheit behauptet zu haben ist doch die höchste Ehre der Deutschen. Dafür haben sie mehr gethan als irgend eine andere Nation.

Sollte endlich die englische Parlamentsregierung auch für das deutsche Volk das unerreichte aber anzustrebende Vorbild sein und sollte diese Staatsform mehr Garantien für ein freies Staatsleben und für die Wohlfahrt des deutsches Reiches gewähren, als die wesentlich deutsche Verfassung, die wir haben, d. h. die Staatsform einer königlichen Beamtenregierung mit Controle der Volksvertretung und eines Zusammenwirkens jener mit dieser für die Gesetzgebung?

Viele glauben das und beklagen es, daß unsere Ministerien nicht aus den wechselnden Majoritäten der Kammern oder des Reichstages hervorgehen wie die englischen, daß bei uns noch nicht die Wahlsiege der Parteien diese Leitung des Staates bestimmen, daß unser Parlament nicht die Zügel der Staatsregierung in der Hand halte. Darin, meinen sie, sei England uns noch weit überlegen. Ist das wirklich wahr? Schätzen wir nicht unsere Eigenart zu gering, die der Fremden zu hoch?

Eine Verfassung wird niemals richtig begriffen, wenn man nur die äußere Rechtsform, das geschriebene Gesetz beachtet, wie es unsre Legisten und Doctrinäre zu thun pflegen. Die Form der Verfassung ist doch nur der Leib, in welchem die Volksseele lebt, so wenig der Mensch begriffen wird, wenn man ihn blos physiologisch und nicht vornehmlich psychologisch betrachtet, so wenig ein Staat, wenn man den entscheidenden Volksgeist nicht kennt.

Der Form nach regiert in England die königliche Regierung mit verantwortlichen Ministern, wie bei uns, und übt das Parlament eine mächtige, nur eine wirksamere Controle aus über die Regierung, als bei uns, und dennoch wie grundverschieden ist der Sinn dieser Worte in England und in Deutschland.

In Wahrheit regiert in England eine reiche, angesehene, in öffentlichen Geschäften geübte Aristokratie. Diese Aristokratie beherrscht die Wahlen zum Parlament zum Theil mit ihrem Gelde, zum Theil mit ihrem Ansehen in der Gesellschaft. Sie sitzt in zwei Hauptparteien geschieden im Parlament, auf erblichen Stühlen im Oberhause, auf Wahlsitzen im Unterhause. Die Buchstaben M. P. (Member of Parliament) hinter dem Namen geben dem Träger einen hohen Rang in der Gesellschaft, denn Jedermann weiß, daß das M. P. mindestens die Eintrittsgebühr von 20,000 Mark bezahlt hat, um seinen Sitz zu erhalten und zu der herrschenden Aristokratie gehört, welche über das Reich verfügt und alle öffentlichen Stellen vergibt. Aus der siegreichen Partei gehen die Minister der Königin hervor, aber sie bleiben, wenn sie im Amte sind, die Führer der Partei im Parlament, die ihnen Folge leistet, weil sie nur durch die Minister regieren kann. Die Minister können stürzen, aber dann fällt mit ihnen die Partei von den Regierungsstühlen und beide setzen sich auf die Oppositionsbank. Die Aristokratie bleibt fortwährend in der Herrschaft. Nur die beiden Theile derselben wechseln mit einander ab, sei es im Amte, sei es außer dem Amte. Der König ist selbst nur die Spitze der Aristokratie. Die Krone gibt derselben Halt und Weihe und deckt sie mit dem Glanze ihrer heiligen Würde. Auch die beiden englischen Universitäten Oxford und Cambridge, auf denen so viele Parlamentsmitglieder ihre Schulbildung erlangen, sind ganz wesentlich nur Erziehungsanstalten für den Nachwuchs der herrschenden Aristokratie, bevor die jungen Herren auf Reisen gehen und sich in der weiten Welt umsehen.

Wer in Deutschland über das Wesen dieser Aristokratie und über die leitenden Kräfte und Triebfedern, insbesondere auch über den mächtigen Einfluß ehrgeiziger und herschsüchtiger Damen Aufschluß erhalten will, dem empfehlen wir, den politischen Roman „Endymion" von Lord Beaconsfield (d'Israeli) zu lesen. Er wird einen tieferen Einblick in die Natur des englischen Staates bekommen, als durch das Studium der besten Werke über englisches Staatsrecht.

Wo eine solche Aristokratie die herrschende Macht ist, da ist die parlamentarische Regierungsform durchaus naturgemäß und selbst die Gefahr, daß die Parteiregierung parteiisch und daher unstaatlich werde, ist sehr gering. Weil die beiden Parteien doch zusammen zu derselben Aristokratie gehören und jede von ihnen sich bewußt bleibt, daß sie von Zeit zu Zeit einander in der Herrschaft ablösen und daß sie sich wechselseitig — trotz bitterer Worte, die gelegentlich fallen — achten und schonen müssen, daß, wenn sie das nicht thäten, die Herrschaft der Aristokratie selber zusammenbrechen würde.

Eine solche Aristokratie haben wir nicht in Deutschland. Unser Adel kann entfernt nicht weder in Reichthum, noch in politischer Regierungsgeübtheit, noch in Volksthümlichkeit und Ansehen mit der englischen Aristokratie wetteifern. Im Mittelalter noch war es auch in Deutschland ähnlich. Aber seither ist unsere Geschichte von ganz andern Kräften bestimmt worden, und in unsern heutigen Zuständen wirken andere Factoren entscheidend ein. Die deutsche Nation würde, selbst wenn es möglich wäre, eine ähnliche herrschende Aristokratie künstlich zu schaffen, sich derselben nicht mehr unterordnen wollen, sie würde sich unter solcher Leitung nicht glücklich, nicht befriedigt fühlen. Alle ihre Ideen wie ihre Instincte und ihre Erfahrungen würden energischen Protest dagegen erheben.

Was in England die vornehme und reiche Aristokratie bedeutet, welche sich fortwährend neu erfrischt aus emporsteigenden, reich und angesehen gewordenen bürgerlichen Familien, das bedeutet bei uns der Beamtenstand, der hinwieder England fehlt und gegen dessen Herandildung heute noch die Engländer sich sträuben, obwohl sie auf die Dauer denselben nicht mehr ganz entbehren können.

Dieser Beamtenstand, dem in weitem Umfange der Offizierstand der Armee ergänzend zur Seite tritt, steht zwar an selbstständigem Reichthum der englischen Aristokratie weit nach. Er bedarf der Staatsbesoldung, auf welche diese verzichtet. Aber er ist ihr an Ehrenhaftigkeit und Ansehen in der Gesellschaft durchaus ebenbürtig, an wissenschaftlicher Bildung und an Geschäftstüchtigkeit und Amtsfleiß entschieden übertegen. Dieser Stand ist durch die Gymnasial- und Universitätsbildung oder durch die Militärschule erzogen und zum öffentlichen Dienste herangebildet worden. Er recrutirt sich keineswegs nur aus der Aristokratie, sondern aus allen Volksklassen, vorzugsweise aber immerhin aus gebildeten Familien. Seine Wurzeln sind tief in das Erdreich gesenkt, welches die bürgerliche Gesellschaft inne hat. Er ist eine immer neu aus dem Volk durch höhere Bildung, Cultur und öffentlichen Dienst hervorgehende Geistes- und Amtsaristokratie, von den wechselnden Parteistimmungen und Volkswahlen unabhängig, mit pragmatischen Rechten ausgestattet und daher in seinem Lebensberufe gesichert, dem Könige, von dem er die Aemter empfängt und in dessen Namen er sie verwaltet, ergeben und treuverbunden. Aus diesem Beamtenkörper geht auch heute noch, seit der Einführung der constitutionellen Monarchie, das Ministerium hervor, nicht aus den Kammern. Diese Beamtenregierung ist nicht Parteiregierung und soll nicht Parteiregierung sein. Vielmehr soll sie gerade deshalb, weil sie nicht nothwendig aus Parteiführern besteht und dem ganzen „Staate und allem Volke" zu dienen hat, unparteiisch regieren. Diese Eigenschaft entspricht aber unzweifelhaft dem Ideal der Staatsregierung weit besser, als eine noch so gemäßigte Parteiregierung. Wie

der Fürst über und außer den Parteien steht, so auch die monarchische Beamtenregierung.

Der große Fortschritt, den die deutschen Länder und später das deutsche Reich durch die Annahme der Repräsentativverfassung mit Volksvertretung gemacht haben, hat nicht den Sinn, daß nnn die Staatsleitung von dem Monarchen und den Beamten weg in das Parlament verlegt worden wäre. Für diese Verlegung war kein Grund, da der Beamtenstand durch seine Fähigkeit und seine Geschäftsübung weit mehr Garantie gibt für eine gute und unparteiische Verwaltung und Staatsleitung als irgend ein deutsches Parlament, das in mehrere Parteien und Parteifractionen gespalten ist, von denen keine in vollem Maße regierungsfähig ist, und deren große Majoritäten gar keine Neigung haben, zu regieren, wohl aber das Recht in Anspruch nehmen, Controle zu üben gegenüber der Regierung und der Verwaltung, und mitzustimmen, wenn neue Gesetze erlassen, Steuern erhoben, Militärpflichten auferlegt werden.

Seitdem es Kammern gibt, welchen ein sehr erheblicher Antheil an der Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten zukommt, sei es in Form des Gesetzes, sei es in Form der Controle, ist die deutsche Verfassung wieder, wie sie es im Mittelalter in ständischer Form gewesen war, freier und sie ist volksthümlicher geworden. Seither hat auch der Beamtenstand gelernt, mehr als früher auf die Regierten und Verwalteten Rücksicht zu nehmen. Auch er ist heute freier und volksthümlicher als früher.

Der Beamtenstand bildet auch in unserer Volksvertretung einen sehr gewichtigen Bestandtheil und erfüllt dieselbe mit seiner Bildung und Geschäftskenntniß. Aber als Regierung (Ministerium) steht er dennoch nicht wie in England, mitten im Parlament, ist nicht Führer der Partei, welche die Mehrheit der Stimmen hat, sondern etwa wie in Nordamerika außerhalb des Parlaments (Reichstag) oder doch sind seine Mitglieder, die Minister, nur zufällig zugleich Mitglieder einer Kammer und werden dann eher von den übrigen Mitgliedern derselben sicher nicht als Führer, sondern eher mit Reserve und Mißtrauen angesehen. In England sind Parlament und Ministerium eng verbunden und Eins; in Deutschland stehen Volksvertretung und Regierung einander als zwei selbstständige, wesentlich verschiedene Mächte gegenüber.

Der deutsche Grundgedanke ist ebensa naturgemäß aus der deutschen Geschichte und den deutschen Volkszuständen erwachsen, wie die englische Parlamentsregierung aus der Geschichte der englischen Aristokratie.

Entspricht aber jener weniger dem Ideal eines freien und gut geleiteten Staates als diese? Diese Frage muß entschieden verneint werden. Ganz im Gegentheil, er bietet mehr Gewähr sowohl für die allgemeine Volksfreiheit und Volkstheilnahme an dem öffentlichen Leben als für eine unparteiische, sachkundige und zweckmäßige Regierung und Verwaltung. Der moderne Staat bedarf einer Leitung und Verwaltung durch vorgebildete Berufsbeamte; es genügt nicht eine auf die Aristokratie beschränkte Ehrenbeamtung.

In manchen Dingen werden wir daher wohl noch von den Engländern zu lernen haben. In vielen Stücken wird die Controle der Volksvertretung noch wirsamer zu machen sein und der Antheil deshalb an der Gesetzgebung vervollkommnet und verstärkt werden können. Aber der Grundgedanke der deutschen Verfassung ist nicht etwa auf einer untergeordneten Stufe der Entwickelung des modernen Staates, sondern er ist höher und dem Staatsideale näher als die parlamentarische Parteiregierung Englands.

Das einzusehen, hat doch auch in dieser verwirrten Zeit etwas Tröstliches.

Süditalienische Skizzen.

Von R. Welser.

Wer über Süditalien schreibt, denkt zuvörderst an die Hitze, an die glühende Sonne Neapels, Calabriens, Palermos, an des homerischen Sonnengottes sengende und leuchtende Strahlengeschosse; und wahrlich, nach einer anderen Richtung können unsere Gedanken auch zunächst nicht schweifen! mit dieser blendenden, aus dem tiefblauen Meere in doppeltem Glanze wiedergespiegelten Sonne müssen die Nordländer sich voerst vertraut machen, ehe sie daran gehen, sich unter den, in jenem reichen, schönen, lieblichen und doch wieder unheimlich, vulkanisch drohenden Lande wohnenden Menschen umzusehen, deren Sitten und Gebräuche, deren Sprache und Lieder, deren in seltsamer Mischung von griechischen, römischen, sarazenischen und normännischen Erinnerungen und Anklängen sich bewegende Eigenarten und Eigenthümlichkeiten, zu beobachten und zu studiren. Die Natur entwickelt hier eine Kraft, von der man im kühlen Norden keine Ahnung hat; der Mensch erwehrt sich ihrer nur mit Mühe; sie herrscht mit einer Allgewaltigkeit, die den Fremden zuerst in Staunen versetzt und dee er sich, wie die Eingeborenen, bald zu fügen verstehen muß. Schon auf dem Wege von Rom nach Neapel, wo die Eisenbahn während langer Stunden durch von Ueppigkeit strotzende Ländereien führt, und wilde Reben und Schlingpflanzen von allen Seiten her die dicht aneinander gereihten und wie ein dickes graugrünes Dach bildenden Oelbäume überwuchern, überfällt den Reisenden dies Gefühl der Alles beherrschenden und durch ihre Fruchtbarkeit selbst dem menschlichen Willen Trotz bietenden Allmacht der Elementarkräfte. Wie im Norden der Kampf des Menschen zu führen ist, um die träge, kümmerlich ausgestattete, gegen den Mangel an Wärme und Licht sich wehrende Natur zu zwingen ihre Productionskraft anzuspannen und das Aeußerste, wozu sie überhaupt fähig ist, zu leisten, so tritt uns im Süden die Nothwendigkeit des entgegengesetzten Kämpfens vor die Augen, des Kämpfens des Menschen, um die wild emporstrebende, von Sonne, Luft, Meer, und noch von der im Schoße der Erde gährenden, vulkanischen Kraft zu unendlichem Wachsthum getriebene Natur zu dämpfen und in die der Gesellschaft nutzbringenden Schranken einzudämmen. Von den tropischen Ländern liest man, daß der Mensch in jenen Gegenden über die Elementarkräfte noch nicht zur Herrschaft zu gelangen vermag; hier aber, in Süditalien, betreten wir die Schwelle, auf welcher dieser Kampf beginnt, und je weiter wir nach Süden vordringen, in desta größerem Maßstabe entwickelt sich zusehends vor unsern Blicken, und auch den für solche Zustände Unempfindlichsten direct berührend und in Mitleidenschaft ziehend, jene dem menschlichen Schaffen mehr und mehr durch ihre Urproductivität widerstrebende, dieselbe lähmende, ja zuweilen schon bezwingende Gewalt. Unter diesem dunkelblauen, wolkenreinen, im Glanze der Sonne zu uns herunter strahlenden Himmel, scheinen die Kräfte des Menschen, wie dessen Wille, allmählich einzuschlummern; dieselben Italiener, deren Arbeitskraft und Zähigkeit wir im Norden bewundern wenn sie, mit Brod und Wasser und höchstens noch einer Zwiebel sich begnügend, den ganzen Tag ohne Unterbrechung an den Eisenbahnbauten arbeiten —, in Rom, in Neapel, und gar erst in den weit von dem Meere entfernten und von dee Sonne ausgebrannten Städten und Dörfern, legen sie sich, am frühen Morgen schon ermattet, hin, suchen sich, wo es auch sein mag, and wäre es mitten auf einem mit Bäumen bepflanzten Platze oder auf den Marmortreppen eines Palazzos, ein kühles Schattenplätzchen ans, und pflegen dort des wiederbelebenden Schlummers. Der Fremde, der mit einem Vorrath von nordischer Energie in diese Länder eintritt, zehrt noch eine Weile, Monate, ja vielleicht Jahre lang von diesem Kapital; dann erliegt er aber anch, und es behaupten sogar die Einheimischen oder die nach langer Gewohnheit hier eingelebten Fremden, seine Erschlaffung sei eine viel größere, seine Niederwerfung eine viel vollständigere, als es bei den Italienern selber der Fall ist. Zu ihrem Siege über

ihren nordischen Feind scheint sich bei der südlichen Natur eine gewisse Rache zu gesellen, die sich darin gefällt, den überwundenen Gegner zu demüthigen und ihm mit aller ihr innewohnenden Kraft den Fuß auf den Nacken zu drücken. Einen Verbündeten findet aber glücklicherweise der Mensch, findet besonders der Fremde in diesem Kampfe gegen die Sonne des Südens; dieser Verbündete ist die frische, Kühlung fächelnde Seeluft, der man es auch allein zu verdanken hat, daß in Neapel und noch weiter im Süden, in Messina besonders, wo der zweimal täglich wiederkehrende Luftzug der Meerenge die Hitze bedeutend mildert, die Sommermonate viel erträglicher sind, als im Innern des Landes, in den alten etruskischen Ortschaften, in dem mit Fieberdunst und Malaria geschwängerten Rom, und selbst in den mitten in der lombardischen Ebene gelegenen, dem Sonnenbrande ohne irgend welchen Schutz ausgesetzten Städten, wie Turin und Mailand. Nichtsdestoweniger bedrückt aber den Fremden die südliche Hitze auch in diesen an der Küste liegenden Städten, und es überfällt ihn zuweilen, wenn er nach Sonnenuntergang, im Monat Juli und August, durch die lavagepflasterten Straßen wandert, und die weißen Mauern die während des Tages eingesogene Wärme wieder aushauchen, das Gefühl, das Einer empfinden mag, der sich in der unmittelbarer Nähe eines Backofens befinden würde; die Hitze strömt Einem in des Wortes vollster Bedeutung entgegen; sie umhüllt Einen wie mit unsichtbaren Wellen; vom Wirbel bis zur Zehe wird man darin gebadet und aus allen Poren bricht der Schweiß hervor. Diese Sonne ist unerbittlich; im Norden bringen die Morgenstunden Kühlung, hier nicht! Mit ihren ersten Strahlen glüht sie schon wie in der Mitte des Tages, und umsonst würde der Fremde von der im Norden sprüchwörtlich gewordenen frühen Arbeitsstunde das „Gold im Munde“ erwarten! Was bleibt ihm übrig, als sich in die Lage zu schicken? Er muß eben sein Leben einzurichten lernen, wie es die Einheimischen thun; von elf bis zwei oder drei Uhr der Ruhe pflegen, sich in die Siesta eingewöhnen, sich eines langsamen Gehens befleißigen, sich der Strammheit des Nordens im Handeln und auch im Denken entwöhnen, und dem Far niente huldigen, wie schwer es ihm auch fallen mag! Wer nicht in diesen Ländern gelebt hat, beurtheilt sie in dieser Hinsicht mit Ungerechtigkeit, und nur derjenige, der selbst die heißen Monate des Jahres in einer südlichen Stadt zugebracht, kann begreifen, daß die Ansprüche, die man an nordische Länder und Völker zu erheben das Recht hat, hier nicht mehr passen. Sähe zum Beispiel ein preußischer Offizier mit einem Male und wie durch ein Fernrohr, eine Compagnie italienischer Soldaten vor sich vorbeiziehen, so würde er wohl in unbändigem Zorn aufbrausen, so schlotterig, lodderig und entsetzlich zerfahren drücken sich diese Leute, unter Tornister und Flinte gebeugt, einher; und nicht minder ergrimmt würde ein deutscher Arzt gegen den Apotheker vorgehen, der von zwölf bis drei Uhr seine Thüre schließen und sich zur Ruhe begeben würde; hier aber, kann man wohl etwas Anderes von den Leuten erwarten? Soldaten und Apotheker sind Menschen wie die Anderen; ultra posse, nemo tenetur heißt es da, „und die Sonne Homers siehe! sie lächelt auch uns!“ Das Lächeln kleidet sich freilich hier in ein ganz eigenthümlich grelles Gewand!

Ist der Mensch gezwungen, sich diesen Elementarkräften gegenüber in das Unvermeidliche zu schicken, das Unerträgliche zu ertragen und den, dem Titanensprößling eigenen Trotz durch die gelassene Ergebung in sein Schicksal zu ersetzen, so strebt er doch darnach dies Schicksal so angenehm als möglich umzuformen. Die ärmeren Leute suchen sich ein Plätzchen im Schatten, legen sich der Länge nach hin und schlafen; die Kinder laufen, so nackt als möglich, am Strande des Meeres herum; fährt ein Wasserfaß vorüber, womit die Straßen begossen werden, so geht Alt und Jung hinterdrein und läßt den Sprühregen, lachend und jauchzend, auf Beine und Füße fallen. Daß sie Alle mit nackten Füßen herumspazieren, ist selbstverständlich; und öfters reicht die Nacktheit noch weit über die Füße hinaus! In unserem ganzen Leben im Norden sehen wir nicht soviel nackte Füße und nackte Körperchen, als in einem einzigen, im Süden verbrachten Tage, und wahrlich für einen Maler oder Bildhauer muß es eine wahre Augenweide sein, in diesen Ländern umherzuwandeln. Denn, wenn auch der südliche Gesichtstypus, bei den Frauen insbesondere, nichts mit dem Ideal, das wir uns nach den Bildern Rafaels und Corregios von diesen Menschen entworfen, gemein hat, die Füße jedenfalls zeigen sich in der ursprünglich schönen, von Schuhen, Stiefeln und anderem Lederwerk noch nicht verunstalteten Form; es zeigt sich uns hier die Natur in ihrer ganzen urwüchsigen Schönheit, und — es mögen mir unsere Berliner Damen, die die Schönheit des Fußes in einer langen und schmalen Niedlichkeit zu suchen pflegen, diesen Ausspruch verzeihen! — ein solcher Fuß, mit seinen gerade gewachsenen, derb austretenden Zehen, mit seiner gesunden Formation, mit seinem starken Knöchelbau, ist wirklich schön. In unserem modernen Leben ist der Fuß, wie so vieles Andere, durch allerlei chinesische Verfeinerungsapparate zu einer häßlichen Zwerggestattung zusammengeschrumpft, die man mit vollem Rechte mit Leder oder Tuch bedeckt und versteckt; wo aber die Natur noch allein herrscht, da stehen die Dinge anders. Während die ärmeren Leute auf der Straße, auf den Plätzen, in den Vorhöfen der Paläste und Kirchen nach Kühle und Schatten lechzend herumlagern, verschließen sich die Anderen in ihre luftigen, hohen Zimmer, pflegen der Ruhe und halten Siesta. Erst bei Anbruch des Abends beleben sich die während des Tages und besonders der Mittagszeit menschenleeren Straßen wieder; Alles zieht heraus, an die Marine, wenn man das Glück hat am Meeresstrande zu wohnen, sonst auf die öffentlichen Plätze, in die Corsos, auf die Largos oder in die großen, breiten Straßen, wo die Equipagen fahren, die Zeitungen ausgerufen werden, die Wasser- und Eis- oder Schneebuden stehen, und Aqua fresca, Graniti and Gelati verkauft werden. Ohne Eis und Schnee könnte man es überhaupt in Süditalien nicht aushalten. Auf dem Continent bis nach Neapel und in Sicilien bis Palermo ist es das Eis, das das Trinkwasser erfrischt; in den östlichen Städten Siciliens und in Calabrien wird es durch den von den Höhen des Aetna und von den calabrischen Gebirgen herbeigeholten Schnee ersetzt, und dort hat man auch eigene Gefäße eingerichtet, durch welche das Trinkwasser fortwährend abgekühlt werden kann. Es sind dies die sogenannten Bozzas, ein hölzernes oder auch blechernes Faß, das zwischen zwei Pfosten hängt und in Schaukeln gebracht werden kann; in dem Innern dieses Fasses steht ein anderes, gewöhnlich blechernes Gefäß, in welches das zum Trinken bestimmte Wasser gegossen wird und das in einem, durch die untere Faßwand hervortretenden Hahnen endigt; in den Raum, der zwischen diesem Gefäße und den inneren Wänden des Fasses leer bleibt, wird der Schnee hineingelegt und zwei- bis dreimal täglich erneuert, so daß das Wasser auch bei der größten Hitze kalt bleibt. Den Schnee selbst gewinnt man dadurch, daß man während des Winters ungeheuere Löcher in den Gebirgsthälern damit anfüllt, ihn zusammenstampft und die Löcher dann wieder schließt; diese Vorräthe dauern den ganzen Sommer hindurch und sie sind es, die dem Südländer das größte, das einzige Labsal während der drückenden Hitze des Juli und August gewähren. Mit welcher Gier sich die lechzenden, braunen Gestalten um die Wasserbude drängen! mit welcher Wollust sie den durch die Kälte des Wassers mit Thauperlen überzogenen Becher hinabstürzen! und wie begreift man hier den, für uns Nordländer oft so seltsam befremdend klingenden Ausruf des Pindar: Das Beste ist das Wasser! Das Erste, nach dem hier in einer Stadt, in einem Dorfe gefragt wird, ist das Wasser; wo habt Ihr es her? sind die Quellen tief im Thale oder liegen sie am Bergesabhang? ist das Wasser klar? ist es rein? ist es nicht zu schwer? Es gibt Brunnen, weit oben im Gebirge, die sich eines besonderen Rufes erfreuen und zu welchem täglich Bauern auf fässerbeladenen Eseln wandern, um das Wasser stundenweither in die Städte zu tragen. Der Anblick, den diese Esel mit ihren beiden langen Fäßchen an der Seite bieten, wenn sie, einer hinter dem andern, mit ihrem trippelnden Gang den Berg herunterziehen, ist äußerst originell; hinterdrein folgt, auf dem

letzten Esel sitzend, der Bauer in zerrissener Jacke, mit zerfetzten Hosen, eine große phrygische Mütze auf dem Kopfe, ein Masaniello oder Fra Diavolo vor dem Ausbruch der Revolution oder vor dem Abmarsch der Banditen, — ein recht gutmüthiger Menschenschlog überdies, hinter dem man in den gewöhnlichen Zeiten kaum einen Banditen oder Revolutionsmann vermuthen könnte! Leider werden aber die guten Brunnen selbst in den Bergen immer seltener; die Gebirge, die in früheren Zeiten im schönsten Wälderschmuck prangten, stehen kahl und nackt da; jedes Gewitter schwemmt ein Stück Erde in die brausenden Fiumaren, welche es zum Meere tragen, und allmählich versiegen die kostbaren, unersetzbaren Quellen. In manchen Städten Siciliens bewundert man, auf den Plätzen an den Straßenecken prachtvolle, in Marmor gehauene Brunnen, Meisterwerke von den Schülern Michel Angelos; die Löwen aber, die Sphinxe und anderes mythologisches Gethier gähnen uns vergebens entgegen; aus dem weit geöffneten Rachen strömt kein Wasser mehr! Daneben bäumt sich eine Brücke über einen mit starken Lavaquadern versehenen Rinngraben, es ist das Bett eines Baches, eine Fiumare; das Bett aber ist trocken und nur nach einem Gewitter tost plötzlich, mit ungeheuerem Schwall, der wüthende, Alles verheerende Bach von den Bergen herunter ins Meer. Werden die Forstgesetze nicht besser gehandhabt — denn Gesetze, die die Ausrottung der Wälder verbieten, bestehen schon, nur bleiben sie lediglich auf dem Papier — so kann man den Tag schon voraussehen, wo kein Gras und kein Strauch mehr auf diesen, früher so üppig grünen Bergen wachsen wird, wo die Quellen im Thale versiegen werden und das Land sich in ein steiniges Arabien verwandeln wird. Manche Jahrzehnte können freilich noch darüber hingehen, und unsere Kinder und Kindeskinder werden wohl noch das Wasser von Calabrien und Sicilien kosten! Und wenn die Sicilianer und Calabrier sich nicht um ihre Zukunft kümmern, warum sollten wir uns an ihrer Stelle die Köpfe darüber zerbrechen?

Zieht nach den heißen Tagen des Juli und des August endlich ein Gewitter über diese durch die lange Hitze verdorrten Gegenden, rollt der langersehnte Donner in langgedehntem Dröhnen über Berg und Meer, und fällt endlich der, nicht wie bei uns zu Lande langsam tröpfelnde, sondern sofort wolkenbruchartig sich ergießende Regen — so entspinnt sich ein wunderbar bewegtes und zauberhaft wirkendes Leben. In einem Nu haben sich die Gewässer in den Thälern zu reißenden Strömen vereinigt, die in mächtigem Schwung durch die Fiumaren herunterschießen; Brücken trifft man, außer in den Städten, nur wenige an, und es führen die Straßen ganz einfach durch die im Sommer ausgetrockneten Fiumaren; sowie nun diese Fiumaren wieder ihre richtige Verwendung finden und zu dem werden, zu was sie geschaffen, nämlich zu Bachen, und zwar zu recht reißenden, so steht der Verkehr auf den Straßen still, insofern wenigstens die nach ihrem Dorfe eilenden Bauern es nicht vorziehen, durch das Wasser zu waten, was nicht selten mit großer Gefahr verbunden ist. Dem Durchwaten steht aber auch bei dem besten Willen und dem größten Muthe der Bauern ein anderes Hinderniß entgegen; da die Bauern in der Mehrzahl sich auf Eselsrücken in die Stadt begeben, so muß nämlich zum Durchwaten die Erlaubniß der Esel eingeholt werden, und bekanntlich sind diese, übrigens in anderer Hinsicht auf das Schändlichste verleumdeten Thiere, ziemlich eigensinnig; — oder soll man sagen energisch? man hat ja noch nicht feststellen können, wo die Energie, die eine gute Eigenschaft sein soll, aufhört, und wo der Eigensinn, den man eine Unart nennt, anfängt. Wie dem auch sein mag, der Esel besitzt, sagen wir, den Eigensinn, nicht gern durch ein Gewässer zu waten, das um ihn herum aufschäumt, dessen Tiefe er nicht ermessen kann, und das übrigens noch dazu sehr schmutzig ist. Er bleibt also — oder besser sie bleiben also stehen, denn es sind ihrer immer eine ganze Menge, die sich in demselben Gefühle, sagen wir diesmal, der Energie weigern, durch die Fiumare zu gehen. Die Bauern und Bäuerinnen in ihren malerisch zerfetzten Trachten rufen und schlagen; die Esel lassen sich Alles gefallen und bleiben, in dem Bewußtsein ihres Rechtes und mit dem Selbstgefühl ihrer Pflichterfüllung, ruhig stehen, indem sie die Ohren spitzen und das Wasser beobachten. Von einem Weitergehen wäre in solcher Lage überhaupt keine Rede, und ständen die Bauern seit Anfang der Welt vor den Fiumaren, bis eben der Bach wieder von seinem Berufe zurückgekommen und sich in einen Stein- und Sandweg verwandelt haben würde, — wenn nicht in den süditalischen Städten die Sippschaft der Ragazzis oder auf gut deutsch der Straßenjungen in großer und besonderer Blüthe stände.

Diese Straßenjungen, die in anderer Hinsicht nicht eben zu dem High-Life der Gesellschaft gehören, auch keinen Anspruch darauf erheben, leisten nun in solchen Fällen dem Gemeinwesen ganz ausgezeichnete Dienste. Etwa wie die Hunde im Orient, die ja auch zuweilen an die Stelle der abwesenden Polizei und Sanitätsbehörde treten und die Reinlichkeit in den Straßen, wenn auch auf ganz besondere Weise, wiederherstellen, so stellen die sicilianischen Ragazzis bei Ausbruch eines Gewitters die Wegbarkeit durch die Fiumaren wieder her. Sie versammeln sich nämlich in Schwärmen an den Stellen, wo die Straße durch die Fiumare zieht, springen mit Geschrei in dem zischenden Wasser hin und her, und zeigen den Wagen und Reitern den Pfad, auf welchem sie, ohne in eine plötzlich eröffnete Untiefe zu versinken, durchkommen können. Freilich ist es schon öfter passirt, daß einige von diesen Jungen, meistens Kinder von Lazzaronis oder armen Schiffern, einen Fehltritt thaten und von dem reißenden Strom ins Meer getragen wurden; dies hindert aber die Anderen nicht, ihr gefährliches Handwerk weiter zu treiben! Steht nun eine Anzahl von Eseln vor der Fiumare, die sich weigern durch das Wasser zu waten, so sieht man diese Kleinen sich wie ein Schwarm von Fliegen auf die Thiere stürzen; der Eine faßt den Esel bei dem Schwanz, der Andere beim Zaum, ein Dritter drückt, ein Vierter zieht; dabei heulen sie dem Esel wohlgemeinte Aufmunterungsworte zu, beloben seinen Muth, suchen seine Aengstlichkeit durch Witze zu beseitigen, und nach kurzer Bedenkzeit gehorcht auch der Esel, gerade als ob er in diesen Gesellen Freunde und Leidensgenossen erblickte; sind die Ragazzis nicht wie das arme Thier den Hieben und dem Schelten der großen Lazzaronis und der alten Schiffer ausgesetzt? und wer möchte behaupten, daß der Esel nicht mit seinem klugen Auge und, man mag darüber sagen was man will, mit seinem hellen Thierverstande eine geheime Sympathie zwischen sich und diesen Parias der Menschenwelt herauswittert? Er weiß jedenfalls, daß sie ihn nicht irre führen werden, und daher gehorcht er ihnen da, wo er seinem eigenen Herrn, der auf seinem Rücken sitzt, nicht traut. Von Ragazzis umgeben, umhängt, umschrien, tritt der Esel mit behutsamem Schritt, den Kopf bedächtig heruntergesenkt, in das schäumende Wasser; die seinen Füße heben sich bei jedem Schritt hoch über die Wellen; die Ohren stehen hoch erhoben, wie es die Esel bei wichtigen Gelegenheiten zu thun pflegen; — ist der letzte Schritt gethan, so jubelt das ganze Volk zusammen hell auf, und der Esel stimmt mit der ganzen Macht seines melodischen Tenors in den Jubel ein.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Shakespeare und Elisabeth.

Park.

Elisabeth

(während Shakespeare eintritt und sich verneigt, für sich).

Sein Feuerblick und seine hohe Stirne
Verkünden den gebornen Dichter. (Laut.) Ihr
Seid also Meister William Shakespeare, der
So mächtige Tragödien und mit Glück
So manches muntre Lustspiel schrieb.

Shakespeare.

Er steht vor Euch, erhab'ne Königin.

Elisabeth.

Mit vielem Wohlgefallen hab' ich Eure
Komödie „Sommernachtstraum" angesehn
Und manches andre. Etwas aber fehlt Euch,
Das Haupterforderniß des wahren Dichters:
Gelehrsamkeit. Könnt Ihr Latein?

Shakespeare.

Ich darf
Behaupten, daß ich etwas mächtig bin
Der Sprache Roms und seiner Helden.

Elisabeth.

Gut!
Allein, Ihr solltet es verstehn, wie Johnson,
Der mit soviel Geschicklichkeit die Fabeln
Der Alten, ihre Redekunst und Weisheit
In seinen Stücken einzuflechten weiß.

Shakespeare.

Ich fürchte, wenn ich mit dem Kenntnißreichthum
Ben Johnsons, meines Freundes, mich belüde,
Ich würde kaum mich zum Parnaß erschwingen.
Doch Johnson ist ein Adler, welcher kühn
Zur Sonne fliegt, ich bin der Falke, nur
Gehorsam den Befehlen meiner Dame.

Elisabeth.

Ei, Eurer Dame? nun wer ist sie denn?
Gewiß ein hübsches Töchterchen in einer
Der lustigen Tavernen an der Themse.

Shakespeare.

Verzeihen, Majestät!

Elisabeth.

Ich hört' es sagen.

Shakespeare.

Ihr wißt, erlauchte Herrin, stets entweder
Erfindet Fama oder schmückt Vorhandnes
In übertriebnen Farben aus; doch wahr ist,
Daß wer die bunten Scenen dieser Welt
Auch auf der Bühne zeigen will, nicht nur das Hohe
Und Große kennen, sondern auch das Niedre
Beachten muß, um wahr und treu zu schildern
Was in der wechselvollen Wirklichkeit
Dem Spiel des Lebens dient.

Elisabeth.

Man sagte mir,
Ihr hofftet in den Adelsstand erhoben
Zu werden. Ist das wahr, und welches Recht
Glaubt Ihr zu haben, Meister Shakespeare, da Ihr
Schauspieler seid?

Shakespeare.

Erlauchte, gnädigste
Gebieterin, und dieser stolzen Insel
Erhabne Majestät, es kämpften ruhmvoll
Zur Zeit der alten Kön'ge meine Ahnen,
Und ihre Tapferkeit erwarb in Schlachten
Den Vorzug edlen Bluts, da sie es muthig
Vergossen für die Krone, aber Ungunst
Der spätern Jahre brachte das Geschlecht
In Armuth und in Dunkelheit — was mich
Betrifft und meine Leistung auf der Bühne,
So ist sie so geringer Art, so wenig
Beachtenswerth, daß ihr Gewicht nicht einmal
Zu meinem Nachtheil zählen dürfte.

Elisabeth.

Dies
Kommt hier nicht in Betracht; sobald der Spieler
Den falschen Purpur, den er ein paar Stunden
Getragen, ablegt, legt er auch die hohen
Gesinnungen von sich, und sinkt vor Andern
Und sich nur um so tiefer, weil er als
Der Narr sich einer Höhe fühlt, die ihm
Nur in der Täuschung eigen war, durch sie.
Dem falschen Stein gleicht seine Ehre, der
Nur in der Nacht, beim trügerischen Licht
Der Lampen echt erschien.

Shakespeare.

Wenn das Gefühl
Für seine Kunst und deren wahre Höhe
Ihn nicht erfüllt, dann wohl — doch besser so,
Als wenn er einen Narren oder Schurken
Nicht nur zu spielen hätte, sondern müßte
Auch einer sein; jedoch das reichste Leben
Das stolzeste, was ist es denn? Es ist
Nicht dauernder als unser Spiel, ein Nachbar
Des Moders, über ihn hinweg nur gleitend,
Ein flüchtig Schattenbild.

Elisabeth.

Ihr seid sehr kühn,
Doch will ich's Euch verzeihn. Ihr seid gewöhnt
So überstark Euch auszudrücken, sagt mir,
Wie kommt das, könnt Ihr Eure Menschen denn
Nicht auch wie andre reden lassen? Da
Muß alles poltern, donnern, feuerspeien.

Shakespeare.

Das Menschenherz von Leidenschaft bewegt
Wirft stürmisch seine Wogen nach dem Haupt,
Und zeugt darin die tiefen, blitzschnell sich
In kühnen Bildern gipfelnden Gedanken,
Und Worte wie Titanen überbieten
Sich selber, Fels auf Felsen thürmend.

Elisabeth.

Eure
Mit Bildern überladne Weise mögt Ihr
Indeß beschränken, rath' ich, haltet Maß!
Zum mindesten soll auch die Art zu reden
Den Unterschied der Herrn und Edelleute
Vor dem gemeinen Volke zeigen.

Shakespeare.

Ich werd' es mich bestreben, Majestät.

Elisabeth.

Verdiente Herrn an meinem Hofe haben
Mit großem Lobe mir von Euch gesprochen,
John Spielmann, unser Juwelier besonders,
Der Euer Freund ist, und deß Wort mir gilt.
Ich will Euch wohl, wenngleich schon manche Klagen
Von Dienern meiner Kirche gegen Euch
Schauspieler an den Thron gelangten. Geht nun,
Und schreibt ein Stück, worin der dicke Ritter
Sir Falstaff, über den wir Alle lachten,
Die erste Rolle hat. Hier meine Hand,
Ihr dürft sie küssen, oft bei Eurem Spiele
Gab sie den ersten Beifall. William Shakespeare,
Ich bin Euch eine gnäd'ge Königin.

Shakespeare.

Hoch lebe meine gnäd'ge Königin!

Hermann Lingg.

Unter den modernen Troubadours.

Von Richard Kaufmann.

Es geht mit den Volksphysiognomien, wenn man sie im Abstande sieht, wie mit den Bergen, denen man sich nähert. Der erste Eindruck, den das Auge erlangt, ist eine große Ebene, wo das Ganze in graugrüner Einförmigkeit verschmilzt; aber nach und nach, je nachdem man sich nähert, wird die Einförmigkeit unterbrochen; es springen hohe Punkte hervor, es öffnen sich Klüfte, das Graugrüne löst sich in hundert Farbennuancen auf. Gerade so verhält es sich auch mit dem Volke, das man persönlich kennen lernt: statt der unbeweglich steifen Maske, die von den historischen Phänomenen gebildet worden ist, sieht man ein lebendiges Gesicht, auf dem jede seelische Bewegung sich mit verschiedenen Ausdrücken abspiegelt.

Niemals vielleicht möchte sich dieses Bild besser eignen, als gerade in Betreff Frankreichs. Der Ausdruck des Volkscharakters ist so groß und so bestimmt, daß man vermeint, die Maske, die sie ausdrückt, müsse absolut entsprechen. Aber es ist nur ein Ausdruck, wie er sich in der Ferne zeigt; es ist die Maske der Mehrheit, die man sieht, doch in der Nähe schauen die Sachen ganz anders aus.

Es ist beispielsweise als eine unbestreitbare Thatsache betrachtet worden, daß Südfrankreich die Wiege des Radicalismus sei. Man denkt sich dasselbe als nur mit rothen Revolutionsmachern bevölkert, als eine anarchische Pulvertonne, in deren Nähe nur ein Funke zu fallen braucht, um sofort zu explodiren. Und diese allgemeine Vorstellung scheint sich auch sichtlich auf volkspsychologische und historische Phänomene zu stützen. Der Südfranzose ist ausgeprägter Romane, sagt man, leicht beweglich, leicht entflammt, eine Natur, in deren seelischer Wirksamkeit die Phantasie weit mehr entwickelt ist als das ruhige Raisonnement. Er bleibt dadurch in den äußern Formen — wenn auch in seiner liebenswürdigen Weise — ein Stück eines „poseur" und Schauspielers, und er geht einher mit einem permanenten, unbedingten Drange, das triviale Alltagsleben dramatisch und in großem Stile zu arrangiren. Die politische Revolution befriedigt diesen Drang; die Volksdemonstrationen, die Barrikadenkämpfe, Hôtel-de-Ville-Eroberungen und dergl. mehr bilden sein rechtes Element. So lautet die Deduction, und die Geschichte übernimmt es stets, Beweise für ihre Zuverlässigkeit zu liefern. Seit 1789 hat keine Revolution in Frankreich stattgefunden, ohne daß Marseille, Lyon, Bordeaux, kurz gesagt, alle größeren südfranzösischen Städte augenblicklich hinter der Allarmtrommel einhermarschirten. Sie arrangiren socialistische Arbeitercongresse, sie wählen Communarden zu ihren Vertretern in die Kammer, sie stecken jeden Augenblick die rothe Fahne aus, wenn sie nur dazu kommen können, und sie thun alles dies mit einem Eclat, mit lautem Geschrei, mit einer Massenwirkung, daß man, wenn man diese Manifestationen im Abstande sieht, unmöglich anders glauben kann, als daß diese aus einer ganz rompacten Bevölkerung hervorgegangen seien. Derjenige indeß, der nach den südlichen Provinzen Frankreichs mit einem Gefühle reist, sich einem kochenden Krater zu nähern, von dem die Lava der Revolution stets am heißesten und wildesten sich herabwälzte, wird, wenn er dorthin gelangt, durch die wirklichen Verhältnisse im höchsten Grade überrascht sein. Natürlich wird er sowohl Typen als Strömungen, die zu den conventionellen Vorstellungen passen, finden — das Urtheil der Geschichte beruht niemals auf reinen Phantasiebildern —; aber er wird neben dem rothen Gespenst, das er von Allen angebetet zu finden erwartet, einem Conservatismus von Fleisch und Blut, voll ausgerüstet mit scharfen Worten und offenem Visir, begegnen, einem Conservatismus, der nicht auf Phlegma, sondern auf Leidenschaft beruht.

Dieser Conservatismus hat seine eigene Geschichte. Es gab eine Zeit, als Südfrankreich in einem gewissen Sinn im Begriff stand, Europas Centrum zu werden. Die hochentwickelte Cultur des alten Galliens war, wie die ganze antike Welt, von den hereinbrechenden Barbaren vernichtet worden; aber aus dem Schutt der begrabenen Ruinen schien ein neuer Vogel Phönix emporzusteigen. Das reiche Land zwischen der Loire und dem Mittelmeere war, rein materiell genommen, wieder zu Kräften gekommen, seine freien Handelsstädte blühten, seine glänzenden Höfe gaben den Ton an, wie Paris es heute thut; und von seinen stolzen Ritterburgen zogen Troubadours hinaus auf die Wanderung, überall den Preis ihrer herrlichen Heimat und ihrer schönen Frauen in dieser weichen, melodischen, seltsam berauschenden Sprache singend. Während einer ganzen Periode des Mittelalters ist es die Troubadourpoesie, um die sich Alles sammelt; sie fängt gleich einem Brennpunkt alle Ausstrahlungen ihres Lebens in sich auf, und indem sie das ganze Zeitalter hindurch dominirt, umgibt sie gleichzeitig die südfranzösische Sprache mit einem Glanz, der fast nicht geringer war, als ehemals der der Römer. Sie ertönte in allen Ecken der Welt, wohin die Cultur jener Zeit gelangte, und wo ihre großen Götzen, die Rittertugenden und die Anbetung der Frauen auf dem Throne sitzen; Könige und Fürsten aus den fernsten Ländern dichteten in dieser Sprache, und durch diese nimmt sie geradezu einen universellen Charakter an.

Aber da brachen die Albigenserkriege aus. Nordfrankreich wirft sich über den Süden, wie früher die Barbaren von Osten her sich über Gallien warfen, Handel und Verkehr gehen zu Grunde, die stolzen Ritterburgen werden vernichtet, die Troubadours werden arm und heimatlos, ihr Gesang verstummt und mit ihnen hört auch die Propaganda für die schöne südfranzösische Sprache auf. Selbst von ihrer Heimat suchen die neuen Herren sie zu verjagen: sie dringen dem Rechtswesen, der Kirche, dem ganzen öffentlichen Leben ihre eigene Sprache auf und nach und nach sinkt denn die hochentwickelte, fast die Welt beherrschende Sprache der Troubadours herab, um ein einfacher Provinzialdialekt zu werden, der keine Literatur mehr aufzuweisen hat und nur von Bauern und dem niedern Volke gesprochen wird.

Bis zu unserm Jahrhundert, sogar während mehrerer Decennien desselben, ist das Verhältniß so gewesen. Die südfranzösische Zunge, „die romanische Sprache", unter welchem Namen die Linguisten die von einander nur wenig abweichenden Dialekte sammeln, welche in der Provence und in Languedoc, sowie in den angrenzenden Provinzen Spaniens und Italiens gesprochen werden, hat keinen einzigen Verfasser gehabt, sie ist von keiner Kanzel herab erklungen, sie ist in keiner öffentlichen Versammlung gehört worden; aber nichts desto weniger hat sie fortgefahren zu leben. Noch heutigen Tages wird sie in Frankreich von über acht Millionen Menschen gesprochen, und wenn man die Dialekte von Catalonien und Ligurien mitzählt, so erreicht diese Zahl sogar zwölf Millionen. In allen südlichen Departements, besonders in den Provinzen Provence und Languedoc ist sie nicht blos die Volkssprache in so ausschließlicher Ausdehnung, daß viele Landbewohner in die Kirche gehen, ohne ein einziges Wort von der französischen Rede des Geistlichen verstehen zu können. Diese Sprache wird sogar mit Vorliebe von der gebildeten Bevölkerung der Stadt gebraucht, es fehlt ihr nur der officielle Stempel, um im Handumdrehen die absolut alleinherrschende zu sein. Aber man versagt ihr diesen officiellen Stempel, es ist ihr nur gestattet, ihr stilles bescheidenes Dasein als Bauerndialekt weiter zu fristen.

Es liegt in diesem Verhältniß etwas Verkehrtes, etwas Unnatürliches, das unmöglich in einer Zeit ungerügt fortbestehen kann, welche gerade auf jedem Gebiete das Recht zu leben für Alle und Alles, was noch Kraft zum Leben in sich hat, fordert. Die zähe Liebe zur Muttersprache, welche die vielen Jahrhunderte hindurch die romanische Sprache beschützt hat, so daß sie aus der Periode des Vegetirens herausgetreten ist, ohne das Geringste eingebüßt zu haben, weder an ihrer Schönheit noch an ihrer Lebenskraft, sie hat endlich in unseren Tagen in einem energischen Protest gegen die Erniedrigung dieser Sprache und in einem energischen Bestreben, sie wieder emporzuheben, wenn auch nicht zu ihrem früheren Glanze, so doch jedenfalls zu einem gleichberechtigten Platz neben den anderen modernen Cultursprachen, Ausdruck gefunden.

Die Seele dieser Bewegung sind die Erben der Troubadours in unserer Zeit, die sogenannten „Felibres“, ein selbstständig erfundener, und, soweit mir bekannt, von der ersten Stadt, wo sich der Dichterkreis versammelte, entnommener Name, der nach und nach zu dem gleichbedeutenden Begriff: „Poet“ geworden ist. In dem schönen Lande der Troubadours sind die Töne der Troubadours sicherlich stets gehört worden; die Quellen der provencalischen Volkspoesie haben niemals, selbst in der trockensten Perrückenzeit, nicht gänzlich zu fließen aufgehört; aber erst in unseren Tagen sind Versuche gemacht worden, diese Volkspoesie in die Tracht der Kunstliteratur zu kleiden und dadurch wieder der Volkssprache Ansehen und Rang zu verschaffen. Statt nach Paris zu gehen, um Weltruf und Millionen zu gewinnen, sind die Dichter der Provence und von Languedoc daheim in ihren Dörfern geblieben; sie haben dort gesagt, was sie zu sagen hatten, in ihrer eigenen Sprache, sie haben hier wie die Troubadours von ihrer herrlichen Heimat und ihren schönen Frauen gesungen; sie haben auf Villen und Schlösser und auf den Lehnstuhl der Akademie verzichtet und sich bescheiden darein gefunden, ihr Brod als Buchhändler, Bäcker, Landleute u. s. w. zu verdienen, während sie gleichzeitig der Poesie wegen dichteten. Sie sind freilich persönlich weniger berühmt worden, als sie unzweifelhaft geworden wären, wenn sie wie ihre Landsleute Daudet und Zola die Wahl getroffen hätten, in französischer Sprache und in der Modeform der Poesie zu schreiben. Aber sie haben es erreicht, eine Aufmerksamkeit für ihre Sprache zu erwecken, die von Tag zu Tag sich steigert, und sie haben dadurch den tiefsten und wärmsten Drang ihres Herzens befriedigt. Deutschland besitzt bereits zwei Zeitschriften, welche sich ausschließlich mit der romanischen Sprache und Poesie beschäftigen; es werden hierüber Vorlesungen an deutschen Universitäten gehalten und die neuen Hauptwerke der provencalischen Poesie findet man in guten, von wirklichen Dichtern besorgten deutschen, englischen und italienischen Uebersetzungen. In Frankreich selbst hat man freilich — vielleicht theils aus Eifersucht, theils weil die Pariser Blätter die provencalischen Dichter durch die Beschuldigung separatistischer Tendenzen verhaßt machten — lange sich dagegen gesträubt, der neuen romanischen Poesie seine Anerkennung zu gewähren, aber die Akademie hat doch nicht umhin können, mehrere ihrer meist hervorragenden Arbeiten mit dem Preise zu krönen, und nachdem Kritiker, wie Pontmartin und Merimée geradezu erklärt hatten, daß der Provencale Mistral unbedingt zu den größten Dichtern unserer Zeit gehöre und vielleicht seit der Odyssee kein so schönes klassisches Werk wie seine epische Dichtung „Mirèio“*) geschaffen sei, ist jedenfalls dieser Dichter von dem französischen Nationalstolze adoptirt worden, und das einzige Mal, als er von seinem Dorfe Maillane nach Paris reiste, war er der Gegenstand stürmischer Ovationen, wie denn auch alle Notabilitäten Frankreichs fortwährend nach diesem Winkel zwischen Vaucluses Bergen hinabreisen, um ihn zu besuchen und ihm in aller Stille eine Huldigung darzubringen, die er auf die liebenswürdigste und bescheidenste Weise von der Welt annimmt.

Nicht wenige von den anderen provencalischen Dichtern, besonders Roumanille**) und Aubanell***), welche beide als Buchhändler in Avignon leben, Felix Gras†), der Friedensrichter, und Anselm Mathieu††), der in derselben Stadt ein Hotel besitzt, sowie William Bonaparte Wyse†††), der, obschon geborener Engländer, die Liebe zu dem Lande und der Sprache seiner Mutter, Lutetia Bonaparte, nicht hat verleugnen können, sind auf gutem Wege, gleichfalls reiche Anerkennung innerhalb der südfranzösischen Bevölkerung, für die sie zunächst schreiben, zu erlangen. In nicht vielen Jahren werden vielleicht die „Felibres“ die Dichter sein, die vorzugsweise gelesen werden. Ihre Gesänge sind mild in der Blasirtheit der Gegenwart, eine reich strömende Quelle von frischer und unmittelbarer Poesie.

Sie haben sich vorläufig in einem Verein zusammengethan, der sich freilich nach außen hin nur als mit einem überwiegend gesellschaftlichen Charakter kennzeichnet, der aber daneben stark für die Lebenssache der „Felibres“ in allen Punkten Propaganda macht: für die romanische Sprache. Die Provence hat ihre felibristische Gesellschaft, Languedoc die seinige, beide mit zahlreichen Mitgliedern, unter welchen viele südfranzösische reiche Leute und Notabilitäten sind, deren Einfluß die dürftigen Verse, welche sie schreiben, ersetzen muß. Hin und wieder versammeln sich diese Vereine, die von einem noch stärker prononcirten brüderlichen Geist des Zusammenhaltens durchdrungen sind, als irgend ein Freimaurerbund, zu einer Art Sängerfest im Troubadourstil, bei welchem jedes Mitglied seinen poetischen Beitrag mitbringen muß, und welche nicht selten Preisbelohnungen aus der Hand der schönsten Frau vertheilen. Man trinkt „Felibres-Wein“, den ältesten von allen Weinen, behaupten die Dichter selbst, von welchen ein Glas genügend sein soll, um Begeisterung hervorzurufen; man preist in Versen und Reden das schöne Land, das sie bewohnen, und lobt dessen theure Sprache; man belobt die gegenseitigen Produkte und berauscht sich an dem Wein, an der Poesie und an den Lobreden. Aber gleichzeitig gebären diese Zusammenkünfte dennoch auch eine wirkliche Frucht. Sie haben schon die Initiative zur Errichtung eines Theaters ergriffen, das vor kurzer Zeit in Montpellier eingeweiht worden ist und in welchem nur Stücke in romanischer Sprache aufgeführt werden sollen; sie haben eine Zeitschrift errichtet, um die Interessen dieser Sprache wahrzunehmen und die Idee zu einem großen Blatt wie Paris-Murcia in romanischer Sprache ergriffen, um dem romanisch sprechenden Bruderstamm auf der Balkanhalbinsel zu Hülfe zu kommen, und sie haben, was vielleicht das Wichtigste ist, umfassende philologische Studien beschlossen, mit dem Zwecke, der Volkssprache feste wissenschaftliche Formen zu geben und die verschiedenen Dialekte zu einer Schriftsprache mit bestimmten, allgemein geltenden Regeln zu verschmelzen. Mistral hat sogar die Herausgabe einer kolossalen lexikographischen Arbeit begonnen, die ein romanisches Seitenstück zu Litrés Werk sein soll.

Nach und nach, je nachdem nun diese ursprünglich rein sprachliche Bewegung emporgewachsen ist, nach und nach, je nachdem sie immer stärkern Anschluß bei den gebildeten Klassen und Sympathie bei dem Volke gefunden hat, hat sie zugleich andere Elemente in sich aufgenommen und ist allmählich die Grundlage für einen durchgehenden Conservatismus auf allen Punkten geworden. Die Liebe zu der alten Sprache flammt äußerlich auch zum nationalen Selbstgefühl an, das übrigens in Betreff Südfrankreichs stets stark ausgeprägt gewesen ist und oft genug historisch geradezu einer feindlichen Position gegenüber dem Norden Ausdruck verliehen hat. Dieses Selbstgefühl ruft das natürliche Anhangen an Allem, was dem Heimatslande eigenthümlich ist, zum Bewußtsein, und es umgibt die alten Sitten und Gebräuche, welche sich auf Grund der Entlegenheit des Landes von der Hauptstadt erhalten haben, mit einem Schein von etwas Heiligen, das nicht berührt werden darf, weil es eins von den Momenten ist, um zu zeigen, daß man ein eigenes Volk ist, das ein Recht hat, seine eigene Sprache zu besitzen. Dieses Selbstgefühl hält fest an der Nationaltracht und äußert sich in dem Grade, daß selbst Frauen aus den Städten, verheirathet mit Männern in hervorragenden Stellungen, stets diese Tracht beibehalten und sie nicht einmal ablegen, wenn die Amtsstellung ihrer Männer eine Versetzung nach anderen Gegenden des Landes mit sich führt. Dieses Gefühl nährt in seiner Bewunderung für die Zeit, wo die nationale Sprache geehrt und mächtig war, eine tiefe

*) Seine Hauptarbeit ist „Mirèio“, der Name des jungen provencalischen Mädchens, das die Hauptperson des Gedichts bildet, ebenso seine andere große epische Dichtung „Calendau“, wo die Handlung gleichfalls in der Provence spielt, nehmen indessen einen nicht weniger hohen Rang unter den modernen Dichterwerken ein. Von beiden Arbeiten findet man verschiedene französische Uebersetzungen.

**) „Lea Oubreto“ und andere Arbeiten in Versen und in Prosa.

***) „La Miougrano entre-duberto“ und andere lyrische und epische Gedichte.

†) „Li Carbounié“ sowie mehrere größere epische Dichtungen.

††) „La Faroundoulo“, lyrische Gedichte.

†††) „Li Parpaioun bleo“, lyrische Gedichte.

Liebe zu Allem, was alt ist und an eine entschwundene Zeit erinnert.

Die Bewegung führt indessen auch andere Folgen mit sich. Indem die „Felibres“ sich als Bannerführer für das Recht ihrer Sprache an die Spitze stellen, finden sie die Literatur, die ihre natürliche Feindin wird, weil ihre Sprache es ist, welche ihre eigene unterdrückt, von den materialistischen und atheistischen Tendenzen der Zeit durchdrungen. Der Kampf ist für sie ebenso hart als ernst, und es ist ganz natürlich, daß er sie auf allen Punkten in das Lager derjenigen führt, die gegen ihre Widersacher scharf Fronte machen. Gleichzeitig entwickelt ihr stilles, abseits gelegenes Dasein auf dem Lande, die lichte, frohe, romantische Natur ihres Heimatlandes, die Poesie, deren Tradition sie als Erbe antreten, gerade eine antimoterialistische und antiatheistische Lebensanschauung, welche gleich einem rothen Faden durch ihre ganze Dichtung geht. Diese Lebensanschauung dringt von der populären Poesie, welche in jedem Fall die einzige geistige Nahrung der niedern Volksklassen ist, in die ganze Bevölkerung ein, wird in ihr Bewußtsein aufgenommen und befestigt die bei jeder Landbevölkerung eigenthümliche Neigung zum Conservatismus und zur Religiosität und verbreitet auf diese Weise immer mehr diese stille, aber zähe und langsam sich ausbreitende Propaganda.

Dies ist die Erklärung des Conservatismus, dem der Fremde mit Erstaunen dort unten in dem Lande der rothen Anarchisten begegnet. Daß diese so umfassende Bewegung sich nicht gleichzeitig auf dem rein politischen Gebiete wiederfinden sollte, würde sehr auffallend sein. In dee Wirklichkeit offenbart sie sich denn auch auf eine nicht weniger in die Augen fallende Weise als auf allen anderen Gebieten. Es ist schließlich die Staatsmacht, welche die Sprache, die diese Menschen lieben und für die sie kämpfen, niederhält; sie ist es, welche vor ihnen als Repräsentantin für alle Ideen steht, welche ihnen verhaßt sind und ihnen täglich immer verhaßter werden wird, weil sie von den Anhängern und Beamten der siegenden Regierung aufgestachelt und gereizt werden, und es liegt daher in der Natur der Dinge selbst, daß diese Menschen Fronte gegen diese Staatsmacht machen und sie nach und nach in die intensive Ebitterung drängt, welche dem Kampfe für eine wirkliche Lebensfrage gewöhnlich folgt.

Trotz des Conservatismus, den die „Felibres“ offen zur Schau tragen, sind sie indessen Kinder des Südens; ihre Natur gestattet ihnen nicht, sich mit akkordirenden Mitteln oder Zwischenformen zufrieden zu geben, sie müssen hinaus in das Extreme, und sie gelangen auf diese Weise dahin, dem politischen System anzugehören, das der bestehenden Regierung absolut entgegengesetzt ist. Wenn man Nizza und Cannes, mit dem sie nächst umgebenden Auslande, ausnimmt — zwei Städte, welche im Grande nur eine Art Vorstädte für die elegante Welt von Paris sind — wird man im ganzen Süden fast keinen einzigen Bonopartisten finden; dagegen erstaunt man über die ungewöhnlich große Zahl Legitimisten, die man hier antrifft und dazu Legitimisten von reinstem Wasser, hartnäckige Vertheidiger der weißen Fahne mit all ihrem Zubehör. Jede Stadt hat ihren legitimistischen Club und ihr legitimistisches Café neben dem radicalen; bei jedem Schritt, den man macht, sieht man Damen mit Lilien übersäeten Kleidern, ja, selbst auf den Tüchern, die die Bauerfrauen auf dem Kopfe tragen, sieht man die königliche Blume eingewebt. Jeder kleine District hat sein legitimistisches Blatt von so ausgeprägter Farbe und mit so scharfen Artikeln, daß sie fast kindlich naiv werden, und jeder zweite, dritte Mensch, mit dem man spricht, betrachtet die Treue gegen König und Kirche als die nothwendigste Bedingung, um ein normaler und rechtschaffener Mensch zu sein. Südfrankreich kann sogar die Seltsamkeit aufweisen, daß es kleine Städte gibt, deren Communalrath legitimistisch ist. Dies ist um so auffallender, als man in der Vendée und Bretagne vergebens nach ähnlichen Verhältnissen suchen würde. In diesen Gegenden gewinnt die Republik so zu sagen tagtäglich Terrain, und es dürfte kaum einem Zweifel unterworfen sein, daß „der König“ nun seine zahlreichsten und treuesten Anhänger im Süden hat. Die Republikaner sind freilich auch dort in der Majorität; sie halten mit allen erdenklichen Mitteln die Bewegung nieder; sie verbieten legitimistische Prozessionen, sie schließen ihre Cafés und führen gleichzeitig selbst das große Wort so laut, daß man sie im Abstande bemerken muß. Aber dies ist es gerade, was den Widerstand herausfordert.

Es kann vielleicht, wenn man den Grund zu dem ganzen Zustand dieser Sache in dem Kampfe für die nationale Sprache sehen will, der Einwand gemacht werden, daß sogar unter den Vorkämpfern dieser Sache, unter den „Felibres“ sich ausgeprägte Radicale neben Legitimisten befinden. Eins der hervorragendsten Mitglieder der „Mantenencia“ (Felibres-Gesellschaft) in Languedoc, Xavier de Ricard, hat gleichzeitig, als er seinen Marquistitel niederlegte und sein Vermögen zu wohlthätigen Zwecken verwandte, sich ziemlich unverhüllt auf die Seite der Commune gestellt. Fragt man indessen die Leiter, wie es ihnen möglich war, mit ihm und ähnlichen Rothen zusammen zu gehen, dann erhält man die Antwort, daß beide Parteien doch in letzter Instanz gegen die bestehende Regierung kämpfen, und daß der Kampf für die Sprache jedenfalls die Hauptsache sei. Dieses Einverständniß zwischen den verschiedenen Parteien hat doch vielleicht auch ein anderes Motiv, wenn auch dies zum Theil bisher nur unbewußt vorhanden ist: die Rothen wollen Frankreich zu einem Bunde von kleinen Republiken umbilden, und die Bewegung der „Felibres“ geht, wie mehrere ihrer Hauptleiter unzweideutig zugestanden haben, auf ein Losreißen von Paris aus, wenn ihre Sprache nicht auf andere Weise zu ihrem Rechte kommen kann, in Verbindung mit einem Förderativanschluß an Spaniens nördliche Provinzen unter einem Bourbon.

Hier liegt eine Gefahr vor, für welche die französische Regierung kein richtiges Verständniß hat. Es würde sicherlich leicht sein, diese antirepublikanische Strömung zu unterminiren, wenn man den „Felibres“ in diesem Punkte, der jedenfalls für ihre Führer das unbedingt Entscheidende ist, ein wenig entgegenkommen würde. Jetzt sehen diese modernen Troubadours in der Wiederaufrichtung des traditionellen Königthums die einzige Rettung und neuen Ruhm für die theure Sprache. Sie schließen sich an den Chambord-Prätendenten und seine Lilien aus keinem andern Grunde an. Würde die Republik ihnen geben, was man vom „König“ erwartet, weil er der absolute Widersacher derselben ist, würde die Regierung ein wenig Entgegenkommen der romanischen Sprachbewegung, ein wenig Interesse für die Bewahrung des jedensolls schönen und hoch entwickelten provancalischen Dialekts zeigen, dann würde sie sehr bald ihre Feinde dort im Süden in Freunde verwandeln. Die moderne französische Sprache hat nichts zu fürchten, sie ist unter allen Umständen stark genug, um jeder Concurrenz zu begegnen.

Nana in deutschem Gewande.*)

In deutschem Gewande? Wenn ich diese bei Uebersetzungen häufig gewählte Wendung hier gebrauche, so weiß ich wohl, daß sie nicht ganz zutreffend ist, „in deutscher Entkleidung“ wäre vielleicht geeigneter. Denn nun, da die immer mehr oder minder reizvolle fremdländische Hülle gefallen ist, wirkt der Inholt des Zola'schen Romans noch abstoßender und widerwärtiger.

Ja, diese Uebersetzung macht einen noch roheren und unanständigeren Eindruck als das Original, und das will etwas sagen. Allerdings hat der Uebersetzer den vergeblichen Versuch gemacht, Einzelheiten zu bemänteln und zu verschleiern. Diese Aeußerungen des intermittirenden Schamgefühls lassen aber die Schamlosigkeit des Ganzen nur um so deutlicher erkennen. Ich gehöre nicht zu jenen zimperlichen Leuten, die die Werke der Dichtung und Kunst durchaus vom Gesichtspunkte der bürgerlichen Wohlanständigkeit aus betrachten und deren Sittlichkeit nach den

*) Nana. Roman von Emile Zola. Aus dem Französischen von Armin Schwarz. Budapest 1881, Gustav Grimm.

Auffassungen der höheren Töchterschulen bemessen wollen. Ich begreife sogar, daß Emile Zala ernsthafte Vertheidiger findet, die selbst seine verwegensten Werke vam Standpunkt der Sittlichkeit aus — ich meine: der höheren dichterischen Sittlichkeit — in Schutz nehmen. Und auch diejenigen, welche den crassen Realismus Zalas auf das Entschiedenste bekämpfen und über seine Werke den Stab brechen, werden das große Talent dieses scharfsinnigen Beobachters, dieses mit einer seltenen Anschaulichkeit begabten Erzählers willig anerkennen müssen und wenigstens die Möglichkeit zulassen, daß Zola bei seiner Dichtung von varnehmen und lauteren Motiven beseelt sei und das Wahre anstrebe; sie werden eine Verirrung für denkbar halten.

Aber anders steht es mit dem Uebersetzer. Sein Werk ist aller dichterischen Leidenschaft baar. Es ist eine nüchterne technische Arbeit; und daß sich auch für „Nana" — für diese gewiß bedeutendste, aber ebensa gewiß auch schauerlichste Schilderung der sinnlichen Verirrungen und unsagbaren Laster einer durch und durch verfaulten Gesellschaft — ein solcher nüchterner Arbeiter finden würde, das habe ich mir nicht träumen lassen. Diese Verschleppung der blondgelockten Nana und ihrer Busenfreundin Satin aus dem Pariser Patschuli- und Kloakendunste nach Deutschland — diese Uebersetzung, bei der keine philosophische Tendenz und keine dichterische Inspiration mitgewirkt haben, die lediglich als das Resultat der kaufmännischen Speculation anf die Skandalsucht und Lüsternheit des Publicums zu betrachten ist, dünkt mich weit unsittlicher und verwerflicher als das Werk Zolas. „Nana" hat keinen Anspruch darauf, Aufnahme in die deutsche Uebersetzungsliteratur zu finden. Mag man über das französische Original urtheilen, wie man wolle, im Deutschen ist „Naua" nichts als ein Schmutzwerk.

Ich muß gestehen, daß es mich einigermaßen interessirt hat, zu untersuchen, wie der Uebersetzer sich seiner Aufgabe zu entledigen bemüht gewesen ist. Daß das Werk nicht getreu wiedergegeben werden konnte, muß einem Jeden einleuchten, der das Original gelesen hat. Selbstverständlich ist es mir nicht in den Sinn gekommen, mir das zweifelhafte Vergnügen zu machen, den Zola'schen Roman noch einmal van Anfang bis zu Ende zu lesen und die Uebersetzung mit dem Urtext zu vergleichen. Mein Wissensdrang ist vallkommen befriedigt warden dadurch, daß ich auf gut Glück hie und da einige Seiten im Original gelesen habe. Das hat aber auch genügt, um mir eine klare Varstellung von dem Werthe der Uebersetzung zu machen und um mir ein Urtheil darüber zu erlauben.

Die Uebersetzung ist durchaus nicht gleichwerthig in ihren verschiedenen Theilen. Einzelne sogar recht schwierige Seiten sind ganz carrect und in gutem Stil sorgfältig wiedergegeben, bei vielen andern aber wird diese Sorgfalt durchaus vermißt, und wenn auch nicht allzu große Mißverständnisse zu tadeln sind, so stören doch zahlreiche kleine Versehen, ungelenke Wendungen und plumpe Wörtlichkeiten, die den Sinn entstellen. Es ist zum großen Theil Fabrikarbeit. Zwischen den Zeilen liest man den Vertrag, den der Buchhändler mit dem Uebersetzer abgeschlossen hat, sa und so viel Druckbagen innerhalb der und der Zeit zu liefern. Dem Uebersetzer scheint mehr daran gelegen gewesen zu sein, die Fristen innezuhalten, als gute Waare abzuliefern. Das Einzige also, was wenigstens vom literarischen Standpunkt aus zu Gunsten dieser Arbeit sprechen könnte: die gute Eigenschaft der Uebersetzung, fällt auch noch weg.

Der Uebersetzer hat sich die Arbeit so bequem wie nur möglich gemacht. Alle schwierigen Stellen, deren Wiedergabe Kopfzerbrechen vrrursachen konnte, hat er einfach weggelassen; und da steht ihm nicht etwa die heuchlerische Entschuldigung zur Seite, daß er diese Stellen mit Rücksicht auf das Schamgefühl des deutschen Lesers unterdrückt habe. Gerade einige der harmlosesten und saubersten Seiten sind unterschlagen. Man weiß, daß Zola in stimmnngsvollen Schilderungen ein Meister ist. Diese Schilderungen gewähren dem Leser des französischen Originals das einzig ungetrübte Behagen; aber diese Schilderungen sind allerdings sehr schwierig zu übersetzen. Der Uebersetzer hat seine Unzulänglichkeit gefühlt und im Bewußtsein seiner Unfähigkeit das einfachste Mittel gewählt: er ist darüber hinweggegangen. Die schönsten Schilderungen sind oft bis auf die Hälfte, bis auf ein Viertel zusammengeschmolzen, und van den charakteristischen Details, die Zola so fein beabachtet, ist oft gar nichts übrig geblieben.

Andere Stellen sind allerdings blos deshalb unterdrückt worden, weil sie „zu stark" sind. Daraus will ich dem Uebersetzer keinen Vorwurf machen. Man könnte ihm im Gegentheil vielmehr varwerfen, daß er in dieser Beziehung nicht radical genug zu Werke gegangen ist. Hätte er wirklich Rücksicht auf seine Leser genommen, so würde er mit dem Striche auf der erstea Seite angefangen und auf der letzten aufgehört haben. Es dauert bei Herrn Schwarz oft ein bischen lange, bis er roth wird. Wenn man den Unflath pfundweise um sich schleudert, dann kann es dach auf ein Quentchen Gemeinheit mehr oder weniger, das man im französischen Original liegen läßt, auch nicht mehr ankammen.

Aber die tugendhaften Anwandelungen des Deutschen zeigen sich nicht blos in der Unterdrückung, sondern auch in der Umschreibung des Anstößigen. Zola gebraucht Wörter, deren Uebersetzung an sich gar keine Schwierigkeit darbietet, die man aber nicht niederschreiben darf, weil es einfach in dem deutschen Buche unmöglich ist, den dentschen Ausdruck des Begriffs zu gebrauchen. Es sind Wörter, die nie gedruckt warden sind, — nicht einmal in dem objectiv wissenschaftlichen Wörterbuche, das keine Schamhaftigkeit zu besitzen braucht und keine Schamhaftigkeit besitzen sall. Ich halte diese Kraftausdrücke allerdings auch in dem französischen Original für durchaus unnöthig und entbehrlich und habe schon früher in meiner Recension des Zola'schen Romans meine Meinung dahin ausgesprochen, daß in allen Fällen ein weniger unfläthiges Wort stark genug gewirkt haben würde. Wenn aber der Dichter über die Stränge schlägt, so ist das Recht des Uebersetzers, den Ungefügen in Zucht zu bringen, noch immer ein zweifelhaftes.

Der Uebersetzer muß, wenn er literarischen Anspruch macht, als oberstes Gesetz aufstellen: den Charakter des Originals treu wiederzugeben. Gelingt ihm das, so kommen kleine Incorrectheiten nicht in Betracht. Für das Original aber, wie es Zala nun einmal geschrieben hat, sind diese Zoten und Rohheiten durchaus charakteristisch. Und wer sich einmal dazu entschließt, Zola zu übersetzen, muß wohl oder übel diese charakteristischen Unsauberkeiten respectiren. Angenehm mag es nicht sein, das will ich gern zugeben. Wem aber an der Reinhaltung seiner Hände gelegen ist, der sall eben den Schmutz nicht anfassen. Was nützt es da abzuschwächen? Was hat es für einen Zweck, wenn ab und zu an die Stelle eines schauerlichen Ausdrucks ein lammfrommes Wörtchen tritt? Ein Trunkenbold, den man von der Gasse aufgelesen hat, wird dadurch noch nicht salanfähig, daß man dem von Unrath starrenden Gesellen eine weiße Binde um den Hals legt.

Uebrigens darf man deswegen noch immer nicht glauben, daß der Uebersetzer allzu zimperlich gewesen sei. Es kammt ihm gar nicht darauf an, ab und zu ein recht starkes Wörtlein zu gebrauchen. Auf Seite 308 heißt es z. B.: „Ist es möglich, daß eine ehrbare Frau ihren Gatten betrügt? und obendrein mit diesem Sankerl Fauchery." („Si c'est possible, une femme honnête tromper son mari, et avec cette *roulure* de Fauchery.") Auf der folgenden Seite wird das Wort „*bête*", das Nana ihrem Freunde gemüthlich an den Kopf wirft, recht anmuthig mit „Rindvieh" übersetzt. Für den Ausdruck Zolas, daß Nana „rentière de l'*ordure* des mâles" sei, findet der Uebersetzer keine geschmackvallere Uebersetzung als die folgende: „Die Schweinerei der Männer war ihr tägliches Brad." Van den stärkeren Stellen habe ich hier die gelindesten gewählt.

Nun vergleiche man das Deutsche mit dem Französischen! Die französische Sprache besitzt für Zweideutigkeiten eine merkwürdige Eleganz, ja sogar einen gewissen Charme; und selbst das ganz Unzweideutige, das Widrige und Ekelhafte besitzt noch einen gewissen mildernden Wohlklang. Die Begriffe sind dieselben hüben und drüben. Aber in unserer schönen und geist-

vollen Sprache besitzen die gemeinen und rohen Begriffe auch einen gemein und roh lautenden Ausdruck. In der französischen Sprache ist dies Gebiet viel cultivirter. Es lassen sich noch mancherlei Dinge französisch sagen, die deutsch unmöglich sind. Die französische Sprache besitzt dabei für Begriffe dieser Klasse einen Reichthum von Umschreibungen, an welchen die deutsche Sprache in dieser Beziehung nicht heranreicht. Das bemerkt man erst, wenn man für diese Gruppe von französischen Worten den deutschen Ausdruck gebrauchen will; dann bleibt eben nichts als die nackte Gemeinheit übrig. Uebrigens läßt sich der Uebersetzer auch in dieser Beziehung sinnentstellende Versehen zu Schulden kommen. Die *„coquine"* in dem Sinne, wie Zola sie auf Seite 344 gebraucht (traiter Nana en coquine) heißt auf deutsch „liederliches Frauenzimmer", und nicht, wie der Uebersetzer es wörtlich und falsch wiedergibt „Betrügerin". Für den häufig wiederkehrenden Ausruf des Pariser Argot: *„zut"* gibt es allerdings im Deutschen kaum eine Uebersetzung. Er bedeutet etwa eine energische Negation, eine höhnische Abwehr, eine freche Provocation; er darf aber jedenfalls nie und nimmer, wie es der Uebersetzer thut, mit „Pst!" wiedergegeben werden. Da hat der Uebersetzer, vielleicht weil der Druckerjunge gerade wartete, „zut" mit „chut" verwechselt. Wie leichtsinnig der Uebersetzer verfahren ist, erkennt man aus vielen anderen Versehen. In dem Roman ist oft von dem Gute die Rede, welches den Namen „Les Fondettes" führt. Zola gebraucht diesen Namen gewöhnlich im Dativ, er spricht von einem Leben auf „Les Fondettes" und schreibt da natürlich „Aux Fondettes". Der Uebersetzer hat gar nicht bemerkt, daß das ein Dativ ist und meint, daß „Aux Fondettes" ein Nominativ sei, er nennt also das Gut ganz gemüthlich: „Aux Fondettes".

Aber wie werde ich denn eine solche Arbeit eingehender kritisiren und auf Einzelheiten hin prüfen! Ich wollte ja nur an einigen wenigen Beispielen die Beschaffenheit dieser Arbeit klar legen. Vielleicht wird man schon finden, daß ich dem Uebersetzer mit seiner Arbeit überhaupt viel zu viel Ehre erweise, von derselben Notiz genommen zu haben. Ich halte es indessen für eine falsche Vornehmheit, derartige Dinge todt zu schweigen. Es soll nicht gesagt werden können, daß man den Versuch gemacht hat, ein so durch und durch unsauberes Buch, wie dieses, in unsere Leihbibliotheken einzuschmuggeln, ohne daß auch nur ein Wort des Protestes dagegen laut geworden wäre.

Bei dem, der „Nana" im Französischen liest und versteht, ist, wenn auch nicht gerade Bildung, so doch schon die genaue Kenntniß einer fremden Sprache vorauszusetzen, und das ist immerhin etwas. Nun aber ist der ungelehrtesten Nähterin, dem unerfahrensten jungen Mädchen, das eben aus der Volksschule entlassen ist, die bequeme Gelegenheit geboten, das schöne Buch von Anfang bis zu Ende ohne Schwierigkeiten in der Muttersprache zu lesen. Und für diese Errungenschaft muß dem Verleger und dem Uebersetzer doch gebührend gedankt werden.

Zum Glück ist dafür gesorgt, daß das Buch nicht in weite Kreise dringen wird. Das französische Original kostet 3 Mark, die deutsche schlechte Uebersetzung 7,50 Mark. Im Französischen ist Nana auf alle Fälle durch die Meisterschaft der Darstellung wenigstens in literarischer Beziehung fesselnd, im Deutschen ist dasselbe Buch wegen der Unbeholfenheit und Widerwärtigkeit des Ausdrucks langweilig und abstoßend. Außerdem ist die deutsche Ausgabe noch durch eine Reihe von miserablen Clichés, welche die Hauptfiguren und die widerwärtigsten Situationen darstellen, verunziert. Der Verleger hat also sein Mögliches gethan, um vor dem Ankauf zu warnen.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

I.

Das Jahr hat wieder einmal seinen Rundgang vollendet. Der Sommer ist vorüber und — die Berliner Kunstausstellung ist eröffnet. Am 4. September hat diese Eröffnung in gewohnter Weise, ohne jede besondre Feierlichkeit, stattgefunden. Das Lokal ist noch immer der „provisorisch" für diesen Zweck vor fünf Jahren errichtete Fachwerkbau am Cantianplatz auf der nördlichen Spitze der Museums- und Packhofinsel, für welchen neuerdings als definitiver Ersatz der nach Vollendung der Stadtbahn überflüssig werdende Lehrter Bahnhof in Vorschlag gebracht worden ist. Möge derselbe bald zur Annahme und die Einrichtung jener Hallen zu einem anständigen Kunstausstellungspalast zur Ausführung gelangen! Der Gedanke ist ein so glücklicher, daß er die kräftigste Förderung wohl verdient.

Die mancherlei unzuträglichen Eigenschaften, welche Künstler und Publicum an dem bisherigen Gebäude zu tadeln finden, haben den Ersteren die Lust an der Beschickung der Ausstellung dennoch so wenig zu verleiden vermocht, daß die Zahl der zur Aufnahme gelangten Einsendungen diesmal sogar die der vorjährigen um 71 Nummern übertrifft. Enthält der diesjährige Catalog doch deren 1118, darunter 934 Oel- und Aquarellgemälde und Zeichnungen. Die Klagen der Künstler, besonders der Maler, über die mangelnde Kauflust auch des kunstfreundlichen und kauffähigen Publicums sind lebhaft und allgemein. Aber daß dieser Mangel einen hemmenden Einfluß auf die künstlerische Produktion bis jetzt geübt hätte, läßt sich nicht behaupten. Ebenso wenig hat derselbe die Neigung, sich dem Künstlerberufe zu widmen, in der Jugend gedämpft oder gar erstickt. Doch das gilt schließlich von allen Berufszweigen — überfüllt sind sie sämmtlich, aber der Andrang zu jedem derselben wächst trotzdem fort und fort.

Von den berühmtesten deutschen Malern der Gegenwart — die fremden haben die Berliner Ausstellung immer stiefmütterlich behandelt — hielten sich sehr auffälliger Weise so manche von der diesjährigen fern, die bisher seit ihrem ersten künstlerischen Debut nicht eine zu beschicken versäumten. Ein Berliner „Salon" ohne Menzel, ohne Knaus, ohne Carl Becker, ohne Fritz Werner, ohne Andreas Achenbach! — der ausgebliebenen Süddeutschen, der Defregger, Lenbach, F. A. Kaulbach, Böcklin etc., gar nicht einmal zu gedenken. Aus dem edeln Motiv „place aux jeunes!" machen zu wollen, ist diese Zurückhaltung schwerlich abzuleiten. Zufälligkeiten tragen sicher viel mehr die Schuld daran, als ein überlegter Entschluß, eine hochherzige Resignation oder gar eine Rancune gegen Berlin. Das Resultat dieses Verhaltens aber ist, da unter den „Jungen" und Unbekannten eben auch keine neuen blendend strahlenden Lichter, wenn auch eine und die andere außerordentliche Kraft (wie z. B. Stauffer aus Bern, der Bildnißmaler) zu bemerken sind, ein gewisser Mangel an besonders frappirenden Schöpfungen, wenigstens auf dem Gebiete der Malerei. Das Gros der ausgestellten Gemälde ist unvergleichlich besser als ehedem. Aber solche Werke, welche der Künstler und der wirkliche Kenner rückhaltlos bewundert, während die von dem Anblick ergriffene Menge sie schaubegierig umdrängt, sind nur sehr wenige vorhanden.

Fast gänzlich verschwunden ist, nach den zugelassenen Gemälden zu schließen, das den deutschen Malern ehedem charakteristische technische Ungenügen. Die große Mehrzahl derselben kann heut wirklich malen. Keinem fällt es gar noch ein, wie es in Alt-München bei Künstlern und Aesthetikern Mode war, aus der Noth eine Tugend zu machen und im Nichtmalenkönnen einen der stärksten Beweise der höheren idealeren Künstlernatur und echten Größe zu erkennen und zu preisen. Das heutige Geschlecht hat sich ehrlich bemüht, jenen Mangel, den man endlich als solchen ganz allgemein erkannt hat, zu beseitigen, und es ist ihm gelungen. Gerade die einstige heilige hohe Burg der idealistischen Cartonzeichner, München, welche das Malen nicht viel anders denn als gleichgültig nebensächliches Coloriren oder „Austuschen" der Zeichnung ansahen und dem entsprechend behandelten, ist der Sitz und Ausgangspunkt einer echten Maler- und Coloristenschule geworden. Seit Jahrzehnten ist es nun das bevorzugteste Ziel der Kunstjünger, welchen das Studium und

Erlernen der am sichersten seligmachenden Maltechnik besonders am Herzen liegt.

Daß es der heutigen deutschen Malerei nicht ganz an solchen größeren öffentlichen Aufgaben fehlt, welche sie vor dem Versinken in Kleinlichkeit und vor der bloßen Hingebung an die Launen der Mode, an die Liebhabereien der Privatsammler und vor der Anbequemung an den Geschmack des großen bürgerlichen Publicums und der Kunstvereine am sichersten bewahren, daran wird man auf dieser Ausstellung wenigstens durch drei für solche monumentalen Zwecke bestimmte Gemälde von O. Knille, A. v. Heyden und Plockhorst erinnert. Manches andre Werk in dieser Art ist neuerdings entstanden, von dem hier freilich nicht einmal Entwürfe und Skizzen eine Anschauung geben. Aber viel mehr noch bleibt auf demselben Gebiet für Staat und Communen zu thun, wenn ein merkbarer wohlthätiger Einfluß auf unsere gemeinsame Malerei daraus resultiren soll.

Die heutige **Bildhauerkunst** in Deutschland hat über einen Mangel an Gelegenheit zu Schöpfungen monumentalen großen Stils noch weniger zu klagen. Die Neigung zum Errichten von plastischen Denkmalen zum ehrenden Gedächtniß großer Männer und Thaten der vaterländischen Kriegs- und Culturgeschichte steht in so hoher Blüthe, wie je in früheren Zeiten. Unsere Ausstellung läßt es an bedeutenden Zeugnissen dafür nicht fehlen. In dem großen Skulpturensaal drängen sich die Kolossalmodelle von Denkmalsstatuen, Schapers Lessing für Hamburg und Moltke für Köln, Hartzers Spohr für Kassel. In anderen Galerien untergebracht, finden wir die schönen Flachreliefs von Siemering für die architektonisch durchgebildete Hintergrundswand des Denkmals für A. v. Gräfe, dessen Kolossalstatue er dafür ausgeführt, deren Modell er aber hier eben so wenig ausgestellt hat, als irgend eines von seinem gewaltigen Kriegs- und Siegesmonument für Leipzig; das kleinere Hülfsmodell einer Gruppe für das Kriegerdenkmal vor dem Schloß Bensberg von Reusch; die Modelle der in Sandstein ausgeführten Kolossalstatuen Peter Vischers und Hans Holbeins für das Kunstgewerbe-Museum zu Berlin von Sußmann-Hellborn; das Modell der Kolossalstatue König Friedrichs II. für die Herrscherhalle des neu umgestalteten Berliner Zeughauses von Brunow; Eberleins kleine Modelle der Statuen des Plato und Hippokrates für die Kieler Universität. Unleugbar geht auch durch manche derjenigen ausgestellten deutschen Bildhauerwerke, welche, freie Schöpfungen ihrer Meister und aus deren eigner Initiative entstanden, keine öffentliche Bestimmung haben, nicht für monumentale Zwecke ausgeführt sind, ein großer und kühner Zug, der im hohen Grade erfreulich berührt. Reinhold Begas hat die plastische Abtheilung mit einer der genialsten Schöpfungen solcher Art beschickt, während er die Modelle seiner großen Monumentalwerke für das Berliner Zeughaus zurückhielt. Jenes ist eine Centaurengruppe, ein liebender Stammesgenosse des unglücklichen Nessus, der einem sich ihm anvertrauenden reizenden jungen Weibe zärtlich schmiegsam beim Aufsitzen auf seines Roßleibes Rücken hilft. Joh. **Pfuhl**, den wir sonst fast nur als correcten Darsteller moderner Porträtfiguren und von Reliefbildern militärisch-patriotischer Thaten und Scenen kennen, hat sich diesmal zu einem Bildwerk von überraschender Größe und Kühnheit der Composition und rühmlicher Tüchtigkeit der Gestaltung aufgeschwungen, einer Kolossalgruppe: Perseus befreit die Andromeda, indem er mit dem Medusenhaupt in seiner Rechten das Meerungeheuer erstarrt. Der Bote von Marathon von **Kruse**; der Tod Abels von v. **Römer**; der h. Sebastian von **Tüshaus**; Achill und Antilochos von **Brodwolf**; der sterbende Achill von **Herter**, und die nun in Bronze gegossene grandiose Gruppe von **Klein** „Germane im römischen Circus“, der Löwenerwürger, deren Modell wir dort vor drei Jahren bewunderten, sie können neben den Genannten als bezeichnende Proben jener in unsrer diesjährigen Skulpturausstellung zu Tage tretenden Richtung auf das Mächtige und Bedeutende gelten. Der Sinn für heitre Anmuth und lieblichen Reiz ist darum nicht verloren gegangen, dafür zeugt manch gefälliges und graziöses Werk unter diesen 135 plastischen Bildwerken; wie die lebensgroße nackte Gestalt der griechischen Flötenbläserin von **Eberlein**, die kleine Bronzestatue des, Liebesgötter zum Kauf ausbietenden, Mädchens von **Sommer**, der Bachantin, welche die Pansherme umschlingt und ihr die Weinschale darbietet, von demselben, die Psyche von **Moser**, die kleine Marmorgruppe: „lebendig gewordene Satyrherme“ von J. **Kopf** u. a. m.

Von dem **architektonischen** Kunstschaffen in Deutschland während des letzten Jahres gibt die betreffende Ausstellungs-Abtheilung mit ihren 29 Nummern, unter denen sich diesmal nur **ein** Modell befindet (das eines Erbbegräbnisses von Gérard und Hildebrandt) nur einen wenig erschöpfenden Begriff. Von bekannteren Baumeisternamen sind Ebe und Benda, Ihne und Stegmüller, Jacobsthal, Schütz, H. Stier, Seeling, Ziller durch Projecte vertreten; der Mehrzahl nach keine Concurrenzentwürfe und architektonische Träume, sondern wirklich zur Ausführung gelangte, resp. bestimmte, Bauzeichnungen.

Das preußische „Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Abtheilung für Bauwesen“ stellt als unpersönlicher Autor von mancherlei Staatsbauten die betreffenden Projecte zu denselben aus: Gymnasien, Seminarien, Gerichts- und Verwaltungsgebäude. Sie lassen immerhin die löbliche Tendenz erkennen, auch auf diesem Gebiet mit der altherkömmlichen Armseligkeit, Nüchternheit und nur auf das Nothwendigste sich beschränkenden Knappheit, welche manche Parlamentsredner neuerdings wieder eifrig befürworten und verlangen, zu brechen, und auch in der Gestaltung solcher Gebäude daran zu erinnern, daß die Architektur zu den **schönen Künsten** zählt.

Die Abtheilung der Arbeiten des **Kupferstichs**, der **Lithographie** und des **Holzschnittes** ist etwas spärlich bedacht worden. Der Katalog zählt 20 Nummern, zu denen noch zwei nicht darin aufgeführte Radirungen des tiefen, originellen und seltsamen Künstlers Max Klinger kommen. Es sind höchst eindrucksvolle Meisterleistungen dieser interessanten vervielfältigenden Technik, einfache und doch ergreifende Naturbilder, welche die Schärfe und Kraft ihres Zeichners in der Anschauung und in der Schilderung der landschaftlichen Wirklichkeit nicht minder außerordentlich erscheinen lassen, als es der Reichthum seiner erfinderischen poetisch-malerischen Phantasie ist. Hans Meyer, Ernst Forberg, B. Mannfeld bewähren sich auch hier wieder als treffliche geistreiche Radirer, als welche sie längst geschätzt sind. Einen Linienstich von hervorragender Bedeutung hat Rudolf Stang ausgestellt: die Rafaelische Farnarina. Dieser ganzen Section aber merkt man es an, daß unsre Stecher und Xylographen der Berliner Ausstellung keine besonder Wichtigkeit beimessen. Der Kunst- und Buchhandel scheint ihnen genügend, um ihre Leistungen bekannt werden zu lassen. Vielleicht auch hält sie die Erfahrung einer gewissen Indifferenz unseres Ausstellungspublicums gegen die Arbeiten dieser Kunst von lebhafter Betheiligung zurück.

Zu jenen, nicht eben zahlreichen Gemälden, welche gleich sehr durch den glücklich gewählten Gegenstand und die Bedeutsamkeit des Inhalts, wie durch die Trefflichkeit ihrer gesammten malerischen Darstellung fesseln und interessiren, gehört in erster Reihe Anton v. **Werners** „19. Juli 1870“. König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg am Tage der französischen Kriegserklärung! Man weiß, daß der hohe Herr damals an das Grabmonument seiner verklärten Mutter getreten ist und eine zeitlang vor demselben, in tiefernste Betrachtung und stille Andacht versenkt, verweilt hat. Diese in ihrer Einfachheit so ergreifende historische Scene vergegenwärtigt A. v. Werners Bild in schlichter Wahrheit und mit eindringlichster Macht. Das Innere des Mausoleums ist treu und genau nach der Natur gemalt in jenen kalten Tönen des Marmors und des in den dämmerigen Seitenwänden zur Rechten durch blaue Scheiben einfallenden gefärbten Lichtes. Auf dem Antlitz und dem Oberkörper des Marmorbildes Luisens spielen hellere Sonnenlichter und lassen sie wie verklärt aus dem kühlen Halbdunkel des Raumes hervorleuchten. Mehr gegen das Fußende hin steht des Königs Gestalt diesseits des Marmorkatafalks, den abgenommenen Helm in den Händen haltend, das edle Haupt gesenkt, den Blick zu dem der Mutter hingewendet. Alle Gefühle und Stimmungen, die Gedanken und Entschlüsse, welche in jener Stunde des Monarchen Seele in sich bewegt haben mögen, meint man aus den Zügen und dem Blick dieses Profilkopfes ablesen zu können. Die fromme gottergebene Demuth und die fest in sich ruhende, dem Siege der Gerechtigkeit und des redlichen Willens vertrauende Kraft, wie innig verschmolzen prägen beide charakteristischen Eigenschaften des Kaisers sich hier in seiner Gestalt und ganzen Haltung aus! Hier ist einmal ein echt historisches Bild geschaffen. Ein großer, einziger Moment in der Geschichte des Vaterlandes, der zum Quell gewaltiger folgenschwerer Entschlüsse, ungeheurer Thaten und Entscheidungen geworden ist, wurde darin durch die Kunst zur lebendigen Anschauung gebracht und für alle Zeiten festgehalten. Durchaus realistisch geschildert, ein getreues Bild des Vorganges, wie er sich wirklich begeben haben kann und begeben hat, wirkt diese Darstellung doch zugleich mit der vollen Wucht des seelischen und symbolischen Gehalts, dessen der Beschauer sich in ihrem Anblick bewußt wird.

Ein andres unter den hervorragendsten Bildern, dessen großer Eindruck allerdings fast ausschließlich auf seinen rein malerischen Qualitäten beruht, ist von einem berühmten fremdländischen Meister eingesendet, dem treuen Gast der Berliner Ausstellungen, Alma Tadema in London. Sappho sollen wir nach dem Titel im Katalog in der jugendlichen griechischen Frauengestalt sehen, welche hier, versunken in den Anblick des jungen bräunlichen Sängers, im marmornen Lehnsessel des antiken Theaters oder Concertsaals, im Freien auf der Berghöhe über der Meeresküste sitzt, seinem Gesange und den Tönen lauschend, die er den Saiten der prächtig mit Perlmutter ausgelegten Lyra entlockt. Seine Hörerin, in deren Seele die Begeisterung für den Künstler bereits mit der erwachenden Leidenschaft für den Jüngling zusammenfließt, lehnt weit vorgebeugt, mit den Armen auf einem Kissen, welches auf einem bronzenenen Tischchen oder Pultgestell mit einer Nikestatuette an seinem Fuß, zugleich mit einem dem Sänger bereit gehaltenen großen Lorbeerkranz liegt. Der Kopf dieser Sappho ist auffällig groß im Verhältniß zu der in Bezug auf weibliche Fülle wohl gar zu sparsam ausgestatteten Gestalt. Neben ihr, wenig weiter zurück, steht ein junges Mädchen von entzückender, halb kindlicher Anmuth, mit innigem Vergnügen dem Gesange zuhörend und den Sänger betrachtend. In den, ebenso wie die erste untere Lehnsesselreihe, den Halbkreis aneinander schließenden Sitzen der zweiten obern Reihe sieht man noch drei andre weibliche Gestalten von edlem keuschem Liebreiz, dem Genuß der bezaubernden Lieder hingegeben. Der hier singt, sitzt ziemlich indifferent in seinem hölzernen altgriechischen Stuhl zurückgelehnt da, im Mittelpunkt des Kreises dieses offenen „Odeons“ am Fußgestell eines Obelisken aus grün geflammtem Marmor. Sein eigner Gesang scheint ihn wenig zu entflammen und für die Reize jener Zuhörerinnen scheint er blind zu sein. Für sein braunes Haupt und seinen Oberkörper bildet das ferne tief blaugrünliche Meer, das am Fuße dieser Uferhöhe wie eine Wand zum hohen Horizont hinsteigt, den schönsten Hintergrund. Eine am steil abfallenden Berghange wurzelnde Pinie hebt ihre vielgeschwungenen Aeste hoch über die Marmorplatten und Schranken dieses Musenheiligthums. Die Scene, von der die Beleuchtung ausgeht, ist so stehend angenommen, daß sämmtliche Gestalten ans die beschattete Seite zukehren. Diese Schattenmassen aber werden durch den Reflex der energisch beschienenen Platten des weißen Marmors, welche den Boden bedecken, und den Sitzplatten der Lehnsessel so aufgelöst, daß sie als das klarste Halblicht wirken. Vollkommener, wahrer, körperlich greifbarer, schöner ist Marmor, selbst von Alma Tadema nie gemalt worden als hier, wo derselbe einen fast zu bevorzugten und beherrschenden Platz im Bilde einnimmt. Dasselbe aber gilt ebenso von allen Theilen und Elementen der Scenerie, wie von den Gewändern der Personen. Diese staunenswerthe Kunst der zugleich im höchsten Grade materialistischen und vornehmen Malerei und Tongebung muß hier freilich für eine gewisse Starrheit und Leblosigkeit des Ausdrucks an den menschlichen Köpfen und Gestalten entschädigen.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Das Ergebniß der **Wahlen**, mit welchen die Franzosen uns zuvorgekommen sind, läßt sich jetzt ziemlich klar übersehen, wenn sich auch die weiteren Folgen des viel besprochenen Ereignisses der zuversichtlichen Berechnung noch entziehen. Die Republikaner haben gesiegt, und Gambetta, der den Intransigenten gegenüber eine Art moralischer Schlappe erlitten, bleibt räthselhaft für sich selbst und für Andere. Besonders auch für sich selbst. Denn schwerlich wird er jetzt schon wissen, wohin ihn die dem Wind und Wetter ausgesetzte Volksstimmung einmal fortreißen mag. Inzwischen verkündet er sich als gemäßigt und durch Frankreichs Stimme, wie er sie gehört haben will, zur Regierung berufen. Daß er sich aber gleich dem ersten besten Minister an die Spitze einer wie auch immer scheinbar compacten Kammermajorität stellen und damit der Gefahr irgend einer unvorhergesehenen gegnerischen Abstimmung exponiren sollte, daran wird man erst glauben, wenn eine solche Gambettas bisheriger Haltung gar nicht entsprechende Combination sich thatsächlich bewährt hat. Jedenfalls würde Gambetta schwerlich für lange Zeit nur als einfacher Ministerpräsident figuriren. Ueber den französischen Zuständen schwebt noch immer ein gewisses Dunkel, und sie werden sich für unsere eigenen Parlamentswahlen nicht so leicht ausnutzen lassen, wie das officiöse Lager speculirt haben mag. Einigkeit thut uns angesichts der auswärtigen und inneren Gegner unzweifelhaft Noth. Aber Deutschland ist denn doch vor keine unmittelbare Gefahr gestellt, die eine zeitweilige Aufhebung der constitutionellen Freiheiten zu Gunsten einer Dictatur nach altrömischem Vorbilde rechtfertigen könnte, wird auch niemals in eine solche Zwangslage gerathen. So war es nicht gemeint, wenn aus den liberalen Reihen der Ruf nach dem Zusammenschließen der nur nach Schattirungen getrennten Gruppen ertönte und vielfach ein harmonisches Echo fand. Das interessirte Geschrei nach einem mit nahezu absoluter Gewalt ausgestatteten Retter des Vaterlandes wurde in seinen Hintergedanken wohl verstanden und ließ die Nation in charakteristischer Weise kalt. Die treue Wahrung der in jahrelangen heißen Kämpfen errungenen Bürgschaften und Volksrechte schließt die Wachsamkeit zum Schutz der vor einem Jahrzehnt nothgedrungen erweiterten Grenzen keineswegs aus. Unser Heer wird stets und überall an Tapferkeit, Mannszucht und hochbegabter Führung unübertroffen bleiben. Aber die Geschichte lehrt, daß gerade diejenigen Truppen draußen unaufhaltsam siegen, die zu Hause zufrieden sind. Das Thema ist jetzt im Uebrigen nichts weniger als dringlich oder auch nur opportun. Die befestigte französische Republik erscheint nach reichskanzlerischem Zeugniß, wie dasselbe in den Arnim-Depeschen niedergelegt ist, im Großen und Ganzen nicht kriegsbedrohlich. Die wachsenden Chancen einer der französischen monarchischen Oppositionsparteien hätten uns ungleich mehr Sorgen bereitet. Zu den interessantesten Zügen jenes Wahlresultats gehört aber die schließliche Niederlage der Bonapartisten. Kaum daß ihrer in den Berichten noch Erwähnung geschieht, von den schattenhaft verblichenen Legitimisten und Orleanisten zu schweigen. Was ist aus den Visionen gewisser deutscher Blätter geworden, die noch vor wenigen Jahren eine napoleonische Restauration als selbstverständlich, als eine Frage der Zeit, und einer nicht sehr langen, behandelt hatten. Von den Bewohnern Hindostans wird jeder Brahmane, der dreimal falsch prophezeit hat, ohne Weiteres abgesetzt. Wollte man ein ähnliches Verfahren bei einer bestimmten Kategorie öffentlicher Organe anwenden, würden sie bald verschwinden oder nur noch in der Wüste predigen. Um die Unmöglichkeit einer neuen Aera unter dem Zeichen der Napoleoniden am Nachmorgen der Schmach von Sedan zu erkennen, dazu fehlte den falschen Sehern der gesunde Haß gegen den Bonapartismus, der unter anderem Namen nicht selten auch sonstwo zu finden war, überall jedoch nach kurzer Dauer von der historischen Nemesis ereilt wurde. Schlimm genug, daß hier zu Lande vor Allem conservative Blätter Jahre hindurch in Verleugnung dessen, was sie ihre Principien nennen, mit den französischen Bonapartisten cokettiren konnten. Ein ähnliches Phänomen trat dem Beobachter entgegen, wo unsere guten Freunde, die Panslavisten in Frage kamen, deren Verwandtschaft mit der exkaiserlichen Partei im Westen durch die Mißachtung der Wahrheit, die Verdunkelung des moralischen Sinnes und durch die politische Corruption bekannt ist. Als Kaiser Alexander von ruchlosen Händen hingemordet war und Rußlands Zukunft umwölkter als je erschien, erinnerten wohlmeinende deutsche Publicisten an die sichere Garantie, welche das deutsch-östreichische Bündniß dem Centrum Europas gewähren müsse. Das war jedoch den Herren zur Rechten nicht willkommen. Man gefiel sich dort in der Erinnerung an den Dreikaiserbund, ohne zu bedenken, daß Rußland diese schwankende Allianz stets nur für seine Sonderzwecke ausgebeutet hatte und die Voraussetzungen für die Wiedergeburt derselben auf herzlich schwachen Füßen ruhten. Bald genug sollte sich zeigen, daß der Panslavismus seine friedensgefährlichen Projecte höchstens vertagt hatte und seine bekannten mächtigen Chefs nur auf die Gelegenheit der Verwirklichung warteten. Schon sind die Vorläufer in Gestalt von Spionen, welche das hohe russische Offiziercorps geliefert, auf galizischem Boden erschienen. Auch an anderen in erster Linie für Oestreich beunruhigenden Symptomen hat es nicht gefehlt, und die czechische Coterie nebst ihren slavischen Protectoren in der Regierung wie am Wiener Hofe wird früh genug inne werden, für wen sie mit der geduldeten oder gar im Stillen begünstigten Deutschenhetze gearbeitet hat. Ein Berliner ministerielles Blatt hat einmal auf die Berührungspunkte der Panslavisten und Nihilisten hingewiesen. Es war zu der Zeit, wo wir mit Rußland

nicht auf bestem Fuße standen und Gortschakoff um jeden Preis los sein wollten. Gegen die Parallele war nicht viel einzuwenden. Um so seltsamer nahm es sich aus, als die gegenwärtige russische Regierung mit ihrem auf das Asylrecht gemünzten Conferenzproject die freiheitlichen Staaten Europas allarmirte. Hinterher wollte man in Petersburg die Verurtheilung des Herrn Most in London und die vor kurzem erfolgte Ausweisung des Fürsten Krapotkin aus der Schweiz als einen vorläufigen Erfolg, als eine Abschlagszahlung ansehen, aber doch in diesem Sinne auslegen. Man wollte damit vertuschen, daß England and die Schweiz im Gegentheil mit jenen Maßnahmen auswärtige Reclamationen abgewendet haben, und daß zwischen dem Urtheilsspruch inländischer Gerichte, sowie der selbstständigen Vertreibung turbulenter Anarchisten und der von Rußland verlangten Auslieferung an seine verdächtigen administrativen Instanzen eine Kluft besteht, welche diplomatische Redensarten und journalistische Klopffechtereien niemals überbrücken werden.

* * *

1823—1881.

Eine literarische Erinnerung an Alexander II.

Am 11. September (30. August a. St.) 1823 brachten die in St. Petersburg von dem Journalisten Bulgarin herausgegebenen „Literarischen Blätter“ ein Gedicht, welches durch die Freimüthigkeit seines Tones in ganz Rußland das größte Aufsehen erregte. Dasselbe rührte von dem schon damals allgemein bekannten patriotischen Dichter K. Ryléjew her und war an den fünfjährigen Großfürsten Alexander Nikolajewitsch gerichtet, dessen Namensfest an jenem Tage gefeiert wurde. Nicht ganz drei Jahre später erlitt der Verfasser des Gedichtes den Tod von Henkershand; Kondratij Ryléjew hatte sich an die Spitze der Dekabristenverschwörung von 1825 gestellt und fiel der grausamen Rache des Selbstherrscherthums anheim. 58 Jahre nach jener Veröffentlichung fiel auch Alexander Nikolajewitsch, der unterdessen als Alexander II. den Thron von Rußland bestiegen hatte, dem blutigen Verhängniß zum Opfer, welches über der Geschichte des mächtigen nordischen Reiches von jeher waltet. Noch lebt die Gegenwart unter dem Eindruck jener gewaltigen Katastrophe, welche den einst von dem freisinnigsten russischen Dichter Gefeierten hingerafft hat. Von doppeltem Interesse dürfte es daher auch für Nichtrussen sein, dieses Gedicht, welches wie ein verirrter Nachhall aus der liberalen Aera Alexanders I. in unsere Zeit hineinklingt, gerade jetzt kennenzulernen. Dasselbe lautet:

Das Traumbild.*)

Ode zum Namensfeste seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Alexander Nikolajewitsch.

Was ich im Traume jüngst gesehen,
Das will ich künden aller Welt:
Der Morgenlüfte leises Wehen
Durchzog das blaue Himmelszelt;
Und sieh! Ein Weib mit stolzen Mienen
Schwebt hin auf steilem Wolkenpfad —
Verwundert seh' ich Katharinen
Erscheinen ob der Peterstadt.

Und von der weisen Zarin Munde
Sich leis' ein sanftes Lächeln stiehlt —
Vor ihr in rauher Krieger Runde
Ein goldgelockter Knabe spielt.
Jetzt sucht ein Schwert er aufzurichten,
Greift dann zum schweren Helme gar,
Und freudig lauscht er den Berichten
Der kampfergrauten Heldenschaar.

Rumjanzow, Suworow und Münnich —
Wie dieser Namen stolzer Klang
Mit Ruhmessehnsucht tief und innig
Die junge Seele ihm durchdrang!

Das Auge blitzt, es glüh'n die Wangen —
Mit Jermolow im Kaukasus
Triumph und Ehren zu erlangen,
Das dünkt ihm herrlicher Genuß!

Und auf dem leichten Wolkenthrone
Schwebt näher ihm die Herrscherin,
Und nach dem holden Enkelsohne
Blickt lächelnd Katharina hin.
Da wandelt plötzlich sich ihr Wesen:
Minerven gleicht sie an Gestalt,
In ihrem Antlitz ist zu lesen
Der Götterweisheit Allgewalt.

Ihr Arm berührt den holden Knaben,
Und so der Hehren Wort erklang:
„Wohl seh' ich's: deine Seele laben
Nur Kampfeslust und Thatendrang.
Doch dieses rauhen Nordlands Grenzen
Sah'n schon genug der Herrlichkeit,
Genug an stolzen Siegeskränzen
Vermacht' uns die Vergangenheit.

„Schon hüllte Rußland seine Fahnen,
Die stolzen, ruhmgeschmückten ein —
Dir sind erschlossen andre Bahnen,
Und andre Thaten harren dein!
Sieh — dort am Himmelszelte breiten
Sich dichte Nebelwolken aus —
Betrug und Wahrheit siehst du streiten
In ungestümem, hartem Strauß.

„Der Geist der Freiheit ist erstanden,
Schon wankt und bebt der Herrscherthron —
Es bricht das Volk aus seinen Banden
Hervor und spricht den Zaren Hohn.
Drum, Knabe, wenn des Schicksals Mächte
Vielleicht die Krone dir verleih'n:
O lieb' dein Volk und seine Rechte,
Lern' früh, ein echter Zar zu sein!

„Die treuen Völker zu beglücken,
Das sei dir Pflicht zugleich und Lohn!
Laß nicht von Heuchlern dich berücken,
Nur dem Verdienste reich' die Kron'!
Gieb weise, leuchtende Gesetze!
Bewirke, daß im Reußenland
Man Wissens Kraft in Zukunft schätze,
Und festige des Glaubens Band!

„Dich vor der Wahrheit hehrem Lichte
Zu beugen, seist du stets bereit!
Den Geist des Sklaventhums vernichte,
Und ahnde jede Schändlichkeit!
So sorgst du, Andren Segen bringend,
Am besten für dein eignes Glück,
Und deiner Weisheit Licht, durchdringend
Dein Rußland, strahlt auf dich zurück.

„Beachte des Jahrhunderts Treiben,
Verfolg' des Zeitengeistes Spur!
Tracht' unter Menschen Mensch zu bleiben,
Sei Bürger unter Bürgern nur!
Such' stets zu handeln und zu sinnen,
Wie Antonin einst that und sann —
Dann wirst du höh'ren Ruhm gewinnen,
Als je ein Kriegsheld noch gewann.“

August Scholz.

*) Die Uebersetzung ist einer vom Verfasser vorbereiteten Gesammtübertragung der Ryléjew'schen Dichtungen entnommen. In Deutschland sind die — höchst interessanten — Schriften des jugendlichen, unglücklichen Dekabristenführers bisher so gut wie unbekannt geblieben.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Concerte von Joh. Seb. Bach

für 2 Pianoforte mit 4 Händen

bearbeitet von G. Krug.

		ℳ ₰
Nr. 1.	Concert f. 2 Bratschen, 2 Gamben, Violoncell, Violine und Cembalo. Bdur	4.25
Nr. 2.	Concert für Trompete, Flöte, Oboe u. Violine m. Begleitung. Fdur	3.50
Nr. 3.	Concert für Pianoforte mit Begl. von 2 Violinen, Viola und Continuo. Edur	4.50
Nr. 4.	Concert f. Pianoforte m. Begl. von 2 Viol., Viola, Vcell. u. Bass. Dmoll. (Arr. v. L. Röhr)	5.50
Nr. 5.	Doppel-Concert für 2 Pianoforte mit Begl. von 2 Viol., Viola und Bass. Cmoll	3.75
Nr. 6.	Tripel-Concert Nr. 1. Für 1 Violine und 2 Flöten mit Begleitung. Gdur	5.—
Nr. 7.	Tripel-Concert Nr. 2 Für Pianoforte, Violine u. Flöte mit Begleitung. Ddur	5.25
Nr. 8.	Tripel-Concert Nr. 3. Für 3 Pfte. m. Begl. Dmoll	4.50
Nr. 9.	Tripel-Concert Nr. 4. Für 3 Pfte. m. Begl. Cdur	4.50

Die Tonkunst.

Zeitschrift f. den Fortschritt in der Musik.

Monatlich 2 Nrn., 1—1½ Bogen stark.

Preis pro Quartal nur 1 ℳ 20 ₰.

Billigste und populärste Musikzeitung. Probenummern gratis.

Verleger: **A. Frantz in Demmin.**

Viele hundert Mark jährlich

ersparen grössere Haushaltungen, Hotels, Café's, Spezereiwaarenhändler u. a. indem dieselben ihren Bedarf an Kaffee und Thee direct von unseren Lagerhäusern zu Rotterdam in der Original-Verpackung zu unseren folgenden Engros-Preisen beziehen.

10 Pfund	Afric. Perl Mocca	ℳ 7.50
10 -	bester Maracaibo	- 8.75
10 -	Iᵃ. Guatemala	- 9.25
10 -	vorzügl. Perl Santos	- 10.—
10 -	feinster Plant. Ceylon	- 10.75
10 -	hochfeinster Java	- 12.—
10 -	echt Arabischer Mocca	- 13.—
4 -	vorzügl. Congo Thee	- 6.50
4 -	feiner Souchong Thee	- 8.—
4 -	feinster Imperial Thee	- 9.50
4 -	hochf Mandarin Pecco Thee	- 12.—
4 -	beste Qual. rein entöltes Cacaopulver	- 9.—
Beste holl. Bauernbutter, 25 Pfd. Kübel		- 22.—

Aufträge von 20 Mark und darüber werden franco und zollfrei nach ganz Deutschland versandt. (Deutsche Banknoten und Briefmarken in Zahlung genommen.) Alle unsere Producte sind an Ort und Stelle von unseren eigenen Factoreien ausgewählt und wird für vollständigste Reinheit und richtigstes Gewicht die gewissenhafteste Garantie geleistet.

Es ist unser Bestreben unsere Kunden in jeder Hinsicht völlig zufriedenzustellen und bitten wir sich durch einen Probeauftrag zu überzeugen.

Bernhardt Wijprecht & Cie.,
Rotterdam, Wijnstraat 98 & 100.

Vom Fels zum Meer

Spemann's illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus *ist die billigste u. am reichsten illustrirte deutsche Monatsschrift. Ihr Abonnement empfiehlt sich der gesammten deutschen Lesewelt, namentlich denen, welche bei bevorstehendem Quartalsschluss ihre Lektüre wechseln wollen. „V. F. z. M." hat Mitarbeiter ersten Ranges auf allen Gebieten u. enthält das Beste von Unterhaltendem u. Belehrendem, Ernstem u. Heiterem, praktisch Werthvolles aller Art. — Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen zu haben. — Preis per Heft nur 1 Mark* — „Vom Fels zum Meer" bietet die vorzüglichste Insertions-Gelegenheit. Annoncen-Tarif gratis und franko durch W. Spemann in Stuttgart.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Neuhochdeutsche Grammatik mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht an höheren Schulen, zugleich als Leitfaden für akademische Vorträge. Von Dr. **Ludwig Frauer,** k. Professor in Stuttgart. gr. 8. brosch. ℳ 6.—

„.... Können wir erwarten, daß die Gebildeten anderer Nationen unsere Sprache ernstlich studiren, daß sie sich mit unsern meist sehr weitläufigen, unübersichtlichen, von Formalismus starrenden Grammatiken bekannt machen, so lange wie — die gebildeten Deutschen selbst — unsere Sprache nicht in unser wissenschaftliches Bewußtsein aufgenommen haben, so lange uns ihre Formen, ihre Gesetze, ihr ganzer wohlgebildeter Organismus nicht durchsichtig geworden sind, so lange wie selbst unsere Sprache nicht sicher, gewandt und geschmackvoll zu handhaben wissen? ... Die Muttersprache ist das Feld, auf dem eigentlich erst das höhere wissenschaftliche Erkennen der Sprachen überhaupt geübt und gelernt wird.... Es wäre daher an der Zeit, daß die Deutschen dem alten, oft wiederholten Gemeinplatz: man lernt seine eigene Sprache, indem man eine fremde lernt, endlich einmal den andern, ebenso wahren Satz zur Seite stellten: man lernt fremde Sprachen erst recht, wenn man seine Muttersprache wirklich versteht." (Aus dem Vorwort.)

Collection Spemann Band 9

enthält Arnim's „Kronenwächter", *mit einer biographisch-kritischen Einleitung von* **Johannes Scherr.**

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Französische Romanzeitung

zur Unterhaltung, sowie zur Vervollkommnung für Alle, welche Französisch treiben!

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint monatlich zweimal:

„Le Roman des Familles."

Revue bi-mensuelle, publiée sous la direction de

M. G. van Muyden.

Preis pro Vierteljahr (6 starke Hefte) nur 3 Mark.

Alle **Buchhandlungen**, auch die unterzeichnete, sowie alle **Postanstalten** nehmen Abonnements entgegen.

Die obige belletristische Zeitschrift, die **einzige**, welche in **französischer Sprache in Deutschland erscheint**, hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens zahlreiche Freunde erworben.

Durch besonderes Abkommen ist unser Blatt in der Lage, die bedeutendsten französischen Romane schon **vor der Buchausgabe** zu publiziren; **nur decent geschriebene Werke, für die Familie passend,** finden Aufnahme, ausserdem **kleine Salon-Comödien, Gedichte, Räthsel, Anecdoten aus dem Pariser Gesellschaftsleben** etc. etc.

Das erste Quartal (Oktober bis Dezember 1880) publizirte unter Anderem den bedeutenden Roman von Henry Gréville: **Le moulin Frappier;** das zweite Quartal (Januar bis April 1881) brachte: Mon oncle Célestin von Ferdinand Fabre; im gegenwärtigen Quartal wird dieser Roman fortgesetzt und zugleich das in Paris mit so ausserordentlichem Beifall aufgenommene Werk von Paul Saunière: **Un neveu d'Amérique** veröffentlicht.

Gegen Einsendung von 9 Mark expedirt der Unterzeichnete alle 3 Quartale franco (auch einzelne Quartale à 3 Mark).

Der Unterzeichnete versendet **Probehefte** franco gegen Einsendung von ℳ —.50 in Briefmarken; bei Bestellung eines Quartals wird der Betrag von ℳ —.50 in Abzug gebracht. **Abonnements können jeder Zeit** begonnen werden, da die nachgelieferten Hefte von **dauerndem Werthe** und nicht veralteten Inhalts sind.

Inserate à Zeile ℳ —.30 finden grösste Verbreitung.

Berlin SW., Zimmerstrasse 91.

Die Verlagsbuchhandlung.
Julius Engelmann.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 38. Berlin, den 17. September 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Die politischen Parteien im Lichte der Philosophie des Unbewußten.

Von H. V. von Unruh.

Unser berühmter Landsmann Eduard von Hartmann hat in Nr. 27 und 28 dieser Zeitschrift einen Artikel mit der Ueberschrift: „Unsere Parteien" veröffentlicht, der, wie Alles was aus seiner Feder kommt, mit Geist und Eleganz geschrieben und eine ganze Anzahl unbestreitbarer Wahrheiten und eine Menge treffender Bemerkungen enthält, aber auch Aussprüche, die mit historisch feststehenden Thatsachen nicht übereinstimmen und wohl geeignet sind, das Urtheil unbefangener Wähler irre zu führen. Es dürfte daher nicht überflüssig erscheinen, einige wichtige Punkte des Aufsatzes und die darauf gegründeten Schlüsse etwas näher zu betrachten.

Vollkommen richtig ist es, daß unser politisches Leben sich in einer kritischen Gährung befindet, daß die überkommenen Parteien und Stichwörter nicht mehr ausreichen wollen und daß uns ein gewisses Etwas in unserem Staatsleben fehlt, dessen Mangel dasselbe nicht zur Ruhe und Klarheit kommen läßt, aber es ist die Frage und bedarf der Erörterung, ob dieses Etwas wirklich in der Neubildung einer Partei bestehe, welche E. v. Hartmann die reichsconservative nennt und deren Programm er entwickelt.

Ebenso wahr ist es, daß nicht nur in den ersten preußischen und deutschen Parlamenten, sondern schon lange vor 1848 auf der liberalen Seite der Glaube an die allein seligmachende Kraft des vorbildlichen englischen Constitutionellen herrschte, dem die parlamentarische Regierungsform zu Grunde liegt. Es kommt nicht darauf an, daß dieser Glaube durch Dahlmann und andere Professoren hervorgerufen und verbreitet war. Die Meisten übersahen, daß Staatseinrichtungen, die im Laufe von Jahrhunderten auf nur England eigenthümlichen Grundlagen nach und nach unter den heftigsten Kämpfen entstanden sind, sich nicht ohne weiteres auf ein anderes Volk und einen anderen Staat übertragen lassen, der sich auf ganz verschiedener Basis entwickelt hat. Es heißt aber doch diese Entwickelung verkennen, wenn E. v. Hartmann meint, die constitutionellen Experimente verschiedener deutscher Kleinstaaten seien ebenso, wie die preußische Städteordnung von 1808, nur formelle Vorübungen ohne selbstständige geschichtliche Bedeutung gewesen. Die Städteordnung, die das Bürgerthum von dem bureaukratischen Druck befreite und wirkliche Selbstverwaltung einführte, bildete doch nur ein Glied jener großen Gesetzgebung von 1808 bis 1811, welche die Hörigkeit der ländlichen Bevölkerung aufhob, Millionen von bäuerlichen Pächtern in freie Eigenthümer verwandelte, die verknöcherten Zünfte beseitigte und den Aufschwung und die rege Theilnahme der ganzen Bevölkerung am Staate im Jahre 1813 erst möglich machte. Jene tief einschneidenden Gesetze bildeten die historische Grundlage des regenerirten Preußens und haben ganz unzweifelhaft die größte geschichtliche Bedeutung.

Zugestanden muß Herrn v. Hartmann werden, daß die parlamentarische Regierung eine Schwächung der Regierung in gewissem Sinne ist, aber eine solche tritt nothwendig bei dem Uebergange eines absoluten Staates in einen constitutionellen ein, auch ohne parlamentarische Regierung: denn dieser Uebergang ist doch nur möglich durch Uebertragung gewisser Rechte, die bis dahin der Krone allein zustanden, auf das Parlament, es müßten denn diese Rechte ganz bedeutungslos sein. Dann bleibt der Staat ein absoluter. Die Schwächung, nicht sowohl der Regierung als der Krone, durch Uebertragung gewisser wirksamer Rechte auf das Parlament, bedingt keineswegs eine schwache Regierung. Die englische parlamentarische Regierung hat unleugbar in langen Geschichtsperioden große Energie entwickelt. Wer jede Schwächung der Krone vermeiden will, muß beim absoluten, unbeschränkten Staat stehen bleiben oder auf den Uebergang zum Imperialismus sich gefaßt machen.

Unbestreitbar erscheint, daß das preußische Abgeordnetenhaus seine Macht, namentlich in der Conflictsperiode, bedeutend überschätzt hat. Das Frankfurter Parlament und die preußische Nationalversammlung von 1848 trifft derselbe Vorwurf.

E. v. Hartmann macht dem Liberalismus den Vorwurf, daß er die Vorbereitungsmittel verweigert habe, um die thatsächlichen geschichtlichen Hindernisse, welche der nationalen Einheit im Wege standen, zu beseitigen, und daß er sich auch gegen den Austrag des alten Antagonismus zwischen Oestreich und Preußen gesträubt habe. Unzweifelhaft konnte dieser Austrag und die Einheit nur durchgesetzt werden durch Blut und Eisen und es ist das allergrößte Verdienst von Bismarck, dies Ziel Jahre hindurch ins Auge gefaßt und unter den größten Schwierigkeiten erreicht zu haben. Aber der obige Vorwurf klingt so, als hätte die liberale Mehrheit von Hause aus die Wahl gehabt, entweder die antiöstreichische Politik Bismarcks zu acceptiren und die Mittel dazu zu bewilligen oder dieselben zu verweigern und dadurch jene agressive Politik Bismarcks unmöglich zu machen.

Der historische Hergang ist ein anderer gewesen. Die Armeereorganisation, d. h. die Verdoppelung der Armee, kam zuerst 1861 zur Zeit der neuen Aera zur Sprache und ging vom Könige aus, als Bismarck Gesandter in Petersburg war und nur sehr wenige Personen auf seinen auf Beseitigung des Dualismus und Herstellung der deutschen Einheit gerichteten Plan kannten. Die

neupreußische und die einflußreiche Hofpartei waren Freunde Oestreichs und dem Könige lag ohne Zweifel ein Angriff auf Oestreich ganz fern. Für die liberale Partei lag also die oben erwähnte Alternative gar nicht vor. Es handelte sich einfach um eine sehr bedeutende Mehrbelastung des Landes ohne die Aussicht oder gar die mindeste Garantie, daß die verdoppelte Armee zur Grundlage einer kräftigen äußern Politik dienen würde. Dazu konnten sich die liberalen Abgeordneten nicht entschließen. Unter diesen Umständen erfolgte die erste Ablehnung der Militärvorlage.

Wie sehr damals der Zweifel an einer besseren auswärtigen Politik begründet war, ergibt sich daraus, daß Fürst Bismarck in meiner Gegenwart 1866 erzählte, der König habe ihn schon im Jahre 1861 zum Ministerpräsidenten ernennen wollen. Darauf habe er dem Könige seine antiöstreichische Politik entwickelt, die abgelehnt wurde. Deshalb sei er als Gesandter nach Paris gegangen, von wo er erst im Herbst 1862 telegraphisch ohne eine einschränkende Bedingung zum Ministerpräsidenten berufen wurde.

Schon im Jahre 1859 hatte ich die Freude, daß Fürst Bismarck mir bei einem Gespräch im Hôtel Royal seine antiöstreichische, auf die deutsche Einheit gerichtete Politik ausführlich auseinandersetzte. Ich unterließ nicht, als Bismarck Ministerpräsident wurde, dies Gespräch meinen näheren politischen Freunden mitzutheilen, aber es blieb durchaus zweifelhaft, einmal ob Bismarck jenen Plan noch verfolge und dann, ob er in der Lage sei, denselben gegen die Hofpartei und die abweichende Ansicht des Königs durchzusetzen. Das provocatorische Auftreten des Ministerpräsidenten im Abgeordnetenhause, die Verwandlung des Streits um die Militärvorlage in einen wirklichen Verfassungsconflict und die Ablehnung jedes Vergleichs ließen befürchten, daß die im Jahre 1859 im Privatgespräch entwickelte große active Politik nach außen aufgegeben sei. Eine Interpellation war offenbar ausgeschlossen und eine öffentliche Erklärung Bismarcks über die Tendenz seiner Politik unmöglich.

Indessen hatten doch die Nachrichten von 1859 und gewisse Symptome einen Schimmer von Hoffnung aufrecht erhalten. Dazu kam, daß bei den meisten Abgeordneten, die äußerste Linke ausgeschlossen, eine entschiedene Neigung vorhanden war, den Conflict auszugleichen. Um festzustellen, ob dies möglich sei, richtete ich in der Budgetcommission an den damaligen Kriegsminister von Roon die Frage, ob die Regierung geneigt sei, den Conflict auszugleichen? Es könne bei einem solchen Streite der eine Theil neun Schritte thun, der andere müsse aber einen entgegenkommen. Geschähe dieses nicht, so könne nicht mehr von Ausgleich, sondern nur noch von Unterwerfung die Rede sein. Dazu werde sich die Majorität niemals entschließen, wohl aber sei sie nach meiner festen Ueberzeugung zu einem billigen Ausgleich bereit. Die Antwort lautete so ausweichend, daß sie einer Verneinung gleich kam.

Die Erklärung dieses wichtigen Vorganges brachte eine Nachricht aus wohl zuverlässiger Quelle. Danach hatte eine hochgestellte und einflußreiche Person der Hofpartei geäußert, Bismarck sei gut, das Abgeordnetenhaus unter die Füße zu treten und die Armeereorganisation durchzusetzen, aber dann müsse er beseitigt werden; bliebe er in seiner Stellung, so gäbe es einen Krieg mit Oestreich, den die conservative Partei, wenn sie am Ruder bleiben wolle, um jeden Preis vermeiden müsse (Olmütz). War die Nachricht richtig, woran kaum zu zweifeln, so lag klar auf der Hand: Bismarck brauchte den Conflict, um sich in seiner Stellung zu erhalten.

So ging der Streit weiter; selbst Männer wie Simson, Twesten, Gneist verweigerten die Mehrausgaben, aber es läßt sich nicht behaupten, daß sie beabsichtigt hätten, die preußische Politik lahm zu legen. Vielleicht war dennoch die Geldverweigerung ein Fehler, vielleicht hätte sie Bismarck beseitigt, seine großen Pläne nicht zur Ausführung kommen lassen und das Land ohne politischen Erfolg belastet. Hätte Bismarck bei Ausbruch des Krieges, statt das Abgeordnetenhaus aufzulösen, von demselben zur Kriegsführung Geld gefordert, so würde dasselbe bewilligt worden sein, weil es sich in jenem Augenblick nicht mehr um einen innern Streit, sondern um die Existenz handelte. 1866 bei Ausbruch des Kriegs habe ich dem Ministerpräsidenten selbst gesagt: ich hätte den Abgeordneten sehen mögen, der das Geld damals verweigert haben würde, es sei denn, daß er sicher war, in der Minorität zu bleiben.

Man war damals allgemein der Meinung, daß es ein gewagtes Spiel sei, den Krieg zu beginnen bevor der Conflict ausgeglichen sei. Die Stimmung sogar unter der Landwehr und den Kriegsreserven war flau, aber die Würfel waren gefallen, es kam darauf an, ob der Staat Friedrichs des Großen zertrümmert werde, oder ob er durch Sieg an die Spitze Deutschlands kommen sollte.

Die nationalliberale Partei, welche E. v. Hartmann den opportunistischen Flügel des Liberalismus nennt, existirte damals noch gar nicht, sie entstand erst gleichzeitig mit der Lösung des Conflicts, man kann sagen zum Zwecke derselben. Ich war der Erste, der aus der großen Oppositionspartei austrat; es folgten zunächst wenig über ein Dutzend Mitglieder. Erst die Neuwahlen brachten die Verstärkung, namentlich aus den neuen Provinzen. So wahr es ist, daß die nationalliberale Partei sich auf den Boden der vollzogenen Thatsachen stellte, und mit der Regierung Hand in Hand bei der Gesetzgebung mitwirkte, so wenig kann zugestanden werden, daß sie den Kampf um die parlamentarische Regierungsform, die als liberale Partei ihr höchstes ideales Ziel sei, nur auf gelegenere Zeit vertagte, daß sie den Nutzen, den sie gestiftet, nicht als liberale, sondern als nationale und Opportunisten-Partei gestiftet und alle ihre Leistungen durch Unterdrückung und Verleugnung ihres liberalen Princips erkauft habe, wie E. v. Hartmann behauptet.

Man hatte drei Jahre hindurch hinlänglich Gelegenheit gehabt, Bismarck von seiner glänzenden und seiner dunkeln Seite kennen zu lernen und wußte genau, daß unter ihm niemals von Durchsetzung parlamentarischer Regierung die Rede sein könne, daß auch in der allerhöchsten Person ein unüberwindliches Hinderniß liege. Die parlamentarische Regierungsform ist weder bei der Stiftung der Partei, noch später als höchstes ideales Princip und Ziel aufgestellt worden und von einer Vertagung des Kampfs um dasselbe niemals gesprochen worden. Man war froh, die Opposition aufgeben und mit der Regierung fruchtbringend am Auf- und Ausbau des neuen Staats im liberalen Sinne arbeiten zu können, nicht nur auf neutralem, sondern auf recht eigentlich politischem Gebiet. Es lag nicht die mindeste Veranlassung vor, die liberalen Gesinnungen zu suspendiren. Die Vorlagen der Regierung waren eine lange Periode hindurch, bis zum Abgange Delbrücks, liberale. Die Partei blieb als liberale ganz in ihrem Fahrwasser. Damit steht nicht im Widerspruch, daß sie, wo die ganze Forderung nicht zu erreichen war, auch Theilzahlungen annahm. Die Conservativen glaubten, Bismarck sei liberal geworden, während er doch nur liberale Gesetze und Maßregeln acceptirte, um sich seinem Ziele: der Einigung ganz Deutschlands zu nähern.

Es ist nicht recht verständlich, wie E. v. Hartmann bei solchem Hergange die oben angeführten Behauptungen aufstellen konnte. Wie viel taktische Fehler die Partei auch gemacht haben mag, sie war von Hause aus liberal und ist es geblieben bis sie durch den Umschwung der Regierung ins Schwanken gerieth und dadurch die Secession herbeiführte. E. v. Hartmann hat Recht, daß die Partei schon vor der Secession keine homogene Einheit mehr bildete. Ganz homogen ist die Partei eigentlich niemals gewesen, ihr Zusammenhalt beruhte wesentlich in dem Zusammengehen mit einer liberalen Regierung; aber in der Alternative, entweder sich in eine reichsconservative Partei zu verwandeln oder zu ihrem eigentlichen Programm „parlamentarische Regierung“ zurückzukehren, ist sie nie gewesen, weil sie ein solches Programm niemals aufgestellt, nicht einmal besprochen hat. Sie machte keinen Anspruch, daß Minister aus ihren Mitgliedern genommen werden sollten und enthielt wirklich keine Streber.

Zu den Verhandlungen mit Herrn von Bennigsen 1878 ergriff Fürst Bismarck vergeblich die Initiative.

Die Partei hat auch nicht daran gemäkelt, daß die Re-

gierung 1866 nicht mit einem Schlage das Unerreichbare erreicht hatte. Dies ist allerdings von Seiten der Fortschrittspartei durch Virchow geschehen, der wunderbarer Weise nicht erkannte, daß es eines der größten Verdienste und eine der größten Leistungen Bismarcks war, beim Friedensschluß Oestreich und die süddeutschen Staaten zu schonen. Ohne diese weitsichtige und weise Politik hätte Deutschland 1870 unmöglich einig werden können. Ebenso hat die Fortschrittspartei, die E. von Hartmann den linken doctrinären Flügel des Liberalismus nennt, die Indemnität und die Verfassung des norddeutschen Bundes, sowie später die deutschen Justizgesetze abgelehnt. Es kann ihr überlassen bleiben, sich vor der Geschichte darüber zu rechtfertigen. Solche Schritte würden die jetzigen Secessionisten niemals gethan haben und schon deshalb ist es unzulässig, sie mit den Fortschrittsleuten in einen Topf zu werfen, wie es von E. von Hartmann wenigstens scheinbar geschieht.

Die bedeutende Verringerung der Zahl der Nationalliberalen bei der Wahl 1878 erklärt E. van Hartmann einmal durch das Schwanken der Partei zwischen der obenerwähnten Alternative (die freilich gar nicht vorlag), dann durch den Mangel an Homogenität, ferner durch das Sträuben, auf volkswirthschaftlichem Gebiet den (angeblichen) Bedürfnissen der Nation Rechnung zu tragen, endlich durch die Ablehnung des ersten Ausnahmegesetzes gegen die Socialdemokratie.

Daß die Partei ins Schwanken gerieth, wenn auch nicht zwischen jener Alternative, als die Regierung feindlich gegen sie auftrat, und daß es ihr an Homogenität fehlte, ist bereits zugestanden. Anders verhält es sich mit dem Stimmen gegen den neuen Zolltarif. Vielleicht war es ein Fehler, daß die Partei nicht von Anfang an das Festhalten an dem bisherigen, bewährten Zollsystem in ihr Programm aufnahm und dadurch homogener wurde; aber es ist unbestreitbare Thatsache, daß die Partei auf diesem Felde jedem Mitglied völlig freie Hand ließ und niemals Beschlüsse über Abstimmungen in volkswirthschaftlichen Dingen vornahm. Man ging von der Ansicht aus, daß Jemand liberal und doch Schutzzöllner und umgekehrt, ganz conservativ und zugleich Freihändler sein könne. Waren doch früher fast alle Landwirthe, auch die großen Besitzer, ebenso die neupreußische Partei Freihändler, bis sie durch die Getreide- und Viehzölle eingefangen wurden.

Die Wähler hatten also gar keine Veranlassung, Nationalliberale deshalb nicht zu wählen, weil sie gemäßigte Freihändler waren. Sie konnten als Nationalliberale beliebig Freihändler oder Schutzzällner sein, und in der That waren beide in der Partei vertreten, wenn auch die Zahl derer überwog, die nicht dem radicalen Freihandel, sondern dem bisherigen System mäßiger Schutzzölle anhingen und einen Kopfsprung aus diesem in das gerade entgegengesetzte System hoher Schutzzölle und die Vertheuerung van Lebensmitteln, Lebensbedürfnissen, Rohstoffen und Halbfabrikaten keineswegs für ein gebieterisches Bedürfniß der Nation hielten. Es ist hier nicht der Ort, über Schutzzölle und Freihandel zu polemisiren; aber um die Frage zu entscheiden genügt nicht die einfache Hinweisung auf das vielbestrittene Reciprocitätsprincip. Wer die Berichte der, in ihrer Mehrzahl ursprünglich schutzzöllnerischen, Handelskammern für das Jahr 1880 ansieht und vielfache sonstige Symptome mit Sach- und Fachkenntniß beobachtet, kann nicht verkennen, daß die Vortheile, die man sich von Schutzzöllen versprach, bisher nicht eingetreten sind, dagegen Nachtheile, vor denen 1879 dringend gewarnt wurde, an allen Ecken und Enden eintraten.

Das erste Gesetz gegen die Socialdemokratie wurde von der nationalliberalen Partei und sehr vielen Abgeordneten außer ihr nicht principiell abgelehnt, sondern weil es, selbst nach dem Urtheile einer ganzen Anzahl tüchtiger, ruhiger Juristen (von Bernuth), so flüchtig und mangelhaft verfaßt war, daß es sich durch Amendements nicht annehmbar machen ließ. Dies wurde bei der Discussion im Reichstage von den Nationalliberalen ausdrücklich hervorgehoben und erklärt, daß sie bereit seien, ein besser gearbeitetes Gesetz anzunehmen. Auf meine Frage, ob die Regierung den Reichstag auflösen werde, antwortete mir ein jetzt in hoher Stellung befindlicher Jurist, die Regierung werde sich hüten, eine solche tiefeinschneidende Maßregel gegenüber der großen Majorität, die das Gesetz abgelehnt habe, zu ergreifen, habe es auch gar nicht nöthig, weil sie ja bestimmt wisse, daß ein besserer Entwurf angenommen werden würde.

Dennoch erfolgte die Auflösung und Neuwahl des Reichstages und es wurde nun mit guten Gründen behauptet, die Ablehnung des Socialistengesetzes sei wohl nur der Vorwand zur Auflösung, deren Zweck vielmehr die Umgestaltung des Stimmenverhältnisses im Reichstage. Hat E. von Hartmann niemals von dem Ausspruch gehört, die Natianalliberalen sollen an die Wand gedrückt werden? Er spricht wenigstens kein Wort von dem Hauptfactor bei den Wahlen von 1878, nämlich von der Regierung, d. h. vom Fürsten Bismarck: denn die Regierung in Preußen und in Deutschland ist Fürst Bismarck. Bei früheren Wahlen hatte die Regierung die Nationalliberalen zwar nicht kräftig unterstützt, aber auch nicht gerade bekämpft. 1878 arbeitete der große wohlorganisirte Regierungsapparat mit Hochdruck gegen die Wahl von Nationalliberalen. Gleichzeitig trat die Fortschrittspartei mit wahrer Wuth bei den Wahlen gegen die Nationalliberalen auf, man muß sagen: selbstmörderischer Weise. Centrum und Conservative waren von je an ihre entschiedenen Gegner. Die Partei war ringsum von Feinden umgeben und ihr gefährlichster war die Regierung. Da braucht man nicht lange nach Aufklärung zu suchen, wodurch sich die Zahl der Mitglieder sa sehr verminderte.

(Schluß folgt.)

Süditalienische Skizzen.

Von R. Welser.

(Schluß.)

Nicht blos bei solchem Anlaß aber leisten diese jungen Taugenichtse der Gesellschaft lobenswerthe Dienste. Wer einige Zeit in einer süditalischen oder noch besser in einer sicilianischen Stadt gelebt hat, der wird nicht umhin können, den Ragazzis eine gewisse Bewunderung zu zollen, obgleich er in mancher Hinsicht gegen die eigenthümlichen Zustände, aus welchen diese Leistungen hervorwachsen, Verwahrung einlegen zu müssen glauben wird. Bei der Alles beherrschenden, bis zu einem gewissen Grad durch das Klima erklärlichen Trägheit und Arbeitsscheu ist der Ragazzo, d. h. der aus den ärmeren untersten Schichten des Volkes hervorgegangene, acht- bis zwölfjährige Knabe, zu einem der wichtigsten Faktoren des gewöhnlichen Lebens geworden. Die Ragazzis sind im eigensten Sinne des Wortes die südlichen Heinzelmännchen, — freilich weder unentgeltlich arbeitende, noch der Tugend oder Schönheit allein zu Gebote stehende dienstbare Geister, sondern eben die richtigen, emsigen, lustig umherlaufenden, eilig schaffenden und am Ende mäßig bezahlten Dienstboten. Noch treffender würde man sie die Diener der Dienstboten nennen; denn dies ist eben das Seltsame bei diesen Zuständen, daß Niemand, der sich in einer südlichen Stadt häuslich niederläßt, daran denkt, einen oder mehrere solcher Knaben direct in seinen Dienst aufzunehmen; diese aber durch die von dem Hausherrn regelmäßig angestellten Diener sofort in das Haus eingeführt werden, und nun unter des Dieners Leitung die Arbeiten verrichten, die eigentlich jener verrichten sollte. Nimmt man zum Beispiel einen Koch (Köchinnen gibt es keine, und jedes Haus, das sich respectirt oder respectirt werden will, muß seinen Koch haben), so ist die erste Bedingung, daß ein Ragazzo mit dem Koch ins Haus trete, der dem Meister behülflich ist, die groben Arbeiten für ihn verrichtet, die von ihm eingekauften Vorräthe nach Hause trägt, das Feuer anzündet und unterhält u. s. w. Der eigentliche Diener, der Kammerdiener, macht es nicht anders; er muß seinen Ragazzo zur Hand haben, und wird der erstere von der Hausfrau zur Stadt geschickt, irgend was zu besorgen, die Lampen zum Lampen-

putzer, die Schuhe zum Schuhmacher, die Kleider zum Schneider zu tragen, so ist es der Ragazzo, der diese Dinge über die Straße trägt, während der Diener in würdevaller Weise daneben her stolziert. Es ist diese Sitte oder Unsitte so sehr bei diesem Volke in Fleisch und Blut übergegangen, daß der Fremde, den dies Gebahren wahl zuvörderst in Staunen setzt und auch in Harnisch bringt, sich nolens volens fügen und bald daran gewöhnen muß, dem Arbeitssystem der Ragazzos zu huldigen, die van ihm bezahlten Diener als Herren in zweiter Instanz ihre Befehle ertheilen und die Arbeit durch diesen Schwarm von Heinzelmännchen ausführen zu sehen. Ist dieses Hereinbringen eines untergeordneten Dienstboten einzig und allein der, durch das Klima diesen Leuten aufgedrungenen Trägheit zuzuschreiben? Es könnte wohl noch ein anderer, in dem Süden ebenso wichtig auftretender Factor dabei mitwirken, nämlich der den südlichen Völkern lateinischer Rasse angeborene Gräßenwahn. Keiner will var dem Andern als Diener figuriren; Jeder will eben selbst Befehle ertheilen, und ist er durch die Umstände gezwungen bei einem „Herrn" in Dienst zu treten, so richtet er sich so ein, daß er noch einen Dienstboten unter sich habe, den er oor den Leuten, auf der Straße, in den Kansläden als seinen Untergebenen behandeln, auch zuweilen mißhandeln kann. Er selbst wird sich, in richtiger Anwendung dieses Princips, nicht als den Kammerdiener des Herrn X, sondern als dessen Intendanten, nicht als den Laufburschen, sondern als den Secretär, nicht als den Bureaudiener, sondern als den Dolmetscher aufspielen, wird auch möglichst oft mit den Händen in den Taschen vor der Thür stehen und sich dem Nachbarvolk in der Würde seiner Unthätigkeit zeigen: während dieser Zeit arbeitet eben der flinke Ragazzo, der van der Hitze noch nichts verspürt, von dem Größenwahn noch nichts kennt, mit kindlicher Freude seine paar Saldis verdient, rechts und links nascht und auch stiehlt, und sich schan in die schönen Jahre hinüberträumt, wo auch er Diener sein wird, wa er seinen arbeitenden Ragazzo haben wird, und wo er als Intendant, Secretär oder Dalmetscher var den Nachbarinnen erscheinen wird.

Daß, um diese Zustände zu ermöglichen, von Schulzwang keine Rede ist, braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden. Die Kinder des Volkes wachsen hier auf wie kleine Halbwilde, und abwohl die jetzige Regierung schan viel, sehr viel gethan, um die durch die Bourbonenmißwirthschaft so tief heruntergekommene süditalische Bevölkerung zu heben, sa lag diese doch so tief, daß der Fortschritt in den Augen eines an ganz andere Zustände gewöhnten Deutschen nach gar weit hinter den Grenzen zurückbleibt, bei welchen überhaupt bei uns erst von Cultur und Bildung gesprochen werden kann. Die Schule wird, freilich erst nach einer langen Reihe oan Jahren, in den kommenden Generationen, dieses Lazzaroniunwesen wenn auch mit longsamem Erfolg, deunoch in derselben Weise bekämpfen und vernichten, wie der Bau der Eisenbahnen in Sicilien und in Calabrien das vor zwanzig Jahren noch so reich blühende, jetzt beinahe ausgerottete Brigantenthum zum Aussterben brachte.

Lazzaronis und Briganten, in diesen zwei Begriffen verkörpert sich heutzutage noch für viele Fremde das ganze süditalische Leben und Wesen, adwohl was das Letztere, die Briganten anbetrifft, seit etwa zwanzig Jahren eine so vollständige Aenderung in den Zuständen und Verhältnissen dieser Gegenden eingetreten ist, daß eigentlich vom Brigantenthum als oon einer bestehenden, organisirten, so zu sagen officiell in dem nationalen Civilstandsregister eingetragenen Einrichtung, außer für die Umgegend von Palermo, kaum die Rede sein kann. Die kleinen, unbequemen, halprigen Eilwagen werden zwar noch, besonders diejenigen, die eben in die Provinz Palerwo fahren, von Carabinieris begleitet; man hört auch noch oon Zeit zu Zeit erzählen, daß einer oder der andere der reichen in Palermo ansässigen Banquiers in die Hände einer dewaffneten Bande gefallen, von ihr weggeschleppt und nur durch Einzahlen eines starken Lösegeldes in Freiheit gesetzt worden sei. Befragt man aber die Leute in Sicilien über diese Vargänge, so wird es Einem klor, daß man es hier mit einer ganz besonderen Art oon Brigantenthum zu thun habe, dos mit unseren landläufigeu Begriffen vom Räuberwesen gar nichts oder nur blutwenig gemein hat. Ein sicilianischer aber calabresischer Banditenhauptmann ist ein ganz anderes Ding, als ein deutscher Schinderhannes, nnd könnte viel eher dem Schiller'schen Carl Moor zur Seite gestellt werden, womit gewiß nicht gesagt werden soll, daß jene Herren Banditen oder Briganten oon hohen humanitarischen Mativen geleitet, noch viel weniger, doß sie der Bewunderung ihrer Mitbürger werth seien! Das Briganteathum leitet eben seinen Ursprung van den so eigenthümlichen früheren Zuständen dieser Länder her, und obgleich diese Zustände sich heute gebessert haben, sa lebt es auf Grund der in jenen Verhältnissen geschöpften Impulsionskraft weiter. Früher, unter bourbonischer Herrschaft, spielte sich das Brigantenthum als eine aus dem Volke hervorgegangene, für das Volk und dessen Recht kämpfende Macht auf. Wie die fahrenden Ritter behaupteten auch die Brigantenhäuptlinge, die armen unterdrückten Balksklassen gegen den Bedrücker in Schutz zu nehmen und sie an den mit diesen verbündeten reicheren Balksklassen zu rächen. Das Gesetz kannten sie nicht, wollten es nicht kennen; über dem Gesetz stand für sie wie für das ganze Volk das, was sie als ihr Recht betitelten, und heute noch finden sie es ganz natürlich, auch gegen das Gesetz, gegen die gesetzliche Landesabrigkeit vorzugehen. Es ist dies ein besonderes Merkmal des süditalischen Balkscharakters, daß er für die Hoheit des Gesetzes keinen Sinn hat, sondern überall, auch in den geringsten Dingen, auch da, wo es sich nicht um Brigantenthum handelt, auf Selbsthülfe rechaet, die Selbsthülfe anruft und anch durch Anwendung dieses Princips das Gesetz lahm legt, dessen Ausführung unmöglich macht. Man hat diesem Gefühle oder diesem Streben nach Selbsthülfe einen Namen gegeben, den man öfters wiederkehren hört, sobald von den inneren Verhältnissen dieser Länder die Rede ist: es ist dies in Sicilien die Maffia; anf dem Festlande trägt es wieder andere Namen, in Neapel heißt man es die Camarra. Diese Leute sind van Alters her gewöhnt, sich unter einander zu helfen, und es mag wohl dies Gefühl mit den Eroberungen zusammenhängen, die während langer Jahrhunderte dies Land und Sicilien ganz besanders, heimgesucht, und die Autochtohnen darauf hingewiesen haben unter sich geheime Verbindungen zu gründen, um dem jeweiligen Unterdrücker, den sie nicht über die Grenzen zu werfen oermochten, durch eine latente, bis in das Kleinste sich erstreckende Opposition mürbe zu machen. Die Maffia desteht heute noch, wie in den baurbonischen Zeiten; in jeder Stadt gibt es eine oder auch mehrere Maffien oder geheime Comités, die sich bei jedweder Gelegenheit ihrer Verbündeten, ihrer Freunde annehmen, die ihre Verzweigungen bis in die höchsten Verwaltungen hinouf werfen, den Gang der Administration und selbst der Gerechtigkeit zu hemmen in der Lage sind, in alle möglichen, auch gonz privaten Verhältnisse eingreifen, und unter der bestehenden Regierung eine neue Art von Regierung bilden, welche, was das Seltsame und eben auch das Bedenkliche bei der Sache ist, van dem Volke wie eine viel mächtigere Gewalt als die eigentliche Regierung angesehen und deshalb auch gefürchtet, unterstützt und bewnndert wird. Wie oft geschieht es nicht, daß ein Proceß, obgleich er in allen Instanzen gewonnen wird, za keinem praktischen Erfolg führt, noch führen kann! wie öfter noch, daß die Advokaten der nicht mit der Maffia defreundeten Partei rathen, die Klage einfach fallen zu lassen, da die ganze Macht der Maffia sich gegen sie anflehnen würde und die Richter selbst vielleicht nicht in der Verfassung wären, ein gerechtes Urtheil zo fällen! Erfährt man im Norden etwas von solchen Dingen, so begreift man sie nicht und frägt mit Stannen, wie denn solches möglich sei? Die Maffia oder Camorra gibt uns den Schlüssel dazu; überall hin sich verzweigend, Alles mit ihrem unheimlichen Netze umstrickend, stellt diese an den Carbanarismus erinnernde nnd wohl anch aus ihm hervorgegangene Macht der Regierung, der Verwaltung, den Gerichten, in dem Reiche, in den Provinzen, in den Städten und Dörfern eine neue Macht entgegen, die noch Niemand zu brechen vermochte, da sie sich auf das Einverständniß des Volkes, auf die Furcht von ihr betroffen zu

werden, und auf das instinctive, obgleich in den jetzigen Verhältnissen falsche Gefühl stützt, als ob die Maffia die Beschützerin des Unterdrückten sei. Das Brigantenthum, insoweit es eben nicht, wie es ja auch öfter geschieht, eine einfache Diebesbande ist, könnte als eine bewaffnete Maffia bezeichnet werden, als der Auswuchs jener geheimen Verbindungen zu einer, auch vor der offenen Gewaltthätigkeit nicht zurückschreckenden Gegenregierung. Es ist oft bemerkt worden, daß die Briganten, auch in der Provinz Palermo, sich vorzugsweise an reiche, in dem Lande begüterte, weithin bekannte Banquiers oder Geschäftsleute halten, die Fremden aber unbehelligt lassen; unser großer Historiker Mommsen, der so oft und so lange Sicilien nach allen Richtungen durchwanderte, konnte auch in dieser Hinsicht mit vollem Rechte erklären, er fühle sich in Sicilien viel sicherer, als Nachts in dem Berliner Thiergarten. Die Maffia oder das Brigantenthum hat nämlich mit den Fremden nichts zu thun, sie bleiben außerhalb der Sphäre seines Unwesens; ihre Interessen collidiren nicht mit den Interessen dieser, nur innere Geschäfte verfolgenden Gesellschaften. Man muß sich nämlich die Dinge so vorstellen, daß die Maffia oder die geheime Regierung Geld braucht, daß sie deshalb, wie die officielle Regierung, an Steuererhebung denkt und daß sie sich nun, da das kleine Volk von den officiellen Steuern entsetzlich gedrückt wird, an die Reichen wendet, um diese im Verhältniß zu ihrem Besitze auszupfänden. Hat sich einer dieser reichen Besitzer in irgend einer Weise erlaubt, gegen einen der Maffiosen schroff oder feindlich aufzutreten, so verfällt er einem geheimen Bannspruch, dessen Vollstreckung die Vehmgerichtsvollzieher der Maffia übernehmen; es ergeht an ihn das in höflichster Form verfaßte Ersuchen, so und so viel tausend Lires an den und den Mann auszuzahlen, der an einem gewissen Tage sich bei ihm einstellen werde; weigert sich der Betreffende, so geht man zu Drohungen über; er wird bei einem Spaziergang mit blinden Schüssen begrüßt; gehorcht er dieser schon bedenklicher auftretenden Forderung nicht, so schießt man ihm einen Diener zusammen, und am Ende schleppt man ihn selbst in Gefangenschaft, um ihn auszupfänden. Von einheimischen Schriftstellern wurde schon oft der Umstand betont, daß das Volk im großen Ganzen diesem Brigantenthum nicht feindlich gegenübersteht, sondern daß der Brigante mit einem gewissen Nimbus umgeben ist, der ihn den Helden der Befreiungskriege, der Revolutionen zur Seite stellt. Zwischen Garibaldi und dem Banditenhäuptling Leone, der vor einigen Jahren noch die Provinz Palermo unsicher machte, fühlt es keinen Unterschied heraus, wenigstens keinen bemerkenswerthen: Beide sind in seinen Augen seine Vertheidiger und die Vorkämpfer seiner Rechte, der Eine auf diese, der Andere auf eine andere Weise. Dies Volk hat übrigens von jeher, wie alle südlichen und lateinischen Bevölkerungen, eine besondere Vorliebe für das Märchenhafte, für das Geheimnißvolle gehabt; der Südländer kommt mit einem Hange nach Carbonarismus zur Welt; es steckt in ihm von Kindesbeinen etwas von dem Verschwörer. Andererseits übt nichts auf seine leicht erregbare Phantasie einen größeren Reiz aus, als das Märtyrerthum, als die Leiden eines Unterdrückten. In keiner Geschichte treffen wir mehr Verschwörer und Märtyrer, als in der Geschichte der südlichen Völker. Selbst die Regierung oder der Staat, der aus einer Verschwörung hervorgegangen ist, findet sofort nach seinem Siege eine der seinigen ähnliche unterirdische Bewegung vor, die sich nun auf dieselbe Weise gegen ihn wendet und ihn bedroht. War das Christenthum selbst in Italien in seinen Anfängen nicht mit einem gewissen politischen Carbonarismus vermischt? und man darf wohl, ohne dem religiösen Momente irgendwie Abbruch zu thun, jene rein italienische, oder lateinische, oder auch südeuropäische Seite der Verbreitungsgeschichte des Christenthums in dem alten Rom hervorheben, die mit ihren Katakomben, geheimen Zusammenkünften, mysteriösen Verbindungen und mit ihren, bis in die höchsten Gesellschaftskreise sich verzweigenden, der bestehenden Ordnung aufs Heftigste opponirenden und dieselbe endlich zu Gunsten der neuen Religion umstürzenden Verschwörung der Geister, in so naher Verwandtschaft zu den späteren, freilich ohne Vermischung mit einem religiösen Princip auftretenden Zuständen Süditaliens zu stehen scheint. Es mögen wohl diese beiden Momente, der Reiz des Geheimnißvollen und der instinctmäßige Trieb, überall irgendwelchen „Befreier“ oder für die „Unterdrückten“ kämpfenden Ritter zu sehen, die inneren Triebfedern für die dem Brigantenthum von der Bevölkerung Süditaliens entgegengetragene heimliche Connivenz, oder jedenfalls für die Toleranz, mit welcher dasselbe von ihr beurtheilt wird, bilden. Eine Connivenz bestand augenscheinlich in frühren Jahren; wie wäre es anders möglich gewesen, daß die Briganten Palermos unter der Führung des in Sicilien heutzutage noch populären Leone so lange Zeit hindurch der Verwaltung, den Gerichten, den Carabinieris Trotz bieten konnten? Wie könnte man sich anders das an das Gebiet des Romans und der Dichtung grenzende Gebahren jener Banditenhäuptlinge erklären? Eine Legende hat sich schon um die Geschichte Leones geworfen; aber der Legende braucht es gar nicht, um aus diesem Manne eine für uns Nordländer ganz unbegreifliche, für die Südländer aber heldenhafte Persönlichkeit zu machen. Weiß man doch, daß Leone, als er schon Monate lang vogelfrei erklärt worden und in allen Winkeln von den Carabinieri verfolgt war, eines schönen Tages nach Palermo kam, sich in das Theater begab, seinen Platz in der Nähe des commandirenden Gouverneurs nahm, mit diesem ein interessantes Gespräch über Kunst, Literatur, Volkswirthschaft anknüpfte, und sich endlich die Erlaubniß erbat, ihm am folgenden Tage einen Besuch abzustatten, was ihm sofort mit großer Bereitwilligkeit zugestanden wurde. Am andern Morgen begab sich Leone in den Palast des Gouverneurs, und, da er seinen Theaternachbar nicht zu Hause antraf, ließ er ihm seine Karte zurück, auf welcher stand: „Leone, Banditenhäuptling, wird sich immer mit Freuden der Unterhaltung erinnern, die er gestern Abend im Theater mit Sr. Exc. dem Herrn Gouverneur von Palermo gepflogen.“ Als dem Gouverneur diese Karte wenige Minuten nachher eingehändigt wurde, war Leone natürlich nicht mehr im Palais. Umsonst wurden die Thore Palermos geschlossen, die Carabinieris nach allen Windgegenden herausgeschickt, — Leone war verschwunden! Es dauerte noch Monate, ehe man seiner endlich habhaft werden konnte; er wurde am Ende umzingelt und niedergeschossen. Bei dem Volke aber lebt Leones Name als derjenige eines Ritters ohne Furcht und auch ohne Tadel fort, und rathsam wäre es wohl nicht, seiner als eines Verbrechers oder Missethäters zu erwähnen. Solche und ähnliche Zwischenfälle beweisen aufs Handgreiflichste, daß zwischen den Banditen und der Bevölkerung damals eine intime, weit hinauf reichende Connivenz bestand; stände die Bevölkerung der Regierung und den Carabinieris zur Seite, so wären solche Vorgänge absolut unmöglich gewesen. Heute mag sich wohl Vieles zum Bessern gewendet haben; der Kern des Uebels kann aber nicht als beseitigt angesehen werden, so lange in der Bevölkerung das Gefühl wach bleibt, daß man sich auch gegen das Gesetz durch Selbsthülfe zur Wehr zu setzen berechtigt sei, so lange das Unwesen der Maffia nicht gründlich ausgerottet sein wird. Gegen solche Zustände kann freilich nur die Zeit helfen; die Eisenbahnen, die man erbaut, die Schulen, die man eröffnet, wirken zwar, aber denn doch nur langsam. Es muß durch diese verschiedenen Factoren eine neue Auffassung der Rechte und besonders der Pflichten des Einzelnen dem Staat gegenüber in den aufwachsenden Generationen zum Durchbruch kommen, und gerade in einem Lande, wo die klimatischen Verhältnisse so liegen wie in Süditalien, wo die Natur einen so lähmenden Druck auf die Willenskraft, auf die Widerstandsfähigkeit ausübt, mögen diesem Proceß noch größere Schwierigkeiten entgegenstehen als in unseren nordischen Ländern.

Literatur und Kunst.

Ein Memento.

Von Johannes Scherr.

Das Wort wird That, das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm — wer zweifelt daran?
Chamisso.

I.

Wenn man das 19. Jahrhundert als die Epoche des materiellen Schwindels stigmatisiren wollte, so könnte man das 18. als die des intellectuellen bezeichnen. Denn wie dermalen die Leute sich anstellen, als wären sie lauter Materie, so bildeten sie dazumal sich ein, sie wären lauter Geist. Es war eine jener in der Geschichte der Menschheit ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Zeiten, wo die Gesellschaft gänzlich unfähig sich erweist, hinter dem Schein das Sein, hinter den Worten die Dinge zu sehen, — so eine Zeit, wo die Leute sich an Illusionen überessen und mit Phrasen berauschen.

Der große Idealist und größere Sophist Rousseau hatte mit einer Beredtsamkeit sondergleichen die lächerliche Lüge von der „allgütigen Mutter Natur“ und vom paradiesischen „Naturzustand“ zu einem Evangelium hinaufgeschwindelt. Das wucherte dann nach Unkrautart mit geiler Ueppigkeit weiter. Myriaden von begeisterten Missionären sorgten für die Verbreitung des befruchtenden Blüthenstaubes und Hunderttausende von Gläubigen genossen die narkotischen Früchte, als wären diese das wahre „Brod des Lebens“.

So wurden zu menschengeschicke bestimmenden Mächten der traumselige Optimismus, die breiherzige Sentimentalität, die größenwahnsinnige Phantasterei, die Vervollkommnungslegende, das Völkerbrüderschaftsmärchen und die Glückseligkeitsfabel.

Nachdem man ein ganz willkürliches Ideal von Menschheit in die blaue Luft hineingemalt hatte, schuf man den Phantasiestaat und ließ denselben durch den unbeirrbaren Abstractor Jean-Jacques im „Contrat social“ construiren.

Die würdige Krönung des prächtigen Luftschlosses bildete das Dogma von der unfehlbaren Volkssouveränität. Denn die Menschen müssen und wollen nun einmal infallible Päpste haben, seien es dreifach gekrönte Priester oder dreifach umnebelte Begriffe, welche letzteren für kecke und schlaue Volksbetrüger wie eigens gemacht sind.

Zu dem und für den abstracten Staat erfand man den abstracten Menschen.

Wie leicht und, so zu sagen, anmuthig die Herren Philosophen, die Encyklopädisten, die Rationalisten, die Illuminaten, mit dieser sinnreich zusammengeplätten und hübsch angezogenen Gliederpuppe hantirten! Wie geschmeidig ließ sich die Marionette von Mensch und Menschheit unter die Schablone der Theorie bringen! Wie fügten sich alle ihre Glieder so nett und niedlich in den Rahmen des Systems! Seht ihr? Der Mensch braucht blos zu wollen, um frei und glücklich zu sein und die Erde aus einem Jammerthal in einen Freudenberg umzuschaffen.

Die Herren Philosophen waren beflissen, ihrem Abstractum dies Wollen einzublasen. Der in der Retorte des Optimismus erzeugte Homunculus blies und blähte sich demzufolge gewaltig auf und sprang dann mit einem Salto mortale aus der Theorie in die Praxis hinüber.

Dieser Salto mortale heißt sonst die französische Revolution. Sie war die logische Schlußfolgerung eines culturgeschichtlichen Syllogismus, dessen Voraussetzung die Philosophie des 18. Jahrhunderts, und diese ihrerseits ist nur die logische Consequenz der Prämisse jener mühsäligen ideellen und materiellen Arbeit gewesen, welche die europäische Gesellschaft von der Verwitterung des Mittelalters an gethan hatte. Der Umsturz war vorgefühlt, sehnsüchtig gewünscht, mit Bestimmtheit vorhergesagt worden und kam dann doch so überraschend wie alles wahrhaft Schicksalsmächtige.

Auch als der furchtbare Kataklysmus vorüber, hatte die Erinnerung daran noch immer etwas so Erstaunendes und Erstarrendes oder auch etwas so Blendendes und Ueberwältigendes, daß von einer unbefangenen Werthung und einem gerecht abwägenden Urtheil unter den Menschen noch lange keine Rede sein konnte.

Was die Geschichtschreibung angeht, so hatte sie gegenüber dem Phänomen der Revolution etwa das Gefühl des Göthe'schen Faust gegenüber dem Erdgeist: —

„Ach, die Erscheinung war so riesengroß,
Daß ich so recht als Zwerg mich fühlen sollte!“

Dann bemächtigten sich die Parteien des geschichtlichen Stoffes, dem an unerschöpflich dramatischem Interesse nur noch einer gleichkommt: die innere Zernagung des römischen Reiches durch das Christenthum und die äußere Zertrümmerung des Kolosses durch die Germanen. Die Parteiborniertheit hat es, wie Jeder weiß, glücklich dahin gebracht, die Revolutionsgeschichte zu mehr oder minder gelungenen Leistungen der Zerrbildnerei zu gestalten. Die Einen verhimmelten die Revolution, die Andern verhöllisirten sie. Die Vorwärtser machten aus ihr eine Art von goldflitterigem Bambino, die Rückwärtser einen gruseligen Butzemann.

Ganze Büchereien wurden darüber geschrieben und gedruckt. Denn alle civilisirten Nationen empfanden das Bedürfniß, mit dem Phänomen historisch sich zurechtzufinden und auseinanderzusetzen. Auf die Erforschung und Klarlegung der ganzen und vollen Wahrheit kam es dabei zunächst gar nicht an, sondern nur auf die parteiliche Nutzanwendung. Dem Liberalismus mußte die Revolution als leuchtendes, dem Conservatismus als abschreckendes Exempel dienen. Wie der brittische Toryismus und der christlich-germanische Absolutismus mit der Geschichte der Revolution umsprangen, zeigen drastisch die bezüglichen Bücher von Walter Scott, Archibald Alison und Heinrich Leo. Wie auf der andern Seite der französische Liberalismus und Radicalismus den gigantischen Stoff in ihrem Sinne kneteten und formten, das zeigen nicht weniger drastisch die Werke von Thiers, Michelet und Blanc. Die achtbändige Revolutionsgeschichte von Thiers ist nur eine Apologie des Parlamentarismus von 1789, die sechsbändige von Michelet eine Apologie des Dantonismus, die dreizehnbändige von Blanc eine Apologie des Robespierreismus. Obzwar ebenfalls in einer Illusion, der constitutionell-parlamentarischen, befangen, hat eine Zeitgenossin der Umwälzung, Frau von Staël, in ihren „Considérations sur les principaux événements de la révolution“ an Schärfe der Beobachtung wie an Treffsicherheit des Urtheils die genannten Historiker weit hinter sich gelassen.

Ein Deutscher war es, Wilhelm Wachsmuth, der es zuerst unternahm, vom Standpunkt wissenschaftlicher Unbefangenheit aus die Geschichte der Revolution anzusehen und zu schreiben. Sein Buch, i. J. 1840 in 4 Bänden erschienen, durfte dazumal eine musterhafte Arbeit genannt werden. Heute ist es zahlreichen Berichtigungen zu unterziehen und, was einzelne Partieen angeht, schon ganz veraltet. Das macht, seit 40 Jahren ist neues quellenmäßiges Material von ungeheurem Umfang aufgegraben worden. Wie sehr dadurch unsere Kenntniß der Revolution im Ganzen und im Einzelnen, im Großen und im Kleinen bereichert worden, kann eine Vergleichung von Wachsmuths Buch mit dem dreizehn Jahre später (1853) veröffentlichten von Heinrich von Sybel augenscheinlich und handgreiflich darthun. Die absolute Wahrheit hat freilich auch Sybel keineswegs überall zu finden und zu geben vermocht. Kein Wissender und Billigdenkender wird ihm das zum Vorwurf machen — „errare humanum“ — und nur Kinder und Narren, welche an das Märchen von der absoluten historischen Objectivität glauben, werden das Sybel'sche Buch darum verwerfen, weil der Verfasser durchweg von monarchisch-conservativen Gesichtspunkten ausgegangen ist. Es kann eben kein Mensch — und die Historiker sind doch so zu sagen auch Menschen — aus seiner Haut heraus. Anständige Leute sollten sich daher nachgerade schämen, das Gerede von der absoluten historischen Objectivität nachzuplappern. Historische

Gerechtigkeit, ja wohl! Die ist möglich und soll sein, unter allen Umständen, überall und immer. Aber gerade die Objectivitätsschwätzer, welche eine Unmöglichkeit sich selber und Anderen vorflunkern, lassen in ihren „objectiv" gehaltenen Büchern die historische Gerechtigkeit nur allzu häufig vermissen.

Den Verlauf der französischen Staatsumwälzung zu einem literarischen Kunstwerk geschichtlichen Stils zu gestalten, hat bislang nur ein Autor versucht und vermocht, der Schotte Carlyle. Seine mit Recht berühmte „French Revolution" ist eine „Historie" im malerisch-technischen Sinne, aber nicht Historie im wissenschaftlichen. Trotzdem wird kein Kenner leugnen, daß viele von Carlyle mit Worten gemalte Revolutionsscenen an geistklärender und herzbewegender Wahrheit selbst genaueste und siebenfach beurkundete Darstellungen übertreffen. Es sind Seiten in diesem Buch, welche fraglos mit zu den besten im 19. Jahrhundert geschriebenen gehören und sogar weniger Empfänglichen deutlich spürbar machen, wie thurmhoch ein Dichter-Prophet über gelehrten Sammlern und Sichtern stehe.

Lange hat es gewährt, bis die Franzosen dazu gekommen sind, der Revolutionslegende kritisch zu Leibe zu gehen. Sie konnten sagen, sie hätten keine Zeit gehabt, das Wesen ihrer ersten Revolution zu ergründen, da sie 3 etliche weitere hätten machen müssen: die eine, damit sie Louis Philippe in sein Jobber-Portefeuille, die andere, damit sie ein nachgemachter Bonaparte in seinen Banditen-Schnappsack steckte. Endlich, unter dem zweiten Empire, hatten sie Muße, über eine Vergangenheit nachzudenken, welche eine so schmachvolle Gegenwart zur Folge gehabt, und die historische Kritik schickte zwei Denker und Forscher vor, welche durch die Revolutionsphrase hindurch das Revolutionsding erkannten und selbiges nach der Natur zeichneten: — Alexis de Tocqueville und Hippolyte Taine.

Tocqueville hat die reichen, so außerordentlich aufhellend wirkenden Resultate seiner Erforschung der Ursachen und des Wesens der Revolution in einen schmalen Band zusammengedrängt („De l'ancien régime et de la révolution", 1856). Jeder, d. h. Jeder, welcher mit der in Rede stehenden Sache ernstlicher sich befaßt hat, kennt diesen kostbaren Band und gesteht dankbar, daß er demselben gediegene Belehrung verdanke. Taine hat sein Werk („Les origines de la France contemporaine") auf breiterer Basis angelegt und führt es in größeren Dimensionen aus.*) Er ist an die Lösung der Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, mit dem vollen Bewußtsein herangetreten, daß sein Unternehmen, die Vernichtung des Revolutionsmythus und der revolutionären Mythologie, seinen Landsleuten mißfallen werde („J'ai le regret de prévoir que cet ouvrage déplaira à beaucoup de mes compatriotes." T. III, Préface). Das war für einen Franzosen wahrlich nichts Kleines, sondern etwas Großes. Eine so mühsälige Arbeit unternehmen und durchführen, nur um der Wahrheit zu dienen, der Lüge, dem Vorurtheil und der Nationaleitelkeit einen offenen Absagebrief schreiben, von vornherein klarsein, daß statt Dankes nur Mißfallen und Unpopularität zu ernten sein werde, das bezeugt ein Wahrheitsgefühl, einen Rechtssinn und eine Gewissenskraft, wie sie gewiß nicht allzu häufig in einem Franzosen oder in einem Menschen überhaupt vereinigt sich finden. Vollends in unserer Zeit der sittlichen Schlaffheit, welche, schamloser Stirne, mit ihrem „Opportunismus" als mit einem Vorzug, ja als mit einer Tugend staatmacht. Taine hatte schon mittels seiner Geschichte der englischen Literatur den Beweis erbracht, daß er es vermöge, über das Gallierthum sich zu stellen. Das vorliegende Werk zeigt ihn als einen freien Menschen und Mann, nicht im Sinne des Parteijargons, aber im Hochsinne des Wortes.

II.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß der Umbau eines großen, in seinen Fundamenten angefaulten, durch und durch wurmstichigen und vermorschten Hauses zu den schwierigsten Aufgaben gehört, welche einem Architekten gestellt werden können. In 99 Fällen von 100 mißlingt die Lösung und muß sie mißlingen. Im hundertsten, also im glücklichsten Falle kommt nur ein trauriges Flickwerk zuwege.

Ein Haus der bezeichneten Art war das Frankreich der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und so, wie es war, wurde es einem zwölfhundertköpfigen Architekten, der constituirenden Nationalversammlung von 1789, zum Umbau überliefert.

Sybel, also ein Historiker, welchen selbst der wildeste Fanatiker des Syllabus nicht im Verdachte revolutionärer Anschauungen haben kann, hat im ersten Bande seines Werks über das französische Staatswesen unmittelbar vor der großen Umwälzung desselben gesagt: „Hier war alles Bestehende in seinem Wirken erbärmlich und, was vielleicht noch schwerer wog, in seinen Rechtstiteln ungewiß. Es gab in dem ganzen französischen Staatsrechte keinen unangefochtenen Punkt; es war (also) ganz natürlich, daß die Neuerung von vornherein ihren Ausgangspunkt im Natur- und Menschenrecht suchte" (d. h. mit der Stange der Theorie im Nebel der Abstraction herumfuhr). „Der Wunsch, das Bestehende zu verbessern, der bei gesunden Nationen sich erst bei äußerstem Mißlingen in den Drang der Zerstörung umsetzt, war hier von Anfang an hoffnungslos."

Zu diesen Sätzen des deutschen Geschichtschreibers liefern die zwei ersten Bände von Taine einen authentischen, actenmäßigen, unwidersprechlichen, aber trauervollen Commentar. Im ersten Bande weist der französische Culturhistoriker nach, daß und wie das Ancien Régime vollständig abgewirthschaftet hatte und daß der Einsturz des unterwühlten, angefaulten Hauses voll Wurmfraß und Moder unvermeidlich und nahebevorstehend war. Im zweiten Bande thut er dar, wie das der constituirenden Nationalversammlung zum Umbau überlieferte Staatsgebäude unter den Händen des Architekten, aller Wohlmeinenheit und theilweisen Geschicklichkeit desselben zum Trotz, aus den Fugen ging, zerbröckelte, zerkrachte und schließlich in einen ungeheuren Trümmerhaufen, in ein Chaos von Anarchie zusammenstürzte.

Aus diesem wüsten Trümmerhaufen erwuchs der Jakobinismus, zuerst ein aus Rousseau'schen Orakelsprüchen zusammengeflicktes Theorem mit der liebsüßen Devise: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Dann die Verwirklichung des Gedankens der Pöbelherrschaft, ein hunderttausendarmiger Riese, welcher, den Antrieben vonseiten einer Hand voll Phantasten, Größennarren oder Schurken blind gehorchend, seine Losung: „Wer nicht an mich glaubt, der stirbt!" zu einer schrecklichen Wirklichkeit machte. Man hat bekanntlich die Adepten des Jakobinismus damit zu entschuldigen gesucht, daß man sagte, sie hätten gemordet, um nicht gemordet zu werden. Wohl! Aber wer hat einen Zustand vorbereitet, ermöglicht, herbeigeführt, wo nur noch die Wahl blieb, Henker oder Opfer zu sein? Eben der Jakobinismus.

Noch sind seitdem keine hundert Jahre verflossen und doch wären wir geneigt, das, was dazumal geschah, für einen wüsten vorzeitlichen Mythus zu halten, so uns nicht tausende unverwerflicher Zeugnisse die anwidernde Gewißheit gäben, wie tigeräffisch Voltaires „Tigeraffen" die Carmagnole um den ehernen Stier des jakobinischen Schreckens her getanzt, gerast haben. Um diesen Tanz zu begreifen, muß man sich erinnern, was für Gaillarden, Gavotten und Menuetts in Fontainebleau, in Saint-Germain, in Versailles, in Marly, im „Parc aux cerfs", in Louveciennes und in Trianon vordem getanzt worden waren. Der größennärrische gallische Jakobinismus war ja auch nur die Consequenz der Prämisse des größennärrischen gallischen Sultanismus. Eine Ahnung vom Kommen dieser Consequenz scheint sogar schon einen der literarischen Lakaien des Sultans, welcher Ludwig der Vierzehnte hieß, angeschauert zu haben. Man lese nur, das zu erfahren, mit Verstand die „Athalie" des Schmeichlers Racine, namentlich die letzte Strophe vom Chorlied, welches den zweiten Act beschließt.

(Schluß folgt.)

*) Den bis jetzt (1876—81) veröffentlichten 3 Bänden („L'ancien régime" — „La révolution", a) „L'anarchie", b) „La conquête jacobine") sollen, wie es scheint, noch drei oder vier weitere folgen.

Von der internationalen Ausstellung für Elektricität.

Vor wenigen Tagen war es, als ich im Menschengedränge der Pariser Boulevards mich vorwärts bewegte in der halb unbewußt angenommenen Richtung nach den elysäischen Feldern. Es gibt für Alle, welche keine Menschenfeinde sind, nichts Reizvolleres als solch einen Gang auf den breiten Asphalttrottoirs, auf welchen Hunderte von Personen an kleinen zierlichen Tischchen trinkend, schwatzend und lachend vor den Cafés sitzen. Der Glanz der Gaslichter fällt aus den Sälen heraus und vereinigt sich mit dem Lichte der zahllosen Gaslaternen, um eine angenehme Helle zu erzeugen, welche seltsam gegen das dunkle Grün der Baumkronen und den Nachthimmel absticht. Wie in einem großen Festsaale, an dessen Decke der Himmel sammt den Sternen gemalt ist und an dessen Wänden grüne Reiser lehnen, wandelt es sich da. Stundenlang kann man gehen, ohne dessen müde zu werden. Ja, stundenlang selbst wenn man immer vorwärts strebt; denn mehr als eine Stunde weit erstreckt sich ja dieser prächtige Laubengang durch das Herz jener schönen Stadt, welcher nur leider, wie auch sonst so oft, die Schönheit nicht ungetrennt vom Leichtsinn zu Theil geworden ist. Aber endlich hat die Helle ein Ende, die Straßen hüllen sich in Zwielicht, nur wie ein schwacher Abglanz der bisherigen Herrlichkeit fällt hin und wieder ein heller Lichtstrahl auf den Weg, welcher nun auf jenem unheimlich großen Concordienplatze einmündet, den selbst die vielen Hunderte auf ihm verstreuten Gasflammen nicht dem Schooße der Nacht zu entrücken vermögen.

Hier ist es geradezu einsam; verschwommen streckt der Obelisk sich hier in den Nachthimmel hinein; kaum hebt er sich von diesem ab; man verliert ihn unversehens am Firmamente. Jetzt wandte ich mich nach rechts, um aus dem Dunkel wieder nach den lichten Punkten hinzukommen, welche mir aus dem Gehölze der Champs Elysées entgegenwinkten. Schon war ich hier unter den Bäumen, da wandte sich zufällig mein Blick nach rückwärts: Welche Veränderung war mit dem Obelisken vor sich gegangen!

Scharf wie eine Eisnadel hob er sich nun vom dunklen Himmel ab; er sah aus als wenn er innerlich glühe und brenne! Aber doch ist es kein gewöhnliches Glühen! Es ist ein Licht wie vom Monde herabgeholt, hellweiß, bleich, gespensterhaft! „Das ist von der Ausstellung", sagte Jemand neben mir und wies nach dem Orte, wo der Industriepalast der elysäischen Felder zu suchen war. Ja, von da her kam das seltsame Licht. Wie ein greifbares Bündel fielen von dem hohen Dache des Gebäudes die Strahlen elektrischen Lichtes über die dunklen Kastanien des Gehölzes weithin bis nach dem einsamen Concordienplatze, daß das Denkmal aus dem Dunkel der Nacht heraustrat gleich einer effectvollen Theaterdecoration.

Wie erglänzte erst Alles in der nächsten Umgebung des Gebäudes! Auf dem weiten Vorplatze stand auf erhöhtem Sockel ein erzenes Weib, mit beiden Händen eine Fackel gegen den Himmel streckend, welche in tausenden von blitzenden Strahlen ein Licht, heller als die Sonne, im weiten Umkreis auf die Erde warf. Die Leute standen kopfschüttelnd davor; sie zogen wohl ihre Zeitung aus der Tasche und lasen. „Genau wie am Tage!" hörte man sie dann sagen und sah sie in das Licht blicken, welchem diese Helle entströmte.

Der Zudrang zu dem Eingange war ein erstaunlicher; wie ein Meer wogte es vor dem Portale auf und ab, Niemand konnte die Zeit erwarten, wo er hineingelassen wurde. Endlich betrete ich die Vorhalle, einen weiten Raum, in welchem rechts und links im Vordergrunde breite Treppenläufe münden. Im ersten Augenblicke, wo man aus dem halben Zwielichte des Vorplatzes diesen hell erleuchteten Raum betritt, fällt die Helle nicht besonders auf, da man sich sofort der Täuschung überläßt, als wäre das Gebäude durch das Tageslicht erleuchtet. Man muß sich erst besinnen, daß diese Helle künstliches Licht ist und blickt alsdann erstaunt zu der Lichtquelle auf. Es ist dies ein mächtiger Kronleuchter mit jenen massigen Formen, welche jetzt in Berlin leider so beliebt sind. Aber auf den Geschmack der Form kommt es jetzt nicht an; was interessirt, ist die große Fülle prächtigen Lichtes, welche den Lampen dieses Kronleuchters entströmt. Es sind Siemens'sche Lampen; sie brennen mit entzückender Gleichmäßigkeit und Ruhe, auch zeigen sie die angenehme Seite, daß man ihnen ungestraft ins Antlitz sehen kann, was man bei den meisten der andern Systeme nicht wagen darf.

Tritt man nun weiter vor und in das hohe basilikenartige Schiff des Gebäudes hinein, so kann man laute Rufe des Staunens und der Bewunderung fast nicht unterdrücken. Der Gesammteindruck dieses mächtigen Raumes, der sich bis in die letzten Winkel hinein, bis hoch hinauf an die Sparren des Glasdaches hell und ohne den geringsten Schatten zeigt, ist ein solcher, wie man ihn mit etwas Anderem gar nicht vergleichen kann. Eine solche Lichtfülle ist noch auf keinem Orte der Erde zu sehen gewesen; selbst das hellste, klarste Sonnenlicht kann so etwas nicht, denn wo dasselbe hinfällt wirft es auch Schatten; hier aber sorgen die überall fast gleich stark durch den Gesammtraum vertheilten Lichter dafür, daß es eine schwer zu lösende Aufgabe wird, einen Schatten zu finden. Aus tausend Quellen fällt hier das Licht in den unermeßlichen einheitlichen Raum; am ehesten könnte man diesen Anblick vielleicht mit dem des gestirnten Himmels vergleichen, aber der Glanz der Sterne ist ja nichts gegen die Helligkeit dieser Lichter.

Genau im Mittelpunkte des Gebäudes erhebt sich aus einem die Lichter vielfältig wiederspiegelnden, grünumbordeten Wasser ein massiger Leuchtthurm, dessen Krone sich langsam dreht und auf die Hochwände des Gebäudes strahlenförmig bunte Lichtflecke wirft, welche hier auf- und abspazieren und plötzlich da oder dort, auf diesem oder jenem Gegenstande erscheinen, um gleich darauf zu verschwinden und in ganz anderen Ecken wieder aufzutauchen. Der erste Eindruck des Raumes wird dadurch ein noch mehr gespenstiger, als er es ohnehin schon ist. Aber lange hält dieses Gefühl nicht Stand; dazu ist es doch zu heimlich in dem weiten Raume, in welchem man gleichsam hundert Sonnen über sich fühlt und beinahe das Gefühl einer davon ausgehenden angenehmen Wärme hat.

Wenn man genugsam hier unten auf- und abgewandelt ist, die zur Seite des Hauptschiffes in einer besonderen ausgedehnten Halle stehenden mächtigen Dampf- und Gasmaschinen bewundert hat, welchen jene Fülle elektrischer Kraft entstammt, geht man unwillkürlich den in starken Strähnen von hier aus in die Höhe steigenden Drahtleitungen nach, um den Ort zu suchen, wo dieselben ihre elektrische Spannung fühlbar werden lassen.

Theilweise führen sie zu den elektrischen Lampen, welche in ununterbrochener Reihe in der Höhe der Saalgalerie hängen und deren Licht mit zu der so effectvollen Erleuchtung des Saales dient, theilweise jedoch verlieren sie sich auch in der großen Zahl kleinerer Säle, welche sich in der Etagenhöhe der Saalanbauten befinden und zu Zwecken der Ausstellung hergerichtet sind. Man steigt hier auf einer breiten, aus Holz provisorisch aufgebauten Treppe direct aus dem Saale empor und gelangt vorerst in diejenigen Räume, welche den besten und anheimelndsten Eindruck von allen machen, welche überhaupt hier zu finden sind. Es sind dies einige große als Wohn- und Repräsentationsräume hergerichtete Säle, welche bis auf das letzte Stück bewohn- und benutzbar eingerichtet sind, mit so viel Luxus ausgestattet wurden, wie man sich dies überhaupt denken kann, und darin so viel Geschmack zeigen, wie man es von Pariser Künstlern nur erwarten darf. Das ganze Arrangement hat ursprünglich den Zweck, zu zeigen, in welcher Weise man sich heute bereits bei häuslichen Einrichtungen die Elektricität nutzbar machen kann. Wir finden deshalb die einzelnen Räume unter einander durch elektrische Glockensignale verbunden und durch elektrisches Licht erleuchtet; aber die Pariser Firmen wären thöricht gewesen, wenn sie diese prächtige Gelegenheit hätten vorübergehen lassen, ohne sich im höchsten Glanze zu zeigen und zugleich bei den Millionen von Besuchern Reclame zu machen. Sie stritten sich um den Vorzug, diese Räume ausstatten zu dürfen, und nach dem zu urtheilen, was heute den Besuchern gezeigt wird, hat die Ausstellungscommission die beste Auswahl unter den Con-

currenten getroffen. So groß der Reiz dazu ist, so gehörte es doch nicht hierher, wenn ich mich auf die Beschreibung dieser Ausstellungsstücke einlassen wollte; unterdrücken kann ich aber nicht die Erwähnung jener wunderbar schönen gemalten Gobelins, welche fast allen diesen Räumen als Wandbekleidung zur höchsten Zierde gereichen. Dieselben stammen von M. Salagnad, 10 rue Royale, und können mit den echten getrost concurriren, ja unter der Einwirkung des elektrischen Lichtes scheinen sie noch besondere Reize zu gewinnen, welche jenen abgehen.

Diese Repräsentationsräume bestehen aus mehreren Salons, einem Musik- und Billardzimmer und einem Speisesaal; daran schließen sich ein Badezimmer und eine Küche, in welcher jedoch nicht, wie man vermuthen könnte, elektrische, sondern die bisher gebräuchlichen Kochopparate installirt sind. Elektrische Leitungen dienen hier nur zur Entzündung einiger Gasflammen, eine Einrichtung, welche im Grunde doch recht nahe an Spielerei grenzt, denn Niemandem wird es einfallen, um ein einzelnes Licht gelegentlich elektrisch entzünden zu können, permanent eine elektrische Leitung und die dazu gehörige Batterie zu unterhalten, während dieselbe Methode z. B. bei der Entzündung schwer zugänglicher Kronleuchter unentbehrtich sein mag.

Im Allgemeinen wichtiger vom Standpunkte der Elektriker ist die Einrichtung zweier weiteren Räume, welche sich noch an die Repräsentationsräume anschließen. Es sind dies der Theatersaal, die Bildergalerie und die Telephonzimmer. Ersterer enthält zwar keinen regelrecht hergerichteten Zuschauerraum, aber eine kleine reizende Bühne, welche dazu dienen soll, nachzuweisen, welche Vortheile das elektrische Licht für Bühnenzwecke bietet.

Ich selbst habe in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, wieder einmal auf die schon so oft betonte große Gefährlichkeit unserer gesammten Bühneneinrichtungen hinzuweisen. Es geschah dies vor fast zwei Jahren*) und seit jener Zeit haben leider die Schlag auf Schlag bis in die letzten Wochen einander folgenden Theaterbrände bewiesen, daß das Bild, welches ich von der Gefährlichkeit jener Zustände entworfen, kein carrikietes war. Die große Gefahr liegt für jede Bühne in der nahen Berührung, in welcher sich fortwährend so leicht entzündliche Stoffe wie Coulissen, Sassiten 2c. mit offenen Flammen befinden. Seit Jahrzehnten strebt man danach, die Entzündlichkeit jener nun einmal unentbehrlichen Requisiten zu vermindern, indem man sie aus unverbrennlichen Stoffen herstellt oder sie in passender Weise imprägnirt. Leider ist man auf diesem Wege noch sehr wenig vorwärts gekommen, weil sich in der Praxis alle vorgeschlagenen Mittel so gut wie gar nicht bewährten. Dagegen scheint die Hülfe, welche heute von der anderen Seite her durch die Verwendung des elektrischen Lichtes geboten wird, wirklich eine weniger fehlbare zu sein. Das elektrische Licht besitzt die für unseren Zweck kostbare Eigenschaft, daß es mit der äußeren Luft nicht in Berührung gebracht zu werden braucht; dasselbe bedarf keiner Luftzuführung, da die Lichterscheinung nicht die Folge eines chemischen Processes, d. h. einer Oxydation des Brennmaterials, sondern vielmehr nur eine Folge des physikalischen Widerstandes ist, welchen ein elektrischer Strom in gewissen Körpern findet. Wenn man eine angezündete Kerze oder eine Gasflamme luftdicht mit einer Glocke umgeben wollte, so würde deren Licht alsbald erlöschen; thut man dasselbe mit einem elektrischen Lichte, so befördert man eher noch die Brennzeit. Es gilt dies für alle beide Arten, welche man heute vom elektrischen Lichte kennt; wenige Worte werden genügen, um dies erklärlich erscheinen zu lassen.

Die ältere Art, auf welche man elektrisches Licht erzeugt und industriell verwerthet, besteht darin, daß man einen metallischen Stromkreis, in welchem ein starker elektrischer Strom circulirt, an der gewünschten Stelle öffnet und an die beiden so entstandenen Enden kerzenförmige Kohlenstücke befestigt. Letztere leisten dem elektrischen Strome einen größeren Widerstand als der Metalldroht, sie gerathen in Folge dessen in starkes Erglühen und zwischen ihnen bildet sich ein Lichtbogen, wobei die Kohlenstücke sich verzehren, da sie durch die umgebende Luft oxydirt werden. Schließe ich die äußere Luft durch eine Glocke ab, so hemme ich durchaus nicht die Wirkung des elektrischen Stromes auf die Kohlen, sondern nur die Oxydirung der glühenden Theile.

Nicht viel anders liegt die Sache bei der zweiten Art, auf welche man elektrisches Licht erzeugt. Hier veranlaßt man keine Oeffnung des elektrischen Stromkreises, sondern nur eine Schwächung der Leitung. Während man im Ganzen die metallische Leitung, durch welche der Strom circulirt, stark genug macht, daß letzterer sie nicht erhitzt, daß also der Widerstand, welchen der Strom findet, nur ein möglichst geringer ist, vergrößert man an den Stellen, wo man die Entstehung eines Lichtes beabsichtigt, den Widerstand dadurch, daß man den Metalldraht bedeutend dünner nimmt oder eine Leitung aus anderem Material einfügt. Somit geräth die Leitung an diesen Stellen, je nach der Stärke des Stromes und der Beschaffenheit der Leitung, in mehr oder weniger starkes Erglühen Auch hier tritt ein chemischer Proceß nicht ein; man kann das Licht in jedem beliebigen Gas erzeugen; man kann es sogar im luftleeren Raume herstellen, ja gewisse Systeme machen sogar ausdrücklich von dem luftleeren Raume Gebrauch. Edisan, der Erste, welcher die praktische Verwendbarkeit dieser Art elektrischen Lichtes nachwies, war dazu gezwungen, seine Lichter mit luftleeren und luftdicht geschlossenen Glasglocken zu umgeben, weil er zu jenem, den Widerstand des Stromes vergrößernden Zwischenstück in der Leitung ein hufeisenförmig gebogenes Papierschnitzchen verwandte. Dieses war es, welches ins Glühen gerieth und das Licht erzeugte. Es wäre alsbald zu Kahlensäure verbrannt, wenn er es hätte in freier Luft brennen lassen, erst durch den luftdichten Verschluß gelang es ihm, seine Glühlichter sa sicher herzustellen, daß sie nun monatelang brennen.

Man erkennt sonach, daß man in der That über ein jedes elektrische Licht eine geschlossene Glasglocke decken kann, ahne dem Effect desselben etwas zu schaden. Diese besondere Eigenschaft macht dasselbe ungemein geeignet zum Gebrauche in Gruben oder in Fabriken, in welchen man die offene Flamme wegen Explosionsgefahren vermeiden muß, während man zugleich die so schlechtes Licht abgebenden Sicherheitslampen ihres schlechten Lichteffectes wegen nicht verwenden kann; sie erlaubt auch die Verwendung unter Wasser, als Taucherlicht, oder in Gasen, in welchen sonst Lichter nicht brennen. Vor Allem aber macht diese Eigenschaft das elektrische Licht zu Theaterzwecken unschätzbar; damit wird vielleicht endlich von den Stätten Melpamenes und Thatias der entsetzliche Bann genommen, welcher bis jetzt noch immer über ihnen schwebte. Welcher große Unterschied in der Feuersicherheit zwischen der neuen Beleuchtungsart und den alten Methoden wirklich herrscht, das kann man glücklicherweise in der Ausstellung selbst dadurch erkennen, daß Garnier und Nuitter, die Architekten der großen Oper, und Th. de Lajarthe, der Bibliothekar derselben, in demselben Saale eine Sammlung veranstattet haben, welche die bisher gebräuchlich gewesenen Theaterlampen in chronalogischer Reihe, von der alten unbewehrten Oelflamme an bis zur letzten Form der Gasflamme mit camplicirtester Drahtmaske, vorführen.

Daß der Effect der Decorationen unter dem elektrischen Lichte nicht leidet, davon mag man sich nur an Ort und Stelle überzeugen, wenn man nicht glauben will, was deutsche Professoren vor kurzem überzeugend nochgewiesen haben, daß nämlich mit Ausnahme des Gelb alle Farben im elektrischen Lichte deutlicher wahrzunehmen seien, als im Gas- und sogar im Sonnenlichte. In Wirklichkeit verliert auch weder die Prosceniums-Decoration, von der Hand Lavastres des Jüngeren gemalt, und unter der Beleuchtung des Saalkranleuchtees stehend, noch die Bühnendecoration von Rube und Chapron etwas von ihrer reizvollen Erscheinung.

Wenn man endlich daran denkt, daß die elektrische Beleuchtung zur Erhöhung der Temperatur der Umgebung sehr wenig beiträgt, so wird man wohl Gründe genug gefunden haben, um diese Neuerung aus voller Ueberzeugung willkommen zu heißen. Die Theaterdirectoren würden nicht unklug handeln, wenn sie

*) Nr. 3 Band XVII Theaterbrände.

sich für das elektrische Licht interessirten. Ich glaube, daß ihre Räume sicher eine neue Zugkraft gewinnen würden, wenn die Zettel verkündeten: „Vorstellung bei elektrischem Lichte!“ Mit dem Reiz der Neuheit vereinte sich dann ein angenehmes Gefühl der Sicherheit, wie man es seit den letzten entsetzlichen Theaterunglücken schmerzlich vermißt.

Die Bildergalerie, in welche man von dem Theatersaale aus gelangt, hat man zu dem Zwecke eingerichtet, um die Wirkung des elektrischen Lichtes auf Gemälde zu studiren. So lange man Gemälde bei Tageslicht malt, wird für die Beleuchtung derselben kein anderes Licht im Grunde so günstig sein, wie wiederum das Tageslicht. Aber das gilt nur so lange, als man nur wenige Gemälde zugleich in einem Raume aufhängt; in einer Gemäldegalerie ist es schlechterdings unmöglich, allen Bildern gleichmäßig die volle Wirkung des Tageslichtes zu Theil werden zu lassen. Hier wäre deshalb die künstliche Beleuchtung durchaus am Platze; nur hat leider eine jede einzige der bisher verwendbar gewesenen den Nachtheil, daß sie den Eindruck der Farben mehr oder weniger ändert. Oel-, Petroleum- und Gaslicht haben an sich schon eine bestimmte Nuance, welche die bei Tageslicht aufgesetzten Farben ganz anders erscheinen läßt, wenn nicht gerade von vornherein für eine bestimmte unter diesen künstlichen Beleuchtungsmethoden gemalt worden ist. Wie oben bereits erwähnt worden, ist vom elektrischen Lichte bereits nachgewiesen, daß es die natürliche Wirkung der Farben auf das menschliche Auge so gut wie gar nicht und zwar noch weniger als das Sonnenlicht beeinflußt. Ein Zweifel darüber, daß dasselbe an sich für Gemäldegalerien sehr geeignet sein muß, kann also gar nicht mehr aufkommen; nur die praktische Ausführbarkeit machte bisher noch Schwierigkeiten. Die gewöhnlichen elektrischen Lampen werfen ihre kräftigen Lichtstrahlen nach allen Richtungen hin, diese reflectiren von allen Seiten des erleuchteten Raumes und dadurch entsteht an jeder Stelle desselben ein zerstreutes Licht, wie es für die Beleuchtung von Gemälden gänzlich unbrauchbar ist. Um dies zu vermeiden, ist eine besondere Lampe erfunden worden, welche „Lampe Soleil“ genannt wird, da sie gleich der am Himmel stehenden Sonne ihr Licht in milderen Strahlen herniedersendet. Diese Lampe wird von mehreren Firmen und in mehreren Ländern ausgeführt; die in der Bildergalerie der Ausstellung angebrachten Exemplare stammen von der Brüsseler Compagnie générale belge de Lumière électrique. Das System der Lampe steht eigentlich in der Mitte zwischen den beiden oben von einander als scharf geschieden dargestellten, denn es benutzt die Kohlenstücke der Kerzenlichter und das Erglühen von Elektricitätsleitern; es fügt nämlich zwischen die in gewisser Entfernung nebeneinander senkrecht oder etwas zu einander geneigt angebrachten Kohlenspitzen ein Stück derben Marmors. Derselbe erglüht gleich den Kohlen in sehr schönem, ruhigem Lichte und verzehrt sich allmählich, so daß er zeitweise ersetzt werden muß. Diese Lampen sind von ausgezeichneter Wirkung auf die Gemälde; sie hängen ziemlich hoch über denselben, dicht unter der Leinwanddecke, welche man bisher anzubringen pflegte, um das von oben einfallende Tageslicht auf die verschiedenen Seiten der Räume zu vertheilen. Man kann nicht sagen, daß man in der nunmehrigen Farbenwirkung der Gemälde gegen die am Tage beobachtete einen Unterschied bemerken könnte, und doch sind diese Gemälde bei Tageslicht gemalt und für dasselbe bestimmt. Das Tageslicht unterscheidet sich glücklicher Weise nur sehr wenig von dem elektrischen Lichte und deshalb wird es auch durchaus angänglich sein, die bei Tageslicht gemalten Bilder in Galerien auszustellen, welche durch elektrisches Licht erleuchtet werden. Natürlich wird es Niemandem beikommen, unsere Bildergalerien überhaupt nur für die abendliche Beleuchtung und Benutzung einrichten zu wollen, nur darin liegt ein wesentlicher Vortheil, daß man jetzt in den Stand gesetzt ist, sie, wie sie sind, auch Abends zu benutzen. Daß man hierbei noch bessere Effecte erzielt, als sich unter gewöhnlichen Umständen erreichen lassen, ist ein günstiger Nebenumstand.

Aus der Bildergalerie gelangt man, die Flucht der Repräsentationsräume durchschreitend, in einen Theil des Gebäudes, wo alle lauten Geräusche erstorben sind; man wandelt auf dicken Matten, und schwere Teppiche hängen überall an den Wänden, um jeden Laut zu ersticken. Hier ist es, wo jene vier Kammern, etwa je von der Größe eines Berliner Zimmers, eingerichtet sind, in denen man auf so weite Entfernung hin der Musik der großen Oper und den Recitationen des Théâtre français lauschen kann. Von der durch Leinwandbekleidung nach außen hin abgeschlossenen Decke hängt in jedem dieser Räume ein Kronleuchter herab, welcher 20—30 jener kleinen elektrischen Glühlämpchen trägt, welche oben beschrieben wurden. In Kopfhöhe hängen längs der Umfassungswände zwanzig Paar Hörapparate für die Telephonleitungen, welche von hier aus in zwei elektrisch erregten Kabeln nach der großen Oper, beziehungsweise nach dem Théâtre français führen. Auf der Bühne münden sie zur Seite des Souffleurkastens in telephonische Transmetteure, welche feinfühlig genug sind, um in gleicher Treue die süß girrenden Töne der Liebe, den Timbre von Haß und Rache, die Triller der Patti und den Chorgesang den in den Ausstellungskammern lauschenden Ohren blinder Theaterbesucher zuzusenden. Im Ganzen ist die Meinung über das wirklich Gehörte getheilt; unglücklicher Weise kann Niemand beweisen, wessen Meinung die richtige ist. Als ich zum ersten Male ihrer zwanzig, darunter den Präsidenten der Republik und all dessen erlauchte Gäste an den Telephonen lauschen sah und sie dann sämmtlich in laute Töne der Bewunderung ausbrechen hörte, da konnte ich mir nicht helfen, ich mußte laut lachen. Man denkt nun einmal nicht selten gerade in den ernsthaftesten Situationen an die spaßhaftesten Geschichten; so dachte ich hierbei an folgendes schnurrige Erlebniß: Gar nicht so unweit von dem Ausstellungsgebäude (so weit davon etwa wie deutsche Geschütze reichen) war es, wo wir 1871 zu fünf oder sechs an einem recht unangenehm naßkalten Abend nach einem weiten Marsche um den Kamin unseres Quartiers saßen; ein Jeder spürte das Bedürfniß nach einem erquickenden Trunke; da brachte einer unter uns eine Feldflasche hervor, roch daran, schnalzte mit der Zunge und trank. Dann reichte er die Flasche an seinen Nachbar; derselbe that einen tiefen Schluck und sagte: „Ein vorzüglicher Stoff!“ Sa machte die Flasche die Runde, bis sie endlich an mich kam und ich zu meinem Staunen und Aerger merkte, daß sie nichts als reines Wasser enthielt.

Es hatte aber doch seinen guten Grund, daß mir diese Geschichte einfiel; dieselbe illustrirte nur das Gefühl der Unsicherheit, welches entschieden über den wahren Werth der Einrichtung noch herrscht. Erst wenn man so weit sein wird, daß man der „Empfänger“ oder „Receptears“, welche man heute noch braucht, entbehren kann, und die Töne unvermittelt in den offenen Raum hinein quellen, wird sich diese Lautübertragung auch wirklich allerseits voller und unbezweifelter Anerkennung erfreuen. Ich glaube auch, daß man es dahin bringen wird, und zwar liegt diese Zuversicht um so näher, als es ja schon gelungen ist, die frei im Raume schwingenden Töne zur Einwirkung auf das Telephon zu bringen, es hierbei also nicht mehr nöthig ist, daß man in ein Telephon hineinspricht.

Es prickelt mich die Versuchung, gestützt auf diese Zuversicht, einige Blicke in die Zukunft zu thun; aber leider haben dies die Witzblätter früher schon allzu reichlich gethan, als daß man dabei auf ein ernsthaftes Publicum rechnen könnte.

Jedenfalls steht fest, daß wir noch ganz erstaunlichen Umwälzungen im Verkehrswesen auf Grund der Erfindung der Telephonie und der noch stoffloseren Photophonie entgegengehen, Umwälzungen, welche selbst mit denen durch die Telegraphie erzeugten nicht verglichen werden können, denn jetzt handelt es sich um das Eindringen der elektrischen Uebermittelung bis in die letzten Kanäle des Verkehrs, bis in das Haus und die Familie des letzten Bürgers. Daß es unter solchen Umständen den Staatsgewalten noch lange möglich sein wird, die Telephonie als zum Telegraphenwesen gehörig und als Staatsmonopol zu behandeln, ist sehr zu bezweifeln. Wenn man zur Lautübertragung auch bis auf die weiteste Entfernung hinaus weiter nichts mehr bedarf, als die Strahlen der Sonne, ein Stück Selen und einen elektrisch afficirten Empfänger, dann hat für den Staat die Mög-

lichkeit offenbar aufgehört, den unberechtigten Gebrauch des Monopols zu verhindern. Wenn das Telephon vor dem Telegraph erfunden wäre, hätte man letzteren gar nicht erfunden, denn er wäre dann kein Bedürfniß gewesen; wahrscheinlich hätten wir dann aber auch kein Telephon-Monopol. Letzteres mußte festgehalten werden, weil einmal das Telegraphen-Monopol existirte und das Telephon seinem ganzen Wesen nach noch sehr an den Telegraph erinnert. Diese Aehnlichkeit verschwindet jedoch zusehends bei dem Photophon. Es hat noch nicht verlautet, wie die verschiedenen Regierungen sich diesem gegenüber zu stellen beabsichtigen, so interessant es wäre, darüber etwas zu erfahren.

Es ist erklärlich, daß auch außer den soeben beschriebenen Einrichtungen das Telephon und das Photophon in der Ausstellung noch sonst eine reiche Vertretung gefunden haben; haben doch diese beiden diesmal die erste Gelegenheit sich auf einer großen Ausstellung in vollkommener Form und voller Wirksamkeit zu zeigen. Die Zahl der ausstellenden Fabrikanten ist eine große; Frankreich überwiegt hierbei in der Eleganz und Handlichkeit der Ausführungen; Amerika in der praktischen Form; Deutschland aber fordert ein besonderes Interesse dadurch, daß es die Urform des Telephons, wie sie von Ph. Reiß erdacht worden, unter seinen historischen Sammlungen ausstellt.

Das elektrische Licht und die Telephone sind es hauptsächlich, welche den Nichtfachmann in der Ausstellung interessiren; dazu treten vielleicht noch einige andere Anwendungen, welche man in der neuesten Zeit von der Elektricität gemacht hat. Dieselben betreffen die Möglichkeit der Uebertragung von Kraft vermittelst der Elektricität, die auffallende Eigenschaft des elektrischen Lichtes, den Wuchs der Pflanzen unter gewissen Umständen zu befördern, die Planté'sche Erfindung, welche eine Aufstapelung elektrischer Kraft in fast unbegrenzter Weise möglich macht, sowie die Verwendung der Elektricität in der Heilkunde. Alle in diese Gebiete fallende Ausstellungsobjecte, die elektrische Eisenbahn, die elektrisch betriebene Maschinenwerkstätte (Ateliers Ducommun), das Trouvé'sche Boot, welches ohne sichtbar werdende Kraft sich bewegt, der Tissandier'sche „lenkbare“ Luftballon, der Sohier'sche Glaspavillon, in welchem Pflanzen abwechsend dem Sonnen- und dem elektrischen Lichte ausgesetzt werden, der elektrische Kugelsucher — alle diese Gegenstände erregen das Interesse der zu Tausenden in die Ausstellung strömenden Besucher. Keines dieser Objecte aber hinterläßt in denselben jedenfalls einen solch tiefen und bleibenden Eindruck wie die Fülle elektrischen Lichtes, welche ihnen hier entgegenströmt.

Darin wird deshalb diese in ihrer Art einzige Fachausstellung ohne Zweifel gipfeln, daß das elektrische Licht von nun an beginnt Allgemeingut der Nationen zu werden. Die Periode der ausnahmsweisen oder gelegentlichen Anwendung ist für das elektrische Licht nunmehr wahrscheinlich überstanden; es wird sich jetzt ohne Zweifel bald für alle öffentlichen Zwecke unentbehrlich machen und auch in das Haus und in die Familie eindringen. Die fremden Nationen sind hierin schon jetzt ziemlich weit und schnell vorgegangen; nur Deutschland, welches sich doch mit Recht rühmen darf, so Wesentliches zur Ausbildung der elektrischen Lampen beigetragen zu haben, blieb auffallend in der Verwendung derselben zurück; hoffen wir, daß es dem durch die Ausstellung gegebenem Impulse nunmehr desto eifriger folgt. Der Gesundheit und Schönheit von Haus und Stadt, kurz dem allgemeinen Wohlbehagen kann dies nur zum Vortheil gereichen.

Franz Waas.

Das nationale Wettsingen in Wiesbaden.

Ein Nachwort.

Einer unserer witzigsten Tondichter beantwortete mir einmal die Frage nach dem künstlerischen Zweck der deutschen Männergesangvereine mit der kaustischen Negation: „Sie helfen Bismarck die Branstener durchbringen.“ Und Max Stägemann, der liebenswürdige poetische Sänger, dem ich vor einigen Tagen bei der Prüfung eines den Reihen des deutschen Männerchors entsprungenen phänomenalen Tenoristen assistirte, erging sich bei dieser Gelegenheit in Richtersprüchen über den sangeskunstverderblichen Einfluß der deutschen Liedertäfler, die ich am besten verschweige. Aehnlicher absprechender Urtheile über den edlen Männergesang könnte man eine ganze Liste sammeln. H. Ch. Koch, einer unserer denkendsten Künstler, der sich um die encyklopädische Behandlung der Musikwissenschaft durch sein musikalisches Lexikon unvergängliche Verdienste erworben hat, ließ seine geringschätzige Meinung über den Männergesang sogar drucken. „Für höhere Kunstzwecke“ — so sagt er in dem genannten vortrefflichen Werke — „hat man den Männergesang nur sehr selten nutzbar zu machen gesucht, sein eigentlicher Bereich bleibt das einfache Chorlied, innerhalb dessen ihm denn auch eine Popularität zu Theil geworden ist, deren ungemeine Ausdehnung ihren Grund freilich bei weitem mehr in allen möglichen gesellschaftlichen, als in irgend welchen Kunstinteressen hat.“

Die Mehrzahl unserer Männergesangvereine ist leider nicht im Stande, solche degradierende Aussprüche zu entkräften. Kunstgemäße Leitung, ernstes Studium und künstlerische Ziele sucht man bei ihr umsonst und von der Technik der schönen Gesangskunst: Tonbildung, Accentuation, Aussprache, Nüancirung, Athemübung und wie die guten Dinge alle heißen, haben meistens weder die Dirigenten noch die Choristen auch nur eine blasse Ahnung. Beurtheilt man aber die Entwickelungsstufe einer Kunst nicht nach den Leistungen der großen Armee, sondern, was wohl richtiger, nach den Thaten der Führer im Streit, dann kommt unser Männergesang entschieden glimpflicher weg. Das große, nationale Wettsingen — meines Wissens überhaupt das erste wirklich bedeutende — welches der vortreffliche, auf vier Decennien ernsten Strebens zurückblickende Wiesbadener Männergesangverein in den letzten fünf Augusttagen in Wiesbaden veranstaltete, lieferte dafür den besten Beweis. Zweiundzwanzig der künstlerisch zahlungsfähigsten Vereine aller Gaue unseres Vaterlandes hatten sich in jenen Tagen in dem reizenden Badeorte Rendezvous gegeben. Die weinfrohen Rheinstädte Mannheim, Mainz, Bonn, Köln, Düsseldorf, Aachen, Solingen, Rheydt, das mainbegrenzte Frankfurt und Offenbach, Kassel, die schmucke frühere Hessenresidenz, das elegante Hannover, die alten bayerischen Handelsmetropolen Nürnberg, Regensburg, Würzburg und das auf der äußersten deutsch-östreichischen Sprachgrenze postirte Graz — sie alle kamen herangezogen, einzelne sogar mit zwei Vereinen, alle in fröhlichem Kampfesmuth und alle in der bestimmten Hoffnung und Ueberzeugung — Selbsterkenntniß ist ja beim Einzelnen wie bei der Gesammtheit die höchste wie die seltenste Tugend — mindestens einen hervorragenden Ehrenpreis an ihre Fahnen heften zu dürfen. Selbst dann, wenn nur erste Preise bei dem Wettstreit zu vergeben gewesen wären, würde eine allgemeine Befriedigung der Sangesconcurrenten unmöglich gewesen sein. Das durch die Herren Preisrichter (Abt, Gernsheim, V. Lachner, Dr. Langer, Lüstner, Mangold, Möhring, Reiß und Wolff — alle Träger bedeutsamer Künstlernamen —) verkündete Endresultat*) wurde erklärlicherweise von den Concurrenten wie von der Tagespresse vielfach angegriffen. Auf der Rheinfahrt nach dem Nationaldenkmal bei Rüdesheim, die den Schluß des animirten Festes bildete, erzählte der greise Möhring mir eine gelungene, hierhin gehörende Scene. Als bei dem Wettstreit der ersten Abtheilung der Richterspruch den Sängerchor des Turnvereins in Offenbach leer ausgehen ließ, trat eine alte Frau an den Preisrichtertisch, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und schrie: „Das ist aber eine Sünd' und Schand'! Die Offenbacher haben auch einen Preis ver-

*) Die Sieger der ersten Abtheilung waren: der Frankfurter Lehrerverein (erster Preis), Regensburger Liederkranz (zweiter) und Kölner Sängerkreis (dritter Preis); die Sieger der zweiten Abtheilung: die Hilaria aus Aachen erster, Nürnberger Singverein zweiter und Mainzer Liedertafel dritter Preis; die der dritten Abtheilung: Männergesangverein aus Hannover erster, Männergesangverein aus Graz zweiter und Männergesangverein aus Mainz dritter Preis. Die Gewinner der unwesentlichen vierten Preise übergehe ich. Aus dem engern Wettstreit, an welchem nur die in den verschiedenen Abtheilungen mit dem ersten und zweiten Preise gekrönten Vereine theilnehmen durften, gingen der hannöversche Verein mit dem ersten und der Grazer mit dem zweiten Preise, 1800 bez. 1200 Mark nebst einer goldenen Medaille, als Sieger hervor. Der Gesammtbetrag der Geldpreise erreichte die hübsche Summe von 7100 Mark. Die Grazer haben ihren Geldgewinn in lobenswerther Generosität sofort einem bedürftigen östreichischen Tonkünstler überwiesen.

dient, das kann doch Jeder hören! Die Preisrichter sind Schafsköpfe!" Einer der Herren Richter besaß Humor genug, die Invective mit einer ironisch gemüthlichen Antwort abzufertigen. Einen unliebsameren Eindruck machte dagegen das Benehmen des Mainzer Liederkranzes. Diesem Verein wurde kein Preis, sondern eine ehrenvolle Erwähnung zuerkannt. Zum Dank dafür lehnte derselbe das betreffende Diplom, „weil er keinen Gebrauch davon machen könne", telegraphisch ab. Auch die Städte Köln und Bonn lieferten ihren kleinen Skandalbeitrag und zwar durch zwei an das Festcomité adressirte Schreiben, worin die Zusammensetzung verschiedener Concurrenzchöre als unstatthaft und reglementswidrig angegriffen wurde. Und doch glaubte man durch die Instruction für die streitenden Vereine und die Herren Preisrichter allen derartigen Fatalitäten einen so sicheren Riegel vorgeschoben zu haben! Das Richtercollegium hatte zur Feststellung seiner Urtheile gedruckte Fragebogen empfangen, auf denen es neben allgemeinen Bemerkungen seine Ansichten über Intonation, Aussprache, Dynamik, Rhythmik, Auffassung und Schwierigkeit der vorgetragenen Compositionen verzeichnen mußte. Die betreffenden Rubriken wurden mit den Zahlen 0 bis 3 ausgefüllt. 0 wurde bei ungenügenden, 1 bei mittelmäßigen, 2 bei guten und 3 bei vorzüglichen Leistungen gegeben. Das Resultat, d. h. die höchste Additionszahl, berechtigte den betreffenden Verein zum ersten, den folgenden zum zweiten Preis u. s. w., eine ebenso einfache als sichere Manipulation. Die Entscheidung mußte durch absolute Stimmenmehrheit getroffen werden und wenn bei der ersten Abstimmung kein definitives Resultat erzielt wurde, so kamen diejenigen Vereine, welche die beiden höchsten Stimmzahlen, eventuell gleich hohe Stimmenzahl auf sich vereinigten, so lange zur engeren Wahl, bis sich eine absolute Majorität ergeben hatte. Der Ausfall dieser geheimen Abstimmungen, denen ein jeder Verein unterlag, entzieht sich im Einzelnen leider unserer Erfahrung. Wie ich von verschiedenen Preisrichtern erfuhr, divergirten die Urtheile in manchen Fällen ganz erheblich und mußten oft wiederholt Stichwahlen vorgenommen werden. Das alte Tot capita tot sensus bewahrheitet sich eben auch an Preisrichtercollegien. Mehr als das factische Ergebniß der Preisvertheilung, das so viele tausend Herzen so lange Zeit in fieberische Spannung versetzte, mehr auch als all jene kindischen Nergeleien und Reibereien, interessirte mich das künstlerische Gesammtresultat des Festes, das natürlich nur der Kritiker ziehen konnte. Da ist denn den Gesammtleistungen entschieden ein äußerst befriedigender Charakter zuzusprechen. Absolut rein hat eigentlich keiner der auftretenden Vereine gesungen, es ist das auch in solchen kritischen Momenten beim a capella Singen kaum möglich; in Bezug auf Virtuosität der Leistung und musikalische Auffassung wurde dagegen im Durchschnitt höchst Achtungswerthes, im Einzelnen — wie von dem ausgezeichneten Hannover'schen Verein und der Aachener „Hilaria" — sogar wirklich Vollendetes geleistet. Unter einsichtigen Dirigenten und bei ernstem Studium können die deutschen Männerchöre nicht nur ebenso Gutes, sondern weit Besseres leisten, als irgend welche andere, und selbst die unter ungleich günstigeren Bedingungen, aber mit schwächerem Material wirkenden, durch ihre virtuosen Leistungen berühmten belgischen Chöre müssen dann vor ihnen die Segel streichen. Ich halte es überhaupt für fehlerhaft, beim Männergesang, wie ein bekannter Tonsetzer es jüngst zu Gunsten des belgischen gethan, die Ausbildung der rein virtuosen Seite als eine Haupttugend zu bezeichnen. Dem Männergesang ist schon durch die Monotonie seiner Klangfarbe und den geringen Umfang seiner Stimmen das virtuose Gebiet verschlossen. Auf einem Contrebaß soll man kein Violinconcert spielen. Woran die deutschen Männerchöre heute hauptsächlich kranken, das ist die Lust des Zehrens von früheren Errungenschaften, der Mangel an Ausdauer und die oberflächliche, unfruchtbare Dilettirenssucht, das sind die nationalen Erbübel, welche uns in den letzten Jahrzehnten sowohl in der Musik wie in der Literatur mit einer Sintfluth von Eintagsproductionen überschwemmen und Herz und Geist des Volkes verflachen und verschlechtern. Die politische Bedeutung, welche der deutsche Männergesang in den vierziger Jahren besaß, wird auch heute noch zum Schaden seiner künstlerischen von ihm beansprucht. Und doch wirkt nichts lächerlicher, als dieses Salbadern über den freiheitlichen, stämmeeinenden, reactionbekämpfenden Einfluß des deutschen Liedes, dieses Ueberschäumen von nationalen und liberalen Gefühlen und Gefühlchen, dieses ungeschlachte Kokettiren mit der Staatsgefährlichkeit des deutschen Männergesangs und teutonischen Sangesbrüderschaft, wie es in den oratorischen Glanzleistungen solcher Feste noch immer zu Tage tritt. Wollte man manchen Liedertafel-Rednern glauben, so wäre der letzte deutsch-französische Krieg ganz überflüssig gewesen. Das deutsche Lied hätte die Einigung Deutschlands eben so sicher, wenn auch nicht so schnell zu Wege gebracht. Hier in Wiesbaden waren es namentlich die deutschen Sangesbrüder aus Graz, welche derartige hyperpatriotische Redeeruptionen heraufbeschworen. Die wackeren Leute wurden fetirt, cajolirt und betoastirt, als ob man sie morgen annectiren wolle, und hatten überdies noch das Unglück, auch bei dem Preisrichtercollegium politische Sympathien zu erregen. Durch einen anderen Grund läßt sich das Resultat des engeren Wettstreites, welches ihnen den zweiten Preis zuerkannte, nicht begreifen und erklären. Hätte man nur nach den künstlerischen Leistungen geurtheilt, so wäre gewiß die Aachener Hilaria damit bedacht worden. Der Act politischer oder gastfreundschaftlicher Galanterie, den man mit jenem Erkenntniß beging, und die deutsch dümmelnde Bierrede, die auf dem großen Schlußcommers vom Stapel gelassen wurde, brachten schrille Mißtöne in die schöne Feier, welche im Uebrigen durch die aufopferungsvolle Theilnahme der Bürgerschaft, der Kur- und Theaterbehörden, die in dem großen Festzug der Zünfte, dem brillanten Feuerwerk im Kurgarten, dem Volksfest auf dem Neroberge und der Festvorstellung im königlichen Theater so reizend hervortrat, selbst verwöhnten Augen anziehende Höhepunkte darbot. Möchte man doch bei ähnlichen Festen das politische Element strenge verbannen und der Einschmuggelung desselben unerbittlich entgegentreten. Die deutschen Männergesangvereine besitzen gegenwärtig nur noch eine künstlerische Existenzberechtigung und sie können sich dieselbe erhalten, wenn sie ihre Thätigkeit nach strengen, kunstgemäßen Principien regeln. Nehmen die Vereine, bei der Wahl ihrer Dirigenten, wie es von einzelnen schon geschehen (ich erwähne nur den festgebenden Verein, der sich in der Person des hochbegabten Componisten und Geigers L. Wolff einen von den besten Capacitäten gebildeten Sangesmeister gesichert hat) auf die Anstellung wirklich sangeskundiger Musiker Rücksicht, und unterziehen sie sich den zur Erreichung künstlerischer Leistungen nothwendigen, technischen Uebungen, dann wird der deutsche Männergesang bald diejenige Vollendungsstufe erklimmen, die man ihm wünschen muß, und der hegenswerthe ideale Zug: die nationale Liebe zum Gesange, die Lust an musikalischer Kräftigung und Erholung, die durch die kolossale Vermehrung der Männergesangvereine in unserem Volke so greifbar hervortritt, die rechte Richtung und Form, den echten, wahren Ausdruck gewinnen. Dann wird auch der unkünstlerische Charakter, welcher den heutigen Preissingen anhaftet, durch Erhöhung der künstlerischen Anforderungen getilgt werden können und der Areopag der Preisrichter sich weniger mit der äußerlichen, monatelang vorher eingedrillten Wiedergabe der sogenannten Preischöre, als mit der inneren musikalischen Tüchtigkeit und Leistungskraft der Vereine zu befassen haben. „Kunst hat keinen Feind, als der's nicht versteht!" Das gilt nicht nur bei den Künstlern, das gilt auch bei den Dilettanten, deren thätigem, anhaltenden Interesse allein die Erwerbung und Hegung des Gartengrundes zu danken ist, auf dem die zarte Blume der Kunst zu kräftigem Leben, zu duftender Blüthe gelangt.

Josef Schrattenholz.

Aus der Hauptstadt.

Aus den Theatern.

Residenztheater: Der Ingenieur, Schauspiel in 4 Acten von H. Herwig. — Wallnertheater: Kalte Seelen, Lustspiel in 4 Acten von G. von Moser.

Was sollten die Dramatiker wohl beginnen, hätten sie nicht die Ehe? — Der liebe, dankbare Stoff! er ist unerschöpflich.

So sahen wir im vorigen Jahre auf dem Residenztheater in Ibsens Nora eine Ehe auf ganz neue Art unglücklich enden, blos weil das „Wunderbare" nicht erfolgte; und in Herwigs Ingenieur, den uns neulich dieselbe Bühne vorgeführt hat, verläßt die Frau ihren Mann, weil sie erfährt, daß dieser zur Zeit ihrer Verlobung in Verbindung mit einem Heirathsagenten gestanden hat.

In Deutschland hat sich die Heirathsvermittelung durch Leute von Beruf noch nicht sehr eingebürgert; indeß immerhin hat Herwig eine Frage auf die Bühne gebracht, die auch bei uns Beachtung verdient.

Leider hat er dieses Motiv nicht so kräftig durchgeführt, daß es das ganze Stück beherrscht hätte. Er hat noch andere zugelassen, die sich als so stark erweisen, daß sie die Einheitlichkeit der Handlung zu ersticken drohen. Eine kurze Wiedergabe des Stückes selbst wird das am raschesten beweisen.

Ludwig Menzer, ein reicher Eisenfabrikant, lebt mit seiner Frau Charlotte in einer jener glücklichen Ehen, wie die höheren Stände unserer Tage sie kennen. Das heißt: er arbeitet wie ein Galeerensklave und hat kaum Nachts vor seinen Geschäften Ruhe; und sie ist ein schönes, ungebildetes Ding, das vor einem Kleiderständer nicht viel mehr als die Fähigkeit, zu gehen, und die Gefallsucht voraus hat.

Diesem zweifelhaften Glücke drohen indeß Trübungen. Wir erfahren das gleich in einer der ersten Scenen aus einer Unterredung Menzers mit dem Ingenieur seiner Fabrik, einem Jugendfreunde, der auf den einfachen aber passenden Namen Stahl hört. Jener hat seine Geschäfte übermäßig ausgedehnt, so daß sein ganzes Kapital darin festliegt: der kleinste Zufall, jede unvorhergesehene Forderung kann seinem Credit verderblich werden und ihn zu einer Liquidation zwingen, deren Zwangsvollstreckungen Alles verschlingen würden. Und dabei kostet ihn noch sein Hausstand, um den die Herrin sich nicht bekümmert, und der Kleideraufwand seiner Frau und seiner Schwägerin Eva unerschwingliche Summen.

Aus dieser peinvollen Lage scheint ihm nur ein Ausweg möglich. Ein alter Geschäftsfreund, Nicolas Blackstan in Glasgow, hat seinen Sohn Bob als Volontair in Menzers Geschäft eintreten lassen; wobei man insgeheim übereingekommen ist, daß Bob Eva heirathen und dann mit einer Einlage von 60,000 Pfund Theilhaber der Fabrik werden solle. Mit eben diesen 60,000 Pfund denkt Menzer das schwankende Gleichgewicht derselben wieder zu befestigen.

Er macht Stahl diese Mittheilungen, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Denn dieser, der ein Patent auf eine Verbesserung in der Locomobilenfabrikation in der Tasche hat, will das Geschäft verlassen. — Man merke sich übrigens dieses Patent: es kommt noch einmal entscheidend vor. Nun beschwört unter Darlegung seiner mißlichen Verhältnisse Menzer ihn, auf dessen alte Freundschaft mit Eva er rechnet, seinen Einfluß bei dem zum Eigensinn neigenden Mädchen zu Bobs Gunsten aufzubieten.

Für den scharfsinnigen Leser bedarf es nicht erst der Erklärung, daß Stahl selbst Eva liebt. In der That gibt er denn auch durch düstere Blicke und durch die sonst gebräuchlichen Mittel stummen Spiels deutlich genug zu erkennen, daß ihm Menzers Zumuthung sehr hart ankommt; gleichwohl siegt schließlich, wie der Leser ebenfalls errathen haben wird, der Edelmuth, und Stahl sagt zu.

Um diesen Faden der Handlung vollends zu schürzen, ist es natürlich nöthig, daß Bob und Eva der Gedanke einer Verbindung mit einander verleidet wird. Das besorgt Bob. Er hat sich ganz regelrecht in die Buchhalterin der Fabrik verliebt und hat auch schon seinem Vater einen Wink davon gegeben. Nur hat er sich in seiner Schüchternheit so unbestimmt ausgedrückt, daß jener annehmen muß, die Neigung seines Sohnes gelte Eva. Papa Blackston ist von dieser erwünschten Wendung hell entzückt; als dagegen seine Antwort aus Glasgow eintrifft: „Ausgezeichnet! Meinen Segen! Komme selber!“ geräth Blackstan Sohn in die äußerste Bestürzung und weiß, da ihn seine Geliebte drängt, das Mißverständniß aufzuklären, seiner geängsteten Seele keinen anderen Rath, als Eva direct zu sagen, daß er sie unter keinen Umständen heirathen wolle.

Das ist eine sehr heikle Aufgabe; und der biedere Bob verrennt sich denn auch so gründlich darin, daß Eva und ihre hinzukommende Schwester aus seinen verwirrten Reden durchaus nicht klug werden können. Und nun naht das Unheil: Stahl sucht die nach Bobs Abzuge allein zurückgebliebene Eva auf und hält ihr einen längeren Vortrag über das Glück der Ehe. Er weiß das sonst oberflächliche Mädchen so in der Tiefe zu treffen, daß sie, ganz erregt, nur seinen Schluß erwartet, um ihm um den Hals zu fallen. Man kann sich denken, welchen Eindruck die Werbung für Bob als Schlußeffect dann hervorbringt.

Jedoch nun ist es Zeit, Eva ihrer Entrüstung über die erlittene Enttäuschung zu überlassen und uns auch einmal nach Frau Charlotten umzusehen. — Auf sie hat die Art Ehe, die sie führt, natürlich nicht gerade vortheilhaft gewirkt. Zu der geistig vereinsamten Frau hat sich, wie es der Lauf der Welt ist, der Tröster gesellt, Herr von Lanken, ein verschuldeter Salondummler, geistig und social der Typus des Lumpen in Handschuhen und Lackstiefeln. Nachdem er zunächst Charlottens und Evas Köpfe mit Schopenhauer'schen Phrasen verdreht gemacht, sucht er einen Bruch zwischen jener und ihrem Gatten herbeizuführen, um die beiden dann hülflosen Frauen für seine Pläne auszunutzen.

Im unglückseligsten Momente führt er sein Vorhaben aus. Bekannt mit Charlottens Abscheu vor dem Gebrauch, Ehen durch Vermittelung abzuschließen, spielt er ihr den Umschlag eines Briefes in die Hand, den ihr Mann zur Zeit ihrer Verlobung an einen Heirathsagenten geschrieben und weiß sie durch allerlei Andeutungen so mißtrauisch zu machen und zu erregen, daß sie von ihrem Manne im heftigsten Tone eine Erklärung fordert. Nach einigem Zögern will dieser dieselbe auch geben, als sie sich zu neuen, so maßlosen Anschuldigungen hinreißen läßt, daß er, beleidigt, jede Antwort verweigert. Und in diesem Augenblicke erfährt Charlotte von der weinend hereinstürzenden Schwester, daß Stahl in Menzers Auftrage bei ihr für Bob gesprochen habe. — Eine zweite Vermittlung also? Kein Ende dieser Erniedrigungen? — Sie verläßt den ehelichen Herd mit der Drohung, daß sie sich bemühen werde, das Geld, um dessen willen sie geheirathet worden sei, möglichst bald zu vergeuden.

Der dritte Act zeigt die Schwestern in Baden-Baden. Lanken, der ihnen gefolgt ist, hat die völlig unschuldige Charlotte so zu compromittiren gewußt, daß Alles sich scheu von ihr zurückzieht. Als sie ihn auffordert, den Irrthum aufzuklären, entgegnet er kaltblütig, das sei unmöglich, die Lästersucht lasse sich durch Erklärungen ein Opfer nicht entreißen. Wohl aber gebe es einen Ausweg. Ihre Schwester müsse ihm die Hand reichen: an ein Liebesverhältniß zwischen Schwager und Schwägerin werde die Welt nicht glauben.

Diese Scene entbehrt der Wahrscheinlichkeit. Solche Leute sind überhaupt zu vorsichtig, um selbst beim sichersten Spiele ihre Karten offen auf den Tisch zu legen; und außerdem würde ein Mann, der die Menschen nur einigermaßen kennte, seinen Vorschlag nicht bei Charlotten, die ihrer Schwester ein solches Opfer nicht zumuthen kann, angebracht, sondern dieser selbst die Lage angedeutet und es ihr nahegelegt haben, jenen Ausweg, vor dem ihre Großherzigkeit nicht zurückgeschreckt haben würde, selbst zu finden. Ein nur halbwegs gescheidter Halunke müßte so handeln; wenn man dagegen Lanken als dumm annehmen soll, so verliert er und der ganze Vorgang alles Interesse

Indeß Herwigs Lanken handelt nun einmal auf seine eigene Weise. Charlotte ihrerseits schwebt, wie begreiflich, in härtester Seelenangst — da erscheint auf einmal Stahl, um ihr mitzutheilen, daß ihr Gatte vor dem Concurs stehe. Und nun kommt die schöne Stelle des Stücks. In überquellender Regung will Charlotte zu ihrem Manne eilen, an dessen Seite jetzt unzweifelhaft ihr Platz ist. Sie freut sich über die Gelegenheit, den übereilten, längst bereuten Schritt zurückzuthun; über den vielleicht drohenden Kummer und Mangel kann sie gar nicht traurig sein —: auf einmal entsinnt sie sich ihrer Lage. Entehrt! Und wenn sie es wirklich wagt, so vor ihren Mann zu treten — wenn dieser auch an ihre Reinheit glaubt — ist die erbarmungslose Gesellschaft nicht da, sie, die solche dunkle Punkte in keiner Ehe duldet?

Das ist eine sehr schöne Scene. Leider vermag Herwig die nun folgenden nicht darüber hinaus zu steigern. Wie Charlotte ihrer Schwester und Stahl Alles erzählt, wie diese sich trotz allem Abreden zu dem Opfer entschließt — das wirkt matt. Ebenso Stahls Schlußrede, worin er energisch die Kabale des Bösewichts aufdeckt und die in der Vorfreude auf neuen Skandal zusammenströmende Badegesellschaft von Charlottens Unschuld überzeugt.

Hier fehlt überhaupt etwas. Lanken hat ja ganz Recht: in solchen Fällen fruchten Erklärungen gar nichts, am wenigsten bei einem so gemeingesinnten Zuhörerkreis, der sich eben noch über alle Grenzen der Sitte und Wahrscheinlichkeit hinaus so pöbelhaft gegen die alleinstehende Frau benommen hatte. Bewiesen mußte die Unschuld jenen werden. Und auch dem Publicum im Saale, das in solchen Augenblicken aus der Seele der Handelnden heraus richtet. So mag Stahls Rede eine hübsche rhetorische Uebung sein, indeß Niemand wird durch sie überzeugt.

Ueber den Schlußact können wir uns kurz fassen. Das, wofür man sich interessirt, was man erwartet, und was dankbar gewesen wäre: die Scene der Versöhnung zwischen den beiden Gatten, bringt er überhaupt nicht. Dagegen schildert er, worum kein geübter Theaterbesucher sich die mindeste Sorge gemacht: die Rettung des Geschäfts, die recht gut in wenigen Schlußworten nach jenem Auftritte hätte erledigt werden können, auf das Ausführlichste. Freilich kommt dabei sehr viel Edelmuth an den Tag — vor Allem das Geheimniß jenes Couverts, das sich auch

als Beweis der Uneigennützigkeit Menzers herausstellt. Er hat nämlich allerdings seine Frau durch Vermittelung geheirathet; indeß hat er dabei keineswegs auf die Mitgift gerechnet, denn Charlottens Vater ist während der Brautzeit plötzlich verarmt. Er aber, anstatt zurückzutreten, hat es dem Schwiegervater sogar möglich gemacht, seine Töchter bis an sein Ende in dem Glauben an seinen Reichthum zu erhalten, und hat diesen pünktlich die Zinsen ihres längst nicht mehr vorhandenen Vermögens ausgezahlt. Sei ihm also der Agent verziehen! und Bob bekomme seine Minna, und Stahl, der soeben mittels Schenkung seines Patents, welches von Sachverständigen als unschätzbar erkannt worden, die Fabrik gerettet hat, bekomme seine Eva, und Alles sei glücklich.

Vielleicht hat diese Wiedergabe doch nicht deutlich genug hervortreten lassen, daß Herwigs Stück zwar nicht ein gutes ist, aber als Erstlingswerk viel Gutes verspricht. Man kann dabei nirgends recht warm werden, aber man empfindet häufig Respect. Die Fehler darin — außer den oben angedeuteten manche rein technische — sind die des Anfängers, dessen neue Maschine noch in allen Rädern knarrt; was hier noch mangelt, das läßt sich Alles noch lernen. Dagegen zeigt Herwig einige Eigenschaften, die mit dem Dramatiker geboren sein müssen: Blick für den Stoff, Gefühl für das Neue, Zeitgemäße. Ferner weiß er schon jetzt die dramatisch packenden Momente anschaulich herauszuarbeiten und solche Scenen spannend zu führen. Vor Allem aber besitzt er ein hervorragendes Talent für Charakteristik. Wohlgemerkt: wie es bei Anfängern die Regel, und wie es auch in einzelnen Trivialitäten der Handlung sich zeigt, sind die Figuren dieses Stückes diesmal noch sammt und sonders durch die Schablone gezeichnet. Dabei ist aber Einiges schon jetzt ganz vortrefflich; zumal die Episode des alten Blackston, dem es auf ein paar tausend Pfund nicht ankommt, der aber auch für seinen besten Freund nicht einen Penny in ein schlechtes Geschäft stecken würde, weil man „Geld nicht ins Wasser werfen dürfe". Denn „Geld", sagt er sentenziös zu Eva, „bedeutet nicht Kleider: es ist ein Ding an sich". Das ist eine gut wiedergegebene Anschauungsweise.

Nachdem wir mit dem Wunsche baldigen Wiedersehens von dem begabten Dichter Abschied genommen, bleibt noch ein Wort über die Darstellung zu sagen. Leider war die Besetzung keine ganz glückliche. Hat man Fräulein Jalnuda, eine sehr schöne Erscheinung, und Herrn Kober, die sich beide mit ihren Rollen gut abfanden, genannt, so kann man die Liste des Erwähnenswerthen wohl für abgeschlossen halten.

Daß unter den Mängeln dieser Darstellung auch der Erfolg des Stückes litt, ist begreiflich. Das Publicum, welches dasselbe von vornherein mit offenbarer Theilnahme empfangen hatte, ließ denn auch vom dritten Acte an mit seinem Beifalle sichtlich nach.

Die zweite Novität der Woche, Mosers kalte Seelen, läßt sich kürzer erledigen. Moser ist mit allen seinen Fehlern und Vorzügen so bekannt und so oft hier besprochen worden, daß ein Eingehen auf diesen Punkt eitel Wiederholung sein müßte. Und es nützt ja auch rein gar nichts! Zwanzig Mal hat ihm die Kritik seine Lustspiele als unbrauchbare Arbeit in kleine Stückchen zerschnitten — hat er darum die folgenden anders geschrieben?

Mit seinem einfachen Programm: Unterhaltung bei möglichst wenig Anstrengung des Verstandes! bleibt er doch immer Sieger gegen uns, und wir sind die Ersten, die sich dieser unermüdlichen Frische erfreuen.

Der Gang der Handlung dieses Lustspieles ist wieder ein überaus einfacher. In einer großen Stadt leben zwei Freunde, ein Bankier und ein Professor der Philosophie. Das sind die „kalten Seelen". Jener hat einen Neffen, dieser eine Tochter, die natürlich in einander verliebt sind. Den Widerstand der Alten besiegt das Pärchen mit Hülfe einer jungen Wittwe, die in das Vertrauen gezogen wird und nun mit jenen beiden so lebensgefährlich kokettirt, bis sie windelweich werden. Natürlich gibt es dann zum Schluß die obligate Verlobung, oder vielmehr deren zwei; denn auch die Wittwe wird für ihre aufopfernden Dienste durch die Hand eines liebenswürdigen jungen Schweden belohnt.

Das ist ein ziemlich trockener und nicht eben überraschend neuer Stoff. Aber man muß sehen, was Moser daraus gemacht hat. Wie er die Handlung führt, bald aufhält, bald schiebt, wie er die tollsten Episoden einfügt, das bildet ein Gewirr von Heiterkeit und Uebermuth, das jeder Beschreibung spottet.

Möglich, daß das Stück zu lesen ein ganz klein wenig langweilig sein würde; zu sehen ist es aber unstreitig äußerst kurzweilig. Und besonders in der Darstellung, die es hier gefunden, und welche zu dem Erfolge des Abends jedenfalls ihr volles Theil beitrug. Man wird schwerlich eine deutsche Bühne nennen können, die solche Dramen besser zu besetzen vermöchte als das Wallnertheater. Da ist Jedermann an seinem Platze, und Jedermann füllt seinen Platz aus. Die Palme des Abends gebührte indeß Herrn Engel, der seinen Professor zu einer prächtigen Figur gestaltet hatte, völlig lebenswahr und völlig fern von Uebertreibung, die für den ausgezeichneten Chargenspieler so lockend sein müßte.

Carl Groddeck.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

II.

Ein zweites Gemälde von Alma Tadema, ein kleines zierliches Kabinetstück, erweckt und verdient nicht geringere Bewunderung als jenes zuletzt besprochene Werk des Meisters. Eine Scene aus antik römischem, oder richtiger pompejanischem Leben. Eine noch junge Mutter, im Begriff den vor der geöffneten Thür haltenden Wagen zu besteigen, umarmt und küßt zum Abschied mit inniger Zärtlichkeit ihr schon ziemlich hoch aufgeschossenes schlankes Töchterchen, das, mit dem Ausdruck herzlichster Kindesliebe zu ihr aufblickend, sich fest an sie schmiegt. Durch die vom Sklaven geöffnete Hausthür sieht man jenseits der Straße das blaue Meer des Golfs. Das Ganze ist von einem bestrickendem Zauber der poetischen Stimmung und von einer Kunstvollendung in der malerischen Durchführung, an deren Erreichung jeder andere unter den lebenden Künstlern verzagen dürfte.

Die ganze Masse der Gemälde, auf welchen nicht das Leben der Natur, sondern die menschliche Gestalt den Hauptgegenstand der Darstellung bildet, läßt sich kaum anders als in solche gliedern, deren Gegenstände einer geträumten Phantasie- und Idealwelt, und solche, welche der gegenwärtigen, oder doch der einmal gewesenen und historisch gewordenen Wirklichkeit angehören. Charakteristisch für die moderne Malerei ist es, daß die Schilderungen der ersteren Gattung immer entschiedener das Bestreben der Künstler offenbaren, auch den der reinen Phantasiewelt entstammenden Gestalten den überzeugenden Anschein der Realität durch alle Mittel der Kunst zu verleihen. Darin besteht der bezeichnende Unterschied zwischen den heutigen deutschen Malern dieser Richtung und den Idealisten aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Die religiöse Malerei — wie immer auf unseren Kunstausstellungen nur durch eine geringe Zahl von Bildern vertreten — bietet ein besonders interessantes und merkwürdiges Beispiel solcher realistischen Darstellung eines Vorgangs aus der idealen Welt in Graf Harrachs „Versuchung Christi". Die Stärke dieses originellen Meisters lag immer mindestens ebenso in der Landschafts- wie in der Figurenmalerei. Die „Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit", welche der Versucher dem Heiland von der Höhe des Berges zeigt, auf den er ihn geführt hat, schildert das Bild in der Tiefe weithin bis zum Meer ausgebreitet, halb von den weißlichen und und schwefelfarbenen Dämpfen, die den Bösen tragen, und den Nebeln der Thäler verdeckt, halb wieder im vollen Glanz der Morgensonne oder im kühlen Schatten gewaltiger Gebirgsrücken sichtbar, eine Landschaft von großartiger Conception und so überzeugender natürlicher Wahrheit zugleich, als ob sie direct nach der Wirklichkeit gemalt wäre. In den nächsten Vorgrundpartien besonders der kahlen, starren Gipfelklippe, auf welcher Christus steht, ist dieser Realismus der Darstellung bis zum Aeußersten getrieben. Das Gestein ist durch Zeichnung, Farbengebung und technische Behandlung zum täuschenden Schein greifbarer körperlicher Wirklichkeit gebracht. Der Christusgestalt fehlt es nicht an einfacher schlichter Hoheit. Sie wirkt um so eindringlicher, als sie in dem Ausdruck und in der Geberde der zornigen Abweisung des Versuchers frei gehalten ist von allem theatralischen Pathos. Wenn ihr Kopf im Verhältniß zur Gestalt ein Weniges kleiner wäre, würde die Gestalt an Majestät noch gewonnen haben. Satan ist ganz originell gebildet und eine besonders glückliche Inspiration des Künstlers. Die Gestalt, unmittelbar hinter der des Heilands schwebend, entwickelt sich aus jenen gelblichen Nebeln wie ein nur aus solchen entstandenes Gebilde von ähnlichem Ton und von annähernd weiblichen Formen. Das mit Rosen gekrönte Haupt mit dem verlockend lächelnden bleichen Antlitz ist durchaus das eines schönen und schlimmen Weibes. Durch die ganze Atmosphäre ist der gelbliche Glanz des Morgens ergossen. Das Bild ist die kühnste Befreiung von der conventionellen herkömmlichen altgeheiligten Behandlungsweise religiöser Stoffe. Die Schöpfung eines ebenso feinen und edlen als originellen Künstlergeistes interessirt es unvergleichlich

mehr, als es eine, in den von den alten großen Meistern geschaffenen überlieferten und von den Epigonen bis zum Ueberdruß nachgeahmten abgebrauchten Anschauungs- und Ausdrucksformen des religiös biblischen Inhalts gehaltene, vermöchte.

Neben Graf Harrach ist als Maler solcher Gegenstände eigentlich nur noch von Gebhardt in Düsseldorf zu nennen. Seine ganze Kunstweise freilich entspringt wesentlich anderen Quellen: denen des eigenen innig gläubigen Gemüths und des hingebenden Studiums der großen germanischen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts. In dem großen Bilde der „Himmelfahrt Christi“ auf dieser Ausstellung sind die beiden klar genug erkennbar. Es ist ein für das tiefe energische Gemüthsleben dieses Meisters und sein Verhältniß zur Religion und ihren Stifter sehr bezeichnender Zug, daß er den, von Wolken dem himmlischen Glanze entgegengetragenen, Heiland im Gegensatz zu allen Himmelfahrtdarstellungen, die ich kenne, Blick und Seele immer noch der auf der trüben Erde zurückgelassenen Menschheit zugewendet sein läßt. Nicht aufwärts zur göttlichen Quelle der ihn umfließenden Lichtströme richtet er das entzückte Auge, sondern das Haupt weit vorgebeugt hinab zu der treuen Schaar, welche im Gebet, die Einen in frommer Zerknirschung, die Anderen in seliger Verklärtheit das Wunder schauen und dem Aufsteigenden nachblicken. In diesen Gestalten finden wir alle jene Typen wieder beisammen, denen wir auf Gebhardts biblischen Bildern wiederholt begegnet sind. Einfache Menschen, meist mit herben und eckigen Formen, ohne Anspruch auf ideale Anmuth, Hoheit, Grazie der Erscheinung, ganz nur erfüllt von dem Einen, was Noth thut; die echten Bekenner, deren Glaube die Welt erobert und Tod und Hölle überwindet. Wenn diese Charaktertypen schon durch ihre Verwandtschaft mit denen jener alten deutschen Meister eine starke Aehnlichkeit des v. Gebhardt'schen Gemäldes mit religiösen Darstellungen ihrer Epoche hervorbringen, so wird diese noch gesteigert durch die Wahl der Costüme, in welche ihr moderner Nachfolger seine heiligen Männer und Frauen kleidet, wie durch die Farbe und die Art der Malerei, zu der er durch das eifervolle Studium der alten flandrischen und deutschen Kunst gelangt ist.

Das Bild „Judas“ von Wellner in Weimar ist in der Auffassung von bemerkenswerther Eigenthümlichkeit. In öder trauriger Landschaft in tiefer Abenddämmerung sitzt einsam am Fuße eines kahlen Baumes die Gestalt des Verräthers. Man erkennt in dem allgemeinen Halbdunkel kaum die Züge seines Gesichts. Aber die Stimmung seiner Seele liest man trotzdem deutlich genug aus seiner gesammten Haltung. Der Baum dort hat ihn mit unheimlicher magnetischer Kraft zu sich herangezogen. An dessen Ast wird sich der Verzweifelnde, von Gott und Menschen Verlassene erhängen.

Auf dem Gebiet der Profan-Geschichtsmalerei fehlt es nicht an einigen bemerkenswerthen Erscheinungen, wenn man auch solche, welche durch die Größe und Macht der Conception wie durch eine ganz ungewöhnliche Kunst und Meisterschaft der malerischen Gestaltung zu Schöpfungen ersten Ranges unter den modernen geprägt wären, vergebens suchen würde. O. Knilles drittes Friesbild, für die Treppenhauswand der Berliner Universitätsbibliothek, welches in Gruppen geschichtlicher Gestalten des 16. Jahrhunderts den Kern des deutschen Geisteslebens in der Epoche der Reformation veranschaulicht, ist hier vor Allen mit großer Anerkennung zu nennen. Es ist, wie die beiden früher vollendeten Gemälde desselben Meisters für die gleiche Bestimmung, auf Goldgrund in jenem seinem Autor eigenthümlichen vornehmen Stil gemalt, welcher dem symbolischen Charakter und der monumentalen Aufgabe gemäß doch nicht auf die lebendige Wahrheit und Zeitbestimmtheit der Gestalten, noch auf reiche und energische Farbenwirkung verzichtet. Luther, der Mönch vom Wormser Reichstag, neben dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen an der Spitze der theologischen Genossen seines Werkes stehend, wird von den großen Humanisten und den ritterlichen Vorkämpfern des neuen Geistes, Hutten, Sickingen, Crotus, Erasmus, Eoban Hesse begeistert begrüßt. Tetzel der Ablaßkrämer, verspottet von einem Landsknecht, dem Vertreter der kriegerischen Kraft des Volkes, bildet auf der rechten Seite den Abschluß der reliefähnlich disponirten Composition. — A. v. Heyden war eine ähnliche Aufgabe geworden: die Ausführung einiger Wandbilder von so langgestrecktem verhältnißmäßig niedrigem Format wie die Knille'schen zur bedeutsamen Decoration des Schwurgerichtssaales im Landgerichtsgebäude zu Posen. Die Gegenstände sollten, für das Deutschthum in der ehemals polnischen Provinz besonders wichtige, historische Acte geben. Das eine dieser Gemälde ist hier ausgestellt: „Die Herzöge Primeslaus und Boleslaus ertheilen den deutschen Gründern der Stadt Posen, speciell dem Bürger Thomas aus Guben unter Anwesenheit des Bischofs Bogusal das Magdeburger Stadtrecht im Jahr 1253.“ Es ist ein gut erfundenes, tüchtig gemaltes historisches Ceremonienbild, in dem alle Vortheile, welche Costüme und Verschiedenheit scharf ausgeprägter Nationalcharaktere, der polnischen und deutschen, dem Darsteller boten, geschickt benutzt und verwendet sind, um dem Vorgang ein gesteigertes malerisches Interesse zu verleihen. Die beiden Regenten zur Linken im Schatten des gelbseidenen Zeltes thronend, der Bischof unter seinem Baldachin und der Kanzler im reichen Ornat ihrer Aemter, die deutschen Bürger, welche kniend das wichtige Document aus den Händen des letzteren empfangen, hinter ihnen derbe mittelalterliche Volks- und Kriegergestalten, — so ordnet und gliedert sich ungezwungen in gutem Rhythmus die Composition der langen Tafel nicht auf Goldgrund, sondern vor dem Fond der offenen Landschaft, in welcher die im Bau begriffenen ersten Stadtgebäude aufragen. — Carl Gehrts (Düsseldorf) wählte eine nicht gerade ehrenhafte Handlung eines Fürsten aus germanischem Stamme zum Gegenstande eines ziemlich umfangreichen Bildes. Markgraf Gero, Herzog der Ostmark unter Otto dem Großen, bediente sich eines ähnlich probaten Mittels, sich seiner unbequemen Feinde, der heidnischen Slavenhäuptlinge zu entledigen, wie es seiner Zeit Mehemed Ali anwandte, um der Herrschaft der Mameluken ein Ende zu machen. Er lud diese vertrauensvollen Seelen freundlich zu seiner Veste ein, machte sie dort, was der Aegypter Dank dem Gesetz des Propheten nicht vermochte und auch nicht nöthig hatte, sinnlos betrunken, und ließ die des Bewußtseins und der Widerstandsfähigkeit Beraubten durch seine Mannen in aller Bequemlichkeit ermorden. Das Bild, in düster röthlichem Licht- und Fackelbeleuchtungston gehalten, schildert die Situation kurz vor dem Beginn des blutigen Werkes, als die Opfer trunken am Boden hingetaumelt liegen und die bewaffneten Executoren des herzoglichen Beschlusses eben in den Festsaal eintreten. Gero selbst steht mit einem christlichen Priester, welcher ihm das Schwert als Gottes Wille empfiehlt, aufrecht hinter der Tafel, finster und fest, eine Gestalt, der man den Gedanken einer solchen That und die Kraft ihrer Durchführung zutrauen mag. Die über und neben einander hingewälzten Slavenführer sehen in der Schattendämmerung des vom flackernden röthlichen Licht kaum erhellten Raumes selbst etwas schattenhaft und körperlos aus. Der Charakter eines barbarischen Zeitalters und eines wilden, harten, gewaltthätigen Geschlechtes ist in der ganzen Darstellung recht gut zum Ausdruck und zur Erscheinung gebracht. Aber daß ein deutscher Maler diesen Gegenstand wählte, zeugt von einer schwer verständlichen — Objectivität. — Helmquists, des schwedischen Malers (München) „Tod des schwedischen Regenten Sten Sture auf dem Eise des Mälarsees“ gehört zu den am wenigsten phrasenhaften und theatralischen Historienbildern. Um so tiefer und stärker berührt es den Beschauer. Schwer verwundet in der Schlacht von Bogesund eilt der ruhmvolle Reichsregent, sich zur Reise eines armseligen Bauernschlittens bedienend, nach Stockholm über den gefrornen Mälarsee, um die Vertheidigung der vom Feinde hartbedrängten Hauptstadt zu leiten. Unterwegs erliegt er der Todeswunde (3. Februar 1520). Vorzüglich ist die öde winterliche Landschaft gegeben, der Eindruck der ungeheuren, grenzenlosen gefrorenen, vom Schnee überwehten Fläche in derselben erreicht. Es ist ein echtes nordisches Winterbild, die erstarrte Natur in all ihrer Erbarmungs- und Trostlosigkeit. Dort auf dem, von Schneewehen fast verschütteten Wege, über die weißlichen Flächen unter dem blaugrau verhangenen Himmel hält der Schlitten, mit einem rauhhaarigen Schimmel bespannt. Im Innern, im Schatten des darüber gespannten leinenen Plans, auf Strohbündeln sitzt, in sich zusammengebrochen, der sterbende Regent im zerspalteten Panzer, dem das rothe Lebensblut entquillt. Der Führer des Schlittens und ein bewaffneter Begleiter stehn rathlos, wie von Schreck, Schmerz und Mitleid gelähmt, neben dem haltenden Gefährt. Das Ganze ist wie mit drei Farbentönen, wie grau in grau, in feiner und doch kraftvoller Harmonie gemalt. Licht- und schattenlos modelliren sich die Figuren und Gegenstände dennoch in voller Körperlichkeit und treten plastisch aus der öden Landschaft hervor. Eine wahrhaft virtuose Leistung ist die Malerei des Schnees und der vereinzelt liegenden Eisblöcke auf dem Bilde.

Berichtigung: Im vorigen Ausstellungsbericht ist in den letzten Spalten „Sonne“ statt Scene und „naturalistischen“ statt materialistischen zu lesen.

Ludwig Pietsch.

Redaktion und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 39. Berlin, den 24. September 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. | Verleger: Georg Stilke in Berlin. | Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Zur Einrichtung des preußischen Staatshaushalts-Etats.

Von Fritz Kalle.

Eine gute Staatswirthschaft setzt neben genauer Kenntniß der finanziellen Ansprüche und Leistungen jedes einzelnen Zweiges einen klaren Ueberblick über die Gesammtlage und die dieselbe bestimmenden Zahlen voraus. Es genügt nicht, daß bei Aufstellung von Staatshaushalts-Etats die einzelnen Einnahmen und Ausgaben der Specialetats möglichst richtig angesetzt werden, sondern die Gruppirung der Zahlen sowohl in den Specialetats als ganz besonders im Hauptetat muß derart sein, daß Jedermann sich schnell, ohne weitläufige Rechnung, ein klares Bild von der zeitigen Sachlage machen und dieselbe mit derjenigen der früheren Finanzperioden vergleichen kann.

An der Erreichung dieses Zieles haben Volksvertretung und Staatsregierung das gleiche Interesse. Die Volksvertretung wird ihre verfassungsmäßigen Rechte bei Feststellung des Etats um so besser auszuüben vermögen, je mehr ihre Mitglieder den Gegenstand beherrschen, und jede Regierung, der es nicht darum zu thun ist, die Dinge zu verschleiern, um sich Geld zu verschaffen, welches das Parlament bei klarem Einblick in die Verhältnisse nicht bewilligen würde, jede ehrliche Regierung muß den Wunsch haben, sich einer wohlinformirten Volksvertretung gegenübergestellt zu sehen, denn nur bei einer solchen wird sie nicht dem Mißtrauen begegnen, das ihr stets diejenigen mehr oder weniger entgegen bringen, die den Zusammenhang der Dinge nicht verstehen, wird das Andrängen auf Nachlaß von Steuern, auf Erhöhung von Beamtengehältern und dergleichen die vernünftigen Grenzen nicht überschreiten, wird der Beherrschung der Majorität durch eine kleine Zahl von zum Theil durch Parteiinteressen geleiteten Etatskundigen vorgebeugt.

Wenn ich mir nun gestatte, den preußischen Staatshaushalts-Etat vom oben gekennzeichneten Gesichtspunkte aus einer Kritik zu unterwerfen und einige Abänderungsvorschläge dazu zu machen, so erhebe ich durchaus nicht den Anspruch, daß diese Vorschläge, selbst wenn sie überall als an und für sich gut und zweckmäßig anerkannt würden, nun ohne weiteres als Norm für die gewünschte Reform dienen sollen, ich will vielmehr lediglich die öffentliche Discussion des Gegenstandes anregen und erachte die thatsächliche Durchführung der Reform erst dann für an der Zeit, wenn man sich über einen Plan geeinigt hat, der nicht nur den augenblicklichen Bedürfnissen entspricht, sondern eine gewisse Garantie in sich trägt, daß er auf längere Zeit hinaus verwendbar bleibt. Eine stückweise Reform ist entschieden unzweckmäßig, weil jede Veränderung die für Bildung eines Urtheils so unendlich wichtige Vergleichung der Etats verschiedener Jahre mit einander und mit den Rechnungen wesentlich erschwert. Meines Erachtens ist in dieser Richtung schon etwas gesündigt worden.

Sieht man sich unsere Staatshaushalts-Etats an (ich spreche hier nur von den Hauptetats), so fällt zunächst auf, daß während bei den Ausgaben unterschieden wird zwischen „dauernden“ und „einmaligen und außerordentlichen“, eine entsprechende Scheidung bei den Einnahmen nicht besteht, was um so verwunderlicher ist, wenn man findet, daß in den den Vorberichten zu den Etats beigegebenen tabellarischen Zusammenstellungen zum Vergleiche der Einnahmen und Ausgaben des betreffenden Budgets mit denjenigen des letztvorhergegangenen, wenigstens einzelne Posten als „außerordentliche Einnahmen“ von den übrigen getrennt aufgeführt werden. Nun ist doch erster Grundsatz wie eines gesunden Privathaushalts, so auch jedes Staatshaushalts, daß die laufenden Einnahmen mindestens so hoch sein müssen, daß sie die laufenden Ausgaben decken; ein Blick auf die Abschlüsse muß genügen, um zu zeigen, ob dies der Fall ist. Wie ist das aber möglich, wenn in den Einnahmen mitten zwischen den laufenden Beträgen auch die Summen stehen für Ueberschüsse aus Vorjahren, für Ablösungen und Verkäufe von Domänen und Forstgrundstücken, für Rückzahlungen auf Darlehne und ähnliche Posten, ja sogar für die zur Ausgleichung des Deficits aufzunehmenden Anleihen? In früheren Etats ließ man wenigstens letzteren fort, so daß man aus dem Totalabschluß doch ersehen konnte, ob und welches Deficit da war, während die balancirenden Abschlüsse, wie sie jetzt üblich sind, nicht einmal mehr das ohne weiteres ersehen lassen. Was der Grund dieser Neuerung ist, weiß ich nicht, es scheint beinahe, als wenn man sich dadurch der Form der kaufmännischen Bilanzen habe anschließen wollen; was aber dort bei doppelter Buchführung unvermeidlich ist, hat hier keinen Sinn. Ein geordneter Haushalt erfordert unbedingt, daß man außerordentliche Einnahmen auch als solche bezeichnet und behandelt. In Ausnahmefällen wird man ja auch außerordentliche Einnahmen zur Deckung laufender Ausgaben verwenden können; scheidet man sie aber nicht aus, so gewöhnt man sich, besonders wenn sie mehrere Jahre hintereinander wiederkehren, nach und nach daran, sie als dauernde anzusehen, man glaubt eine Rente zu haben, auf Grund deren man sich eine Vermehrung der Ausgaben, Steuererlasse oder dergleichen erlauben darf, während man in Wirklichkeit Kapital verzehrt.

Um später nicht noch einmal auf das Extraordinarium zurückkommen zu müssen, will ich gleich hier dasjenige anschließen, was ich sonst noch darüber zu bemerken habe. Unser Ausgabe-Extraordinarium enthält neben Summen für Ankauf und Herstellung von Gebäuden und Anlagen von bleibendem Werthe

und für Darlehen auch Beträge für Reparaturen und Hochbauten an Schleusen, Brücken, Dämmen, für Wasserbauten, welche wesentlich den Zweck haben, das Fahrwasser im früheren Umfange offen zu halten, für Anschaffung von Pferden für die Gestüte und Aehnliches mehr. Zur Deckung der Ausgaben für die zuerst genannten Zwecke läßt sich die Aufnahme einer Anleihe rechtfertigen, nicht nur in soweit es sich um direct rentirende Anlagen, wie Eisenbahnbauten handelt, oder um solche, welche wie manche Wasserbauten eine indirecte Rente durch Hebung der Volkswirthschaft und somit der Steuerkraft bringen, sondern auch wenn es sich um Dienstgebäude, Staats-Unterrichtsanstalten rc. handelt, so lange die betreffenden Anlagen nöthig und nicht über das Bedürfniß hinaus kostspielig sind, denn wenn der Staat derartige Anlagen nicht auf eigene Kosten herrichtete, müßte er sie miethweise beschaffen, also Rente dafür zahlen. Selbst zinsfreie Darlehen, wie diejenigen an Bergleute für Hausbauten und Nothstandsdarlehen kann man aus Anleihen bestreiten, da wenigstens das Kapital nach einiger Zeit wieder einkommt; für die vorhin in zweiter Reihe genannten Dinge ist dies aber ganz unzulässig. Will man also den Grundsatz aufstellen — und das scheint neuerdings der Fall zu sein —, daß „einmalige und außerordentliche" Ausgaben aus Anleihen gedeckt werden dürfen, so muß man entweder die Summen für Reparaturen und Aehnliches in das Ordinarium bringen, oder man muß sie als besondere Kategorie behandeln. Je mehr man übrigens dazu übergeht, Dinge, deren Werth problematisch, gefährdet oder nicht dauernd ist und welche nicht die normale Rente bringen, aus Anleihen zu bezahlen, desto mehr wird man, wenn man nicht die späteren Generationen überbürden und unter Umständen sogar Gefahr laufen will, den Staatskredit zu erschüttern, auf rasche Amortisation der Anleihen sehen müssen.

Nun zu einem zweiten Punkte. Die laufenden Einnahmen und Ausgaben in den beiden letzten Etats sind in je drei große Gruppen getheilt: A „Einzelne Einnahmezweige" resp. „Betriebs-, Erhebungs- und Verwaltungskosten der einzelnen Einnahmezweige", B „Allgemeine Finanzverwaltung" resp. „Dotationen und allgemeine Finanzverwaltung", C „Staatsverwaltungs-Einnahmen" resp. „Staatsverwaltungs-Ausgaben". Daß eine Zusammenfassung der verschiedenen Zweige des Haushalts des Staates zu großen Gruppen zweckmäßig ist, liegt auf der Hand, man gewinnt dadurch einen leichteren Ueberblick und befördert die Vergleichung mit dem Früheren. Voraussetzung dabei ist aber, daß die Gruppirung stattfindet nach den richtigen Gesichtspunkten und daß sie überall consequent durchgeführt wird. Diesen Voraussetzungen scheint mir aber die bei uns beliebte Eintheilung nicht zu genügen.

Schon die Gruppe A enthält zwei ganz verschiedene Objecte, nämlich die wirthschaftlichen Betriebe des Fiscus, wie Domänen, Forsten, Bergwerke, Eisenbahnen, Fabriken, kaufmännische Unternehmungen, und daneben directe und indirecte Steuern. Noch bunter aber ist das Gewirr der in der zweiten Gruppe untergebrachten Gegenstände. Da finden sich in den Einnahmen (abgesehen von einigen durchlaufenden Posten, vor Allem „Hinterlegungsgelder", deren Aufführung im Etat selbst, als das Verständniß der Totalsummen verdunkelnd, unzweckmäßig erscheint) neben der Summe der etwa zur Ausgleichung des Deficits aufzunehmenden Anleihe und dem Antheil an dem Ertrage der Zölle und der Tabaksteuer, unter Anderem Zinsen von Staatsactivkapitalien, Rente von der Reichsbank, Rückzahlungen auf Vorschüsse und Darlehen aufgeführt. In den Ausgaben finden sich in der Unterabtheilung „Dotationen" Ausgaben für Verzinsung und Tilgung der öffentlichen Schuld, Zuschuß zur Rente des Kronfideicommiß-Fonds und einige andere Renten, sowie Kosten des Landtags, während in der Unterabtheilung „Allgemeine Finanzverwaltung", welche also das eigentliche Complement der Gruppe B der Einnahmen bildet („Dotationen" kommen nur in Ausgabe vor), neben den Matricularbeiträgen und den Provinzialfonds-Beiträgen, Ausgaben für Apanagen, Entschädigungen an Standesherren, Entschädigungen für aufgehobene Zölle und andere Berechtigungen, Zuschüsse an einzelne Städte und Bezirke zur Schuldenverzinsung und Tilgung rc. Der Antheil an dem Ertrage der Zölle, die Zinsen der Staatsactivkapitalien wie der verschiedenen Darlehen und die Rente von der Reichsbank sind ja wohl als laufende Einnahmen zu betrachten, die Anleihen, die Ueberschüsse aus Vorjahren, die Kapitalrückzahlungen auf Vorschüsse und Darlehen, sowie die Privatrenten-Ablösungskapitalien gehören aber zu denjenigen, welche ich vorhin als solche bezeichnete, welche unbedingt in einem besonderen „Extraordinarium der Einnahmen" auszuscheiden sind. Unter den Ausgaben der Gruppe B findet sich allerdings keine, die zu den außerordentlichen zu rechnen wäre, ein innerer Zusammenhang der dort aufgeführten Posten besteht aber ebenso wenig wie bei den Einnahmen. Die Gruppe B ist nicht nur falsch zusammengesetzt, sie ist überhaupt überflüssig, oder vielmehr sie ist, da sie die Durchsichtigkeit des Etats nicht fördert, sondern umgekehrt erschwert, schädlich. Keine von den dort eingeführten (ordentlichen) Einnahmen und Ausgaben widerstrebt ihrer Natur nach der Einfügung in die Gruppe C „Staatsverwaltungs-Einnahmen resp. Ausgaben", bei vielen ist die Ausscheidung sogar geradezu widersinnig.

Die Unterabtheilung „Dotationen" der Ausgabegruppe B besteht schon eine Reihe von Jahren; wie man dazu kam, sie zu bilden, konnte ich aus dem mir zur Verfügung stehenden Material nicht feststellen, ich vermuthe aber, daß man durch eine etwas engherzige Auffassung des Wortes „Staatsverwaltung" sich zur Ausscheidung der Ausgaben für die Krondotation und den Landtag, welche, wenn man jenes Wort im weiteren Sinne faßt, doch in allererster Linie darunter einzubegreifen wären, veranlassen ließ, und daß man, als die Abtheilung einmal beschlossen war, die Ausgaben der Staatsschuldenverwaltung und einiges Andere in sie einreihte. Besonders befremdlich erscheint die Trennung der Dotationen von den Staatsverwaltungs-Ausgaben gegenüber der Thatsache, daß in den bereits erwähnten Tabellen zu den Vorberichten viele Jahre lang beides unter der Ueberschrift „Dotationen und Staatsverwaltung" zusammengefaßt wurde (indem man diese Ueberschrift auch im Etat selbst wählte, hätte man ja alle bureaukratischen Scrupel beseitigt). Eine Gruppe „Allgemeine Finanzverwaltung" findet sich überhaupt zum erstenmale in dem Etat pro 1880/81. Früher trug nur einer der nach dem verschiedenen Ressorts gebildeten Abschnitte der Gruppe Staatsverwaltungs-Ausgaben, beziehungsweise ein Kapitel in der Einnahme des Abschnitts „Finanzministerium"*), diese Bezeichnung. Ueber die Gründe dieser Neuerung findet sich kein Wort in dem Vorberichte zum eben erwähnten Etat und ich kann auch mit dem besten Willen meinerseits keine vernünftige Erklärung dafür finden.

Meines Erachtens hat überhaupt die Ausscheidung von „Dotationen" oder „Dotationen und allgemeine Finanzverwaltung" keine innere Berechtigung, wie sie auch in keiner Weise die Durchsichtigkeit des Etats erhöht. Viel gerechtfertigter und zweckmäßiger wäre es, die jetzt in der Gruppe A aufgeführten Steuern, einschließlich natürlich der vom Reiche überwiesenen Beträge aus den Zöllen und der Tabaksteuer, als besondere Gruppe zu behandeln, aber auch dies halte ich nicht für geboten, bin vielmehr dafür, daß die Einnahmen und Ausgaben gleichmäßig in zwei Gruppen eingetheilt werden, von denen die eine sämmtliche Betriebsverwaltungen (d. h. also alle fiscalischen commerciellen und industriellen Unternehmungen), die andere sämmtliche Etatsposten des eigentlichen Staatshaushalts umfaßt. Die erstgenannte Gruppe würde sich also decken mit der jetzigen Gruppe A, wenn man aus dieser die Steuern herausnimmt, während die andere von mir vorgeschlagene Gruppe die jetzigen Gruppen B und C und die Steuern enthielten. Ueberall wären aber in der oben bezeichneten Weise die extraordinären Einnahmen und Ausgaben sorgfältig von den laufenden zu trennen.

Eine solche Gruppirung würde, däucht mir, das Verständniß der jeweiligen Finanzlage und der bedingenden Umstände

*) Früher waren nämlich nur die Ausgaben in Gruppen getheilt, die Einnahmen nicht, was jedenfalls ganz falsch ist.

wesentlich erleichtern. Ob die Ausscheidung der für die Provinzen, Kreise, Gemeinden, Anstalten &c. geleisteten Zuschüsse innerhalb der Gruppe A gut durchführbar ist, wird der weiteren Erwägung bedürfen, interessant wäre es jedenfalls auf diese Weise übersehen zu können, was die eigentliche Staatsverwaltung kostet.

Daß Rechnungen wie diejenige der Porzellanmanufaktur in die Gruppe der Betriebsverwaltungen gehören, versteht sich von selbst. Der Betrieb der Porzellanmanufaktur ist und bleibt, wenn auch gleichzeitig damit die Förderung des vaterländischen Gewerbes im Allgemeinen bezweckt wird, der Hauptsache nach doch ein Industriebetrieb, und es erscheint daher durchaus ungerechtfertigt, wenn man die betreffenden Etatsposten neuerdings aus den Betriebsverwaltungen ausschied und in den Etat des Cultusministeriums in der Gruppe der Staatsverwaltungen einstellte. Der Umstand, ob eine Verwaltung Ueberschuß ergibt oder eines Zuschusses bedarf, kann für die Stelle, die man ihm im Etat anweist, nicht maßgebend sein. Wollte man danach verfahren, so hätte man consequenterweise auch in den fünfziger Jahren und dann wieder in der Mitte und am Ende der siebenziger Jahre die Eisenbahnverwaltung, da sie die Zinsen des für die Bahnen aufgewandten Kapitals nicht deckte, unter die Staatsverwaltungen bringen müssen.

Ob man die Betriebsverwaltungen ebenso behandelt wie die Staatsverwaltungen, oder ob man ähnlich wie im Reichshaushalts-Etat*) verfährt, und sie in den Abschluß nicht mit ihren Einnahmen und Ausgaben, sondern lediglich mit den Ueberschüssen resp. Deficits einstellt, ist eine Frage von geringerer Bedeutung, ich bin aber, da ich möglichst wenig verändert sehen möchte, für Beibehaltung des bis jetzt im preußischen Staatshaushalts-Etat üblichen Modus, der auch seine guten Seiten hat, insbesondere die, daß er schon im Hauptetat eine gewisse Specialisirung gestattet.

Bezüglich der Specialetats will ich hier nur kurz bemerken, daß diejenigen der Betriebsverwaltungen nach Möglichkeit Einsicht in die finanziellen Resultate jeder einzelnen selbstständigen Unternehmung gewähren müssen. Specialetats, welche mehrere Werke derselben Art umfassen, wird man daher, soweit sich die betreffenden Zahlen nicht im Etat selbst anbringen lassen, wo es praktisch durchführbar ist, Anlagen beigeben müssen, aus denen das Verlangte zu ersehen ist, wie dies unsere Berg-, Hütten- und Salinen-Verwaltung in recht zweckmäßiger Weise thut. Von diesem Gesichtspunkte aus ist allerdings die neuerlich beim Eisenbahnetat beliebte Eintheilung nach Directionsbezirken, statt nach Bahnlinien, resp. zusammengehörigen Complexen keine glückliche zu nennen.

Die politischen Parteien im Lichte der Philosophie des Unbewußten.

Von H. V. von Unruh.

(Schluß.)

Unbedenklich muß man E. von Hartmann zustimmen, daß das Volk von dem ersehnten deutschen Parlament sehr enttäuscht ist, aber er sucht die Schuld nicht auf Seiten der Regierung, sondern gerade umgekehrt, ausschließlich auf der des Parlaments. Das Volk, behauptete er, sieht in der heutigen Regierung ein offenes Verständniß für die Bedürfnisse der Gegenwart, ein reges eifriges Streben, im heutigen Parlament dagegen den Hemmschuh aller guten Regierungsabsichten, das die bestdurchdachten Gesetze ablehnt oder verstümmelt und verballhornisirt, den Hort der deutschen Zerrissenheit und Kleinstaaterei, während die Krone und ihre Räthe die deutsche Einheit fort und fort auszubauen und straffer anzuziehen bemüht sind.

Es mag dies die Anschauung E. von Hartmanns sein, aber im Volke, auch in den gebildeten Klassen, steht die Sache für jeden unbefangenen Beobachter doch anders. Die ganze Bevölkerung hat zur auswärtigen Politik des Fürsten Bismarck ganz unbedingtes Vertrauen und erkennt seine außerordentlichen Verdienste auf diesem Felde und um die deutsche Einheit nach wie vor bereitwillig an, aber in Betreff seiner inneren Politik gehen die Ansichten weit auseinander. Die schutzzöllnerischen Fabrikanten sind Gegner der Zölle auf unentbehrliche Lebensbedürfnisse und haben diese nur nothgedrungen zugestanden, um die Stimmen der Landwirthe für Industriezölle zu erlangen. Die Verstaatlichung wichtiger Industriezweige erregt zum Theil auch auf conservativer Seite große Bedenken. Die vom Fürsten Bismarck angekündigte Absicht, den Städten die Polizei-, die Armen- und Schulverwaltung abzunehmen, also die Selbstverwaltung der Städte wieder aufzuheben, stößt die Stadtbevölkerung vor den Kopf. Die Erklärung des Fürsten gegen den Professor Wagner, er wolle das Tabaksmonopol durchführen (was ohne große Anleihe nicht geschehen kann) und den Ertrag von Hunderten von Millionen nicht zur Aufhebung bestehender oder zur Compensation neu aufgelegter indirecter Steuern, sondern zur Alters- und Invalidenversicherung verwenden, macht gerade die besitzende Klasse sehr besorgt, die für das Interesse ihres Geldbeutels sehr viel Verständniß hat. Das Gesetz über die Miethsteuer von Dienstwohnungen erregte großen Anstoß, nicht minder die Ausfälle gegen den Richterstand und die Communalverwaltung Berlins. Die großartigen Ideen des Fürsten Bismarck namentlich über totale Umgestaltung unseres ganzen Steuersystems ohne Vorlegung eines klaren Plans und ohne Nachweis der Ausführbarkeit rufen ein Gefühl der Bangigkeit und Ungewißheit in großen Kreisen hervor. Die alte bewährte Finanzverwaltung Preußens, die zu der Größe des Staates so viel beigetragen, scheint nicht mehr auf festen Füßen zu stehen, die Staatsschulden vermehren sich rapide. Man beginnt zu fürchten, daß die Begabung des Fürsten auf volks- und finanzwirthschaftlichem Gebiet hinter der für große auswärtige Politik weit zurückstehe. Auch der größte Mann kann unmöglich Alles mit gleicher Sicherheit erfassen. Die Volks- und Finanzwirthschaft ist eine Erfahrungswissenschaft, die man nicht allein durch scharfes Denken beherrschen kann, die vielmehr gründliches Studium und eigene Erfahrung erfordert.

Niemand oder nur eine sehr kleine Partei will den Fürsten Bismarck beseitigen, aber Eins ist nicht zu verkennen: Fürst Bismarck hat an Popularität, an allgemeiner freudiger Zustimmung erheblich verloren.

Auch außer den oppositionellen Parteien folgt man ihm in großen Kreisen in der innern Politik nicht mehr mit der alten Zuversicht, sondern mit Sorge und Bangigkeit, welche durch die rasche Abnutzung und Beseitigung bewährter Männer, wie Delbrück, Camphousen, Falk, Friedenthal, Hobrecht, Müller, Eulenburg, Herzog noch gesteigert wird. Ohne jede Veranlassung von Seiten des Parlaments traten rasch hintereinander Ministerwechsel ein. Die Zustimmungsadressen aus schutzzöllnerischen Kreisen sind ohne Bedeutung. Gerade umgekehrt, wie E. von Hartmann, finden Juristen und Kenner des Staatsrechts die Gesetzvorlagen keineswegs bestdurchdacht, vielmehr im Vergleich mit früherer Zeit nicht gründlich gearbeitet und oft schwach in den Motiven.

E. von Hartmann tadelt die Ablehnung der Samoavorlage und des deutschen Volkswirthschaftsraths, welche zur Stärkung der Reichsmacht gedient hätten. An der Samoavorlage hatten auch diejenigen kein Interesse, die Colonien für deutsche Auswanderer erwerben wollen. Zu diesem Zwecke sind die Samoainseln ihres Klimas wegen absolut unbrauchbar. Man wollte eine Privatgesellschaft unterstützen, die in Concurrenz mit andern deutschen Unternehmern auf denselben Inseln steht. Die

*) Im Reichshaushaltsetat findet überhaupt keine Gruppeneintheilung statt, die verschiedenen Verwaltungszweige werden einzeln aufgeführt; die auch im Extraordinarium der Ausgaben gleichmäßig durchgeführte Scheidung und die Zusammenfassung wenigstens der wichtigsten extraordinären Einnahmen in dem Abschnitte „Außerordentliche Zuschüsse“, lassen aber diesen Etat, trotz seiner sonstigen Unvollkommenheiten, im Ganzen als rationeller angelegt erscheinen als den preußischen.

Zusammensetzung des preußischen Volkswirthschaftsraths, in dem die Seestädte so gut wie nicht vertreten sind, und dessen Leistung gestatteten nicht anzunehmen, daß Besseres von einem deutschen Volkswirthschaftsrath zu erwarten sei, der unmöglich hervorragende Sachverständige für alle Zweige in genügender Zahl enthalten konnte, wie ad hoc berufene Enquêtecommissionen, deren Kosten niemals verweigert worden sind. Es war vorauszusehen, daß der Volkswirthschaftsrath entweder der jedesmaligen Regierung unbedingt zustimmen oder daß sein Widerspruch nicht beachtet werden würde. Man kann verschiedener Ansicht über diese Frage sein, aber schwerlich wird sich nachweisen lassen, daß die Zustimmung zu diesen Vorschlägen die Reichsmacht hätte stärken können.

Auch die Beibehaltung der Matricularbeiträge beim Zolltarif legt E. von Hartmann der liberalen Opposition zur Last, obgleich die nationalliberale Partei mehrfach erklärt hat, daß sie die Matricularbeiträge gern beseitigen und zu dem Zweck Reichssteuern bewilligen wolle, allerdings ohne das Budgetrecht aufzugeben. Die Beibehaltung dieser Beiträge war die nothwendige Folge des vom Centrum eingebrachten Amendements Frankensteins, wonach von den eingehenden Zöllen dem Reiche nur 130 Million Mark verbleiben sollen, der Mehrbetrag aber in echt particularistischem Sinne an die Einzelstaaten zu vertheilen ist. Gegen diesen Beschluß hat sich die liberale Partei mit Hand und Fuß gewehrt, aber Fürst Bismarck stimmte unerwarteter Weise zu. Das Amendement Frankenstein ging aus einem Compromiß zwischen dem Centrum und den Conservativen hervor. Von den Liberalen haben nur einzelne schutzzöllnerische Mitglieder sich bei der Abstimmung angeschlossen.

Ganz und gar muß man E. von Hartmann darin beitreten, daß er den kleinlichen Interessenschacher beim Zolltarif verdammt. Der Handel mit wechselseitigen Concessionen erstreckt sich auch auf andere Gebiete, namentlich auf den Culturkampf.

Aber hat die liberale Partei dies widerliche Geschäft betrieben oder als Partei auch nur daran Theil genommen? Gewiß nicht, höchstens einige schutzzöllnerische Mitglieder, die sich dann von der Partei trennten.

E. von Hartmann gehört doch sicher nicht zu denen, welche, wie er richtig anführt, weder stenographische, noch längere oder kürzere Zeitungsberichte über die Parlamentsverhandlungen lesen. Man muß also annehmen, daß ihm die oben angeführten thatsächlichen Vorgänge bekannt sind. Er läßt in der That am Schlusse des ersten Theils seines Aufsatzes der nationalliberalen Partei alle Gerechtigkeit widerfahren, sowohl in Betreff ihrer Zusammensetzung als ihrer Leistung beim Aufbau und Ausbau des Reichs, und beklagt nur, daß sie sich schwerlich zu einer reichsconservativen Partei in seinem Sinne umgestalten werde.

Im zweiten Theil seines Aufsatzes zerlegt E. von Hartmann die conservative Partei in drei Elemente: die monarchischen Legitimisten, die feudalen Aristokraten und die absolutistischen Büreaukraten, die alle drei den Constitutionalismus, wenn auch aus verschiedenen Gründen, hassen. Er charakterisirt die beiden ersten Elemente als die Träger der kirchlichen Reaction, von der sie auch auf politischem Felde sich großen Erfolg versprechen. Nichts habe, sagt E. von Hartmann, das gebildete Bürgerthum von 1850—70 so aufgebracht und erbittert, als die gewaltsame Restauration der kirchlichen Orthodoxie, niemals würde der constitutionelle Conflict solche Schärfe angenommen haben, wenn nicht die Erbitterung über die Reaction auf dem Gebiete der Kirche und Schule das Volk so willig gemacht hätte zu dem Glauben, daß eine Regierung, die sich solcher Mittel bediene, auf jedem Gebiete eine schlechthin reactionäre sein müßte; das ganze seit dem Rücktritt des Ministers Falk erhobene Geschrei über Reaction zieht seine Kraft nur aus diesem Grauen vor dem Alp der religiösen Reaction in Kirche und Schule; ohne diese Erfahrungen jener Zeit würde heute Niemand sich von dem Popanz der Reaction schrecken lassen, die mit Recht als das künstliche Mittel bezeichnet werden dürfte, von dessen Gnaden der Liberalismus sein eigentlich mit der Reichsgründung verwirktes, geschichtliches Leben von Jahr zu Jahr weiter fristet.

Man kann die Charakteristik der conservativen Partei im Wesentlichen anerkennen und großes Gewicht auf die Wirkung der kirchlichen Reaction legen, aber in keiner Weise E. von Hartmann zugestehen, daß die Furcht vor politischer Reaction ein Popanz sei und daß der Liberalismus seine Existenzberechtigung durch die Reichsgründung verloren habe. Die Behauptung E. von Hartmanns erinnert an den Herbst 1848, als das Frankfurter Parlament noch keine Reaction sah, nachdem sein Mitglied Blum in Wien standrechtlich erschossen und die preußische Nationalversammlung durch Wrangel gesprengt worden war. Es mag sein, daß die unteren Schichten des Volks und manche Gebildete wenig Gewicht auf zweijährige Budgets und selteneres Tagen des Parlaments legen, aber ein so scharfer Denker wie E. von Hartmann kann doch kaum verkennen, daß darin eine Schwächung des Reichstags und seines Einflusses unzweifelhaft enthalten ist. Dieselbe Wirkung müßte auch die Durchführung anderer laut ausgesprochenen Pläne des Fürsten Bismarck haben, wie z. B. Verlegung des Parlaments aus der Hauptstadt nach Potsdam oder Brandenburg, die Aufhebung der directen Steuern und Ersatz derselben durch indirecte, die das Steuerbewilligungsrecht illusorisch machen, Aufstellung der Theorie des Fortbestandes des Zollvereins, der außerhalb der Reichsverfassung und der Competenz des Reichstags existiren soll. Nicht der Eintritt Hamburgs und Bremens in den Zollverband an sich stößt bei den Nationalliberalen auf Opposition, sondern die Beseitigung eines verfassungsmäßigen Rechts dieser Handelsplätze durch eigenthümliche, zum Theil gewaltsame Mittel und die an die Conflictszeit erinnernde eigenthümliche Auslegung gesetzlicher, bisher allgemein anerkannter Bestimmungen. Nimmt man die Sistirung der Organisationsgesetze für die Provinzen und die schon erwähnten, von Fürst Bismarck ausgesprochenen Zukunftspläne hinzu, so wird sich kaum verkennen lassen, daß die politische Reaction leider kein Gespenst, sondern im vollen Anmarsch ist.

Gewiß hat E. von Hartmann recht, daß eine solche Reaction jetzt für die Regierung selbst am unvortheilhaftesten wäre, aber wie oft ist diese Wahrheit von den Regierungen verkannt worden. Man muß es bewundern, daß Fürst Bismarck gegen seine Neigung länger als zehn Jahre auf liberalen Wegen gegangen ist, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Jetzt scheint er anzunehmen, daß er dabei angelangt sei. Er ist wieder der alte Bismarck und seiner großangelegten, gewaltthätigen Natur, die ja zum großen Theile seinen außerordentlichen Erfolg erklärt, ist jedes Hinderniß, jeder Widerstand zuwider, derselbe mag von selbstständig denkenden Ministern oder vom Reichstage herrühren. Er sucht mit allen Mittel durchzubringen.

Noch weniger kann eingeräumt werden, daß der Liberalismus durch die Reichsgründung sein geschichtliches Leben verwirkt habe. So lange moderne Culturstaaten bestehen, wird es in denselben liberale und conservative Elemente und Parteien geben, es kommt nur darauf an, daß jene nicht radical und revolutionär und diese nicht reactionär werden. Stürben diese Elemente ab, so wäre der Staat im Rückgange: denn sie erhalten ihn lebensfähig. Den Liberalismus unterdrücken, heißt nichts Anderes, als den Radicalismus fördern und den Zündstoff für revolutionäre Bewegungen sammeln. E. von Hartmann nennt die Verquickung des religiösen mit dem politischen Conservatismus den Erbfluch des letztern, der ihn für immer dem gebildeten Bürgerthum unmöglich macht. Wenn dasselbe aus Ueberdruß an der Impotenz des Liberalismus es einmal mit der anderen Seite versuchen wollte, so würde der Rückschlag des Widerwillens bei den Wählern gegen die künftige Reaction rasch und vollständig eintreten. Nun läßt sich aber kaum bestreiten, daß bei vielen oder gar den meisten Conservativen die kirchliche Reaction nur das Mittel ist, die politische durchzusetzen, und daß das gebildete Bürgerthum gegen diese mindestens denselben Widerwillen hat, wie gegen die kirchliche.

Wir brauchen, sagt E. von Hartmann, nicht jene Conservativen der Vergangenheit, sondern Reichsconservative, die dies im Sinne eines zugleich erhaltenden und entwickelnden Ausbaues der Reichsinstitutionen sind und sich ebenso

energisch einer etwaigen reactionären Tendenz van oben, wie einer radicalliberalen Tendenz von unten widersetzen.

Man kann die jetzige Aufgabe der Natianalliberalen kaum richtiger und klarer fassen, als es in diesen Worten geschieht. Sie haben, was E. von Hartmann selbst zugesteht, mit Eifer und Erfolg an dem Aufbau und Ausban des Reichs mitgewirkt und sind auch jetzt gerne dazu bereit, sobald die Regierung sie nicht zurückstößt; sie haben sich auch allen radicalen Bestrebungen stets energisch widersetzt und dadurch den Haß der Fartschrittspartei zugezogen. Auf den Namen kann es ja nicht ankommen, es ist ahne Bedeutung ab man sie Reichsconservative oder Nationalliberale nennt; aber E. von Hartmann verlangt natürlich nicht allein den Namenswechsel, die Natianalliberalen sollen sich von den destehenden Fractionen ablösen und nicht nur dem angeblichen liberalen Ideal der parlamentarischen Regierung, sondern überhaupt dem Liberalismus entsagen und die Worte: „Freiheit und liberal" als hohle Phrasen anerkennen. Nur eine Partei, die zugleich politisch-conservativ, religiös-liberal und volkswirthschaftlich-oppartunistisch ist, kann die Partei der Gegenwart sein. Zu salcher Umwandelung werden sich die Nationalliberalen freilich nicht entschließen und wenn es Einzelne thäten, sa können ste ganz sicher sein, daß ste weder von der Rechten noch von der Linken gewählt werden. Man würde ste von beiden Seiten als Apostaten betrachten. Solche Mitglieder würden im Reichstage van allen Parteien zurückgewiesen, jedenfalls ohne jeden Einfluß bleiben und nur als Stimmvieh betrachtet werden. Frei gewählte Abgeordnete sollen die Repräsentanten der im Lande vorhandenen Parteien sein und im Lande sind Reichseanservative im Sinne E. von Hartmanns nicht varhanden, wohl aber auch heute noch Nationalliberale in großer Zahl. Denkt man sich den Fall, daß Fürst Bismarck nicht etwa gestürzt würde, sondern abginge und der Druck von oben aufhörte, so würden die Wahlen in ihrer Mehrzahl liberal aussallen. Dieser Fall liegt nicht vor; Fürst Bismarck, wenn er auch an Popularität verloren hat, besitzt immer noch graße Sympathien in der dankbaren Bevölkerung; der Druck von oben wird sartdauern. E. von Hartmann fragt nun mit Recht, was werden soll, wenn die Conservativen so gestärkt, die Nationalliberalen sa geschwächt aus den Neuwahlen hervorgehen, daß das Schaukelspiel zwischen katholisch-conservativer und nationalliberal-conservativer Majorität aufhört? Ob dann nicht die Regierung schließlich gezwungen sein würde, kirchlich reactionäre Gesetze als Compensatiansobjecte für die Bewilligung ihrer Forderungen einzubringen? Nun, es ist nach den neuesten Vorgängen auf kirchlichem Gebiet nicht wahrscheinlich, daß es eines großen Zwanges bedürfen würde. Bestätigt sich bei den Wahlen die Besargniß van E. von Hartmann, was sehr leicht geschehen kann, dann gehen wir muthmaßlich einer schlimmen Reactionsperiode, nicht allein auf kirchlichem, sondern auch auf politischem Gebiet entgegen. Wir haben eine Schmälerung der Rechte und der Bedeutung des Reichstags, in Preußen eine wesentliche Einschränkung der Selbstständigkeit der Städte, keine Weiterbildung in der Organisation der Provinzen und Kreise, keine Landgemeindeordnung, aber halsbrechende Experimente auf volks- und finanzwirthschaftlichem, namentlich auf socialpolitischem Gebiet zu erwarten.

Jemehr der Reichstag an Ansehen und Einfluß einbüßt, gleichviel, ad durch die Schuld der Parteien oder der Regierung, desto trüber wird der Blick in die Zukunst. Der Reichstag ist ein wesentliches Fundament der deutschen Einheit, ein kräftiges Bindemittel zwischen den Einzelstaaten und ahne Zweisel hat ihn Fürst Bismark zu diesem Zweck geschaffen; aber nur ein Parlament mit bedeutenden, unantastbaren Rechten, großem Ansehen und Einfluß ist eine wirksame Stütze für eine reichstreue Regierung. Die Chambre introuvable hat den Sturz Louis Philipps nicht verhüten können, ebensowenig das Corps legislativ den Fall Napoleans. Die englische Monarchie dagegen ruht mit großer Sicherheit auf dem Parlament. Positive Leistungen sind nur von einem starken Parlament zu erwarten, dessen Mehrheit mit der Regierung zusammen wirkt. Diese Uebereinstimmung darf aber nicht durch freiwillige oder erzwungene Unterwerfung des Parlaments erkauft werden, vielmehr ist es Sache der Regierung, wenn sie auch keine parlamentarische ist, die Mehrheit, wie sich dieselbe bei wiederholten freien Wahlen herausstellt, zu respectiren und nicht künstlich durch Anregung egoistischer Interessen oder andere Mittel zu sprengen. Für eine kräftige, mit großer Gewalt ausgestattete Regierung ist es nicht gar zu schwierig, eine einzelne Partei zu schwächen und in die Opposition zu treiben. Sehr viel größer ist die Aufgabe, eine constante Mehrheit hervorzurufen. Eine unterdrückte Partei wird in Bezug auf positive Leistungen als impatent erscheinen, sie mag liberal oder conservativ sein, aber deshalb kann man weder von der Impatenz des Liberalismus, nach der des Conservatismus reden.

Wären die Anschaunngen E. von Hartmanns richtig, sa befänden sich alle Wähler, die nicht reactionär sind, in einer sehr schlimmen Lage. Die jetzigen Conservativen können sie nicht wählen, weil diese kirchliche (und politische) Reaction fördern; den Freiconservativen fehlt es an der nöthigen „Rückgratsfestigkeit", um der Reactian Widerstand zu leisten; die bisherigen Nationalliberalen sind undrauchbar wegen ihres politischen Ideals parlamentarischer Regierung und ihres Liberalismus; von den Fortschrittsleuten und den Secessionisten kann gar nicht die Rede sein, und Reichscanservative im Hartmann'schen Sinne gibt es im Lande nicht.

Wer sich nicht anf das für praktische Politik bedenkliche Feld speculativer Philosophie begibt, sandern scharf und ruhig beobachtet, wird finden, daß kein Mangel an liberalen Männern aller Schattirungen im Lande ist und daß unter diesen die gemäßigten vorherrschen. Was uns fehlt, sind wirkliche Canservative, d. h. salche, die nicht reactionär sind, weder kirchlich noch politisch, solche, die wie die englischen Tories jeder Ueberstürzung entgegentreten, aber zur rechten Zeit Concessionen machen, und niemals daran denken, dieselben bei günstiger Gelegenheit wieder zurückzunehmen und die Staatsmaschine rückwärts zu lenken, abgestorbene, unhaltbare Einrichtungen und Zustände wieder zu beleben. Conservative Wähler mögen nach den seltenen Exemplaren suchen und werden dieselben noch am ersten unter den wirklich großen, unabhängigen, nicht überschuldeten Grundbesitzern finden, die, wie der Staat selbst, ein wesentliches Interesse daran haden, palitische Erschütterungen zu verhüten.

Die Aufgabe der liberalen Wähler und Gewählten ist eine sehr klare. Es kammt jetzt darauf an, der heranziehenden Reaction mit Ruhe und Festigkeit entgegen zu treten, die Rechte des Parlaments zu vertheidigen und die liberalen Gesetze aufrecht zu erhalten, gewagte Experimente auf volks- und finanzwirthschaftlichen und socialpalitischem Gebiet zu bekämpfen. Auf Fortschritte in der Gesetzgebung und Verwaltung wird varläufig, bis wieder andere Zeiten eintreten, verzichtet werden müssen, wenn nicht die Regierung die Hand dazu bietet. Principielle Opposition gegen jede Vorlage der Regierung wäre verderblich.

Literatur und Kunst.

Ein Memento.

Von Johannes Scherr.

(Schluß.)

III.

Ganz dumme aber ganz unwissende oder ganz verlogene Leute ausgenommen, wird Niemand mehr sich einfallen lassen, leugnen und bestreiten zu wollen, daß die Revolution, in ihrer Totalität gefaßt, eine geschichtliche Nathwendigkeit gewesen sei, — ebenso unausweichlich, unlenkbar und unerbittlich wie irgendeine

große Katastrophe des Naturlebens. Dadurch werden jedoch die mithandelnden Personen und Parteien von ihren im Einzelnen begangenen Fehlern, Vergehen und Verbrechen nur in den Augen von Solchen entlastet, welche die menschliche Willensfreiheit leugnen, demnach keinen Unterschied von gut und bös, recht und schlecht anerkennen und folglich das unbequeme Princip der Verantwortlichkeit aus dem Leben und aus der Geschichte weggewischt wissen wollen.

Kein Wissender sodann wird verneinen, daß die Idee der Revolution, d. h. die Illusion, mittels grundstürzender Beseitigung des Bestehenden für eine neue, „menschenrechtlich“ zu organisirende Gesellschaft Raum, Luft und Licht zu schaffen, für die Phantasie wie für das Gemüth etwas unabweisbar Bestechendes hatte.

Aber wie gestaltete sich die Sache, als man daran ging, die blendend-schöne Idee aus den „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen“, auf den staubigen oder kothigen Boden der Wirklichkeit zu verpflanzen? So, daß einer der zahllosen Sophismen, welche der „Citoyen de Genève“ gepredigt hatte, zu einer furchtbaren Wahrheit wurde: — „Alles entartet in den Händen des Menschen“ (tout dégénère entre les mains de l'homme).

Was wurde aus dem verheißungsvollen, von Millionen Herzen mit indrünstiger Andacht empfangenen, geglaubten und nachgebeteten revolutionären Evangelium: „Liberté, egalité et fraternité“?

Die brutale Thatsache einer räuberischen und mörderischen Pöbeltyrannei.

Die Seele, der Bildner und Leiter dieser in größewahnwitzigem Wüthen schließlich sich verzehrenden Pöbeltyrannei war der Jakobinismus, in welchem man, so man ihn schärfer ansieht und die Summe seiner Wollungen und Strebungen zieht, einen legitimen Sohn des Jesuitismus unschwer erkennt.

Wie der Vater auf vollständige Vernichtung der freien Persönlichkeit und der persönlichen Freiheit zu Gunsten der Gesellschaftsallmacht abzielte und ausging, so auch der Sohn. Jeder, selbstverständlich, in seiner Art und mit seinen Mitteln, die natürlich, mochten sie sein, welche sie wollten, „der Zweck heiligte“. Auch die Aushängeschilde, hinter welchen Vater und Sohn für die Erlangung der Omnipotenz fochten, waren zwar verschieden bemalt, aber doch aus demselben Metall geschmiedet. Der jesuitische hieß Theokratie, der jakobinische Demokratie. Da nun bekanntlich „vox populi vox dei“, so war mit den verschieden lautenden Worten nur ein und dasselbe Ding gemeint: Herrschaft, unbedingte, widerspruchslose Herrschaft.

Nicht umsonst hatte der Heiland Robespierres, Rousseau, die Lehre von der Volkssouveränität den Jesuiten abgelernt, welche ja, wie Jedermann wissen könnte und sollte, den modernen Begriff derselben zuerst gefunden und formulirt haben.

Am 21. April von 1793 that der „grünaderige Unbestechliche“ im Allerheiligsten des Jakobinismus, in der Stiftshütte der „Mère-Société“ in der Rue Saint-Honoré, den Orakelspruch: „Das Volk ist der Herr (le souverain), die Regierung ist sein Werk und seine Sache (sa propriété), die Beamten sind seine Diener (ses commis); das Volk kann, so oft es ihm beliebt, die Regierung ändern und seine Bevollmächtigten abberufen.“

Als der Kohen hagadol des Cultus der „Sainte Terreur“ dieses Dogma ex cathedra verkündigte, war die „jakobinische Eroberung“ Frankreichs bereits eine bluttriefende Thatsache.

Wie sie das geworden, zeigt und erklärt uns trostlos-lehrreich Taine in seinem dritten Bande. Trostlos-lehrreich, weil selbstverständlich auch diesmal die Geschichte nur lehren wird, daß die Menschen nichts aus ihr lernen wollen. Hegel, von dem das traurig-wahre Wort herrührt, hat ja selber nichts aus ihr gelernt. Sonst müßte er sich wenigstens geschämt haben, sich zum Vertheidiger der Karlsbader Beschlüsse zu erniedrigen.

Der Jakobinismus begann seine Thätigkeit zugleich mit der constituirenden Nationalversammlung. Rasch bemächtigte er sich der entzügelten Presse und der brodelnden Klubbs. Die Danton, Desmoulins, Loustalot, Fréron, Pétion, Brissot, Marat liehen ihm ihre Lungenkraft und ihre Fingerfertigkeit. Mit der ganzen Selbstgefälligkeit und Unverfrorenheit der Mittelmäßigkeit, aber auch mit der ganzen Zähigkeit des Fanatikers wußte sich Robespierre zum Propheten des Jakobinismus zu machen, dessen Dogmatiker Saint-Just wurde. Alle diese Macher und Streber, bald von einer zahlreichen Clientel umgeben, trugen, so zu sagen, ihren möglichst verlockend aufgeputzten unfehlbaren Fetisch Volkssouveränität fortwährend in Procession durch Paris. Sie wußten, wer Paris hatte, der hatte Frankreich. Das Mittel, die Herrschaft in der Hauptstadt zu erlangen, war die Umformung des dortigen Proletariats in eine fanatisirte, auf allerlei Wegen besoldete, vom Jakobinerklubb aus organisirte, disciplinirte und commandirte, blind gehorchende, blind zugreifende und zuschlagende Pöbelbande, welcher von überall her, aus dem Lande selbst wie aus der Fremde bedeutende Verstärkungen zugingen. Denn alle Catilinarier Frankreichs, Europas und Amerikas trugen ihre zertrümmerten Hoffnungen und erlittenen Demüthigungen, ihre Laster und Verbrechen, ihre Begierden und Gelüste, ihren Haß und Rachegrimm nach dem revolutionären Paris, allwo, wie vormals im cäsarischen Rom, alles Schändliche und Scheußliche als in einer Riesenkloake zusammenrann. Zu dieser riesenhaft anschwellenden Gesindelschaft stellte die Unzucht ein sehr zahlreiches, thätiges und wirksames Dirnencontingent. Es war ja so leicht und lockend, der Lüderlichkeit die Marke des Patriotismus aufzuheften und den Altar der Venus Vulgivaga dreifarbig zu drapiren.

Man hat den Führern der liberal-reformistischen Evolution von 1789 vorgeworfen, daß sie es nicht versucht oder nicht verstanden hätten, sich populär zu machen oder populär zu verhalten. Als ob anständige Menschen mit Leuten vom Stamme Catilina um die Volksgunst wettbuhlen möchten, könnten! Und wenn sie es auch hätten versuchen wollen, so würden sie doch keinen Erfolg gehabt haben. Denn in solchen Bewegungen sind gemeiniglich nur die Catilinarier populär, weil eben nur solches Geschmeiß gemein und schamlos genug ist, den wechselnden Launen der urtheilslosen und wankelmüthigen Menge sich anzubequemen und den schlechten Instincten des Pöbels zu schmeicheln. Aus Kernholz geschnittene Menschen, Männer vom Schlage der Mose, Perikles, Thukydides, Sokrates, Tacitus, Muhammed, Dante, Michelangelo, Shakespeare, Cromwell, Milton, Molière, Washington, Lessing, Kant, Herder, Goethe, Schiller, Beethoven, Der vom Stein, sie alle und alle Ihresgleichen haben immer und allenthalben mit Verachtung auf die Dirne geblickt, von welcher geschrieben steht:

„La popularité? C'est la grande impudique
Qui tient dans ses bras l'univers.“

Uebrigens ist es thöricht, zu sagen, die Gemäßigten hätten sich eben auch populär machen sollen. Womit denn? Etwa mit dem Hexeneinmaleins ihres Constitutionalismus und Parlamentarismus? Mit dieser sinnreich ausgetiftelten und kunstvoll zugedrechselten Doctrin, welche sich auf den Schreibtischen gewiegter Staatsrechtslehrer und auf den Lippen gewandter Parlamentsredner so hübsch zurechtlegen läßt? Bah! Da hatte der Jakobinismus leichtere Arbeit. Seine Doctrin war von bewunderungswürdiger Einfachheit, Kürze und Deutlichkeit: — „Der Volkswille ist das höchste, das einzige Gesetz; der Volkswille aber bin Ich!“ Der getreue Widerhall von Ludwigs des Vierzehnten „L'état c'est moi!“ Größewahn drüben und hüben.

Und bei wem hätten sich die Gemäßigten populär machen und erhalten sollen? Wenige Monate nach dem Losbruch der Revolution gab es für sie keinen Populus mehr. Es ist ja wahr, der anständige Populus, das besitzende und gebildete Bürgerthum, hat sich in Paris und in ganz Frankreich allzu frühe von der Theilnahme an den öffentlichen Versammlungen, von den Wahlacten, vom Dienst in der Nationalgarde u. s. w. abschrecken lassen. Aber man muß doch auch sagen, daß angesichts der rücksichtslosen und gewaltthätigen Frechheit, womit

der Jakobinismus seine Abschreckungspraxis in Scene setzte, dieser Rückzug der anständigen Leute von den öffentlichen Angelegenheiten immerhin sehr begreiflich war. Konnten sich Intelligenz, Wohlanständigkeit, Besonnenheit und Mäßigung noch Gehör und Geltung verschaffen der systematisirten Pöbelei gegenüber, diesen vom Jakobinismus gestimmten, weinrauhen und schnapsheiseren Kehlen, diesen vom Jakobinismus gelenkten knotigen Knitteln in Schwielenfäusten gegenüber? Nein! Der Grundirrthum des Constitutionalismus und Moderantismus ist gewesen, zu wähnen, es ließe sich eine halbe, ja eine Viertels-Revolution machen. Das hieß meinen, eine rollende Lawine ließe sich aufhalten mitten auf ihrem Wege vom Gletscherbusen der Jungfrau hinab zum Trümletenthal. Die Lawine faßte, verschüttete, begrub die Thoren.

Schon im Hochsommer von 1789 war der Jakobinismus thatsächlich in Paris Herr und Meister. Jetzt kam, zum ersten Mal in der neuzeitlichen Geschichte, so recht zu Tage, welche Fülle von Unheil für die Menschheit die Großstädte in ihrem wüsten Schooße bergen. Die kolossale Giftblase entleerte ihren Ueberschuß in tausendfacher Beräderung über ganz Frankreich hin. Zur Zeit, als der Jakobinismus zum Guillotinismus ausgereift war, zappelte das ganze Land angstvoll und hülfelos in dem dreißigtausendmaschigen Netz, dessen Lenk- und Zugschnüre in der „Muttergesellschaft" der Rue Saint-Honoré zusammenliefen. Dort brauchte man blos zu ziehen und rings in Frankreich thaten etliche hunderttausend Marionetten von jakobinischen Rothmützen ihre brüllenden Mäuler auf und erhoben mordlustige Fäuste.

Man muß anerkennen, daß der Jakobinismus auf seinem Wege zur Herrschaft über Frankreich ebenso geschickt und schlau als fest und rastlos vorging. Wie es immer und überall der gewissenlosen Demagogie Art und Brauch, blökte er als Schaf oder heulte er als Wolf, je nach den Umständen. Während er in so zu sagen officiellen Acten noch die Gesetzmäßigkeit heraushing, predigte er in seinen Ecksteinreden, Klubbresolutionen und Winkelblättern schon die wildesten Gewaltsamkeiten. So ging es weiter. Ohne sich später die Zeit zu nehmen, das Blut von seinen Händen zu waschen, griff er zu seinem vergötterten Jean-Jacques, um ein Kapitel sentimentaler Liebeständelei aus der Neuen Heloise oder das warmbrüderliche Glaubensbekenntniß des savoyischen Vikars aus dem Emile zu declamiren. Fouquier Tinville war ein „empfindsamer" Mensch comme il faut: wann er, der Ankläger beim Revolutionstribunal, sein tägliches „Gebäck" (fournée) von 30, 40, 50, 60 Köpfen für „Dame Guillotine" zurechtgemacht hatte, ging er nach Hause, um seinen Kindern die Idyllien von Geßner vorzulesen. Robespierres drittes Wort war: „la vertu". Die Lippen der ärgsten Blutmenschen troffen immerfort von Ausdrücken wie: „humanité" und „sensibilité". Am schamlosesten trieb es der steinherzige Heuchler Barère, der Süßholzraspler des Schreckenssystems, welcher, nachmals ein Reptil im Solde Napoleons, die Guillotine mit anakreontischen Redeblumen umwand, wie Lamartine in seiner Gedankenlosigkeit dieselbe später noch „vergoldet" hat.

„Das Wort wird That —"

Am 14. Juli von 1789 hat sich der Jakobinismus zum ersten Mal gezählt, gemustert und im Handeln versucht. Mit Erfolg. Die „Heldenthat" dieses Tages gehörte, an und für sich betrachtet und die symbolische Bedeutung des Ereignisses beiseite gestellt, freilich mehr in die Opera buffa als in das Epos, falls das Entsetzen über die infamen, von den „Bastille-Siegern" verübten Mordthaten den Eindruck des Komischen aufkommen ließe. Die gesammte Pöbelmasse von Paris, wohlbewaffnet und reichlich mit Geschütz versehen, zwingt 138 Invaliden mit 2 Säcken Mehl als Proviant zur Capitulation — voilà tout. Allein der Jakobinismus wußte die Legende vom Bastille-Sturm so aufzublasen und aufzuflittern, daß sie noch heute unzählige Hohlschädel schwindeln macht. Im also glücklich begonnenen Stile wurde das jakobinische Wort weiter zur That am 6. October desselben Jahres zu Versailles. Dieser Octobertag und was drum und dran hing, bewies klärlich, daß Monarchie und Bourgeoisie gleichermaßen nur noch Spielzeuge in den Händen des in seine Flegeljahre getretenen Jakobinismus waren.

„Das Kind wird Mann —"

Am 10. August von 1792 nämlich, nachdem das „Kind" die Knabenschuhe schon am 20. Juni total vertreten hatte. Der Jakobinismus nimmt, als „Commune" von Paris verkleidet, förmlich und feierlich von der Herrschaft Besitz und fängt sofort an, seinen bisherigen Mitarbeitern, den schönschwatzenden und wolkenwandlerischen Girondisten zu zeigen, was es hieße, de travailler pour le Saint-Jacques. Gerade aus den blumigsten Phrasen der armen Wolkenwandler wußten die Jakobiner die festesten Stricke zu drehen, um ihre Nebenbuhler damit zu erwürgen, und die Sibylle der Gironde, Manon Roland, wird bald zu spät ihr Klagewort: „O heilige Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!" sprechen und wird, aufs Fallbrett der Guillotine geschnallt, schmerzlich spüren, was für ein Unterschied sei zwischen dem holden Ideal einer „vernunftgemäßen" Demokratie, wie sie es sich zurechtgeträumt hatte, und der grausamen Wirklichkeit einer stupiden Pöbelherrschaft. In der Verblendung ihrer abstracten Freiheitsschwärmerei hatte Manon Roland nicht wenig, nein, viel dazu gethan, den Kopf der Marie Antoinette dem Jakobinismus zu überliefern. Zum Dank dafür schlug jetzt der Jakobinismus ihr den eigenen ab. Sie hatte ja Unverzeihliches gethan: sie war schaudernd stillgestanden und hatte nicht weiter in das Blut- und Kothmeer mithineinwaten wollen.

„Der Wind wird Sturm —"

Der jakobinische Phrasenwind, welcher von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit so verführerisch gesäuselt, schwoll zum Frevelsturm an in jenen grauenhaften Tagen und Nächten vom 2.—7. September 1792. Marat, aus einem schlechten Vieharzt zur bösesten Bestie der Revolution geworden, hatte in seiner Kannibalenseele den Gedanken des politischen Massenmordes ausgeheckt und die Commune von Paris machte den Gedanken zur That, indem sie die fünftägige Schlächterei, das Morden im Taglohn, anordnete, überwachte und bezahlte. Das Furchtbarste an diesem Furchtbaren war nicht die Masse der Opfer, waren auch nicht die haarsträubenden Scheußlichkeiten, von welchen die Mordacte begleitet wurden, sondern das Furchtbarste war vielmehr die eisige Grausamkeit, womit der ganze Gräuel geplant, ins Werk gesetzt und durchgeführt worden ist. Der Sturm, welcher dazumal Paris durchraste, war nicht der Gluthwind aus der Sahara, sondern der Eishauch von den Polargletschern. Nicht wie aus Glaubenswuth tollgewordene Inquisitoren und Hexenrichter, nein, sondern als kaltrechnende „Staatsmänner" haben die Jakobiner die Septemberschlächterei gewollt und verübt.

Der gallische Tigeraffe war jetzt los. Er schwelgte im Blut und badete sich in Thränen. Der Massenmord vom September war das Einweihungsopferfest des „Schreckens". In diesen Wahnsinn brachte der Jakobinismus Methode und machte daraus seine Regierungsmaschine. Die beiden Haupttriebräder derselben waren der Wohlfahrtsausschuß und das Revolutionstribunal. Wie die sich drehten! Rastlos, unaufhaltsam, zermalmend. Eine Weile arbeitete die ganze Maschine unwiderstehlich, schreckhaft, mit jakobinischem Dampf. Dann kamen Frictionen. Die einzelnen Theile der Schreckensmaschine, die Stangen, Stifte, Hebel, Räder, kehrten sich wüthend gegen einander. Der Jakobinismus begann den Jakobinismus aufzufressen. Blut! Blut! Mehr Blut! Noch mehr Blut! brüllte der Guillotinismus. Nach den Royalisten, Clerikalen, Constitutionellen, Orléanisten und Girondisten wurden die Hébertisten, Dantonisten und Robespierreisten der unersättlichen Tochter Guillotins in die tödtlichen Fangarme geworfen.

Derweil hatte, wie früher die vom Constitutionalismus beherrschte Nationalversammlung den französischen Staat in einen chaotischen Trümmerhaufen verwandelte, der vom Jakobinismus tyrannisirte Convent seinerseits die französische Gesellschaft in einen wüsten Klumpen von Elend und Seelenstumpfheit, Ekel und Verzweiflung zusammengepreßt. Der Jakobinismus hatte sich so voll Blut geschlungen, daß er gleich einer vollgefressenen Abgottschlange sich nicht mehr recht zu rühren vermochte. Er verfaulte bei lebendigem Leibe. Aber mit der Schlange starb

nicht ihr Gift. Sterbend zeugte der Jakobinismus den Bonapartismus. Der war so recht der legitime Erbe und Nachfolger von jenem. So namenlos elend hatte die jakobinische Freiheitslüge die Franzosen gemacht, daß sie, um nur endlich aus den Fäusten der sansculottischen „Tappe-durs“ loszukommen, mit Entzücken in die Hände der Prätorianer des Cäsars vom Brumaire sich gaben. Um nur endlich wieder das so lange und so schmerzlich entbehrte Gefühl der Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu haben, stürzte sich die ganze Nation mit Wollust in die Knechtschaft und spannte sich jubelnd vor den Siegeswagen des fremden Glücksoldaten, der mit cynischer Offenheit der ungeheuren Verachtung Ausdruck gab, welche er, freilich nicht ohne Grund, für die Menschen im Allgemeinen und für die Franzosen im Besonderen hegte.

Das hat der Jakobinismus zuwegegebracht, welcher, um der Tyrann des Volkes werden zu können, sich für den Retter und Beglücker desselben ausgegeben hatte, — der Jakobinismus, welcher den Franzosen Brod und Wein in Fülle versprach und ihnen dafür nur Noth und Pein ohn' Ende gab, — der Jakobinismus, welcher der armen bethörten Menge Freiheit, Wohlfahrt und Bildung in sichere Aussicht stellte und dafür Knechtschaft, Armuth und Barbarei brachte......

Ist der Inhalt der vorstehenden Warnungstafel verständlich?

Ich denke wohl.

Wird derselbe beherzigt werden?

Nein!

Warum nicht?

Weil es das Loos der Menschen und der Völker ist, nicht hören zu wollen, sondern fühlen zu müssen. Weil sie dazu verdammt sind, in dem ewigen Zirkel von Täuschung und Enttäuschung, Hoffnung und Entmuthigung, Verschuldung und Büßung sich herumzubewegen. Weil sie nicht aufhören können, aus dem Glauben in den Zweifel, aus der Furcht in die Ueberhebung zu fallen und umgekehrt. Weil — Alles in Allem zu sagen — noch der letzte Mensch das arme, beklagenswerthe, aus unversöhnbaren Gegensätzen und Widersprüchen zusammengesetzte Geschöpf sein wird, welches schon der erste war.

„Wer zweifelt daran?“

Kunst und Kunstgewerbe in der württembergischen Landesausstellung von 1881.

Von Carl Albert Regnet.

Es sind nun neunundsechzig Jahre verflossen, seit auf Veranlassung König Friedrichs die erste württembergische Kunst- und Gewerbeausstellung stattfand. Ihr Zweck war, inhaltlich Verfügung vom 14. December 1811, „fortdauernde Unterhaltung und immer höhere Vervollkommnung der bildenden Künste, so wie mehrere Ausbreitung der Industrie unter den Professionisten und Handwerkern und Erweckung einer zweckmäßigen Nacheiferung unter denselben durch öffentliche Anerkennung und Belohnung des Talents“. Vier Jahre später folgte eine zweite Gewerbeausstellung und acht Jahre später die dritte, die erste seit der Thronbesteigung des Königs Wilhelm. Und von da an kehrten solche Ausstellungen alle drei Jahre regelmäßig wieder, um 1842 mit der letzten allgemeinen Landesausstellung zu schließen. Nachmals sah Württemberg zahlreiche Lokal- und Bezirksausstellungen, desgleichen Specialausstellungen, und endlich 1871 die allgemeine schwäbische Industrieausstellung in Ulm, welche auch von dem benachbarten bayerischen Schwaben, den altschwäbischen Distrikten Badens und von den Fürstenthümern Hohenzollern beschickt wurde. Von allen Landesausstellungen aber steht keine in besserem Andenken als gerade sie, bei der sich selbst ein amtlicher Vertreter des industriestolzen Englands einfand, um lernbegierig zu sehen, was das kleine schwäbische Königreich zu leisten im Stande sei.

Zwischen der Thronbesteigung des Königs Karl und der in Württembergs wirthschaftlichem Leben Epoche machenden Landesausstellung in Ulm liegt eine interessante Periode des bewegten Ueberganges aus dem primitiveren zum reicher entwickelten Industrie- und Verkehrsleben. In diese Periode fielen die Wiederereuerung der Zollvereinsverträge und die Annahme des französischen Handelsvertrages, welcher den Horizont mancher Industriezweige erweiterte. Namhaften Vorschub leisteten der Industrie auch die Industrie- und die gewerblichen Fortbildungsschulen. Der ersteren zählte Württemberg schon im Jahre 1867 nicht weniger als 1471 mit 52744 Schülerinnen und 1519 Schülern, der letzteren 122 mit 8168 Schülern.

Aber auch an den Weltausstellungen nahm Württemberg lebhaften Antheil, Dank insbesondere dem Scharfblicke und der rastlosen Thätigkeit des Geheimen Rathes von Steinbeis, des langjährigen Leiters der Centralstelle für Handel und Gewerbe, der das moderne Institut des Ausstellungswesens von seinen Anfängen an in seiner vollen Bedeutung erkannte.

So wichtig Einrichtungen und Anstalten wie die vorgenannten und die Thätigkeit der erwähnten Centralstelle und ihres Leiters für das gewerbliche Leben Württembergs im Allgemeinen ohne Zweifel sind, so erscheint doch für das von uns besonders ins Auge gefaßte Kunstgewerbe Württembergs die vor vier Jahren erfolgte Gründung des Kunstgewerbevereins in Stuttgart, der in Förderung seiner Interessen außerordentlichen Eifer entwickelt, von ganz besonderer und unmittelbarer Bedeutung. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit scheint uns in der Veranstaltung einer fortdauernden Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse zu liegen, welche in bunter Abwechselung Bilder der Entwickelung aller kunstgewerblichen Zweige bietet, so daß der Kunsthandwerker darin Altes und Neues vereinigt findet, an dem er seinen Geschmack bilden kann.

Von weitestgehendem Einfluß aber auf Kunst und Kunstgewerbe war und ist die sorgsame und liebevolle Pflege, welche sie durch den königlichen Hof von jeher fand und noch findet. Es mag genügen an die prächtigen Kunstsammlungen zu erinnern, welche die Königsschlösser enthalten, und an die hervorragenden Bauten, durch deren Aufführung und stilvolle künstlerische Einrichtung König Karl die Initiative ergriff.

Die dermalige Landes-Gewerbeausstellung in Stuttgart bietet mehr als ihre officielle Bezeichnung sagt: sie enthält zugleich auch Abtheilungen für Kunst und Alterthümer.

Fassen wir zunächst die Abtheilung für Kunst ins Auge.

Die Verhältnisse der schwäbischen Kunst lassen sich mit denen anderer auch nicht annähernd vergleichen; die Hauptstadt Württembergs ist nicht wie die Bayerns eine Kunststadt. Besaß Württemberg auch seit langer Zeit eine Kunstschule, so fand die schwäbische Kunst doch ihre Hauptpflege nicht an der Stuttgarter Kunstschule, sondern im benachbarten München, wohin die einheimischen Kräfte zur höheren Ausbildung sich zu wenden pflegten und wo viele derselben bald eine hervorragende Stellung errangen.

Eine so auffällige Thatsache wie die einer förmlichen Auswanderung der Künstler, deren nur wenige in späterer Zeit in ihre alte Heimat zurückkehrten, wie Bernh. v. Neher, Gegenbauer, Grünenwald u. A., muß einen tieferen Grund haben. Dieser Grund aber war in dem Mangel an Verständniß für die bildende Kunst zu suchen, der auffälliger Weise sich bei einem sonst trefflich angelegten Volke findet, das seinem großen Vaterlande, ja der Welt Männer geschenkt hat, deren Namen als Stern erster Größe am Himmel der Poesie und Wissenschaft in unvergänglichem Glanze strahlen. Unter solchen Umständen mußten sich die Besten in der Heimat isolirt fühlen — das schlimmste Loos, das einen Künstler treffen kann, dessen Streben und Schaffen ja durch das Bewußtsein der Theilnahme seines Volkes bedingt ist.

Es wäre lächerlich, dem Schwaben Bildung abzusprechen, die Wahrheit aber ist, daß diese an einer bedenklichen Einseitigkeit leidet. Als Hauptquelle der wissenschaftlichen Bildung für Württemberg gilt mit Recht das berühmte Tübinger Stift, beziehungsweise die dortige Landesuniversität. Zur Förderung ästhetischer Studien stehen den Professoren außer der Bibliothek lediglich ein

Münz- und ein Antiquitätenkabinet zur Verfügung, beide van aar sehr bescheidenem Umfange.

Angesichts dessen läßt sich von Tübingen unmöglich erwarten, daß es der Ausgangspunkt kunstwissenschaftlicher Bildung für Württemberg sei, und es erklärt sich leicht genug, daß die wissenschaftlich Gebildeten des Landes an einer gewissen Einseitigkeit kranken.

So lange diejenigen geistigen Factoren, welche in Tübingen sich ihre allgemeine Bildung geholt, ausschließlich den Ton angaben, war für eine Hebung der schwäbischen Kunst begreiflicher Weise nichts zu haffen, denn in Folge der erwähnten Einseitigkeit ihrer Bildung ist ihr Blick für künstlerisches Denken, Fühlen und Gestalten tief verhüllt unb dicht umschleiert. Und wenn mein verehrter Freund, Herr Alfred Freihofer, anläßlich der gegenwärtigen Landesausstellung in die klagenden Warte ausbricht: „Wenn einer bei uns in Schwaben überall der einfachen Wahrheit Glauben verschaffen könnte, daß es, um Kunst zu verstehen, nicht genügt, Griechisch und Lateinisch gelernt zu haben, er hätte den schlimmsten Feind, der einem fröhlich aufblühenden Kunstleben bei uns noch entgegen steht, den Garaus gemacht, denn darunter haben unsere Künstler seitdem gelitten und ein jämmerliches Kunstdasein gefristet" — so kann man bei einiger Kenntniß der Verhältnisse demselben nur beistimmen.

Doch hat glücklicher Weise die bessere Erkenntniß auch in der That begonnen und ist aus den Kreisen der Großindustriellen hervorgegangen. Geistliche und Beamte sind durch ihren Beruf in engere Lebenskreise gebannt als Graßindustrielle, darum ist auch im Allgemeinen ihr Gesichtskeeis weniger weit als der jener Mänuer, welche die Welt kennen und mit ihr verkehren. Im Hause der Großindnstriellen, welche die Kunst draußen kennen und schätzen gelernt, hat sie die erste Heimat gefunden, und Staat und Kirche haben sich bemüht, mit Jenen gleichen Schritt zu halten. Und aus dem, was sie mit nun vereinten Kräften geschaffen, hat sie — deß ist die gegenwärtige Ausstellung ein glänzendes Zeugniß — ihren Weg auch in das Gewerbe gefunden.

Daß unter den aben angedenteten Verhältnissen, welche die württembergischen Künstler bislang zum größten Theile in andere Länder trieben, von einer typisch schwäbischen Kunst eine Rede nicht sein kann, bedarf keiner Ausführung.

Der Strömung unserer Zeit folgend cultiviren die württembergischen Künstler die kirchliche unb profane Historienmalerei nur ausnahmsweise. Sa der in London lebende Carl Bauerle mit seinem fein empfundenen Bilde „Hagar nnd Ismael", Heck in seiner „Antigone", die feeilich mit ihrer Sophokleischen Namensschwester nur den Namen gemein hat.

Weit stärker ist das Genre in seinen verschiedene Nuancen vertreten. Zieht hier auch Faber du Faurs „Kampf des Grenadier-Regiments Königin Olga am Park von Coeuilly, 30. Nov. 1870" durch seinen Umfang die Aufmerksamkeit des Publicums zunächst anf sich, so erfreut dach Haeberlins „Prinz Karl Alexander von Württemberg erstürmt mit kaiserlichen Truppen das türkische Lager in der Schlacht bei Peterwardein, 5. Aug. 1776" durch die treffliche Anordnung, schlagende Charakteristik und ein harmanisches Colorit. Von des Meisters guter Schule zeugt Zweigles „Erzherzog Karl auf der Cannstadter Brücke im Gefecht, 1796". Lonis Braun ist durch ein „Mecklenburgisches Erntefest" und „Kronprinz Fritz nach der Einnahme von Fräschweiler", sein Bruder Reinhold Braun durch „Ein schwäbisches Dorfwirthshaus" ehrenvoll vertreten. Friedr. Keller schickte seine prächtigen „Steinbrecher", Keller-Reutlinger einen köstlichen „Sonntag anf Santa Lucia" mit leider schwarzen Schatten, Laupheimer ein allerliebstes Bildchen „Folgen eines Kusses", Gust. Mayer einen melancholisch anspeechenden „Mönch", Speier eine gut modellirte aber unruhige „Brunnenscene aus dem 17. Jahrhundert".

Von Thiermalern wären zu nennen: Meister Hermann Baisch mit seinem figurenreichen und charakteristischen „Oberbayerischen Viehmarkt", Braith mit seinem „Brennenden Stall" und „Abtrieb von der Alm", Grünenwald mit seinen „Kinder mit Gaisen", Chr. Mali mit zwei köstlichen Idyllen „Dorfleben" und „Am Bache" und Rohde mit einem farbenreichen „Hühnerhof".

Im Porträt thaten sich hervor C. Buchner, Graf Wartenleben, Emilie Weißer, Zach u. s. w.

In der Landschaft leisteten Bedeutendes: Kappis (Auf Isala Bella), Nestel (Nervi bei Genua), Wiedmayer (Aus dem Bopserwald); in der Marine Dill und v. Malchus sammt Schoenleber; im Aquarell Baldinger, Bonzelius, Auguste Schmidt und Stieler.

Von plastischen Arbeiten wären zu nennen: Bachs „Pifferaro" und „Spinnerin", Capellers „Sakuntala", Dauschs „Winter" und „Heebst", Schwenzers „Gefesselte Psyche" u. s. w.

Wer einen tieferen Blick in die Entwickelung des moderneu Kunstgewerbes thun will, beschaue sich vorerst die Werke früherer Culturperioden, was in der württembergischen Landesausstellung durch Einfügung einer gut arrangirten Alterthümer-Abtheilung namhaft erleichtert ist. Wir können uns dann freilich nicht darüber täuschen, daß wir Epigonen es noch nicht zu selbsteigenem Schaffen gebracht, uns vielmehr noch immer aufs Engste an jene Vorbilder aus alter Zeit halten. Aber wir haben Angesichts der wenigen Jahrzehnte unseres Strebens keinen Grund uns dieser Abhängigkeit zu schämen; auch borgen wir ja nicht, wie so lange Zeit vorhee, bei Fremden, sandern schöpfen gewissermaßen aus unserm Eignen, dessen Bedeutung wir vordem nur verkannt haben.

Die Stuttgarter Ausstellung gibt uns eine neue Gewährschaft dafür, daß die lebhafte Bewegung, von welcher Kunst und Kunstgewerbe ergriffen erscheint, nicht eine blaße Scheinbewegung ist. Dafür bürgt uns auch das steigende Interesse der Künstler für das gewerbliche Schaffen und nicht minder das in industriellen Kreisen immer lebendiger zu Tage tretende Bedürfniß und Verlangen nach künstlerischer Hülfe und Unterstützung.

Und dieser künstlerische Sinn macht sich schon in der Ausstellung bemerkbar. Nach in der Münchener Ausstellung von 1876 war das ganz anders gewesen. Dort hatte man noch unbedeutende Schülerarbeiten oder selbst nach unbedeutendere Tafeltücher unb Servietten mit haarsträubend realistischen Mustern an die besten Wände befestigt und Oelbilder hoch darüber gehängt gesehen, wahl auch plastische Werke aaf schlechtbeleuchteten Tischen. Und heute ist es gerade das künstlerische Areangement, der noble Gesammteindruck, den sachverständige Besucher als einen der Hauptvorzüge der Ausstellung anerkennen. Die Geschicklichkeit, mit der auch die kleinen Aussteller vom Lande selbst die langweiligsten Gegenstände wie Küchengeräthe u. s. w. in wohlgruppirten, dem Auge gefälligen Auslagen zu ordnen wußten, verdient alles Lob.

Schon der Eingang zur Ausstellung von der Schellingstraße her dietet einen überraschend schönen Anblick. Aus den Zeiten Herzog Christofs her haben sich die Traditionen der italienischen Gartenkunst im Lustgarten beim herrlichen 1848 abgebrochenen Lusthaus in Stuttgart erhalten; an den Stil von Versailles und den Tulpensport erinnert u. A. der Schloßgarten in Ludwigsburg; Hohenheim vertrat den älteren englischen Stil und die Stuttgarter Anlagen König Friedrichs repräsentiren in würdigster Weise den neueren englischen Stil. Und die Gärten des Rosenstein, der Wilhelma, der Villa bei Berg, des Schloßplatzes darf man geradezu als mustergültig bezeichnen. So läßt denn auch der als Entrée dienende Stadtgarten alles bei ähnlichen Gelegenheiten Gesehene weit hinter sich.

Anlangend die Fabrikation von Porzellan und Steingut, so zeichnet sich darin die Fabrik in Schramberg auf das Vartheilhafteste aus; sie liefert unter Mitwirkung namhafter Kräfte namentlich treffliche Majoliken nach Vorbildern der Renaissance.

Weniger Hervorragendes (vom künstlerischen Standpunkte) leistet die Glasproduktion und Glasmalerei, welch letztere im 15. Jahehundert in Ulm mit bestem Erfalge betrieben wurde.

Von den meist im Staatseigenthum befindlichen Eisenwerken verfolgt insbesondere jenes zu Wasseralfingen auch künstlerische Zwecke.

Auf einer ungewöhnlich hohen Stufe der Entwickelung steht die württembergische Gold- und Silberschmiedekunst, welche schon

im 13. Jahrhundert in Ulm und im 15. in Gmünd blühte. In unseren Tagen zeigt sich überall das Bestreben, der hoch entwickelten Technik eine künstlerische Unterlage zu geben. Sehr beachtenswerth ist es, daß an die Stelle der Semiloeschmucksachen Silberschmuck getreten ist, wobei weniger durch Stanzen und Pressen als durch Treiben und Drehen Form gegeben wird. Man behandelt das Silber vielseitiger; es wird oxydirt, niellirt, tauschirt, vergoldet, mattirt, ciselirt und gravirt. Auf diese Weise werden künstlerisch schöne Schmucksachen hergestellt, welche — ein nicht zu unterschätzender Gewinn — auch weniger Bemittelten zugänglich sind.

Da sind z. B. B. P. Bruckmann & Söhne in Heilbronn, deren silberne Tafelgeräthe in ganz Europa solchen Absatz finden, daß ein Jahresumsatz von 2 Millionen Mark erzielt wird und 300 Arbeiter mit der Anfertigung dieser stilvollen Edelwaare beschäftigt sind. Noch weit bedeutender in ihrer Gesammtheit steht natürlich die Collectivausstellung der Gmündener Juweliere, Gold- und Silberschmiede vor dem Beschauer. Da haben wie die Renaissance-Bijouterien von G. Bauer, die Silber-Filigranarbeiten von M. Betz, die Emails von J. F. Bundschuh, guillochirte Silberwaaren von Gehwayer, Niellolettten von G. Hauber, Tauschirarbeiten von diesem und H. Bauer, Rosenkränze und kostbar beschlagene Gebetbücher von Schütz und Doll, Korallenschmuck von Woehler u. s. w. Da sind ferner die kostbaren, fein stilisirten Renaissance-Schmucksachen in Gold, Silber und Juwelen von E. Föhr in Stuttgart, dessen Geschäft bald hundert Jahre zählt, und die prächtigen Silbergeräthe für kirchliche und Tafelzwecke von Osterberg ebenda. Aber noch mehr als der Stoff gibt die edle Form einer Goldschmiedwaare Kostbarkeit; das lehrt uns die reiche Ausstellung von A. Stotz in Stuttgart. Wir finden da cuivre poli, dem man seinen bescheidenen Rang im Reich der Metalle nicht ansieht, so glänzend ist es vergoldet, versilbert, emaillirt, so fein und geschmackvoll ornamentirt. Nicht minder Treffliches liefert auf einem anderen Gebiete die Metallwarenfabrik Geislingen in ihren neusilbernen plattirten und kupferbronzirten Waaren.

Zu den glänzendst vertretenen Gewerbszweigen gehört die Kunstschreinerei, die schon im 15. Jahrhundert in den Ulmern Sürlin Vorgänger ersten Ranges hatte, an welche sich Peter Lohkorn in Hall, ihr Zeitgenosse, Heinr. Schickhardt von Herrenberg u. A. anschlossen. Als Hauptsitz dieses Gewerbes muß allerdings Stuttgart mit den großen Firmen Beaner, Wieths Söhne, Gerson & Weber u. s. w. genannt werden, doch ist die Tüchtigkeit der Leistungen über das ganze Land verbreitet, wie die Arbeiten der Landschreiner beweisen, welche den bescheidenen bürgerlichen Bedürfnissen entsprechen und so ein interessantes Seitenstück zu dem fürstlichen Prunk der Kabinete zu beiden Seiten der Haupthalle bilden. Eine Erscheinung auf dem Gebiete des Gewerbelebens, die sich in keinem anderen Lande der Welt wiederholen dürfte.

Es hat dem Schwaben nie an gutem Geschmack und einem Sinne für das Solide und Dauerhafte gefehlt, so ist er doch im Allgemeinen nicht wohlhabend genug, um bei Anschaffung von Hausrath nicht vor Allem auf billige Preise sehen zu müssen. Um die Möbelfabrikation auf ihre jetzige Höhe bringen zu können bedurfte es darum der großartigen Schloßbauten König Wilhelms in den vierziger und fünfziger Jahren und des Ausstattung derselben im edelsten, noch heute mustergültigen Renaissancestil. Es bedurfte auch der umfassenden Thätigkeit der Centralstelle für Gewerbe und Handel, welche gerade nach dieser Seite besonders segensvoll eingriff und der ganzen Entwickelung einen sicheren Halt gab. Ihr verdankt Württemberg namentlich auch, daß sich die Möbelindustrie fast ausschließlich der Pflege der Renaissance zuwandte als derjenigen Stilform, welche den größten Reichthum an Mustern aufzuweisen hat und zugleich dem Verlangen nach Nationaleigenartigem am meisten entsprach.

Und dazu kommt noch etwas Anderes: der dem Schwaben angeborene Sinn für behagliche Häuslichkeit, trauliche Abgeschlossenheit von der Menge, für das Eigenartige und Originelle, der hier weiten Spielraum fand.

Seidenzucht und Seidenmanufaktur datiren in Württemberg schon aus dem 17. Jahrhundert und wurden nach dem dreißigjährigen Kriege zum Beginn des 18. von den Waldensern wieder ins Land gebracht, brachten es aber nie zu der Höhe, auf welche sich die Leinenindustrie hob. Und gegenüber der Maschinenweberei kann sich noch heute ein tüchtiger Arbeiter auf dem Jaquard- und Damastwebstuhl ein vom Großbetrieb unabhängiges Feld sichern. Dort aber wie hier haben die häßlichen realistischen Muster solchen in schönen Stilformen fast durchgehends Platz machen müssen. Es ist das namentlich eine Folge der Errichtung der Laichinger Webschule im Jahre 1874.

Die Buchbinderei hat sich besonders in den Geschäften der großen Verlagsbuchhändler in Stuttgart auf eine hohe Stufe geschwungen, und die Herstellung von gepreßten und verzierten Decken unter Theilnahme von Zeichnern, Graveuren und Lithographen zu einem selbstständigen Gewerbe ausgebildet, dessen Produkte in Deutschland unübertroffen dastehen.

Ganz besonders eifrige Pflege findet der Lichtdruck in seiner Anwendung auf Vervielfältigung von Kupferstichen, Handzeichnungen, Holzschnitten ꝛc. berühmter alter Meister, welche der Kunstwissenschaft und dem Kunstgewerbe trefflich zu statten kommt.

Anlangend die Lithographie, so datirt die älteste Anstalt dieser Art in Württemberg (die Cotta'sche) von 1807, und 1821 begann Strixner in Stuttgart sein großes Werk nach der Boisserée'schen Gemäldesammlung. In der Neuzeit wird namentlich die Chromolithographie mit gutem Erfolge betrieben.

Andererseits darf Stuttgart mit gutem Rechte unter die Hauptstädte der nun eine zweite Blüthezeit feiernden Holzschneidekunst gerechnet werden: zählt es doch nicht weniger als 16 derartige Anstalten, darunter die von Closs, Hallberger, Reff ꝛc.

Muß die ganze Anlage eines Volkes und dessen Eigenart mit der Gewerbethätigkeit desselben in Einklang stehen, um dieselbe zu einem glücklichen Ziele zu führen, so dürfen wir auch voraussetzen, daß, wo sich dieser harmonische Einklang findet, das Ziel auch sicher erreicht werden wird. Und darum glauben wie auch angesichts der speciellen Befähigung des schwäbischen Stammes für bestimmte Gebiete geistigen Schaffens und handwerklicher Arbeit annehmen zu dürfen, daß sich das Kunstgewerbe auf schwäbischem Boden noch zu fröhlicherer Blüthe entwickeln wird.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Jean Baudry.

Schauspiel in 3 Acten von August Vacquerie, aufgeführt im Residenztheater.

Eine solche Aufnahme hat wohl selten ein Stück gelegentlich seiner ersten Aufführung gefunden wie Vacqueries „Jean Baudry". Sonst wird doch entweder geklatscht oder gezischt, aber auch beide Meinungsäußerungen mischen sich und bezeugen jedenfalls die Theilnahme der Zuschauer. Hier aber regte sich nach dem ersten Acte auch nicht eine einzige Hand; nach dem zweiten vielleicht ein halbes, nach dem dritten ein ganzes Dutzend Hände — gezischt wurde gar nicht.

Was dieses klanglose Hinabsteigen bedeutet? — Daß man glaubte ein Stück vor sich zu haben, von manchen guten Eigenschaften, das aber, verfehlt im Grundgedanken, als Ganzes unbefriedigt ließ.

Bevor dies näher ausgeführt wird, ist es nöthig, die Handlung, wenn auch nur gedrängt, ungefähr anzugeben. — Bruel, ein Großkaufmann in Havre, steht vor dem Bankrott. Nachdem sein Geschäft schon lange in Gefahr geschwebt, ist ihm jetzt ein Schiff untergegangen, dessen Fracht seine letzte Hoffnung gewesen — und dieses Schiff war in Folge eines Versehens unversichert geblieben. Zur Befriedigung seiner ungestüm mahnenden Gläubiger fehlen ihm etwa 200,000 Francs. Diesen Ausfall erbietet sich sein ältester Freund, Jean Baudry, zu decken. Als

Bruel sich weigert, selbst von ihm eine Summe anzunehmen, die er wiedererstatten zu können keine Aussicht hat, da wirbt Baudry um die Hand der von ihm längst im Stillen geliebten Andrée, der einzigen Tochter Bruels, so daß dieser ihm nun nicht mehr verwehren kann, jenes Geldopfer, jetzt für den Namen seiner Braut, darzubringen.

Andrée hat dem Manne, den sie stets geschätzt hat, und in welchem sie jetzt den Retter ihres Vaters verehrt, ihr Jawort gegeben, obwohl sie bereits eine andere Neigung im Herzen trägt. Sie liebt Olivier, einen jungen Arzt, dessen sich Baudry schon als Knaben wie eines Sohnes angenommen hat, und wird von ihm wieder geliebt. Dieser, der bisher im Bewußtsein seiner Mittellosigkeit zu stolz gewesen, um sich der reichen Erbin gegenüber zu erklären, eilt denn auch auf die Nachricht von ihres Vaters Verlusten herbei, um zu erfahren, daß ein Anderer und zwar gerade sein Pflegevater schon seine Hoffnungen zerstört habe.

Eine ungewöhnliche, heikele Nebenbuhlerschaft — aber sie schlummert still bis zum Vorabende der Hochzeit. Baudry hat keine Ahnung von ihr, bis er auf einmal jetzt aus Oliviers auffälligem Benehmen Mißtrauen schöpft, das sich rasch bis zur Gewißheit steigert. Als er sich völlig überzeugt, meint er, daß die Entsagung ihm zukomme, und entschließt sich, das Opfer, um nicht zwei junge Herzen unglücklich zu machen, auf sein eigenes, schon ergrauendes Haupt zu nehmen.

Aus diesem kurzen Abrisse möchte man vielleicht schließen, daß die Geschichte recht schön und rührend sein müsse. Leider enthält sie indessen zwei Punkte, welche die Sache doch wesentlich anders stellen, und die nun hervorgehoben seien.

Der eine ist Baudrys Werbung. Ihm bleibt keineswegs, um Bruel zu retten, nicht Anderes übrig; denn was hinderte ihn zum Beispiel, wenn er einmal sein Geld einwerfen wollte, für einige hunderttausend Francs Wechsel auf Baudrys Namen stillschweigend aufzukaufen und zu vernichten? Aber davon abgesehen —: mag er mit seiner Großmuth noch so viel Zartheit verbinden, mag der Conflict noch so zwingend dargestellt werden: dieser Hergang streift doch zu nahe an das Geschäftsmäßige. Trotzdem, daß nur von Opferwilligkeit, von Entsagung und Ehrenhaftigkeit die Rede ist, kommt man um das Gefühl nicht herum, daß hier um Herzen geschachert wird. Schließlich bleibt es doch ein Kauf; und dergleichen mundgerecht zu machen, kann in einer Novelle, wo man Alles bequem vorzubereiten vermag, ausführbar sein: hier, wo außer der Hast der Entwickelung auch noch die Anschauung jeden Eindruck verstärkt, wirkt es verletzend — und zwar in dem Grade, daß man für sämmtliche Betheiligte die rechte Sympathie verliert, für den Mann sowohl, der sich mit Geld den Muth erkauft, sein Geständniß anzubringen, wie für das Mädchen, das sich für einige Tausendfrancsnoten hingibt.

Und wüßte man nur, wem man seine Sympathie denn schenken soll? Jene beiden sind doch sonst noch liebenswürdige Naturen; der andere Liebhaber ist dagegen ein so verpfuschtes Stück Mensch, daß man in der Neigung Andrées zu ihm nur eine Verirrung sehen kann. Nicht nur, daß es ihm an Charakter mangelte: er ist geradezu schlecht. Es mag verzeihlich sein, als die Handlung eines von Leidenschaft Verblendeten, daß er, obwohl er Andrée das Versprechen gegeben hat, sie zu meiden, sich seiner Zusage entbunden und berechtigt glaubt, seinem Pflegevater heimlich Trotz zu bieten, als dieser (jetzt aufgeklärt) ihm andeutet, daß er nun nicht mehr mit Andrée unter einem Dache weilen dürfe. Daß er aber in diesem Trotze Andrée zu einer Zusammenkunft bei nachtschlafender Zeit zu zwingen versucht, daß er schließlich unverhohlen droht, das brave Mädchen in den Augen der Dienerschaft zu compromittiren — das ist nur ein Beweis von niederträchtiger Gesinnung, nicht von Liebe.

Und diesem Menschen wird der hohe Preis, Andrées Hand, zu Theil! er siegt über den Mann, den er so tief gekränkt, obwohl er ihm Alles verdankt! Ueber das Widerstreben gegen diesen Schluß täuscht keine Sophistik hinweg. Mag Baudry auch sagen: „Ich habe ihn aus dem Laster aufgelesen, ich habe ihm ein Gewissen gegeben — wenn er jetzt haltlos wird und zurückfällt, so sinkt er moralisch um so tiefer — ich bin verpflichtet, das, wenn auch durch ein Opfer, zu verhindern!“ Man glaubt ihm nicht; man fragt höchstens: „Ist denn nun Andrées Besitz ein so fester Halt? ist es nicht vielmehr leichtsinnig, das Mädchen diesem unsichern Arme anzuvertrauen?“

Nein, ein solcher Schluß kann nimmermehr befriedigen. Selbst in Frankreich, wo man die spitzfindig herbeigeführten Conflicte liebt, und wo eine gewisse Neigung zu verlogner Sentimentalität stark verbreitet ist, hat man daher Vacqueries Schauspiel kühl aufgenommen; in Deutschland aber, wohin es vielleicht zur Zeit der Rührstücke gepaßt hätte, wirkt es, noch dazu im Jubeljahre des kategorischen Imperativs, zum mindesten befremdend. Für dergleichen sind wir allmählich doch zu kühl und auch zu ehrlich geworden.

Früher hatte das Stück übrigens einen andern Schluß. Da fühlte Olivier nicht blos Reue und Scham, sondern er bethätigte sie auch, indem er auswanderte. Baudry entsagte zwar darum nicht minder. Aber dennoch war dies ein richtigerer, ein ehrlicher Schluß: Olivier hat nun einmal sein Glück verspielt; Baudry darf aber auch das seinige sich nicht erkauft haben. —

Die neue Bearbeitung scheint das eigentlich aus dem Jahre 1863 stammende Stück, abgesehen von der angegebenen Aenderung und von der Zusammenziehung zweier Acte, wenig berührt zu haben — weniger vielleicht als die Verdeutschung, die nicht sehr gelungen erscheint. Allerdings sind wir es gewöhnt, in solchen Verdeutschungen nicht mehr Muster zu suchen. So wundert man sich denn nicht, wenn beispielsweise der Ausdruck Oliviers, da er von seinem Vorsatz spricht, mit fremdem Gelde an der Börse zu spielen: „Si je perds —“ zu der Drohung: „Wenn ich verliere, weiß ich ein Mittel —“ (nämlich den Selbstmord) vergröbert wird. Daß die Uebersetzung den ursprünglich lebhaften Dialog überhaupt verwaschen hat — als ob man mit einem eingeseiften Schwamme über ein Oelgemälde gefahren wäre — und daß auch manche schöne und nicht unbedingt überflüssige Stellen ganz unerklärlicher Weise einfach ausgelassen worden sind, sei nur beiläufig erwähnt.

Aber der Uebersetzer hat sich sehr viel wichtigere Eingriffe erlaubt (denn es ist doch kaum anzunehmen, daß der Dichter selber bei der zweiten Bearbeitung sein eignes Werk so sinnlos verstümmelt haben sollte)! So sind zwei Aeußerungen Bruels, die im ersten Act den Zuschauer auf den Eintritt der Katastrophe vorbereiten sollten, einfach unter das Pult gefallen, infolge wovon man nach einer endlos schleppenden Exposition die Unglücksnachricht ganz ahnungslos auf den Kopf bekommt. In derselben Weise ist die Theescene im dritten Acte durch die Streichung weniger Worte, die kaum einige Minuten in Anspruch genommen haben würden, willkürlich entstellt, so daß das plötzliche Erwachen des Mißtrauens in Baudry ganz unverständlich wird. Bei der hiesigen Aufführung lehnt nämlich Olivier den ihm von Andrée angebotenen Thee ab und setzt sich abseits auf einen Stuhl — um sich da ganz thöricht zu geberden. Bei Vacquerie dagegen sieht die Sache ganz anders aus. Als nämlich Olivier die ihm von Andrée gereichte Tasse nicht annimmt, redet Baudry ihm zu, es zu thun. Darauf gießt jener sich selbst den Thee (eigentlich ist es bei Vacquerie Kaffee) ein und antwortet auf die Bemerkung seines Pflegevaters: „Aber Fräulein Andrée hat Dir schon eingeschenkt“ — höchst kaltblütig: „Gewiß!“ — Wenn nun in der folgenden Scene Baudry nachdenklich fragt: „Er hat die Tasse, die Andrée ihm eingeschenkt hatte, nicht genommen?“ so bezieht er sich doch auf einen weit auffälligeren Vorgang!

Uebrigens ist Jean Baudry bei der hiesigen Aufführung nicht so sehr an seinen eigenen Mängeln gescheitert als an denen der Darstellung, die ihm zu Theil geworden. Französische Stücke sind freilich für den Deutschen überhaupt schwieriger zu spielen als einheimische. Bei ihnen kommt fast Alles auf das Sprechen an; dem Franzosen aber ist die rollende Phrase und die hackende Geste gewissermaßen angeboren, und danach richtet der Dichter selbstverständlich seinen Dialog ein. Wir aber sind für die Geste zu schwerfällig und für die Phrase zu nüchtern; in Folge dessen muß der deutsche Schauspieler alles das abdämpfen, bis es einfach genug für unsere Gewohnheit ist. Die frühere Gesellschaft des Residenztheaters hatte es darin unter consequenter Regie beinahe bis zur Meisterschaft gebracht — manchmal that sie sogar des Guten zu viel. Die jetzige dagegen scheint keine Ahnung davon zu besitzen; und da die meisten ihrer Mitglieder obendrein jene abscheuliche Manier an sich haben, die Sätze zu zerstückeln und ohne jeden Grund die Tonlage zu wechseln — was an manchen kleineren Bühnen für ausdrucksvoll gilt — so kam diesmal Alles höchst geschraubt und absonderlich heraus. Der einzige, der wenigstens meist so sprach, wie ein vernünftiger Mensch sonst zu sprechen pflegt, war Herr Kober. Was aber dem Stücke den Todesstoß gab, das war der Mißgriff, die wichtige Rolle des Olivier mit Herrn Waldeck zu besetzen — eine wahre Versündigung. Ihm, einer sonst gewiß recht brauchbaren Kraft, fehlt zum Liebhaber so ziemlich

Alles — vor Allem die Erscheinung und der warme Ton. Olivier aber muß in erster Linie ein interessanter Mann sein (im Sinne der Damen — „ein Fressen für die Logen“, wie Jene zu sagen pfleget), sonst wirkt das Stück doppelt unglaubwürdig und widerwärtig. Diesem Olivier wird es indeß wohl schwerlich Jemand zugetraut haben, daß er Herzen im Sturme zu nehmen vermöchte: er sah höchstens aus wie ein tüchtiger Arzt — und das ist doch gar zu wenig!

Carl Groddeck.

Notizen.

Die Danziger Entrevue ist das große Ereigniß des diesjährigen Herbstes und kann schließlich nirgends unbesprochen bleiben. Wer an allgemeinen Redewendungen keine sonderliche Freude hat, würde sicherlich ein beredtes Stillschweigen vorziehen. Aber es würde das kaum schicklich sein. Als wir vor kurzem den Panslavisten gelegentlich wieder einmal unsere offenherzige Meinung sagten, wurde die rasch berühmt gewordene Zusammenkunft aus mehreren Gründen mit keiner Silbe von uns erwähnt. Mißtrauische Leser mögen vermuthet haben, daß, als jene antislavischen Betrachtungen in den Druck gingen, der Verfasser das Schicksal berufener, auf derartige Informationen angewiesener Leute getheilt und von dem, was bevorstand, absolut nichts gewußt habe. Der Verdacht müßte schon ertragen werden. Aber auch trotz der etwaigen Kenntniß des angeblich welthistorischen Vorganges wäre eine vorläufige Reserve ohne Zweifel rathsam gewesen. Sonst war die Beschuldigung leichtsinniger Indiscretion oder noch schlimmeren Verraths unvermeidlich. Auch konnte dann über die russischen Neigungen und Antipathien sowie über die an der Newa unter allen Wechselfällen und äußerlichen Wendungen der Politik festgehaltenen Projecte keine so unumwundene Aeußerung, wie wir sie uns gestattet, frischweg gewagt werden. Es versteht sich, daß wir jetzt wieder für eine gute Zeit russenfreundlich schwärmen und in Bewunderung über den scheinbaren Umschwung unserer auswärtigen Beziehungen aufgehen werden. Wie derselbe so plötzlich vollzogen, und wohin er zielt, das zu untersuchen ist nicht unsere Sache. Genug, daß die Parole gewechselt hat und ein cordiales Verhältniß zu dem östlichen Nachbar das Mißtrauen, welches die in Petersburg zur Herrschaft gelangte moskowitische Partei erwecken mußte, abgelöst hat. Man mag daraus erkennen, welche Machtfülle einigen bevorzugten Sterblichen vom Schicksal gewährt ist. Es genügt, daß sie einen kurzen Ausflug über die Grenze ihres Landes unternehmen und zu einer freundlichen Begrüßung von wenigen Stunden die nöthige Muße erübrigen, damit die lang ersehnte Friedenssonne den Erdball beglücke und die politischen Zukunftswolken hinwegscheuche. Denn von allen Seiten ertönt ja die Versicherung, daß seit dem denkwürdigen Danziger Tage der Weltfrieden für eine unübersehbare Periode befestigt und neu begründet ist. Die eifrig wiederholte Meldung könnte allerdings in dem schlichten Sinne des in die Mysterien solch hoher Combinationen uneingeweihten Bürgers den Gedanken aufsteigen lassen, daß der nunmehr gesicherte Frieden also wirklich bedroht war und es eines großartigen fürstlichen Schaustückes zu seinem Schutze bedurfte. Die panslavistischen Wühlereien auf der Balkanhalbinsel waren also doch keine Erzeugnisse pessimistischer Phantasie, sondern thatsächlich vorhanden und in erster Linie gegen die Garantien des Berliner Friedensvertrages gerichtet. Was jetzt im anderen Sinne verheißen wird, ist sehr erfreulich, muß sich indessen erst noch bewähren. Wie war es doch vor bald zehn Jahren, als die Kaiser von Deutschland und Oestreich ein Rendezvous in Berlin verabredet hatten und der Czar sich dann ebenfalls anmelden ließ. Ströme von Prophezeiungen einer glücklichen Völkeraera ergossen sich durch die Blätter. Bald jedoch hörte man von einer seltsamen Aeußerung Gortschakoffs, der sich freute, daß wenigstens nichts Geschriebenes vorhanden wäre. Das vermeintliche Bündniß hinderte denn auch weder die Zwischenfälle von 1875 mit ihren auch heute noch immer nicht ganz aufgehellten Räthseln, noch den orientalischen Krieg mit seinen bedenklichen Folgen. Die von ihrer Beute nicht befriedigten Russen behaupteten später, wir hätten sie hineingetrieben, wozu ja auch die Sprache einer gewissen Reihe deutscher, sogar liberaler Blätter eine Handhabe bot. Die skandalöse Petersburger Chronik setzte den Krieg mit seinen in Rußlands Augen ungenügenden Ergebnissen auf unser Conto. Inzwischen war die europäische Türkei in die Brüche gegangen. Rußland unternahm Tettelungen mit Frankreich und es kam zu der deutsch-östreichischen Nothwehr vom September 1879. Jetzt soll der Kreislauf nun wieder geschlossen, der verlorene Sohn heimgekehrt, der Dreibund wieder hergestellt sein. Wir haben die Botschaft vernommen und sind der Früchte des neuen Einverständnisses gewärtig. Die Witterung steht nun einmal jetzt nach allen Seiten auf Frieden. Zwischen Berlin und Rom soll die Streitaxt begraben sein. Die Fürsten reichen sich die Hand und man sagt den Völkern, sie könnten beruhigt ihre Geschäfte wahrnehmen. Gewiß werden nun bald auch im Innern die Parteiorgane friedliche Grüße austauschen und sich wundern, wie sie so lange sich mit bitteren Schmähungen heimsuchen konnten. Die Sehnsucht nach Ruhe wird wohl auch die südlichen Völker erfassen. Frankreich wird seiner Revanche entsagen und Italien seinen irredentistischen Gelüsten. Schon ist der Besuch des Königs Humbert in Wien angekündigt, in diesem Augenblick wenigstens durch die Blätter, und er würde dann Berlin nicht verschmähen. Vielleicht wird Italien wieder versichern, es wolle Trient und den Triester Hafen nur mit moralischen Mitteln erstreben. Ganz ähnlich hatte König Victor Emanuel seiner Zeit von der Eroberung Roms gesprochen. Als darauf 1870 die Bresche bei Porta Pia geschossen war und die sardinischen Kanonen nach einem Umwege durch den Corso rollten, wiesen die Päpstlichen spöttisch darauf hin und nannten sie Piemonts moralische Mittel. Möglich, daß solche auch Deutschland und Oestreich, und zwar von mehr als einer Himmelsgegend her, zugedacht sind. Aber auch wir verfügen darüber und werden sie nicht preisgeben. Feldmarschall Moltke veranschlagte bekanntlich die Zeit, wo wir stets gefaßt sein müßten, nach zwei Seiten hin zu schlagen, auf beiläufig ein halbes Jahrhundert. Sollte der große Schlachtendenker jetzt, wo die officiösen Friedensschalmeien erklingen, wegen einer Abkürzung des Termins befragt werden, würde er gewohnheitsmäßig schweigen. Deutschland aber würde ihn verstehen und die bewußten moralischen Mittel zur Vertheidigung seiner Grenzen bereit halten.

* * *

Zur 55. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste.

Der Quintaner Fritz Wörtlich saß eifrig vor seinem Diarium. „Der Küster wollte läuten und fiel von der Leiter“, das war der letzte Satz des ins Lateinische zu übersetzenden Exercitiums. Wie leicht das ist! „Custos volebat hominibus et multum de scala.“ Da stand's; befriedigt klappte er das Buch zu und widmete sich dem Genusse seines Vesperbrodes.

Fünfzehn Jahre später saß der ehemalige Quintaner, nunmehr Dr. Fritz Wörtlich, in seinem Studirzimmer und verfaßte im Auftrage der Verlagsfirma eine Uebersetzung des officiellen Katalogs der großen akademischen Kunstausstellung. Die deutschen Ueberschriften der Kunstwerke sollten ins Englische und Französische übertragen werden. Die englische Uebersetzung war vollendet, nun kam die französische dran.

„Schneepflug“ stand da. „Schneepflug? weiß ich nicht! fragen wir einmal das Lexikon.“

Fritz griff nach dem guten alten Lexikon von Schwan vom Jahre 1807. Schneepflug stand nicht darin. Warum gab es auch Anno 1807 noch keine Schneepflüge! „Nun Pflug ist Pflug; schreiben wir „charrue“. So! nun weiter!“

„Morgen im Walde“ Nichts leichter als dieses. Morgen matin, im dans, Wald forêt; also „matin dans la forêt“. Das geht ja vortrefflich!

„Mädchen mit Taube.“ „Fille avec pigeon.“

„Wird's reichen?“ „Reichen? eiche geht hier wohl nicht, auch nicht empire; schlagen wir wieder einmal nach: „reichen“, ah richtig! „suffire“, da kommt ja unser deutsches „süffisant“ her! nun das Futurum, also „suffira-t-il?“

„Treibendes Wrack.“ „Débris d'un navire“ sagt der alte Schwan für Wrack. Das wird zu lang; ein Titel muß kurz sein. Nun, was ist denn ein Wrack? Ein Wrack ist ein Schiffsrumpf; ein „Schiffsrumpf ohne Planken“ heißt carcasse; schreiben wir also carcasse! Und nun „treiben“? „chasser, pousser, faire avancer — — — halt hier! vorzüglich! „ein Schiff vor dem Winde oder mit der Strömung treiben lassen“ „aller à la dérive, dériver“. Also „carcasse dérivante“.

Während Dr. Wörtlich die letzten Worte laut hersagte und niederschrieb, trat sein alter Freund Anton Ehelich ins Zimmer, der bis Tertia

die Schulbank mit ihm getheilt, sodann aber sich der Spezereibranche zugewendet hatte.

„Gut, daß Du kommst, Anton! Du weißt als Geschäftsmann mit den modernen Sprachen ja wohl noch besser Bescheid, als so ein klassischer Philologus! was meinst Du: „carcasse dérivante" heißt doch „treibendes Wrack", nicht wahr?"

Anton sah den gelehrteren Freund ernst und zweifelnd an. „Sehr weit ist es mit meinem Französisch auch nicht gerade her; ich würde aber „carcasse dérivante" lieber mit „ableitendes Gänsegerippe" übersetzen."

„Das ist dem Sinne nach hier unmöglich; lassen wir also stehen was steht! Du kannst mir etwas helfen, ich werde um so eher fertig. So, nun nimmt jeder einen Band des Lexikons! „Bayrische Alm", im Englischen habe ich „a bavarian mountain" gesagt, das ist doch gut, nicht wahr?"

„Mountain heißt ja wohl eigentlich Berg," wagte Anton zu repliciren.

„Nun ja, mountain heißt Berg. Eine Alm ist eine Bergwiese; sage ich nun im Französischen einfach prairie, dann ist das Gleichgewicht wieder hergestellt! „Une prairie en Bavière." Imprimatur! und weiter: „Ländliche Idylle"; Du hast den Band mit L, schlage einmal „ländlich" auf!"

„Ländlich, champêtre, rural."

„Gut, nehmen wir rural, es scheint mir feiner, also „Idylle rurale". „Gartenidylle." „Garten, zum Gartenbau gehörig" „horticole". Also Idylle horticole."

„Ich weiß doch nicht," warf Anton schüchtern ein, „horticole kommt mir hier wirklich nicht recht passend vor."

„Nun meinetwegen denn, lassen wir das Epitheton ganz weg; schlechthin „Idylle" so! honny soit qui mal y pense! „Löwin mit Jungen" „Lionne avec petits"."

„Ein Löwenjunges heißt auch lionceau."

„Mag sein, petits ist jedenfalls viel netter; mit heißt avec!"

„Sieh da, ein Kaffee trinkendes, vergnüglich dreinschauendes Mütterchen! Unterschrift „Behaglich"."

„Behaglich — comfortable; sehr gut! so heißt es ja im Englischen auch! Nun das letzte von den Gemälden: „Die zwölfte That des Herkules" „La douzième action d'Hercule"."

„Une action heißt auch eine Actie," warf der Geschäftsmann ein, „man könnte vielleicht travail gebrauchen?"

„Nein, nein! action ist gut, aber Du hast dabei doch recht, der Artikel wird anders werden müssen; eine That ist immer etwas männliches, schreiben wir also: „le douzième action d'Hercule". So, nun nur noch eins: „Erbbegräbniß", „sépulture héréditaire"; bei Krankheiten könnte man anstatt héréditaire auch constitutionel sagen. Besten Dank, Anton! Nun laß uns ausgehen!"

Auch uns geht nun etwas aus, und zwar die Lust weiter zu scherzen. So reden wir denn einmal im Ernste: wie eng die Herstellung des officiellen Kataloges für die diesjährige akademische Kunstausstellung im Zusammenhang steht mit der ihm vorgedruckten Kundgebung, der Chronik der Königlichen Akademie der Künste, weiß ich nicht. Ich erlaube mir daraus den Schluß zu ziehen, daß es auch viele Andere gibt, die es nicht wissen, und die daher der Ansicht sein werden, die Redaction beider Theile ruhe in einer Hand. Und das Letztere halte ich für wünschenswerth: auch wenn die Herstellung des Kataloges ein lediglich kaufmännisches Geschäft sein sollte, müßte es dem Königlichen Institut doch nicht gleichgültig sein, mit welcher Waare zusammengepackt seine Kundgebungen in alle Welt gehen. Der Umschlag, welcher die Blätter deckt, in denen der Trauer um die Besten Ausdruck gegeben ward, die das verflossene Jahr dahingerafft hat, die Kunde geben von dem Fleiße und Eifer der Nachstrebenden und von dem ihnen gewordenen königlichen Lohne, derselbe Umschlag sollte nicht zugleich Blätter umschließen, die in irgend einer Weise die Ignoranz eines subalternen Kopfes documentiren, den Spott des Auslandes herausfordern, uns aber die Schamröthe ins Gesicht treiben.

Aus dem kolossalen Unsinn, den die Uebersetzungen der Bildtitel, englische wie französische, enthalten, habe ich nur eine ganz kleine Blüthenlese gegeben und überlasse dem Leser, sich einen größeren Strauß daraus zu binden. Fast bei jeder Gelegenheit zeigt sich, daß dem Uebersetzer der Geist der beiden fremden Sprachen völlig fremd ist. Wo nicht absoluter Unsinn steht, ist wenigstens arg gegen den sprachlichen Geist gefrevelt. Am wenigsten aber sollten wir Deutsche, die wir uns auf unsere universelle Bildung gern etwas zu gute thun und oft genug über die mangelhafte Sprachkenntniß unserer westlichen Nachbarn spotten, solche Blößen zeigen. „Glücklich die Menschen, welche nur solche Fehler machen, die ein Quartaner verbessern kann," das ist gewiß ein wahres Wort, und es hätte sich nicht verlohnt, von diesen Schnitzern Aufhebens zu machen, wenn sie nicht an solcher Stelle ständen. Unsere deutsche Kunst ist zu gut, um mit der Dummheit Arm in Arm zu gehen.

Adolf Boetticher.

* * *

Meyers Bibliographisches Institut in Leipzig macht sich durch das Schaffen wirklich handlicher Nachschlagebücher immer von Neuem zum Wohlthäter der Menschheit. Wie Viele durch den Besitz des kleinen Meyer beglückt sind, das wird wohl blos die Verlagshandlung genau anzugeben wissen; sollte man danach urtheilen, daß man die beiden Bände fast auf jedes arbeitenden Menschen Schreibtische stehen sieht, so müßte man die Verbreitung des Buches für eine so ungeheure halten, wie das Verdienst, dasselbe geschaffen zu haben, wirklich ist. Was der kleine Meyer als Encyklopädie ist, das sollen Meyers neue Fachlexika für die einzelnen Zweige des Wissenswürdigen werden. Sie sollen dem, der sich mit einem einzelnen Fache besonders beschäftigt, als Nachschlagebuch dienen; die dafür gewählte lexikalische Anordnung ist jedenfalls durch lange Proben als die zweckmäßigste anerkannt worden. Indeß sind in das Programm über die Zusammenstellung dieser Bücherserie auch einige aufgenommen worden, die sich nicht so sehr an das Interesse des Einzelnen als an das größere Publicum wenden. Zu diesen gehört der erste bis jetzt erschienene Band: das Staatslexikon, das, bearbeitet von Karl Baumbach, dem bisherigen Reichstagsabgeordneten, Alles enthält, was man nur über Staatsleben zu wissen verlangen kann: von der Verfassung des deutschen Reiches bis zum Civilstandsgesetz der Patagonier. Deutschen Angelegenheiten ist allerdings, und mit Recht, der weiteste Raum eingeräumt worden. Das Buch ist äußerst empfehlenswerth: vollständig und übersichtlich, und in der bekannten Meyer'schen Art ausgestattet. — Die Verlagsbuchhandlung meint, daß dasselbe zu den bevorstehenden Wahlen gerade gelegen komme: hoffen wir, daß es sich später erst recht einbürgert!

Zum Abschiede.

Es ist ganz natürlich, daß sich aus einem zehnjährigen, fast unausgesetzten geistigen Verkehre zwischen den Lesern und dem Redacteur eines Blattes eine Art von persönlichem Verhältniß herausbildet; und so würde es mir mit Recht übel vermerkt, es würde mir vielleicht als eine Unart, am Ende gar als eine Undankbarkeit gedeutet werden können, wenn ich ohne Weiteres die Redactionsmappe schlösse und ohne Sang und Klang davon ginge.

Das einzige Wort, das ich in dieser letzten von mir redigirten Nummer der „Gegenwart" zu sprechen habe, kann Niemanden überraschen. Ich habe den Lesern, deren Wohlgesinnung mir bis zu dieser Stunde erhalten geblieben ist, den Mitarbeitern, die mich zu jeder Zeit treulich unterstützt haben, und dem Verleger, mit dem ich stets und in allen wichtigen Fragen ohne Ausnahme Eines Sinnes gewesen bin, herzlich zu danken.

Als wir, Georg Stilke und ich, vor nunmehr zehn Jahren den Plan faßten, eine Wochenschrift ins Leben zu rufen, die, ohne den Beistand der Illustration und ohne das kräftige Zugmittel der erzählenden Dichtung, lediglich der ernsthaften Besprechung der politischen, kirchlichen, nationalökonomischen Tagesfragen, dem wissenschaftlichen Essay, der literarischen und künstlerischen Kritik gewidmet sein sollte, — da erlebten wir zunächst nur bittere Enttäuschungen. Die einsichtigsten und wohlwollendsten unserer Freunde erklärten ein solches Unternehmen in Deutschland für hoffnungslos.

Die lebendige Antheilnahme der Schriftsteller, die an der Erhaltung eines Blattes, wie es „die Gegenwart" sein wollte, gewissermaßen ein solidarisches Interesse hatten, machte diese bösen Vorhersagungen indessen bald zu Schanden. Mit ihrer Hülfe überwanden wir die sprüchwörtliche Apathie des Publicums, warben uns Freunde in den weitesten Kreisen, und schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit stand die „Gegenwart" — ungeachtet der mißlichen Bedingungen des deutschen Büchermarktes — auf eigenen Füßen.

Die Zahl der deutschen Schriftsteller, denen ich heute nicht mehr danken kann, ist erschreckend groß, und noch größer als die Zahl das Gewicht der Namen. Der Tod hat von der Liste der Mitarbeiter an der „Gegenwart“ gestrichen: Franz Dingelstedt, dessen Nekrolog über Mosenthal zu den geistvollsten Aufsätzen gehört, die wir veröffentlicht haben, Ferdinand Freiligrath, der in unserm Blatte durch die zahlreichen Uebersetzungen der Bret Harte'schen Gedichte und die Charakteristik des „Californiers“ den bedeutenden amerikanischen Dichter in Deutschland eingeführt, Karl von Gebler, den der Wissenschaft so früh entrissenen jungen Gelehrten, Karl Gutzkow, der die Skizze seines vielbewegten Lebens und eine Reihe literarischer Aufsätze, Anastasius Grün, der eine seiner letzten Dichtungen in diesen Blättern veröffentlicht hat, F. W. Hackländer, dessen letzte novellistische Skizze in der „Gegenwart“ erschienen ist, Georg Hiltl, den Biographen des nun gleichfalls verstorbenen Schauspielers Doering, Karl von Holtei, den Veteranen der schlesischen Dichter, Ernst Kossak, den Vater des Berliner Feuilletons, Ferdinand Kürnberger, einen der originellsten Feuilletonisten Oestreichs, Fr. Kreyssig, den feinsinnigen Gelehrten und wohlwollenden Kritiker, S. v. Mosenthal, den Dichter der „Deborah“, deren Geschichte er den Lesern der „Gegenwart“ zugleich mit der Geschichte seines Lebens erzählt hat, Hugo Müller, den Verfasser einiger unserer wirksamsten Volksstücke, Wolfgang Müller von Königswinter (Justus Dorn), von dem wir eine Reihe scharfer Epigramme und satirischer Zeitgedichte veröffentlicht haben, H. B. Oppenheim, den ausgezeichneten Publicisten, der von der ersten Nummer der „Gegenwart“ an bis zu seinem Tode unser treuster Mitarbeiter — und der allseitig verehrtesten Einer — gewesen ist, Karl Rosenkranz, den Königsberger Philosophen, dessen bedeutsame Aufsätze in der „Gegenwart“ nun als letztes Werk des Gelehrten gesammelt sind, Arnold Ruge, den Begründer der „Halleschen Jahrbücher“, der uns verschiedene Aufsätze über englische Verhältnisse, Wilhelm Rüstow, den bekannten Militärschriftsteller, David Strauß, der uns in den letzten Jahren seines fruchtbaren Lebens noch viele klassisch zu nennende Beiträge gegeben hat, Wilhelm Wackernagel, den Mitredacteur der „Nationalzeitung“, einen unserer tüchtigsten Mitarbeiter am politischen Theile, den verdienstvollen Kunstgelehrten Alfred Woltmann und viele, viele Andere!

Sind diese Verluste auch groß und unersetzlich, so bleibt uns doch der Trost, daß die „Gegenwart“ unter den lebenden Schriftstellern Deutschlands noch heute die namhaftesten und angesehensten zu ihren Mitarbeitern zählen darf, und daß deren Sympathien uns bis zu dieser Stunde stets begleitet haben. Wohl oder übel wird sich dieses Abschiedswort zu einer Art von Rechenschaftsbericht gestalten. Es ist ja menschlich so natürlich, daß man beim Scheiden noch einen letzten Blick wirft auf das, was man zurückläßt. Es ist gewiß erklärlich, daß ich in den zwanzig starken Bänden noch einmal blättere und gewissermaßen das Facit daraus ziehe, bevor ich das Amt des Leiters mit der unamtlichen Stellung des Lesers vertausche.

Es sammelt sich innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren in einer politisch literarischen Wochenschrift wie dieser eine recht erkleckliche Summe geistiger Arbeit an, und die Schaar derer, die diese Arbeit vollbracht haben, ist stattlich. An den 504 Nummern, die ich redigirt habe, haben sich nahezu 600 Mitarbeiter betheiligt. Ich brauche nur diese Ziffer anzuführen, um es zu erklären, daß es mir unmöglich ist, sie alle hier namentlich aufzuführen. Ich will hier nur einige nennen, und ich verwahre mich von vornherein gegen die Annahme, daß ich vollständig sein wolle, — es ist nicht blos möglich, es ist wahrscheinlich, daß ich so manchen übersehe, der füglich nicht übersehen werden sollte.

An dem politischen Theile haben mitgearbeitet: für **staatsrechtliche Fragen** besonders Bluntschli, der in der „Gegenwart über 70 Aufsätze veröffentlicht hat, F. H. Geffcken, Franz v. Holtzendorff rc.

Die Besprechung der politischen Verhältnisse in den einzelnen Staaten vertheilt sich so: **Preußen und Deutschland:** Ludwig Bamberger, Karl Braun, E. Frensdorff, Rudolf Gneist, Hermann Löwenfeld (Agrippa), Alexander Meyer, Ludolf Parisius, A. Schneegans, der sich auch an der Redaction des französischen Theiles stark mitbetheiligt hat, v. Unruh, v. Zedlitz-Neukirch rc. (Eines unserer fleißigsten Mitarbeiter, Wilhelm Wackernagels, ist schon Erwähnung geschehen.)

Oestreich-Ungarn: Wilhelm Goldbaum, Ambros Remenyi, H. M. Richter, Walter Rogge rc.

Frankreich: Emil Landsberg, Rudolph Lindau rc.

England: H. Bartling, Karl Blind.

Rußland: der Verfasser der „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft“.

Amerika: Udo Brachvogel, Rudolf Elcho, Friedrich Kapp rc. Wissenschaftliche Essays, die die politischen Fragen streifen, haben u. A. geschrieben: J. Baron, Karl Hillebrand, Eduard Lasker.

Nationalökonomische Beiträge: Karl Braun, Ernst v. Eynern, A. Lammers, Schulze-Delitzsch und vor allen unser verstorbener Freund H. B. Oppenheim.

Militaria: Max Jähns, Fedor v. Köppen, v. Marées, G. Scheibert, v. Zernin, v. Zobeltitz (sämmtlich active oder gewesene Offiziere).

Wissenschaftliche Aufsätze: Philosophische von M. Carriere, Dühring, E. v. Hartmann, Rudolf v. Jhering, J. H. v. Kirchmann, M. Lazarus, Jürgen Bona Meyer, Max Müller, Ludwig Noiré, du Prel rc. Ethnologische, geographische und ähnliche von Fr. v. Hellwald, Kiepert, Gustav Nachtigal, Julius Payer, Fr. Ratzel, Bruno B. Schwarzbach rc. Naturwissenschaftliche, astronomische, mathematische und verwandte von Paul Börner, Bruhns, M. Cantor, Richard Liebreich, Carus Sterne, S. Kolischer, Julius Stinde, Karl Vogt, W. Zenker rc.

Am größten ist natürlich die Zahl der Dichter, Kritiker und Literarhistoriker, deren Beiträge in dem **„Literatur und Kunst“** überschriebenen Theile der „Gegenwart“ erschienen sind. Da begegnen wir: Ludwig Anzengruber, Berthold Auerbach, Karl Bartsch, Eduard v. Bauernfeld, Victor Blüthgen, Friedrich Bodenstedt, Georg Brandes, Felix Dahn, Ernst Dohm, Julius Duboc, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, K. E. Franzos, Emanuel Geibel, Rudolph Genée, Martin Greif, Klaus Groth, Robert Hamerling, Hans Herrig, Hermann Hettner, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Gottfried Keller, Gottfried Kinkel, Heinrich Kruse, Heinrich Laube, Hermann Lingg, Hieronymus Lorm, Fritz Mauthner, Alfred Meißner, Emil Rittershaus, Julius Rodenberg, Ernst Scherenberg, Daniel Sanders, W. Scherer, Johannes Scherr, Levin Schücking, Friedrich Spielhagen, Karl Stieler, Karl v. Thaler, Albert Traeger, Johannes Trojan, Gisbert v. Vincke, Friedr. Vischer, Robert Waldmüller, Ludwig Walesrode, Feodor Wehl, Ernst Wichert, Adolph Wilbrandt, Julius Wolff, Eugen Zabel rc. Diesen schließen sich noch die **Humoristen** an: Wilhelm Busch, D. Spitzer, Julius Stettenheim rc.

Kunstkritiken haben geschrieben, über **bildende Künste** (einschließlich der Architektur): Bruno Bucher, Konrad Dielitz, C. E. Doepler, G. Ebe, Gustav Floerke, Theodor Levin, Wilhelm Lübke, Bruno Meyer, Fr. Pecht, Ludwig Pietsch rc. (außerdem haben wir noch Beiträge von den Malern Emil Hünten, Paul Meyerheim und Anton v. Werner veröffentlicht). Ueber **Musik:** A. H. Ehrlich, E. Hanslick, Ferdinand Hiller, Krigar, Wilhelm Mohr rc.

Von den Dichtern des Auslandes haben der „Gegenwart“ Originalbeiträge gegeben: der dänische Märchendichter Andersen, der Norweger Björnstjerne Björnson, der russische Romandichter Iwan Turgenjeff, und die Amerikaner: Bret Harte und Mark Twain.

Die fleißigsten Mitarbeiter sind gewesen — außer dem anonymen Verfasser der politischen Notizen — H. Ehrlich, der über hundert Aufsätze geschrieben hat, Karl Braun, Karl Blind und Bluntschli (zwischen 70 und 90), Moritz Carriere, Rudolph Lindau, H. B. Oppenheim, L. Pietsch (zwischen 50 und 70).

Endlich habe ich hier noch der Herren zu gedenken, die sich mit mir nach einander an der Redaction betheiligt und während der Zeit auch für das Blatt selbst viel geschrieben haben; es sind: Max v. Szeliski, M. Meyer, Otto v. Leixner, Julius Grosser und Karl Grobbeck.

Meine eigene Thätigkeit für die „Gegenwart“ ist der Natur der Sache nach die weitaus umfangreichste gewesen; ich habe über 450 Aufsätze, deren Gesammtumfang 2000 Spalten übersteigt, geschrieben.

Mag diese Aufzählung von Namen auch etwas Nüchternes haben, so wird man es mir doch vergeben, wenn ich durch diese trocknen Angaben dem Leser vergegenwärtige, wie viel bedeutende Männer durch die „Gegenwart“ zu ihm gesprochen haben. Es ist gewiß nicht zu viel behauptet, wenn ich sage, daß ein nicht unwesentlicher Theil der geistigen

Unterhaltung in Deutschland während der letzten zehn Jahre in der „Gegenwart“ geführt worden ist.

Daß ich von einem Blatte, dem ich den Verkehr mit allen diesen Männern zu verdanken habe, nicht leichten Herzens scheide, wird man mir glauben, ohne daß ich es noch zu betheuern brauchte. Die Veranlassung zu meinem Austritte aus der Redaction kann für die Oeffentlichkeit kein Interesse haben, denn sie liegt in einer rein internen Personalfrage. Man hat die Nachricht verbreitet, daß politische Meinungsverschiedenheiten einen Bruch zwischen dem Verleger und mir herbeigeführt hätten. Das ist durchaus nicht der Fall. Bei der gütlichen Lösung unseres Verhältnisses ist das Wort Politik nicht ausgesprochen worden. Ich habe die irrige Mittheilung seiner Zeit berichtigt. Es hat natürlich nichts genützt. Die falsche Nachricht hat ihren Flug durch viele Blätter genommen, die Richtigstellung ist ungehört verhallt.

Und nun, Gott befohlen, lieber Leser! Das tröstliche Wort, das Freunde sagen, wenn sie auseinander gehen, — soll ich dies Wort, das sich über die Lippen eines jeden Scheidenden drängt, hier aussprechen? Machen wir den Abschied kurz! Wie sind bisher gut mit einander ausgekommen, und so soll's auch in Zukunft zwischen uns bleiben. Und so sage ich Dir denn als letztes Wort, zwar nicht so tragisch, aber gerade so herzlich wie der Held der Müllerlieder:

Ade, Ade! Und reiche mir
Zum Abschied Deine Hand!

Paul Lindau.

An unsere Leser!

Mit dem neuen Quartal erscheint die „Gegenwart“ unter der Leitung von Dr. Theophil Zolling, bisher Pariser Feuilleton-Correspondent der „Neuen Freien Presse“.

Freisinnig und echt deutschen Geistes, gediegen im Inhalt, unterhaltend in der Form, im besten Sinne des Wortes modern, wird die „Gegenwart“ auch fernerhin alle hervorragenden Erscheinungen des socialen und künstlerischen Lebens unserer Zeit in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen.

Außerhalb einer politischen Partei und eines bestimmten literarischen oder gelehrten Kreises stehend, wird unser Blatt in anziehender Mannichfaltigkeit politische und staatswissenschaftliche Essays, ästhetische und literarische Feuilletons, naturwissenschaftliche und philosophische Abhandlungen, ethnographische Aufsätze und Reiseberichte, nationalökonomische und medicinische Artikel, sowie Aufsätze über Musik, Theater und Kunst veröffentlichen. Ab und zu werden novellistische Skizzen den belehrenden Text unterbrechen; Poesie und auch der Humor sollen Berücksichtigung finden, und die hervorragendsten Momente im politischen, gesellschaftlichen und geistigen Leben der Weltstädte sollen durch ständige Mitarbeiter in Paris, London, Wien, St. Petersburg, Rom, New-York fixirt werden, wobei natürlich auch unsere Reichshauptstadt und die wichtigsten geistigen Centren Deutschlands nicht vergessen werden sollen. Um ein möglichst umfassendes Bild der Weltliteratur zu erreichen, wurden die besten ausländischen Autoren gewonnen, so daß schon die ersten Nummern des neuen Quartals eigens für die „Gegenwart“ geschriebene Beiträge von

Théodore de Banville, Bret Harte, Björnstjerne Björnson, Alphonse Daudet, E. Legouvé, Ernest Renan, H. Taine, Iwan Turgenjew

in sorgfältigen Uebersetzungen bringen werden.

Dies umfassende Programm wird die neue Redaction um so eher erfüllen können, als nicht allein die bewährten allen Mitarbeiter ihre fernere rege Betheiligung versichert und bereits durch werthvolle Beiträge bethätigt haben, sondern auch zahlreiche erste Kräfte, die bisher dem Blatte ferner standen, für dasselbe neu gewonnen wurden.

In den nächsten Nummern werden u. A. folgende Aufsätze zum Abdruck gelangen:

Anzengruber, L. „Verderbtes Leben.“ Novellette.
Banville, Théodore de. „Der falsche Paganini.“
Blind, Karl. „Englische Parteikämpfe.“
Braun-Wiesbaden. „Glossen zur Tagesgeschichte.“
— — „Ein Tag auf Bornholm.“
Breitinger, Heinrich. „Ein italienischer Dorfgeschichtenschreiber.“
— — „Weinlese in Toskana.“
Börner, Paul. „Gesundheitspflege und Gesundheitsamt.“
Björnson, Björnstjerne. „Das Haus Bernadotte und die Freiheit Norwegens.“
Carriere, M. „Aesthetik im Verhältniß zu Literatur und Kunstgeschichte.“
Daudet, Alphonse. „Ein kleinstädtischer Club.“
Droysen, J. G. „Die Wallensteinfrage.“
Duboc, Julius. „Moderne Idyllen.“
Du Prel, Carl. „Die Frage nach dem Zweck des Weltalls.“
— — „Die Weltstellung der Menschen.“
Falke, Jacob von. „Zur geschichtlichen Entwicklung des Costüms.“
Floerke, Gustav. „Hochsommerbild.“
Goldbaum, Wilhelm. „Eine slavische Literaturgeschichte.“
Hellwald, Friedrich von. „Nordafrikanische Probleme.“
Jensen, Wilhelm. „Im Eilzug.“
Kinkel, Gottfried. „Hogarth.“
Kleinpaul, Rudolf. „Der Diebstahl in der Sprache.“
Koeppen, Fedor von. „Preußische Originale.“
Kolisch, Siegmund. „Talleyrand über Metternich.“
Kompert, Leopold. „Geschichten vom Monte Pincio.“
Lauser, Wilhelm. „Die catalanische Bewegung.“
Legouvé, Ernest. „Scribe und seine Mitarbeiter.“
Lingg, Hermann. „Antikes Theater.“
Lorm, Hieronymus. „Deutsche Sitten und Unsitten.“
Löher, Fr. von. „Die Schönste der Canaren.“
Meyer, Conrad Ferdinand. „Phantasie.“
Oppenheim, Josef. „Journalisten auf der Bühne.“
Ranzoni, E. „Wiener Frauen.“
Schasler, Max. „Die dramatische Behandlung historischer Charaktere.“
— — „Die materialistischen Tendenzen unserer Zeit.“
Scherer, Wilhelm. „Die Anfänge des modernen Geschmacks in der deutschen Literatur.“
Schmidt, Erich. „Diderot und Lessing.“
Singer, Wilhelm. „Die Zukunft der Revanche-Idee.“
Speidel, Ludwig. „Die schöpferische Kritik.“
Thaler, Karl von. „Die czechische Sündfluth.“
Vincenti, C. von. „Die ägyptische Raubdynastie.“
Vischer, Fr. Th. „Ein italienischer Sonettendichter.“
Vogt, Karl. „Zur Vivisectionsfrage.“
Wehl, Feodor. „Aus meinen Erinnerungen.“
Wittmann, Hugo. „Zukünftige Gelehrte.“
Zola, Emile. „Jüngstfranzösische Lyrik.“
Zolling, Theophil. „Ein Porträt zum Kleist-Tage.“
— — „Das Parlament in Paris.“

Wir ersuchen höflichst um baldigste Erneuerung des Abonnements, wofern dasselbe mit dieser Nummer abläuft. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen pro IV. Quartal zum Preise von 4 Mark 50 Pfg. entgegen.

Verlag der „Gegenwart“.
Georg Stilke.

Inserate.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 40. Berlin, den 1. October 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Signatura temporis, sonst und jetzt.

Aus Anlaß der bevorstehenden Reichstagswahlen.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Wie ganz anders war es doch früher, wenn die deutsche Nation zu der Urne schritt, um für den Reichstag zu wählen!

Jede Partei rüstete sich mit Ernst und Eifer für den entscheidenden Gang. Man appellirte nicht an die schlechten Leidenschaften und die Begehrlichkeiten der Masse. Man gebrauchte nicht Beweisgründe, die nur auf die Unwissenheit und den Unverstand berechnet sein können. Man warf einen Rückblick auf die Vergangenheit, indem man in Druckschriften, welche auf die einsichtige und leidenschaftslose Bevölkerung berechnet waren, Rechenschaft ablegte über Das, was man gethan hatte. Man warf zugleich auch einen Blick auf die Zukunft, indem man gewissenhaft prüfte, was noch zu thun übrig bleibe für „Kaiser und Reich“, für die weitere Einigung Deutschlands, für das Gesammtinteresse aller Deutschen, aller Staaten und Stämme, welches Interesse man für ein gleichmäßiges und harmonisches hielt, das nicht irgend einem Sonderinteresse zum Opfer gebracht werden dürfe. Diese Rechenschaftsberichte wurden an die Wähler vertheilt und von denselben mit Sorgfalt gelesen und geprüft. Denjenigen Volksschichten aber, welche für das Studium so eingehender Berichte entweder keine Zeit oder kein Verständniß hatten, wurde deren Inhalt in großen Versammlungen vorgetragen und durch freie volksthümliche Erörterung näher gebracht. Keine Partei erging sich gegen die andere in rohen Schmähungen und gemeinen Hetzereien. Die Parteien hatten nicht blos Duldung für einander, sondern auch Achtung vor einander. Und diese wechselseitige Achtung war damals noch möglich. Es gab damals unter den Ordnungsparteien noch keine, welche die ganze Grundlage anfocht, auf welcher sich das preußische und deutsche Staatswesen aufgebaut hat. Diese Grundlagen sind bekanntlich die großen Reformgesetze des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, in der Periode von 1808 bis 1818; — diese Reformen bilden zugleich die Grundlage des Zollvereins, und der Zollverein ist der Vorläufer und die Grundlage der politischen Einheit.

Der schlichte, bescheidene, sparsame, bürgerliche König, der mit seinem Volke gelitten und mit demselben triumphirt hat, schrieb, als er am 19. September 1818 auf dem Kreuzberg bei Berlin den Grundstein legte zu dem eisernen Siegesdenkmal, er errichte dieses Monument „ehrend die Tapferkeit seines Volkes“. Der große Sieg hatte den edeln König nicht übermüthig, sondern womöglich noch bescheidener gemacht.

Heutzutage, nach den weit größeren Siegen des ganzen deutschen Volkes in den Jahren 1870 und 1871, haben wir es so weit gebracht, daß in der officiösen, oder vielmehr „freiwillig-gouvernementalen“ Presse gar keine Rede mehr ist von dem deutschen Volke und auch nur noch ausnahmsweise von dem deutschen Kaiser, sondern nur noch von einem einzelnen Beamten und Unterthanen des letztern; und es werden verdammt alle diejenigen, welche auch heute noch festhalten an den Grundsätzen und Ueberzeugungen, welche König Friedrich Wilhelm III. in seinen Reformgesetzen zur Ausführung gebracht, zu welchen sich sein glorreicher Sohn, unser jetziger Kaiser, tausend Mal öffentlich und privatim bekannt (ich erinnere nur an seinen kürzlich erschienenen Briefwechsel mit dem Prinzen Albert, dem unvergeßlichen Gemahl der Königin von England und dem Vater der Kronprinzessin von Deutschland), und welchen auch der Fürst Bismarck sein ganzes Leben lang gehuldigt, bis er endlich von einem süddeutschen Particularisten und Schwarzgelben, der im Jahre 1866 sein „Wehe den Besiegten“ über Preußen gerufen, eines Besseren belehrt ward. Wer heute noch derselben Meinung ist, welcher der Reichskanzler in dem segensreichen Jahrzehnte von 1866 bis 1876 gewesen, der ist ein Reichsfeind, ein persönlicher Gegner des Kaisers. So schreibt die reptilische Presse.

Wer einen Vergleich zieht zwischen den wirthschaftlichen Zuständen unter Friedrich dem Großen und den großen Reformen Friedrich Wilhelms III., welcher in Preußen ein allgemeines Staatsbürgerthum begründet, die Bürger selbstständig gemacht, die Bauern von der Leibeigenschaft erlöst, das Grundeigenthum, das Gewerbe und den Handel von den Fesseln des Mittelalters befreit, Gleichheit vor dem Gesetz, Abschaffung der Feudallasten, ein gerechtes System directer Steuern, Beseitigung der Monopol-, Zwangs- und Bannrechte durchgesetzt, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit eingeführt hat: — wer diesen Vergleich zieht und dem Systeme Friedrich Wilhelms III., das aus Sklaven (über welche zu herrschen Friedrich der Große müde war, wie er kurz vor seinem Tode bekannte), Menschen und Bürger gemacht hat, vor dem des vorigen Jahrhunderts den Vorzug gibt, der wird, mag er auch im Uebrigen noch so sehr die großen Eigenschaften und Leistungen Friedrichs des Einzigen anerkennen, von einem gewissen Zehlicke in des großen Doctors Strusberg „Kleinem Journal“ als ein „moderner Herostrat“ besungen, und die sogenannten „conservativen“ Wurstblättlein beeilen sich, diesen Unsinn nachzudrucken, ohne zu wissen, was sie thun.

Nun wohlan, wir können dieses Bekenntniß acceptiren. Es ist das Geständniß, daß man zurück will nicht etwa nur hinter das Jahr 1866, nicht etwa blos bis hinter Achtundvierzig, son-

dern hinter das Jahr 1808, hinter die Reformperiode von Stein-Hardenberg. Zurück bis in das vorige Jahrhundert, wa der Junker sein Ideal, die Grundsteuerfreiheit, genoß, und der Bürger und Bauer für ihn bezahlte; — wo, statt der Gewerbefreiheit, verkommene und verknöcherte Zünfte existirten, welche den Menschen die Arbeit verboten und auf dem platten Land jedes Gewerbe mit Gewalt unterdrückten; — wa statt der Freizügigkeit die Leibeigenschaft gedieh, bei welcher Jedermann an die Scholle gefesselt war, und die Söhne und die Töchter der Bauern für ein Spottgeld dienen und sich die schlimmste Ungebühr gefallen lassen mußten, zumal wenn sie den nothwendigen gutsherrlichen Heirathsconsens einholen wollten; — wo endlich statt der freien Arbeit die Zwangsarbeit florirte, wo der Bauer für den Grundherrn Frohnden und Robot verrichten mußte, daß er kaum Zeit hatte, seinen eigenen Acker zu bestellen; — wo es in einem schlesischen Gutslasten-Verzeichniß (Urbarium) hieß: „In Ermangelung von Pferden müssen sich die Hofleute zu Zweien (ehepaarweise) vor den Pflug spannen und den Acker der Herrschaft bestellen"; — wo der an die Scholle des Gutsherrn gefesselte Bauernsohn vier Thaler und die Bauerntochter nur zwei Thaler jährlichen Lohn erhielt; — wo das Wild des Grundherrn die bäuerlichen Saaten zerstörte und das, was es übrig ließ, der herrschaftlichen Schafheerde zum Opfer gebracht werden mußte. (Siehe „Schlesische Provinzialblätter". Neue Folge, Band III, Seite 513.)

Früher, vor der Periode der junkerlichen „Steuer- und Wirthschafts-Reform", trat in der That bei den Reichstagswahlen nicht eine einzige Partei auf (nicht einmal die socialdemokratische oder communistische that es), welche die Grundlagen bekämpfte, auf welchen Friedrich Wilhelm III. seinem Lande aus dem tiefsten Verfall zur Wiedergeburt verholfen, auf welchen er das preußische und das deutsche Staatswesen und den Zollverein aufgerichtet.

Wenn uns unsere heutigen Rückschrittsmänner und Contrerevolutionäre versichern, man habe mit dem plötzlichen Bruch in 1879 nur an die Gesetzgebung Friedrich Wilhelms III. wieder anknüpfen und zu derselben zurückkehren wollen, so bleibt uns nichts Anderes übrig, als den edeln Schatten des Königs herauf zu beschwören, damit er Zeugniß ablege wider unsere Gegner.

In der auf seinen Befehl am 26. November 1808 an sämmtliche preußische Regierungen erlassenen Instruction heißt es wörtlich:

„Die Wirksamkeit der Regierungen muß nicht blos auf die Abwendung von Gefahren und Nachtheilen und Erhaltung dessen, was schon da ist, sondern auch auf Mehrung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt sich erstrecken. Dies kann nur durch möglichste Gewerbefreiheit, sowohl in Absicht der Erzeugung und Verfeinerung, als des Vertriebs und Absatzes der Produkte geschehen.

Es ist dem Staate und seinen einzelnen Gliedern immer am zuträglichsten, die Gewerbe jedesmal ihrem natürlichen Gang zu überlassen, das heißt: keine derselben varzugsweise durch besondere Unterstützungen (also: kein „Schutz der nationalen Arbeit!") zu begünstigen und zu heben, aber auch keine in ihrem Entstehen, ihrem Betriebe und Ausbreiten zu beschränken. Neben dieser Unbeschränktheit ist Leichtigkeit des Verkehrs und Freiheit des Handels, sowohl im Innern als mit dem Auslande, ein nothwendiges Erforderniß, wenn Industrie, Gewerbefleiß und Wohlstand gedeihen sollen, zugleich aber auch das natürlichste, wirksamste und bleibendste Mittel, sie zu befördern. Es werden sich alsdann diejenigen Gewerbe von selbst erzeugen, die mit Vortheil betrieben werden können, und dieses sind wieder diejenigen, welche dem jedesmaligen Produktionszustande des Landes und dem Culturzustande der Nation am angemessensten sind. Es ist unrichtig, wenn man glaubt, es sei dem Staate vortheilhaft, Sachen dann noch selbst zu verfertigen, **wenn man sie im Auslande wohlfeiler kaufen kann. Die Mehrkosten, welche die eigene Verfertigung verursacht, sind rein verloren und hätten, wären sie auf ein anderes Gewerbe angelegt warden, reichhaltigen Gewinn bringen** können. Es ist eine schiefe Ansicht, man müsse in einem solchem Falle das Geld im Lande zu behalten suchen und lieber nicht kaufen. Hat der Staat Produkte, die er ablassen kann, so kann er sich auch Gold und Silber kaufen und es münzen lassen. Es ist nicht nothwendig, den Handel zu begünstigen, er muß nur nicht erschwert werden. **Freiheit im Gewerbe und Handel schafft zugleich die möglichste Concurrenz in Absicht des producirenden und feilbietenden Publicums und schützt daher das consumirende am sichersten gegen Theuerung, Betrug und übermäßige Preissteigerung.** Das Augenmerk der Regierungen muß dahin gehen, die **Gewerbe- und Handelsfreiheit saviel als möglich zu befördern** und darauf Bedacht zu nehmen, daß die verschiedenen Beschränkungen, denen sie noch unterworfen ist, abgeschafft werden."

Wer heute solche Gedanken ausspricht, der wird zerfleischt von der freiwillig-gouvernementalen Meute. Er wird nicht nur als Dummkopf behandelt, sondern auch als schlechter Mensch, als Vaterlandsverräther, als „Cobden-Clubbist" u. s. w.

Dem Cobden-Club gehören hervorragende Männer aus allen Culturstaaten der Welt als Ehrenmitglieder an. Kein Land und kein Staat in Europa hat darin etwas Unrechtes gefunden; im Gegentheil, Jedermann freute sich, daß seine Landsleute eine solche Auszeichnung jenseits des Kanales gefunden. Deutschland allein — doch nein, nicht Deutschland, sondern die freiwillig-gouvernementale Meute, welche in Roheit des Stils und der Gesinnung wetteifert mit dem „Père Duchesne" zur Zeit der Pariser Commune im Jahre 1871 — findet in dem, was alle übrigen Nationen für eine Auszeichnung halten, eine Schande. In den Augen des Auslandes dagegen gilt unsere Judenhetze als ein Schimpf und eine Schande.

Damals, 1808 und 1809, waren die agrarischen Junker ganz dieselben wie heute. Sie bekämpften auch damals die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Emancipation der Bürger und Bauern, die Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit, bis auf das Messer.

Auf ihre reactionären Vorstellungen hat ihnen König Friedrich Wilhelm III. eine klassische Antwort gegeben; in dem Edict vom 5. März 1809 sagt der König:

„**Die von den Rittergutsbesitzern geäußerten Besorgnisse**, daß die Unterthanen nach erlangter Freiheit

a) sich von dem Landbau entfernen und in die Städte drängen,
b) lieber als Taglöhner, denn als Gesinde arbeiten,
c) übermäßiges Lohn und bessere Kost fordern, und
d) sich dem Müßiggange ergeben und vagabundiren würden,

sind unbegründet; denn

zu a) entsteht durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit kein Erwerbszweig mehr in den Städten; es können daher auch dort nicht mehr Menschen als bisher Unterhalt finden. Ein häufigeres Anziehen der Landleute nach den Städten würde zudem das Arbeitslohn daselbst bald so sehr herabsetzen, daß alle Neigung in die Städte zu wandern dadurch verschwinden müßte. Ueberhaupt ist nicht abzusehen, wie der Hang der Landbewohner, in die Städte zu ziehen, dadurch vermehrt werden kann, daß ihnen der Aufenthalt auf dem Lande durch persönliche Freiheit angenehmer gemacht wird; viel eher zu erwarten steht, daß mehr städtische Arbeitsleute auf das Land ziehen werden, weil die Nahrung in den Städten steckt, und die Beschränkungen der persönlichen Freiheit aufgehoben sind, welche vormals den Städter vom Landbau zurückschreckten.

Zu b) ist ebenfalls die Masse der Tagelöhnerarbeit durch Aufhebung der Erbunterthänigkeit keineswegs vermehrt. Wollen mithin mehr Menschen als bisher sich durch Tagelöhnerarbeit nähren, sa wird durch ihren Zutritt das Lohn erniedrigt, und mithin der Reiz, sich der Tagelöhnerarbeit zu widmen, bald vermindert werden. Ueberdies kommt das Gesinde durch die Aufhebnng des Dienstzwanges in eine weit bessere Lage, und es kann daher weniger als sonst Veranlassung finden, das Dienen gegen das Tagelöhnergewerbe zu vertauschen.

Zu c) sa wird freilich da, wo dem Zwangsgesinde zeither

nicht so viel gereicht worden ist, daß es ohne Beihülfe seiner Eltern hätte bestehen können, einige billige Erhöhung nothwendig eintreten. Aber eine übermäßige Erhöhung des Lohnes und der Zehrungskosten ist nicht zu besorgen, denn durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit ist nicht ein Mensch weniger und nicht eine Arbeit mehr geworden; auch braucht der Mensch, der kein anderes Kapital hat, als seine körperlichen Kräfte, eben so dringend, und wohl noch dringender Nahrung, als der Gutsherr Arbeit. Mit Wahrscheinlichkeit läßt sich sogar annehmen, daß der Preis der freien Arbeit sich erniedrigen werde, indem jetzt alle die Menschen, welche vormals in Zwangsverhältnissen standen, freie Arbeit suchen müssen, mithin die Concurrenz dazu vermehrt wird, und weil freie Leute mit mehr gutem Willen arbeiten und mithin mehr Arbeit mit weniger Händen verrichtet werden kann, als vormals. Der Entwurf zu einer Gesindeordnung aber, wie solcher von den Rittergutsbesitzern eingereicht worden ist, geht von Zwangsverhältnissen aus, die dem Geiste des Edicts vom 9. October 1807 durchaus entgegen sind, und kann daher keines Falles in Anwendung kommen.

Zu d) ist es eine durchaus unrichtige Behauptung, daß der Mensch, welcher sich freier und glücklicher fühlt, mehr Neigung zur Unsittlichkeit habe, als der, welcher in der Knechtschaft lebt.

Im Gegentheil ist größere Sittlichkeit und erhöhter Fleiß eben gerade in den Provinzen zu finden, in welchen der gemeine Mann freier ist und wohlhabender, wie Schlesien selbst einen Beweis dieses Satzes in verschiedenen Distrikten darbietet. Diejenigen Unglücklichen, welche, durch knechtische Behandlung und Mangel verwildert, anfangs die erlangte Freiheit zu Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung mißbrauchen sollten, werdet Ihr durch gesetzliche Zwangsmittel in die Schranken der Ordnung und des Gehorsams zurück zu weisen Euch angelegen sein lassen." (Rabe, Sammlung der preußischen Gesetze und Verordnungen, Band X, S. 60—62.)

In dem, zur Ergänzung des Edicts vom 27. October 1810 erlassenen Edict vom 7. September 1811 sagt Friedrich Wilhelm III.:

„Die Grundlagen, auf welchen das im vorigen Jahre ausgesprochene Abgabensystem und die neuere Gesetzgebung beruhen: — Gleichheit vor dem Gesetz und Eigenthum des Grundes und Bodens, — freie Benutzung desselben und freie Verfügung über solchen, — Gewerbefreiheit — Aufhören der Zwang- und Bannrechtigkeiten und der Monopole, Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen von Jedermann, Vereinfachung derselben und ihrer Erhebung — wollen Wir nicht verlassen. Wir wollen den Zweck auf einem langsamen, aber sichern Wege erreichen und sind entschlossen, gegen Diejenigen mit Ernst und Nachdruck zu verfahren, die sich aus bloßem Privatinteresse unsern landesväterlichen Ansichten entgegensetzen möchten."

Man sieht, mit welchem sittlichen Ernste der König die privilegirten Kasten tadelt, welche mit schamlosem Egoismus nur ihre Privatinteressen verfolgen und dieselben höher stellen, als das Wohl der Gesammtheit. Des Königs Worte sind gerichtet wider die Junker, welche die Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit bekämpften, um die Erbunterthänigkeit und die Leibeigenschaft aufrecht zu erhalten, und wider die Großindustriellen, welche für die von Napoleon I. während der Fremdherrschaft eingeführte Continentsperre schwärmten und sich der Verwirklichung der durch die Regierungsinstruction von 1808 aufgestellten Grundsätze widersetzten.

Durch sein ruhiges und planmäßiges, echt conservatives Vorgehen hat Friedrich Wilhelm III. in Deutschland die Reformen durchgeführt, welche in Frankreich durch den revolutionären Beschluß vom 4. August 1789 eingeleitet wurden. In Frankreich folgte ein Menschenalter von Staatsumwälzungen; in Deutschland hat ein weiser König, der seine Zeit verstand, uns das traurige Schicksal erspart, durch ein Meer von Blut und Thränen zu waten, um diesen Erfolg zu erzielen.

Heute aber will man das Alles wieder umstürzen; und die es wollen, nennen sich Conservative.

Der Augenblick ist ernst, und wenn die Wähler sich nicht vorsehen, wenn sie Großgrundbesitzer und Großindustrielle wählen, welche auf dem Wege des bekannten Schachers eine fortgesetzte Steigerung der Getreide- und Eisenzölle durchsetzen, d. h. eine progressive Vertheuerung der Werkzeuge und der Nahrung, dann dürfen sie sich nicht darüber wundern, daß der „kleine und mittlere Mann" in Zukunft Steuern bezahlen muß nicht nur an Staat und Gemeinde, sondern auch an die Reichen, und sich der Hoffnung getrösten mag, daß irgend ein Projectenmacher durch Tabakrauchen ihn wieder reich machen will, nachdem er ihn durch Monopole und Steuern arm gemacht hat.

Es wird nicht lange dauern, dann werden wir Alle — Liberale, wie Conservative, Freihändler wie Schutzzöllner — uns einer aufrichtigen Heiterkeit nicht erwehren können, wenn wir uns daran erinnern, was für Menschen sich bei der Reichstagswahl von 1881 als antifortschrittliche „Conservative" aufgespielt haben. Der Hamburger Correspondent charakterisirt sie treffend mit folgenden Strichen:

„In Herrn von Liebermann tritt uns der Antisemitismus par excellence, in Herrn Stöcker die unter dem christlich-socialen Deckmantel um Herrschaft im Staate ringende Orthodoxie, in Herrn Julius Schultze das politische Streberthum, in Herrn Wagner der zur Zeit salonfähig gewordene Staatssocialismus, in Herrn Cremer der wieder in Gnaden aufgenommene Ultramontanismus, in Herrn Meier das mit Versprechungen aller Art geköderte, von den übrigen conservativen Gruppen als brauchbares Stimmmaterial über alle Maßen gehätschelte Kleinhandwerkerthum entgegen. Aus diesen Gruppen setzt sich der heutige Conservatismus von Jung-Berlin zusammen. Zu welcher Farce ist die conservative Bewegung ausgeartet."

Damit aber das Uebermaß der Komik nicht fehlt, kommt endlich auch noch der Berliner „Volkswirthschaftsrath" und Webermeister Ehrenreich Hessel, der das vorige Mal socialdemokratisch stimmte und jetzt ebenfalls „conservativ" ist, und beantragt, in Gemeinschaft mit einigen andern binnenländischen „Schweizer-Admiralen", das deutsche Reich wollte für Förderung des Heringsfanges vierzig Millionen hergeben. Lumpige vierzig Millionen für einen Hering, den allerdings Herr Hessel wohl nöthig hat in jenem nicht mehr allzu fernen Augenblick, in welchem auf den Zustand der Aufregung der Zustand der Depression folgt.

Difficile est satiram non scribere.

Ein neues Blatt oder —?

Eine Schicksalsfrage an das Volk der Vereinigten Staaten.

Man erinnert sich der zwei letzten Wochen des April 1865. Die feierlich aufgebahrte Leiche des ermordeten Lincoln bewegte sich durch die Straßen der großen Städte des Ostens, Hunderttausende standen entblößten Hauptes zu Seiten des Zuges, der ganze Norden war eine Trauerversammlung und als zuletzt im fernen Westen in Springfield der Märtyrer-Präsident beigesetzt wurde, vermischte sich mit dem Gefühl des unersetzlichen Verlustes die bange Frage: Wird der Nachfolger das von seinem großem Vorgänger unvollendet gelassene Werk fortführen wollen und können? Vier Jahre erbitterter Kämpfe zwischen dem republikanischen Congreß und dem die Ergebnisse des Krieges gefährdenden Johnson gaben die Antwort.

Auch jetzt hat sich wieder ein Leichenzug durch das Land bewegt, in schwerer Trauer hat sich das Capitol zu Washington gefüllt; und nicht nur der Norden, auch der Süden beugte das Haupt, als man Garfield in jenem Lake View Friedhof in Cleveland einsenkte, an welchen die Wellen des Eriesees tröstend anschlagen.

Und wieder erhebt sich die bange Frage: Wird Chester A. Arthur die kaum angefangene Arbeit seines Vorgängers

weiterführen, die Nation aus dem faulen Sumpfe zu retten, in dem sie seit Jahrzehnten versunken und immer tiefer zu versinken droht? Die Antwort darauf ist schwer, weil man die Stärke und Energie der Factoren nicht zum Voraus berechnen kann, aus deren förderndem oder feindlichem Drängen dasjenige resultirt, was man geschichtliche Entwicklung zu nennen pflegt. Wenn die orkanartige Entrüstung, welche sich des Volkes nach dem Attentat des 2. Juli bemächtigte, eine dauernde Wirkung in den Gemüthern haben würde, könnte man auf Erweiterung und Vertiefung der Reform rechnen, um die es sich handelt, der Trennung der Aemterbesetzung vom politischen Parteidienst, der Aufbauung eines dauernden und unabhängigen Berufsbeamtenthums. Aber man kann eine Stimmung nicht in eine feste Organisation verwandeln und von den zwei Seelen, die in des Amerikaners Brust sich einander bekämpfen, wird die dem Staat zugewandte nach kurzem Vorherrschen stets wieder von der andern zurückgedrängt, welche in den materiellen Interessen, in der bekannten Jagd nach dem allmächtigen Dollar wurzelt und lebt. Man wird noch einiger Zeit Washington und den Congreß sich selbst überlassen, man wird auf die Corruption der Gewerbspolitiker schimpfen, sich auch vielleicht vornehmen, ihrer Herrschaft bei den nächsten Wahlen ein Ende zu machen, aber bis diese herangekommen, haben die politischen Leiter Zeit gewonnen und damit Alles. Sie werden in der Zwischenzeit sich natürlich hüten, die öffentliche Aufmerksamkeit durch zu anstößigen Gebrauch ihrer Macht neu aufzuregen. Sie werden im Gegentheil durch Anstellung von Leuten von äußerlicher Respectabilität die öffentliche Kritik allmählich einschläfern, abgesehen davon, daß die mittlerweile sich vollziehende Umwandlung des republikanischen Bundessenats in einen demokratischen mit demokratischem Vorsitzer eine solche Taktik ihnen ohnedem aufzwingt. Es ist eine Art poetischer Gerechtigkeit in dieser Veränderung des politischen Parteicharakters des Senats, insofern dieselbe durch den frevelnden Uebermuth desselben Conkling herbeigeführt wurde, der jetzt sich und seine Anhänger durch Arthur wieder in warme Nester zu bringen hofft. Durch seinen und seines Genossen Platt Austritt aus dem Senat sind die Demokraten in die Mehrheit gekommen, während gleichzeitig durch Arthurs Einzug ins Weiße Haus den Republikanern die ausschlaggebende Stimme des bisherigen Vicepräsidenten verloren geht. Am ersten December werden die Demokraten einen aus ihrer Mitte zum Vorsitzer des Senats wählen, der als solcher beiläufig auch der Nachfolger Arthurs sein würde, falls den letzteren ein Unfall hinwegraffte oder zur Wahrnehmung der Geschäfte unfähig machte. Jedenfalls werden die Dinge im neuen Senat so stehen, daß die Bestätigung der Ernennungen des neuen Präsidenten leicht von den Demokraten, mit oder ohne Hülfe republikanischer Gegner Arthurs und Conklings verhindert werden können. Conkling wird also von der neuen Macht seines Günstlings Arthur voraussichtlich wenig Vortheil haben, man wird seine Candidaten im Senat verwerfen und die durch Arthur etwa abgesetzten Beamten werden in ihre Stellen zurückkehren, deren sie nur auf einige Monate bis zum Zusammentritt des Congresses beraubt waren. Eben daher die geringe Wahrscheinlichkeit großer Veränderungen in denjenigen Aemtern, deren Inhaber der Bestätigung durch den Senat bedürfen. Anders steht es freilich mit den zahlreichen Unterbeamten in den Ministerien zu Washington. Daß der zu Blaine haltende Theil des Kabinets mit diesem fallen wird, unterliegt keinem Zweifel, und daß dann auch mit den Unterbeamten aufgeräumt werden wird, um Platz für die hungrige Meute der Anhänger Conklings zu schaffen, ist vorauszusehen. Die Folge davon wird eine erbitterte Fehde im republikanischen Lager selbst sein, zwischen Blaine auf der einen und Conkling auf der andern Seite. Falls dieselbe zur Bildung einer neuen Partei führte, die aus den besten Elementen der republikanischen Partei sich zusammensetzte, würde das Land den größten Vortheil davon haben. Aber so rasch vollzieht sich die Entwicklung nicht. So lange der Kampf sich auf Partei- und Fractionshäupter beschränkt, die wie die Montecchi und Capuletti nur sich im Auge haben, wird das Volk mit dem von Verona ausrufen: „Die Pest auf beide Häuser!" Es müssen neue Führer ins Vordertreffen rücken oder vielmehr von neuen und erneuerten Massen vorwärts gestoßen werden.

Die Umwälzungen müssen von unten kommen, wenn sie dauernde Wirkungen erzeugen sollen. Der Antisklavereikampf bestätigt diesen Satz. Als in den vierziger und fünfziger Jahren die Nation in stumpfem Materialismus nur ihren Geschäften nachjagte, als selbst ihre größten Staatsmänner das sogenannte „höhere Gesetz" verspotteten und als constructiven Hochverrath bezeichneten, war ein Häuflein Abolitionisten die letzte Zuflucht der Menschlichkeit, schlug nur in ihnen das der Nation fast abhanden gekommene Gewissen. Aber aus den Liberty Men von 1844 wurden die Freesoilers von 1848—1852, und 1856 eroberten sie als regierende Partei den ganzen Norden, um 1860 mit Lincoln ins Weiße Haus einzuziehen. Der Krieg machte der Sklaverei ein Ende.

Denselben Gang wird die jetzige Reformbewegung zu nehmen haben. Das Gefühl der Unerträglichkeit des Uebels muß zunächst in der geistigen Elite der Nation sich geltend machen, von da in die mittleren Schichten sich verbreiten, um zuletzt in jenem „unschlichtbaren Conflict" zwischen Volk und Gewerbspolitikern zu gipfeln, der alle Compromisse zurückweist, und nicht eher zur Ruhe kommt, bis ein neues System an die Stelle des faul und allseitig als unmöglich erkannten alten getreten ist. Bis jetzt hat der Kampf nur in Plänklergefechten bestanden. Die eigentliche Burg des Feindes ist vollständig unbestürmt geblieben. Sie liegt in der ganz in die Hände der Politiker gerathenen Parteilage in Stadt, Staat und Nation. Von unten muß aufgeräumt werden, nicht von oben. Die Congreßmitglieder, diese Vasallen der Bundessenatoren, die sich zu ihnen etwa verhalten wie Fürsten zu ihren lehnspflichtigen Rittern, sie müssen durch eine neue Klasse von Männern ersetzt werden, welche nach Washington mit dem ausdrücklichen Auftrage zu entsenden sind, ein Civildienstreformgesetz zu Stande zu bringen und dadurch dem Treiben der Fachpolitiker zu Hause den Boden unter den Füßen zu entziehen und die natürlichen Mehrheiten der Parteigenossen an Stelle der künstlichen jener alten Drahtzieherbanden zu setzen. Dieselbe Reform hat auf die sogenannten Nationalconventionen sich zu erstrecken. Wie sie jetzt bestehen, ist es den wirklichen Staatsmännern unmöglich gemacht, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden. Die Conventionen sind in den Händen der Politiker, deren innerstes Geheimniß jener republikanische Delegirte aus Texas, O'Flanagan, auf der letzten Chicagoer Convention mit den Worten losplatzte: „Wozu denn sonst sind wir hier, als um der Aemter wegen?" Das ist es. Jedes Mitglied einer solchen Convention betrachtet sich als eine Waare, für welche der Candidat, der seine Stimme haben will, einen möglichst hohen Preis bezahlen muß in Aemterversprechungen. Wenn man die Wurzel, den letzten Grund der Tragödie aufsucht, die am 19. September auf Long Branch ihren Abschluß fand, so wird man ihn in diesem System der Conventionen finden, gegen das schon vor und seit Jahren protestirt ist und das im Anfang der Republik nicht existirte. Garfields Ernennung zum Präsidenten war das Ergebniß eines Compromisses zwischen den Heerhaufen Blaines und Shermans, und zuletzt noch mußte für die Unterstützung Conklings und seiner Schaaren in der Ernennung Arthurs für das Amt des Vicepräsidenten der theure Preis gezahlt werden, welcher jetzt vielleicht auf Jahre hinaus zum Schaden der gesunden Entwickelung ausschlagen wird. Mit Blaine als Führer im Kabinet — und diesen Verpflichtungen konnte sich Garfield nicht entziehen — war dessen Reformarbeit von oben herein mit schweren Hypotheken belegt und gelähmt. Man kann nicht vergessen, daß der jetzige Zolldirector Robertson in New-York vor Allem Blaines Mann war, und daß in dem Kampfe zwischen Garfield und Conkling es immer Blaine war, der die einzelnen Schachzüge leitete. Daß dieser Kampf durch seine Heftigkeit und Langwierigkeit eine der Ursachen war, welche dem Guiteau den Revolver in die Hand drückte, ist nicht in Abrede zu stellen. Wie gewisse Sprengstoffe nur in höherer Temperatur explodiren, so bedarf auch der Ver-

brecher einer gesteigerten Hitze der moralischen Atmosphäre. Wenn man auf die Geschichte der letzten fünfzig Jahre zurückblickt, so wird man empfinden, daß im Grunde Jackson der letzte wirkliche Präsident der Vereinigten Staaten war, d. h. ein Mann, der seinen eignen Willen bei der Verwaltung der Amtsgeschäfte zur Richtschnur nahm, der selbst die Initiative zu großen Maßregeln ergriff und durchführte. Seine Nachfolger wie Polk, Pierce, Fillmore, Buchanan waren nur die Werkzeuge der damaligen Großpolitiker des Südens. Seit 1860 sind die Großpolitiker des Nordens die Majordomusse der modernen rois fainéants geworden. Wenn einer von ihnen, wie Hayes, sich zu emancipiren versuchte, so scheiterte er und endete in politischer Isolirung. Auch Garfield kam im ersten Monat seiner kurzen Verwaltung mit der republikanischen Senatorenjunta in Conflict und nur durch die Hülfe politischer Gegner im Senat überwand er jenen Widerstand. Darin steckt immer etwas von jenem gefährlichen Recept, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Nur indem das Volk in diese eigentlichen Burgen der Fachpolitiker eindringt, nur wenn es sich zu der uninteressanten, aber unentbehrlichen Arbeit der Reinigung der kleinen Augiasställe bei sich zu Hause in den einzelnen Städten und Congreßdistricten entschließt, kann es darauf rechnen, zuletzt jenen Riesen-Augiashof auszuräumen, der in Washington über jenen und auf ihnen als überall verbreiteter Stützpunkte ruht und wurzelt. Es ist eine neue Form der Sklaverei, deren Abschaffung die große Frage der nächsten Kämpfe bilden muß und hoffentlich bilden wird. Die Freiheit von Fachpolitikern zu erkämpfen, gibt es kein anderes Mittel als früher:

„Wer frei sein will, muß selbst den Schlag führen."

E. Schlaeger.

Zur Vivisectionsfrage.

Von Carl Vogt.

Während meines Aufenthaltes in Algier in der letzten Hälfte des Monats April dieses Jahres bei Gelegenheit des Congresses der Association française pour l'avancement des sciences hatte ich das Glück, einige Tage unter dem gastlichen Dache der Heilanstalt von Dr. Landowski mit einem Manne zuzubringen, den die Geschichte einst als einen der größten Wohlthäter des Menschengeschlechtes in unserem Jahrhundert verzeichnen wird. Ich habe damit den berühmten Chirurgen Dr. Martin Lister genannt.

Mancher meiner Leser wird vielleicht staunen ob dieser Bezeichnung, denn Lister hat sich weder durch großartige Stiftungen und Vermächtnisse wie Peabody, noch durch philosophische oder religiöse Systeme einen Namen gemacht, obgleich er Hunderte von Aposteln gebildet hat, die seiner Fahne folgen; vielleicht ist sogar dieser Name nicht weit über den Kreis seiner Fachgenossen hinaus in die Masse des Volkes gedrungen. Aber wer könnte mehr die Bezeichnung eines Wohlthäters verdienen, als der Mann, der auf genaue Versuche und scharfsinnige Schlüsse aus denselben eine Methode der Operationen und der chirurgischen Behandlung abgeleitet hat, die jetzt schon Tausenden von Menschen das Leben gerettet, Hunderttausenden die Schmerzen einer langen Nachbehandlung erspart hat? Wenn man jetzt eine Menge von chirurgischen Operationen mit Glück durchführen kann, an deren Möglichkeit vor wenigen Jahren noch selbst der kühnste Chirurg nicht denken konnte und die zum Resultate haben, eine Schädlichkeit zu beseitigen, welche früher unausweichlich zum Tode führen mußte; wenn man heute die meisten Wunden durch erste Vereinigung in wenigen Tagen heilt, an deren Vereiterung und Verjauchung die Kranken früher Wochen und Monate lang unter namhaften Schmerzen siechten, so verdanken wir diese unleugbaren Wohlthaten der Lister'schen Methode, auf deren nähere Beschreibung ich hier nicht eingehen kann, die aber zu dem Zwecke hat, die Krankheitskeime, welche in Gestalt unendlich kleiner Pilze in der Luft herumfliegen, an den Instrumenten, dem Verbandzeuge, ja den Händen des Arztes festsitzen, gänzlich zu beseitigen und zu ertödten.

„Ich habe meine Methode," sagte mir Lister eines Tages im Gespräche, „nicht leichtfertig auf einige wissenschaftliche Voraussetzungen hin bei dem Menschen angewendet. Erst nachdem ich acht Jahre lang unausgesetzt an Thieren experimentirt, alle Fehler beseitigt, alle Resultate gründlich geprüft hatte, erst dann bin ich daran gegangen, diese Resultate auf den Menschen zu übertragen. Es ist richtig, daß ich von bestimmten Voraussetzungen ausging, die mir einestheils durch meine Erfahrung, anderntheils durch die Forschungen Anderer eingegeben waren; aber wie leicht konnten diese Voraussetzungen in irgend einem Punkte irrig sein! Meine Versuche waren Anfangs unvollständig; erst nach und nach lernte ich die Fehlerquellen erkennen, ihren Einfluß vermeiden; als ich aber dann nach Jahre langer Arbeit zum Abschlusse gekommen war, konnte ich keinen Zweifel mehr hegen, daß die Methode auch bei dem Menschen zu dem gewünschten Ziele führen müsse!"

„Sie sind also auch Einer jener Thierquäler," sagte ich lächelnd, „auf welchem der Fluch der Verdammniß lastet!"

„Sprechen wir nicht davon," antwortete er, „denn ich könnte nicht ohne Bitterkeit gegen mein Land fortfahren, das durch eine stupide Gesetzgebung dem Fortschritte einen Hemmschuh angelegt hat, welche zur Folge haben wird, daß wir Engländer hinter anderen Nationen zurückbleiben müssen!"

„Nun," warf ich ein, „so arg wird es doch nicht sein!"

„Oh!" seufzte er, „Sie haben gut reden und den Ungläubigen spielen. Aber können Sie sich denken, daß ich außer Landes gehen, mich für einige Zeit verbannen, meine Kranken verlassen und nach Frankreich übersiedeln mußte, um einige Versuche an Pferden anzustellen, die ich zur Vollendung einer begonnenen Arbeit für nöthig hielt? Ich hatte mich mit den Behörden in Verbindung gesetzt; ich wollte diese Versuche, zu welchen die Laboratorien der Universitäten nicht eingerichtet sind, in meinem eigenen Stalle machen; man sagte mir, man wolle ein Auge zudrücken, aber wenn es einem fanatischen Clergyman oder einer vertrockneten alten Jungfer einfiele, mich vor Gericht zu verklagen, so könne man mich vor hohen Geldstrafen, ja, vor Gefängniß nicht schützen. So war ich denn gezwungen, an die Thierarzneischule nach Toulouse zu gehen, wo man mir bereitwillig mit größter Zuvorkommenheit alles Material zu Gebote stellte — denn glücklicher Weise hat Frankreich noch keine Gesetzgebung wie wir, welche verbietet, an Thieren Versuche zu machen, durch welche man dem Menschen Wohlthaten zu erzeigen hofft!"

„Ist es nicht möglich die Lage der Dinge bei Ihnen zu ändern," fragte ich.

„Jetzt halte ich es nicht für möglich," antwortete er. „Einstweilen darf ich nur hoffen, daß das Beispiel Englands nicht ansteckend auf andere Länder wirken möge, wo man denselben Hebel ansetzt. Wir könnten ein Jeder uns gezwungen sehen, bis in die Sahara zu flüchten, um an der Lösung eines wissenschaftlichen Problems oder einer physiologischen Frage arbeiten zu können!"

„Erfinden Sie eine Lister'sche Methode gegen diese Art der Ansteckung. Es glückt Ihnen vielleicht abermals!"

„Lassen wir das," sagte er kopfschüttelnd. „Da helfen keine Verständungsapparate!"

Das Gespräch kam mir lebhaft in die Erinnerung, als ich die ersten Berichte über den großen internationalen Congreß der Aerzte las, der im August in London abgehalten wurde und zu dem über 2500 Mitglieder aus allen Ländern der Welt sich gesammelt hatten. Das Comité hatte mir die Ehre erwiesen, mich zu ersuchen als Vicepräsident an diesem Congresse mitzuwirken; ich hatte leider mir versagen müssen, neben andern dort meine Stimme gegen die Rückschraubung der Wissenschaft zu erheben.

Es ist doch wohl keine Kleinigkeit, wenn 2500 Aerzte und Wundärzte einstimmig protestiren!

Der Kern des ganzen Congresses war aber ein Protest gegen die Wühlereien der Gegner der Vivisection und es mag erlaubt sein, hier der Frage etwas näher auf den Leib zu gehen, indem wir zuerst das auf dem Congresse von verschiedenen Rednern Gesagte analisiren.

Virchow trat als Vorkämpfer auf den Plan. Es ist ihm das hoch anzurechnen, denn es gehörte gewiß Muth dazu, gerade in England offen dem Gezeter der Frommen entgegen zu treten und ihm in kröftigen Worten die Stirne zu bieten. Wenn die Wirkung seiner Rede gewiß tiefen Eindruck auf die Mitglieder des Congresses machte, so mag dieser Eindruck vielleicht in dem Publicum dadurch abgeschwächt werden, daß es gerade ein Deutscher war, der den Handschuh aufhob. Ist ja doch die Unkirchlichkeit der Deutschen im Allgemeinen von jeher ein Aergerniß für den richtig geschulten John Bull und noch mehr für seine theure Ehehälfte gewesen und gilt ihm ja doch jeder Germane für einen „infidel“, weil nur Wenige Sonntag Morgens zur Kirche, fast Alle aber Sonntag Nachmittags in das Wirthshaus gehen! Was läßt sich also anders erwarten von einem Menschen, der Sonntag Morgens nicht mit dem „prayer-book“ unter dem Arme in steifer Haltung zur Kirche pilgert, um bei der Predigt zu gähnen und Nachmittags beim Lesen „of the book“ einzuschlafen? Man weiß ja, welche Rotte Korah diese deutschen Professoren sind! Keine Gentlemen, denn die erste Pflicht eines solchen ist der Kirchenbesuch, der ebenso von der Sitte vorgeschrieben ist, wie der Frack und die weiße Cravatte im Theater von her majesty!

Wenn aber Virchow den Muth besitzt, seinen Gegnern gleich beim Anfange seiner Rede den Satz in das Gesicht zu schleudern: „Wer die Vivisection angreift, hat nicht den mindesten Begriff von der Wissenschaft überhaupt und noch weniger von der Wichtigkeit und Nützlichkeit der Vivisection für die Heilkunde,“ — wenn er, sage ich, diesen Muth besitzt, so möchte man doch bei Lesung seiner Rede glauben, daß es gewissermaßen nur der Muth der Verzweiflung ist, den er bethätigt, und daß er, wie Lister, große Furcht hat, die Sache, für die er kämpft, könnte doch eine verlorene sein.

Sie treiben es freilich arg genug. Der Thierschutzverein in Leipzig, sagt Virchow, verlange in einer am 8. Mörz dieses Jahres dem Reichstage übergebenen Petition, daß alle die, welche unter dem Prätexte wissenschaftlicher Untersuchungen Grausamkeiten gegen Thiere ausüben, mit Gefängniß von fünf Wochen bis zu zwei Jahren und mit dem Verluste der bürgerlichen Rechte bestraft werden sollen. Warum nicht gleich ausgewiesen wie die Socialisten? Und dann, was nennt man Grausamkeiten?

Es wäre ein großer Irrthum, meint Virchow, zu glauben, daß diese Wühlerei, eben ihrer Uebertreibung wegen, keine Aussichten auf Erfolg habe. Gewisse Anzeichen beweisen im Gegentheile, daß sie mächtige Verbündete haben und hier oder dort durchschlagen können. Warum nicht, da sie in England schon einen halben Erfolg gehabt hat (denn das dort Erreichte genügt den Eifrigen noch lange nicht), warum nicht in allen denjenigen Staaten, in welchen man überhaupt bemüht ist, Contredampf zu geben gegen die fortschreitende Bewegung? Warum sollte diese Agitation nicht in einem gegebenen Augenblicke ebenso erwünscht kommen, wie eine andere unerwünscht, als sie zu weit ging? Nichts ist unmöglich in unserer Zeit und wir möchten es nicht verschwören, daß nicht eines Tages in einer Wahlcampagne die Thierschutzvereine angerufen würden, um mit ihrem ganzen Gewicht in die Wagschale zu Gunsten eines genehmen Candidaten zu drücken.

Dann dürfte Virchow vergebens an die Regierungen appelliren, wie er es jetzt und hoffentlich mit Erfolg thut. Vielleicht berührt er nur etwas zu flüchtig einen der Cardinalpunkte, auf den wir uns berufen können: auf die außerordentlichen Dienste, welche die Experimentation an Thieren der Menschheit in Beziehung auf die Wahrung der allgemeinen Gesundheit und auf die Vorbeugung von Krankheiten geleistet hat. Das Gespräch mit Lister, das ich im Eingange dieses Artikels wortgetreu wiedergab, legt Zeugniß davon ab, daß diese Methode, deren unendlichen Segen für die leidende Menschheit man nicht genug hervorheben kann, nun und nimmermehr in Wirksamkeit hätte treten können, wenn ihr nicht jahrelange Versuche an Thieren vorausgegangen wären. Man darf der Loyalität, womit die Gegner der Vivisection sich stets brüsten, vielleicht entgegenstellen, daß ohne das Opfer von Hunderten von Thieren das Leben der Kaiserin Augusta nicht hätte gerettet werden können, denn unter keinen Umständen hätten die älteren Chirurgen die nöthige Operation gewagt, unter keinen Umständen sie glücklich durchgeführt! Was aber die öffentliche Gesundheitspflege betrifft, so kann man ebenso dreist behaupten, daß sie erst durch die Versuche an Thieren, die von Pasteur und seinen Genossen angestellt wurden und täglich angestellt werden, eine wahrhaft rationelle und factische Grundlage erhalten hat, deren Basis täglich breiter wird.

„Sollen die Hygienisten,“ fragt Virchow, „dazu verurtheilt werden, an sich selbst die nöthigen Versuche über Kälte und Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit, Staub, schödliche Gase, Infusorien und Bacterien anzustellen, um ihre Wirkung zu ergründen und die bezüglichen Gesetze aufzustellen?“

„Die einsichtigen Regierungen werden begreifen, daß es wahnsinnig wäre, das Opfer von Menschenleben deshalb zu fordern, weil eine kleine Zahl von Leuten in dem Opfer von Thieren ein Verbrechen sehen. Sind die Aerzte nicht schon über die Maßen ausgesetzt in den verschiedenen Epidemien, in der Ausübung ihres Berufes in Spitälern, in den Krankenbesuchen bei Nacht, bei den Operationen und Leichenöffnungen, und bedarf es noch der Verblendung fanatischer Thierfreunde, um von ihnen zu verlangen, daß sie an sich selber die Wirkung der Heilmittel und der Giftstoffe erproben, um durch persönliche Beobachtungen die Dosis zu bestimmen, in welcher sie gereicht werden dürfen?“

Das hängt ja wohl von der Schätzung des Werthes eines Menschenlebens ab. Wie, wenn die Aerzte zu jenem bekannten scrophulösen Gesindel gehörten, das beseitigt werden muß, statt durch einen frischen, fröhlichen Krieg durch wissenschaftliche Vergiftung und methodische Experimentirung von Heilmitteln? Die Anekdote von jenem General (versteht sich, aus früherer Zeit!) ist zu bekannt, der nach der Schlacht den Bericht über den Verlust an Menschen sehr gleichgültig hinnahm, aber außer sich gerieth, als er den Verlust an Pferden erfuhr. Ein Königreich für ein Pferd! ruft Richard; aber es ist noch keinem dramatischen Dichter eingefallen, einen seiner Helden ein Königreich für einen Menschen andieten zu lassen!

Ich liebe die Berufung auf die Einsicht der Regierungen sehr. Aber sie hat leider ihr Gegengewicht in dem beschränkten Unterthanenverstand und es dürfte manchmal schon vorgekommen sein, daß die Regierungsintelligenz auf einen Wunsch des beschränkten Unterthanenverstandes antwortete: „Nun gerade nicht! Weil Ihr es verlangt, deswegen nicht!“ — Ich erinnere mich auch, daß bei einer lebhaften Discussion über politische Fragen ein Professor der Rechtswissenschaft in die Worte ausbrach: „Anderwärts gilt das Sprichwort: „„Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er den Verstand““, aber hier muß es heißen: Wem Gott ein Amt gibt, dem nimmt er den Verstand!“ Aber das war in der republikanischen Schweiz, wo man, auch ohne Strafantrag gewärtigen zu müssen, manche Dinge laut sagen kann, die man anderwärts nicht einmal leise denken darf.

Weniger einschneidend scheint mir eine streng logische Beweisführung Virchows, wonach Qual und Tortur weniger zu fürchten seien als der Tod, und die Gegner der Vivisection demnach Unrecht hätten zu verlangen, daß das Thier, das zu einem Versuche gedient habe, getödtet werden müsse. „Wo ist da die Logik, wo die Moral,“ fragt er. „Wie? Wir sollen also das Recht haben ein Thier ohne den geringsten Vorwand des öffentlichen Nutzens zu tödten, sein Fleisch zu essen, seine Haut zu verkaufen, aus seinen Knochen Dünger für unsere Felder zu bereiten, und wir dürften es nicht zu wissenschaftlichen Untersuchungen benutzen, die rein idealen Zwecken oder der öffentlichen Wohlfahrt gewidmet sind, selbst dann nicht, wenn wir Gefahr laufen zu unterliegen! Gewiß wird Niemand behaupten wollen, daß wir über die Rinderpest, über die Ansteckungsgifte Versuche anstellen, nur um uns zu belustigen oder die Zeit zu vertreiben und ohne die großen Gefahren der Ansteckung zu kennen ....

Nein! Das ist keine Frage des objectiven Rechtes. So lange man einem Jeden das Recht läßt, ein Thier zu tödten, das ihm gehört, mag es nun wild oder zahm sein, so lange wird man auch die zu wissenschaftlichem Zwecke angestellten Versuche an lebenden Thieren gestatten müssen. Der Forscher allein hat über die Nothwendigkeit seiner Versuche zu entscheiden. Man kann allenfalls zugeben, daß er sich mit einem Aufseher über den Ort, die Zeit und die Zuschauer verständigen müsse; aber die Regelung des Versuches muß ihm überlassen bleiben. So verstehen wir die Freiheit der Wissenschaft."

Ich muß offen gestehen: so verstehe ich die Freiheit der Wissenschaft nicht. Man überläßt es dem Chirurgen, zu entscheiden, ob und wie er eine, vielleicht lebensgefährliche Operation ausführen will, wen er dabei zuziehen will; man läßt ihm und seinem Messer das Recht über Leben und Tod eines Menschen oder über lebenslängliche Leiden desselben, denn es wird Niemandem einfallen behaupten zu wollen, daß es ein Vergnügen sei, nur mit einem Beine z. B. seinen Lebensweg fortzusetzen, und man sollte es einem Manne der Wissenschaft nicht überlassen, ob er es für nöthig findet, an einem Thiere eine Operation vorzunehmen? Man überläßt es einem Arzte, zu entscheiden, ob er ein Brechmittel oder ein anderes, Leiden und Schmerzen hervorrufendes Mittel, ja selbst ein gefährliches Gift, Arsenik oder Morphin, anwenden will bei dem Menschen, und er sollte es nicht bei einem Thiere versuchen dürfen? Laßt sehen, ihr Jünger Aeskulaps, was für ein Geschrei durch die ganze gebildete und ungebildete Welt gehen würde, wenn man von Euch verlangen wollte, daß Ihr vor der Vornahme einer Operation, vor dem Verschreiben eines heftig wirkenden Mittels mit einem, vom Staate angestellten Inspector über Ort, Zeit, Zahl der Gehülfen und Zuschauer Euch benehmen müßtet! Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig, und wenn man voraussetzt, daß der Arzt, der Chirurg nach bester Einsicht, nach Maßgabe ihrer Kenntniß und ihrer moralischen Verantwortung handeln, nicht in das Blaue hinein operiren und mediciniren werden, so haben die Forscher das Recht, gleiche Voraussetzung zu beanspruchen.

Mit der Logik aber kommen wir bei unsern Gegnern nicht durch. Ich habe schon in früheren Kundgebungen darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Heuchelei ihren Aberwitz und ihre totale Unkenntniß weit überragt. Unsere ganze landwirthschaftliche Fleischproduktion lebt von der Verstümmelung der Thiere. Gegenüber einigen Tausenden von Thieren, wenn's hoch kommt, welche die Wissenschaft verstümmelt, werden Millionen und Millionen von Thieren verstümmelt dem Magen zum Opfer gebracht. Aber dieselben Gleißner und Heuchler, die sich einen Hammelschlegel, einen Ochsenbraten, einen Kapaun wohlschmecken ließen und die die Fleisch von einem Schafbock, einem Stier oder einem Eber mit Entrüstung zurückstoßen würden, schreien über einen Hund oder eine Katze, die zur Entdeckung einer wissenschaftlichen Wahrheit gedient haben und zerdrücken eine Thräne im Auge über unschuldige Kaninchen, die nicht auf ihrer Frühstückstafel, sondern auf dem Operationstische dieses Jammerthal mit einem besseren Jenseits vertauscht haben.

Was hilft da die Logik? Was hilft es, wenn Virchow den Besitzern von Pferden, Schoßhündchen und Lieblingskatzen sagt, er theile ihre Entrüstung über die Zumuthung, daß ihren geliebten „Viechern" ebenso mitgespielt werden könne, wie den Thieren unserer Laboratorien? „Wir zwingen Niemand, uns diese Lieblinge zu überantworten; wir stehlen sie nicht. Aber was wir verlangen, ist, über Thiere, die unser legitimes Eigenthum sind, schalten und walten zu können nach unserm Belieben, ohne deshalb als grausame, unmoralische, barbarische, ja verbrecherische Menschen verschrieen zu werden!"

Was hilft solche Berufung auf das gute Recht, das jeder Andere in Anspruch soll nehmen dürfen, nur der Mann der Wissenschaft nicht? Sie werden fortfahren zu schreien, wir seien grausame Barbaren, die heutige Wissenschaft sei unmoralisch, wir erzögen unsere Schüler zu blutgierigen Bestien und Alles, was aus unseren Laboratorien komme, sei nicht einen Pfifferling werth!

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Im Eilzug.

Der Schaffner wirft die Thür ins Schloß; Geläut
Und Pfiff ertönt, der Zug setzt langsam sich
Aufs Neu in Gang. Der Ort, vor dem er hielt,
Verschwindet hinter braunem Kieferwald,
In alter Hast fliegt bald das Drahtgeleit
Am Schienenrand vorbei. Ein grünes Band
Von hohen Pappeln rollt sich hurtig auf,
Durch Wiesen blinkt ein vielgekrümmter Bach,
Doch, kurz von Nacht umdunkelt, schon durchbricht
Der Zug die Felswand. Neues steigt empor,
Das Auge blendend. Weißes Kalkgestein
Und dürre Berge; gelb und einsam flammt
Die Mittagssonne drauf. Ein Bussard kreist
Um alten Trümmerrest, sonst regt sich nichts;
In heißer Märchenstille liegt die Welt,
Leblos und fremd. Nur unsern, mit dir selbst
Im gleichen Wagenraum, bewegt sich leis
Ein Flimmerschein. Es kommt dir wie im Traum,
Daß sich die Thür beim letzten Anhalt kurz
Geöffnet hat und noch ein Gast mit dir
Den Wagen theilt. Nun blickst du auf und siehst:
Am Fenster drüben nickt im Windeszug
Wie seidne Fäden braunes Haargelock
Um junge Mädchenstirn. Sie beugt sich ab,
Und des Gesichtes weicher Umriß nur
Hebt von der Oede sich, die draußen fliegt.
So steht's, ein regles Bildniß in der Hast
Ruhlosen Flugs. Dann, daß du fast erschrickst,
Mit plötzlicher Bewegung wendet sich
Das Antlitz um, und lockenübernickt
Schau'n dich zwei Augen an, auch märchenhaft,
Der Mittagssonnenstille draußen gleich.
Doch leblos nicht und fremd, dir ist's als sei
Vertraut ihr Glanz aus frühen Tagen dir,
Als führ'st du einzig durch die Fremde hier,
Die wundersamen, lang verlorenen
Zurückzusuchen. Doch wie nun dein Mund
Sich hastig aufthun will, da blicken scheu
Und bittend dich die stummen Augen an.
Sie reden deutlich, daß geheime Furcht
In dieser brausend leeren Einsamkeit
Vor einem fremden Laut sie zagen läßt;
Und unter ihrem Blick erstirbt das Wort
Dir auf den Lippen, und den engen Raum
Seltsam durchwebt ein Traumeszauberbann
Lautlosen Schweigens, bis du plötzlich wie
Ein jäh Erwachender die Stirne hebst.
Verhallend, einem Klageruf ähnlich, klingt
Ein langgestrecktes Pfeifen dir im Ohr;
Es hält der Zug vor einer braunen Stadt
Mit altersgrauem Thurm und Mauerkranz
Verschollener Zeiten. Sonnenblendend, leer
Liegt der Perron des kleinen Haltepunkts,
Nur sie geht leisen Schritts jetzt drüber hin.
Du bückst im Traum dich vor und schaust ihr nach;
Geläut und Pfiff ertönt, ein Wagentrain
Sperrt dir den Blick und endet nun. Da steht
Am Eingang einer alten Straße sie,
Die hochumgiebelt lang ins Innre zieht.
Sie wendet nach dem rollenden Gefährt
Den Kopf noch einmal, und noch einmal nickt
Das braune Haar auf ihre feine Stirn
Und schau'n die Augen drunter märchenhaft
Durchs stille Mittagslicht. Nun schiebt ein Haus

Mit gelber Lehmwand rasch sich über sie,
Ein Nelken-überblühter Mauerrand,
Der dürre Kieferwald, Gebirg und Thal,
Das Alles fliegt vorüber wie zuvor,
Der Sitz am Fenster drüben nur ist leer,
Und weiter rollst du in die fremde Welt.

Wilhelm Jensen.

Die Anfänge des modernen Geschmackes in der deutschen Literatur.

Von *Wilhelm Scherer.*

Unsere moderne Literatur beginnt wie unsere moderne Geschichte mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges. Die Anfänge des modernen Geschmackes fallen in das siebzehnte Jahrhundert. Von jener Zeit bis zur Gegenwart herrscht ein ununterbrochener Zusammenhang in der Entwickelung unserer Dichtung, ein stetiges Ansteigen zu einem Höhepunkt und ein stetiges Herabsinken von diesem Höhepunkte, dessen wir Zeugen sind. In der beginnenden wie in der sinkenden Literatur bethätigt sich unzureichende Kraft auf verwandte Weise; und die Geschmacksveränderungen jener Frühzeit folgen wie die Wandelungen der Kleidermode lange den Impulsen des Auslandes, bis sich eine eigene deutsche Richtung wieder hervorthut, die aber mehr tüchtig als schön nur den Boden für eine bessere Zukunft bereitet.

In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zur Zeit der Gegenreformation und Philipps des Zweiten trug ganz Europa die enge, steife, manierirt zierliche spanische Kleidung. Im siebzehnten Jahrhundert ergriff Frankreich das Scepter der Mode; rasch wechselten die Trachten, und die übrigen Nationen, Deutschland an der Spitze, bemühten sich, hinter dem eiligen Fortschritte nicht zurückzubleiben: die Mode oder, wie man in Deutschland damals sagte, Herr Alamode wurde ein Tyrann, dem sich Jedermann fügte. Zuerst beschloß Alamode, das Steife, Geschlossene durch das Leichte, Bequeme, das Gezwungene durch das Natürliche, das Häfische durch das Kriegerische zu ersetzen; und die Historiker des Kostüms wissen zu erzählen, daß sogar Deutschland durch seinen dreißigjährigen Krieg die Ehre gehabt habe, auf diese Wendung einen gewissen Einfluß zu nehmen. Später aber, unter Ludwig XIV., hatte sich Alamode wieder anders besonnen: er stülpte dem Kopf die Perücke wie einen Glorienschein auf; er hängte den Damen die Schleppen an; er machte Alles wieder höfisch, prächtig, stattlich, gemessen. Erst noch fünfzig Jahren regte sich plötzlich die Opposition, und zwar in Deutschland: König Friedrich Wilhelm I. von Preußen erfand den Zopf. Er erfand ihn für seine Soldaten, für sich und für die Welt, so weit sie nicht der Perücke und ihren verschiedenen Metamorphosen getreu blieb. Der Zopf fordert immer zum Lächeln auf, und man fürchtet selbst lächerlich zu werden, wenn man ihn ernsthaft nimmt. Dennoch ist er eine sehr ernsthafte culturhistorische Thatsache: er war ein Schritt zur Natürlichkeit, denn er führte vom falschen zum eigenen Haare zurück; er war ein Symbol straffer nüchterner Zucht, welche das Zweckmäßige dem Schönen vorzog; er war die erste selbstständige und für Andere vorbildliche That des modernen Deutschlands auf dem Gebiete des Geschmackes.

Aehnlich wie das Kostüm entwickelte sich der Stil der Schriftsteller. Alamode herrscht im siebzehnten Jahrhundert auch in der Literatur; nur daß man ihm nicht so rasch gehorcht und daß die Opposition nie ganz ausstirbt; auch kommen Mischungen vor, und andere Dichtungsarten folgen anderer Mode.

Dem spanischen Kostüm entspricht eine Form des Stils, die in verschiedenen europäischen Literaturen verschiedene Namen, aber überall denselben Charakter trägt. In Spanien heißt sie Cultorismus oder estilo culto „der gebildete Stil“, oder Gongorismus nach dem Dichter Gongora; in Italien Marinismus nach dem Dichter Marini; in England Euphuismus nach einer Erzählung von John Lyly; in Frankreich haftet sie an d[illegible] esprits und den literarischen Damen, den Précieuses, [illegible] durch Molière, als die Richtung sich überlebt hatte, [illegible] ridicules wurden; in Deutschland pflegt man von der „it[illegible] Schreibart“ oder schlechthin von „Schwulst“ zu re[illegible] Schwulst also ist die spanische Mode der Literatur. [illegible] der Conversation und in Briefen sein eigentliches Ele[illegible] ist der Weihrauch, den man hohen Herren oder den Da[illegible] eine Sprache der Schmeichelei und des Servilismus; e[illegible] der höfischen Gesellschaft, die sich möglichst weit vom [illegible] fernen will. Er sucht das Ungewöhnliche, das Ge[illegible] Geistreiche; er greift zu gehäuften Metaphern, Verg[illegible] Umschreibungen, Wortspielen, Uebertreibungen, Anspielu[illegible] findigen Gedanken und Gegensätzen und wird dadurch [illegible] gesucht, excentrisch, geschraubt, dunkel und geschmacklos. Aber [illegible] dem Aufkommen dieses Stiles beginnt die sittliche und [illegible] Macht der Frauen in den modernen Literaturen und die feinere Sitte der Männer, die sich vor ihnen beugen: der Schwulst ist die Wiege der modernen Galanterie und der modernen Höflichkeit.

In Deutschland hat er sich langsam verbreitet und dann zähe gehaftet. Wie Opitz den Ronsard für den größten Dichter hielt, als man in Frankreich schon über ihn lachte, so pflegte Lohenstein noch den Cultorismus, nachdem längst Molières Précieuses ridicules erschienen waren. Schon Rudolf Weckherlin brachte aus England solche Redeblumen mit und verwandte sie zum Schmucke von Liebesgedichten. Später blühten sie hauptsächlich im Schäferroman, der schon in Frankreich den Cultorismus befördert hatte; und in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bezeichneten sie allgemein die maßgebende Modeform: Lohenstein erstieg den Gipfel des Ruhmes und die poetische Sprache versank in den Schlamm des Unsinns.

Gab der Cultorismus die Form, so lieferte der Naturalismus den Inhalt. Ein Naturalismus, wie er in den Trachten des dreißigjährigen Krieges sich breit machte. Ein Naturalismus, der im Gräßlichen und Gemeinen schwelgte. Die erlebten Gräuel boten den reichsten Stoff. Tragödie und Roman wetteiferten, sie einem geduldigen und für starke Erregungen dankbaren Publicum in der Poesie wieder aufzutischen, nachdem sie in der Wirklichkeit zurückgetreten waren. Für die Phantasie lag doch in Form und Stoff dieser Dichtungsweise eine mächtige Anregung. Die Poeten, die unter Führung von Opitz ihren Redeschmuck von den Alten borgten, lernten jetzt selbst suchen und finden; sie wurden unabhängig von der Ueberlieferung; ihre Geschmacklosigkeit entsprang aus der Jagd nach dem Originellen; und diese Jagd nach dem Originellen war der erste Schritt zur edlen Freiheit. Der poetische Stoff aber mußte erst extensiv bearbeitet werden, ehe die intensive Arbeit Erfolg haben konnte. Die Phantasie mußte sich ins Ferne und Schaurige ausbreiten, um Kräfte zu gewinnen, mit denen sie das Nahe und Vertraute erschöpfend bebauen konnte. Sie mußte in dem weiten Gebiete des Unwahrscheinlichen schwelgen, um überhaupt wieder fruchtbar zu werden. Sie mußte einmal recht nach Herzenslust wühlen in allen verbrauchten Motiven, sie mußte die stärksten Effecte rücksichtslos anwenden, um für die feineren ihre Kraft zu schonen. In ästhetisch unreifen Zeiten richten die Schriftsteller möglichst viel Spektakel an, um ihre Leser zu betäuben, während sie in reifen, klassischen Zeiten eine feierliche Stille und Klarheit um uns ausgießen, in der wir die kleinste Bewegung wahrnehmen.

Aber auch im siebzehnten Jahrhundert machten nicht alle Poeten den Tanz um das goldene Kalb der verstiegenen Metapher und der aufregenden Erfindung mit. Wie eine entschieden patriotische Richtung laut protestirte gegen das Fremde in Kleidung, Küche und Rede, gegen die Mode, die Tafelverfeinerung und die Fremdwörter, so hielt sich auch in gewissen Kreisen der Stil des sechzehnten Jahrhunderts mit seiner realistischen Satire, seiner drastischen Darstellungskunst, seiner volksthümlichen Derbheit, seinem Aufputz von Anekdoten, Sprichwörtern und gehäuften Bezeichnungen, der Stil Murners, Luthers und Fischarts, der nur die Sache reden ließ und sich um die Form wenig kümmerte. Jene Gesinnung und dieser Stil gehen Hand in Hand

bei den Satirikern um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, insbesondere bei dem vortrefflichen Johann Lauremberg in seinen niederdeutschen „Scherzgedichten". Auch das Volkslied des sechzehnten Jahrhunderts war noch nicht verschwunden; studentische Trinklieder erhielten sich nach alter Tradition, und die neuen Schäferlieder suchten einen populären leichten Ton anzustimmen. Diese volksthümliche Manier, jeder inneren Poesie entkleidet, machte Christian Weise zum Princip und zugleich zum Unterrichtsgegenstand auf Schulen. Christian Weise war der Gegenpol von Lohenstein. Der Lohensteinischen Verstiegenheit setzte er eine platte, breite, gemeinverständliche Schreibart entgegen. Unaufhörlich mahnte er, Alles natürlich und ungezwungen zu sagen. Er strebte ausdrücklich nach populärem Stil, vermied alles Gezwungene, alle weitgesuchten Redensarten und wollte nicht „den Namen eines wohlsetzenden, eines hochbegeisterten, sondern eines einfältigen und deutlichen Concipienten verdienen".

Es war eine Opposition ähnlicher Art, welche der französische Cultorismus im Zeitalter Ludwigs XIV. erfuhr. Ihm setzten sich Molière, Racine, Boileau, Lafontaine entgegen. Im Jahre 1659 schrieb Molière die Précieuses ridicules; im Jahre 1672 Boileau die Art poétique, worin er vor dem glänzenden Unsinn, den falschen Brillanten des italienischen Geschmackes warnte und zur Vernunft, zum gesunden Menschenverstand mahnte: Aimez donc la Raison! Tout doit tendre au Bon Sens. Aber während die Opposition Christian Weises nur zu einem schwächlichen, verdünnten Aufguß von Poesie, zu einer gereimten Prosa voll lehrhafter Nüchternheit führte, entstand in Frankreich eine große Literatur, welche bald nach England hinüberwirkte, später aus England neue Kraft holte und deren Hauptträger im achtzehnten Jahrhundert Voltaire wurde.

Aber schon im siebzehnten gewann die neue französische Literatur auch in Deutschland Einfluß. Gebildete Weltleute nahmen in ihr den Standpunkt, um die deutschen Versemacher zu verspotten. Um 1700 sind die Schriftsteller häufig, die als Lohensteinianer beginnen und sich dann zum französischen Klassicismus bekehren. Eine Zeit lang, unter dem „generösen" Regimente des ersten preußischen Königs, scheint es, als ob der Hof zu Berlin der Sammelpunkt für diese Richtung werden sollte. Aber der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. schlug alle solche Hoffnungen nieder; die Hauptpflegestätte des französischen Klassicismus in Deutschland wurde Leipzig, und sein wichtigster Vertreter jener vielverspottete Gottsched, der als hervorbringender Dichter in der That eine überaus klägliche Figur machte, so daß seine pedantische Nüchternheit als eine Fortsetzung der platten Manier Christian Weises erschien und er selbst hinter diesem an natürlicher poetischer Begabung zurückstand. Opposition gegen Gottsched und gegen den französischen Klassicismus war daher die erste Aufgabe, welche die erstarkende deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts vorfand. In dieser Opposition sind alle jungen Schriftsteller emporgekommen, auf deren Kraft das Gedeihen unserer Poesie zunächst beruhte. Zu dieser Opposition hat aber auch der preußische Soldatenkönig, der Erfinder des Zopfes, seinen Beitrag geliefert.

Die patriotische deutsche Satire des siebzehnten Jahrhunderts entsprach der Empfindung weiter Kreise. Der volksthümliche Geschmack herrschte in den Schriften des Wiener Hofpredigers Abraham a Sancta Clara; er herrschte in den beliebten Späßen des Hanswurstes; er war dem deutschen Bürgerthum am meisten gemäß und er fand auch in den Fürstenhäusern seine Vertretung. In volksthümlich derbem Stile schrieb die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans ihre prächtigen Briefe nach Deutschland; mitten unter dem französischen Wesen, am Hofe Ludwigs XIV., hielt die pfälzische Prinzessin ihre gerade und ehrbare deutsche Weise kräftig fest; und aus demselben Holze war König Friedrich Wilhelm I. geschnitzt. Sein Vater ahmte Ludwig XIV. nach: Er zeigt sich von einer bürgerlich-schlichten und patriotischen Gesinnung beseelt, wie sie in jenen Satirikern lebte und dem tüchtigen Geiste des sechzehnten Jahrhunderts entsprach; aber diese Gesinnung begnügte sich nicht mit todter Opposition, sondern entfaltete die lebendigste Produktivität; sie war die Quelle, aus welcher die hausväterliche Sorge für das Wohl der Unterthanen, aus welcher der aufgeklärte Despotismus entsprang. Den Charakter der Einfachheit, Sparsamkeit, Pünktlichkeit und militärischen Zucht drückte der König seinem ganzen Volke auf; und es ist im Ernste wahr, was Friedrich der Große ironisch sagt: „Unsere Sitten fingen an, weder denen unserer Vorfahren noch denen unserer Nachbarn zu gleichen: wir waren original und hatten die Ehre, von einigen kleineren deutschen Fürsten verkehrt copirt zu werden." Aber die Originalität des preußischen Zopfes macht sich in der Folgezeit auch in unserer Literatur sehr deutlich bemerkbar. Friedrich Wilhelm I. bekämpfte die Mode; er hielt den französischen Einfluß fern. Die Hauptmächte der deutschen Erziehung seit der Reformation und Renaissance, das biblische Christenthum und die antike Literatur, konnten daher auf die jungen Preußen mehr unmittelbar einwirken, als auf die übrigen Deutschen; die französische Modebildung stand ihnen weniger im Wege; die großen Meister der Vorzeit waren bei ihnen nicht verdunkelt durch einen zierlichen und manchmal kleinlichen Geschmack, der sich für klassisch ausgab. Und so war es kein Zufall, daß an der preußischen Universität Halle die poetische Richtung zuerst hervortrat, welche nachher der Preuße Klopstock auf ihren Gipfel brachte, daß Winckelmann aus Preußen stammte und daß Lessing in Berlin den entscheidenden Anstoß erhielt.

Doch es soll hier keine Lobrede des preußischen Zopfes geschrieben werden. Ich wollte nur auf einige Ab- und Irrwege hinweisen, aus denen unsere Literatur sich mühsam zum rechten Wege zurückfand und in die sie jetzt, wie es scheint, sachte wieder hineingeräth. Zwar die unpoetische Nüchternheit erfreut sich nur beschränkten Ansehens; dafür steht der überpoetische Schwulst in höchsten Ehren. Er macht seinen betäubenden Spektakel nicht blos mit der Poesie, sondern auch mit der Musik, mit einem unerhört lauten Orchester und einem wahnsinnigen Geschrei menschlicher Stimmen. Wie der schwülstige Staatsroman des siebzehnten Jahrhunderts auf ein geduldiges Publicum rechnete, dem viele Bände nicht zu viel und bogenlange Reden nicht zu lang waren, so tritt der Schwulst von heute alle Gesetze der Abwechselung mit Füßen und arbeitet in unbarmherziger Eintönigkeit auf den Zuhörer los. Und wie der schwülstige Staatsroman jener Zeit sich mit Vorliebe patriotisch drapirte, ins deutsche Alterthum hineinlog und fabulose germanische Prinzen und Prinzessinnen oder auch den großmüthigen Feldherrn Arminius nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda mit seinem Phrasenschwall verherrlichte, so klammert sich der Schwulst von heute am liebsten an die Nibelungenhelden und an die germanischen Götter, um sich unter ihrem Schutze für die alleinberechtigte deutsche Kunst auszugeben.

Maxime Du Camp.

Als die französische Akademie jüngst den vielgenannten Reiseschriftsteller, Kunstkritiker und Geschichtschreiber Maxime Du Camp zu ihrem „unsterblichen" Mitglied wählte, da ging ein Sturm der Entrüstung durch das ganze liberale Frankreich, denn der neue Akademiker war nur aus Haß gegen die Commune, die er gegeißelt, und wider die republikanische Partei, welcher er einst angehört, kurz in seiner Eigenschaft als bekehrter Demokrat und Freigeist gewählt worden, gerade wie vor ihm Emile Ollivier, der Mann mit dem leichten Herzen. Daß aber in Wahrheit der neue Unsterbliche als Schriftsteller ein ganzes Dutzend Akademiker aufwiegt, das sollen die folgenden Zeilen darzuthun suchen.

Maxime Du Camp oder besser Ducamp, wie er sich noch zur Blüthezeit seines Liberalismus schrieb, ist der Sohn eines jung verstorbenen Chirurgen, der schon mit dreiunddreißig Jahren Mitglied der medicinischen Akademie war. Er bildete sich anfänglich zum Maler aus, daher der descriptive Zug, der sogar in seinen statistischen Schriften zu beobachten ist. Von seiner ersten Orientreise, welche er theilweise in Gesellschaft des jüngst

heimgegangenen Gustave Flaubert unternahm, der auf den Trümmern von Karthago die Studien zu seinem prächtigen archäologischen Romane „Salammbô“ machte, brachte er eine reiche Sammlung selbstverfertigter Photographien heim, die er für sein Buch über Aegypten verwerthete, die erste Schrift, welche Photographie und Typographie miteinander vereinigte. Acht Tage nach dem Erscheinen seiner „Souvenirs et paysages d'Orient“ brach die Revolution von 1848 aus. Du Camp zog die Uniform des Nationalgardisten an und wohnte allen militärischen Ereignissen mit Gewehr und Notizbuch in der Hand bei. Vor der großen Barrikade des Faubourg Poissonnière gefährlich verwundet, wurde er vom General Cavaignac eigenhändig decorirt. In Folge seiner auf eigene Kosten unternommenen diplomatischen und wissenschaftlichen zweiten Orientreise rundete sich sein Ritterbändchen der Ehrenlegion zur Offiziersrosette. 1851 gründete er mit seinem Jugendfreunde Louis de Cormenin die „Revue de Paris“, die aber nach Orsinis Attentat vom Kaiserreich unterdrückt wurde. Nach einer Kunstreise durch Italien und Holland schrieb er die Geschichte des Höllenmaschinen-Attentats, das dramatisch belebte „Nachgelassene Buch oder Memoiren eines Selbstmörders“, einen zweiten, ebenfalls von Byron'schem Weltschmerz angekränkelten Roman „Forces perdues“ und einen Band Gedichte. Im Vorworte zu diesen „Chants modernes“ findet sich das Manifest einer neuen Schule, welche auf romantischer Grundlage modernen Realismus treiben wollte, und das in diesen Tagen oft citirte Anathem wider die französische Akademie, „die keine Existenzberechtigung mehr hat und als literaturfeindliches Corps unterdrückt werden muß“. Nicht minder interessant ist in demselben Buche ein Selbstporträt in Versen, welches uns das fahrige Wesen dieses Schriftstellers erklärt, dessen Individualität etwas Kriegerisches hat, wie sein Name, und der immer gegen die Vorurtheile und Lächerlichkeiten Uncultivirter oder gegen Reactionäre und Revolutionäre mit Büchse und Feder scharmützeln muß.

> Je suis né voyageur, je suis actif et maigre,
> J'ai peur de m'arrêter, c'est l'instinct de ma vie! . .
> Et par aucun soleil mon œil n'est altéré.

Diese nervöse Unruhe ließ ihn 1860 sogar das rothe Garibaldinerhemd anziehen und die Expedition nach Sicilien mitmachen. Sei es nun als Combattant, wie er behauptet, oder als Reporter, wie Oberst Bordone unlängst erklärt hat, so ist es doch sicher, daß er aus diesem Feldzuge statt der vielleicht geträumten Lorbeeren blos ein lesenswerthes Buch und jene „Blumen des Krieges“ heimbrachte, von denen der tropenreiche Michelet in einem Kapitel über die Rheumatismen spricht. In jene Zeit fällt auch sein Abfall von der Demokratie, der übrigens jedem aufmerksamen Leser seiner lange zuvor erschienenen „Erinnerungen an 1848“, wo er seinen Abscheu vor den Excessen des in seiner Wuth ebenso gräßlichen als grotesken Pöbels zum Ausdruck brachte, nicht ganz unerwartet kommen mußte.

Diesen Uebergang von der äußersten Linken zur bonapartistischen Rechten hat er niemals, auch nicht durch den bekannten Ausspruch des ähnlich bekehrten Alfieri motivirt: „Ich wechselte meine Gesinnung, weil ich zuerst die Großen gesehen hatte. Jetzt kenne ich die Kleinen! . . .“ Jedenfalls war Du Camp, der an der Zukunft der Republik verzweifelte, ein schlechter Prophet. Das Kaiserreich in extremis nahm ihn für den letzten Senatorenschub in Aussicht, aber die Katastrophe von Sedan setzte seiner kaum begonnenen politischen Laufbahn ein jähes Ziel. Und das war eigentlich ein Glück, denn auf diese Weise konnte er in Ruhe das große Werk vollenden, welches er unterm autoritären Kaiserreich begonnen und unter dessen liberaler Aera fortgesetzt hatte, und dessen Plan eines Tages beim Standbilde Heinrichs IV. auf dem Pont Neuf entstanden war.

„Ich bewunderte dort,“ erzählt er im Vorworte, „das großartige Schauspiel, das sich vor meinen Blicken entrollte. Ich sah die Holzschiffe auf der Seine dahingleiten, hörte das dumpfe Rollen der Omnibusse, die das Pflaster erschütterten, entdeckte einen Zellenwagen, der ins Gefängniß der Conciergerie fuhr, betrachtete die Rauchsäule auf den Schornsteinen der Münze, und verfolgte mit den Augen die schweren Lastwagen, die aus den Markthallen kamen, indessen ich, gestreift von Stadtsergeanten und Briefträgern, im Gewühle der Menschenmenge und mitten im monotonen Grollen einer thätigen Weltstadt stand. Da fragte ich mich, wieso dieses Volk leben könne, durch welche Wunder der Vorsehung man seinen Bedürfnissen, Forderungen und Launen entgegenkomme und wie viel unbekannte Diener sich bemühen, es zu beobachten, es zu leiten, ihm zu helfen, jede Gefahr von ihm abzuwenden und sein Leben zu sichern, ohne daß es diese stille Fürsorge auch nur bemerke.“ Auf solche Art entstand sein fünfbändiges Werk: „Paris, seine Organe, seine Functionen und sein Leben“, das in jeder Beziehung hoch über Merciers merkwürdigem „Tableau de Paris“ steht, woraus uns die vorrevolutionäre Hauptstadt Frankreichs in so lebendiger Weise entgegentritt. Künftige Generationen erhalten hier eine exacte und anschauliche Schilderung der modernen Weltstadt, ein Bild der Civilisation in ihrem großartigsten und schönsten Laboratorium, die wahren Mysterien von Paris. Es ist das Ergebniß zehnjähriger Studien, die den unermüdlichen Notizler auf Kosten seiner Gesundheit und mit Gefahr seines Lebens in alle Winkel dieser gewaltigen Organisation führten: er arbeitete mit den Beamten der Präfectur und der Morgue, prüfte die Register der Post- und Telegraphenbüreaus, setzte sich neben die Richter, ließ sich in den verrufenen Carrières d'Amérique arretiren, wohnte den Razzien in Spielhöllen und andern Lasterhäusern bei und begleitete die Verbrecher bis zu den Stufen des Schafotts. An eine kurzgefaßte Geschichte der Stadt knüpfen sich ebenso gründliche als fesselnde Abhandlungen über Post, Telegraphie und Eisenbahnen, über die öffentlichen Fuhrwerke und die Seineschifffahrt, über die ungeheure und doch einfache Alimentation, wobei die Schlachthäuser, Centralhallen, Viehmärkte, der Straßenverkauf und die Kornkammern Revue passiren. Das Kapitel über den Tabak gibt dem Autor Gelegenheit, sich über das Monopol und die Cigarrenfabrikation auszulassen, und nachdem er uns die Bank von Frankreich und die übrigen Creditinstitute und ihre Operationsweise gezeigt, führt er uns in die Münze, wo die einzig wahrhafte Autorität unsres Jahrhunderts geschaffen und in Cours gesetzt wird. Von da bis zu den Opfern des Elends und des Verbrechens ist nur ein Schritt. Er macht uns mit der Organisation der Polizei vertraut, die Gerichtshöfe functioniren, die Gefängnisse erschließen sich, und schon blinkt das dreieckige Beil der Guillotine. Prostitution und Bettel folgen, aber auch die Werke der Wohlthat: Findelhäuser, Greisenasyle, Spitäler, Blinden- und Irreninstitute, lernen wir kennen, wobei als Ideal der letzteren die badische Musteranstalt von Illenau bei Achern geschildert und empfohlen wird. Nach einer Darlegung des öffentlichen Unterrichts und Vermögens gehen wir zur Wasserversorgung, Beleuchtung und zum Civilstandesamt über. Einer Darstellung des großartigen Kloakennetzes folgt eine Abhandlung über die Kirchhöfe und die Nebenorgane, zum Beispiel die Theater, deren Mercier in seinem „Traum der Träume“ für das Jahr 2440 vier prophezeit, während schon das heutige Paris über dreißig Bühnen besitzt; dann folgt die Welt der Journale und Bücher (Bibliotheken) und endlich eine Physiologie des Pariser Volkes, wie sie erschöpfender und treffender noch nicht gegeben worden ist. Der Fleiß, die Sparsamkeit und der Familiensinn des Parisers, dieses seltsamen Gemisches von revolutionärem Geiste und Servilismus, werden besonders hervorgehoben, aber seine schlechten Eigenschaften darob nicht vergessen: seine Ungeduld, Widerspenstigkeit, seine Inconsequenz und sein Mangel an Respect vor Gesetz und Regierung, während er doch mit Vergnügen von ihren Wohlthaten Gebrauch macht. Du Camp zeigt uns auch, wie selten die wahre Ehrlichkeit ist, und behauptet, daß die Hälfte der Pariser Bevölkerung aus Dieben bestehe. Da er die Handeltreibenden principiell darunter rechnet und auch jene probité courante verdammt, von der Emile Augier einmal spricht, so könnte er füglich fast ganz Paris der Schelmenzunft zutheilen. Damit steht nun freilich sein fast Victor Hugo'scher Hymnus über die Leuchte der Welt, die Centralsonne der Civilisation,

die Ville-lumière in schreiendem Widerspruche. Man kann hierbei gegen seine echt französische Auffassung, als ob ohne Paris die Welt in Finsterniß und Barbarei verkommen würde, nichl energisch genug protestiren. Allerdings ist die Seinestadt ein Centrum der Cultur, aber an geistiger Productivität kann sie unmöglich, wie Du Camp es thut, neben Athen gestellt werden, mit dessen Hinsinken die civilisatorische Arbeit wieder von Anfang an beginnen mußte. Der französische Geist, der namentlich als tonangebender Vulgarisator für die Menschheit eine große Bedeutung hat, ist keineswegs von so schöpferischer und souveräner Macht, als sich die Wälschen einreden. Auch nicht Eine der weltumgestaltenden Erfindungen oder Entdeckungen stammt von Paris, und dessen größte That, die Revolution, wäre ohne die vorausgegangene geisterbefreiende Reformation und dem aus England importirten Parlamentarismus unmöglich gewesen. Die moderne Philosophie kommt aus Königsberg und Berlin, die Blüthe der Musik erschloß sich in Wien, und dem kleinen Weimar entströmte eine solche Lichtwelle von Schönheit, daß manche vermeintliche Centralsonne davor erblaßl.

Abgesehen von derlei nationalen Velleitäten urtheilt Du Camp in seinem Schlußkapitel, das freilich unterm frischen Eindruck der Commune geschrieben wurde, grade so pessimistisch wie Fürst Schwarzenberg, welcher Paris den Krebsschaden Frankreichs nannte, der alle Kräfte des Landes aufsaugt, Alles absorbirt, assimilirt, und dessen Riesenkopf in keinem Verhältnisse zum Rumpfe steht. Auch er ist der Meinung von Taine und Renan, daß das revolutionäre Paris Frankreich zu Grunde richten werde. Wohl stecke hinter der Stadt der Prostituirten, Spieler, Säufer, Stutzer und Dummköpfe ein großes moralisches und fleißiges Paris der Pariser, aber die Einwanderung aus der Provinz und dem Auslande habe den Autochthonen, der nichts von Politik wissen wolle, schon längst verdrängt. Und nun der traurige Blick in die Zukunft!

Der Bürgerkrieg wird Paris zu Grunde richten, meint Du Camp. Die Zerstörung von Paris ist ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Der erste Act war der Juniaufstand von 1848, wo bereits die Schwefeläthersprize Tod und Verderben spie. Der zweite Act heißt die Commune, wo das Petroleum dem Feinde die Feuersbrunst entgegensetzte. Im dritten und letzten Acte wird die große Phalanx der Vagabunden, schlechten Arbeiter, Trunkenbolde und die gesammte rothe Legion ganze Quartiere in die Luft sprengen.

„Die Gefahr, die Paris auch in latentem Zustand einem brütendem Vulkane vergleichbar macht, besteht in Wirklichkeit. Der Bürgerkrieg isl in dieser Beziehung viel mehr zu fürchten als der Krieg gegen den Fremden oder irgend eine ausländische Verwickelung. Städle können dem Erdboden gleich gemacht werden, wenn ein Sturmangriff sie bezwungen hal, aber welche feindliche Armee wäre unverständig genug, ein solches Abenteuer gegen unsere Mauern zu versuchen? Sollte uns eine düstere Zukunft eine zweite Belagerung vorbehalten, so wird Paris entweder die feindlichen Linien durchbrechen, den Truppen in der Provinz die Hand reichen und sich befreien, oder aber in seinen Bemühungen Schiffbruch erleiden und, eingeschlossen und vielleicht durch Convulsionen in seinen Eingeweiden gequält, die finstere Stunde des Hungers erwarten, die sie schon einmal schlagen hörte. Je volksreicher die Festungsplätze, um so schwieriger ist ihre Vertheidigung: die Hungersnoth vollbringt ihr Werk schneller als die Strategie. Zwei Millionen Bewohner sind eine Ursache der Schwächung, welcher kein Heroismus widerstehen kann. Ist der Feind in Folge vereinbarter Capitulation Sieger, so wird er diese Stadt respectiren, deren auch verminderter Glanz ihn noch immer in Erstaunen setzt. Paris wird nicht getödtel, es wird sich selbst umbringen."

Schon hieraus ließ sich erkennen, in welchem Sinne sein nächstes Buch: „Les convulsions de Paris", das sich die Commune, diese Spottgeburt aus Dreck und Feuer, zum Vorwurf setzte, geschrieben sein würde. Der Verfasser hatte den Verlauf der Ereignisse im Auslande — auf seiner Besitzung bei Baden-Baden — abgewartet. Man denke sich seinen Schmerz, als er in seinem geliebten Paris, das Keiner besser gekannl und geschildert hat, die noch rauchenden Trümmerhaufen fand, die Zeugen des blutig unlerdrückten Bürgerkrieges. Die Entrüstung macht ihn zum Geschichtschreiber, und das erklärt die Mängel des Buches. An die Stelle historischer Objectivität tritt nur allzu oft die herzlose Härte der Parteischrift, die pamphletarische Leidenschaftlichkeit. Er denkt sich nicht genug in den damaligen Zustand der Geister hinein und sieht nur die Wirkungen, nicht aber die Ursachen. Er vergißt die Leiden der fünfmonatlichen Belagerung, die Unzufriedenheit der bewaffneten Bevölkerung, die sich gegen den Feind schlagen wollte und nicht durfte, die schmerzliche Enttäuschung der Capitulation, die Drohung, den Sold der Nationalgarde nicht auszubezohlen, was 400,000 Arbeiter brodlos gemachl hätte, und den gerechten Argwohn der Pariser gegenüber der reactionären Majorität der Nationalversammlung von Bordeaux. Er verschweigt auch, daß die Wuth der strafenden Versailler die Niedermetzelung der Geiseln an Grausamkeit zum mindesten aufwog.

Seine Quellen sammelte Du Camp in ähnlicher Weise wie zu seinem Buche über Fieschis Attentat. Durch Schlauheil und pecuniäre Opfer setzte er sich in Besitz einer Menge von wichtigen Documenten. Nebenbei schöpfte er aus den Verhöracten und Protokollen der rothhosigen Richter, die nach dem Ausspruche ihres Präsidenten „blos mit ihrem gesunden Menschenverstande" urtheilten. Man wirft ihm von radicaler Seite freilich vor, daß er die Geschichte der Besiegten nur nach den Berichten der Sieger geschrieben habe, ohne die Aussagen der Entlastungszeugen und Angeklagten zu berücksichtigen, und daß er ohne alle Kritik die Denuniciationen von Männern acceptirte, die sich entweder für die ausgestandene Furcht oder an ihren Vorgesetzten rächen wollten, oder aber ganz einfach aus Geldgier falsche Zeugnisse fabricirten.

Auf alle diese Anschuldigungen erwidert Du Camp mit Cicero: Ne quid veri tacere non audeat, und erwartet die objectiv prüfende Kritik einer spätern Zeit. Er ließ sechs Exemplare seines Buches mit Schreibpapier durchschießen, wobei fortwährend auf die Originalbelege verwiesen wird, die an sicherer Stelle in London aufbewahrt sind. Die Radicalen haben bis heute keines seiner hauptsächlichsten Documente schlagend zu widerlegen vermocht, und die wenigen erwiesenen Irrthümer hat der Autor bereits in spätern Auflagen verbessert. Das Traurigste ist, daß das Werk zum Theil noch während der Thätigkeit der Kriegsgerichte und vor der Amnestie erschien und vielfach als Anklageschrift benützt wurde. Dadurch erwarb sich Du Camp den Namen eines Denuncianten. Wäre es nicht edler gewesen, die Veröffentlichung seines wichtigen Quellenwerkes für eine kritikvollere Geschichte der Commune auf spätere Zeit zu verschieden? Allerdings würde er in diesem Falle schwerlich in die Akademie gewählt worden sein.

Du Camp ist weder Historiker noch Romandichter, sondern Feuilletonist, und als solcher ohne Zweifel einer der besten des gegenwärtigen Frankreich. Sein brillanter, etwas kalter Stil liest sich leicht und angenehm und sprudelt von feinen und geistreichen Bemerkungen über. Philosophische Excurse sind seine Sache nicht, um so besser hantirt er das feuilletonistische Rüstzeug: das Porträt, die Anekdote und das, was die Franzosen le trait nennen: die bald geistreiche, bald blos pittoreske Pointe, die sich jedesmal von selbst dort einstellt, wo die Darstellung ihre Prägnanz einzubüßen oder in doctrinärem Sande zu verlaufen droht. Sogar die öde Zahlenwelt der Statistik belebt sich bei Du Camp feuilletonistisch. Manchmal erhebl sich die Schilderung fast zu epischer Höhe. Ich verweise nur auf die Beschreibung einer Messe im Gefängnisse von Mazas, oder einer Hinrichtung in seinem Buche über Paris, oder auf das Ende von Delescluze und Raoul Rigault in den „Convulsionen". Angesichts solcher und andrer Meisterstücke der Darstellung muß man freilich zugeben, daß Maxime Du Camp mehr werth ist, denn nur als reactionäre Vogelscheuche mit dem akademischen Palmenfracke bekleidet zu werden.

Theophil Zolling.

Ein kleinstädtischer Club.

Von Alphonse Daudet.

Ich war bei meinen Freunden in Südfrankreich auf Besuch. Nach dem Essen zeigten mir die guten Leute unter den Sehenswürdigkeiten auch ihren Club. Er unterschied sich in nichts von andern kleinstädtischen Gesellschaftshäusern: vier in einander gehende Zimmer im ersten Stock eines alten herrschaftlichen Gebäudes mit der Aussicht auf die öffentlichen Anlagen, halb blinde große Spiegel, am Boden nackte Steinplatten, und da und dort auf dem Kaminbord, wo die Pariser Zeitungen der vorhergehenden Tage lagen, massive Lampen von Bronze, die einzigen der Stadt, die nicht Schlag neun Uhr gelöscht wurden. Als ich eintrat, gab es noch wenige Besucher. Einige alte Herren schnarchten, die Nase auf ihr Journal gesenkt, oder spielten still und ruhig eine Partie Whist, und unter dem grünen Scheine der Lichtschirme hatten die zusammengesteckten Kahlköpfe und die in einem Körbchen von Plüsch aufgehäuften Spielmarken ganz denselben matten, polirten Ton von altem Elfenbein. Draußen auf dem Platze wurde der Zapfenstreich geschlagen, und man hörte den Schritt der Spaziergänger, welche die abschüssigen Straßen dieser Bergstadt empor und nach Hause gingen.

Als ein Paar letzte Schläge mit den Thürklopfern die tiefe Stille unterbrochen, stiegen die jungen Herren, nachdem sie das mit ihrer Familie eingenommene Mahl und den gemeinsamen Spaziergang überstanden, lärmend die Treppe des Cercles empor. Einige zwanzig Gebirgsbewohner mit frischen Handschuhen, kühn ausgeschweiften Cylinderhüten und zurückgeschlagenen Hemdekragen traten herein und ihre schüchtern à la russe frisirten Haare machten sie Alle, komisch genug, großen und grob bemalten Puppen ähnlich. Es schien mir, als würde da vor mir ein sehr Pariserisches Stück aus der Feder von Meilhac und Halévy oder Dumas fils von kleinstädtischen Liebhabern aufgeführt. All die blasirten, gelangweilten, angeekelten Airs der Pariser Stutzer fand ich hier, zweihundert Meilen von der Hauptstadt wieder, wenn auch carrikirt durch die Ungeschicklichkeit der Acteurs. Es war recht possierlich, wie sich diese urwüchsigen Bursche mit schläfrigen Mienen begrüßten: „Comment va, mon bon?“ wie sie sich in niedergeschlagener Haltung auf den Sophas ausstreckten, vor den Spiegeln sich räkelten und mit dem echtesten Accente sagten: „C'est infect … c'est crevant!“

Ich frug mich schon, auf welche Art diese Pariser Abgeschmacktheiten sich wohl in die frische und gesunde Bergluft verirren und hier einwurzeln konnten, als ich das hübsche, bleiche und ringsum frisirte Gesicht des jungen Herzogs von M*** sah. Dieses Mitglied des Jockeyclubs, des Rowingclubs und anderer gelehrten Pariser Gesellschaften hatte sich durch seine tollen Streiche auf den Bouvelards berühmt gemacht und binnen weniger Monate der vorletzten Million seiner väterlichen Hinterlassenschaft in süßem Jubel entledigt. In Folge dessen fand es sein mit Schrecken erfüllter Vormund für gerathen, ihn hierher in diesen verlorenen Erdwinkel der Cevennen zu schicken. Jetzt verstand ich die blasirten Mienen, die ausgeschnittenen Westen, den anspruchsvollen Jargon dieser Jünglinge, denn ihr Modell stand ja vor meinen Augen.

Kaum eingetreten, wurde der Herr vom Jockeyclub umringt und gefeiert. Man wiederholte seine Worte, ahmte seine Gesten nach und copirte seine Stellungen, so daß diese blasse, apathische, krankhafte, aber trotz alledem vornehme Geckenfigur wie im Reflex roher, bäurischer Spiegel erschien, die seine Züge verzerrt wiedergaben.

Der kleine Herzog sprach an jenem Abend, ohne Zweifel mir zu Liebe, sehr viel, wenn auch mit ebenso großer Geringschätzung als Unkenntniß, über Theater und Literatur, indem er die berühmten Autoren duzte, die Meisterwerke hechelte und Emile Augier „ce M'sieu!“ und Dumas fils „le petit Dumas“ nannte. Er hatte über Alles und Jegliches recht nebelhafte Ansichten, die sich in nicht zu Ende gesprochene Phrasen kleideten, wo machine, chose, machin und andere „Dingsda“ die Worte, die er nicht finden konnte und die drei Punkte ersetzen sollten, deren sich dramatische Autoren, die nicht zu schreiben verstehen, so gerne bedienen. Kurz, dieser Gentleman hatte sich nie die Mühe genommen, über etwas nachzudenken, aber er war mit vielen Menschen in Berührung gekommen und hatte von einem Jeden gewisse Eindrücke und Ansichten obenhin im Kopfe behalten, welche jetzt ein Stück von ihm waren, wie die gebrannten Locken, die seine delikate Stirne umschatteten. Was er aber gründlich kannte, das war die Wissenschaft der Wappen und Orden, der Livreen, der galanten Dämchen, der wettrennenden Pferde, und in dieser Beziehung waren die jungen Provinzler fast ebenso gelehrt als er selbst geworden.

Der Abend verging unter dem Geschwätz dieses melancholischen Stallmeisters. Gegen zehn Uhr, als die alten Herren nach Hause gegangen, setzten sich die jungen um die verlassenen Spieltische zu einer Partie Baccarat. Seit der Ankunft des Edelmanns war es so Brauch geworden. Ich hatte mich im Dunkel auf eine Ecke des Sophas gesetzt, und von dort aus konnte ich alle Spieler unter dem gedämpften, abwärtsfallenden Scheine der Hängelampen beobachten. Der Herzog thronte in der Mitte des Tisches und hielt die Karten mit stolzer, gleichgültiger Miene und vollkommener Grazie, unbekümmert um Verlust oder Gewinn. Dieser ausgebeutelte Spieler war noch der Reichste von der gesammten Bande. Er hatte ja schon ganz andere Partien überstanden. Aber welchen Heldenmuth mußten sie, die armen Kleinen, aufbieten, um gleichgültig zu bleiben! Je hitziger das Spiel wurde, um so gespannter studirte ich den Ausdruck der Gesichter, das nervöse Zucken der Mundwinkel, die Todtenblässe, das Zusammenschauern, das plötzliche Ausbrechen einer Thräne und die großen ungeschlachten Finger, die sich aufgeregt über den Karten krümmten. Die Verlierenden verbargen ihre Bewegung hinter den Ausrufen: „Je m'emballe … je m'embête!“ aber diese Pariser Interjectionen hatten in dem bezeichnenden und unerbittlichen Accent des Südfranzosen nicht mehr den aristokratisch gleichgültigen Ausdruck, wie auf den Lippen des kleinen Herzogs.

Unter den Spielern interessirte mich namentlich Einer: ein großer, sehr junger, allzuschnell aufgeschossener Bursch mit einem gutmüthigen, dicken, bärtigen Kindskopf. Naiv, uncultivirt, primitiv, trotz der Demidoff-Frisur, ließ er all seine Eindrücke auf seinem Gesichte, wie in einem offenen Buche, lesen. Er verlor an Einem fort. Zwei- oder dreimal erhob er sich vom Tische, ging eilig hinaus und kehrte dann nach einigen Minuten ganz athemlos und bleich an seinen Platz zurück. „Du, mein Bursche,“ sagte ich zu mir selbst, „hast soeben Deiner Mutter oder Deinen Schwestern eine Geschichte vorgeschwindelt, um Geld zu bekommen.“ Thatsache ist, daß der lange Kerl jedesmal mit vollen Taschen wieder erschien und sich mit neuer Wuth aufs Spiel verlegte. Aber das Glück verfolgte ihn stets hartnäckiger. Er verlor und verlor immerfort. Ich fühlte sein Zucken und Beben mit. Er hatte nicht einmal mehr die Kraft, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und bei jeder fallenden Karte versenkten sich seine Fingernägel in den grünen Teppich. Es war zum Erbarmen.

Ermüdet von meiner Reise und gleichsam hypnotisirt von der langweiligen und trägen Provinzatmosphäre, sah ich nach und nach den Spieltisch nur noch wie eine unbestimmte, verwischte Lichterscheinung und schlummerte endlich über dem leisen Geräusche der Stimmen und Karten ein. Ich wurde plötzlich durch heftige Worte, die laut durch den leeren Saal tönten, aufgeweckt. Alle waren fortgegangen. Es blieb nur noch das Mitglied des Jockeyclubs und der dicke Junge zurück, Beide noch immer über den Tisch geneigt und spielend. Die Partie war ernsthaft, ein Ecarté von zehn Louisd'or. Ich erkannte an der Verzweiflung, die das gute dicke Bulldoggengesicht des Gebirgssohnes austrieb, daß er noch immer verlor. „Meine Revanche!“ schrie er wüthend von Zeit zu Zeit. Der Andere, immer ruhig, hielt ihm die Stange, und bei jedem neuen Stiche schien ein böses, verächtliches Lächeln kaum sichtbar seine

aristokratische Lippe zu kräuseln. Ich hörte ein lautes: „Trumpf!“ dann einen heftigen Faustschlag auf den Tisch. Der Unglückliche hatte Alles verspielt.

Einen Augenblick blieb er wie niedergedonnert und starrte lautlos die Karten an. Der Rock war verschoben, der Kragen aufgeschlagen, sein Hemd zerknittert und naß, als ob er sich geprügelt hätte. Dann, als er den Herzog die auf dem Tischtuch zerstreut liegenden Goldstücke zusammenraffen sah, schoß er plötzlich mit einem schrecklichen Schrei empor. „Mein Geld, am Gotteswillen!“ rief er, „ich will mein Geld!“ Und gleich darauf fing das große Kind zu schluchzen und zu flehen an. „Geben Sie's mir! Geben Sie's mir wieder!“

O ich schwöre, daß er den lispelnden Stutzerjargon mit Einem Male vergessen hatte! Seine natürliche Stimme war ihm wiedergegeben, und sie klang herzzerreißend wie diejenige von sehr starken Männern, bei denen die Thränen selten hervorbrechen und einen wahren Schmerz verursachen.

Sein immer kalter und ironischer Spielgenosse sah ihn ohne eine Miene zu verziehen an und mischte die Karten. Der Unselige aber warf sich vor ihm nieder und kniete auf den mit Speichel und Cigarrenstummeln beschmutzten Fliesen nieder und sagte leise, mit bebender Stimme: „Dies Geld ist nicht mein ... Ich habe es genommen ... bei uns, im Geschäft ... Mein Vater hat es mir gelassen, um morgen einen Wechsel zu bezahlen ...“ Seine Schande erstickte seine Stimme. Er konnte nichts weiter sagen.

Beim ersten Worte von gestohlenem Geld, zog der Herzog seinen Stuhl zurück und erhob sich lebhaft. Eine kleine Erregtheit röthete seine fahlen Wangen. Sein Gesicht nahm einen stolzen Ausdruck an, der ihm gut stand. Mit brüsker Geste leerte er seine Taschen auf den Tisch, dann ließ auch er für einen Augenblick seine häßliche Stutzermaske fallen und sagte geradezu und ein wenig gerührt:

„Nimm's doch wieder, verfluchter Dummkopf! ... Glaubst Du denn, daß ich im Ernste gespielt?!“ —

Ich hätte ihn umarmen mögen, diesen Zierbengel!

Aus der Hauptstadt.

Wiedereröffnung des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters: „Der Gascogner“ von Suppé, Text von Genée und Zell nach einem Romane von Eugen Sue. Schluß der Italienischen Oper im Skating-Rink.

Die neue Direction des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters — das bekanntlich von Herrn L'Arronge gekauft und weiter verpachtet wurde — hat am 24. September den Beweis gegeben, wie sie Alles aufbietet, um die Gunst des Publicums zu verdienen und zu erlangen. Sie hat die neueste Operette des beliebtesten Componisten der Gattung erworben, neben den bewährtesten Mitgliedern der letztverflossenen Theaterperiode neue sehr gute Kräfte gewonnen, der Ausstattung nach allen Seiten hin die größte Aufmerksamkeit gewidmet und noch als „great attraction“ den Componisten zur Reise nach Berlin und persönlichen Einführung seines Werkes bewogen. Von ihrer Seite ist also Alles geschehen, um ihre Thätigkeit mit vollem Glanze zu eröffnen, und es läßt sich mit Bestimmtheit sagen, das Publicum hat dies einstimmig und gern anerkannt. Eine andere Frage ist die von dem Erfolge der neuen „Operette“. Hier kann auch der freundlichst gesinnte Bericht nur von einem getheilten sprechen; und der größere Theil lag nicht in der günstigeren Wagschale. Es soll übrigens gleich hier bemerkt werden, daß die Musik einige Nummern bot, welche Zeugniß geben von dem bedeutenden Talente des Componisten für die leichtere dramatische Gattung, und verdienten lebhaften Beifall erregten.

Das Textbuch ist nicht besser und nicht schlechter als die meisten Erzeugnisse dieses Dichtungszweiges, bietet einige recht unterhaltende Scenen, noch mehr wenig interessante und einige, die bedeutend gekürzt, wo nicht ganz entfernt werden müssen, wie z. B. die Geistererscheinungen am Ende des zweiten Actes, die, wenn wir das höflichste Wort anwenden, als ganz verfehlte zu bezeichnen sind. Es war überhaupt eine sonderbare Idee der Dichter, den Herzog von Monmouth und seine Zeit als Stoff einer Operette zu wählen. Man könnte einwenden, daß Boccaccio ja auch eine fremde, einer lang vergangenen Zeit angehörige Persönlichkeit sei. Gewiß! Aber wer kennt nicht Boccaccio, den Dichter, wer weiß nicht, daß er ein großer Gelehrter und der lustigste Erzähler seiner Zeit gewesen? Wer dagegen überhaupt aus der Zeit der Schulgeschichts-Studien sich noch an den Herzog von Monmouth erinnert, der weiß nur, daß er ein Sohn des Königs Karl II. war, gegen seinen Onkel Jacob II. eine Empörung anstiftete, von diesem heuchlerische persönliche Zusage der Begnadigung erhielt, aber dennoch gleich darauf enthauptet wurde, und daß mit seiner Hinrichtung jene schreckliche Periode des Blutrichters Jeffrey begann, die noch heute im Munde des englischen Volkes als „bloody circuits“ bekannt ist. Daß Eugen Sue diesen Mann als Helden eines komischen Romans darstellte, war uns unbekannt; wir glauben, daß die Textdichter, wenn sie schon so weit in der Geschichte zurück griffen, um Stoff zu finden, einen solchen und viel bessern in den „Drei Musketieren“ und „Zwanzig Jahre später“ von Alexander Dumas finden konnten, Thatsachen, Namen und Personen, die dem Theaterpublicum ganz bekannt sind und immer einiges Interesse erregen werden.

Doch genug vom Texte, wenden wir uns zur Musik! Im ersten Act ist die kleine Arie des als Karaiben verkleideten Herzog von Monmouth amüsant, auch die Ariette des „Gascogner“ Croustillac. Die Arie der Caskarita wäre recht wirksam zu nennen, wenn nicht der Chorrefrain „flieht“, „flieht“ zu sehr an das „Diavolo“, „Diavolo“ Aubers erinnerte. Der zweite Act enthält zwei sehr gute Nummern: die Romanze des Herzogs und ein charmantes Duett des Gascogners mit der Herzogin. Leider wird der gute Eindruck dieser beiden Stücke durch die darauf folgenden endlosen Längen der Geisterchöre ꝛc. sehr beeinträchtigt. Der dritte Act enthält die wirksamsten Nummern, ein Buffoduett des Gascogners und ein Duett zwischen diesem und der Herzogin. Für den Kenner ist der Anfang der großen Scene mit Chor „Wunderbar ganz und gar“ das interessanteste und bestgearbeitete Stück der ganzen Operette, leider so kurz und von solch wenig bedeutender Weiterentfaltung, daß er vom größeren Publicum ganz unbeachtet bleiben muß. Wie wir schon angedeutet haben, Kürzungen, starke Kürzungen thun Noth, wenn die Operette einen guten, dauernden Erfolg haben soll.

Die Aufführung vermittelte uns die Bekanntschaft der neu gewonnenen Mitglieder Fräulein Meyerhoff, Fräulein Korner und Herrn Szika. Fräulein Meyerhoff ist eine sehr graziöse und musikfeste Darstellerin, ihre Stimme, ein voller Mezzosopran, die im Anfange sehr gut klang, schien uns gegen Ende etwas ermüdet zu sein. Fräulein Korners Organ ist ein wenig scharf, aber sie singt immer rein und bewegt sich mit Leichtigkeit und Sicherheit. Herr Szika ist ein sehr angenehm begabter Schauspieler und Sänger mit einer wohlklingenden Tenorstimme und gutem Vortrage. Die beiden Damen und Herr Szika fanden vielfachen und verdienten Beifall. Auch die guten alten Bekannten Fräulein E. Schmidt, Herr Swoboda und Herr Wellhaff wurden warm begrüßt und oft mit Beifall ausgezeichnet. Die Ausstattung in Decorationen und Anzügen ist ganz vortrefflich, und die ganze Führung des Zusammenspiels zeugt von der geschickten Leitung des nunmehrigen Directors Herrn Fritzsche. Die Aufnahme war eine sehr freundliche, der Componist und der Director wurden mehrmals gerufen, die Darsteller selbstverständlich so oft es nur anging.

Wir haben noch mit einigen Worten der Italienischen Operngesellschaft zu gedenken, die am 22. ihre „stagione“ im Skating-Rink beschloß. Ihre letzten Leistungen waren entschieden die besten, und fanden zahlreichsten Besuch und lebhaftesten Beifall des Publicums, besonders im „Don Pasquale“ von Donizetti und im „Ballo in maschera“ von Verdi. Die erstgenannte komische Oper ist ein überaus frisches, graziöses, melodienreiches und vortrefflich gearbeitetes Werk, das als ein Muster gelten kann, wie mit den einfachsten Mitteln das regste Interesse hervorzurufen und zu erhalten ist. Die Handlung ist in hundert Stücken von Kotzebue und Nachfolgern dagewesen — ein alter gutmüthiger, heirathslustiger Junggeselle, ein verliebter Neffe, ein witziger und gutmüthiger Hausarzt, ein verschmitztes liebenswürdiges Mädchen! Aber wie singt das Alles! wie sprudeln die Melodien überall hervor, und wie fein ist die Instrumentation! Die Haupt- und Titelrolle ward von Herrn Caracciolo gegeben, einem Baßbuffo, der zwar hier und da übertreibt, bei dem aber der Zuschauer und Hörer vor Lachen nicht zum Berechnen der Grenze gelangt. Neben ihm glänzte der Baritonist Herr Brogi, von dem wir

schon einmal gesprochen, und der in dieser Oper und im hochtragischen „Ballo in maschera“ seine vielseitige Meisterschaft zeigte. Er hat eine sehr schöne sympathische Stimme und, wenn er sich mäßigt, einen überwältigend schönen Vortrag. Die zuletzt genannte Verdi'sche Oper, deren Stoff der gleichnamigen von Auber entnommen ist, gab wieder ein Zeugniß von der großen dramatischen Begabung ihres Componisten. Es gibt ja Trivialitäten genug im „Ballo“ — und in welcher modernen italienischen Oper gäbe es deren nicht nach deutschen Begriffen? — aber mitunter treten nach Melodien und mehrstimmige Stücke hervor, die nur ein genialer und alle Mittel mit Geschick und Kraft handhabender dramatischer Musiker geschaffen haben kann. Den Lesern der „Gegenwart“, welche unsere Besprechung mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, brauchen wir unsere deutschen Empfindungen und Anschauungen nicht erst weitläufig darzulegen; und sie werden uns gewiß nicht mißverstehen, wenn wir sagen, daß wir an der reinen Intonation, dem feurigen Ausdrucke und dem vortrefflichen Zusammenspiel der Italiener Freude gehabt haben. Besonders das Zusammenspiel, an dem auch der ausgezeichnete Kapellmeister Bimboni bedeutend mitwirkte, verdient lebendigste Anerkennung. Im „Ballo“ glänzte noch Frau Bizjak als Amalie durch ihre schöne Stimme, die zuletzt nur die große Anstrengung etwas ermüdete, durch ihren vorzüglichen Vortrag und ihr ausgezeichnetes Spiel, und Herr Giannini, von dem allerdings nur die sehr schöne kräftige Tenorstimme zu rühmen ist. Die kleinere Rolle des Pagen ward von Fräulein Bussa, die der Verschworenen von den Herren Gasperini und Limonta musterhaft wiedergegeben. Wenn doch einmal eine klassische deutsche Oper von den deutschen Künstlern mit der Liebe und dem Zusammenwirken gegeben würde, welche diese Italiener für ihre modernen Opern kundgeben!

H. Ehrlich.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

III.

Struys in Weimar besitzt eine seltene Kraft in der Darstellung düsterer Scenen des menschlichen Leidens und Elends. Er bewährt sie hier einmal, gegen seine sonstige Gewohnheit, in dem Bilde einer dem tragischen Schicksale und der quälenden Pein verfallenen geschichtlichen Persönlichkeit, des Königs Christian II. von Dänemark. In Gesellschaft seines Narren im vermauerten Thurm gefangen gehalten, hat er während der Jahre seiner Kerkerhaft den runden Steintisch so oft umwandelt, daß den Fliesen des Bodens die Spur seiner Sohlen, und dem Marmor der Tischplatte die Kreislinie geblieben ist, welche die im Gehen darauf gesetzten Fingerspitzen des Königs ihr eingeprägt haben. Die lebensgroße Gestalt des unglücklichen greisen Fürsten auf dem Struys'schen Bilde drückt in ihrer Bewegung die Situation, der weißbärtige Kopf den Seelenzustand des Gefangenen vorzüglich aus; der Ton des Ganzen ist dem düstern Charakter der Scene gemäß gestimmt, in der Malerei macht sich eine an Rembrandt erinnernde wilde Energie geltend. Das eigenthümlich „Saucige“, um mich dieses schwer zu ersetzenden und zu umschreibenden Atelierausdrucks zu bedienen, in der Farbe beeinträchtigt den Eindruck derselben indeß nicht unwesentlich.

Die Erinnerungen des großen nationalen Krieges treten weiter und weiter zurück. Die deutschen Maler zeigen sich nicht besonders eifrig, dieselben aufzufrischen, indem sie ihrem Volke die Thaten und Scenen desselben in immer neuen Bildern vorführen. Bleibtreu und Kolitz, zwei der berufensten und tüchtigsten unter unsern Schlachtenmalern, sind fast die einzigen, welche das diesmal in bedeutenderen Gemälden gethan haben. Lang in München gesellt sich ihnen mit der Ausstellung einer ganzen Reihe kleiner lebendiger skizzenhafter Bildchen, welche die Hauptergebnisse und Thaten des bayerischen II. Armeecorps anschaulich und mit ehrlicher Wahrheitsliebe schildern, welches der Künstler auf seinem ganzen französischen Kriegszuge begleitet hat. Die Treue der Darstellung in den selbst miterlebten und mit scharfem Auge beobachteten Marsch-, Kampf-, Verfolgungs- und Belagerungsscenen gibt diesen Arbeiten neben ihrem rein künstlerischen noch den sehr zu schätzenden Werth zuverlässiger historischer Documente. — Kolitz wußte in seinem Bilde: „General v. Bose in der Schlacht bei Wörth“ den rechten Charakter des modernen Feuergefechts, des Verhaltens preußischer Offiziere und Mannschaften in demselben, vorzüglich zu treffen. Die gesammte Erscheinung der Scene dieses Angriffs preußischer Infanterie gegen eine heftig vertheidigte Waldlisière, die Gruppirung, die Bewegungen der einzelnen Mitwirkenden, der Pferde wie der Menschen, der Commandirenden, Zuschauenden, Feuernden, Verwundeten, und ebenso die Landschaft im Pulverdampf, mit den vom Kugelsturm gefegten Bäumen und den in Brand geschossenen Gebäuden, ist in überzeugender Wahrheit gegeben. Aber als Bild leidet das Ganze an einer Schwere der Töne und einer Derbheit und Reizlosigkeit der Behandlung, die ihm, trotz jener Vorzüge, verhängnißvoll wird. Bleibtreu malte den Sturm der württembergischen Brigade Starkloff auf Fröschweiler am Tage von Wörth, wobei die Schwaben zum ersten Mal gleichsam Schulter an Schulter mit ihren norddeutschen Volks- und Kampfgenossen, den rheinischen Regimentern des 11. preußischen Corps, kämpften. Man weiß seit 30 Jahren, mit welchem Feuer Bleibtreu derartige Sturmscenen zu schildern weiß. Die eigne Begeisterung des Malers für seinen Gegenstand reißt ihn dabei nicht selten über die Grenzen dessen hinaus, was natürlich möglich ist oder doch wahrscheinlich erscheint: so auch hier in der Darstellung des bergaufwärts Vordringens der württembergischen Sturmcolonnen, deren jugendliche Mannschaften dem Feinde dort oben bei dem brennenden Dorf und dem Siege mehr entgegen fliegen als klimmen. Aber immerhin ist uns in solchen Bildern auch der Ueberschwang des Temperaments willkommener als Lahmheit und Mattigkeit. Ein besonderer Vorzug dieser Schöpfung Bleibtreus ist die von scharfer Beobachtung der Natur zeugende Charakteristik, ebenso der feineren Stammesunterschiede in den Köpfen und Gestalten der Schwaben und Preußen, wie der prononcirteren in denen der gefangenen Franzosen und Araber. — Ein junger Künstler, Schüler Antons von Werner, Röchling aus Saarbrücken, tritt hier zum ersten Mal mit einem Genrebilde aus jenen Kriegstagen an die Oeffentlichkeit: der erste französische Gefangene in Saarbrücken, von preußischen Soldaten gemüthlich harmlos, ohne Bosheit verspottet und gehänselt, während er ingrimmig, verzweifelt vor sich hinstarrend am Tisch des ihm angewiesenen Quartiers sitzt; eine frisch und lebendig entworfene, breit und tüchtig gemalte Scene.

Das geschichtliche Genre ist noch weniger bei uns cultivirt als die eigentliche Historie, wie sehr unsere Künstler andererseits auch die Kostümmalerei oder die Darstellung novellistischer resp. dramatischer Scenen, Gruppen oder Einzelgestalten in den malerischen Trachten und Umgebungen früherer Epochen noch immer bevorzugen. Bockmann, Victor St. Lerche, von Schubert, Nikutowsky, J. Brandt, A. Wagner und Schuch sind als Maler jenes Genres zu nennen.

Die Auffassungs- und Malweise derselben ist von so manchen früheren Ausstellungen her bekannt genug. Anders ist sie nicht geworden. Es wäre überflüssig sie hier von Neuem zu charakterisiren. Das größte Talent und die größte Meisterschaft beweist unter ihnen auch hier wieder J. Brandt, der unter allen in Deutschland lebenden Genossen im Bezug auf Beides überhaupt nur von Wenigen erreicht wird. Sein Bild „türkischer Vorposten von polnischen Reitern überfallen“ ist von einer unvergleichlichen Energie und Leidenschaftlichkeit der Empfindung und Darstellung. Der eine der beiden Polen hat dem Ueberfallenen den Lasso um den Hals geworfen, ihn darauf vom Pferde gerissen und sprengt nun, sich weit vorwerfend, auf seinem Thiere im rasenden Carrière davon, sein halbersticktes Opfer hinter sich über den Boden der Steppe mit fortreißend. Der Kamerad packt das wüthend ansteigende Roß des Türken. Das Momentane, Blitzähnliche und das Furchtbare in der ganzen Handlung ist in packender Wahrheit und Lebendigkeit veranschaulicht, die Farbe von vollendetem Adel und trotz der vielen reichen Lokaltöne voll schöner Harmonie. Einigermaßen verwirrend wirkt die Menge und Mannichfaltigkeit der verschiedensten Waffen-Kostümstücke, welche der geschleifte Türke an sich trägt. Aber trotz derselben hält die Zeichnung der Gestalt Stand, auch bei der genauesten Prüfung. Fast noch vornehmer im Tone bei größerer Ruhe in der Haltung ist Brandts, vom feinsten und gesundesten Naturgefühl beseelte Schilderung eines Haltes russischer Jäger an einer Steppenschenke, deren langbärtiger Wirth den vom kalten Herbststurm durchwehten „Gospodins“ den verlangten Wodki einschenkt. Wie sind diese Männer, diese Pferde und Hunde gezeichnet, diese Novembertag-Stimmung der öden Flachlandschaft wiedergegeben, dieser schneidende Wind, welcher den Rauch der niederen Hütte zu Boden niederdrückt und dahinjagt, den röthlichen Bart des Wirthes, die Ueberröcke der abgesessenen Männer, die Schweife der Pferde, die langen Haare der zitternden Jagdhunde zaust, zur vollen Empfindung des Beschauers gebracht! Dabei in der Malerei, in der Behandlung, dem Vortrage eine

Sicherheit, Freiheit und Selbstverständlichkeit, als ob das gar nicht anders sein könnte, und die einfachste Sache in der Welt wäre.

Nikutowsky („Gebet vor der Schlacht" im polnischen Aufstande von 1863) zeichnet seine Polen mit sehr genauer Kenntniß ihres Wesens und ihrer Erscheinung. Auch Ton und Stimmung der Waldlandschaft in der Morgendämmerungsstunde ist gut getroffen. Daß die körperlichen Gegenstände nicht immer recht rund, plastisch herauskommen, sondern etwas flach wirken, fällt auch an diesem Bilde wie an manchen früheren seines Malers auf. — Schuchs Bilder aus den wilden Zeiten des 30jährigen Kriegs gleichen in ihren guten Qualitäten, welche besonders in den stimmungsvollen Landschaften derselben zu Tage treten, wie in ihren Schwächen den auf anderen Ausstellungen von ihm gesehenen so sehr, daß wir auch in den neuesten zunächst längst bekannte zu sehen meinen. Sein „Kroatenritt" ist übrigens auch in Bezug auf die fliehenden und verfolgenden Reitergruppen eine sehr respectable Leistung. A. Wagners Mazeppa, der, nackt auf das wilde Steppenroß gebunden mit dem gestürzten Thier hülflos in der Erde am Boden liegt, käme in weniger lebensgroßem Format gemalt besser zu seiner Wirkung. Nicht übel im Ton ist die nackte Menschengestalt wie die des braunen Pferdes, doch etwas leer. J. Gehrts nordgermanische „Küstenwächter nach einem Sturm" sich mit den von den Wellen ans Ufer geworfenen Opfern eines Schiffbruchs beschäftigend (an einem jungen blonden Weibe werden Belebungsversuche gemacht) ist mehr als nur Maskenscene, trägt das Charaktergepräge uralter rauher Zeit in seinen Gestalten und frappirt durch die Wahrheit seines Tons in Luft, Strand und Meer.

Zu einem Meister von außerordentlicher Feinheit des Blicks und seltner Kunsttüchtigkeit auf einem ganz besonders von ihm bevorzugten Lieblingsgebiet hat sich der Schwede Holmberg (München) entwickelt. Dies Gebiet ist die Malerei von interessanten, durch nahe Fenster effectvoll beleuchteten Interieurs. Auf den beiden kleineren neuesten Bildern handelt es sich um die Herausarbeitung des Lichteffects, welches durch ein großes, die Hauptfläche des Hintergrundes einnehmendes Fenster in dem davon erhellten davorliegenden Gemach erzeugt wird; auf den todten Gegenständen in demselben wie auf den darin befindlichen menschlichen Gestalten. Diese Aufgabe habe ich nie vollendeter gelöst gesehen als hier. Auf dem einen Bilde ist es eine schöne blonde, junge Dame im weißen Atlaskleide, Schnitt von 1640, die auf hochlehnigem Sessel mit reichem vergoldeten Gestell und scharlachrothen Polstern mit dem Rücken gegen das breite hohe Fenster, in einem Buche lesend, sitzt. Das alterthümliche Gemach zeigt prachtvolle, tief goldig schimmernde gepreßte Ledertapeten an den Wänden, eine schöne alte Truhe am Boden und einen Teppich von köstlich edlem Ton. Durch das Fenster blickt man draußen in eine Gartenlandschaft. Auf dem andern Bilde ist das Fenster aus runden verbleiten Butzenscheiben mit einem Paar eingefügter, farbiger kleiner Glasgemälde zusammengesetzt. Einem jungen blondbärtigen Goldarbeiter leuchtet das durch dieses Fenster einfallende milde und warme Tageslicht bei der eifrigen freudigen Arbeit an seinem Werktisch. Er ciselirt eine goldene Statuette. Andre in der Ausführung begriffne Werke seiner Hand, Prunkgeräthe und Kleinodien stehen umher; mannichfaches Handwerkzeug liegt theils dazwischen, theils ist es hinter dem Künstler an der Wand der Fensternische befestigt. Ueber alle diese Objecte ist jenes durch den Scheibenton leicht gefärbte Tageslicht hingebreitet, sein Spiel, seine directen Wirkungen, seine Schatten und Reflexe aufs Genauste und Kunstvollste der Wirklichkeit abgelauscht und nachgebildet. Bei äußerster Gewissenhaftigkeit der Malweise hat dieselbe doch nichts Gequältes und Mühsames. Man sieht keine Technik, die Dinge sind körperlich wirklich da. Aber man sieht sie doch von einem vornehmen künstlerischen Geist aufgefaßt. Dasselbe gilt von jenem andern Bilde. Der Zauber des Lichtspiels ist hier vielleicht noch größer und, Dank der größeren Pracht der Lokalfarben und der Stoffe, reizender. Der Adel des Tons und — des malerischen Sinnes, wie die Verhüllung der Technik, mittelst deren das schöne Resultat erreicht ward, sind die gleichen. — Carl Sohn der Jüngere bereicherte die Ausstellung durch eine sehr elegant gemalte, liebevoll und mit glänzendem Geschick durchgeführte Novellenscene, die er in ein Patrizierhaus um das Jahr 1600—1620 verlegte: „Beim Nachtisch." Der Maler hat viel von seinem Onkel oder Vetter Wilhelm Sohn profitirt, die Behandlung der Stoffe, der Seide, des Sammets, der Tapeten und Teppiche erinnert direct an die, welche wir auf des letztern Meisters „Consultation beim Advocaten" bewunderten. Auch in einer gewissen Unklarheit oder Räthselhaftigkeit des eigentlichen Inhalts des geschilderten Vorganges gleichen sich beide Gemälde. Aber diese Eigenschaft ist kein Vorwurf. Sie reizt sich immer länger mit der Betrachtung des anziehenden Kunstwerks zu beschäftigen, und diese läßt uns in seiner Farbe, seiner Malerei und seinen graziösen liebenswürdigen Gestalten immer neue erfreuliche Eigenschaften erkennen. — Ehrentrauts kleine Bildchen sind nicht in der Absicht gemalt, ihrem Beschauer derartiges Kopfzerbrechen über das Dargestellte zu verursachen. Einzelne Figurchen, meist im Soldatenkostüme der Mitte des 17. Jahrhunderts, in ruhigem Dasitzen, rauchend, trinkend, Posten stehend, seltener schon Gruppen von solchen, die sich Beschäftigungen der ersteren behaglichen Art hingeben, das sind seine Lieblingsgegenstände, die er auf Täfelchen winzigen Formats mit glücklichem Fleiß und delikatester Durchführung zu wohlgestimmten gefälligen Bildchen gestaltet. Das feinste und edelste im Ton dürfte unter seinen vier diesmal ausgestellten das „Ruhestündchen", der junge auf dem Tisch sitzende Soldat sein. Das reichste an Figurenzahl und Action, das „Fahrendes Volk" betitelte: Gaukler in Callots Manier, die ihre Masken, Bilder und Lieder vor den soldatischen Gästen einer verräucherten Schenke produciren. Die etwas harten Lokaltöne in den Trachten jener Gaukler stören einigermaßen den Schmelz und die Ruhe des Gesammttons.

Bibliographie.

Brandes, Georg. Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. 1. Bd.: Die Emigrantenliteratur. 8. 242 S. Leipzig 1882, Veit & Co.

Eine Groteske. gr. 8. 58 S. Leipzig, Commissionsverlag von Alfred Lorentz. 4. —

W. B. K. Per aspera ad astra. 8. 165 S. Wien 1881, Friedr. Beck.

Richter, Albert. Bilder aus der deutschen Culturgeschichte. 1. Bd. 1. Lfg. 1. Hälfte. 8. 48 S. Leipzig, Friedr. Brandstetter.

Reißmann, Dr. August. Handlexikon der Tonkunst. Vollständig in 17—18 Lieferungen à 0,50 ℳ. 1. Lfg. 8. 32 S. Berlin 1882, Robert Oppenheimer.

Brendicke, Dr. Hans. Genealogien sämmtlicher griechischer Götter und Heroen in 18 Uebersichtstafeln mit Erklärungen zum Handgebrauch für Freunde des klassischen Alterthums insbesondere für Schüler höherer Lehranstalten. Folio. Köthen 1881, Paul Schettler.

Denkmäler der Kunst. Zur Uebersicht des Entwicklungsganges der bildenden Künste von den frühesten Werken bis auf die neueste Zeit. Volksausgabe. 2. vermehrte und verbesserte Aufl. Bearbeitet von Wilhelm Lübke und Carl v. Lützow. Lfg. 4—8. gr. Folio. Stuttgart 1881, Ebner & Seubert.

Baumbach, Dr. jur. Karl. Staatslexikon. Handbuch für jeden Staatsbürger zur Kenntniß des öffentlichen Rechts- und des Staatslebens aller Länder, insbesondere des deutschen Reichs. 8. 639 S. Leipzig 1882, Bibliographisches Institut.

Hanslick, Dr. Eduard. Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. 6. vermehrte und verbesserte Aufl. kl. 8. XIV und 196 S. Leipzig 1881, Joh. Ambr. Barth.

Hackländer, F. W. Ausgewählte Werke. 1. Bd.: Eugen Stillfried. kl. 8. 278 S. Stuttgart, Karl Krabbe.

Wolzogen, Karoline von. Agnes von Lilien. Roman in 2 Bänden. Neu herausgegeben von Ludw. Salomon. 1. u. 2. Bd. kl. 8. XVI u. 184 u. 166 S. Stuttgart 1881, Levy & Müller.

Heppe, Dr. G. Katechismus der Farbwaarenkunde. 8. VI u. 148 S. Leipzig 1881, J. J. Weber.

Pantenius, Theodor Hermann. Das rothe Gold. Ein Roman. 8. 346 S. Hamburg und Mitau 1881, Behre's Verlag.

Turgénjew, Iwan. Stillleben. Faust. Die erste Liebe. Drei Novellen. Autorisirte Ausgabe. 8. 320 S. Ebendaselbst.

— — Eine Unglückliche. Abenteuer des Lieutenants Jergunow. Ein Briefwechsel. Assja. Vier Novellen. Autorisirte Ausgabe. 2. Aufl. 8. 359 S. Ebendaselbst.

Warneck, Dr. F. S. Das Princip der politischen Gleichberechtigung und die modernen Emancipationsfragen. 8. 174 S. Ebendaselbst.

Lilienfeld, Paul von. Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. 5. Theil. X u. 592 S. Ebendaselbst.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

In unserem Verlage erschien soeben:

Der Wandervogel
und andere Geschichten
von
Rudolf Elcho.

13 Bogen elegant brochirt. Preis 1 ℳ

Diese reizenden Novellen des rühmlichst bekannten Autors glauben wir mit Recht angelegentlich empfehlen zu können. Durch die elegante Ausstattung eignet sich das Buch zu kleinen Gelegenheitsgeschenken bestens.

A. Hofmann & Co. in Berlin,
W., Kronenstraße 17.

Verlag von **Adolf Bonz & Co in Stuttgart.**

Soeben ist erschienen:

Philosophie im Umriß von Dr. **Adolph Steudel,** Ober-Tribunal-Procurator a. D. Zweiter Theil: praktische Fragen. Zweite Abtheilung: Kritik der Religion, insbesondere der christlichen. Erstes und zweites Buch. 1060 Seiten. gr. 8. Preis 14 ℳ

Motto: Es werde endlich Licht!

Die Frage nach der Berechtigung der Religion und des von der Kirche getragenen religiösen Glaubens tritt von Tag zu Tag näher an uns heran und fordert daher ihre endliche Erledigung, auf welche Erledigung hinzuarbeiten sonach als eine hauptsächliche Aufgabe der Philosophie erscheinen muß. Es wird jedoch diese hierin nichts Ersprießliches leisten, so lange sie, wie dieses gewöhnlich geschieht, von der Höhe eines aufgebauten philosophischen Systems herab auf spekulativem Wege, oder gar vermöge einer naiven petitio principii gerade vom religiösen Standpunkte aus die Frage lösen will; es ist vielmehr hierzu erforderlich, mit einem von allen Vorurtheilen und Voraussetzungen freien und unbestochenen, lediglich vom reinen und durchschlagenden Interesse der Wahrheit geleiteten Verstand und zwar in objektiver Gründlichkeit auf die Sache selbst einzugehen.

In diesem Sinne hat der Verfasser seine Kritik der Religion geschrieben und es würde ihm zu wahrer Genugthuung gereichen, wenn es ihm gelungen sein sollte, durch das Buch wenigstens zu einem allgemeinen ernstlichen Nachdenken über jene Frage eine Anregung zu geben.

Baedeker: Reisehandbücher.

Herbst-Saison.

Paris und Umgebungen. Mit 11 Karten, 29 Plänen und Grundrissen. 10. Auflage. 1881. ℳ 6.—

Ober-Italien bis Livorno, Florenz und Ravenna, nebst der Insel Corsica und den Reiserouten durch Frankreich, die Schweiz und Oesterreich. Mit 8 Karten und 32 Plänen. 9. Auflage. 1879. ℳ 6.—

Mittel-Italien und **Rom.** Mit 7 Karten, 28 Plänen und einem Panorama von Rom. 6. Auflage. 1880. ℳ 6.—

Unter-Italien und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den Liparischen Inseln, Malta, Sardinien, Tunis und Corfu. Mit 25 Karten und 14 Plänen. 6. Auflage. 1880. ℳ 7.—

Unter-Aegypten bis zum Fayûm und die Sinai-Halbinsel. Mit 16 Karten, 29 Plänen, 7 Ansichten und 76 Textvignetten. 1877. ℳ 16.—

Palästina und Syrien. Mit 18 Karten, 44 Plänen, 1 Panorama von Jerusalem und 8 Ansichten. 2 Auflage. 1880. ℳ 16.—

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von **W. Spemann in Stuttgart.**

Demnächst erscheint:

Reise um die Pariser Welt.

Von Theophil Zolling.

2 Bände. Gebunden 2 Mark.

(Collection Spemann Bd. 10 u. 11.)

Der als geistreicher Essayist wohlbekannte Verfasser bietet hier dem gebildeten Lesepublikum höchst interessante und instruktive Schilderungen aus dem Pariser Leben, wie sie wahrer und schärfer bisher nicht gezeichnet wurden.

Verlag von **J. Guttentag (D. Collin)** in **Berlin und Leipzig.**

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen)

Lehrbücher des Deutschen Reichsrechtes.

1. **Fitting,** Prof. Dr. Hermann, Geh. Justizrath, **der Reichs-Civilproceß.** Fünfte Auflage. Unveränderter Abdruck der vierten, neu bearbeiteten Auflage. 8°. In Leinen gebunden 4 ℳ 50 ₰.
2. **Dochow,** Prof. Dr. Adolf, **der Reichs-Strafprozeß** systematisch dargestellt. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. In Leinen gebunden. 4 ℳ 50 ₰.
3. **Fitting,** Prof. Dr. Hermann, Geh. Justizrath, **das Reichs-Concursrecht und Concursverfahren.** 8°. In Leinen gebunden. 6 ℳ
4. **Gareis,** Prof. Dr. Carl, **das Deutsche Handelsrecht.** Ein kurzgefaßtes Lehrbuch des im Deutschen Reiche geltenden Handels-, Wechsel- und Seerechts. Systematisch dargestellt auf Grund der Deutschen Reichsgesetze, unter Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und der Rechtsprechung, insbesondere der Entscheidungen des Reichsoberhandelsgerichts. 8°. In Leinen gebunden. 7 ℳ
5. **Zorn,** Prof. Dr. Philipp, **das Staatsrecht des Deutschen Reiches.** I. Das Verfassungs- und Militärrecht. 8°. In Leinen gebunden. 6 ℳ
6. (Der zweite Band von **Zorn's Staatsrecht,** welcher das Verwaltungsrecht, das Gerichtsverfassungsrecht, das Finanzrecht, die Rechtsbeziehungen des Reiches zu den auswärtigen Staaten enthält, befindet sich in Vorbereitung und wird noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.)
7. **von Liszt,** Prof. Dr. Franz Eduard, **das Deutsche Reichsstrafrecht** auf Grund des Reichsstrafgesetzbuchs und der übrigen strafrechtlichen Reichsgesetze unter Berücksichtigung der Rechtsprechung des Reichsgerichts systematisch dargestellt. 8°. In Leinen gebunden. 6 ℳ
8. **von Liszt,** Prof. Dr. Franz Eduard, **das Deutsche Reichs-Preßrecht,** unter Berücksichtigung der Literatur und der Rechtsprechung insbesondere des Berliner Obertribunals und des Reichsgerichtes systematisch dargestellt. 8°. In Leinen gebunden. 4 ℳ

Deutsche Reichsgesetze.

Text-Ausgaben mit Anmerkungen; Taschenformat; cartonnirt.

1. **Die Verfassung des Deutschen Reichs** von Dr. L. von Rönne. Dritte vermehrte Auflage. Cartonnirt 80 ₰.
2. **Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich.** Nebst den gebräuchlichsten Reichsstrafgesetzen. Von Dr. H. Rüdorff. Elfte Auflage. Cartonnirt 1 ℳ
3. **Militär-Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich** von Dr. H. Rüdorff, Geh. Ober-Finanzrath. Zweite Auflage bearbeitet von W. L. Solms, Ober-Korps-Auditeur. Cartonnirt 2 ℳ
4. **Allgemeines Deutsches Handelsgesetzbuch** unter Ausschluß des Seerechts nebst Einführungs- und Ergänzungsgesetzen. Von F. Litthauer, Rechtsanwalt und Notar. Vierte Auflage. Cartonnirt 2 ℳ
5. **Allgemeine Deutsche Wechselordnung** von Dr. S. Borchardt, Minister-Resident, Geh. Justizrath rc. Vierte Auflage und **Wechselstempelsteuergesetz nebst Wechselstempeltarif** von Hoyer, Geh. Regierungsrath und Stempelfiskal. Dritte vermehrte und veränderte Auflage, bearbeitet von Gaupp, Regierungsrath und Stempelfiskal. Cartonnirt in Einem Bändchen. 1 ℳ 50 ₰.
6. **Deutsche Gewerbe-Ordnung** nebst den für das Reich erlassenen Zusatzgesetzen und Ausführungsbestimmungen. Von T. Ph. Berger, Regierungsrath. Vierte Auflage. Cartonnirt 1 ℳ 20 ₰.
7. **Die Deutsche Post- und Telegraphen-Gesetzgebung.** Von Dr. P. D. Fischer, Geh. Ober-Postrath. Zweite vermehrte Auflage. Cartonnirt 2 ℳ
8. **Die Gesetze über den Unterstützungswohnsitz,** über Bundes- und Staatsangehörigkeit und Freizügigkeit. Von C. Hahn, Ober-Tribunalsrath. Cartonnirt 1 ℳ 20 ₰.
9. **Sammlung kleinerer Reichsgesetze.** Ergänzung der im J. Guttentag'schen Verlage erschienenen Einzelausgaben deutscher Reichsgesetze. Von F. Litthauer, Rechtsanwalt. Dritte vermehrte Auflage. Ergänzt bis 1880. Cartonnirt 2 ℳ 50 ₰.
10. **Das Reichsbeamtengesetz** vom 31. März 1873 mit dem Gesetze über die Kautionen der Reichsbeamten vom 2. Juni 1869 und den dazu ergangenen Verordnungen. Nebst einer Zusammenstellung der besonderen Vorschriften für einzelne Beamtenklassen. Von O. Genndke, Regierungsassessor. Cartonnirt 1 ℳ
11. **Civilprozeßordnung mit Gerichtsverfassungsgesetz, Einführungsgesetzen, Nebengesetzen und Ergänzungen.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Zweite vermehrte Auflage. Cartonnirt 3 ℳ
12. **Strafprozeßordnung nebst Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich.** Von Dr. A. Dochow, ordentl. Professor in Halle a. d. S. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Cartonnirt 1 ℳ 60 ₰.
13. **Konkursordnung mit Einführungsgesetz, Nebengesetzen und Ergänzungen.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Zweite vermehrte Auflage. 80 ₰.
14. **Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Cartonnirt 60 ₰.
15. **Gerichtskostengesetz. Gebührenordnung für Gerichtsvollzieher. Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige. Mit Kostentabellen.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Cartonnirt 60 ₰.
16. **Rechtsanwaltsordnung für das Deutsche Reich.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Cartonnirt 40 ₰.
17. **Gebührenordnung für Rechtsanwälte.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Cartonnirt 40 ₰.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Ver… …k von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 8. October 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern *M* 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 *Pf* für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt:

Englische und irische Zustände.

Von Karl Blind.

Die verflossene Session des englischen Parlamentes ist in zwiefacher Hinsicht eine außerordentliche gewesen. Sie war, was noch nie vorkam, ausschließlich den irischen Dingen gewidmet; und es ist in ihr, durch den Entschluß des Sprechers, eine tiefgreifende Veränderung der Geschäftsordnung erfolgt, um die Fortführung der parlamentarischen Verhandlungen überhaupt noch möglich zu machen.

Der geradezu eingestandene Plan der Häupter der Liga ging darauf hinaus: die Regierung in Irland an sich zu reißen, und gleichzeitig durch endlose, aller parlamentarischen Gebräuche spottende Skandalmacherei die Reichsvertretung ins Stocken zu bringen. Zu diesem Zweck sahen die Führer der Liga dem Treiben einer in grausen Barbareien sich ergehenden, auch viehverstümmelnden Fehme durch die Finger und predigten bis ins Unterhaus hinein das Recht Irlands zum bewaffneten Aufstand gegen das Reich. Damit kein Zweifel über das schließliche Ziel ihrer Forderung nach sogenannter „Selbstregierung" übrig bleibe, stellten sich die Ligaführer unter die Oberleitung der vaticanistischen Erzbischöfe, ließen den erbärmlichsten Pfaffenschwindel von Wundern des Muttergottesbildes zu Knock u. s. w. in ihren Blättern allwöchentlich breit treten, und bezeichneten sich in einer Zuschrift an Leo XIII. kurzweg als „Kinder des Papstes".

Um solcher hohen Bestrebungen willen sollte sich England, mitten in dem Versuch, die Grundeigenthumsgesetze zu verbessern, seine Volksvertretung zum öffentlichen Gespött machen lassen. Da setzte eines Morgens der Sprecher Brand gewissermaßen den Hut gegen das Häuflein irischer Skandalmacher auf, welche eine für anständige Menschen berechnete Geschäftsordnung lediglich zum Jux vernutzen und ganz England eine Nase drehen wollten. Dies Verfahren des Sprechers, der in gewöhnlichen Zeiten beinahe stumme Figur ist, in großen Nothlagen aber als parlamentarischer Hauptmann anerkannt wird, geschah mit vollkommener Billigung der ungeheueren Masse der liberalen und radicalen Partei inner- und außerhalb von St. Stephens. Man mag die besonderen vom Sprecher getroffenen Bestimmungen in einzelnen Punkten beanstanden können; aber so viel ist gewiß, daß die Dinge nicht mehr wie bisher fortgehen konnten, sollte das Parlament selbst nicht zerfallen. Andererseits waren die Formen der bestehenden Geschäftsordnung ein unüberwindliches Hinderniß der Veränderung der Geschäftsordnung. Da jeder Redner so lange fortsprechen konnte, als er wollte, die Parnell'sche Gruppe aber mittelst vielstündiger Vorlesung von allerlei alten Blaubüchern, und sonstiger schnakischer Quertreiberei, sich vorgenommen hatte, jeden ihr mißliebigen Beschluß zu verhindern, so blieb nichts übrig, als daß der Sprecher thatsächlich auf eine bald 250 Jahr alte, auch in Nothzeiten einmal durchgesetzte, später wieder fallen gelassene Geschäftsordnung zurückgriff, die es gestattete, einem endlosen Redner Einhalt zu thun.

Auf diese älteren Verhandlungsformen hatte zuerst ein radicales, seit Jahren für Verbesserung der Grundeigenthumsgesetze thätiges, englisches Unterhausmitglied, Professor Thorold Rogers, in Zuschriften an die Presse hingewiesen. Da er Abgeordneter für den Londoner Bezirk Southwark ist, in welchem eingewanderte Iren wohnen, so ist sein Bürgermuth um so mehr anzuerkennen.

Jene ausnahmsweise Geschäftsordnung aus dem siebenzehnten Jahrhundert war, beiläufig bemerkt, gegen die Freunde der absolutistischen Regierungsform gerichtet, die gern einen König von Gottes Gnaden budgetlos regieren und die Abgeordneten des Volkes wie einen rechtlosen Haufen Gesinde behandeln lassen wollten. Anstatt nun aber demüthig den Kopf zu beugen, nahmen die Männer im Parlament den ihnen aufgedrungenen Kampf frisch an und führten ihn siegreich zu Ende. Auf royalistische Restauration folgte abermals die Erhebung — die „glorreiche Revolution", wie die gemäßigtsten englischen Staatsmänner die zweite Austreibung der Stuarts nennen, obwohl in Wahrheit die frühere, ohne fremde Hülfe, rein durch englische Volkskraft erreichte erste Besiegung der Stuarts viel glorreicher war.

Und wenn heute England fest auf der Grundlage des Parlamentarismus steht, der ja Allen, die keine Knechtsseele in sich tragen, lieber ist, als das Eindringen der Willkürherrschaft in angebliche Verfassungslücken: so ist das zum nicht geringen Theile den zur Warnung dienenden Kämpfen des siebenzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben.

Das ultramontane Irenthum stand in jenen drangvollen Zeiten zur Stuart'schen Absolutie und leitete den Widerstand gegen die Sache der englischen Freiheit mit einem schandbaren Massenmorde im Stil der Bartholomäusnacht und der heiligen Inquisition ein, wofür dann Cromwell wieder blutigste Rache nahm. Heute drängt das äußerste Homerulerthum, im Verein mit den Würdenträgern einer Kirche, die sich rühmt, „immer dieselbe" zu bleiben, auf Lostrennung von England, dessen fortschreitende Geisteserleuchtung durch bekannte Naturforscher und Philosophen dem mit Index und Syllabus umherfuchtelnden Bonzenthum ein Gräuel ist. Irland soll von der Berührung mit dieser erfreulichen Bewegung bewahrt, gänzlich von ihr losgelöst, in ein schwarzes, geistesumnachtetes Zwing-Uri umgeschaffen und dann bei gelegener Zeit als Angriffsmittel gegen England

verwendet werden. Die Reichsvertretung in völligen Wirrwar zu werfen, sollte der erste Anfang dazu sein. Als diese Gefahr aufs Höchste gestiegen war, rief ein in seiner großen Mehrzahl liberales Parlament dem Sprecher zu seinem Entschluß stürmischen Beifall.

Uebrigens darf man sicher sein, daß der parlamentarische Hauptmann des englischen Unterhauses — heiße er wie er wolle, sei er Liberaler oder Tory — im Nothfall geradeso den Hut gegen einen Minister aufsetzen würde, der sich etwa unterfinge, von hinter der Kabinets- oder einer anderen Thür her dem Parlament seine Mißachtung zu bezeigen. Der Fall ist freilich in England undenkbar. Ein Minister dieser Art säße rasch genug im Glockenthurm oder im Tower.

Auch das ist undenkbar, daß ein englischer Premier amtlich oder halbamtlich, in der schlechtesten Manier des zweiten napoleonischen Kaiserreichs, die Wahlen durch die Behauptung beeinflussen wollte: „wer mit den Gegnern des jeweiligen Ministeriums stimme, der sei ein Feind der Krone". Man hat Lord Beaconsfield oft „Imperialismus" vorgeworfen; und er ist es gewesen, der den indischen Kaisertitel schuf — allerdings nur mit Zustimmung des Parlamentes. Als er jedoch allgemeine Wahlen ausschrieb, erkühnte er sich nicht — nein, wie hätte er auch nur daran denken können? —, seine politischen Gegner, die ihm doch in der Opposition aufs Unnachsichtigste zugesetzt hatten, als Feinde der Krone zu verunglimpfen oder zu verläumden, obwohl sich unter ihnen, neben Anhängern der monarchisch-verfassungsmäßigen Regierungsform, bekannte äußerste Radicale, ja, Demokraten befanden. Von keinem Minister, so hochgestellt er auch in der Gunst der Krone sei, ließe sich das englische Volk solche ungeziemende Wahlmanöver bieten. Wir müssen zur Erinnerung an die Praktiken Napoleons III. zurückkehren, um die Urheberschaft derartiger Angriffe auf die Wahlfreiheit zu finden.

Durch die Veränderung der Verhandlungsformen im Unterhause gegen freche Skandalmacherei geschützt, hat das Parlament, nach vorgängiger Einführung der Schutzbill, welche einigermaßen die öffentliche Sicherheit wieder herstellte, endlich das Landgesetz zuwege gebracht. Dasselbe läßt noch sehr viel zu wünschen übrig, obschon dem Kabinet durch den Austritt des sogenannten „liberalen" Herzogs von Argyll, der in Grundeigenthumsfragen so conservativ ist, wie der stockigste Tory, die Hände etwas freier geworden waren. Von den vierzehn Kabinetsmitgliedern gehören immerhin sieben dem hohen Adel an. Daraus erklärt sich leicht der Mangel an einer durchgreifend freisinnigen Fassung des Landgesetzes.

Nichtsdestoweniger schneidet dasselbe aufs Tiefste in das Besitzrecht der Gutsherren ein. Es stellt sogar in schwach verhüllter Form ein Mitbesitzrecht der Pächter auf, und bildet dadurch einen gewaltigen Gegensatz zu den in England und Schottland fortdauernden Verhältnissen. Man kann nur hoffen, daß nunmehr auch diesseits eine kräftige Bewegung eingeleitet werden wird. Allerhand Anzeichen dafür sind auch dies- wie jenseits des Tweed unter dem Pächterstand bereits hervorgetreten.

Was die Parnell'sche Gruppe anlangt, die aus 20 Mann unter den 103 Abgeordneten Irlands zum Unterhaus besteht, so wäre es thöricht, von ihr zu erwarten, daß das radikalste Landgesetz sie je befriedigen würde. Ohne Umschweife gestehen die Führer jetzt ein: „daß, wenn England nicht das Home-Rule — d. h. den Sonderbund — gestatte, sie (die Parnelliten) nicht gesonnen seien, England die Regierung in Irland möglich zu machen". Dies erklärte Herr T. P. O'Connor auf dem Parteitag zu Newcastle. Herr Parnell seinerseits sprach sich dahin aus: „er und die Seinigen gedächten so lange ihr Verfahren fortzusetzen, bis England es lästiger finde, Irland zu halten, als es sich selbst zu überlassen". Diese Erklärungen der zwei Hauptführer wurden seit Parlamentsvertagung gegeben.

Herr Dillon, bisher das Haupt der Dubliner Liga, zieht sich vorläufig auf einige Monate mit der noch schöneren Erklärung zurück: „er habe nie bestritten, und bestreite jetzt noch nicht, daß das Landgesetz dem irischen Volke unermeßliche Vortheile bringe; gleichwohl hätte man feierlich übereinkommen sollen, Jeden als einen Verräther an der Nationalsache zu behandeln, der von dem Gesetz Gebrauch mache; denn kein Führer eines Revolutionsheeres könne dem Feind gestatten, seine Sendlinge unter die Reihen desselben zu schicken, um den einzelnen Soldaten ein Zugeständniß anzubieten".

Unter einem „Revolutionsheer" versteht Herr Dillon — dessen erster Besuch nach seiner Freilassung einem vaticanistischen Erzbischof galt — genau das, was Herr Siegwart Müller und Genossen zur Zeit des Schweizer Sonderbundes unter ihrer Heerschaar verstanden. „Revolution" bedeutet im Munde der Ligaführer reactionäre Losreißung von England. Die Ackerbaufrage ist dabei theils nur Vorwand, theils Mittel zum Anfang. Im Uebrigen knicken all diese angeblichen Freiheitshelden, die sich für Volksverdummung im Schulunterricht und für Entehrung der Wissenschaft durch priesterlich geleitete Hochschulen begeistern, vor der Dagonsmütze und der Kutte demüthig zusammen.

Ganz richtig sind denn auch die Herren Parnell und Healy unter Begleitung zweier römisch-katholischen Geistlichen mit Herrn Egan, der von Paris aus den „bewaffneten fremden Einfall nach Irland" predigt, auf englischem Boden zur Feststellung des weiteren Feldzugsplanes zusammengekommen. Die pfäffischen Ulanen — keine éclaireurs, sondern geistliche Fledermäuse — fehlen bei dem sonderbündlerischen Treiben nie. Bei einem zu Ehren Parnells im vorigen Jahr in seinem Wahlort Cork gegebenen Bankett rief einer dieser Patres unter großem Jubel der Versammlung aus: „die Iren hätten dasselbe Recht auf Austreibung der Engländer, wie der Papst auf Austreibung der Italiener aus seinem rechtmäßigen petrischen Erbbesitz".

Solcher Gestalt sind die Führer des irischen „Revolutions"-heeres. Anderwärts nennt man derlei angebliche Freiheitsmänner ultramontane Sonderbündler und jesuitische Chouans.

Ein unabhängiges Irland stünde thatsächlich mittelst der Hierarchie, welche auch in den neuen Parnell'schen Blättern an die Spitze gestellt ist, unter der Herrschaft eines Nuntius. Die Engländer sind jedoch nicht darnach begierig, daß der Nuntius kommt. Sie haben es daher mit den weiteren politischen Zugeständnissen an die ultramontan-homerulerische Agrarpartei nicht besonders eilig. Die letztere rächt sich nun dafür, oder glaubt sich zu rächen, indem sie den jeder Grundeigenthumsreform feindlichen Tories die Hand zum Bündniß bietet und gleichzeitig mit allerhand Lockrufen unter der englischen Arbeiterwelt Freunde zu gewinnen sucht — was ihr allerdings nur mehr bei einigen Catilinariern gelingt. Im Uebrigen spielt der irische Rattenfänger zu Hameln seine Weise vergeblich auf.

Diese Verknüpfung agrarischer und ultramontan-homerulerischer Bestrebungen mit conservativen und angeblich socialistischen Zielen gewinnt ein noch dunkeres Aussehen, indem die Parnell'sche Gruppe neuerdings die Boycottirung des englischen Gewerbfleißes gleich dem eingefleischtesten Schutzzöllner empfiehlt. Die Aussicht auf Zerreißung jeder Verkehrsbeziehung zwischen England und Frankreich käme den Parnelliten ganz recht, auch wenn dem englischen Bauer die Hände dabei erfrören. Es soll eben nur Haß gegen England geschürt, der Lostrennung vorgearbeitet werden.

Auch das steht deutlich in Parnells Blättern zu lesen. „Die Zeiten," heißt es da unter Anderem, „müßten sich sonderbar verändert haben, wenn Irland kein Interesse an einem Mißverständniß zwischen Frankreich und England hätte." Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, wird geradezu die Hoffnung auf eine neue Continentalsperre gegen England ausgesprochen.

Von dem Inhalte eines Parnell'schen Blattes macht sich der deutsche Leser nur schwer einen Begriff. Von vorn bis hinten steht darin wörtlich nichts, was sich auf irgend ein anderes Land als Irland bezöge — nichts von irgend welcher Erscheinung auf dem Gebiet der Literatur, der Wissenschaft oder der Kunst. Nichts als Hetze gegen England! Werden Frankreich, Deutschland, Italien einmal genannt, so geschieht es nur im Zusammenhang mit der irischen Landfrage, oder auch, um über die nichtswürdigen Gegner des heiligen Stuhles loszuziehen; wofür neuer-

dings, was unser Vaterland betrifft, allerdings weniger Anlaß mehr vorhanden ist. Dagegen werden gelegentlich Herr Windthorst, Graf Taaffe u. s. w. in ungebundener oder gebundener Rede gefeiert.

Abgesehen von solchen, alle paar Wochen einmal vorkommenden gelegentlichen Bemerkungen herrscht völliges Dunkel in diesen Liga- und Home-Rule-Blättern über das Dasein der sonstigen politischen Welt. Der Strahlenkranz des wunderthätigen Marmorbildes der Jungfrau Maria dagegen leuchtet unaufhörlich in den Spalten dieser sonderbaren Presse, die den Engländern so oft Lehren im „Liberalismus“ ertheilen will. Um das Maß des irischen Liberalismus voll zu machen, konnte ein Redner auf dem Parteitage zu Dublin neulich sogar die edle Aeußerung billigend anführen: „Wenn John Brights Herz verbrannt und zu einem Spucknapf gemacht würde, so solle man ihm nicht einmal die Ehre anthun, hineinzuspucken.“ Kein Widerspruch erhob sich in der Versammlung, in welcher Hr. Parnell und Genossen als Leiter erschienen. Der englische Liberalismus wird sich dies wohl merken.

Daß die Wirren in Irland den Anstoß zur Besserung der Grundeigenthumsgesetze gegeben haben, ist gewiß gut — gleichviel, welches sonst die culturfeindlichen Ziele der vor der Hierarchie kriechenden Home-Ruler-Partei sein mögen. Auch über die mit der Bewegung verknüpften Gräuel wird sich das Auge des Geschichtsphilosophen hinwegsetzen, so widerlich dieselben sind und so schlimm auch ihre Hätschelung durch bekannte Führer auf die Sinnesart des ohnedies in der Bildung verwahrlosten Volkes auf lange Zeit hinaus einwirken müssen. Einmal begonnen, wird die Agrarbewegung nicht stehen bleiben. In mancher Beziehung ist ja die Grundeigenthums-Gesetzgebung von England und Schottland von jeher sogar härter gewesen, als die für Irland. Kein Wunder daher, daß jetzt auch der englische „Pächter-Bund“, unter Leitung eines bekannten liberalen Unterhausmitgliedes, mit der Forderung nach einer Landbill für die diesseitigen Reichstheile hervorgetreten ist.

Was den Iren als Preis für ihre mit roher Barbarei betriebene, von hinterhaltigen reichsgefährlichen Gedanken durchtränkte Bewegung geboten worden ist, wird nun hoffentlich da nicht verweigert werden, wo man treu zum Landesbanner hält.

Vernünftigerweise hätte die Regierung durch eine für das ganze vereinigte Königreich entworfene Bill der Forderung der englischen und schottischen Pächter zuvorkommen sollen. Sie that es nicht, zog dadurch die aufrührerischen Bestrebungen der leicht in ihrer Einbildungskraft sich übernehmenden Iren groß, und veranlaßte eine der Grundeigenthums-Reform bitter feindliche Gruppe von Tories, durch Aufhissung der Schutzzollfahne neue Anhänger unter den Pächtern zu werben. Schutzzoll auf Korn und Fleisch soll im Sinne dieser Ultra-Tories ein Ableitungsmittel gegen das Verlangen nach Aenderung der Agrargesetze auf diesseitigem Boden sein.

Eine solche staatsmännisch sein sollende Politik mag nun magnetische Anziehungskraft auf die Geister haben, die uns ins goldene Zeitalter der mittelalterlichen Schlagbäume und des junkerlichen Zoll-Raubritterthums zurückversetzen wollen und überhaupt allerhand ..... Sperren über das Volk verhängen möchten. Der einsichtige Theil der englischen Pächter weiß jedoch, daß ihrem Stande nicht damit gedient ist. Und für die Vertheuerung von Brod, Fleisch oder Salz u. dgl. danken auch die städtischen Arbeiter, wie dies durch die Verhandlungen des Gewerkvereinskongresses in London sich klar gezeigt hat.

Eine Rückkehr zu den Kornzöllen in England wäre lediglich eine zeitweise Aushülfe für den ins Gedränge gekommenen Grundadel, der gern nach dem Domesday Book in seinen kleinen Königreichen feudal fortschalten möchte, ohne freilich die Lasten zu tragen, die er unter der wirklich feudalen Verfassung zu Gunsten des Gemeinwesens trug. Pächter und Feldarbeiter aber haben kein Interesse daran, dies Feudalwesen künstlich zu erhalten. Statt des Schutzzolles müssen sie daher die Landbill für England und Schottland verlangen. Eine richtige Landbill würde der immer unnatürlicher werdenden Zusammendrängung der Bevölkerung in den Großstädten entgegenwirken und dadurch selbst dem städtischen Arbeiterstand Erleichterung schaffen.

So ist denn England mit seinem aufsässigen Irenthum einer- und der nunmehr sich gestaltenden englischen Agrarbewegung andererseits auch für die nächste Zukunft scharf in Bewegung gehalten. Des „Parlamentarismus“ wird es sich darum nicht in kniezitternder Feigheit entschlagen. Mannhaft werden seine Bürger und Arbeiter auf dem Gebiete der Selbstregierung fortringen. Den Versuch, von Oben her Alles nach Belieben machen zu wollen und dabei je nach Bedürfniß oder Laune alle Parteien unter einander zu verhetzen, diesen Versuch wird kein englischer Premier wagen — oder er fiele sofort unter einem allgemeinen Sturm der Entrüstung.

Die Weinlese der Toskana.

Wenn Samstag Nachmittag um drei Uhr der Lesesaal der Florentiner Biblioteca nazionale sich schließt, so wandere ich über die Piazza zu meinem Landsmanne Sor Paolo, um das Sonntagsprogramm zu fixiren; denn sein Banco ist eine bewegte kleine Welt, wo die Fattori der Possidenti kommen und gehen, wo die Tagespreise von Wein und Oel, von Trauben und von Iriswurzeln in originellen Conversationen verhandelt werden. Sor Paolo ist ein gewandter Kaufmann, der die Provincia di Firenze an Fingers Enden loshat und längst keinen Mittelmann mehr braucht, um mit den Producenten zu verkehren.

„Morgen gehts nach dem Pomino. Halten Sie sich um neun Uhr bereit. Sie sollen diesmal eine Fattoria sehen, die sich gewaschen hat.“

Der Morgen des zweiten October war frisch, und die Nebel ballten sich etwas drohend am Horizonte, als unser Wagen die langgestreckte Via Aretina entlang rollte. Eine prächtige Villa liegt an ihrer linken Seite, das Besitzthum der Marquise Favart de Langlade, der Freundin des dritten Napoleon. Bei der hiesigen Aristokratie ist diese Dame nicht eben hoch angeschrieben, aber der Menge imponirt sie durch ihr großes Vermögen; denn außer ihrem Palaste am Lungarno besitzt sie vier große Landgüter, deren jährliche Steuern dem Staate zweihunderttausend Lire abwerfen. In ihrer suburbanen Villa hat die Dame ein Mausoleum für sich, ein zweites für ihre Hunde errichten lassen. Letzteres trägt eine Inschrift, welche Schopenhauers bekanntes Distichon in italienische Prosa umsetzt, das heißt, die Hundetreue und die Hundegüte über diejenige der Menschen stellt.

Wir fuhren ein paar Meilen den Arno entlang, dessen Wasser hier anständig grün, nicht schmutziggelb wie in Florenz und Pisa, dahinschleichen. Mädchen im Sonntagsstaate belebten die staubige Heerstraße. Das kräftige, aus tiefer Brust geholte „Buon giorno, bambine“ meines fröhlichen Gefährten wurde stets mit lachendem Gruße erwidert.

Beim dritten Dorfe verließen wir das Arnothal und die Arezzostraße und lenkten westlich ab nach den Höhen des Pomino.

„Werfen Sie einen Blick auf jenes gewaltige Gebäude“, bemerkte mein Begleiter. „Es ist dies die Ziegelbrennerei des jüngst verstorbenen Marchese Albizzi. Von seinem Vater hatte der Marquis tief verschuldete Güter geerbt, aber Einsicht und unternehmende Thatkraft machten ihn wieder zum reichen Manne. Er genoß eine Achtung, wie sie heute seinen Standesgenossen selten zu Theil wird.“

„Heute bitte ich Sie um die versprochene Kritik der toskanischen Weinlagen. Seitdem Frankreich seine Weine hier und in Ungarn holt, muß ein gebildeter Weintrinker seine Kenntnisse auf diese Himmelsstriche ausdehnen.“

„Sie schreiben mir etwas zu viel, verehrter Freund! Indessen, selbst auf die Gefahr hin, daß Alles gedruckt werde, will ich Ihre Neugierde nicht unbefriedigt lassen. Die Toskana besitzt drei berühmte Weinlagen: das Chianti, welches die Berghänge zwischen Arezzo, Siena und Florenz umfaßt und sein

klassisches Centrum in Broglio, dem Stammgute der Barone Ricasoli hat, — das Pomino und die Rúfina, zwei Hochthäler, welche Sie östlich vom Arno und nördlich vom Casentino suchen müssen. Das Chianti liefert einen schweren, etwas subtilen, im Ganzen nicht sehr haltbaren Wein, dessen beste Sorten, die Broglioweine, wegen ihres Preises sowohl als wegen ihrer Schwere für den Export bisher nur untergeordnete Bedeutung besaßen. Dagegen sind die Pomino- und Rúfinaweine, Dank ihrer Haltbarkeit, sehr geschätzt, wenn sie auch wegen ihrer Herbe im ersten Jahre nur dem Liebhaber schmecken. Die Ebene bringt die geringen Qualitäten, die sogenannten vini andanti oder ordinären Weine, die sowohl von Norditalien als dem Auslande stark gekauft werden. Sie sind dieses Jahr verhältnißmäßig sauer, da der August zu kühl und der September zu naß war."

„Was aber dieses Jahr das Weingeschäft vor Allem bedroht, das sind die massenhaften Traubenexporte nach Deutschland und Frankreich. Dieselben treiben die hiesigen Weinpreise sehr in die Höhe und erbittern obendrein unsere Landleute, welche dabei ihren Tresterwein (secondo vino) und ihren Wasserwein (acquarello) verlieren. Ist es nicht hart, daß der toskanische Bauer mitten in seinem Weingarten Jahr aus Jahr ein keinen Tropfen Wein mehr trinken soll? Milch hat er keine, und so oft der Wein fehlt, ist er auf Wasser und Brod gesetzt. Man hat in der That auch immer die Erfahrung gemacht, daß, wenn ein Mißjahr dem Contadino seinen Wein entzog, im folgenden Sommer epidemische Krankheiten auftraten."

„Der Pächter kann ja über seine Hälfte des Ertrages verfügen wie er will," warf ich ein.

„Wenn er seinem Fattore nichts schuldig ist, ja. Aber die meisten dieser Leute haben das Loos der Scheffelschen Urthiere:

„Sie kamen zu tief in die Kreide;
Da war es natürlich vorbei."

„Die Traubenfrage hat uns dies Jahr sehr erhitzt," fuhr Sor Paolo nach einer kleinen Pause fort. „In der hinteren Stube bei Gilli und Letta beobachten sich Abends mit feindlichen Blicken die Gruppe der Weinversender und diejenige der Traubenexporteurs. Erstere haben mit Wonne die Nachricht geschlürft, daß einige deutsche Zollämter die flagrante Umgehung des Weinzolles sich nicht gefallen lassen, daß aus diesem Grunde Traubensendungen in München hängen blieben, daß in Perugia und anderswo die Transporte von dem Volke angehalten werden. Doch hier sind wir schon am Berge. Gehen wir zu Fuß hinauf."

Ich schaute mich um. Wir waren in einem einsamen Thalkessel, dessen Nordhänge mit Unterwald, die südlichen Halden mit Oliven und Wein bepflanzt sind.

„Sehen Sie hoch über uns und halb in Cypressen versteckt, jenes große weiße Haus? Das ist die Fattoria der Marchesa Nerli, unser Reiseziel. Die acht bis neun über den Berghang hingestreuten Steingebäude sind die Pachthöfe (Podori) des Herrengutes (possesso)."

Wir schritten langsam die einsame Straße hinauf, welche bald einer Cypressenallee, bald einem Waldwege glich. Immer schöner that sich nun die Fernsicht auf. Gegenüber lag die Bergmulde von Madonna del Sasso, hinter deren seitlichem Kamme Fiesole liegt. Aus der Tiefe schimmerte das leere Kiesbett eines wilden Bergwassers. Gegenüber in einer geraden Entfernung von etwa zwanzig Minuten guckte der rothgelbe Thurm eines alten Kastelles aus dem tiefen Grün eines Cypressenwaldes.

„Jetzt sollen sie vor meiner Lunge Respect bekommen. Hier pflege ich mit jenem Schloßherrn die Wein- und Oelpreise zu besprechen," rief Sor Paolo im Uebermuthe seiner jugendlichen Kraft, improvisirte auch alsobald sein natürliches Sprachrohr, und ein dreimaliges, langgedehntes „Signo-o-o-r Baldi-i-i-n-i-i!" durchgellte die todtenstille Landschaft. Es rauschte in den Stauden wie von flüchtenden Thieren, aber der angerufene Prinz brach ein räthselhaftes Schweigen nicht.

„Mit diesem Menschen ist heute kein Geschäft zu machen," brummte das erschöpfte Sprachrohr, und wir zogen weiter. Bald standen wir unter den Mauern eines Pachthofes. „Sor Paolino, Sor Paolino!" riefen oben einige Kinderstimmen. Wir erstiegen einige Staffeln und befanden uns auf dem mit großen Steinplatten belegten Hausplatze (aia), der dem toskanischen Bauer als Tenne zum Dreschen dient. Der Pächter (capoccio), die Pächterin (massaia), Kinder und Hühner empfingen uns mit gutmüthiger Neugier; einige Fragen wurden gewechselt, einige Cigarren verschenkt, und wir stiegen dann durch den grauen Olivenwald zum Herrenhaus hinauf.

„Noch eins," sagte mein Begleiter, bevor wir eintreten. „Geben sie dem Fattore ihre Karte gleich bei der Begrüßung. Diese Leute haben gegen fremde Gesichter ein vages Mißtrauen, sie denken gleich an geschäftliche Kniffe. Ihre Karte wird allen derartigen Conjecturen ein Ende machen."

Am Hofthore stand die ganze Verwaltung: Fattore, Fattoressa und Sottofattore. Letzterer ist nicht viel mehr als der Laufbursche und der Knecht des Verwalters. Während die ersten Fragen hin und wieder flogen, schaute ich mich im Hofe um. Das Hufeisen des Grundplanes fügt hier an das Herrenhaus zwei sich gegenüberliegende Hallen an, die Kufenhalle und die Pressen- oder Kelterhalle. Die vierte Seite des Hofes schließt eine Mauer mit Portal.

Der Fattore, ein untersetzter Mann mit langem Vollbarte, regelmäßigen Zügen und großen schwarzen Augen, führte uns erst zu den gefüllten hohen Kufen, in welchen die gestampften Trauben in voller Gährung kochten. Man läßt sie einige Wochen gähren und zieht sodann den Wein, ohne ihn gepreßt zu haben, in die Fässer ab. Dieses Abziehen heißt svinatura. Erst dann kommt die Trester unter die Presse (strettoia), um den sogenannten secondo vino zu liefern. Mit einem Aufguß von Wasser erhält man schließlich noch das Acquarello, welches der französischen Piquette entspricht.

In der gegenüberliegenden Halle standen die Oelmühlen und die Wein- und Oelpressen noch müßig da; denn erst im November beginnt die Olivenernte. Im oberen Stocke der Pressenhalle fanden wir einen luftigen Saal, den zur Hälfte die Gabbie — geflochtene, sackartige Körbe mit weiten Maschen, in welchen die gemahlenen Oliven gepreßt werden — zur Hälfte die sogenannten Stoie füllten. Auf diesen etagirten Binsenmatten trocknen die Trauben, welche im December aber im Januar dem neuen Weine als „governo" (gleichsam als Direction oder als bestimmendes Element) beigesetzt werden. „Was soll dieses Governo denn ausrichten?" fragte ich den Fattore. „Gli da la grazia al vino, signore!" (Es soll dem Weine die Anmuth, d. h. Bouquet und Wohlgeschmack verleihen). Wir besuchten endlich die Weinkeller und die Oelgewölbe. Wie bei den Alten dient noch hier der große Vasenkrug (orcio) als Oelfaß. Meine Begleiter schlürften ihre Oelmuster löffelweise mit dem Behagen des Eskimos, der gerne ins Thrangläschen guckt. In dieser Specialität von Trinkgelagen mußte ich mich von vornherein für kampfunfähig erklären.

Unterdessen hatte die Fattoressa das Essen bereitet. Wir befanden uns in der milden Region des gebratenen Hühnerthums, und es erschien denn auch neben dem Beefstek, das wir selbst an der Station gekauft, ein pollo in umido, zu deutsch ein Hühnerragout, die nie fehlende Schüssel der Faktoreien. Den Paminowein, den man uns hier servirte, werde ich nicht so leicht vergessen; er war mir eine Offenbarung; denn bisher hatte ich den Ruf dieses Weines nicht recht begreifen können. Eine Flasche Strohwein (vina santo) krönte den Nachtisch. Unterdessen erzählte der Fattore mit der sicheren und naiven Beredtsamkeit des toskanischen Landmannes von seinem ganzen Thun und Lassen, wie er als armer Sottofattore lange Jahre des Verwalters Hund gewesen, endlich den „gran salto" zum Fattore habe machen können. Ich fragte ihn nach seinen Kindern. „Wollen Sie schlechte Witze machen?" versetzte er halb im Ernste. „Wissen Sie nicht, daß ein Fattore so wenig heirathen darf als ein Kapuziner, daß die Fattoressa nicht des Verwalters Frau,

sondern nur seine Köchin ist, daß die Herrschaft keine Familien ernähren will, wo Einer allein für die Wirthschaftszwecke genügt?"

Die Einrichtung ist weder human noch sittlich. Der Pächter ist dem Fattore in der Regel mit Haut und Haar verkauft. Seine Gunst kann jenen fördern, sein Zorn ihn vernichten. Hat der Pächter nun ein schönes Weib, eine hübsche Tochter, so gehören sie dem Fattore, wenn dessen Köchin nicht einzuschreiten weiß. Eine andere Versuchung ist die nahe Hauptstadt. Wer am Freitag die Piazza della Signoria mustert, darf die Geschäfte durchaus nicht nach der Menge der hier beisammenstehenden Fattori messen. Vielleicht die Hälfte dieser Leute kommen um zu flaniren, aber den heimlichen Wein des Vergnügens zu schlürfen. Darunter ist namentlich die Combination der Spielhölle mit der Kuppelei verstanden, welche unter den Freitagsleuten schon manche Opfer gefordert hat und die Wachsamkeit der Questurini (Gendarmen) fortwährend in Anspruch nimmt. Das Uebel hat natürlich seine Grenzen. Der Fattore eines soliden Padrone ist in der Regel selbst ein rechtschaffener Mann, während auf verschuldeten Gütern und unter verschwenderischen Besitzern auch die Verwalter zügellos zu leben pflegen. In solchen Faktoreien wird der Oel- und Weinsensal luxuriös bewirthet, oft sogar nicht mehr im Erdgeschosse, sondern im Appartement der abwesenden Herrschaft; dafür wird er im Nothfalle dem Padrone bezeugen, daß der Kaufpreis, den der Fattore ihm zu nennen beliebt, der richtige und wahre sei.

„Ich habe heute kein Glück," seufzte mein Führer, als wir den Berg hinunter kutschirten. „Der Fattore hält bockbeinig seine Preise fest. Wir sind noch zehn Liren auseinander. Die Phylloxera und die Traubenexporte haben diese Menschen ganz ungenießbar gemacht. Sie träumen nur von steigenden Preisen."

„Wollen Sie's nicht noch einmal mit dem Herrn Baldi-i-ini da drüben versuchen? Ihre Lunge ist ausgeruht; die Gelegenheit ist günstig, dort der Cypressenstrauch...."

„Meine Hoffnung haftet an jenem blauen Berge," versetzte Paolo, indem er träumerisch in die Ferne blickte. „Wissen Sie was? An der Station schicken wir unsere Wagen heim und nehmen den nächsten Zug nach Pontassieve."

„Sie haben den Schlüssel zu allen Herrschaftsgütern in der Tasche. Ich fahre mit und frage nicht wohin."

Pontassieve ist ein langgestreckter Flecken am Arno, als Débouché des Hochthales Casentino von einiger Bedeutung. Im Stationshofe hielt ein Wagen mit zwei muthigen Rappen. Auf dem Bocke saß ein hagerer Kutscher, eine rothe Hahnenfeder auf dem Hute.

„Da wartet Mephisto auf seinen Heinrich, und seine Rosse schnauben!"

„Ei, Sor Ferdinando, Sie fahren sicherlich heim nach Pelago. Sie kommen wie gerufen. Wir fahren mit und schlafen in Ihrem Albergo del Buon Cuore!"

Im nächsten Augenblicke saßen wir in der Kalesche, und fort gings, daß die Funken stoben. Mit einem wunderlichen Gemisch von Vergnügen und Angst genoß ich das wilde „Aoh! Aoh!" und das Knallen der Peitsche unseres diabolischen Wagenlenkers.

Ein weites Seitenthal lag vor uns, als die zweite Brücke passirt war, viel lachender und belebter als die Scene des Morgens. In fortwährender sanfter Steigung zog sich unsere Straße an der Berghalde hin, gegenüber ragten die waldigen Gipfel, hinter welchen das Kloster Vallombrosa liegt. Unten im Arnothale lag schon die Dämmerung, und rasch brach die Nacht auch über uns herein. Von allen Hügeln leuchteten große Feuer aus den offenen Küchen der Pachthöfe. Am Wege standen da und dort die unbeweglichen Gestalten der Traubenhüter. Dann blinkte es von Lichtern am gegenüberstehenden Felsen, und bald hielten wir an einem schwarzen, schmucklosen Hause. Wir waren am Ziele, im Bergdörfchen Pelago, an der Thüre „des guten Herzens".

Um sieben Uhr des folgenden Morgens, bei herrlich klarem Wetter, stiegen wir unter alten Kastanienbäumen und über allerlei Felsgerölle hinauf zur Villa eines florentinischen Apothekers, auf welchen Sor Paolo diesmal seine Hoffnung gesetzt hatte. Während er seinen Prodneenten bearbeitete, spazierte ich als „Cavalier serpente" mit der Signora im Garten. Sie führte mich zum Baume der Erkenntniß, einem Spalier voll goldener Tafeltrauben mit riesigen Beeren.

„Schönere Uva Salamana habe ich selten gesehen, Signora."

„E padrone, Signore!" sagte die gute Frau mit einer graziösen Handbewegung, die ich rasch und richtig interpretirte.

Unterdessen hatte Sor Paolo seinen Gegner besiegt. Er hatte zwar keinen Pomino, aber einen Wein erobert, der diesen Namen verdient und unter diesem Namen auch reisen wird.

An der überreichen Frühstückstafel trafen wir vier muntere Florentiner, die nach Vallombrosa wollten. Wir schlossen uns der Gesellschaft an und erreichten nach dreistündigem Wandern und Klettern den Tannenwald, hinter welchem das Kloster in grünen Matten gebettet liegt. Hier hat eine Forstschule mit zwölf verlorenen Zöglingen die Mönche der Vorzeit verdrängt. Neben dem Kloster steht eine Foresteria (Fremdenherberge), wo wir ein schlechtes und obendrein sehr theures Essen fanden. Die Rechnung schien unsern Florentineen eine Unsittlichkeit von der Sorte der „Parcherie". Es folgte zum Dessert eine unübersetzbare Scene, wobei die „Ladri" und die „Assassini" zu Dutzenden das schuldige Haupt der alten Hexe umschwirrten, die in diesem Raubstaate ihr Wesen treibt. Das Gesinde war aus der benachbarten Küche hereingekommen, verhielt sich indessen streng neutral, schien die Züchtigung der Padrona sogar mit Behagen durchzukosten. Man bezahlte schließlich, aber nur „approximativement". Die Alte schleuderte die Schuldscheine ihrer Landesregierung wüthend auf den Boden, während eine ruchlose Hand den ungenießbaren Inhalt der Salatschüssel in die fliegenden Nattern ihrer Haare streute. Wir konnten die Aufgeregten nur mit Mühe beruhigen. Noch im Walde schrie Einer, der zwei Tage vorher einer Aufführung des Rabagas beigewohnt, an die Foresteria das Citat hinauf: „Se ci fosse un vacabolo più porco di porco, quella strega se lo meriterebbe!"

Auf andern Wegen, über neue Villen, Dörfer und Schlösser, kehrten wir zurück nach Pontassieve. Um zehn Uhr Abends hatten wir Florenz erreicht. H. Breitinger.

Literatur und Kunst.

Aesthetik im Verhältniß zur Literatur- und Kunstgeschichte.

Kein Zweig der Philosophie hat sich in innigerem Anschluß an die Thatsachen der Natur und Geschichte und an die fortschreitende Erforschung derselben entwickelt als einer der jüngsten, die Aesthetik. Nachdem vor hundertunddreißig Jahren Baumgarten sie zum erstenmal als selbstständige Wissenschaft hervorgehoben und bald darauf Kant eine Reihe von Grundbegriffen maßgebend bestimmt hatte, waren es unsere Dichter, die sie von ihren Erfahrungen aus fortbildeten, indem sie Gesetze für ihr Schaffen suchten. Von den Betrachtungen einzelner Kunstwerke aus stellte Lessing im Laokoon den Unterschied der malerischen und dichterischen Darstellung fest, oder erörterte er in der Dramaturgie das Wesen des Dramas. Herder trat ergänzend ein und zeigte, daß die Bildnerische, das für Jenen noch Eines war, im plastischen und malerischen Stil seine Besonderheiten habe, daß nicht blos Handlungen, sondern auch Empfindungen und Gedanken ein angemessener Stoff für die successiv sich entfaltende sprachliche Darstellung seien, sowie er der Kant'schen Kritik der Urtheilskraft in der Kalligone die Fülle seiner literaturgeschichtlichen Anschauungen zur Seite stellte. Wenn Schiller die Schönheit in der Ineinsbildung des Realen und Idealen erkannte und die Eigenart des Idealismus und Realismus in der Kunstlehre

begründete, so ward seine Abhandlung über naive und sentimentale Poesie gerade durch die glückliche Wahl und die feinsinnige Charakteristik seiner Beispiele maßgebend für die Literaturgeschichte, die von da zur Bezeichnung des Klassischen und Romantischen gelangte. Goethe und Schiller machten sich in ihrem Briefwechsel die Natur des Epischen und Dramatischen klar; Goethes ästhetische Würdigung so vieler Kunstwerke und ihrer Meister führte zur Gewinnung allgemeiner Begriffe, während die dichterische Gestaltung seines eignen Lebens ein Muster gab, wie die Bildung der Künstler und die Entstehung, der Gehalt und das Gepräge ihrer Werke im Zusammenhang mit den Culturelementen ihrer Zeit geschichtlich zu behandeln ist. In lebendiger Wechselwirkung von Schelling und Solger mit Friedrich und August Wilhelm Schlegel entwickelten sich die philosophischen Ideen der Einen über das Schöne und die Kunst und die literargeschichtliche Thätigkeit der Anderen; im Freundschaftsbunde mit Arnim, Brentano, Görres richteten die Brüder Grimm ihre Forschungen auf die deutsche Dichtung, und als Gervinus Hand an die zusammenfassende Schilderung derselben legte, war neben den Schriften Lessings, Goethes, Schillers sein Leitstern das Buch Wilhelm von Humboldts, in welchem dieser seine Theorie des Epos wie der Kunst überhaupt im Anschluß an Goethes Hermann und Dorothea erörtert hatte. Joseph Hillebrand kam von der Literarästhetik zur Literaturgeschichte. — Von der Freude am Schönen aus und genährt durch die Errungenschaften der Hegel'schen Philosophie hat Schnaase sein herrliches Werk über die Entwicklung der bildenden Künste geschrieben; Hegel selbst hatte es in seiner Aesthetik an Strenge der Begriffsbestimmung und Begriffsbewegung bei der Lehre von der Idee des Schönen ermangeln lassen, aber wie er zur Betrachtung der einzelnen Künste kam, zog er die Summe dessen, was seit Winckelmann und Herder durch Forschung und Kritik gewonnen war, und auch in jenen früheren Partien seiner Vorlesungen überraschte er durch die Fülle treffender Urtheile über einzelne Dichtungen oder Stellen derselben. Vischer brachte in Bezug auf die allgemeineren Begriffe jene systematische Strenge und Ausführlichkeit der Dialektik, durch die sein umfassendes Buch sich für die Ausführung der Hegel'schen Philosophie in der Schule ein Verdienst erwarb, aber auch mit derselben veraltete und vielfach unhaltbar ward; aber unveraltet und feststehend ist das Verdienst, das er sich in den Anmerkungen zu den formalistischen Paragraphen und unbeirrt von den Schulformeln durch den Reichthum wie den Scharfsinn seiner Betrachtung von Naturerscheinungen wie von Gegenständen der Literatur- und Kunstgeschichte erwarb. Wenn Zeising die Begriffe des Schönen, Erhabenen und Reizenden, des Tragischen, Komischen und Humoristischen von Neuem untersuchte, so gab er fortwährend in Beispielen die Belege für seine Gedankenbestimmungen. Meine eigene Aesthetik geht vom Thatsächlichen und Empirischen, von unsern Gefühlen und unsern Erfahrungen aus, um von diesen zu den ästhetischen Begriffen, von diesen zu den metaphysischen Principien des Geistes und der Natur aufzusteigen und dann das Mannichfaltige in dem einen Urquell des Seins zu begründen und daraus zu erklären; sie sucht also das Aesthetische nicht nach einer fertigen Metaphysik zu behandeln, sondern die Metaphysik selbst von den ästhetischen Ideen aus zu erweitern, zu vertiefen. Sie knüpft die Theorie der Künste stets an das Geschichtliche, an epochemachende Meister und ihre Werke. Ja man kann sagen, daß in der gegenwärtigen Aesthetik das Historische vorwaltet, daß man allen Zeiten und Völkern gerecht zu werden sucht und den eignen Geschmack dem ihrigen sich anschmiegen läßt, so daß Robert Zimmermann vom Herbart'schen Standpunkte aus mit Fug nachdrücklich auf die reinen Formbestimmungen hinweist, die vor Allem erfüllt sein müssen, um den rechten und vollen Genuß des Schönen zu ermöglichen und mit Recht das Immergültige, Klassische, Vollkommene dem zeitlich und örtlich Bedingten gegenüberstellt.

Mit ästhetischem Geist erkannte Bötticher in seiner Tektonik der Hellenen in den baulichen Formen den Ausdruck des sie gestaltenden Wesens, der innenwaltenden Triebkräfte der Materie; er lehrte in der Gestalt die Function, die Leistung eines baulichen Gliedes anschauen, den Einfluß gewahren, den es im Zusammenhange, im Ganzen erfährt. Semper in seinem Buch über den Stil erfaßte die Bedeutung des Stoffes, des Materials für die künstlerische Behandlung; die eigne Natur desselben soll richtig verwerthet werden, das Metall verlangt eine andere Behandlung als der Stein, der Töpferthon, die Seide eine andere als die Wolle; der Teppich des Fußbodens fordert eine flächenhafte, keine plastisch modellirte Decoration. Was hier Künstler lehren, ist uns hochwillkommen; die Philosophie wie die Kunstgeschichte hat sich dadurch bereichert. Die Kunstphilosophie ist fern von leeren Abstractionen und die Geschichte der Kunst steht im Zusammenhange mit der Geschichte des Staates, der Religion und Sitte der Völker; was hier lebt, das gewinnt in der Kunst sein organisches vollendetes Gepräge.

Ich sehe schon lange auf der Lippe des Lesers die Frage schweben: warum ich diese bekannten Dinge hier hervorhebe? Darum, weil in neuerer Zeit Literatur- und Kunstschriftsteller die Lösung des Bandes mit der Aesthetik bald fordern, bald für vollzogen erklären, und vor der Wiederanknüpfung warnen, gerade als ob diese mit ihren Constructionen die Fülle des thatsächlichen Lebens maßregeln und einzwängen oder ersetzen wollte, während sie sich derselben freut und sie in ihrer Gesetzlichkeit zu begreifen, in ihrem Zusammenhang zu verstehen und zu erklären strebt. Ist das auch eines der Symptome von einem Niedergange des Idealismus, der gerade seit der Aufrichtung des deutschen Reiches, seit der Erfüllung unsrer Jugendträume auf politischem Gebiet mit dem Aufkommen des Materialismus in der Theorie und Praxis sich bemerklich macht, so ist es ein bedenkliches Zeichen der Zeit, und ich stehe meinerseits nicht an, die landläufige Ideenscheu, die Unterordnung des Geistes unter das blos Factische für ein Selbstzeugniß des Ideenmangels, der Geistesarmuth zu erklären. Aber es gibt auch eine bessere Deutung, und die will ich zunächst annehmen. In der Richtung der Zeit und in der Begabung der Einzelnen herrscht bald mehr der Sinn für das Allgemeine und Ideale, bald mehr der Sinn für das Detail, für das Besondere und Reale, und die Männer sind selten, die wie Leibnitz beiden gleich gewachsen sind, wie Kant dem Logischen, der reinen Vernunft nicht minder als dem heitern Reich der Erfahrung huldigen. Das Exacte der Naturwissenschaft reizt zur Nacheiferung, und dem Dilettantenthum zu entgehen, das ihr oft von ältern Schwestern vorgeworfen war, will die Kunsthistorie auch exact werden, und gleich der politischen Geschichte die Ueberlieferung kritisch prüfen, zeitgenössische Documente in den Archiven aufsuchen, Contracte mit Künstlern, Briefe derselben, Steuerlisten und Kirchenbücher heranziehen.

Da ist denn manche Legende Vasaris oder van Manders kritisch beseitigt und an ihre Stelle das Thatsächliche getreten, manches Bild hat den Namen seines Urhebers gefunden, und durch die sorgfältige Vergleichung mit andern Gemälden sind diese demselben zu- oder abgesprochen und umgetauft worden. Die Aesthetik hat sich all dieser Errungenschaften gefreut, und wenn die Kostümkunde der Entstehungszeit eines Werkes nach Jahrzehnten umgrenzt, wenn der tellerartig flach oder perspectivisch aufgesetzte Heiligenschein als Zeichen einer Autorschaft verwerthet wird, so hat sie gewiß nichts dagegen zu erinnern. Sie forderte, daß die Darmstädter und Dresdener Madonna im Hause des Baseler Bürgermeisters Maier einmal nebeneinandergestellt würden, und bestritt nicht, wenn dabei die erstere als unzweifelhaftes Original anerkannt wurde. Aber das Räthsel des zweiten wunderbaren Bildes war damit für sie nicht gelöst. Konnte nicht der aus England wiedergekehrte Meister das Bild der Familie für eines ihrer Mitglieder neu entworfen, schlanker gemacht, die Madonna selbst zu einem reineren Ideal deutscher Weiblichkeit durchgebildet haben, während ein Schüler die sie umgebenden Bildnisse copirte? Das Lächeln ist dem Darmstädter Kind auf dem Arme der Maria mit einem Miniaturpinsel aufpunktirt; so hatte es wohl ursprünglich den Ausdruck des Krankhaften, Wehmüthigen, den das Dresdener Gemälde zeigt, und wir fragen: wie wäre ein späterer Copist dazu gekommen, solches dem Christuskind zu geben? Die Aesthetik sagt: als

Christus ist der zweite Knabe unbefriedigend, und es bleibt die Frage offen: ist es nicht doch ein erkranktes oder gestorbenes Söhnchen des Bürgermeisters, das der Madonna empfohlen wird, das sie im Arm hält, um ihm Genesung zu spenden oder es zu sich zu nehmen?

Jüngst entbrannte in Wien und München der Streit zwischen Künstlern und Kunstgelehrten, in welchem man Aesthetiker auf Seiten der ersteren fand. Die Künstler sagten: Kein Bild für das Museum sei zu theuer, wenn dasselbe den Besuchern Freude und Erhebung, dem Künstler Genuß und Belehrung biete; aber für ein zweifelhaftes oder schwaches und von Schülerhand zumeist ausgeführtes Gemälde auch eines Rubens seien 200,000 Mark zu viel. Da sagte ein Wiener Kunstschriftsteller einem Berliner Maler: Es sei ungehörig die Bezeichnungen gut und schön, diese verrotteten Begriffe aus der Rumpelkammer der Aesthetik hervorzuholen. Und da ist denn das Bedenkliche hinlänglich vorhanden. In der Kunst kommt es doch vor Allem darauf an, daß das Werk gut sei, daß es die Idee, welche es darstellt, vollgenügend und ansprechend ausdrücke, daß es schön sei, daß es zugleich den Sinn und das Gemüth anmuthig errege und harmonisch befriedige. Von wem das gute, schöne Werk herstammt, das ist die zweite Frage, und der große Name eines Künstlers macht ein mißlungenes Werk nicht vortrefflich, kann den „baumelnden Arm, das langweilige Gesicht" nicht anziehend machen.

Jedem ästhetisch gestimmten Menschen ist es am liebsten, ein Bild für sich allein zu betrachten und zu genießen; er sucht es gerne am Orte seiner Bestimmung auf, und die Fresken der herrlichen Meister Italiens wirken auch darum so nachhaltig und mächtig, weil man sie im Zusammenhange mit der Architektur und ungestört durch eine fremdartige oder zerstreuende Umgebung mit voller Andacht in sich aufnimmt. In unseren Galerien wirkt die Menge des Verschiedenartigen bald verwirrend, bald ermüdend; die auf der Eisenbahn kommenden und gehenden Besucher eilen durch die Säle, suchen nach den besternten Bildern des Reisehandbuchs, und sind meist befriedigt, wenn sie ihren Strich in dasselbe gemacht haben. Stille Sammlung, ungetheilte Hingabe ist da selten. Doch sind solche Vereinigungen von Kunstwerken nothwendig für das Studium, und daß sie nicht ein Uebel, sondern ein heilsames Gut werden, das scheint sich dadurch am besten zu erzielen, daß man bei der Anordnung ein verwirrendes Durcheinander meidet. Man gebe den besten Bildern das beste Licht, gebe ihnen einen Platz, der sie sofort dem Auge des Beschauers darbietet, gebe ihnen eine Nachbarschaft, die sie nicht beeinträchtigt, die zu ihnen stimmt, wenn sie nicht in eigenen Kabineten oder an besonderen Wänden für sich allein hängen können. Daraus folgt schon, daß man Italiener, Niederländer, Altdeutsche, Spanier in gesonderten Sälen aufhängt, die naiven Anfänge nicht unter die effectreichen Virtuosenstücke bringt, sondern die aufsteigende Reihe der Entwicklung veranschaulicht; die ästhetische Anordnung schließt also die historische nicht aus, sondern zieht sie selbst heran. Für die Kunstgeschichte ist es von Interesse, die Werke streng nach der Zeitfolge zu hängen, und auch das minder Bedeutende aufzunehmen, wenn es ein Uebergangsglied abgibt, auch den kleineren Meistern vom dritten und vierten Rang einen Platz zu gewähren. Aber keine Galerie nähert sich hier der Vollständigkeit, welche nöthig wäre, um es zu rechtfertigen, daß sie nicht für Erhebung und Bildung des Volksgemüths, nicht zur Freude der Freunde des Schönen, sondern für kunstgeschichtliche Belehrung und für Unterrichtszwecke einzurichten wäre, wie Kupferstichkabinete, wie Sammlungen von Gipsabgüssen. Nun mein' ich aber, sei die Kunstgelehrsamkeit um der Kunst willen da, nicht umgekehrt, wie manche Schriftsteller vorauszusetzen scheinen, indem sie die Frage nach dem Schönen zurückweisen.

Man wirft ein: das Schöne, der Geschmack sind etwas Subjectives. Gewiß. Sie theilen dies Loos mit der Liebe, mit der Freiheit, die auch nur in der Subjectivität des fühlenden, wollenden Geistes ihr Dasein haben. Und sind nicht auch Licht und Ton, Duft und Wärme subjective Empfindungen, welche die Seele aus eigenem Wesen unter den Anregungen der Außenwelt hervorbringt? Etwas wird erst dadurch werthvoll, daß es unsere Subjectivität fördert und erfreut, und es ist die Ehre und Größe derselben, daß sie sich nicht den Dingen unterwirft und zum Anhängsel einer Objectivität macht, die ja so gut wie gar nicht da wäre, wenn sie nicht von selbstseienden Wesen gefühlt und gewußt würde; es ist, sage ich, die Ehre und Größe dieser selbstseienden Wesen, daß sie das für sie Werthvolle, das Gute, das Wahre, das Schöne hervorheben und bestimmen, und wer darauf verzichtet, wer das gering achtet, der entsagt seiner Geisteshoheit, seiner Menschenwürde. Der folgerichtige Materialismus sollte demnach auch von einer Rumpelkammer der Ethik sprechen, aus der man die verrotteten Begriffe von Recht und Tugend nicht mehr hervorholen dürfe, da ja Alles nach Naturnothwendigkeit geschehe. Die Kunst aber widerlegt alle materialistische Gemeinheit damit, daß sie Ideales schafft, um der Seele durch Anschauung des Vollkommenen zu ihrem ewigen wahren Wesen zu verhelfen.

Ich erachte es äußerst fruchtbar für die ästhetische Erziehung Deutschlands, daß durch die Bücher von Kugler und Lübke eine klare ansprechende Uebersicht über den Entwicklungsgang der Kunst geboten, die verschiedenen Stile der Architektur, die verschiedenen Epochen der Plastik und Malerei treffend geschildert und bedeutungsvolle Meisterwerke veranschaulicht sind. Ich erachte es für einen großen Gewinn, daß auch die Universitäten Kunst- und Literaturgeschichte als berechtigte Disciplinen aufgenommen haben; eine andere Frage aber ist die der eigenen Lehrstühle. Namentlich unsere Nationalliteratur ward ja von Philosophen, Historikern oder Germanisten in den Bereich ihrer Lehrthätigkeit gezogen, von solchen Männern eben, welche Freude an der Sache hatten und daran erweckten, und ich meine heute noch, man solle dem rechten Mann den Lehrstuhl geben, aber einen Sitz lieber erledigt lassen, als ihn besetzen, um nur den Gegenstand im Lectionskatalog vertreten zu haben. Man kann auch hier dem Privatdocententhum und der Freiheit überhaupt Raum gewähren, der erwiesenen Kraft ihren Lohn geben.

Wer möchte das Verdienst verkennen, das Bernays, Meier und Andere für die richtige Herstellung des Textes von Goethe und Schiller geleistet? Wir wollen auch die Odyssee und die Luise von Voß wieder in der Form lesen, die unsern Klassikern so lieb war. Es ist von ästhetischem Werthe, das Wachsen und Reifen eines Dramas, wie die Iphigenie, einer Elegie, wie der Spaziergang kennen zu lernen, zu sehen, wie der Meister selbst mit seinem Werke fortgeschritten, einen reineren Stil gewonnen, den sprachlichen Ausdruck verfeinert oder gesteigert hat. Hier ist die historisch-philologische Methode ebenso berechtigt als willkommen; aber sie wird fraglich, wenn zu Dichtungen, die man nicht mehr um ihrer selbst willen liest, die nur dem Gelehrten als Entwicklungsstufe zum Klassischen von Bedeutung sind, auch die handschriftlichen, vom Verfasser verbesserten Lesarten hervorgesucht und abgedruckt werden, wenn das Unreife mit kritischer Peinlichkeit neu aufgelegt erscheint, wenn über Autoren dritter und vierter Ordnung dicke Bücher geschrieben werden. Das ist epigonenhaftes Alexandrinerthum, das viel bedeutendere Männer und Werke der Gegenwart vornehm ignorirt, aber das Geringere aus dem Staub der Bibliotheken hervorholt, sobald der sich darauf gehäuft hat. Da fordern wir ästhetisches Werthmaß; da wollen wir nicht statt des Aufsatzes die Broschüre, statt der Broschüre das Buch. Sonst sind wir auf dem besten Wege, daß der Jugend die heimischen Dichter ähnlich verleidet werden, wie so oft die Klassiker des Alterthums durch die Pedanterie der Schulgelehrsamkeit, die sie blos als Object ihrer Formenlehre und Syntax betrachtet, statt die Grammatik als das Mittel eines geistreichen Verständnisses derselben anzusehen.

Goethe hat sich, wie die Literaturgeschichte von jedem Genius lehrt, innerhalb seiner Zeitgenossen entwickelt und sich über sie erhoben. Die ästhetische sagt näher: was den Anakrontikern ein tändelndes Spiel der Einbildungskraft mit gemachten Empfindungen in ersonnenen Situationen war, das ward bei ihm zum Gesang des bewegten Herzens, das seine Zustände dichterisch

weihte; was bei den Stürmeen und Drängern ein unbändiges Toben und Stammeln des zürnenden leidenschaftlichen Gemüthes war, das erschien bei ihm als ergreifender Naturlaut eigenthümlichen Fühlens und Denkens, dessen gesunde Kraft ihre Stärke gerade darin bewährte, daß sie sich selbstherrlich ein Maß setzen lernte. Die philologische Literaturgeschichte gibt zum Belege dafür verschollene Jugendschriften von Klinger und Wagner neu heraus, und vergleicht die Liedlein der Taschenbücher der sechziger Jahre. Goethe malt ein Band für die Sesenheimer Pfarrerstochter, ruft den Zephyr an, daß er es auf seine Flügel nehme und um das Kleid der Liebsten schlinge; sie sieht mit Rosen sich umgeben, selbst wie eine Rose jung, und er redet sie an:

Fühle was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

So pflückt er von der Wirklichkeit die Blüthe der Poesie, und das Lied entwickelt sein Inneres im echt lyrischen Stil fortschreitender Bewegung. Der Philologe belehrt uns, daß der Zephyr in Gleims Umgebung sehr beliebt war, und wenn Goethe anhebt: „Kleine Blumen, kleine Blätter“, citirt er daher die Gedichte, in welchen der Anakreontiker X einmal „kleine Blumen“, der Anakreontiker Y sogar zweimal „kleine Blätter“ gesagt. Gewinnt es da nicht das Ansehen, als stünde Goethe in einer Reihe mit dem gelehrten jungen Römer, der die Schwäche einer Liebeselegie damit entschuldigt, daß er auf dem Lande keine Schriftrollen aus Alexandrien habe? Muß da nicht als ein zierlich Mosaikstück aus Büchern erscheinen, was der unmittelbare, sinnlich anschauliche Ausdruck des Selbsterlebten ist? Der Philologe thut wohl, wenn er sich dagegen verwahrt. Und mir ist es immer angenehm, wenn jüngere Literarhistoriker, wie Max Koch und Muncker, nicht blos in früheren Jahrhunderten weilen, sondern auch über neuere Dichter, wie Chamisso und Julius Mosen, eine zusammenfassende Darstellung geben. Denn es kommt auf Geschmack und Urtheil in Kunstsachen an, nicht blos auf Gelehrsamkeit, und jene werden oft besser durch einen Bericht über eine Kunstausstellung begründet, wo noch keine überlieferten Ansichten maßgebend sind, als durch die Behandlung der Größen der Vergangenheit. Daß aber Männer wie Woltmann, Thausing, Springer, auch wenn sie sich geringschätzig über Aesthetik äußern, ihr verpflichtet sind und für sie wirken, das haben ihre Bücher über Holbein, Dürer, Michel Angelo und Rafael bekundet. Und so wird auch für die Zukunft nicht Feindschaft, sondern Einigung von Kenntniß und Urtheil, von Geschichte und Philosophie das Beste sein.

M. Carriere.

Ein Porträt zum Kleist-Tage.

(10. October.)

Während die Franzosen auf den Trümmeen des ancien régime einen neuen Staat, eine neue Gesellschaft, eine neue Religion, aber auch eine neue Tyrannei schufen, um sich am Ende vor lauter Gleichheitssinn gegenseitig um einen Kopf kürzer zu machen, da vollzog sich auch in deutschen Landen eine nicht minder tief eingreifende, aber friedliche, geistige Revolution: die Wiedergeburt der Nation von innen heraus durch die ästhetische Erziehung. Es war eine merkwürdige Zeit, deren begeisterndes Pathos wie Posaunenton die überschwänglichen, empfindsamen Schalmeienklänge der vorrevolutionären Jahrzehnte zum Schweigen brachte. Eine Ahnung großer Dinge durchschauerte die junge Generation. Sie lauschte wonnebebend Schillers erhabenen Worten vom Rechte des Einzeldaseins, vom Erneuern der Totalität der menschlichen Natur im Individuum, vom Bau der wahren politischen, socialen und geistigen Freiheit durch die veredelte Cultur und im fröhlichen Reiche des schönen Scheins. Aber der leidende Messias des ästhetischen Staates, der in verzehrendem Feuer sein Evangelium verkündete und seines Freundes Goethe Leben und Werke als Muster des kunstvoll subjectiven Gleichmaßes pries, er entzündete zugleich ein verderbliches Selbstbewußtsein, einen prometheischen Trotz und infolge dessen einen selbstverwüstenden Weltschmerz in vielen seiner Jünger. Mancher konnte in der Abwehr der schnöden Wirklichkeit den festen Mittelpunkt in den tausend Conflicten seines Ich nicht finden; die disharmonischen Elemente seines Wesens waren weder untereinander noch mit der umgebenden Welt in Einklang zu bringen, und statt das zerstückelte Bild der Menschheit in seinem Individuum aufzubauen, zertrümmerte er in sich das stolze Ebenbild Gottes. Der ästhetische Stürmer und Dränger, welcher Zerstörer statt Bildner seines Selbst wird, heißt poetisch objectivirt: Werther. Durch die Schaar unsrer großen Dichter wandelt er als Heinrich von Kleist.

Sein Leben ist die Geschichte eines herrlich begabten Geistes, eines edlen Herzens und eines kranken Gemüthes. Der Biograph hat den traurigen Proceß zu beschreiben, wie diese unselige Gemüthsanlage seine Seele überwuchert, sein Genie verdunkelt, seinen Körper zerrüttet und mit grauenhafter Folgerichtigkeit den freiwilligen Tod herbeiführt.

Schon in jungen Jahren hat er vorahnend die Geschichte seines Elends geschrieben: „Der Zustand, ohne Lebensplan, ohne feste Bestimmung, immer schwankend zwischen unsichern Wünschen, immer in Widerspruch mit meinen Pflichten, ein Spiel des Zufalls, eine Puppe am Drahte des Schicksals — dieser unwürdige Zustand scheint mir so verächtlich und würde mich so unglücklich machen, daß mir der Tod bei weitem wünschenswerther wäre.“ Aber gerade dieses consequente Streben nach einem einzigen Ziele hin sollte ihm unerreichbar sein. Seine innere Anlage und seine äußeren Verhältnisse verhinderten es.

Familientraditionen und Standesvorurtheile hatten seine Erziehung, ein schwacher Körper und ein, wie er beschönigend sagt, „seltsam gespannter“, d. h. überspannter Geist seine Entwickelung gehemmt. Ein kleinstädtischer Junker, war er als Knabe nach Berlin gekommen. Mit achtzehn Jahren (1795) soll er noch ganz schwerfälliger, gezierter, „ehrpusseliger“ Offizier gewesen sein. Als eleganter und lebensfrischer Fähndrich machte er den Rheinfeldzug mit. Die Legende erzählt, daß um jene Zeit sein erstes Herzensverhältniß zu einem jungen, adligen Fräulein rückgängig wurde, was ihn von nun an zur Vernachlässigung seines Aeußeren bewogen habe. Der Grund mochte wohl tiefer sitzen. Gewiß war ihm die Barbarei des damaligen Soldatenstandes zum Ekel geworden und ein neues Ideal, die Wissenschaft, aufgegangen. Schon seine Lieutenantsbriefe verrathen ein dilettantisches Studium Kants. Jetzt sollte das doppelte Leid des Herzens und des Verstandes durch die Schulphilosophie geheilt werden, welche schon mehr als einen Dichter zu Grunde gerichtet hat. Ohne weiteres nahm er seinen Abschied und studirte in seiner Vaterstadt Frankfurt an der Oder. Man sagte ihm, er sei mit dreiundzwanzig Jahren zu alt dazu, aber er meinte mit schwermüthigem Lächeln: Er sehe sein Schicksal voraus, einst als Schüler zu sterben, und wenn er auch als Greis in die Gruft führe. Jedenfalls war er ein seltsamer Student, welcher, erzogen für den Soldatenstand und in ihm aufgewachsen, jeder harmonischen Gymnasialbildung entbehrte. Er scheint übrigens seine Zeit wohl angewendet zu haben, denn Dahlmann, der seine Kollegienhefte sah, versichert, Kleist habe ordentliche und nicht nur dilettantische Studien gemacht. Es war wohl ein ziemlich planloses, gewaltsames, ganz autodidaktisches Lernen, wobei das Nebensächliche oft eine übertriebene Bedeutung gewann und das Ziel verdeckte; jedenfalls nichts weniger als ein Brodstudium nach dem Herzen seiner Anverwandten, sondern eher ein akademisches Streben nach kunstvoller Ausbildung seines Ich, eine ästhetische Erziehung. Jetzt griffen die äußeren Umstände wieder störend in seinen Entwicklungsgang ein. Er verlobte sich und mußte schon nach einem Jahre aus Rücksicht auf seine Braut und deren Familie seine Studien unterbrechen, um sich in Berlin auf den Staatsdienst vorzubereiten.

Sein einzig erhaltenes Bild von dem damals beliebten Miniaturisten Krüger stammt aus dieser Epoche; es besitzt durchaus künstlerischen Werth. Seine Braut schätzte es gerade um seiner Aehnlichkeit willen hoch, und Kleist selber veranlaßte den einzig von ihm getadelten spöttischen Zug durch sein, wie er sagt, der Braut zu lieb erzwungenes Lächeln. Das Porträt erweckt Vertrauen, obwohl die charakteristischen Umrisse der Augen (wenigstens auf dem bekannten Stiche von Sagert) höflich retouchiet sind. Der Kopf ist stark, die Stirne breit und gewölbt und namentlich das Hinterhaupt nngeheuer entwickelt. Die offenbar (wie die Augen?) braunen Haare sind kurz und struppig vornübergestrichen. Die Nase ist eher klein, gleich dem runden, energielosen Kinn, aber die Lippen sind schwellend, wie nach wildem Lebensgenusse verlangend. Das ganze Gesicht hat eine melancholische Anmuth, etwas Weiches, Weibliches, und erzählt uns nur wenig von den gigantischen Gedanken hinter den großen, verblüfften Augen, welche von jenem gleichsam nach innen leuchtenden Glanze sind, den man gewöhnlich an sogenannten Träumern beobachtet. Wäre uns nicht das Entstehungsjahr des Bildes bekannt, das Alter des Dargestellten würde schwer zu bestimmen sein. Der Gesammteindruck ist nicht der eines Vierundzwanzigjährigen, sondern von jener fast greisenhaften Jugendlichkeit, die auch zur Signatur seines Wesens und Schaffens gehört.

Seine Zeitgenossen vervollständigen das Porträt. Von mittlerer Größe und ziemlich starken Gliedern, machte er den Eindruck einer prosaischen Natur, so daß die Romantiker nichts weniger als einen Bruder in Apoll in ihm vermutheten. Sein Benehmen war ernst und schweigsam und zeigte keine Spur von vordringender Eitelkeit, wohl aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes. Schwärmerisch, zart, empfindlich, verstand er doch wieder einen guten Scherz und lachte wohl auch herzlich; allerdings nur selten, gerade wie unter seinen Werken nur ein komisches ist, freilich ein Meisterstück. Ein leiser Zug von Schwermuth dämpfte selbst seine freundlichen Stimmungen. Tieck fand eine Aehnlichkeit mit dem ihm auch innerlich verwandten Torquato Tasso heraus; auch habe er dessen schwere Zunge besessen. Ferner hatte er die Unart, leicht verlegen zu stottern und zu erröthen. Diese „unerklärliche Verlegenheit“ verscheuchte ihn wohl auch aus den Kreisen der Menschen. Daher klagt er, wie schmerzhaft es sei, sich nie zeigen zu können, wie man wohl möchte, nie frei handeln zu dürfen und selbst das Große versäumen zu müssen, weil man voraus empfindet, daß man nicht standhalten würde, „indem man von jedem äußeren Eindruck abhängt und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von élégant uns durch die matteste persiflage vernichten kann“. Dazu kam seine ewige Zerstreutheit, von der sich seine Geschwister allerlei krause Exempel erzählten. Auch aus späteren Jahren melden Wieland und andere Freunde ähnliche „an Verrücktheit grenzende Eigenheiten“. Fouqué berichtet, daß Kleist zuweilen mit großer Lebendigkeit eine Begebenheit vortrug, aber mitten drin verstummte und stille dasaß, als ob er allein im Zimmer wäre.

Aber nicht nur diese Schrullen und Absonderlichkeiten zogen ihn vom heilsamen Umgange mit den Menschen ab, sondern auch sein räthselhaftes Gemüth, das eine Mischung der disparatesten Elemente war. „In mir ist nichts beständig als die Unbeständigkeit“, klagte er mit Recht. Der unvermittelte Wechsel in seinen Stimmungen schloß jedes Behagen an sich selbst und für andre aus. Er hatte die weiche Empfindung seiner jungverstorbenen Mutter geerbt, aber auch den starren, verschlossenen Sinn der Kleiste. Neben der ausschweifendsten Phantasterei, die sich auch in seinem abenteuerlichen Wandertriebe verrieth, ging, wie schon erwähnt, ein greisenhafter Zug durch sein Wesen. Nüchterne Pedanterie wechselte bei ihm mit ekstatischem Rausche ab. Bereits in seinen Knabenbriefen ist wenig Jugendliches, wohl aber herrscht darin ein altkluger Ton vor, und als Student gehört er ganz zu jenen von den Xenien gegeißelten Herren, die ein kurzes Gedärm haben. Sein kaum erst verdautes Wissen setzte er sofort in didaktische Weisheit um. Bevor Kleist selbst das Wahre erkannt, wollte er seine Bekannten aufklären. Noch ehe er ein paarmal vor einem akademischen Lehrstuhle gesessen, mußte man ihm schon ein Katheder für den Haus- und Privatgebrauch anfertigen lassen. Ein lernender Lehrer, gab er seinen Geschwistern Themata zu Aufsätzen, sorgte für ihre Lectüre, säuberte ihre mit Dialekt versetzte Redeweise, brachte ihnen etwas Logik und Mathematik bei und gerieth wohl außer sich über ihre Zerstreutheit — er, der ewig Zerstreute! Ja, der trockene Pedant schrieb sogar seiner Schwester von Stube zu Stube sorgfältige pädagogische Briefe, worin er sie unter Anderem tadelte, daß sie noch ohne Lebensplan sei und die heilige Pflicht, Mutter und Erzieherin des Menschengeschlechtes zu werden, ein für allemal verworfen habe. Sein Leben lang wurde er durch alles Rohe, Gemeine, Niedrige empört, und der bloße Verstoß gegen die Sittlichkeit, ein Blick, eine Miene beleidigte sein Schamgefühl und konnte ihn außer Fassung bringen; aber derselbe sittenreine Mensch wählt fast in allen seinen Novellen ein sinnliches Motiv zum Mittelpunkt und bringt schier in jedem Stück anstößige, wenn auch nicht lüsterne Reden, Scenen oder Charaktere.

Gerade wie Voltaires Candide und eigentlich alle tiefer angelegten Naturen war er unglücklich, sobald er reflectirte, und dies um so mehr, als sein unseliges Gemüth immer neue Conflicte schuf. Bei einem Berliner Prediger erzogen, warf er schon frühzeitig den positiven Glauben weg. In der Armee quälte ihn fortwährend die Alternative, ob er als Mensch oder als Offizier handeln solle. Sein schweres norddeutsches Blut war jeden Augenblick im Widerstreit mit seiner erregbaren Phantasie. Von Jugend auf war er entweder kindlich heiter und ausgelassen oder ernst und verschlossen, von packender Liebenswürdigkeit oder schroff und aufbrausend, bescheiden und schlicht und dann wieder voll wilder Ueberhebung und himmelstürmendem Trotze, um plötzlich abermals in kalten Lebensüberdruß und schauerlichen Trübsinn zu versinken. Bei allem Adel und Reichthum eines ewig bewegten Herzens und überströmenden Gefühls hegte er einen eisernen Egoismus, zumal wean wissenschaftliches oder poetisches Streben, oder sein dämonischer Ehrgeiz in Mitleidenschaft gezogen werden sollten. Er besaß eine große Fassungskraft und einen ungestümen Wissenstrieb, aber bei aller Starrheit und Hartnäckigkeit seiner durchaus nicht dilettantischen Natur fehlte es ihm an Geduld und Ausdauer. Sobald sich ein Hinderniß zeigte oder die erwartete Anerkennung ausblieb, verlor er den Muth. Er trieb Alles, was ihn interessirte, mit Leib und Seele, aber bald erfaßte ihn Ekel und Ueberdruß. Die Liebe nahm ihn stets ganz gefangen, doch wenn es zu einem Bruche kam, dessen Schuld fast immer er selbst trug, war Alles auf immerdar vergessen. Als Student behandelte er jede Disciplin als Herzenssache; wenn sie dagegen seine stets überspannten Erwartungen nicht erfüllte, gab er sie sogleich auf. Als er die Kantische Philosophie ergreifen wollte, da ergriff sie ihn; allein schon wenige Monate, nachdem er emphatisch erklärt, daß die Bildung die höchste Bestimmung des Menschen sei, gab er seinem Freunde, dem zartbesaiteten Mecklenburger von Brokes recht: daß Handeln besser als Wissen sei. Da er hörte, daß man das Absolute nicht zu verkennen vermöge, verwundete es ihn tief in seinem heiligen Innern, und er verwarf die so heiß erstrebte Philosophie augenblicklich, obgleich er sie sein Leben lang nicht wieder los werden sollte. Sie zieht sich durch alle seine Dichtungen, am klarsten und handgreiflichsten im „Käthchen von Heilbronn“ (Wetter von Strahls Doppelliebe und Kunigundes „Häßlichkeit an sich“) und zumal im „Amphitryon“, der überhaupt mit seinem an „Don Carlos“ anklingenden Stil das subjectivste Werk des Dichters ist.

Fortwährend voll Mißtrauen gegen sein Talent, wollte er doch wieder das höchste im Flug erreichen, Alles an Alles setzen, die erhabenste Unsterblichkeit oder schnöde Verschollenheit. Er selbst erkannte nnr zu wohl diesen Fehler, der ihm die Gegenwart verbitterte und die Zukunft zu einrm Wahngebilde schuf. „Ist es nicht eine Unart,“ seufzt er in einer lichten Stunde, „nie den Augenblick der Gegenwart ergreifen zu können, sondern immer in der Zukunft zu leben?!“ Und wie maßlos seine Hoffnungen, so unendlich war seine Enttäuschung. Gleich wurde er an seinen Talenten wieder irre, sobald ein Anlauf mißglückt

war. Dann brach die unselige Werthernatur hervor. Er wühlte sich immer tiefer in seinen Schmerz hinein nnd brütete über die schwangere Zukunft. In solchen Krisen sah es in seinem Kopfe aus, „wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose tausend Nieten liegen“.

Beständig schwankt er zwischen dem Hange zur Einsamkeit nnd dem Triebe, sich verwandten Seelen auszusprechen. Er hatte das Glück, in Brokes, Rühle von Lilienstern und Ernst Pfuel drei anhängliche und aufopfernde Freunde zu finden, aber er pflegte sich auch vor ihnen zu verschließen und in seine trüben Gedanken einzuspinnen. Er war ängstlich und mißtrauisch; und von so unheimlichem Scharfblicke seine Selbstbekenntnisse sind, so schief urtheilt er in der Regel über andere Menschen, obwohl er auf seinen Gefühlsblick große Stücke hielt. „Ich besitze jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt.“ Darum erwachte in ihm frühzeitig der Hang nach dem idyllischen Landleben, so wie es von Rousseau gepriesen wird, dessen Lectüre er seiner Schwester fortwährend empfahl. Gleich Hölderlin glaubte er die Menschen erst recht zu verstehen, wenn er sich vor ihnen verbarg. Er versicherte, er habe jedesmal eine Empfindung wie ein Grauen, wenn er Jemanden sein Innerstes aufdecken sollte. „Der Kummer,“ sagte er eigensinnig, „ist eine Last, die noch schwerer drückt, wenn mehrere daran tragen.“ Kein Wunder, daß er innerlich und äußerlich vereinsamte. Wurde dann der Schmerz der Reflexion zu heftig, so suchte er sich durch Opium zu betäuben, nnd diese schreckliche Gewohnheit scheint sich, ihrer Natur gemöß, immerfort gesteigert zu haben.

Und nun die frühzeitige und unerbittlich wachsende Verfinsterung seiner Seele! Die verderbliche Anlage läßt sich schon im Knaben erkennen, der mit dem Gedanken des Selbstmordes zu spielen pflegte und seinem schwermüthigen Vetter den gemeinsamen Tod versprach. Dieser krankhafte Trieb der Selbstzerstörung ist ohne Zweifel ererbt. Wir sehen, wie sein gesundes Herz dagegen ankämpft und endlich unterliegt. In jeder harten Bedrängniß war der Selbstmord immer sein erster Gedanke, obwohl er doch wieder vor ihm zurückschauderte. Wie sehr die Todesfurcht des „Prinzen von Homburg“ dem mordlustigen Dichter aus der Seele geschrieben ist, beweist ein Brief an seine Braut, worin es unter Anderem heißt: „Ach, es ist nichts ekelhafter, als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das uns dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nützen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon; denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch — o wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — Dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht, von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding, wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das Jeder wegwerfen möchte, wie ein unverständiges Buch; sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen, es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indessen Mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet noch erwärmt.“

Er erkannte selbst am besten, daß er mit seinen Idiosynkrasien, Monomanien und Verrücktheiten — dies grausame Wort ist von Wieland — nicht zu den Menschen paßte: „Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu spielen und ein innerer Widerwille dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig und froh kann ich nur in meiner eigenen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf.“ Daher paßte er ebenso wenig für ein Amt, so gerne er sich auch dem Willen seiner Familie und seiner Braut gefügt hätte. „Ordnung, Geduld, Unverdrossenheit sind Eigenschaften, die bei einem Amte unentbehrlich, und mir ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern und da bin ich unüberwindlich geduldig und unverdrossen. Kein Amt, und wäre es auch eine Ministerstelle, würde mich glücklich machen.“ Aber nicht nur sein Charakter verhinderte seinen Eintritt in eine bürgerliche Lebensstellung, sondern ein neues Ideal, das ihm plötzlich in berückender Schönheit erschien und das er doch eifersüchtig vor der Welt verheimlichen mußte. Es war das Räthsel seiner Bestimmung, dessen Lösung er fand, sein Poetentraum.

Schon in seinen Kinderjahren erkennt man Spuren seines dichterischen Schaffens. Er schrieb Carmina für Familienfeste, dann später in der Studentenzeit kleine Proverbes für die Braut und ihre Freundinnen, und unter Anderem ein holpriges Distichon über das emancipirte Wesen der Schwester, das Amphibium, welchem ernstlich vorgehalten wird, daß fliegen und schwimmen zugleich nicht angehe und daß endlich ein sicheres Geschlecht gewählt werden müsse. Er dichtete gewiß zu allen Zeiten, aber er war stets bemüht, die Zeugen seines poetischen Schaffens zu verheimlichen. „Sollte Tante gern in mein Bureau wollen wegen der Wäsche,“ schrieb er einmal seiner Ulrike, „so sorge doch auf eine gute Art dafür, daß der obere Theil, worin die Schreibereien, gar nicht geöffnet werde.“ Um jene Zeit, wo sein dichterischer Genius die Schwingen heimlich entfaltete, wurde seine bis dahin erzieherische Correspondenz mit einem Male pathetisch, rhetorisch, voller Tropen und Gleichnisse, ja er unterrichtete sogar seine Braut in dieser Bildersprache. Seine damaligen Briefe sind verhaltene Gedichte. Mit Schaudern denkt er an die Wünsche seiner Familie, an die Gebote der Welt, denn er ahnt in sich schon eine überwältigende Dichterkraft. Und nun soll er den glühenden Trieb ersticken und auf das lockende Ideal verzichten! . . . „Am Ende,“ seufzte er, „könnte man sich selbst mit Apollo trösten, der auch verdammt ward, Knechtsdienste auf Erden zu thun. Aber immer noch reizt mich mein früheres höheres Ziel und noch kann ich es nicht (wie Viele es können) verächtlich als uneerreichbar verwerfen, ohne vor mir selbst zu erröthen. Das Schlimmste bei dieser Ungewißheit ist, daß Niemand mir rathen kann, weil ich mich keinem Andern ganz erklären kann.“ Endlich empört er sich: „So lange die Metallkugel noch kalt ist, so läßt sie sich wohl hineinschieben in das enge Gefäß, aber sie paßt nicht mehr dafür, wenn man sie glühet — fast so wie der Mensch nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn erwärmt.“ Nach kurzem Kampfe schlug er zwei Ehrenstellen aus und verzichtetete ein für allemal auf den Staatsdienst.

Das märkische Sprichwort: „Jeder Kleist ein Dichter“, sollte bei ihm sehr spät zur Wahrheit werden. Seine Geisteskrankheit mit ihren periodischen Eruptionen, der unheilvolle Einfluß der Kantischen Philosophie, sein von Haus aus verschrobener und gehemmter Bildungsgang, seine poesiefeindliche Familie und deren realistische Anforderungen, das Alles verzögerte den Durchbruch seines Dichtergenies. Als es sich aber endlich Bahn brach, da zertrümmerte es in vulkanischem Ungestüm alle Schranken und zerstörte den schwächlichen Leib und die kranke Seele.

Theophil Zolling.

„Johannes Erdmann.“

Schauspiel in vier Aufzügen von Adolph Wilbrandt.

Wien, 30. September.

In jenen Kreisen, welche über das Erbe Dingelstedts zu verfügen haben, hat man seltsam genug die Ernennung Adolph Wilbrandts zum Director des Burgtheaters von einer Art Prüfung abhängig gemacht. Seine Befähigung zu dem vielnmworbenen Posten sollte nach der Aufnahme seines neuen Stückes beurtheilt werden. Der Candidat sollte durchs Examen. Auf dem Theater, wo man Alles probirt, solle auch der Director erst probirt werden. Wohl dachte man zunächst nur an eine dramaturgische

Prüfung. Der Dichter ward berufen, seinen „Johannes Erdmann“ persönlich in Scene zu setzen, und der gegenwärtige Großmeister unserer Hofbühne wollte dabei zuschauen, „wie er sich auf den Proben mache“. Allein das Publicum zieht die Grenzlinie nicht so scharf. Als es vorigen Dienstag ins Burgtheater strömte, glaubte es wirklich, das Schicksal des Stückes werde auch das Schicksal des Dichters entscheiden und es habe nun nicht blos ein neues Schauspiel zu richten, sondern auch einen neuen Theaterdirector zu ernennen. Jeder Zuschauer fühlte sich zugleich als Kritikus und als Generalintendant. Und wie dann das Stück durchfiel — denn es ist leider in Sanftmuth, aber mit Entschiedenheit abgelehnt worden — wurden alsbald Stimmen laut, der arme Dichter habe nun auch seine Ansprüche auf den Directionsstuhl verspielt. Als ob man nicht sehr schlechte Stücke schreiben und doch ein guter Director sein könnte, vide Dingelstedt! Ein Fehler war es jedenfalls von Seiten der maßgebenden Behörde, daß sie nicht herzhaft genug gewesen, Wilbrandt ohne Weiters auf den Posten zu stellen, auf den er gehört. Seit Jahrzehnten lebt er auf den deutschen Brettern, hat das Theater im Glück und Unglück durchaus studirt, und ihn im Dramaturgischen prüfen heißt den Fisch examiniren, ob er auch schwimmen könne.

Und nun zum Stücke selbst. Gleich einer Musterpredigt zerfällt es in zwei Theile: „den einen verstehet man, den andern Niemand verstehen kann“. Wenigstens versteht man nur das Eine, daß dieser andere Theil nicht hergehört, ganz und gar aus dem Tone fällt. Die Handlung schlägt einen ungemein bequemlichen Schritt an, schleicht träge durch die beiden ersten Acte, um sich dann plötzlich aufzubäumen und in tollen Sprüngen außer Athem zu setzen. Fast möchte man zweifeln, daß dieser steife Philister, Joachim Lengfeld, dem die Worte wie Eiszapfen von den Lippen fallen, und seine wilde Schwester Therese von Lubin, die später ganz warm aus dem Irrenhause daherkommt, in demselben Dichterkopfe ihren Ursprung haben.

Joachim Lengfeld ist ein Philanthrop, ein Wohlthäter der gesammten Menschheit, der seinen Reichthum in Schulen und Spitäler verwandelt, in allen Stücken stets aufs große Ganze zielt, aber im Einzelnen sich vergreift und die Erziehung seines Sohnes Heinrich, eines begabten doch leichtfertigen jungen Mannes, nicht recht zu leiten vermag. Ganz anders Johannes Erdmann, sein Schwager. Dieser hält sich mehr ans Persönliche, Individuelle; ihm dünkt es größerer Ruhm und besserer Genuß, einen einzelnen, schief gewachsenen Menschen im Stillen gerade zu biegen, als irgend ein großartiges menschenfreundliches Werk geräuschvoll zu vollbringen. So hat er Lili, ein mutterloses, von Gefahren umgebenes Mädchen, zur Tugend erzogen, und wenn Heinrich von seinem gestrengen Papa aufgegeben und verstoßen wird, ist wiederum er es, der den jungen Mann in Obhut und Pflege nimmt. Kurz, der rechte und der schlechte Schulmeister, Hans Imallgemeinen und Hans Insbesondere! L'Arronge hat in seinem letzten, die Tragik der Maturitätsprüfung behandelnden Stücke einen ähnlichen Stoff verarbeitet, wie denn überhaupt dieses Motiv der richtigen und der verkehrten Erziehungsmethode in der Dramatik aller Völker sich müde gedient hat. Man denke nur an Diderots „Hausvater“, an die Stücke von Benedix, van Bauernfeld. Selbst „König Lear“ kann in gewisser Hinsicht als ein pädagogisches Trauerspiel gelten.

Für unsere modernen Theaterdichter ist diese Rückkehr zur Philisterei der guten alten Zeit bezeichnend. Nachdem sie sich vergebens bemüht, eine Gesellschaft, die nicht ist oder noch nicht ist, literarisch für die Bühne zu präpariren, zogen sie sich mit richtigem Instincte auf das Kleinleben der bürgerlichen Kreise zurück. Gibt es keine Gesellschaft, sa gibt es doch eine Familie. Und die Dichter hielten in der Familie Umschau, guckten in alle Stuben des Hauses, sogar in die Kinderstube, und siehe da, hier sahen sie in einer Ecke einen Stecken stehen, einen prächtigen Magisterbakel, und „der“, riefen sie, „der soll uns Früchte tragen!“ Ein Hang zum Pedantischen ist und bleibt uns nun einmal angeboren. „Das Pedantische, glaube ich, wenn es früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, würden die Deutschen zuerst erfunden haben.“ Es ist kein Franzose, kein Engländer, der uns diese Wahrheit sagt, sondern Jacob Grimm. Wir schulmeistern allesammt mit Leib und Seele, wo wir nur können, und was Wunder, daß nun auch das Theater seine Stoffe wieder aus dem Pädagogium holt?

Würden sie nur vom Dichter in eine frische anziehende Form gebracht! Allein was soll man zu diesen ewigen Erziehungsgesprächen, diesen endlosen Pestalozziaden sagen, womit Wilbrandt sein neues Stück beschwert hat? Ach, man weiß sehr gut, was man dazu sagen soll. Sie sind unbeschreiblich langweilig, und die kleinlichen Reden, die unbedeutenden Vorgänge erinnern uns nur zu oft an Schillers Frage: „Was kann der Misère Großes begegnen?“ Großes gewiß nicht. Es kann ihr höchstens begegnen, daß Einer, der kein Schiller ist, ein Stück daraus macht.

Zwei Seelen, ach … Wir stecken noch mitten in der Schulmeisterei, da wirft der Dichter den Magisterbakel plötzlich in die Ecke und wird ein Anderer. Jene Therese von Lubin öffnet die Thüre, und alsbald gerathen wir aus der pädagogischen in eine pathologische Atmosphäre, aus dem Schulstaub in Spitalgeruch. Therese war einst die Gattin Erdmanns und ist es eigentlich noch. Man muß sich diesen Erdmann als einen ziemlich mysteriösen Kauz vorstellen. Vor vielen Jahren hat er wegen des schlechten Lebenwandels seiner Frau Haus und Heimat verlassen, um in die weite Welt zu gehen. Zurückgekehrt, lebt er unter fremdem Namen, als Dr. Robinson in der Verborgenheit. Sein Haus ist ein wahres Geheimnißnest. Der junge Heinrich weiß nicht, daß sein trefflicher Lehrmeister zugleich sein Onkel ist. Lili weiß nicht, daß derjenige, den sie wie einen Vater liebt, der Mann ihrer Mutter ist. Erdmann weiß nicht, daß seine geliebte Lili die Tochter seiner Frau ist, die Frucht eines unerlaubten Verhältnisses, und so weiß denn auch wiederum Heinrich nicht, daß diese Jungfrau, die er sich zur Braut erwählt, seine Cousine ist, denn sie trägt den Namen Lubin, den angenommenen Namen ihrer Mama. Geheimnisse und falsche Namen, wohin man horchen mag! Eine sonderbare Gesellschaft!

In dieses Dunkel tritt nun auf einmal Frau Therese, geradewegs aus ihrer Heilanstalt daherkommend. Man erräth die verschiedenen Erkennungsscenen, Conflicte und Seelenkämpfe, welche durch ihr Erscheinen bewirkt werden, und wir brauchen sie nicht des Näheren zu schildern. Alles scheint sich so ziemlich in Güte aufzulösen. Sogar Erdmann, der anfangs wieder davongegangen, um sogleich wieder zurückzukehren, hat sich entschlossen, incognito an der Seite seiner reuigen Gattin fortzuleben und eine ganz neue Sorte von heimlicher Ehe in Gebrauch zu bringen, so daß schließlich nur noch die Frage übrig bleibt, wie Heinrich und Lili am besten unter die Haube zu bringen wären. Papa Lengfeld, dessen starres Puritanerthum den Liebenden in die Quere kommt, ist über Lilis makelhafte Geburt empört und hat bei seiner Tugend geschworen, daß er die Frau seines Sohnes aus den Händen der liederlichen Schwester nimmermehr empfangen werde. Was ist zu thun? Therese könnte nochmals wahnsinnig werden, aber um sich nicht zu wiederholen, vergiftet sie sich lieber. Sa erleben wir es, daß ein Stück, welches im Pedantischen begonnen, ganz unvermittelt ins Grelle und Gräßliche überschnappt. Im Anfang Wassersuppe, zum Schluß des Mahles Gift und Tod. Was der Zuschauer bei dem jähen Wechsel aussteht, ist nicht zu beschreiben.

Das Schlimmste ist, daß der Knoten dadurch keineswegs gelöst wird. Ob Therese sterbe oder nicht, von Lilis Namen wird der Makel nicht weggenommen. Auch der Mutter Schatten müßte dem Kinde den Weg des Glückes verstellen. Bei Wilbrandt, freilich, fühlt Lengfeld angesichts der Leiche seiner Schwester ein menschlich Rühren und gibt nach der Schablone aller Rührstücke seine Einwilligung zur Heirath der jungen Leute. Aber wie, wenn er seinem Charakter getreu, wenn er der steinerne Tugendbold bliebe, als den man ihn uns immerdar vorgestellt hat, und sich grollend in die Burg seiner unerbittlichen Grundsätze zurückzöge? Theresens Selbstmord ändert nicht das Mindeste an der Lage der Dinge. Wie jener Arzt zu dem

wunderbar Genesenen sagte: „Wissenschaftlich sind Sie eigentlich todt,“ so kann man von ihr nach ihrer Vergiftung behaupten, künstlerisch sei sie eigentlich noch lebendig. Nie wirkt man aber peinlicher, als wenn man das Gräßliche um des Gräßlichen willen aufsucht und den Tod ganz überflüssiger Weise, nur seiner scheußlichen Fratze wegen auf die Bühne zerrt.

Brauchen wir erst zu betonen, daß die Figur Theresens ihrer ganzen Anlage nach wieder eine bedauerliche Verirrung des Dichters ist? Die Frau ist bei ihrem Auftreten noch halb krank, die Geister des Wahnsinns spielen noch um ihre Stirne, die Verrücktheit pocht jeden Augenblick aufs Neue an ihre Schläfe. Nach der fürchterlichen Erkennungsscene zwischen ihr und ihrem Bruder kämpft sie zugleich mit dem leiblichen und dem geistigen Tode. Der Wahnsinnsteufel streckt seine Krallen nach ihr aus, und dort winkt das Giftfläschchen. Gräuel auf Gräuel! Dabei immer die Mahnung an ihren jugendlichen Leichtsinn, ihre Liebessünden! Und zum Schluß wird das ganze Stück entlang mit Darwinistischer Vererbungstheorie gespielt, was nicht dazu beiträgt, die Atmosphäre gesünder und reinlicher zu machen. Wir wissen ganz genau, wo die Figur hingehört. Sie gehört in einen Roman von Emil Zola.

Wildbrandts Talent ist in seiner Entwicklung gar wunderliche Wege gegangen. Er fing an, wie Andere aufzuhören pflegen: mit ruhigen, besonnenen Stücken, seinen Lustspielen von einer wohltemperirten Heiterkeit, um sich dann nach und nach in die Gräuel des alten Roms hineinzuwühlen, um schließlich die klassischen Gräuel ins Gemein-Bürgerliche zu übersetzen. Saus und Braus, Sturm und Drang kamen bei ihm mit den reiferen Jahren. Leider ist es ein falscher, gemachter Uebermuth, eine erkünstelte Kraftgenialität. Von Zeit zu Zeit regt sich der alte maßvolle Mensch in ihm, so im ersten Theile des neuen Stückes, doch nur, um sich so rasch wie möglich vor dem Toben und Tollen seines entarteten Doppelgängers aus dem Staube zu machen. Freilich, was nützt das convulsionäre Gebahren? Der Dichter mag noch so wüthend zappeln und um sich schlagen, er verräth nur, daß er nicht gehen kann; die unnatürliche Kraftanstrengung beweist nur seine Ohnmacht. „Johannes Erdmann“ ist das Werk eines müden entkräfteten Talentes und, möchten wir hinzufügen, das beste Zeugniß für des Dichters dramaturgische Befähigung. Er möge Director im Burgtheater werden, denn sein Geist hat es nöthig, daß er in einer praktischen Thätigkeit Erholung suche und einige Jahre lang das Dichten lasse. Wildbrandt erst prüfen zu wollen, war ein unglücklicher Einfall und ebenso lächerlich, als wenn man einen Mommsen an die Hochschule berufen, ihn aber zuvor in der römischen Geschichte examiniren würde.

So hoffen wir denn, daß das Amtsblatt in den nächsten Tagen Wildbrandts Ernennung zum Nachfolger Dingelstedts bringt, trotzdem daß oder gerade weil sein „Johannes Erdmann“ durchgefallen.

Hugo Wittmann.

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

IV.

Räuber und Velten in München suchen wie Ehrentraut ihr künstlerisches Heil zum Theil in derartigen Bildern mit kleinen Figürchen in den Trachten alter Tage; Bilder, welche doch immer weniger aus eigener originaler Phantasie und Beobachtung erwachsen, als unter der Anregung durch die Werke der Niederländer des 17. Jahrhunderts entstanden sind. Des ersteren, übrigens charmant gemaltes, in Bezug auf Pferde und Menschen fein und lebendig charakterisirtes Bild „Rückkehr von der Jagd“, des letzteren „Einquartierung“ können, ohne Nachahmungen zu sein, doch die geistige Mitarbeiterschaft oder den Einfluß des alten Ph. Wouvermann nicht verleugnen. Daß Velten aber die Wirklichkeit auch ohne fremde Brillen anzusehen und in heiterer frischer Wahrheit zu schildern vermag, beweist er im trefflichen Bilde „Pferdemarkt auf dem Lande in Oberbayern im Winter“. — O. Wisniewsky (Berlin) gehört zu den originellsten und interessantesten Malern dieser Gruppe. Seine kleinen Bilder „Edelknabe und Landmädchen“ und „Heimkehr“ sind von einem schwer zu schildernden Reiz und üben die volle Wirkung echt poetischer Conceptionen; ihre Malerei glänzt nicht durch technische Virtuosität, fesselt aber auch ihrerseits durch eigenartige geistreiche Behandlung. In des jüngeren Eybel „Galgenvögeln“, Raubgesellen des 17. Jahrhunderts, die am Hochgericht in unheimlicher öder Landschaft vorübersprengen, gibt sich ein vielversprechendes Talent kund, welches eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem seines Vaters, aber auch Anklänge an Henneberg zeigt. Kowalsky ist der sinn- und talentverwandteste Nachfolger des zu früh verstorbenen Gieremsky. Sein „Spazierritt im Walde“ und das noch meisterlichere Bild „Piqueurs Louis XIV. im Walde von Fontainebleau“ am sonnenhellen frischen Novembertage wären ohne jenes bedeutende Vorbild schwerlich gemalt worden. Aber sein ehrliches Naturstudium, sein feines Tongefühl sind ihm durchaus eigenthümlich. Sein Genre ist nicht groß. Er wird nicht müde, immer denselben Piqueur, denselben derbknochigen Schimmel und Fuchs, denselben theils entlaubten, theils mit braunem todtem Blätterwerk bedeckten, von der kalten Wintersonne durchblitzten Wald zu malen. Aber er macht das so, daß wir das Alles immer gern und mit Interesse wieder sehen. — Lindenschmidt verleugnet in Allem, was er malt, nicht eine gewisse geniale Künstlerschaft. Auch in diesem Bilde „Zeche lustiger Gesellen“ in Auerbachs Keller nicht. Die Gestalten der trinkenden und halbtrunkenen Cumpane sind meist sehr glücklich erfundene, charakteristische Typen der vielgestaltigen Gattung. Durch die Einführung der hübschen blonden, runden, jungen Schenkin in diese wilde Gesellschaft hat er seine Composition noch um ein wirksames Motiv bereichert. Schade nur, daß seine Farbe hier wieder besonders stark in brunstige und saueige Töne, in ein Schillern und Glitzern verfällt, welches sie nur zu sehr um den Eindruck der Lebenswahrheit und die Totalwirkung um Ruhe und Adel bringt. Den eben die Kellertreppe, Faust voran, herabsteigenden Mephisto hat auch er übrigens wieder als grauköpfigen Alten, seine Gestalt fast als bekleidetes Skelett dargestellt. Ich verstehe nicht, daß unsere Maler an dieser unmotivirten, grundverkehrten Auffassung mit seltsamer Zähigkeit immer noch festhalten. — Von Frl. Siecks hervorragendem Talent gibt ihre lebensgroße Gestalt der schönen unglücklichen Vittoria Accorambana, am Betpult die zur ihr einsteigenden vermummten Mörder erblickend und resignirt erwartend, ein neues bemerkenswerthes Zeugniß. Das bänglich Grauenvolle der furchtbaren, bekanntlich von L. Tieck mit einer Art teuflisch-wollüstigen Behagens bei anscheinend raffinirter Kälte und Nüchternheit geschilderten Scene, und den gefaßten Heldenmuth der Ergebung in das Unentrinnbare in der hohen Gestalt des schönen Weibes ist hier zum wahren und wirksamen Ausdruck gebracht. — Graf Arnim-Bäewolde mit seiner gemalten Illustration zu Heines Ballade vom alten König, dessen junger Frau und dem jungen Pagen ist distinguirt im Ton, in den Charakteren des ungleichen Paares gut getroffen, aber im Ganzen ziemlich arm an Interesse.

Eine sehr eigenthümliche Erscheinung ist Fritz Uhde (München), dessen Bildern wir meines Wissens hier zum ersten Mal begegnen. Seine Laune und Lustigkeit, wie die Charaktertypen seiner Gestalten weisen auf den alten Jan Steen, seine Tongebung und Malerei auf Munkacsy. Beiden Bildern „Familienconcert“ und „Holländische Gaststube“ fehlt es nicht an sehr beachtenswerthen malerischen Qualitäten, wie befremdlich sie im Allgemeinen auch unserm Publicum erscheinen mögen. Das schmutzige Colorit und der derbe unschöne Vortrag derselben schließen eine eigenthümliche Feinheit und geschlossene Harmonie nicht aus, und in der Menschendarstellung erfreut eine gesunde naive Fröhlichkeit und ein sorgloser, jenem altholländischen innig verwandter Humor. Siemenroths „Vor dem Spaziergange“, dessen leuchtende Farbe und breite, kecke und zugleich elegante Technik auf Michaels Schule deuten; Fischer-Coerlins „Vorlesung“, ein winziges Bild mit Figürchen von Miniaturformat in der Tracht des Spätrococo und entsprechender Umgebung, von delikater Durchführung, seien aus der Zahl der Bilder des Kostümgenres hier noch hervorgehoben. Der letztgenannte mannichfach begabte Berliner Künstler, reich an erfinderischer Phantasie und vielseitigem Können, scheint in Bezug auf die Wahl seiner Ziele und Wege noch immer unentschieden zu sein. Gleichzeitig mit

einem Genrebilde wie dieses, stellte er das Resultat eines ebenso wunderlichen wie glänzend gelungenen Experimentes, das Aquarell „Trinkerhistorie“, das aufs Täuschendste die Erscheinung eines vielfach zerrissenen und beschmutzten, mit Versen und steifen Holzschnitten aus dem 16. Jahrhundert bedruckten, vergilbten Blattes aus einem alten Folianten nachahmt, und ein großes Gouachebild von ernstem großem Stil und wuchtiger Tonwirkung aus: „Requiem“. Weiß- und schwarzbekuttete Mönche singen dasselbe einem todten Frater, der ausgestreckt auf der Bahre vor einem mit Schädeln und Gebeinen geschmückten Altar liegt.

Die Mönchs- und Priesterbilder werden keiner Ausstellung gänzlich fehlen. Aber zahlreich sind sie auf dieser nicht. Conrads „Stillleben“ — ein junger Mönch in seiner Zelle, die durch das geöffnete Fenster zutraulich hineingeflatterten Tauben fütternd; Holländers „Missa cantata“ im Dom zu Florenz, und M. Michaels „Besuch eines Cardinals im Kloster“, — darauf beschränkt sich die Summe der vorhandenen. Ausnahmsweise ist einmal kein humoristisches, verspottendes, kein Grützner darunter! Holländers Bild ist ein in vieler Hinsicht ausgezeichnetes Werk, aus echt malerischer Empfindung heraus geschaffen. Der eigenthümliche Dämmerton des vom Weihrauchduft durchzogenen Chorraumes, das Halblicht, welches die scharfbestimmten Contouren auflöst, während hie und da nur um so schärfer wirkende Glanzlichter auf die Köpfe und die Chorhemden der singenden Priester, das braune Holzwerk der Gestühle und des kolossalen Pultes fallen, ist sehr gut gegeben, wenn dieser Glanz in einzelnen Fällen, wie auf der Stirn des Priesters links im Vordergrunde, auch etwas im Ton und der Wirkung verfehlt ist. Die detaillirte Charakteristik der Priesterköpfe, wie wir sie bei Passinis verwandten Darstellungen zu sehen gewohnt sind, tritt freilich gegen den malerischen Gesammteffect zurück. — Dieser ist es, welcher in M. Michaels Bild vor Allem frappirt. Es leuchtet in der tiefen, ruhigen, gesättigten Pracht seiner Farbenstimmung aus der ganzen Menge ringsum hervor. Ein breiter Sonnenstrahl fällt zwischen den schmalen Spalt der zugezogenen dunkeln Vorhänge des hoch oben angebrachten Fensters in dem Raum des mit Ziegeln gepflasterten Klostersaales, durch welchen in der Diagonale vom nächsten Vorgrunde links her die Mönche des Convents in langem Zuge paarweise zur gegenüber befindlichen Thür schreiten. So passiren sie Revue vor dem Herrn Cardinal, der im purpurnen Gewande zwischen zwei Oberen des Klosters die Brüder an sich vorbeidefiliren läßt und die stummen Huldigungen der sich Verneigenden entgegennimmt. Der Cardinal und der noch weiter im ersten Plan stehende Mönch zumal sind vortreffliche geistliche Charakterfiguren. Die Köpfe der in der Procession Schreitenden sind etwas decorativ behandelt. Die Größenverhältnisse der in den verschiedenen Plänen des Bildes stehenden resp. wandelnden Figuren überzeugen nicht unmittelbar von ihrer Möglichkeit. Aber solche Einwände und Bedenken verstummen vor der außerordentlichen sieghaften Macht, dem tiefen edeln Glanz und Schmelz dieser Farbenwirkung, welche durch eine Maltechnik von seltener Virtuosität und Gesundheit wesentlich unterstützt und gefördert wird.

Den Malern, welche sich zumeist durch die Rücksicht auf das interessante Kostüm vergangener Epochen oder gewisser Stände zur Wahl ihrer Bildergegenstände aus letzteren bestimmen lassen, oder die gemalten Scenen aus gleichem Motiv in jene Zeiten verlegen, stellen sich auch bei uns immer häufiger diejenigen gegenüber, welche in der ganzen oder beinahe gänzlich kostümlosen Menschengestalt und vorzugsweise der schönen weiblichen die viel würdigere Aufgabe ihrer Kunst erkennen. Mit dem keuschen, tugendlichen, kleinbürgerlichen Erschrecken und der sittlichen Entrüstung, denen solche Darstellungen ehedem wohl bei unserm Publicum begegneten, haben sie heute wohl kaum mehr zu kämpfen. Wissen sie jene hohe Aufgabe, die freilich leider zugleich auch eine der schwierigsten der gesammten Malerei ist, entsprechend zu lösen, so dürfen sie sicher sein, aus außerkünstlerischen Gründen nicht mehr zurückgewiesen und abgelehnt zu werden. Aber auf diesem Gebiete vielleicht noch mehr als auf jedem anderen vermag erst der Erfolg, d. h. das vollkommene Gelingen, das unternommene Wagestück zu rechtfertigen. In der Reihe von nackten Nymphen und sanstigen hüllenlosen Schönheiten, deren bald in freier Landschaft stehende oder ins Gras gestreckte Glieder uns von den Wänden der Ausstellungsgalerien entgegenleuchten, ist eine der am tadellosesten gezeichnete die schlafende Nymphe des kleinen Gemäldes von E. Hübner mit dem musicirenden Amor im Hintergrunde im Rosengebüsch. Der holde nackte Leib ist mit vollendeter Kenntniß gezeichnet und im lichtesten Fleischton modellirt, graziös und ungezwungen in der ruhevollen Stellung, jener Ton zwar nicht der der Haut eines mit irdischer Speise und Trank genährten Weibes, aber in sich einheitlich durchgeführt und den Reiz der Erscheinung steigernd. G. Gräfs „Märchen“ ist die bedeutendste künstlerische Schöpfung dieser Gattung; ein poetisch erfundenes, mit liebevollstem Naturstudium und Fleiß durchgeführtes Bild. Eine verwandelte Märchenprinzessin, die dem verborgenen, schilfumflüsterten Waldsee entsteigt, die Fischhaut, in welche sie ein böser Zauber bannte, abstreift, die stellenweise etwas überschlanken Glieder wohlig reckt und dehnt, und, zurückgeworfenen Hauptes, ihre goldene Lockenfluth schüttelnd, beseligten Blickes den lang entbehrten Sonnenglanz und den linden Lufthauch einsaugt, die ihre zarte nackte Gestalt umspielen. Die Malerei dieses, theils vom seitlichen Streiflicht getroffenen, theils in den von klaren Reflexen aufgelösten Halbschatten getauchten Körpers, der in der feinen Wärme seines Tons milde leuchtend aus dem matten Grün des glücklich gedachten landschaftlichen Hintergrundes hervortritt, ist eine meisterliche Leistung. — Enkes Nymphe, die im Grase liegend mit dem Täubchen auf ihrer Linken kost, eine Gestalt von äußerster Schlankheit der Glieder und interessant bewegter Stellung, leidet an dem gar so blutlosen gleichmäßigen Elfenbeinton des Körpers. — Kaners mit Schmetterlingen spielende, hinter purpursammetnem Vorhange auf ihrem Lager hingestreckt ruhende, nackte Schöne läßt ihres Malers Talent, Kunst, coloristischen Sinn, Geschmack und Studium in der Zeichnung und Malerei einzelner Partien mehr erkennen als in andern. Der Eindruck ist ein ungleichartiger. Die Eva im Paradiese von Oscar Begas, welche dem vor dem Bilde befindlich angenommenen Adam den bereits gepflückten Apfel lächelnd zuzuwerfen scheint, Linderums schlafende Bacchantin, Göthes Bacchantin von Centauren umschlungen, Clementz' goldhaarige Nymphe mit dem Stieglitz auf der Hand, an der Felswand stehend, eine mit frischem Colorit- und Formensinn gemalte Naturstudie, vor Allem Fitgers, des Maler-Dichters, große, an solchen hüllenlosen Schönen überreiche friesartige phantastisch-symbolische Composition „Hexenfahrt“, von kühner, schönheitvoller Erfindung und Makartisirender Tongebung, sind unter den Schöpfungen dieses Genres ferner noch hervorzuheben.

Diese kühne bewegte Friescomposition ist mit der überreichen Fülle von schönen, an und durch sich wirkenden Gestalten und von solchen, die eine tiefere symbolische Bedeutung beanspruchen, eine sehr vereinzelte Erscheinung. Kaum noch ein zweites Bild unter denen, die unsere Ausstellungsgalerien füllen, gehört dieser phantastisch-allegorischen Gattung an, der indeß heut wieder wie vor Zeiten unsere besten Maler willig huldigen, wo es sich um Aufgaben der Plafond- und Wandmalerei handelt. Einer, der auch für seine Staffeleibilder mit Vorliebe die Gegenstände und Motive jener Idealwelt entlehnt, in welcher das Gesetz der Schwere und der Begriff der Unmöglichkeit nicht existirt, ist Adalbert Begas. Die lieblichen Frauen-, Mädchen- und Kindergestalten, mit denen er dieselbe belebt, sind keineswegs fleisch- und wesenlose Schattengebilde. Hier hebt sich ein junges nur vom luftigsten Gewande umwalltes holdes Kind auf den Fußspitzen, um Frühlingsblüthen von den vollen Zweigen über ihr zu pflücken, welche dienstwillige, die Luft durchflatternde Amoretten für sie herabbeugen. Dort sitzt ein junges, blondes, zart blühendes Weib nackt in freier Landschaft, dem Gewässer neben ihr entstiegen, in welchem noch ein kleiner nackter Bube hockt, während dessen Schwesterchen auf dem Schoße der Mutter nach der über ihm flatternden Taube die Händchen ausstreckt. Diese Bilder sind in einem etwas marklosen Tone, dem es indeß nicht an feinem Reiz fehlt (er erinnert an den der „Graumaler“ unter den Pariser „Fantaisisten“ der fünfziger und sechziger Jahre), gefällig durchgeführt. Schobelts „Vier Lebensalter“ behandelt den symbolischen Stoff in der Weise der alten Venetianer mit kräftigerem Realismus. Bürck, ein bedeutendes coloristisches Talent, läßt den Beschauer sehr im Unklaren über seine Absicht und seinen Grundgedanken in dem Bilde „Unerwartet“ (ein nackter Amor steigt über die Kissen eines prächtigen alterthümlichen Bettes hin zu dem jungen Weibe von stolzer Schönheit, das, in die blaue Damastdecke des Lagers drapirt, auf letzterem sitzt); aber zum Glück nicht darüber, daß es reich und voll im Ton und mit seltener Kunst gemalt ist. Der gleiche Ruhm gebührt dem gleichfalls von Bürck ausgestellten, allerdings keines Commentars bedürftigen, großen Studienkopf des jungen Weibes mit feuchtglänzenden aufblickenden Augen, dessen rothe üppige Haarfluth sich nach allen Seiten hin

über das blaue Plüschkissen ergießt, an welches dieses schöne Haupt sich lehnt.

Die antike Poesie, Sage und sagenhafte Geschichte, bewahrt immerdar ihre Macht über die Geister der Künstler. Nicht nur die Bildhauer — auch die Maler empfinden die letztere heut wieder so stark wie vordem, in den vorromantischen Zeiten. Alma-Tademas Beispiel hat Manche verlockt, seine glücklichen Versuche der möglichst archäologisch getreuen Reconstruction des antiken Lebens nachzuahmen. Selten ist das mit Erfolg geschehen. Die Andern resigniren darauf und suchen, mehr anknüpfend an die ältere um diese Aeußerlichkeiten unbekümmerte Auffassung der antiken Welt, die Gestalten der hellenischen Dichtung in ihrer Hoheit und klassischen Anmuth in Bildern neu lebendig erstehen zu lassen. Zu jenen von Alma-Tadema ersichtlich beeinflußten Malern unter den hier ausstellenden gehören besonders de Courten und Weisee. Auch in dem großen Bilde „der Tod der Kreusa“ von Jacadides, (München) sind Anklänge an jenes Vorbild unverkennbar; stärkere noch an Pilaty. In der Malerei des Marmors, des Goldes, der Bronze, des Mosaiks ist auf dem Bilde kaum weniger Ausgezeichnetes geleistet als auf des genannten Münchner Meisters „Tod Cäsars“. Die lebensgroße Gestalt der sich in wüthenden Qualen auf diesem kostbaren spiegelnden Mosaik- und Marmorboden krümmenden und wälzenden Kreusa, welche an den verderblichen Wirkungen des vergifteten Diadems und jenes Nessusgewandes stirbt, die ihr mit heuchlerischer Tücke von Medea gereicht wurden, verdient um des zugleich energischen und immer noch edeln Ausdrucks ihrer Qualen und der trefflichen Zeichnung und Modellirung willen, alle Anerkennung. Schade nur, daß sich der Maler sein Bild um einen guten Theil seines Eindrucks durch die ans Komische streifende Art zu blicken und sich zu bewegen bringt, welche er dem hereinstürmenden König Kreon gegeben hat! — Andere Aussteller verzichteten auf die Künste und Wirkungsmittel realistischer Darstellung der Lokalitäten und der kostümlichen Erscheinung in ihren Bildern von Gestalten und Scenen der antiken Poesie gänzlich. In der in der Morgenfrühe auf dem Zinnendach der Königsburg hingestreckt ruhenden, sehnsüchtig hinaus über das Meer hin träumenden, vom Frühroth purpurn angeleuchteten Gestalt der Gattin des Odysseus, von v. Deutsch, ist ein Zug von Größe und Hoheit. Aber die Charakteristik will sich nicht recht mit dem Wesen dieser homerischen Gestalt decken. Schobelts „Raub der Proserpina“ ist eine schwungvolle, stürmisch bewegte Composition, der es nicht an Adel, Kühnheit und Schönheiten, mehr jedoch an dem vollen Eindruck der Originalität gebricht. Alle diese Gestalten erinnern an schon auf Darstellungen desselben Gegenstandes gesehene. Zicks Psyche in Charons Nachen ist liebenswürdig und anmuthig, hat aber in Empfindung und Malerei etwas von der Zartheit und Glätte eines Porzellangemäldes. Teschendorfs „Antigone“, die von der Schwester Ismene scheidet, um vor dem Thore den Leichnam des Bruders zu bestatten, ergreift und rührt durch den Adel und die Schönheit der von der Trauer um das furchtbare Geschick ihres Hauses und der Ahnung des eigenen tragischen Unterganges umwölkten ernsten hoheitvollen Gestalt, und den Gegensatz zu ihr, die frische lichte Jugendanmuth Ismenes, die in liebender Sorge an die Schulter der Schwester sich schmiegt. Mit wenigen großen einfachen, an sich kaum eigentlich farbigen Tönen ist hier eine zu dem poetischen Grundcharakter der Scene sehr passende Colotitstimmung erreicht.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Die Wahlen rücken mehr und mehr näher und in wenigen Wochen muß alle Welt wissen, weß Geistes und Charakters Kind der neue Reichstag sein wird. Die Spannung hatte schon seit einiger Zeit nachgelassen. Man begann einzusehen, daß das künftige Parlament sich von seinen Vorgängern am Ende doch nicht außerordentlich unterscheiden werde. Wiederholte Rechnungen ließen die Chancen des Gewinnes und Verlustes für die fraglichen Parteien sich um etwa zwanzig Stimmen bewegen. Also genau die Ziffer, welche wir schon vor einigen Monaten in dieser Wochenchronik als den wahrscheinlichen Einsatz des bevorstehenden Kampfes bezeichnet hatten. Das Centrum ziemlich unverändert, der Fortschritt etwas vermehrt, Nationalpartei und Conservative um zweimal zehn Sitze ringend, darauf sollte nach aller normalen Voraussicht das diesmalige Wahlproblem sich concentriren. Das war schon im Juni unsere Schätzung gewesen, welche nachträgliche Exempel anderer öffentlicher Organe lediglich bestätigt haben. Und darum haben sich die politischen Lager hüben und drüben während des Sommers so viele bitterböse Dinge gesagt; darum wurde von gewissen Seiten gelärmt, denuncirt und gehetzt, daß der unkundige Zuschauer, namentlich im Auslande, glauben konnte, das Reich ginge aus den Fugen und seine Bürger wollten handgemein werden. Es war in Wirklichkeit so böse nicht gemeint. Die Wellen des hin und her wogenden Streites haben sich schon einigermaßen beruhigt, und der Strom des öffentlichen Treibens wird bald wieder sein gewohntes Bett finden, nach deutscher Sitte etwas monoton und zu Zeiten langweilig dahinfließen. Was inzwischen an gegenseitigen Anschuldigungen, hier und da sogar an böswilligen Verleumdungen gesündigt wurde, wird auf Rechnung des Wahlfiebers gesetzt und nicht zu hoch notirt werden. Mancherlei wurde auch unbewußt und durch jene Eigenschaft verschuldet, welche man im gewöhnlichen Leben als angeborene Dummheit zu bezeichnen pflegt. In diese Kategorie gehört ohne Zweifel ein gutes Theil der Racenfeindschaft, wie sie sich in mehr lächerlichen als hassenswürdigen Ausbrüchen Luft gemacht hat. Wer im Uebrigen einstmals die weiland Reaction unter Manteuffel und Westphalen erlebt hat, wird sich vor den Gespenstern des gegenwärtigen kläglichen Rückschlags nicht mehr als nöthig ängstigen. Auch jetzt wird der Spuk bald verschwinden und von den Urhebern früh genug verleugnet werden. Gefährlich sind allerdings jene wohlbekannten egoistischen Rechner, die unter dem landläufigen Vorwand der Sorge für das Volkswohl ihre agrarischen oder protectionistischen Zwecke verfolgen. Aber auch sie sind, wenn man schärfer hinsieht, vor Allem gedankenlos und in den schwersten Illusionen befangen. Nur auf den vermeintlichen Vortheil des Augenblickes bedacht, übersehen sie die Bedingungen des dauernden Wohlstandes, und so werden sie nach wenigen Jahren mit einem durchaus nicht beneidenswerthen und nicht etwa nur sittlichem Deficit abschließen. Kein Zweifel, daß auch der Weg nach Canossa, sollte er wirklich angetreten werden, beiden Unterhändlern, die sich gegenseitig zu übervortheilen suchen, ähnliche Enttäuschungen bereiten wird. Die Nation wird die Freiheit des Gedankens und der Jugenderziehung niemals auf die Dauer der Klerisei preisgeben. Im Moment der Entscheidung wird sie doch früher aufstehen als die schlauesten Jesuiten. An dem Culturkampfe zwar hatten ruhige Geister während der letzten Jahre kein großes Gefallen. Man erkannte deutlich, worauf es abgesehen war und konnte sich für dieses eifrige Unterbieten um angeblich ideale Güter herzlich wenig erwärmen. Der jetzt winkende Frieden indessen ist kaum interessanter, als es der bisherige Scheinkrieg war. Was Rom gegenüber wirklich auf dem Spiele steht, kann zum Glück nicht geopfert werden und würde, sollte es doch geschehen, dem rechtmäßigen Besitzer sehr rasch wieder zufallen. Auch das diplomatische Schachtournier nach anderen Seiten hin macht uns geringe Sorgen. Trotz aller officiösen Schönfärberei weiß Jedermann, wie wir sowohl mit den Russen als mit den Franzosen daran sind. In Frankreich hat soeben ein Gerichtshof einen Soldaten, der nach Metz geflohen war, als einen Deserteur nach dem Inlande mit geringer Strafe verurtheilt und dadurch einmal wieder das Revancheprogramm amtlich verkündet. Man hat bei uns darüber natürlich die Achseln gezuckt, aber doch gelegentlich erkannt, was von dem stereotypen Friedenslächeln des Herrn Barthélemy St. Hilaire und den nie versiegenden phrasenhaften Complimenten seiner Botschafter zu halten ist. Französische Blätter haben sich auch neuerdings viel mit unseren inneren Angelegenheiten, mit unseren parlamentarischen Kämpfen und Aussichten zu schaffen gemacht. Man sollte glauben, daß sie mit ihren eigenen Affairen genug zu thun hätten. Das Schauspiel der Leistungen ihrer großen Eisenbahngesellschaften bei Charenton und an anderen Orten war keineswegs erbaulich. Und in den Actiensocietäten, die offenbar berechnen, wie viel etwaige Entschädigungen für so und so viel Todte und Verwundete weniger kosten als die nothwendigsten Verbesserungen im Maschinenwesen, an Bremsen und an Dienstpersonal, sollen hohe Personen in Amt und Würden, deren Lippen stets von Humanität und öffentlicher Wohlfahrt überfließen, stark vertreten sein. Frankreich hat nur den Vortheil, daß dort auch die betrübendsten Erscheinungen stets bald von einem heiteren Intermezzo abgelöst werden. Ein solches bot neulich die Reclame des dicken Prinzen Napoleon Jerome, der es mit einem Verzicht auf sein Erbrecht versuchte und, als seine Landsleute

ohne Unterschied der Parteien ihn auslachten, die komische Entsagung wieder in Abrede stellen ließ. An apokryphen und ebenso falschen Dementis werden jedoch die Pariser von den Russen überboten. Die Commentare der Petersburger Zeitungen zu der Danziger Entrevue lieferten dazu ein reiches Material. Zuletzt sollte gar Alles auf eine gemeinsame Beschränkung des Asylrechts unter dem Vorwande einer antinihilistischen Campagne hinauslaufen. Der russische Botschafter in Berlin sollte deswegen einen Herbstausflug nach Paris und London unternommen haben. Herr von Giers, hieß es, wollte dadurch sein mit dem Conferenzproject erlittenes Echec wieder einholen. Auf diese polizeiliche Lösung des Danziger Räthsels war die Welt kaum gefaßt, und man wird der russischen Diplomatie den deswegen beanspruchten Ruhm der Initiative gern überlassen.

* * *

Ein soeben bei J. F. Richter in Hamburg erschienenes Buch von Reinhold Ortmann bringt unter dem Titel: Fünfzig Jahre eines deutschen Theaterdirectors ein reiches Material von Erinnerungen, Skizzen und Biographien. Es ist Schade, daß der Stoff nicht gründlicher verarbeitet wurde, denn es fehlte nicht viel, um diese Schrift zu einer wahren Theatergeschichte der letzten fünfzig Jahre zu machen. Dies war freilich des Verfassers Absicht keineswegs. Sein Buch gibt sich einfach als eine anspruchslose Gelegenheitsschrift zu Ehren eines Nestors der deutschen Bühnenleiter, nämlich des verdienstvollen Thaliatheater-Directors Chéri Maurice, dessen fünfzigjährige Jubelfeier jüngst unter enthusiastischer Betheiligung von ganz Hamburg und der weitesten deutschen Theaterkreise festlich begangen wurde. In diesem Werkchen, das sich aus einem Enkomion zu einer Geschichte des Thaliatheaters erweitert, erscheint der treffliche Bühnenleiter als einer der wenigen deutschen Theaterdirectoren, die vorzugsweise künstlerische Interessen verfolgen und neben dem Altmeister Laube genannt zu werden verdienen. Maurice heißt sich scherzhaft „k. k. österreichischer Hofburgtheater-Lieferant", denn er besitzt von Haus aus jenen seltenen Scharfblick für junge in der Bildung begriffene Talente, welcher den ersten deutschen Bühnen manche gefeierte Kraft gewonnen hat, wie z. B. Friederike Goßmann, Charlotte Walter, Frau Gabillon, Marie Seebach, Dawison u. A. Aber auch unsere Dramatiker sind ihm zu Dank verpflichtet, denn Maurice' erste That als Director des neu gegründeten Thaliatheaters bestand darin, daß er die Autorenrechte in einer für die damaligen Verhältnisse exorbitanten Weise erhöhte. Und da jetzt der intelligente und kunstsinnige Jubilar mit Fug als Schöpfer einer Pflanzstätte echter Kunst gefeiert wird, so gebührt ihm auch der Dank und Glückwunsch Aller, die es mit dem deutschen Theater wohl meinen.

* * *

Ein zweites Jubiläum, diesmal ein 25jähriges, wird zur nämlichen Zeit gefeiert und zwar heißt dieser Jubilar: Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte. Die bekannte Zeitschrift entsendet zum Eintritt in ihren 26. Jahrgang eine Festnummer in ausgesuchter künstlerischer Ausstattung. Bewährte Kräfte schaaren sich bei diesem Anlaß um den Herausgeber Friedrich Spielhagen, der selbst einen werthvollen Beitrag zur Theorie und Technik des Romans im Allgemeinen und des Ich-Romans im Besonderen bringt, während Robert Hamerling den Prolog spricht . . .

„O, die ihr leset, habt ihr je bedacht
Wie viele Stunden lang gereift im Stillen,
Was euch minutenlang ergetzt? —
Wie schwer der Stirn, dem Herzen sich entrungen,
Was ihr wie Schaumwein aus dem Spitzglas schlürft? — Verdoppelt
Hat seine Kraft, doch seine Mühen auch
Des Schriftthums Pfleger, seit er, zweckbewußt,
Der Mitwelt Losung: „Mit vereinten Kräften!"
Auf seine Fahne schrieb."

Wir rufen unserer Collegin ein herzliches: Glück auf! zu.

* * *

Von dem bejahrtesten der gegenwärtig existirenden, von **Brockhaus' Conversations-Lexikon** wird das erste Heft der dreizehnten Auflage herausgegeben. Ueber das Werk an sich braucht nichts gesagt zu werden, es sei hier nur hervorgehoben, daß der Inhalt (nach dem Prospecte) um ein Viertel vermehrt worden ist, daß die Abbildungen und Karten, anstatt wie bisher in einem besonderen Atlas vereinigt zu werden, an den gehörigen Textstellen eingeheftet sind, und daß diesmal ein holzfreies, nicht vergilbendes Papier verwendet wird. Im Uebrigen erscheint das Werk in 240 Heften zu je vier Bogen, das Heft für fünfzig Pfennige, oder in sechzehn Bänden.

* * *

Carl Krabbes Verlagshandlung in Stuttgart veranstaltet eine Lieferungsausgabe von **W. Hackländers Ausgewählten Werken.** Bei der immer noch frischen Beliebtheit, deren sich der liebenswürdige Dichter auch bei dem nach seinem Tode nachwachsenden Publicum erfreut, braucht auf das Angemessene dieser Ausgabe nicht hingewiesen zu werden. Die Auswahl der Werke ist eine treffende — übrigens wohl leichte gewesen, da sie sich nach der Absatzfähigkeit eines jeden gerichtet haben wird. Die Sammlung wird Eugen Stillfried, Handel und Wandel, Soldatenleben im Frieden, Europäisches Sklavenleben, Wachtstubenabenteuer, Namenlose Geschichten, den Letzten Bombardier und den Roman meines Lebens umfassen — im Ganzen zwanzig Bände, wofür der Preis von 30 ℳ nicht gerade hoch ist. Eine Prachtausgabe hat man dafür freilich nicht. Der Druck ist etwas klein, und das Papier lappig. Geheftet sind die Lieferungen, obwohl man sie doch lange ungebunden liegen lassen muß, natürlich auch nicht: in Stuttgart scheint man diesen schnöden Luxus zu verachten.

* * *

Eduard Hanslicks Lehre **Vom musikalisch Schönen** erscheint in sechster Auflage (Leipzig, Joh. Ambr. Barth). Die Zahl spricht für sich selbst; sie beweist, welche Erfolge man erringen kann, wenn man sogar über Musik so zu schreiben weiß, daß ein armer Christenmensch, der nicht mit Contrapunkt gesäugt und mit Generalbaß aufgepäppelt worden ist, es versteht. Daß das Buch außer dem guten Stil auch noch das besitzt, was zu einem guten Buche gehört, das können außer den Käufern der fünf ersten Auflagen jedenfalls noch genug Leute sich selber sagen, um der sechsten Auflage gleichfalls ihren Absatz zu sichern. Die hübsche Ausstattung, welche diese erhalten, wird denselben unzweifelhaft erleichtern.

* * *

Man erinnert sich, welchen Verfolgungen der dänische Literaturhistoriker Georg Brandes von dem Pöbel seiner Heimat wegen seiner Hauptströmungen ausgesetzt gewesen ist, und daß derselbe jetzt als ein geehrter Gast in unserem Lande, für dessen literarischen Ruhm er gelitten, lebt. Von jenem vorzüglichen Buche, das seiner Zeit in Strodtmann einen würdigen Uebersetzer gefunden, hat Brandes nun eine völlig umgearbeitete deutsche Orginalausgabe (d. h. eine solche, die er selbst deutsch geschrieben hat) veranstaltet, die unter dem Titel **Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen** bei Veit und Comp. in Leipzig in sechs Bänden verlegt wird. Der erste Band, Die Emigrantenliteratur, ist bereits erschienen, der fünfte, die romantische Schule in Frankreich, wird ihm noch in diesem Jahre folgen; das ganze Werk soll im Jahre 1883 abgeschlossen vorliegen. Bis dahin wird jeder Band einzeln käuflich sein. Dieses Werk zu kennen, gehört geradezu zur Bildung.

C. G.

Bibliographie.

Adamy, Dr. Rudolf. Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage. Unter künstlerischer Mitwirkung von A. Haupt, Architekt und Privatdocent an der technischen Hochschule zu Hannover. 1 Band. I/II Abtheilung. Architektonik des Alterthums. 8. VIII u. 189 S. X u. 330 S. Hannover 1881, Helwing.

Sommersprossen oder Gesichtspunkte. 8. VIII u. 139 S. Leipzig 1881, Joh. Ambr. Barth.

Sutermeister, Otto. Welt und Geist. Alte und neue Tagebuchblätter in Spruchdichtungen. 8. 187 S. Bern 1881, Dalp'sche Bh.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Inserate.

Reisende nach dem Süden

finden in der Kollektion der

„MEYERS REISEBÜCHER“

den bewährtesten Führer und Ratgeber, und zwar für

Italien von Dr. Gsell-Fels:

Ober-Italien, 2 Bände, 3. Aufl. Geb. 12 ℳ
Rom und Mittel-Italien, 2 Bde. Geb. 18 ℳ
Unter-Italien und Sizilien, 2 Bde. Geb. 12 ℳ
Italien in 60 Tagen. Geb. 9 ℳ

Süd-Frankreich:

Die klimatischen Kurorte von Süd-Frankreich (inkl. Pyrenäenbäder), der Riviera di Ponente, Corsica und Algier, von Dr. Th. Gsell-Fels. 2. Aufl. Geb. 10 ℳ

Orient:

Ägypten. Geb. 7 ℳ 50 ₰.
Arabischer Sprachführer. Geb. 6 ℳ

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Richard Leander,

Träumereien an französischen Kaminen.

Mit Bildern von **Olga von Finkh.**
Folio. Velinpapier.
Neue reich illustrirte Prachtausgabe
m. Goldschnitt u. reicher stilvoller Einbanddecke.
Preis ℳ 20.—

Die neue sehr billig gestellte Ausgabe dieses echt vaterländischen Familien-Prachtwerkes wird dem bereits in 13 Auflagen verbreiteten Märchenbuch einen hervorragenden Platz in der diesjährigen Weihnachts-Geschenklitteratur verschaffen.

Märchen

von

Julius Sturm.

Illustrirte Ausgabe.
Bilder von **Olga von Finkh.**
Elegant gebunden. Preis ℳ 6.—

Die Märchen Julius Sturm's, des Schöpfers wahrhaft frommer und kindlicher Lieder, in kindlichem Ton geschrieben und von einem frischen Humor durchweht, werden allen Verehrern des Dichters eine hochwillkommene Gabe sein und von Kindern wie Erwachsenen mit Wohlgefallen und Nutzen gelesen werden.

Die schwarze Tante.

Märchen u. Geschichten für Kinder.
Mit Bildern von **Ludwig Richter.**
4. Auflage.
Preis brosch. ℳ 3.— Eleg. geb. ℳ 4.—

Die den Leander'schen „Träumereien“ blutsverwandten Kinder-Märchen der Schwarzen Tante, treu-sinnig und von edlem Humor, von Ludwig Richter mit prächtigen Bildern geschmückt, verdienen eine noch weit größere Verbreitung als bisher, zumal in den Familien, welche den Kindern in dieser Beziehung die beste und erquickendste Kost reichen wollen.

Einladung zum Abonnement auf das vierte Quartal der beliebten Wochenschrift:

Die Gartenlaube.

Billigstes illustrirtes Familienblatt.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2 bis $2\frac{1}{2}$ Bogen in groß Quart mit vielen prachtvollen Illustrationen.

Preis vierteljährlich nur 1 Mk. 60 Pfg. Auch in Heften zu 30 oder 50 Pfg.

Als bestes und gediegenstes **Familienblatt** in einer Verbreitung bekannt, wie kein anderes, wird die „Gartenlaube“, festhaltend an ihrer nationalen, volksbildenden, freisinnigen Tendenz im kommenden Quartale ihren Lesern eine besondere Fülle interessanter und edler Unterhaltungslektüre bieten.

Von den Erzählungen heben wir neben den nur noch durch wenige Nummern laufenden Fortsetzungen des **Godin**'schen Romans **„Mutter und Sohn“** und einigen kürzeren Novelletten besonders hervor die gehalt- und stimmungsvolle Novelle

„Das Krüppelchen“ von **Karl Theodor Schultz,**

dem allbeliebten Verfasser von „Felix“; von den zahlreichen belehrend-unterhaltenden Beiträgen aus allen Gebieten des Wissens und Lebens: instructive Artikel über **„Die internationale elektrische Ausstellung zu Paris“** von **Ernst Hinkefuß** und die Fortsetzungen von

„Um die Erde“ von **Rudolf Cronau,**

nebst anderen Studien über Amerika; ferner farbenfrische Bilder von den **„Dresden-Meißener Festen der deutschen Kunstgenossenschaft“** von **A. Wernick** ꝛc.,

prachtvolle Illustrationen von den ersten Künstlern.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig.

In allen Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postanstalten werden Bestellungen angenommen. Bei den Postanstalten indeß nur auf die Nummernausgabe.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

N. v. Przewalski,

Oberstlieutenant im russ. Generalstabe,

Reisen in der Mongolei, im Gebiete der Tanguten und den Wüsten Nordtibets in den Jahren 1870—1873. Autor. Ausg. Aus dem Russischen. **(Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. XII. Bd.) 2. Aufl.** Mit 22 Illustr. und 1 großen Karte. gr. 8. br. 8 ℳ, eleg. geb. 10 ℳ

Der Verfasser dieser für unsere Kenntniß Innerasiens epochemachenden Reise vereinigt in sich eine Reihe von Eigenschaften, welche den Forschungsreisenden ersten Ranges kennzeichnen. Mit einer Naturwahrheit in schöner edler Sprache führt der Autor seine ganzen Erlebnisse in anziehendster Weise dem Leser vor.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Angela

von

Friedrich Spielhagen.

2 Bände, broschirt ℳ 9.—, elegant gebunden ℳ 11.—

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verbindung mit einem **Gelehrten**, der sich für die Herausgabe älterer classischer Schriftsteller bis zum 17. Jahrhundert in stilgerechten Liebhaberausgaben interessirt, von e. Verleger ges. Gefl. Offerten sub E. 18. an **Rudolf Mosse, Berlin** SW. erbeten.

Soeben erschien:

Der Feldzug in Nord-Virginien
im August 1862
von **F. Mangold.**

Major im Westf. Fuß-Artill.-Reg. Nr. 7.
gr. 8. 22 Bogen mit 4 Karten. Preis ℳ 8.—

Eine interessante Abhandlung dieser Episode des großen amerikanischen Krieges, welche füglich in keiner Bibliothek fehlen sollte.

Helwing'sche Verlagsbuchhandlung in Hannover.

Buchdruckerei Lindner, Breslau.

Stilgetreue Nachahmung von Renaissancedrucken für Festgedichte, Festschriften, Liebhaber-Ausgaben ꝛc.

Bronzene Medaille: Schles. Gewerbe- u. Industrie-Ausstellg.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 42. Berlin, den 15. October 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt:

Die czechische Sündfluth.

„Auch die Bedientenvölker rütteln
Am Bau, den Jeder todt geglaubt;
Die Czechen und Polacken schütteln
Ihr strupp'ges Karyatidenhaupt."

Es sind nun genau zwanzig Jahre, daß Friedrich Hebbel diese Verse geschrieben, die wie Peitschenhiebe durch die Luft sausten und einen Schrei der Entrüstung in allen von Slaven bewohnten Ländern hervorriefen. Der Dichter hatte sie, obwohl sie an König Wilhelm von Preußen gerichtet waren, doch direct auf die östreichischen Slaven gemünzt, und in Prag und Lemberg zuckten die Führer schmerzlich zusammen unter der Geißel, die der stolze Dithmarsche auf ihren Rücken niederfallen ließ. Er hatte lange genug in Oestreich gelebt, um die Gefahr für das Deutschthum zu begreifen, die damals erst langsam heraufstieg und von den Meisten für gering und unbedeutend gehalten ward. Aber Dichter sind Propheten; Hebbel sah in die Zukunft. Was damals übertrieben schien, ist heute buchstäblich wahr geworden; nach zwanzig Jahren geht sein Wort in Erfüllung. Nur Eines hat Hebbel nicht geahnt: daß die „Bedientenvölker" die Herren der Deutschöstreicher werden und sie aus ihrer Stellung verdrängen würden. Das aber ist das traurige Kennzeichen unserer Lage, über die man innerhalb der Grenzen Oestreichs nicht öffentlich sprechen darf, ohne den Staatsanwalt zu bemühen. Man verbindet den Blättern den Mund, man confiscirt sie, sobald sie die Wahrheit reden. Die Czechen sind plötzlich sacrosanct geworden; sie erfreuen sich des Schutzes der dehnbarsten Paragraphen unseres unglücklichen Preßgesetzes. Ihnen steht es frei, die deutschen Mitbürger zu schmähen, zu verhöhnen, zu mißhandeln. Ihr Nationalgefühl wird als berechtigt anerkannt. Der zahmste Hofrath findet es natürlich, daß sich der Czeche in die Brust wirft und sein slavisches Bewußtsein zur Schau trägt. Dasselbe erlaubt man dem Polen, dem Croaten, dem Slovenen, kurz allen slavischen Volksstämmen Oestreichs. Ihnen ist es heute sozusagen von Amtswegen gestattet, erst Slaven und dann, wenn es ihnen gerade paßt, auch Oestreicher zu sein. Nur dem Deutschen in Oestreich will man es verwehren, den lebendigen Zusammenhang mit dem Mutterlande zu bewahren und hochzuhalten. Er soll sich nicht als Deutscher fühlen, nicht als Deutscher bekennen. Hinter seinem Nationalgefühl wittert man sofort Hochverrath, und in officiellen Kreisen berührt nichts so unangenehm und peinlich wie die einfachste und berechtigtste Aeußerung des Deutschthums.

Es ist der deutsche Geist, der Geist des Individualismus, des selbstständigen Denkens, des Protestantismus, den man in diesen Regionen fürchtet. Seit 1870 wächst die Angst mit jedem Jahre; erst Graf Taaffe jedoch hat sie in ein System gebracht. Statt einer Auseinandersetzung geben wir ein Beispiel aus dem Leben, um die gegenwärtige Stellung der Deutschen Oestreichs zu beleuchten. Zwei Männer der Feder werden einer hohen Persönlichkeit vorgestellt. „Was sind Sie für ein Landsmann?" fragt der besternte Herr den Ersten. „Ich bin ein Pole," ist die einfache Antwort. Darauf huldvolles Lächeln und gnädiges Nicken. „Und Sie," wendet sich die Excellenz an den Zweiten. „Ein Deutscher!" — „Ja, sind Sie denn kein Oestreicher?" bemerkt der Hochgestellte ganz erstaunt und macht auf die Erwiderung, daß dies allerdings der Fall sei, ein so saures Gesicht, als hätte er ein Glas Essig verschluckt. Dem Polen nahm er es nicht übel, daß er seine Nationalität betonte; der Deutschöstreicher aber darf sich nur nach der Provinz oder Stadt nennen, in der er geboren ist. Er mag sich als Steirer, Tiroler, Wiener bezeichnen; sagt er aber kurzweg, er sei ein Deutscher, so betrachtet man das als Zeichen „schlechter Gesinnung" und merzt den mit solchem Makel Behafteten wohl auch aus der Urliste der Geschworenen aus.

Diese Stimmung benutzen die Czechen mit unleugbarem Geschick. Freilich unterstützt sie dabei eine besondere Begabung. Jedes Volk hat ein bestimmtes Talent, durch welches es sich hervorthut, die Czechen aber haben deren zwei. Sie sind geborene Musikanten und Denuncianten. Der natürliche Beruf des Czechen ist es, entweder ein Instrument zu spielen oder irgend einen Polizeidienst zu verrichten. In Wien nannte man früher die Polizeiwachmänner nur einfach: Wenzel. Es lag tiefer Sinn in dieser volksthümlichen Bezeichnung. Nun ist zwar das alte, fast durchweg aus Czechen bestehende Wiener Polizeicorps längst aufgelöst, aber der Geist, von dem es beseelt war, lebt in den czechischen Politikern und Journalisten fort. Ihre liebste Waffe im Kampfe gegen die Deutschen ist die Denunciation, und während der czechische Pöbel den deutschen Mitbürgern Steine an die Köpfe wirft und sie mit dem brüderlichen Zurufe begrüßt: „Schlagt die deutschen Hunde todt!" betreibt die Intelligenz der modernen Hussiten das Geschäft der Angeberei.

Man hat in Deutschland wohl keine Ahnung davon, was von czechischer Seite in dieser Beziehung geleistet wird; welche Giftblüthen der nationale Haß erzeugt. Die czechischen Organe, die in der Sprache Libussas erscheinen, kann man nörd-

lich vom Riesengebirge nicht lesen, und die deutschgeschriebenen Czechenblätter, wie die Prager „Politik" oder die Wiener „Tribüne", nimmt wohl auch kein reinlicher Mann im deutschen Reiche zur Hand. So kennt man den Abgrund von Gemeinheit nicht, in dem sich die Czechen wohlfühlten. Tag für Tag werden von ihnen Beamte und Lehrer, die aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl machen, mit vollem Namen als schlechte Oestreicher bezeichnet und deren Absetzung gefordert. Den langen Ohren ihrer Reporter bleibt keine Aeußerung deutschen Nationalgefühls verborgen, sondern sofort weisen die dienstbeflissenen Herren auf den Schuldigen hin, damit er in das schwarze Buch eingetragen und bei der nächsten Gelegenheit dadurch bestraft werde, daß man ihn zu Gunsten eines Czechen übergeht oder gar entläßt.

Je mehr die Regierung ihnen nachgibt, desto ungestümer werden die Czechen. Erinnern wir uns nur an die schmählichen Excesse in Kuchelbad. Da wurden harmlose deutsche Studenten von einer wüsten betrunkenen Rotte, die zehnmal stärker war als sie, überfallen, mit Steinen und Knitteln bearbeitet, manche der jungen Leute für ihr ganzes Leben geschädigt. Die Gendarmerie sah zu, weil der amtirende Polizeicommissär, selbst ein Czeche, ihr Einschreiten überflüssig fand. Die Wuth des czechischen Pöbels hatte, wie man zur Steuer der Wahrheit bemerken muß, die Unrechten getroffen. Es waren keine deutschnationalen Burschenschafter, denen die Canaille an das Leben wollte, sondern das Corps „Austria", dessen Name, dessen schwarzgelbe Bänder und Mützen seine Tendenz hinlänglich kennzeichnen. Aber der süße Pöbel Prags verträgt keine deutschen Lieder, er leidet es nicht mehr, daß der Deutsche in seiner Muttersprache singt — und die Vertreter der Behörde lassen ihn gewähren! Die Hauptanstifter und Rädelsführer des Ueberfalls von Kuchelbad wurden vor Gericht gestellt, Einer von ihnen freigesprochen, die zwei Andern zu ein paar Monaten Gefängniß verurtheilt. Außer diesen Dreien wußte die Polizei keinen der Schuldigen zu fassen, dafür aber strafte man einige deutsche Studenten, die sich nicht gutwillig insultiren ließen, und um die Czechen ja bei guter Laune zu erhalten, beseitigte Graf Taaffe den Statthalter von Böhmen, Baron Weber.*)

An seine Stelle kam „provisorisch" — das ist das östreichische Lieblingswort und Hauptauskunftsmittel — Feldmarschallieutenant Kraus. Wenn man den militärischen Titel des Mannes liest, so stellt man sich einen grimmigen alten Haudegen vor, der im Pulverdampfe ergraut ist und von aller Welt, auch von den Wenzelssöhnen, stricten Gehorsam verlangt. Welcher Irrthum! Kraus hat nie Pulver gerochen; er war nie Offizier, sondern stets Auditor. Seine verhältnißmäßig rasche Carrière dankt er zwei Gründen. Erstens war er getaufter Jude, und als solcher konnte jeder vor dreißig, vierzig Jahren in Oestreich sicher auf Beförderung rechnen. Zweitens that sich Kraus durch seine Unerbittlichkeit gegen die italienischen Rebellen hervor und erwarb sich die besondere Zufriedenheit Haynaus. Seitdem war sein Glück gemacht, und vom Auditorate wanderte er in die Militärkanzlei des Kaisers und stieg so bis zu seiner jetzigen Würde empor. Seine Ernennung zum Leiter der Prager Statthalterei zeigte, was die Deutschen in Böhmen von der Regierung zu erwarten hätten. Den Czechen aber ist auch diese Concession noch nicht genügend. Sie wollen einen Mann aus ihrer Mitte an der Spitze des Landes sehen, und Graf Taaffe wird ihnen ebenso zu Willen sein, wie er ihnen in Bezug auf die Amtssprache und die Zweitheitung der Prager Universität nachgegeben. Die Ernennung des Grafen Belcredi zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes — eine rüde Herausforderung nicht nur der Verfassungspartei, sondern des öffentlichen Rechtsbewußtseins — ist ja auch nur eine Gefälligkeit für die Czechen, und ehe diese Zeilen gedruckt werden, fällt vielleicht abermals ein Schlag gegen die Deutschen in Oestreich, steigen die Wogen der czechischen Sündfluth wieder höher empor.

Man soll uns darum im deutschen Reiche kein demüthigendes Mitleid zollen. Diejenigen unter uns, die erst durch die jetzigen Zustände zum Bewußtsein ihrer Nationalität gekommen sind, die „Auch-" und „Noth-Deutschen", verdienen es kaum, und wir Anderen, die wir stets deutsch gedacht und gefühlt haben, wir sind zu stolz, um es anzunehmen. Wir wollen nicht, daß man von uns sage: „Ach die armen Narren; es geht ihnen schlecht!" Wir wollen von unseren deutschen Brüdern gar nicht bedauert sein, weil wir die Aera Taaffe, so sonderbare Erscheinungen sie zu Tage fördern mag, nicht für ein Unglück halten, sondern für eine nothwendige Prüfung. Es hat den Deutschöstreichern, namentlich den Deutschböhmen, bis in die letzte Zeit herein vielfach an nationalem Gefühl gefehlt, und es war eine der schwersten Sünden der Verfassungspartei, daß sie es unterließ, den lebendigen Zusammenhang mit dem deutschen Volke außerhalb Oestreichs zu pflegen, so lange sie die Macht in Händen hatte; daß sie aus Furcht, in den Hofkreisen Anstoß zu erregen, sich nicht entschlossen auf den nationalen Standpunkt stellte. Als Kaiserfeld vor zehn Jahren unter dem Ministerium Hohenwart das geflügelte Wort sprach, die Deutschöstreicher würden ohne Kummer der Stunde entgegensehen, die sie von den Bleisohlen an ihren Füßen befreite, da erschrak die ganze Verfassungspartei ob solcher Kühnheit, und Kaiserfeld selbst hätte den scharfen Pfeil, den er entsendet, gern von seinem Ziele abgelenkt. Noch in der letzten Session des Reichsrathes ging ein leises Beben durch die Reihen der Opposition, so oft der Abgeordnete v. Schönnerer seinen schroff nationalen Gesinnungen Ausdruck gab, und die bedächtigen Führer verleugnen den ehrlichen Heißsporn, wo sie nur können. Was aber haben der Verfassungspartei die fortwährenden Betheuerungen ihrer Loyalität genützt? Die slavisch-clerikale Mehrheit stimmt sie nieder oder läßt sie gar nicht zu Worte kommen und die Regierung setzt ihr den Fuß auf den Nacken und zieht die slavische Ergebenheit der deutschen vor.

Die östreichische Verfassungspartei wird durch diese herben Erfahrungen lernen; sie wird im Unglück die politische und sittliche Läuterung finden, deren sie bedarf. Ja wohl, auch die sittliche. Sie wird und muß jene Elemente ausstoßen, die den Kampf für liberale Ideen als Geschäft und ihr Mandat als Melkkuh betrachtet haben. Dann wird man sie nicht mehr höhnisch die Verwaltungsrathspartei schelten können; — ein Vorwurf, zu dem freilich Jene, die ihn zumeist ausstoßen, am wenigsten berechtigt sind, denn sie schnappen mindestens ebenso gierig nach Concessionen und fetten Stellen als die schlimmsten Gründer der Jahre 1868—1872, die sich in die Reihen der Verfassungspartei drängten, wie gewisse Damen zur Bühne gehen, um einen Deckmantel für ihren wahren Beruf zu haben. Der politische Reinigungsproceß innerhalb der Partei hat bereits begonnen; seit sie in der Minorität ist, beginnt sie zu begreifen, daß die Vertreter an freiem Sinn und deutschem Bewußtsein vielfach ihren Wählern nachstehen, und sie wird sich bemühen, diese Differenz auszugleichen.

Warum sollen wir also klagen und das Mitleid unserer deutschen Brüder erbetteln? Graf Taaffe wähnt, daß seine Mission die Versöhnung der Nationalitäten in Oestreich sei, und er hat es schon so herrlich weit in der Erfüllung seiner Aufgabe gebracht, daß man sich in Oestreich um der Nationalität willen todtschlägt. Die Geschichte hat dem Grafen offenbar eine andere Mission zugewiesen. Er ist ein Schulmeister wider Willen und erzieht die Deutschöstreicher zu Deutschen. Für Oestreich kann die gegenwärtige Regierung ein Unglück sein; für die Deutschöstreicher ist sie ein Glück. Die czechische Sündfluth mag noch höher steigen, wir fürchten sie nicht. So wild ihre Wogen heranrollen, „sie stürmt vergebens ans un-

*) Daß Baron Weber bei seiner Entlassung von der halbofficiellen „Wiener Abendpost" insultirt und einige Wochen später mit dem Orden der Eisernen Krone erster Klasse ausgezeichnet und zum Statthalter von Oberöstreich ernannt ward, ist echt östreichisch und gehört mit zu den Kennzeichen der Aera Taaffe, die Alles aufbietet, um den guten alten östreichischen Beamtengeist zu ersticken.

bezwung'ne feste Land". Was sie wegschwemmt, ist keiner Klage werth. Sie mag die Grundpfeiler des östreichischen Staatsbaues unterwaschen, wenn ihr nicht bald von Oben her Einhalt gethan wird, aber sie prallt machtlos an dem Felsen deutschen Geistes und deutschen Volksthums zurück.

Karl v. Thaler.

Nordafrikanische Probleme.

Von Friedrich von Hellwald.

Nordafrika, Nordafrika und immer wieder Nordafrika! So mag wohl mancher Leser bei sich denken, wenn er die Tagesblätter zur Hand nimmt oder unsere periodische Literatur durchmustert. Nichts beweist in meinen Augen schlagender den engen, innigen Zusammenhang, welchen unser Zeitalter des Dampfes und der Elektricität zwischen den Menschen und Dingen der verschiedensten Zonen hergestellt hat, als der breite Raum, welchen unsere Journale und Zeitschriften den nordafrikanischen Angelegenheiten gegenwärtig zu widmen sich bemüßigt sehen. Als vor fünfzig Jahren Frankreichs Truppen zur Züchtigung des Dey von Algier auf afrikanischem Boden landeten und dem Dasein des gefürchtetsten aller Raubstaaten ein kurzes Ende bereiteten, da erfaßte wohl ein Jubel, von dem wir uns heute keine rechte Vorstellung mehr machen können, die Küstenbewohner Spaniens, Italiens und des nördlichen Mittelmeeres überhaupt, welche von den Brandschatzungen und Menschenräubereien der algierischen Korsaren am meisten zu leiden hatten, — eine Angelegenheit von allgemein europäischer Wichtigkeit war aber die Eroberung Algiers nicht, und Mitteleuropa nahm an Marokko, Algier, Tunis, Tripolis, ja selbst an Aegypten kaum mehr Interesse als an dem Manne im Monde. Wie völlig anders heute, wo ganz Europa mit Spannung auf den Ausgang der von Frankreich gegen Tunis unternommenen Action und nicht ohne Besorgniß auf deren zum Theil schwer berechenbare Folgen blickt, welche in ihrem Schoße noch manches Problem bergen dürften. Die Vorgänge in Nordafrika stellen sich aber heute, wie Jeder leicht erkennt, als ein integrirender Theil der großen „orientalischen Frage" dar, welche ja auch nicht mehr wie früher auf die Balkanhalbinsel beschränkt ist, sondern alle Landschaften von den Säulen des Herkules bis an das „Dach der Welt", der centralasiatischen Hochebene von Pamir am Fuße des Hindukuh und Kwenlün, in ihren Bereich gezogen hat.

Ueber die Probleme der fernen Zukunft brauchen wir uns freilich den Kopf unserer Nachkommen nicht zu zerbrechen; desto mehr interessiren uns jene, deren Lösung schon die Gegenwart zu erfordern scheint, und dann auch jene, welche voraussichtlich schon in allernächster Zeit an uns herantreten werden. Unter den Problemen der ersteren Art steht in vorderster Reihe die Frage nach der so oft bestrittenen Kolonisationskraft der Franzosen. Sie ist ja die Fundamentalfrage, deren Beantwortung nothwendig unsere ganze Anschauungsweise über den Gang der Dinge in nächster Zukunft beeinflussen muß. Daß die Franzosen überhaupt nicht zu kolonisiren verstehen, ist bekanntlich in Deutschland schon ein Gemeinplatz, fast ein Dogma geworden, und alle Tage können wir in den Zeitungen Variationen dieses Themas in den Kritiken der französischen „Mißgriffe" in Nordafrika lesen. Diese leichtfertige Anklage, welche den Franzosen so häufig ins Gesicht gesagt wurde, bis ein Theil ihrer Schriftsteller selbst daran glaubt, habe ich schon wiederholt an anderen Stellen in ihrer Haltlosigkeit bloßgelegt. Ich will hier nicht wieder darauf eingehen, sondern nur kurz bemerken, daß es ein Leichtes wäre zu zeigen, wie Algerien, um das es sich hier zunächst handelt, sich seinen geographischen und noch mehr ethnographischen Verhältnissen nach in einer Sonderstellung befindet, wie gar keine Kolonie der Engländer oder Holländer oder sonst einer Nation sie aufweist, und daß gerade in Folge dieser Sonderstellung Frankreich in Algerien mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, welche den Kolonisatoren par excellence erspart geblieben sind. Es ist daher nicht billig, an die kolonialen Leistungen der Franzosen in Afrika den Maßstab ihrer begünstigteren Rivalen anzulegen, und wer die Mühe sich nimmt, die Dinge nach allen Seiten hin einer gewissenhaften, auf Studium gegründeten Prüfung zu unterziehen, der wird gewiß zu dem Schlusse gelangen, daß Algerien, in dem für das Leben der Völker so kurzen Zeitraume eines halben Jahrhunderts, unter der französischen Herrschaft die entschiedensten Fortschritte auf allen Gebieten gemacht hat. Und man darf wohl getrost hinzufügen, daß diese Fortschritte auch unter englischer oder deutscher Herrschaft keine größeren sein könnten angesichts der zu bewältigenden Schwierigkeiten, denn diese beruhen gerade in jenen Verhältnissen, in welchen auch die Britten nur geringe Meisterschaft bekunden, während die Deutschen bisher keine Gelegenheit hatten zu zeigen, was sie eigentlich können. Diese Verhältnisse sind die ethnographischen und sie sind es, welche nicht blos für Algerien, sondern für ganz Nordafrika den Ausschlag geben. Daß hierin nun zahlreiche Mißgriffe begangen wurden und zum Theil noch werden, kann wohl Niemand in Abrede stellen, es fragt sich blos, ob Andere als die Franzosen diese Fehler vermieden hätten. Dafür gibt es nicht die Spur eines Beweises, und ich glaube es auch nicht.

Als die Franzosen ihren Fuß auf algerischen Boden setzten, befanden sie sich in einer völligen terra incognita. Land und Leute waren durchaus unbekannt, und wenn seither unser Wissen tief in das Innere des schwarzen Erdtheils greift, so wäre es undankbar zu vergessen, daß dies größtentheils erst durch die französische Eroberung möglich geworden, unmittelbar und auch mittelbar durch den Respect, welchen dieses Ereigniß selbst fernerliegenden Völkerschaften Afrikas vor der Macht der Europäer einflößte. Damals aber, 1830, wußte man nicht anders als daß die Barbareskenstaaten Nordafrikas arabisch seien, arabisch der Bevölkerung, der Sprache, der Cultur und Sitte nach, und darnach traf man seine Maßnahmen. Die Franzosen haben von jeher, obgleich auch sie nicht völlig rein sind, die farbigen Naturkinder menschlicher und christlicher behandelt, als alle übrigen Europäer; sie huldigten gern dem Grundsatze: den Widerstand brechen und dem Besiegten ein milder Herr sein. Pelissiers Ausräucherung des Stammes der Beni Wad Ria im schluchtenreichen Dahragebirge wird freilich als eine Grausamkeit sondergleichen ins Treffen geführt von Menschenfreunden, welche für die von den Engländern in Indien und anderwärts begangenen viel ärgeren Scheußlichkeiten blind sind, und obgleich sogar ein Priester, Dr. Bernhard Schwarz, dem wir ein kürzlich erschienenes Buch über Algerien verdanken, bei dem Charakter des Vernichtungskampfes, den die Affairen zwischen Arabern und Franzosen damals nachgerade angenommen hatten, die letzteren sammt ihrem Anführer nicht so unbedingt verurtheilen will. Thatsache ist, daß nach hergestelltem Frieden, nach erfolgter Unterwerfung die französische Politik stets darauf ausging, die früheren Feinde für sich zu gewinnen, an Frankreich in Güte zu fesseln, um ihre Gunst förmlich buhlte, sie mit Auszeichnungen bedachte, ihren Glauben und ihre Sitten auf das Sorgfältigste schonte. Damit glaubte man die unbändigen Söhne der Wüste am ehesten in die Arme der europäischen Gesittung führen zu können. Napoleon III. träumte gar von einem arabischen Königreiche! Diese Politik, man darf es ruhig sagen, war nun eine völlig verfehlte. Der Araber mit seinem islamitischen Fanatismus und seinen nomadischen Gewohnheiten ist und bleibt, ob unterworfen oder nicht, ein Feind, der von unserer Cultur absolut nichts wissen will und jede ihm erwiesene Gunstbezeugung einfach als Schwäche des „Rumi", des Christenhundes, deutet. Sein aristokratischer Geist beugt sich einzig und allein vor der Gewalt, denn die Gewalt kommt von Gott und wer sie besitzt, dem hat Allah sie verliehen, in dessen Willen man sich fügen muß. Menschen mit dieser Sinnesart in Güte regieren und gar den europäischen Kulturanforderungen einfügen zu wollen, war eine Utopie, wie sie blos auf dem Boden jenes Humanitätsschwindels erwachsen konnte, welcher principiell alle Menschen für gleich geeignete Glieder unserer gesittrten Gesellschaft erklärt. Thatsächlich

ist aber das Nomadenthum mit unserer Civilisation unverträglich, und da es kein Mittel gibt, Nomaden wider ihren Willen seßhaft zu machen, so erübrigte blos, was ja auch gründliche Kenner Afrikas, wie Gerhard Rohlfs, wiedeeholt verlangt haben, die Araber mit Gewalt aus dem Bereiche der Cultur hinauszudrängen in die große Wüste, wohin sie gehören.

Im Laufe ihres Aufenthaltes in Afrika lernten die Franzosen erkennen, daß es neben den Arabern im Lande noch ein zweites nicht unwichtiges Volkselement gebe, von dem freilich früher niemals die Rede war: die Berber, die Nachkommen der alten Libyer, also die eigentlichen Autochthonen des nordafrikanischen Bodens. Es ging mit diesen Berbern ganz ähnlich wie mit den Ruthenen und den Bulgaren, welche beide auch eest in unseren Tagen gewissermaßen „entdeckt" werden mußten und als ganz ansehnliche Völkerschaften sich entpuppten, zum nicht geringen Schreck gar Vieler, die noch vor wenig Lustren an deren Existenz kaum glauben wollten. Die Beeder nun, zu welchen die tapfern Kabylen in den Bergen des Dschurdschura gehören, hausen in ganz Nordafrika und bilden, wie sich allmählich herausstellte, mit ihren verschiedenen Zweigen weitaus die Mehrzahl der Bevölkerung in den nördlichen Küstenländern wie in der Wüste. Alles was dort Tuareq heißt, sind Berber, und Berber sind das Gros der Marokkaner, der Grundstock der Bevölkerung in Algerien und in Tunis. Das ganze (ziemlich unpassend sogenannte) Atlasgebiet stellt sich geographisch wie ethnologisch als ein einheitliches Ganzes dar, was schwer ins Gewicht fällt. Diese Berber nun sind durchschnittlich das Widerspiel der Araber: vorwiegend seßhaft, demokratisch in ihren Einrichtungen, freier in ihren socialen Sitten, gewerbetreibend und kunstthätig, mit einem Worte culturfähig, wenigstens in dem Sinne, daß sie möglicheeweise zum Ausbaue eines kolonialen Staatswesens heeangezogen weeden können. Ihnen müssen daher in Hinkunft die Aufmerksamkeiten der Regierenden gelten, nicht den Arabern. Freilich sind die Berber mit diesen durch den gemeinsamen Glauben, den Islam, verbunden, vielfach sind sie auch semitisirt worden, in Sprache und Lebensart. Zahlreiche Mischungen haben zwischen beiden stattgefunden und viele solcher Berberstämme ziehen, hauptsächlich in der westlichen Sahara, nomadisch umher. In den Küstenstädten sind die Produkte dieser Kreuzungen, die sogenannten „Mauren", in Sprache und Sitte Araber, wenngleich ich sie mit meinem berühmten Freunde Rohlfs nicht auch im ethnographischen Sinne als Aeader gelten lassen kann. In der westlichen Sahara und schon im südlichen Tunesien haben endlich die Berber eine beträchtliche Menge Negerblutes in sich aufgenommen, so daß sie in ihrem weiten Verbreitungsbezirke nicht überall das nämliche Bild zeigen. Selbstverständlich können für die kolonialen Zwecke blos die iheen ursprünglichen Sitten treu gebliebenen Berber Nordafrikas in Betracht kommen; vorläufig sind aber auch sie noch im Lager der Gegner zu finden.

Alles was bislang in Algerien geleistet worden, ist trotz dee widerstrebenden Eingebornen zu Stande gekommen, und noch für recht lange Zeit wird sich dies nicht anders gestalten. Darauf müssen die Franzosen sich gefaßt machen. Was sie in Afrika branchen, ist zunächst die Gewalt; entschließen sie sich nur ernstlich, diese in vollem Umfange zu entwickeln, so dürfen sie über den Ausgang keine Sorge hegen. Wenn wir mitunter lesen, ganz Afrika stehe wider sie in Beand, so ist dies eine großartige Uebertreibung. Von einem eigentlichen Aufstande in Algerien kann man gar nicht reden, denn so meekwürdig auch die Züge Bu-Amemas uns bedünken mögen, sie sind doch nichts Anderes als einfache Einfälle aus benachbartem Gebiete, Einfälle, für welche sich im Tell, d. h. im algerischen Culturlande, keine Hand erhoben. Vollends die französische Herrschaft zu gefährden, sind sie unvermögend. Diese Einfälle gehen stets von den noch schwach oder gar nur zum Schein unterworfenen Grenzgebieten aus und werden sich voraussichtlich noch oft wiederholen, und zwar so lange, bis Frankreich sich nicht zu einer gründlichen Arrondirung seines afrikanischen Besitzstandes entschließt. Ich habe schon oben die geographische und ethnologische Einheit des sogenannten Atlasgebietes betont. Das Algerien der Gegenwart ist nun ein aus dieser Einheit herausgerissenes Stück ohne jegliche haltbare Begrenzung, weder im Westen noch im Osten, noch auch im Süden. Blos im Norden ziehen die leider hafenarmen Küstenlinien einen scharfen Abschluß. Von allen drei übrigen Seiten fluthen die Nachbarstämme nach Willkür herein, die einheimischen hinaus, und die auf dem Papiere niedergelegten Grenzen dienen wenigee zum Schutz, denn zur Beunruhigung des Territoriums. Kurz, Frankreich befindet sich in Afrika genau in der nämlichen Lage, wie Rußland in Mittelasien. Ob es will oder nicht, es muß vorwärts dringen, bis es auf feste, natürliche Schranken stößt oder bis Ordnung mit Ordnung sich begegnet. Brauchbare natürliche Schranken bietet nun im Osten wie im Westen die geographische Configuration Nordafrikas dar, und mit der Unterwerfung von Tunesien hat solche sich Frankreich im Osten gesichert. Wie aber hier das Syrtenmeer, so ist im Westen dee atlantische Ocean der einzige rationelle Abschluß, mit andern Worten: früher oder später muß Marokko das Loos von Tunis theilen. Schon jetzt beginnt man sich daeüber klar zu werden, daß die gegenwärtige Grenze gegen Marokko ein Unding sei, und der drittische Kapitän Colville, welcher vor wenigen Jahren das östliche Marokko bereiste, hörte zu seinem großen Verdrusse die französischen Offiziere in den Garnisonen des Departement Oran die dermalen ganz auf marokkanischem Gebiete fließende Muluja als die zukünftige Grenze Algeriens bezeichnen. Es ist aber nicht im geringsten zweifelhaft, daß, wenn die Franzosen wirklich einmal an der Muluja stehen, sie alsbald auch die Nothwendigkeit erkennen werden, bis an den Ocean vorzudringen. Was den Süden anbelangt, so hat Frankreich ohnehin schon die Bemüßigung empfunden, ohne weiters viel Lärm zu machen, seine Grenzen immer weiter nach der Wüste vorzuschieben. Von Biskra und Laghuat ist es bis Tuggurt und Wargla und von da 1873 bis El Golea gerückt. Gegenwärtig erstreckt sich sein Einfluß bereits bis zur Oase Insalah, hat somit also fast den Wendekreis und die Hälfte des Weges zwischen Algier und Timbuktu erreicht. Ein Halt gibt es aber auch in dieser Richtung erst an der Grenze der Fellatahreiche im Sudan, wo für die dortigen Verhältnisse geordnete Zustände herrschen.

Man sieht, auf welche abschüssige Bahn, wenn man so will, die französische Action in Afrika gerathen ist. Natürlich dachte daran Niemand in Frankreich, als man unter dem allgemeinen Jubel der leidenden Nebenländer dem Dey von Algiee den Garaus machte. Ebenso wenig dachte Rußland daran, als es die unruhige kleine Kirgisenhorde unterjochte, daß dies sein erster Schritt zur Eroberung Mittelasiens bis an die indischen Gebirge hin sei; ebenso wenig dachte England daran, als Loed Clive seine ersten Waffengänge that, daß damit der Grundstein zu seinem heutigen indischen Reiche gelegt werde. Aus kleinen Anfängen entwickeln sich aber bekanntlich große Dinge, und wenn auch heute noch die Franzosen jeden Gedanken an eine Erweiterung ihres afrikanischen Besitzes, wie die oben angedeutete, entrüstet von sich weisen mögen, die Umstände werden doch stets zwingender bleiben als die Absichten der Politiker. Sie glauben zu schieben, werden aber geschoben, und der wahre Staatsmann ist nur der, welcher weiß, daß und in welcher Richtung er geschoben wird, um selbst mitschieben zu können.

Wer mit dem Gange der europäischen Eroberung unter uncivilisierten Völkern vertraut ist, weiß, daß solche Unternehmungen übrigens kein leichtes Stück Arbeit sind und blos durch einen bedeutenden Aufwand an Truppen zu Ende geführt werden können. Fast immer im Anfang zieht die europäische Armee dem unfaßbaren Feinde gegenüber den Kürzeren, bis sie, durch kräftige Nachschübe aus der Heimat verstärkt, denselben zur Erschöpfung gebracht hat. Die tapfern Britten haben sich von den Aschantinegern, Zulukaffern und Afghanen aufs Haupt schlagen lassen, die Russen haben von den Bocharen und Turkmenen Schlappen erlitten, die Holländer sind von den malayischen Atschinesen Jahre lang vor dem Kraton auf Sumatra hingehalten worden, und selbst Oestreich hat die als bloßen Spaziergang einer handvoll Truppen proclamirte Besetzung Bosniens und der Herzegowina erst nach Herbeiziehung eines Heeres von mehr denn hundert-

tausend Mann vollziehen können. Wenn also momentan die Zeitungen melden, daß für die Franzosen in Afrika „die Dinge schlecht stehen", so hat dies nichts, was uns verwundern könnte. Wir wissen aber auch wie — wenn anders Frankreich nur ernstlich will — dieser „tunesische Feuerbrand" zu ersticken ist, und daß es schließlich desselben Herr werde, daran zweifeln selbst Jene nicht, welche den Teufel jetzt noch schwärzer an die Wand malen als er ohnehin ist.

Eine andere Frage ist die — und das ist ein Problem der Zukunft — ob die an den nordafrikanischen Angelegenheiten betheiligten Mächte Europas der oben angedeuteten Entwicklung Französisch-Afrikas gleichgültig zusehen werden. Die Wegnahme Algeriens hat seiner Zeit kaum einen Protest Englands veranlaßt. Die gegenwärtige Eroberung Tunesiens ist freilich von England mit sehr scheelen Augen gesehen worden, denn Stadt und Hafen von Tunis in den Händen einer europäischen Macht beeinträchtigen gewaltig die englische Position in Malta; diese Eroberung kostet endlich den Franzosen, darüber dürfen sie sich nicht täuschen, die Freundschaft des fast zu einer Großmacht herangewachsenen Italien, das in Tunesien verschiedene Interessen zu wahren hatte und im Stillen hoffen mochte, dieses Gebiet werde ihm eines schönen Tages, wie so manche andere, als reife Frucht in den Schoß fallen. Da die Italiener indeß blos gerne ernten ohne zu säen und noch weniger zu ackern, so begnügen sie sich einstweilen die Faust im Sacke zu machen. Gegen Süden hin stehen den Franzosen seitens Europa keine Hindernisse im Wege, obwohl natürlich die Engländer von einem solchen Fortschreiten auch nicht sonderlich erbaut sind. Hatte ja schon gar mancher Britte, und mit ihm mancher in das englische Horn stoßende Deutsche, von einer allmählichen Ausdehnung des brittischen Reiches in Südafrika über den ganzen dunklen Continent geträumt! Daß es je die Herrschaft über denselben mit Frankreich werde theilen müssen, daran hat man nicht gedacht. Ernstliche Schwierigkeiten entstünden aber sicher bei einer Annexion Marokkos. Ueber die inneren zerfahrenen Zustände dieses morschen Sultanats hat uns erst kürzlich der englische Kapitän Trotter belehrt. Ernstlichen Widerstand vermag Marokko einem europäischen Feinde vielleicht weniger denn irgend ein anderer Staat Nordafrikas zu leisten. Schon jetzt hat Frankreich das Monopol in Händen, den Bedarf Marokkos an europäischen Manufakturen zu befriedigen. England geberdet sich zwar als ob es der natürliche Beschützer Marokkos wäre, allein englische Waaren trifft man dort fast nie, wohl aber, wie Colville sagt, „schlechten" französischen Thee, Zucker, Lichter, Zündhölzer und Zeuge. Frankreich hat also alles Interesse daran, daß Marokko in sein Machtbereich falle. Doch hat nebst England auch Spanien sein Auge auf dieses Land geworfen, an dessen Küste es mehrere Punkte schon besitzt. Doch fehlt ihm die Macht sich dort festzusetzen und voraussichtlich noch mehr, um einem Gegner wie Frankreich mit bewaffneter Hand allein entgegenzutreten. Immerhin muß dieses erwarten, bei jeder Action gegen Marokko Spanien auf Seite seiner Feinde zu finden, d. h. Englands, und es ist gar nicht so unmöglich, daß dort die Spanier den Engländern die Kastanien aus dem Feuer ziehen helfen, mit andern Worten, daß ein englisch-spanisches Heer, natürlich ein Viertheil Engländer und drei Viertheile Spanier, sich den Franzosen in den Weg werfe. Denn daß Frankreich seine Hände auf dieses Berbersultanat lege, kann England nicht dulden, weil nicht nur von Marokko aus Gibraltar verproviantirt wird, sondern weil — Marokko einmal im Besitz einer starken europäischen Macht — Gibraltar seiner Position als „Schlüssel des Mittelmeeres" entkleidet wird. Damit wäre aber die ganze Stellung Großbritanniens erschüttert, welches sich so gerne als Mittelmeermacht betrachtet und diesen Anspruch erheben muß, so lange der Suezkanal den kürzesten Seeweg nach Indien bezeichnet. Von den dermaligen Positionen Englands im Mittelländischen Meere hat sich die mit so viel Jubel begrüßte Acquisition von Cypern als ziemlich werthlos herausgestellt; Malta ist durch das französisch gewordene Tunis schwer erschüttert, eine Brachlegung von Gibraltar kann England nicht vertragen. Der Suezkanal, ja selbst der Besitz Aegyptens werden hinfällig, wenn der einzige Ausgang des Mittelmeeres durch einen andern als einen englischen Willen verstopft werden kann. Wie freilich auf die Dauer England einer solchen Wendung der Dinge wird vorbeugen können, ist wiederum ein Problem. Reicht Frankreich einmal von Algerien aus in südlichem Vordringen seinen senegambischen Besitzungen die Hand, so ist Marokko völlig umgangen und keine fremde Macht vermag sich dort ohne Zustimmung Frankreichs zu halten.

Man sieht, Nordafrikas Zukunftshimmel hängt voll schwerer Wolken, welche eine Fülle großer Probleme und Fragen in sich bergen, deren Rückwirkung auf die europäischen Culturvölker sich nicht mehr in Abrede stellen läßt. Ob dieselben nach der im Vorhergehenden angedeuteten Richtung ihre Lösung finden werden, läßt sich heute wohl nicht mit Sicherheit aussprechen. Ich wollte nur beiläufig zeigen, was im Schoße der gährenden Gegenwart alles verborgen schlummern könne. Bedeutungsvoll ist jedenfalls, daß Frankreich, sollte es zu so weit ausgreifenden Actionen gedrängt werden, allem Anscheine nach Deutschland nicht unter seinen Widersachern finden wird. Sagte doch erst unlängst eine gut unterrichtete Stimme in der „Allgemeinen Zeitung", das deutsche Reich sehe „frei von allen patriotischen Beklemmungen Frankreichs Truppen auf dem Boden des alten Karthago; ja, wehte ihre Tricolore an den Säulen des Herkules und über dem Kanal von Suez zugleich, wir würden neidlose Zuschauer einer so seltenen Machtausdehnung sein, vorausgesetzt, daß unsere wirthschaftlichen Interessen dabei gewahrt bleiben". Man hat aber an maßgebender Stelle längst eingesehen, daß Deutschlands Interessen am Mittelmeere durch Frankreichs Vorgehen in keiner Weise geschädigt werden.

Literatur und Kunst.

Heimkehr.

Seh' ich dich wieder, mein Vaterhaus!
Die ganze Natur bricht in Jubel aus,
Alle Büsche und Bäume klingen und blühn,
Die schwellenden Wiesen blitzen und glühn,
Die Blumen duften, die Drossel schlägt,
Als fühlten sie mit, was mein Herz bewegt.

Ich blicke dankend zum Himmel empor,
Hell jubelnd schmettert der Lerchen Chor,
Und wie Wanderburschen lustig und frei
Ziehn oben die lichthellen Wölkchen vorbei,
Und Käfer und Bienen umschwirren mich,
Als wären sie alle so glücklich wie ich.

Die Mütze mit Eichengrün umlaubt,
Ich schwinge sie jubelnd empor vom Haupt,
Und den Stab hoch in der andern Hand,
Grüß' ich Vaterhaus und Heimatland;
Das Schönste kommt dann zuletzt — allein
Das soll noch ein süßes Geheimniß sein.

Friedrich Bodenstedt.

Deutsche Sitten und Unsitten.

Mitleid mit der angeblich verkannten armen Menschenklasse, Zorn über die Verkennung, der er von Seite einer höheren Menschenklasse selbst ausgesetzt war, haben Rousseau zu dem großen Irrthum verleitet, die Leidenschaften und Laster des

Menschenthums durch die Zurückführung der Culturzustände auf Naturzustände beseitigen zu wollen. Diese Annahme beruht auf der Varaussetzung, der Mensch sei im Naturzustande, alsa von Natur aus, ein überaus herrliches und vollkommenes Wesen und alles Verbrecherische, Verderbliche und Gemeine liege ausschließlich in den politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen, welche die Cultur zu ihrer Erhaltung nothwendig hat.

Mehr als 100 Jahre haben an diesem Irrthume nichts geändert. Mit der Hartnäckigkeit der Verblendung pflanzt er sich fort bis in die modernsten socialdemokratischen Theorien, und wie viel Neid, wie viel unsittlicher Grimm auch die eigentliche versteckte Quelle der Weltverbesserungsideen sei, so wird doch diese Entsittlichung der Gemüther keineswegs weiter in Betracht gezogen, und wenn nur der „natürliche" Zustand der Gesellschaft des Menschengeschlechts wiederhergestellt wäre, so wären nach der Meinung der Theoretiker auch die Leidenschaften und Laster aus dem Erdenleben hinausgeschafft.

Da das Glück durchaus von der inneren Beschaffenheit des Menschen abhängig ist, so wäre mit einem Naturzustande, sei es der von Rousseau gedachte, sei es der socialistisch gefabelte, nichts weiter gewonnen, als daß die Anregungen zu Verbrechen, Lastern und Leidenschaften eine Zeit lang nicht in so großer Anzahl vorhanden wären, als dies in einem Culturzustande der Fall ist. Allein von der Beseitigung des Unglücks könnte so wenig gesprochen werden, wie von der Beseitigung einer Krankheit, wenn dem Leidenden die Gelegenheit entzogen ist, die aon seinem Uebel bedingten Excesse zum Vorschein zu bringen. Ein tieferes Eingehen auf den scheinbaren Gegensatz von Natur und Cultur hätte die Erkenntniß zur Falge, daß Natur und Cultur nur zwei verschiedene Namen für denselben Proceß des menschlichen Daseins sind, und die Culturzustände sich unaufhaltsam und nach bei weitem noch nicht gänzlich erforschten Naturgesetzen mit derselben Nothwendigkeit vollziehen, wie die elementarischen Ereignisse des Erdkörpers.

Ich habe nicht die Absicht, in diesen Gegenstand hier tiefer einzugehen, mir dient die Erwähnung desselben nur zur Einleitung in die Betrachtung, daß, wenn es unausrottbare Laster und Leidenschaften gibt, deren chronische Bethätigung im gesammten Menschenthum sich fortwährend geltend macht, auch Fehler und Gebrechen acuter Art varhanden sind, die sich nach ihrer Verschiedenheit auf die verschiedenen Nationen vertheilen. Wenn man behaupten kann, derjenige wäre der Unglücklichste, der nicht mehr betrogen werden kann, so ist die kindliche Gläubigkeit, ja eine gewisse eifrige Götzensucht und Anbetungsepidemie im Gemüthe des Deutschen eine Bürgschaft dafür, daß er für den Glücklichsten unter den Natianen gehalten werden darf. Nirgends als in Deutschland wird der Gemeinplatz so leicht ein hochverehrtes Dogma und schwerlich wäre bei einem anderen Volke eine so ausgiebige Sammlung „geflügelter Worte" möglich, weil kein anderes Volk sich so leicht zum Nachbeten vereinzelter Aeußerungen veranlaßt fühlt. Wie viel von dieser blinden, kindlichen Gläubigkeit dem Cultus unserer Klassiker innewohnt, habe ich in meinem „Abend zu Hause"*) nachzuweisen versucht. Allein diese Gläubigkeit ist nicht blos eine literarische aber überhaupt auf geistiges Interesse bezügliche, sie erlaubt auch im praktischen und geselligen Leben, in der wechselnden Werthschätzung der materiellen Lebensgüter eine kolassale Täuschung, die sich Jahre und Jahrzehnte lang ungestört erhält. Wer glaubt nicht in Deutschland, echte Havannacigarren zu rauchen, während statistisch durch die officiellen Handelstabellen nachgewiesen ist, daß nicht der hundertste Theil der in der Havanna erzeugten Cigarren seinen Weg nach Europa nimmt. Wie viele Tausende in Deutschland sind der festen Ueberzeugung, die nur aus dem theuren Preise quillt, den sie bezahlen, echten Champagner, echten Johannisberger, echten Takaier zu trinken, während von diesen Flüssigkeiten nicht einmal so viel vorhanden ist, um die Keller der allerdings zahlreichen regierenden Fürsten in Deutschland standesgemäß zu füllen.

*) Berlin 1881, Hofmann u. Comp.

Ueberträgt man diese Gläubigkeit wieder auf die Literatur, d. h. auf das Verhalten des Deutschen zu seinem eigenen Nationalgeist, so ergibt sich, daß das faule Liegen auf dem Bärenfell, das unsere Voreltern im Teutoburger Walde kennzeichnete, in das Gedankenhafte übersetzt, jene Trägheit ist, welche sich, nachdem einmal ein kritischer Autor den Werth eines Buches festgestellt zu haben scheint, das eigene Lesen und Studiren desselben mit behaglichem Schmunzeln erspart, sich aber eben in Folge jener Gläubigkeit deshalb nicht weniger für berechtigt hält — in jenes kritische Urtheil wie aus eigener Ueberzeugung einzustimmen. Daraus erfolgt die so oft und so tief beklagte Mißachtung der deutschen gegen ihre zeitgenössischen Schriftsteller, mit anderen Warten, gegen ihren eigenen Nationalgeist. Unter den Hunderten dieser Opfer blindgläubiger Trägheit nenne ich den einzigen Ludwig Steub, einen Humoristen von so eigenthümlicher Begabung, daß er bei jeder anderen Nation, besonders wenn er bei ihr van der Kritik ebenso hoch gestellt wäre, in dem Grade anerkannt, berühmt, gelesen und gekauft wäre — daß vor Allen die Deutschen, am meisten zu seinen Anbetern und zu seinen Käufern gehörten. In Wahrheit aber ringt der vortreffliche Schriftsteller sein langes Leben hindurch mit der Ungunst, mit der blindgläubigen Trägheit des Volkes der „Denker und der Dichter".

Dieses Gebrechen ist ohne Zweifel ein „gemüthliches", denn die Gläubigkeit, die sich nicht weiter einer kritischen Prüfung erfrecht, stammt ja aus dem Gemüthe. Ein unbewußtes Raisonnement dieser Art erhebt sogar dieses Gebrechen zur Tugend, und wie sich diese Tugend im geselligen Leben ausnimmt, wie der Deutsche im Unterschiede aller anderen gebildeten Völker oder der Gebildeten aus diesen Völkern sich an öffentlichen Orten benimmt, dies hängt wieder mit seinem ebenfalls nur auf gutem Glauben beruhenden Urtheil über die anderen Völker, namentlich über die Franzosen zusammen. Diese sind in Deutschland ein für alle Mal in ihren sittlichen Zuständen nur die pure Frivolität und in ihrer Literatur nichts weiter als Champagner, der sprühenden Geistes, aber kein Nahrungsmittel ist. Ich habe über diese Auffassung und ihre Consequenzen für die Geselligkeit schon vor Jahren im dunkelsten Winkel einer noch dunkleren östreichischen Zeitung zufällig meine Meinung abgegeben und man wird mir ein Plagiat an mir selbst um so mehr erlauben, als ich mich nicht wörtlich, sondern nur nach halb verblaßter Erinnerung wiederhole:

Wenn man einen verständigen und gebildeten Deutschen spricht, der lange in Paris gelebt hat, so hört man ihn unfehlbar über den bei uns vielverbreiteten Irrthum spotten, daß die schöne Literatur Frankreichs mit ihrer Unzahl von Sensationsramanen, deren Lectüre van den Frauen nicht eingestanden wird, und von Ehebruchsdramen, deren Uebersetzungen den deutschen Dramatikern das Brod wegnehmen sollen, ein Spiegelbild des französischen Lebens überhaupt oder mindestens der Pariser Gesellschaft und Geselligkeit wären.

In Wahrheit liegen die Dinge anders, sie liegen natürlicher, was den Schwätzern ein Grund ist, sie nicht zu sehen; denn das Natürliche ist ihnen nicht interessant genug. Man könnte aus der unsittlichen Verwilderung in den Erfindungen der französischen Belletristik beinahe den entgegengesetzten Schluß auf den Charakter der französischen Häuslichkeit ziehen; denn die Unterhaltungsliteratur ist im Großen und Ganzen doch nur ein Gewerbe; Principien und Kunstwerke, welche einen festen, wenn auch durchgeistigten Anschluß an die Realität fordern, müssen hinter das Bestreben zurücktreten, durch das Neue, Originelle Käufer anzulocken. Neu und originell kann den Massen nur erscheinen, was im Leben nicht häufig vorkommt; die literarische Unsittlichkeit, je mehr sie sich in Extremen überbietet, spräche also für eine um so größere Sittlichkeit der realen Zustände.

Dieser Schluß wäre lächerlich, denn er bewiese zu viel. Die Wahrheit ist, wie gesagt, das Natürliche. Die Natur hat den Sinn für die Ordnung, die Regelmäßigkeit und die Treue des Familienlebens sogar schon in das Thier gelegt, wie viel mehr in den Menschen, unabhängig von den großen nationalen

Verschiedenheiten in der Ausbildung der Lebensformen. Eine Statistik der Tugend und Sittlichkeit, wenn sie überhaupt möglich wäre, würde in Frankreich und selbst in Paris keine geringere Verhältnißziffer liefern als in Deutschland und überall. Für das Wesen der Sache ist es nicht von Wichtigkeit, es trägt nur dazu bei, das oberflächliche Urtheil zu täuschen, daß man in Frankreich mit dem Laster, in Deutschland mit der Tugend Staat macht, daß die nationale Eitelkeit jenseits der Vogesen mit der Ausgelassenheit und diesseits derselben mit der Häuslichkeit prunkt.

Die Franzosen schämen sich ihrer Tugend. Daraus entspringt aber eine Gestaltung der äußeren Lebensformen, geeignet, die französische Familie im vollen Lichte der Grazie und des Geschmackes zu zeigen, während in dieser Beziehung in Deutschland und namentlich in Norddeutschland noch wahrhafte Barbarei herrscht.

Sieht man irgendwo in der vielbereisten Welt: in Italien, im Orient, an einem öffentlichen Orte, zum Beispiel an einer Wirthstafel, ein junges Paar sich im Angesichte der fremden Gäste herzen und küssen zur schamhaften Verlegenheit junger Misses und zur Empörung sämmtlicher Mütter und Gouvernanten, so kann man sicher sein, ein junges Ehepaar aus dem deutschen Mittelstande auf seiner Hochzeitsreise vor sich zu haben. Kein französischer Schustergeselle würde sich dies im Angesichte wohlgekleideter Herren und Damen mit seiner jungen Frau erlauben.

Die Heiligkeit der Ehe ist dem Norddeutschen ein derartiger Stolz und Triumph, daß er gar nicht daran denkt, mit ihrer Schaustellung etwas Anderes als sittliche Billigung erregen zu können. Er ist mit seiner Frau öffentlich zärtlich und öffentlich grob. Die Rücksichtslosigkeit der Ehe fängt hinsichtlich der äußeren Formen in Norddeutschland schon beim Brautpaare an, und während in Paris und auch in Wien, überall dort, wo feine Sitte als Ausdruck der Lebensschönheit gepflegt wird, das verlobte Mädchen in seiner bisherigen Gebundenheit verbleibt, sieht man in Berlin, in Dresden u. s. w. verlobte Paare ganz allein mit einander Spaziergänge und Landpartien machen.

Schon bei der Erziehung der Mädchen wird vor lauter Bildungsrespect auf die Lebensschönheit keine Rücksicht genommen, und als ob die gesellige Formlosigkeit von der menschlichen Formenlosigkeit begleitet sein müßte, ist die Berlinerin, die Dresdnerin im Durchschnitte von einer Häßlichkeit, an welcher nur zu sehr geringen Theile die Natur, in überwiegend größerem Maße aber die Vernachlässigung der ästhetischen Körperpflege von Jugend an die Schuld trägt. Prosper Merimée hat in einem seiner Briefe an eine Unbekannte in sehr witziger und graziöser Weise bedauert, daß die modernen Frauen nicht so häufig und unbefangen wie die von Hellas und Rom den Bildhauern Modell stehen. Man könnte in der That behaupten, daß mit dem bis zu dieser persönlichen Betheiligung sich erstreckenden Gefühle für Plastik auch die Plastik der norddeutschen Frauen selbst verloren ging.

In dieser Art ungefähr habe ich schon vor Jahren über deutsche Sitten und Unsitten gedacht, und was ich seitdem durch längeren Aufenthalt in einer norddeutschen Residenz, besonders hinsichtlich des Frauenlebens beobachtet und still bei mir gesammelt habe, das bringt mich immer mehr zum Bewußtsein, daß die eigenthümliche sociale und häusliche Beschaffenheit der deutschen Frauen im Unterschied besonders von der französischen Frauenwelt einen historischen Grund und Ursprung habe. Die Verschiedenheit springt nämlich leuchtend zu Tage, wenn man sich Frankreich und Deutschland in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigt. In Frankreich war damals das Weib die Herrscherin der Herrscher, die Lenkerin der Staatslenker geworden. Der Begriff der Gesellschaft, weit entfernt, die ungeheure Tragweite unserer Zeit anzunehmen, geht ganz und gar im Cultus des Weibes auf. Der Künstler, der Dichter, der Gelehrte selbst ist fast ausschließlich damit beschäftigt, das unendliche Geheimniß des weiblichen Reizes zu enthüllen, ja die Philosophie jener Zeit sogar ist nahe daran, dieses unendliche Geheimniß als das Geheimniß des Unendlichen aufzufassen. Eine schöne Herzogin hat es darauf abgesehen, „de faire un homme“ aus einem körper- und geistesschwachen König, und es gelingt ihr, Kriege zu eröffnen und zu schließen und dabei ihr eigenes Dasein zum Ideal alles dessen zu gestalten, was man sich unter der Vollkommenheit des Erdenglückes vorstellen mag.

Wie aber ist es um dieselbe Zeit mit den Frauen in Deutschland bestellt? Ich brauche die bezüglichen Culturgeschichten nicht zu excerpiren, da Lewes in seiner Biographie Goethes Proben seiner vortrefflichen Studien, die sich sogar auf Bertuchs Modejournal erstreckten, in dieser Beziehung darthut. Da heißt es: „Die Brüder übten eine fast väterliche Gewalt über die Schwestern. Die Stellung der Frau war überhaupt eine derartige, daß sie von unseren Frauen nicht gerade mit Geduld ertragen würde. Die Frau stand nicht nur unter dem väterlichen Willen, war nicht nur dem Gatten und Bruder unterworfen, sondern stand auch noch unter dem Joch von gesellschaftlichen Vorurtheilen, die ihr Handeln ganz anders beschränkten, als es jetzt der Fall ist. Zum Beispiel durfte keine Frau der höheren Bürgerklasse daran denken, allein auszugehen; das Dienstmädchen folgte ihr zur Kirche, in den Laden und selbst auf dem Spaziergange.“

Nur in wenigen äußeren Formen zeigt sich heute in mitteldeutschen kleinen Städten und Residenzen die Stellung der Frau als eine veränderte. Mag auch in Wahrheit und Wirklichkeit das versteckte Pantoffelregiment wie zu allen Zeiten herrschen, und die einzige bisher erreichte Emancipation des Weibes sein, der Grundsatz blinder Unterwürfigkeit hat von seiner principiellen Bedeutung nichts verloren, ebenso wenig wie die bis zur Grobheit reichende Ungenirtheit, mit welcher sich der gestrenge Eheherr von Zeit zu Zeit auf jenes Princip stützt. Die unangenehmen Folgen für den Schliff und Geist der Geselligkeit ergeben sich daraus von selbst. Streiten spielende Kinder mit einander, so wird die französische Mutter ihrem Jungen sagen: „Es schickt sich von dir, dem kleinen Mädchen nachzugeben, es gehört dem Geschlecht an, das du respectiren mußt“; im gleichen Falle sagt die deutsche Mutter zu ihrem Töchterchen: „Du mußt ihm nachgeben, denn er ist einmal der Junge, der Mann.“

Ich möchte mich durch diese Bemerkungen nicht dem Verdacht aussetzen, die theoretischen Emancipationsbestrebungen deutscher Frauen zu billigen, die in den Schriften über die „Frauenfrage“ niedergelegten Ansichten deutscher Blaustrümpfe. Die oft sinnlose, aller physiologischen Naturbeschaffenheit widerstreitende Deduction ist eben nur das entgegengesetzte Extrem der oben bezeichneten Stellung der deutschen Frau und gehört nothwendig zu dem Uebelstande, daß das Beglückende und Entzückende in der Schönheit der Lebensformen der Majorität des deutschen Bürgerstandes noch nicht aufgegangen ist.

Die Festigkeit sittlicher Grundsätze hat keineswegs eine so weit reichende Macht, wie die Liebe zu den schönen Lebensformen, um gewisse Tugenden des geselligen Verkehrs aufrecht zu erhalten. Der Wortbruch wird jedem gebildeten Franzosen und in England jedem Gentleman noch etwas Anderes sein, als eine Verletzung pflichtgemäßer Ehrlichkeit, er wird ihm als die Verzerrung und Verwüstung der Lebensschönheit erscheinen. Was der berühmte deutsche Jurist Mittermaier unter sein Bild schrieb: „Herr des ungesprochenen Wortes, sei Sklave des gegebenen,“ das haben die Gebildeten anderer Nationen von Kindheit an ebenso genau kennen und würdigen gelernt, wie die Nothwendigkeit, beim Speisen das Messer nicht zum Munde zu führen. Dem ehrlichen, sittlichen und biederen Deutschen ist die sittliche Pflicht des Festhaltens am gegebenen Worte gewiß noch tiefer eingepflanzt, als irgend einer anderen Nation; da aber das gesellige Leben im Unterschied von der Schwere und Wichtigkeit des gesellschaftlichen Lebens mit viel gleichgültigeren Augen betrachtet wird, obgleich sich gerade in ihm die Schönheit der Lebensformen zum Ausdruck bringt, so ist man auch in Deutschland in den leichteren Beziehungen des geselligen Lebens dem harmlos und bona fide begangenen Wortbruch häufiger ausgesetzt,

als sogar beim Türken, dessen anerkannte vorzügliche Eigenschaft das unverbrüchliche Festhalten am gegebenen Worte ist. Ich bin selbst Journalist und möchte daher den Botschaftern der sechsten Großmacht nichts Uebles nachsagen, aber schmerzlich durchgemachte Erfahrungen lassen mich nur mit einiger Anstrengung zu der Widerlegung des Ausspruches kommen, den man aus dem Munde vieler schlichter Leute in Deutschland vernehmen kann: „Wie dem Schornsteinfeger das Schwarzsein, so scheint dem Zeitungsschreiber das Lügen ein nothwendiges Kennzeichen seines Berufes zu sein." Aller Respect, den in solchen Fällen der Deutsche der Schönheit der geselligen Lebensformen zollt, erschöpft sich dann in dem Zugeständniß: „Entschuldigen Sie." Ist dieses Zauberwort gesagt oder geschrieben, so scheint auch dem Wortbruch Alles wieder abgenommen zu sein, was ihn sittlich und gesellig verwerflich macht.

Eine andere Berücksichtigung der äußeren Lebensschönheit ist allerdings noch vorhanden, namentlich in Norddeutschland: die Scheinbildung. Drastisch drückt sich dies in dem Inserat sächsischer Gastwirthe aus. Wenn in Bayern oder Oestreich ein Restaurant sich empfehlen will, so ist von der Güte der Speisen und Getränke die Rede. In Sachsen heißt es in solchen Fällen: „Ein gebildeter Wirth ...." Die unberechtigten Prätensionen angeblicher Bildung übertragen sich aus den zahlreichen deutschen Mädchenpensionaten in die Salons deutscher Bürgerhäuser, und ihre genauere Schilderung müßte einem humoristischen Schriftsteller überlassen bleiben. Die Scheinbildung kann aber auch tragische Consequenzen haben. In Oestreich erhielt neulich ein vom Vaterhause getrennt lebendes Mädchen, das der Ankunft des Vaters entgegensah, um mit ihm eine Vergnügungsreise vorzunehmen, ein Telegramm mit den drei Worten: „Vater heute gestorben." Schreck und Schmerz des armen Kindes waren so groß, daß eine Zeit lang das Schlimmste zu befürchten stand. Glücklicherweise klärte sich auf, daß das Telegramm ursprünglich gelautet hatte: „Vater heute abgefahren", der Telegraphenbeamte jedoch das Wort „abgefahren", das vom gemeinen Volke für Sterben gebraucht wird, durch das gebildete Wort „gestorben" ersetzen zu müssen geglaubt hatte.

Ein florentinischer Maler der Renaissancezeit ließ beim Anblick eines Kunstwerks den Ausspruch vernehmen: „Es lohnt sich, in einer Welt zu leben, in welcher Sterbliche Unsterbliches schaffen." Gewiß hat „die Bejahung des Willens zum Leben", die, wenn sie eine unbewußte ist, sich so roh und gierig bethätigt, und wenn sie reflectirt, in heuchlerischen und gefälschten Optimismus verläuft, niemals einen so edlen Ausdruck gefunden. In unbewußter Anerkennung der Wahrheit jenes Ausspruchs haben deutsche Residenzstädte, namentlich München und Dresden, das Unsterbliche, das von Sterblichen kommt, in ihren Galerien dem Volke zur täglichen Besichtigung und Beherzigung vor Augen geführt. Wie gleichgültig der deutsche Bewohner der genannten Städte sich zu ihren Kunstschätzen verhält, könnte zum Inhalt eines umfangreichen Kapitels in der Culturgeschichte werden. In München angekommen, fragte ich einen ehrsamen Bürger auf der Straße nach der Richtung, die ich einzuschlagen hätte, um zur Glyptothek zu gelangen. „Sie meinen wohl die Pinakothek?" fragte er entgegen. „Die Glyptothek", erwiderte ich. „Ja, Sie meinen vielleicht die Bibliothek?" „Die Glyptothek" war meine hartnäckige Antwort. Mehrere Einwohner der Stadt traten hinzu, um den schwierigen Casus „Glyptothek" zu berathen, ohne damit zurecht kommen zu können. Erst das Hinzukommen eines Fremden, der eben erst die Kunstschätze besichtigt hatte, befreite mich aus dieser Komödie der Irrungen.

Indessen sei mit all dem nicht gesagt, daß wir nicht eines der ersten Culturvölker der Welt wären. Noch im Vormärz konnte man erzählen, daß drei Personen nebeneinander stehend folgendes Gespräch führten: „Wäre ich nicht ein Franzose, so möchte ich ein Engländer sein," sagte der Erste. „Wäre ich kein Engländer, so möchte ich einer sein," meinte der Zweite. „Ich möchte kein Deutscher, sondern lieber ein Engländer oder Franzose sein," sagte der Dritte. Diese Zeiten und Stimmungen sind gründlich vorübergegangen. Heute wird jeder Deutsche von einiger Gesinnung und Besinnung zu der Erkenntniß gelangt sein, daß ausschließlich die eigenthümliche Beschaffenheit deutscher Bildung, verbunden mit der nicht minder eigenthümlichen Kraft und Fülle des deutschen Gemüthes zu dem Bewußtsein führt, mitten im Weltganzen zu leben, das Weltganze thatsächlich zu überschauen. Je entschiedener und stolzer sich andere Nationen in ihrer Besonderheit abschließen, um so beschränkter und auch im geistigen Sinne bornirter wird ihre Weltanschauung. Sie halten ihr Heimatland gleichsam für den Beweggrund der Schöpfung, für die einzige Ursache, um derentwillen das Weltganze vorhanden wäre, und was nicht zu ihrem Heimatland gehört, hat für sie eben nur die Bedeutung, die amüsante Buntheit ihrer Vorstellungen zu bereichern, hat aber an und für sich für sie keinen weiteren Zweck. Nur der Deutsche sieht sich wahrhaft und lebendig im Mittelpunkt der Welt und zugleich auf der Höhe schwebend, von der aus er sie betrachtet und überschaut. Nur der Deutsche hat das Gefühl des Weltbürgers, und heutzutage wird es Wenige in unserer Nation geben, die nicht bei passender Gelegenheit ausrufen und geltend machen: „Wäre ich kein Deutscher, so möchte ich einer sein."

Hieronymus Lorm.

Ein italienischer Sonettendichter.

Von Friedrich Vischer.

Es ist billig, daß die Fühlung zwischen den Culturvölkern in lebendigem Zug erhalten werde, insbesondere sollte gegenseitig nicht unbekannt bleiben, was zur Heilung der Gemüther von dem moralischen Gifte geschieht, das jetzt so allgemein um sich frißt. Der italienischen Nation hat sich, nachdem sie zum politischen Dasein gelangt ist, in traurig wachsender Breite eine ähnliche Stimmung bemächtigt, wie der deutschen. Die Begeisterung, welche in den Kämpfen für Befreiung des Vaterlandes die Gemüther hob, ist gewichen, seit sie ihr Ziel erreicht hat, aber nicht gewichen, wie es natürlich wäre, einem ruhig ernsten Geiste steten Wirkens, das Errungene zu ordnen. Mit der Religion meint man fertig zu sein, weil man auf Grund der Resultate der neueren Naturwissenschaft mit den Vorstellungen der *positiven* Religion fertig geworden ist; die „heilig nackte Wahrheit" des Materialismus wird Losung; gleichzeitig ist der Weltschmerz am Brett, Heine geht sehr im Schwang, gewiß weniger um seiner Schönheiten, als um seiner Ironie, seiner Negation willen; dies ist eigentlich eine Verspätung, denn der Nihilismus, zu dem der Weltschmerz, und die mechanische Weltansicht, wozu der Materialismus führen muß, ist ruhig und kalt. Doch allerdings repräsentirt Heine auch diese Stimmung, er ist ebenso oft schmerzlos blasirt, als schmerzvoll zerrissen. Beides kann, obwohl ein Widerspruch, nebeneinander gehen, und so geht es auch im jetzigen Italien. Der edle Leopardi ist dem gegenüber freilich ein überwundener Standpunkt, denn der Seelenproceß, durch den er schließlich bei dem Lächeln über das Nichts ankam, war bei ihm doch ein Weg durch aufrichtig erlebte Schmerzen. Die Mehrheit zieht nun aber bekanntlich aus der Lehre des Nihilismus nicht das logische Resultat, das Schopenhauer gezogen hat: die Askese, sondern glücklich, daß der Bann des Ideals gehoben ist, wirft sie sich auf die Sinnlichkeit, auf den Affect, als ob nach Wegwerfung jedes anderen Inhalts dies ein Inhalt wäre. Materialismus, Pessimismus, Nihilismus sind Standpunkte, die ein tiefer Culturgang eben auch durchwandern muß. Sie führen Gründe an, man muß sie anhören. Gleichzeitige Verrottung des sittlichen Bewußtseins in den Mehrheiten dürfen wir der Wissenschaft, wenn sie auf solche Resultate geräth, nicht in die Schuhe schieben, aber darum können wir doch die Thatsache nicht umstoßen, daß jene Lehren, von der Menge aufgeschnappt, sich in sittliche Giftstoffe umsetzen. Auch diese Wendung ist, wie gesagt, im jetzigen Italien eingetreten. Hier verbinden sich nun diese Stoffe mit den klassischen Reminiscenzen, die gleichsam im Blute der Nation selbst noch fortleben, in der Weise, daß es neuer-

dings Mode geworden ist, sich griechisch zu drapiren; man hält den Dienst der schamlosen Sinnenlust für echt antik und meint Kythere zu feiern, wenn man die Phrynen verherrlicht und halbnackt einem brünstigen Publicum auf den Theatern vorführt; eine ganze „Invasion“ von Satyrn und Bacchanten überschwemmt den hesperischen Garten.

Die speciell griechische Maske ist so bei uns nicht aufgekommen; im Uebrigen ist die Aehnlichkeit des Zustandes und der Stimmung zwischen Deutschland und Italien groß genug; ob man hier sa weit ist oder gelangt, wie in Wien, wo bald nur noch Aufführung des orientalischen Phallusdienstes auf Vorstadttheatern fehlt, wüßten wir nicht zu sagen. Daß man den bekannten gewissen Geruch, den Messalina aus gewissen Hallen mitbringt, auf der italienischen Bühne so gut ertrüge wie selbst auf dem sonst seine Würde besser wahrenden Burgtheater, steht wohl außer Zweifel.

Unter den Geistern, welche die Luft von diesen faulen Dünsten zu reinigen streben, nennen wir heute Giov. Rizzi, Professor der Literatur an der Militärschule und der höheren Töchterschule in Mailand. Es liegt eine kleine Broschüre vor uns: „Un grido. Versi di Giov. Rizzi. Milano (Brigola).“ „Grido“ ist kaum zu übersetzen; es enthält hier die Bedeutungen: Schmerzensruf, Zuruf, Ausruf, Mahnruf; doch ist „Ruf“ zu schwach; dagegen Schrei, etwa Aufschrei, wäre zu stark. Der Verfasser beginnt mit einer Anrede an den Leser, beklagt die Zustände, wie wir sie an feiner Hand geschildert haben, und führt mit diesem Vorwart fünf Sanette an Pietro Aretino ein, den bekannten frechen und witzigen Spötter und Paeten der Renaissancezeit. Dieser wird eingeladen, wieder zu erscheinen, denn die Welt ist seiner jetzt wieder ganz würdig geworden, sie läßt Dante den Jesuiten, Beatrice den Pfaffen, feiert in Aretinos Geiste das Hetärenthum und hat der Scham den Abschied gegeben. Im fünften Sonette redet der Dichter seine Freundin an: „Und wir, Geliebte? — — — Uns ist das Haus noch heilig, die Ehre, der Glaube, das Gebet, die Freude in Ehren und der männliche Schmerz — —“

Es falgen, eingeführt mit einem Brief an Emilio Treves, den Chefredacteur der „Illustrazione italiana“, drei Sonette al maiale. Es ist unbequem, daß die deutsche Sprache kein ganz entsprechendes Wart hat. Wir müssen mit „Eber“ übersetzen, wobei doch die Mehrzahl an den Wildeber denken wird, freilich der Jägersprache ungemäß, die ihn Keiler nennt; dann aber hat man mehr Wildheit und Furchtbarkeit im Auge, als Schmutz und Gefräßigkeit, eben die Eigenschaften, um deren willen hier das Schwein (ein Wort, das ebenfalls nicht dient, weil Neutrum) als Symbol für die jetzt verbreitete Negatian alles Idealen und den Cult der wüsten Sinnenlust angeredet wird. Die Sonette waren zuerst in der genannten Zeitschrift erschienen und in jenem nun wieder abgedruckten Brief hatte der Dichter erklärt, er habe sie vorerst im Pulte behalten, um nicht zarte Gemüther zu verletzen; zwar nachdem einmal die Affen, Raupen und Kröten triumphirend in die Literatur eingezagen, habe er es billig gefunden, daß diese Ehre nun auch dem Eber widerfahre, dennoch habe er sich zur Veröffentlichung erst entschlassen, seit die Stimme Giosuè Carduccis in seinem „Intermezza“ ihn ermuthigt habe, der in witzigen Versen ebenso das fette und ekelhafte Rüsselthier als treues Sinnbild der jetzigen Tendenzen, der beliebten Verehrung „der schleimigen Secretion der Seele, die man Affect nennt“, ironisch verherrlicht. Einige dieser scharfen und doch feinen Strophen des übrigens so kühnen, nicht so sanft wie Rizzi gestimmten Carducci (Verfassers des Inno al Satana) werden angeführt, dann folgen Rizzis Sonette.

Um mit einem versöhnenden Akkorde zu schließen, hat Rizzi noch ein getrennt für sich stehendes Sanett beigegeben: „Agli uccelletti del mio giardino“ (An die Vögelchen meines Gartens).

Wir versuchen eine Uebersetzung der drei Sonette an den Eber und dieses letzten. Leicht wird der des Italienischen kundige Leser finden, wie manche Schönheiten in diesem Versuche verloren gegangen sind; er wird Nachsicht üben hiegegen wie gegen einzelne Abweichungen, wenn er sich die ganze Schwierigkeit der Aufgabe bei dieser verschlungenen Form vergegenwärtigt. Von einem Wetteifer mit der Klangschönheit des Originals kann bei der Härte, womit die deutsche Sprache ihre Kraft erkauft, ohnedies nicht die Rede sein. Zum dritten Sanett bemerken wir, daß dem italienischen Leser der mythische Zusammenhang zwischen dem Eber und Maja, der Mutter des Merkur, schon durch den Namen maiale gegenwärtig erhalten ist; der Deutsche kann etwa die betreffende Stelle unserer Uebersetzung für sein Bedürfniß so umändern: „Als Freias Liebling bist du etwas Graßes“, denn ihm wird bekannt sein, daß der deutschen Naturgöttin Freia der Eber als Symbol der Fruchtbarkeit, speciell des Kornfelds beigegeben war.

Rizzis Idealismus hat weich religiöse Färbung und es geht aus mehreren Stellen des prosaischen und poetischen Theils dieser Braschüre hervor, daß er sich die Religion mit gewissen Vorstellungen des positiven Glaubens und Formen des Gottesdienstes enger verschwistert denkt, als wir unsererseits, die wir das reine Wesen derselben als von diesen Zusätzen unabhängig betrachten. Dies kann unserer warmen Einstimmung nichts verschlagen; im Lager des Krieges gegen den Materialismus, den Nihilismus und gegen die Verrottung der Seelen und der Sitte, die thatsächlich in ihrem Gefolge ist, müssen verschiedene Farben friedlich zusammengehen, die beschränkt oder fanatisch kirchliche natürlich ausgenommen, van welcher bei einem so reinen, hellen und mildkräftigen Geiste wie Rizzi nicht die Rede sein kann.

An den Ebee.*)

I.

Von dir, von dir auch soll die Leier tönen,
Unsaubrer Sohn des alten Urweltschoßes,
Der uns auch trug, dir fiel denn doch kein blaßes
Scheinerbtheil zu om planetarisch Schönen.

Sinnlaser Uebermuth des Erdenklaßes,
Mit Engeln sich zu messen, Göttersöhnen!
Kamm', wir sind Brüder. Dich sall Niemand höhnen!
Als Majas Sprasse bist du etwas Geoßes.

Lacht auch im Aug' dir keine Seelenliebe,
Hat dir ein karger Gott es nicht gegeben,
Zu fühlen je des Herzens schöne Triebe,

Schuf er dich nicht zum sehnsuchtvollen Streber,
Entstammst du dach dem göttlich ew'gen Leben
Des Stoffs. Hier meine Hond, Mitbürger Eber!

---

*) **Al maiale.**

I.

Tibi quoque, tibi quoque.

Te pur, te pur, o della pia Natura
Immondo figlio, canterà il poeta;
Comun madre è la terra, e una segreta
Beltà risplende in ogni sua fattura.

Stolto è l'orgoglio dell'umana creta
Che se con Numi ed Angeli misura . . .
Noi siam fratelli! o nella tua bruttura
Bello tu se' come il maggior pianeta.

Che se negli occhi non ti ride Amore;
Se un Dio scortese della mente il volo
A te negava, e i bei sogni del euore;

Pur sei figlio a una Dea: pur l'immortale
Materia è in te . . .! E però mi consolo . . .
E quà la destra, cittadin Maiale.

II.

Hier meine Hand? Hier — stinkt's ja — a, verzeihe,
Daß ich in meinen alten Stil verfallen!
Ein Neuling in der Schweinsverehrer Reihe,
Fühl' ich noch etwas Adel in mir wallen.

Es geht vorbei. Bald sehen diese Hallen
Mich fester, glaub' mir's. Deinen Geist verleihe,
Mein neuer Bruder, daß mit Macht kann schallen
Mein mannhaft Lied, gesalbt von deiner Weihe.

Ihr alten Schwäne, die ihr Blüthen speiset,
Thau zur Ambrosia trinkt, im Abendrothe
Am Lorbeerhain mit weichem Fuße kreiset,

Laßt den Parnaß mit seinem faden Grase!
Hieher! Hier für die scharfe Lust am Kothe
Stärkt sich das Herz und stimmt sich um die Nase

III.

Armsel'ge Nachbrut der verlog'nen, lahmen
Schulweisheit, die ihr fälschet den Gedanken,
Der Wahrheit heil'ge Blöße mit dem zahmen
Deckblatt der Phrase sucht zu überranken!

Bei uns nennt man das Kind mit rechtem Namen,
Das Kraftweib, unsre Muse, kennt kein Schwanken,
Geheimniß, Gottheit sind uns leere Rahmen,
Sind Märchen für die Kinder und die Kranken.

Und wenn dereinst sich unsre Augen schließen,
So sind wir quitt, bedürfen keines frommen
Gebets am Grab, noch Blumen, die da sprießen.

Doch glücklich jetzt schon dürfen wir uns fühlen,
Willst dann und wann du an den Hügel kommen,
O frommer Freund, und inniglich drin wühlen.

II.

Qua la destra? E se il puzzo ... Ah mi perdona,
Nôvo fratel, se ancor non muto stile,
Se nel mio dir, se nella mia persona
Alcuna cosa ancor v'ha di gentile.

Ma passerà. Ben sai che il giovanile
Errore a stento, o tardi, s'abbandona;
Ma passerà, mel credi; e già il virile
Carme de' tempi nuovi in cor mi suona.

O vecchi Cigni che di fior vivete,
Di rugiade, d'ambrosie, e per un vago
Sentier di lauri il molle piè traete,

Sgombrate alfin lo stupido Parnaso;
E quì, nell'acre voluttà del brago.
Il cor s'afforzi ... e si ritempri il naso.

III.

Miseri avanzi di bugiarde scole
Che falsar ci vorreste anco il pensiero,
E con due cenci di belle parole
Coprir la santa nudità del Vero;

Noi, d'altra Musa più robusta prole,
Noi diciam bianco al bianco, e nero al nero;
Noi ci ridiamo delle vostre fole,
Nè alcun nume ci secca o alcun mistero.

E il dì che al sol si chiuderan quest'occhi,
Paghi morrem: nè chiederem giammai
Le preci e i fior che chiedono gli sciocchi.

Assai ci fia, se al suol che ci ricopra
Di quando in quando tu venir vorrai,
Pietoso amico, a grufolarci sopra!

An die Vögelchen meines Gartens.*)

Ihr lieben Vöglein feiert in die Runde
Das Morgenroth mit frohem Flug und Sange.
Ihr Glücklichen! Ihr habt noch keine Kunde
Vom öden Weltschmerz, euch macht er nicht bange.

Die Harmonien dieser jungen Stunde,
Ihr fühlt sie noch in heil'gem, süßem Drange.
Sanft wächst das Licht, es klingt mit euch im Bunde
Der Himmel rings von eurer Lieder Klange.

Die Mutter, treu dem Glauben frommer Ahnen,
Sprach oft zum Kind beim Jubel eurer Töne:
Horch', wie sie betend ihren Schöpfer loben!

Mir aber dünkt, ihr wollt die Welt gemahnen,
Ob sie so ganz der Freude sich entwöhne,
Die rein empfindet, wer da fliegt nach oben.

*) Agli uccelletti del mio giardino.

Cari uccelletti, che la nova aurora
Con canti e voli festeggiar godete,
Felici voi, felici voi, che ancora
Vinti da tedio o da languor non siete!

Voi sempre ancor di questa tacit'ora
In cor sentite le armonie segrete;
E pel ciel che via via si eicolora
De' vostri gridi l'allegria spargete.

Cari uccelletti! Io non so se sia vera
La dolce fede della madre mia
Che il vostro canto chiuda una preghiera:

Ma certo è sacro; e certo ha una parola,
Che ancor rammenta al mondo che le obblia
Le forti gioie di chi in alto vola!

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Geier-Wally.

Schauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel von Wilhelmine von Hillern.

Im Nachlaß der selig verstorbenen Frau Charlotte Birch geborenen Pfeiffer befand sich eine Schere von erstaunlicher Größe, welche weder zu weiblichen Handarbeiten noch zum Couponschneiden gedient hatte. Es war eine Dramatisirschere. Ihre ehemalige Besitzerin pflegte damit dutzendweise aus beliebten Romanen gern gesehene Theaterstücke zu schneiden, was zwar eine ziemlich einträgliche, aber nicht sonderlich angesehene Arbeit war, denn von Zeit zu Zeit erhob sich irgend ein böser Kritikus oder gar ein Romandichter mit heftigen Protesten wider derlei unbefugte Zurichtung fremder Geistesprodukte und das häßliche Wort „Plagiat“ machte bedrohlich die Runde. Aber die ehrwürdige Dame setzte ihre lukrative Berufsthätigkeit unbekümmert und mit ungeschwächten Kräften fort. Sie wurde reich an Ehren, Gold und am Ende auch an Jahren, und als sie das Zeitliche segnete, da hinterließ sie ihrer Tochter Wilhelmine das Werkzeug ihres Ruhmes und seines lockenden Silberklangs: die Schere.

Da besagte Wilhelmine von Hillern geborene Birch von ihrer Mutter die Lust und auch eine sehr entwickelte Fähigkeit zu fabuliren geerbt hatte, so konnte sie der Dramenschneiderei keinen rechten Geschmack abgewinnen. Sie warf die Schere verächtlich in einen Winkel und ärgerte sich nicht wenig, wenn diese, gleichsam um nicht

aus der Gewohnheit zu kommen, wie traumverloren auf- und niederklappte ... Wilhelmine pflegte die noblere Kunst des Romanschreibens. Bald nahmen ihre Werke unter den meist von und für Frauen geschriebenen sogenannten Gartenlauben-Romanen die erste Stelle ein. Da war namentlich eine Novelle: „Die Geier-Wally“ mit ihren effectuirenden Situationen und sensationellen Charakteren zu großem Erfolge gekommen. Ohne zu bedenken, daß diese Erzählung uns hinterrücks wieder in den Stoff- und Gedankenkreis der glücklich überwundenen Spindler'schen Romane zurückbrachte, lobte die Kritik, und zwar nicht ohne Grund, die psychologische Feinheit der Charaktere, die prächtigen Naturschilderungen, die dramatische Kraft — und gerade bei letzterem Lobe fing die obgenannte Schere wieder ganz empfindlich zu klappern an. Ja, in einer schwachen Stunde, die nach Römerbrauch entschieden mit einem schwarzen Steine zu bezeichnen wäre, erbarmte sich die talentvolle Schriftstellerin des Familienerbstückes, und klipp, klapp! die Dramatisirschere begann von Neuem ihr altgewohntes namenloses Werk. Klipp, da war schon ein ganzer Bogen der schönsten Schilderungen in den Korb geflogen; klapp, da war ein famoses Kapitel entzwei geschnitten; klipp, da blieben von einem wunderbaren Monologe nur ein paar Gemeinplätze übrig; klapp, da hieb das böse Instrument schon wüthend in die feinsten Motivirungen ein ... und die Papierschnitzel, die nach diesem Werke der Zerstörung zurückblieben, die disjecta membra poetae, sie haben wir vergangenen Sonnabend unter dem Titel: „Die Geier-Wally, Schauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel nach ihrem Roman gleichen Namens von Wilhelmine von Hillern“ im Schauspielhause ansehen können.

Das Stück hat mehrere überaus packende Scenen von einer starken, aufregenden, namentlich auf die Galerien zielenden Wirkung. Die Dramatisirung ist nach alter Birchpfeiffer'scher Familientradition ziemlich geschickt durchgeführt; leider wurden manche Stellen des Buches, die zum Verständniß des Ganzen unumgänglich nothwendig sind, ohne weiteres weggeschnitten. Der Charakter der Wally, deren Wildheit in der Novelle sehr zutreffend durch ihre Mutterlosigkeit und ihren tyrannischen Vater motivirt wird, erscheint auf der Bühne nahezu unbegreiflich. Auch in ihrem Verhältniß zum Bärenjoseph und in der Genesis ihrer Liebe sind arge Lücken. Wieder Anderes blieb stehen, was nur als Füllsel diente, um die Tableaux auf ihr vorgeschriebenes Maß zu verlängern. So die Scene zwischen Geier-Wally und dem Pfarrer von Heiligkreuz. Im Buche ist sie nur um eines Wortes oder eigentlich einer einzigen Silbe willen geschrieben worden. „Sei nicht so einsilbig,“ äußert der Hochwürdige ungefähr, „und sage mir, wer ihn aus der Schlucht herauf geholt hat.“ Wally antwortet: „I!“ Die Verfasserin fühlte wohl die Gefährlichkeit dieses Lakonismus, der auf der Bühne gewiß komisch gewirkt hätte, und strich ihn weg. Aber auch manche Gebrechen des novellistischen Originals springen erst im Lampenlicht in die Augen, so die bedenkliche Analogie mit dem Nibelungenliede, dessen Lectüre ohne Zweifel der Verfasserin das Problem nahelegte, die mythische Geschichte Siegfrieds einmal ins Moderne oder ins Bäuerliche zu versetzen. Aus den Burgunden wurden Tyroler Aelpler, Oetzthaler Bauern. Die unbezwungene und ungezähmte Brunhild verwandelt sich in eine Wallburga Strominger, des tyrannischen Höchsthofbauers trotzige Tochter; ihr Siegfried ist der sogenannte Bärenjoseph Hagenbach; seine Begleiterin Afra, die Kellnerin, streitet als moderne Chrimhild um den Vortritt ins Dorfkirchlein, und Hagen-Vincenz Gellner nimmt es auf sich, die beleidigte tyroler Brunhild an Siegfried zu rächen. Im Buche ist der ganze Mummenschanz sorgfältig verschleiert, aber auf der Bühne tritt er in störender Absichtlichkeit hervor. Da zeigt es sich denn gleichzeitig, daß die reckenhafte Handlung zu gewaltig ist für diese modernen Menschen, mag sie auch die Verfasserin in die weltabgeschiedene, wilde Gletscherwelt des Murzoll versetzt haben, welche die gigantische Starrheit dieser Mitteleuropäer etwa nach H. Taine's vielberufener théorie des milieux erklären soll. Aber auch auf andere Mängel der Novelle wird man erst nach der Darstellung auf der Bühne recht aufmerksam. Die Versöhnung der in ihrem Heiligsten verletzten Wally ist äußerlich, hastig, unglaubwürdig und die Lösung banal. Also Afra ist nicht die Geliebte des Bärenjoseph, sondern seine uneheliche Schwester. Wie kommt es aber, daß diese beiden jungen Leutchen ein- und ausgehen in dem Land Tyrol, ohne daß die Geistlichkeit, die doch für dergleichen ein scharfes Auge besitzt, stutzig wird und ohne daß die Klatschbasen munkeln, welche die wilde Wally doch bis in den Vintschgau hinein verschrien haben?

Der eben vorzugsweise novellistische Stoff entzieht sich der scenischen Behandlung, trotz der bereits im Buche ganz theatralisch gedachten Ausführung. Leidet schon die Novelle an der Tendenz, Alles ins Maßlose zu steigern und die Effecte zu häufen, um wie viel greller, unvermittelter, abstoßender müssen sie nicht ohne ihre Motivirung auf der Bühne wirken! Auch die Steigerung fehlt. Gleich das Vorspiel, wo sich die Geier-Wally auf den Hof der Rofener Klötze flüchtet und von diesen und ihrem sie grausam verschmähenden Geliebten mit Pulver und Blei vor dem Vater geschützt wird, diese vorbereitende Handlung ist so gespannt in Ton und Action, daß eine Steigerung unmöglich ist.

Die stimmungsvoll grandiosen Naturschilderungen und die feineren psychologischen Ausführungen mußten wegfallen, und so werden diese knorrigen, urwüchsigen, unbändig wilden Menschen zu Caricaturen, die gleich Renommirfüchsen fortwährend von ihrer Stärke und ihren Wunderthaten reden, ihren Heldenbrustkasten auftreiben und in Athletenpositur durch das Stück spazieren. Denn hier sind Alle unheimlich starke Leute, und das erste Gefühl nach dem Genusse dieses Werkes ist eine leise Wehmuth, daß man nicht auch mehrere Centner mit steifem Arme heben kann. Statt in sechs Acte würde das Stück eigentlich viel zweckmäßiger in sechs Kraftproben eingetheilt, die mit den zwölf Herkules-Arbeiten beinahe concurriren können. Daß fast in jedem Aufzug ein Weib über die Bühne getragen wird, sei nur nebenher bemerkt; ja, im letzten Tableau klettert die Geier-Wally auf ein Versatzstück ganz nahe den Soffiten, offenbar nur, damit der Bärenjoseph das Vergnügen habe, sie herunterzutragen und damit zu beweisen, daß auch ein reconvalescenter Athlet nicht blos mit falschen Gewichtsteinen jongliren könne. Einmal schlägt Wally dem Joseph den Stutzen aus der Hand; ein andermal zerrt sie ihre Nebenbuhlerin Afra von der Kirchenthür hinweg, und was ist das Alles im Vergleich zu ihrem Wagniß, den halb zerschmetterten Geliebten aus dem Abgrund herauf zu holen?! Auch die Vögel des Himmels haben eine außerordentliche Stärke, z. B. der zahme Geier Hansl, der in ausgestopfter Schrecklichkeit über die Bühne schwebt und harmlose Bergsteiger blutig hackt. Aber der Höhepunkt des Ganzen ist der regelrechte Ringkampf zwischen dem Bärenjoseph und der Geier-Wally, der sich später wieder zwischen Wally und Vincenz wiederholt, während ein Bauer, ohne Zweifel der angenehmen Abwechslung halber, uns auch noch von einem Kampfe mit einem wüthenden Ochsen des Längeren und Breiteren erzählt. Kurz, man kommt aus der Kraftstoffelei, der echt weiblichen Verhimmelung der Muskelkraft nicht mehr heraus. Die Devise der Pariser Jahrmarktsbuden: „Il y a du muscle dans l'air!“ wäre das beste Motto zur: „Geier-Wally“.

Es geht ein merkwürdiger Zug von Brutalität durch unser zeitgenössisches Drama, und seltsamerweise weht er gerade aus dem Lande her, das man mit der Heimat des guten Geschmacks zu identificiren pflegt. Die Maulschelle in den „Fourchambaults“ machte den Anfang. Emile Zola folgte mit der berühmten Waschweiberschlacht im „Assommoir“, wo Gervaise mit dem bekannten Handgriffe beweist, daß das oft citirte naturalia non sunt turpia auch für den Naturalismus Geltung habe. In des jüngeren Dumas „Prinzessin von Bagdad“ wird ein Kind zu Boden geschleudert, um in seiner entarteten Frau Mama das Gefühl der Mutterliebe zu erwecken. Nun kommt eine deutsche Frau und zeigt uns auf der Bühne einen regelrechten Ringkampf zwischen einem Mann und einem Weibe. Der dem Nibelungenliede abgeguckte Vorgang ist aber nicht, wie dort, in die bräutliche Kemenate verlegt, sondern geschieht coram populo, wenn auch nicht ganz vor den Augen der Theaterbesucher. Wir sehen nur den Beginn dieses widerlichen Ringens und Wallys Flucht hinter die Coulissen, aber die Interjectionen der schadenfrohen Corona halten uns mehr als nöthig über die jeweiligen Chancen der Kämpfer auf dem Laufenden. Da erinnert man sich unwillkürlich der Beschreibung jener Ringkämpfe zwischen Mann und Weib in den oströmischen Arenen, aber die byzantinischen Schriftsteller hüllten wenigstens ihre Schilderungen in die ewige Nacht einer dunklen Gelehrtensprache, während Frau von Hillern diese ein jedes feinere Gefühl tief verletzende Gymnastik in greifbarer Incarnation auf eine königliche Bühne setzt.

Das Schauspielhaus hat sein Bestes an diese Novität gethan, welche trotz literarischer Prätentionen nur auf ein Vorstadttheater gehört. Die Inscenirung war — bis auf das burleske Theatergewitter im zweiten Act — einer besseren Sache werth. Freilich hätten die zum Theil trefflichen Darsteller der durchgängig unsympathischen, wenn nicht uninter-

essanten Figuren den tyroler Dialekt doch lieber nur andeuten sollen. Statt dessen wollte ein Jeder und eine Jede das unverfälschte Oetzthaler Autochthonenthum repräsentiren. Aber mit der Sprache hatte es die gleiche Bewandtniß, wie mit den nackten Knien, die über den Zwickelstrümpfen recht verwundert in die Welt guckten. Die Einen sächselten oder schwäbelten, die Anderen mauschelten tyrolisch, aber nicht einer wurde mit dem heißerstrebten Rachenlaut fertig. Sie alle waren weder Oetzthaler, noch sonstige Tyroler, sondern die unverfälschten Berliner Bergfexen, die directen Nachkommen des unsterblichen Herrn von Strizow. Weil aber die Darsteller unablässig mit der Sprache zu kämpfen hatten, so wurde ihr Spiel unfrei und affectirt. Die Verfasserin wußte also nothgedrungen auf manche feineren Effecte, welche im Buche mit dem Dialekt erzielt werden, für das Bühnenstück verzichten. Wer hieß sie aber auch, aus einer interessanten und dichterisch angehauchten Novelle eine unerquickliche, melodramatische Bauernkomödie schneiden, die in jeder weniger guten Darstellung sicher zu Fall kommen muß?

„Klipp, klopp!“ antwortet wehmüthig die Schere der selig verstorbenen Frau Charlotte Birch geborenen Pfeiffer.

Theophil Zalling.

Der Neubau für das Kunstgewerbe-Museum in Berlin.

Durch das neue Kunstgewerbe-Museum in der Königgrätzerstraße, dessen Eröffnung in diesen Tagen erfolgt, ist Berlin um einen bedeutenden Monumentalbau bereichert worden; und damit hat auch eine Stätte der Kunstpflege, welche bestimmt ist, so recht im Geiste unserer neuesten Zeitbestrebungen die lebendige Wechselwirkung zwischen Kunst und Leben zu fördern, eine der Reichshauptstadt würdige Hülle gefunden. Die bis dahin nothdürftig in den alten Fabriklokalitäten der ehemaligen Porzellanmanufaktur untergebrachte Lehranstalt für Kunstgewerbe mit ihren Sammlungen hat sich aus geringen, im Beginn stark bezweifelten Anfängen, in kurzer Zeit zu einer achtunggebietenden Höhe entwickelt. Ein glückliches Gelingen! das nicht zum kleinsten Theile der regen fortdauernden Antheilnahme unseres kronprinzlichen Paares zu danken ist. Wenn auch der Inhalt der, in so kurzer Zeit zusammengebrachten, eigenen Sammlungen des Museums selbstverständlich nicht mit dem überschwänglichen Reichthume des Grünen Gewölbes oder des Johanaeums in Dresden in Vergleich zu stellen ist, so ist Manches doch bereits von bedeutendem Werthe; und wird, wie die Stoffproben, erst jetzt in Folge der günstigeren, systematischen Placirung recht zur Geltung kommen. Auch die Bibliothek hat durch die Erwerbung der Destailleur'schen Ornamentstiche eine unschätzbare Bereicherung erfahren; und man darf hoffen, daß die beabsichtigte Publication die von dem Besitze eines solchen ausgezeichneten Studienmaterials ausgehende Wirkung noch vermehren wird.

Für jetzt birgt das Museum sogar Schätze von europäischer Bedeutung; zuerst die Ausgrabungsfunde Schliemanns, dann die indischen Kunstschätze, Bronzen, Elfenbeinschnitzereien, Teppiche von größtem Werthe, die mit liebenswürdiger Liberalität von Mitgliedern des englischen Herrscherhauses hergeliehen wurden, um den Inhalt des Museums zur Eröffnungsfeier zu vervollständigen.

Die Neuheit und Wichtigkeit der kostbaren Ausstellungsgegenstände wird es wohl erfordern, daß noch ein anderesmal Näheres und Ausführliches über dieselben in diesen Blättern mitgetheilt wird. Die vorliegenden Zeilen sollen speciell hierüber nur flüchtig orientiren und sich zunächst eingehender mit dem Gebäude an sich beschäftigen, welches ein Recht hat, als selbstständiges Kunstwerk für sich gewürdigt zu werden.

Der Prachtbau des Kunstgewerbe-Museums wurde, im Auftrage des Cultusministeriums, von der rühmlichst bekannten Berliner Privatarchitektenfirma Gropius und Schmieden geschaffen. Auch diesmal hat der schon öfter von den Behörden betretene Weg, das Loslösen einer bedeutenden künstlerischen Aufgabe aus dem allgemeinen Betriebe des Staatsbauwesens, zu einem günstigen Resultate geführt. Es ist ein charaktervolles, an originellen Bildungen reiches Bauwerk entstanden, das, als Merkzeichen und wahrer Ausdruck seiner Zeitepoche, dauernde Geltung beanspruchen kann.

Echt monumentale Bauten gestalten sich von Innen nach Außen, niemals umgekehrt. Wir wollen deshalb mit unserer Betrachtung denselben Weg verfolgen, und durchschreiten schnell das vornehme Portal und das malerisch anziehend gestaltete, später noch näher zu würdigende Vestibül, um mit dem großen Oberlichthofe, dem Kerne und Mittelpunkte der ganzen Anlage, zu beginnen. Der schöne, für Ausstellungszwecke sehr geeignete Raum von wahrhaft imponirenden Abmessungen bildet in der Hauptsache einen mit bedeckten zweigeschossigen Galerien umgebenen Hof, und erinnert in seiner Gesammtwirkung, abgesehen von seiner Geräumigkeit und der ganz modernen Bildung der einzelnen Bauglieder, etwa an die Vorstellung, die man sich von der Wirkung eines griechischen Oberlicht- (Hypäthral-) Tempels machen kann. Diese Analogie, die noch verstärkt wird durch das Aufhängen eines großen bemalten Velums unter dem mittleren Theile des Glasdaches, ist charakteristisch für den Stil des Gebäudes, den man als griechische Renaissance bezeichnen darf. Als ganz wesentlich für das gleichzeitige Hervorheben modernen Gefühls ist es aber zu bezeichnen, daß für die Bildung der Arkadenwände das gewohnte Säulengerüst mit Architraven und sonstigem Zubehör verschmäht, und dafür der Charakter einer von Oeffnungen durchbrochenen Wand scharf festgehalten wurde. Die in der Vorderansicht sehr schmalen, nach der Tiefe der Arkaden sehr oblong entwickelten, durch Flachbögen verbundenen Pfeiler, bringen ein stark rationalistisch wirkendes Element zur Geltung; sie gleichen einer in Stein nachgebauten Eisenconstruction; umsomehr wegen der schwarzen Farbe des verwendeten Syenits. Diese Wirkung ist ganz und gar Sache der freien Wahl, ganz und gar frei gewollte Aesthetik und deshalb recht lehrreich denen gegenüber, welche die Nothwendigkeit der Erscheinungsform rein aus der Construction herleiten möchten. So mancher Verehrer antiker Kunstweise wird an dieser Stelle die immer gepriesene Heiterkeit des Griechenthums vermissen, aber wenn in der That hiervon etwas verloren gegangen sein sollte, so wird die Einbuße durch die erreichte, ernste, weihevoll festliche Stimmung reichlich ersetzt; und man wird sich desto eher mit der eigenartigen Formgebung versöhnen, wenn man weiß, daß der Architekt etwas Bestimmtes damit wollte. Allerdings ist es wohl richtig, daß allein die theoretische Ueberzeugung: diese Pfeiler seien die einzig wahre, architektonisch richtige Auflösung der Wand, sobald diese durch flachbogige Oeffnungen durchsetzt wird, nicht genügt, das unabhängige Schönheitsgefühl soweit gefangen zu nehmen, um hierin ein neues Ideal zu sehen. Der Baumeister hätte es dem Durchschnittsurtheil gegenüber leichter gehabt, wenn er statt des Pfeilers die feinere Form der Säule gewählt; wenn er, statt in griechischer Renaissance zu bauen, die Wege Palladios gewandelt wäre. Aber er wollte das nicht, ihm schwebte die Lösung eines Problems vor: die Verbindung der späteren fortgeschrittenen Bildungen der Raumphantasie mit den griechischen Einzelformen, oder, um es symbolisch auszudrücken, die Vermählung des Hellenenthums mit der deutschnationalen Bauweise. Seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts bis heute ist dieser Gedanke der Angelpunkt unserer künstlerischen Bestrebungen. Kampf zwischen Klassicismus und Romantik, theilweises Obsiegen der einen oder der anderen Richtung; dann Verbindung der Gegensätze unter der einmal etwas stärker von dieser oder jener Seite beeinflußten Form, das ist der wesentliche Inhalt der Literatur- und Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Goethe hatte den Wechsel des Ideals schon einigemale an sich und Anderen erlebt, als er den zweiten Theil des Faust schrieb, der eigentlich der Analyse dieser Ideen gewidmet ist. Wir dürfen das im Faust Niedergelegte wohl als das Resultat Goethe'scher Erfahrung betrachten, gleichzeitig können wir uns nicht verhehlen, daß wir noch immer unter dem gleichen Banne leben und schaffen. Faust, die Verkörperung deutschen Denkens und Dichtens, kann nur auf griechischem Boden wieder vom Tode erwachen. Von voller Pracht des ritterlichen Mittelalters umgeben, empfängt er die ihm durch den Dämon zugeführte Helena. Aber gleich nach Vereinigung der Beiden muß die romantische Burg versinken, und in freier Rückkehr zur Natur feiert das Paar das Fest seiner Vereinigung. Und diese bleibt keine unfruchtbare, es wird ihnen ein Sohn geboren; doch dieser ist kurz nach der Geburt schon dem Tode geweiht. Euphorion verläßt sofort in übermächtig idealem Drange den realen Boden; ungemäßigt strebt er empor in die Lüfte, die ihn nicht tragen, als er zu fliegen versucht; er stürzt und bleibt todt! Nun verläßt auch Helena, das specifische Griechenthum, den Faust und kehrt zu den Schatten zurück; dieser aber bleibt sich selbst überlassen in nationaler Selbstständigkeit; und der glücklich gerettete Schleier der Helena trägt ihn fortan zu thätigem Streben, weit hinweg über alles Gemeine. Diesem Gedankengange entspricht die Grundstimmung, aus der heraus unser Bauwerk geschaffen wurde, und es ist nütz-

lich darauf hinzuweisen, daß die höchsten zeitbewegenden Ideen mit derselben Prägnanz an einem Werke der Baukunst zum Ausdrucke kommen können, wie dies an irgend einem Werke der Dichtkunst, Malerei oder Skulptur nur möglich wäre. — Wie nahe nun das einzelne Kunstwerk dem hoch und weit gesteckten Ideale gekommen ist? Das ist kaum ganz von den Zeitgenossen zu ermessen, das ergibt sich erst der Nachwelt, durch die sich etwa daran knüpfende, Schule machende Wirkung. Allein die Fortwirkung ins Unendliche ist das Merkmal lebendiger, zur That gewordener Geisteskraft!

Der bedeutendste Raum, den die Griechen je gebildet, ist das Innere des Hypäthraltempels, den wir weiter oben zum Vergleich herangezogen; derselbe hatte nur eine nach Innen gewendete Außenarchitektur, die an zwei oder drei Seiten um einen schmalen Hof gelegte Säulenhalle. Ein wesentlich Neues in der Raumbildung ist damit nicht gegeben, weil ein hauptsächlich bedingender Theil, die Decke, fehlt. Seitdem hat die raumbildende Phantasie stetige Fortschritte gemacht, die nur von denen geleugnet werden können, welche das Säulengerüst für den Inbegriff der Architektur halten. Der griechische Raum erscheint als eine Kindheitsstufe, verglichen mit den stimmungsvollen grandios überwölbten Thermensälen der Römer, und noch mehr gegen die gegliederten Innenräume der christlich-germanischen Dome, in welchen der Zug der Weltverachtung, des ungestümen Strebens nach Oben, bis in die Wolken, einen so überwältigenden Ausdruck gefunden hat. Läßt man diesen Begriff für die Baukunst als klassenbildend gelten, so zeigt der große ebenfalls deckenlose, hallenumgebene Saal des Kunstgewerbe-Museums ein archaistisches Zurückgehen; obgleich das Bestreben dieser Klippe zu entgehen wohl erkennbar ist, so ist die große mit polychromirten Flachreliefs geschmückte Abschlußvoute als ein Uebergang zur Deckenbildung zu betrachten; ebenso ist die Glasdecke selbst kein wesenloses Oberlicht, das soll die stark markirte und durch farbige Säume noch wirkungsvoller gemachte Theilung zu erkennen geben. Den zur Ueberdeckung der Arkadenöffnungen der Galerien und consequent in den dahinter liegenden Kreuzgewölben verwendeten Flachbogen hat bereits Schinkel am Gebäude der Bauakademie ästhetisch zu verwerthen gesucht; bei ihm ruhen die Bogen zwar im Innern auf Säulen, und wo dieselben im Aeußern constructiv auf die Fenster übergehen, da ist die Form in der Hauptsache durch rechtwinklige Maßwerksausfüllung für die Wirkung des Ganzen beseitigt. Hübsch in Karlsruhe hat später ebenfalls den Flachbogen mehrfach an Monumentalbauten verwendet, wie auch Gropius und Schmieden selbst an früheren Beispielen. Ob aber der Segmentbogen nun als vollberechtigte, monumentale Kunstform eingebürgert ist, wäre doch noch zu bezweifeln und Viele dürften der Meinung sein, daß in den Fällen, wo der ästhetische Zweck vorwiegt, seine Stelle besser durch den Rundbogen vertreten wäre. Der Flachbogen macht nicht den Eindruck des absolut Schönen, sondern des, durch nicht abzuwehrende Nützlichkeitszwecke, in der freien Entfaltung Gehemmten. Im Museumsbau ist die Detailausbildung der Flachbögen im Sinne der oberitalienischen Backsteinarchitektur erfolgt, mit einer mittelalterlich anklingenden Profilirung. Die senkrechten Ansätze der Bogen über dem griechisch gebildeten Pfeilerkapitäle konnten nicht vermieden werden, und das ist einer der Punkte, welche den Flachbogen unorganisch erscheinen lassen. — Der schwarze Syenit der Stützpfeiler wird durch dunkle Bronzebänder, dann im Sockel durch Bänder von veronesischem rothen Marmor vortheilhaft belebt. An den flachen Kreuzgewölben der Galerien ist der Versuch gemacht, dieselben mit hellenischen Formen im Bötticher'schen Sinne zu bekleiden und gewissermaßen zu erklären. Es mag auf sich beruhen, wie viel oder wenig damit erreicht ist, aber die decorative Wirkung der Gewölbe mit ihrer leichten Rippentheilung und den schweren Knäufen der großen Mittelrosetten ist vortrefflich. Im Ganzen, wie auch hier wieder, nöthigt das unablässige Ringen des Meisters nach Erfindung neuer Formen die höchste Achtung ab, und ebenso die möglichste Benutzung der neuesten Fortschritte in der kunstgewerblichen Technik. Und in der That! Wo gehörte derartiges mehr hin, als in ein Museum für kunstgewerbliche Leistungen? — Ein gutes Beispiel technischen Fortschrittes sind die reliefirten Metlacher Fußbodenfliesen, welche durch künstlich hergestellte Rauheit der Oberfläche den Uebelstand allzu großer Glätte beseitigen, welcher bei den älteren Fliesenfußboden unangenehm auffiel. Der vielen selbstgeschaffenen Arbeit halber, verursacht durch das Bestreben, das Widerstrebende ästhetisch zu bewältigen und zu verbinden, gehört die hier gebotene griechische Renaissance in eine höhere Ordnung, als die früher durch Klenze und Andre geleistete trockene Art, welche schon genug gethan zu haben glaubte, wenn sie das alte Schema, nothdürftig den neuen Zwecken angepaßt, herüberrettete. In unserem Bauwerke dagegen begegnen wir überall einer frischen suchenden Weise, die an der griechischen Form wohl festhalten, aber dennoch nichts aufgeben will, was die Folgezeit künstlerisch und technisch errungen hat. Im Ganzen hat der Versuch, besonders die Gewölbtechnik mit dem Griechischen zu verbinden, etwas Problematisches, so etwas wie die Quadratur des Zirkels. — Wir wissen nur, daß die Griechen nicht wölben wollten; aber wir wissen nicht, welche Formen sie etwa gefunden hätten, wenn sie sich selbst aufgegeben und dennoch monumental gewölbt hätten. Und müßten dann diese Formen nothwendig im Principe andere sein als die, welche das Mittelalter erfunden hat? — Wenn es also trotz heißem Bemühen nicht ganz gelingt, dieses Problem zu lösen und zu zweifelloser Schönheit durchzuführen, so ist das kein allzu großer Vorwurf. Selbst einem Goethe ist es auf anderem Gebiete nicht gelungen, die germanische Gemüthstiefe mit hellenischer Formvollendung zu verbinden, auch die Cornelius, Overbeck, Genelli und Andere sind an derselben Aufgabe auf dem Felde der Malerei gescheitert, obgleich die letzteren noch einen tüchtigen Schritt zugaben, indem sie auch die Römerkunst, sowie die des Cinquecento als klassische Muster setzten.

Die farbige Wirkung des großen Saals ist eine sehr gemäßigte, die hierfür sehr bestimmende Voute mit den Flachreliefs von Geyer und Hundrieser wirkt etwa wie die bekannten bemalten Tanagra-Figuren, und dem hiermit gegebenen Haupttone schließt sich das Uebrige an. Diese Mäßigung wird den ausgestellten Gegenständen zu Gute kommen. Im Augenblicke enthält der Saal die schon oben erwähnten Sammlungen aus dem Besitze des englischen Königshauses.

Den Galerien entsprechend umgeben kleinere Säle in zwei Geschossen den großen durchgehenden Mittelraum; sie enthalten die alten Berliner Sammlungen, außerdem die Bibliothek und das Lesezimmer. Ein Raum im zweiten Geschosse, gleich anfänglich zur Aufbewahrung besonders kostbarer Gegenstände bestimmt, und deshalb mit kräftigen Eisengittern nach der Galerie hin abgeschlossen, enthält jetzt den werthvollsten Theil der Schliemann'schen Sammlungen, während der andere Theil in einem Raume des Souterrains Platz gefunden hat. In diesem letzteren Raume soll später eine Restauration eingerichtet werden, provisorisch soll dies für den Augenblick auf einem Podestraum der nach dem Hochparterre von der südlichen Langseite heraufführenden Treppe geschehen. Die Bibliothek ist einfach aber würdig mit einer Holzdecke ausgestattet; die Schränke sind zweietagig angeordnet, vor den oberen ist eine leichte Galerie entlang geführt und macht auch diese bequem zugänglich. In diesen zwischen dem Mittelraum und den Fronten belegenen Sälen verflüchtigt sich die Gewölbtechnik. Es sind meist Gußdecken in Gips auf eisernen Trägern ausgeführt. Zur Belebung dieser Flachdecken ist ein großer Wechsel reizvoll decorativer Motive aufgeboten; und wenn man dennoch einen Mangel empfinden sollte, so könnte dies nur darin liegen, daß die plastisch bedeutend vertieften Gußtafeln statt auf der oberen, allein auf der unteren Gurtung der Eisenträger aufliegen. Danach verschwindet die Höhendimension der letzteren in der Decke selbst, und einzig die untere Gurtung wird noch in der Stärke eines Brettstücks sichtbar. Die Bemalung dieser Fläche mit einem Flechtbande, oder einem dem entsprechenden griechischen Ornamentmotive, kann das Fehlen einer plastisch bedeutenden Form nicht in Vergessenheit bringen, und hält man nicht die Reflexion fest, daß man es hier mit einer Eisenconstruction zu thun hat, deren tragende Rippen in Wirklichkeit, wenn auch unsichtbar, hoch in die Decken hinaufreichen, so wird man sich eines ganz befriedigenden Eindrucks kaum erfreuen können. Die Ausbildung dieser Räume bietet noch Einzelnes von großem Interesse; besonders eine von O. Titel ausgeführte Fayencedecke, an welcher zum ersten Male die neue, bisher unerreichbare Rothglasur, welche wie das Rubinglas vermittelst einer Goldtinktur hervorgebracht wird, zu Gesicht kommt. Dies ist wieder ein technischer Fortschritt, der sich an diesen Bau knüpft, und der voll mit dem sonst Ungewohnten einer Fayencedecke versöhnt. Im zweiten Geschosse sind die auf der Hauptlängsaxe belegenen, an die Fronten stoßenden Räume, darunter der schon erwähnte für die Werthstücke der Schliemann'schen Sammlung, mit sehr schönen Voutengewölben und eingesetztem Spiegel geschlossen, im fühlbaren Anklange an das Voutenmotiv des Hauptraums. Die eine dieser Decken, welche Majolika nachahmt, ist von Meurer, die andere von Schaller gemalt. Vieles Schöne bleibt noch zu erwähnen, so das reiche schmiedeeiserne

Gitter, welches die runde Deckendurchbrechung des Vestibuls einfaßt, dann das dort befindliche Fußbodenmosaik von Detoma, welches wieder nach einem neuen Verfahren hergestellt wurde. Indessen müssen wir hier in der Beschreibung dieser Einzelheiten innehalten; sie werden dem aufmerksamen Betrachter ebenso wenig entgehen, als die Sorgfalt und Solidität der Einzeldurchbildung überhaupt. Für diese Zeilen war es die nächstbezeichnete Aufgabe, das Verständniß für die Gesammtconception des Bauwerks, der sich die decorativen Einzelnheiten doch immerhin unterzuordnen haben, einem weiteren Kreise näher zu bringen. Uebrigens ist die Decoration absichtlich noch nicht einmal abgeschlossen. Zu diesen später zu vollendenden Räumen gehören besonders Vestibul und Haupttreppen, und ist es deshalb erklärlich, daß die hier schon vorhandenen farbigen Theile, wie zum Beispiel die schönen Majolitabaluster der Treppen von March, sowie die farbigen Verglasungen mit dem Uebrigen noch keineswegs in Harmonie gesetzt sind. Es soll hier dem Vernehmen nach die später anzufügende Decoration den neuesten Fortschritten der Kunsttechnik folgen und Einiges davon, wie Porzellan-Incrustationen, soll bereits in Aussicht genommen sein.

Das obere Geschoß, durch eine besondere Treppe von der Seite der Bibliothek zugänglich, enthält die bereits etwa seit einem halben Jahre in Gebrauch genommene Lehrräume der Kunstanstalt; dieselben sind ihrem Zwecke entsprechend in einfacher, aber ansprechender Ausstattung gehalten.

Wie schon erwähnt, sind die zwischen den Façaden und dem Mittelraume belegenen Säle meist mit graden Eisenträgerdecken geschlossen. In der Façade selbst ist deshalb auch kein Anklang an die innere Gewölbearchitektur zu spüren; hier ist, im Gegensatz zu Schinkels Bauschule, der reine Architravbau durchgeführt. So vornehm und edel das Aeußere erscheint, so kommt an demselben, durch das oben Bezeichnete, doch ein gewisses Beharren in älteren Formen zum Ausdruck und man hätte immerhin wünschen mögen, daß auch hier der Fortschritt zum Neuen eine kräftigere Betonung gefunden hätte. Die Ausführung der Façaden erfolgte durchweg in echtem Material, Ziegeln für die Flächen, Sandstein für die sämmtlichen Gliederungen; leider mit Ausnahme des Hauptgesimses, denn dieses große, in der Durchbildung sehr schöne Bauglied wurde allein in Terracotta ausgeführt. Wahrscheinlich gestatteten die oberen geringeren Mauerstärken die Ausführung in Sandstein nicht, ohne Anwendung künstlicher Hilfsconstructionen, wie solche ja schon früher an berühmten italienischen Palästen vorkommen. Aber dennoch bleibt dies ein störender Punkt, man will nicht an die constructive Nothwendigkeit erinnert sein, wo es sich um monumentale Gestaltungen handelt. Der schöne Schein — denn constructiv nothwendig ist ja das ganze Gesims nicht — verlangt ein ganz freies und bedingungsloses Ausblühen, jede praktische Beschränkung wirkt als fremdartige Störung. Die plastischen Einzelnheiten der Façaden, so die in Sandstein ausgeführten Friese und Giebelskulpturen, sind von ausgezeichnetster Wirkung; überhaupt muß lobend hervorgehoben werden, daß die Schwesterkünste, Malerei und Skulptur, in reichem Maße auch zur Belebung des Aeußeren herangezogen sind. Hierin bekundet sich eine gute Wiederaufnahme der in den besten Zeiten der Kunst üblichen Praxis. Die bildenden Künste müssen stets zusammen wirken, denn die Architektur für sich allein kann nur unvollkommen zum inneren Sinne sprechen, sie bedarf der Erläuterung durch die klare Symbolik, der zu diesem Behufe vorzugsweise berufenen Zweige der bildenden Kunst. Deshalb sind die schönen Mosaikbilder von Ewald und Geselschap, ebenso die Figuren der Treppenwangen des Haupteinganges von Sußmann-Helldorf, hier so recht am Platze, weil es sich um ein Gebäude handelt, dessen volksthümliche Bestimmung allgemein verständlich verkündet werden muß.

Wenn in Obigem, hier und da, einzelne anscheinende Mängel des Gebäudes angemerkt wurden, so darf dies nicht mißverstanden werden; die Berechtigung zur Kritik folgt hier nur aus den hohen Forderungen, die man begründeterweise an ein Kunstwerk ersten Ranges stellen kann. Es muß aber zugleich gesagt werden, daß das Gebäude des deutschen Kunstgewerbe-Museums im Vergleich gegen das Stückwerk des Neuen Museums, oder gegen das unorganische, den Gegensatz zwischen äußerer und innerer Bildung auffällig zeigende Gebäude der National-Galerie, doch einen sehr hohen Rang einnimmt. Berlin besitzt damit ein Bauwerk mehr, das eine echt künstlerische Richtung zum vollen unverfälschten Ausdrucke bringt. Solche Leistungen sind auf das Urtheil der Nachwelt angewiesen. Erst in der künftigen Zeit wird sich ermessen lassen, wieviel die eingeschlagene Richtung an sich leistete, und ob das Werk als erstes aber letztes einer Entwicklungsreihe zu betrachten ist, denn über diesen Punkt werden die Zeitgenossen nie ins Klare kommen.

Schließlich ist noch daran zu erinnern, daß der ältere der Meister des Baues, Martin Gropius, leider vor Vollendung desselben von uns geschieden ist. Es war sein Schwanengesang; er sollte es nicht mehr erleben, sein Werk fertig, im Schmucke der aufgestellten Sammlungen, erfüllt von einem bewundernden Publicum zu sehen. — Gropius' architektonische Richtung wird am besten durch sein letztes Werk gekennzeichnet. Die weiter oben angedeutete Parallele zwischen ihm und dem Euphorion des Goethe'schen Faust geht nur auf den Ursprung seiner geistigen Richtung; aber als Baumeister strebte er nicht haltlos in die Lüfte, er blieb auf realem Boden und zog die künstlerische Poesie zu sich herab, um sie in seinen Werken zu verkörpern. Wer den Entwicklungsgang des Meisters näher überblickt, wird in demselben einen stetigen Fortschritt gewahren. Seine anfängliche Sparsamkeit in den bildnerischen Motiven, die damals von ihm vorzugsweise beliebte Verwendung der ins Plastische übertragenen griechischen Vasenornamentik, weicht später reicheren, einen größeren Kreis umfassenden Bildungen; wie es denn einen Grundzug im Charakter des Meisters ausmacht, niemals auf dem Errungenen selbstgefällig zu verharren. Denselben Zug beweisen auch seine zahlreichen Versuche, für die Wiedergewinnung einer dem modernen Kunstempfinden entsprechenden Polychromie. Allerdings muß man zugeben, daß auch auf diesem Felde noch nichts Abschließendes, Allgemein-Befriedigendes erreicht ist; aber wo wäre der Punkt, wo sich die moderne Monumentalkunst bereits zum Typischen, Allgemein-Gültigen durchgearbeitet hätte, zu finden! Jedenfalls ist das letzte hier besprochene Werk des Meisters auch nach dieser Richtung hin sein bestes.

G. Ebe.

Notizen.

Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild von A. J. C. Hare. Deutsche Ausgabe von H. Tharau. Zwei Bände. Gotha, Perthes.

Die Biographie von Bunsens Werken, welche hier in guter deutscher Uebersetzung erscheint, ist ein überaus interessantes Werk, wie sich schon daraus abnehmen läßt, daß Frau von Bunsen an der Seite ihres Mannes an einem reichen Leben, in bevorzugter Stellung und an den Brennpunkten der Civilisation Theil genommen hat. Die Erlebnisse einer gewöhnlichen Engländerin würden an sich für Ausländer wenig Interesse haben, aber die Verfasserin der hier mitgetheilten Briefe — denn aus Briefen besteht das Buch hauptsächlich — hat ein sehr viel klareres Urtheil und weit weniger Voreingenommenheit, als man sonst bei ihren Landsleuten vorauszusetzen gewöhnt ist. Wir erinnern uns wenigstens z. B. nicht, eine treffendere Charakteristik **Sir Walter Scotts** gelesen zu haben als die folgende (I. S. 344):

„Ich habe Sir W. Scotts Leben gelesen, was mich unbeschreiblich interessirte. Allein er war in trauriger Weise der Mann seiner eigenen Zeit — einer Zeit, in der die Menschen ihre Kräfte, Gaben und Eigenschaften dazu gebrauchten, Effect zu machen und einen Zweck unter ihren Zeitgenossen zu erreichen, kurz gesagt, eine spielende Speculation aus ihren Talenten zu machen, anstatt einem idealen Ziele zuzustreben und zu suchen, ihren eigenen Begriffen von Vorzüglichkeit gerecht zu werden. Walter Scott hatte keinen Gefallen an seinen eigenen Werken, am wenigsten an seinen Gedichten, aber er schrieb mit Geist, wie ein Schauspieler eine Rolle spielt, an welcher seine Gefühle keinen Theil haben. Es war ihm nur um die Zustimmung und den Beifall des Publicums zu thun, und er rechnete auf diese Anerkennung wie auf eine Speculation, welche ihm aus pecuniären Verlegenheiten heraushelfen sollte, die er sich unnöthiger Weise zugezogen hatte. Dennoch besaß er ein schönes Gemüth, und seine Briefe, in denen sich seine Gefühle und Neigungen ausdrücken, besitzen einen unbeschreiblichen Zauber. Seine unparteiische Gesinnung und seine Freude an den Schriften seiner Zeitgenossen ist sehr liebenswürdig, allein er scheint nicht mehr kritisches Urtheil als Overbeck in Bezug auf die Werke seiner Zeitgenossen besessen zu haben, wahrscheinlich aus demselben Grunde wie diese, weil er nämlich durch seine Phantasie alles Mangelnde ersetzte."

Wir könnten ähnliche Stellen in großer Zahl aus diesem Buche ausheben, dessen Lectüre auf das Wärmste empfohlen zu werden verdient, und wollen uns nicht mit der Aufzählung kleiner Irrthümer aufhalten, die in dem Buche eines Engländers oder einer Engländerin nun einmal unvermeidlich zu sein scheinen, sobald das Ausland berührt wird. So macht Hare den verstorbenen Abeken, der bekanntlich Geheimer Legationsrath war, seltsamer Weise zu einem Oberstaatssecretär, allerdings in einer Anmerkung (II. S. 322), in welcher er diesem ausgezeichneten Manne volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. E.

* * *

Wilhelm Scherers „Geschichte der deutschen Literatur" ist bis zum vierten Hefte gediehen und verspricht jenes von Gelehrten und Laien längst erwartete klassische Buch zu werden, das, auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehend, knapp und doch umfassend die geistige Entwicklung unserer Nation historisch und ästhetisch darstellt und analysirt. In einem Fache, wo fast jeder Meister und Geselle auf die Worte des geehrten Herrn Vorredners zu schwören und die landläufigen Urtheile nachzuschreiben pflegt, muß ein unabhängiger und geschmackvoller Schriftsteller wie Scherer, der nicht aus zweiter und dritter Hand, sondern mit kritischem Feingefühle aus den Quellen selber schöpft, allerdings verdientes Aufsehen erregen. Literarhistorie und Culturgeschichte sind bei ihm stets pragmatisch verknüpft, und seine tiefen Kenntnisse regiert ein umfassender Blick, der sich niemals im Detail verliert. Dazu kommt noch eine seltene Prägung und Formschönheit der Darstellung, welche jeden Gemeinplatz und alle abstruse Dialektik vermeidet und immer klar, lichtvoll, anschaulich bleibt. Die streng philologische Schule beweist mit diesem Werke ihres Führers, daß sie nicht, wie ihre Gegner behaupten, nur schnüffeln und zersetzen, sondern auch aufbauen und congenial über Dichtung und Dichter schreiben kann.

Offene Briefe und Antworten.

Ueber Objectivität.

Hochverehrter Herr Redacteur!

Es vergeht kaum eine Woche, ja ein Tag, daß nicht das Wort „Objectivität der Darstellung" in irgend einer deutschen Zeitschrift zu lesen wäre, daß nicht dieser oder jener Schriftsteller wegen einer solchen Eigenschaft gerühmt und demgemäß ein Anderer in Ermangelung derselben getadelt würde. Ich selbst, der ich die böse Angewohnheit habe, in meinen unzulänglichen Produkten öfters das Wörtchen „Ich" als erzählender Darsteller zu gebrauchen, habe bereits dermaßen das Mißfallen eines Theiles der Kritik erregt, daß ich mich beeile, um in zukünftigen Werken es besser machen zu können, inständigst sämmtliche Aesthetiker und Kritiker unseres großen Vaterlandes zu bitten, mir Aufklärung darüber zu verschaffen, warum es ein Mangel an Objectivität sei, wenn ein epischer Dichter sein „Ich" apostrophirend, reflectirend hie und da in die Erzählung seiner Handlung drängt.

Ich bin in der peinlichsten Verlegenheit, wenn ich unter solchen kritischen Erwägungen meinen Homer in die Hand nehme und finde, daß nach der Ansicht eines großen Theiles unsrer Freunde der „Objectivität" dieser Homer einer der größten Stümper gewesen sein würde. Man denke, daß er seine „Odyssee" beginnt mit den Worten: *Ἄνδρα μοι ἔννεπε!* Dieser objectivste aller Epiker beginnt mit seinem „Ich!" Was soll man darüber denken! Er entblödet sich nicht sehr oft, wie später Goethe that, sein Ich dadurch in die Darstellung zu drängen, daß er seine Helden scherzhaft anredet: *Προσέφης, Εὔμαιε, συβῶτα*, Du sagtest mein Schweinehirt, Eumaios! Er drängt fast mit der Subjectivität eines Jean Paul auf jeder Seite seine erzählende Person in die Darstellung, indem er den sogenannten „homerischen Vergleich" einführt, d. h. als erzählender Dichter seine Person analogisirend zwischen die Darstellung der Handlung zum Zwecke der deutlicheren Wirkung drängt.

Was er verfehlt hat, haben ihm eine Menge Schriftsteller nachgethan. Vergil singt: Arma virumque cano; und ihm eifern Tasso und Voltaire nach, welch letzterer singt: Je chante ce héros qui regna sur la France. Ariost wage ich nicht zu erwähnen, denn man läßt ihn nicht überall für einen Künstler gelten. Wie aber beginnt Dante? Ich bin wohl des Citates überhoben, denn ich müßte ja sein ganzes Gedicht citiren, um nachzuweisen, wie viel er uns von sich selbst erzählt. Unter den neueren Italienern macht Manzoni in seinen „Promessi sposi" sich selbst zum Berichterstatter nach irgend einer anderen Quelle, und er plaudert fortwährend in seine Darstellung, als ob er ein solcher Pfuscher wäre wie der Verfasser des unsterblichen Werkes „Don Quijote". Und nun vollends unser Goethe, den man doch überall für so objectiv erklärt! Sein erstes episches Werk beginnt er: „Was ich von der Geschichte des armen Werther"; im „Wilhelm Meister" sagt er im dritten Kapitel: „Wenn wie ich allgemein behaupten höre"; er drängt fortwährend sein „Ich" in allen möglichen stilistischen Variationen reflectirend, apostrophirend in die Darstellung; er scheut sich nicht, in den „Wahlverwandtschaften" denselben Fehler zu machen und in „Hermann und Dorothea" unterhält er sich sogar mit den Musen: „Musen, die ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt", unterhält sich mit seinen Helden: „Drauf antwortetest Du, ehrwürdiger Nachbar", ja, er ist so wenig objectiv, daß er seinen Gestalten allerhand epitheta ornantia beilegt, die wir auf Treu und Glauben hinnehmen müssen: „Die treffliche Hausfrau".

Von englischen Dichtern rede ich nicht, denn man läßt ja nur die wenigsten für Künstler gelten; auch von neueren Franzosen thut man gut zu schweigen, denn ein bedeutender Schriftsteller sagt ja, daß wir von ihnen „Nichts zu lernen haben". Aber wenn selbst Gustav Freytag schreibt: „Freut Euch, Meister Beblow!" und seine Erzählung apostrophirend unterbricht, so kann man sich billiger Weise die Verzweiflung eines Schriftstellers vorstellen, der gar zu gern wissen möchte, warum das falsch ist.

Ich habe Hegel sehr eifrig gelesen und bin ein Verehrer seiner Philosophie. Aber ich kann versichern, daß er unter „Objectivität" etwas ganz Anderes verstanden hat, als eine einseitige Darstellung in der sogenannten dritten Person ohne „Zwischenrede" des Autors. Und so beginnt denn auch der große Erweiterer der Hegel'schen Aesthetik, Friedrich Vischer, seinen „Auch Einer" mit seinem „Ich". „Ich meinestheils gedenke es nicht zu thun." Also auch hier Mangel an Objectivität der Darstellung! Ich verwahre mich dagegen, als ob ich der Ansicht wäre, daß die „Zwischenrede" des Autors eine willkürliche sein dürfe; ich weiß wohl, daß sie ein stilistisches Mittel ist und nur so ihre Berechtigung hat. Aber mit der „Subjectivität" und „Objectivität" der Darstellung hat das ganz und gar nichts zu thun.

Sollten am Ende gar selbst einige angesehene Beurtheiler einmal haben „läuten" hören, aber nicht „zusammenschlagen"? Sollte ihre Ansicht von „Objectivität" nicht am Ende auf der schalkhaften Verwechslung eines wortwitzigen Gleichklangs beruhen? Sollte „Objectivität" des Epikers nicht am Ende gar bedeuten: Liebe zu den Objecten? d. h. eine solche Art der Darstellung, welche die Charaktere einer erzählenden Dichtung in einer Wechselwirkung zum Objecte, d. h. zur Natur, zum Materiellen des Daseins (wie in „Soll und Haben" zur Leibwäsche und zum „Soll und Haben" selbst), zum ästhetischen Charakter des Objectes (wie zum „verfluchten Object" Auch Einers) schildert?

Ich bitte dringend um Belehrung und werde Demjenigen aufrichtig dankbar sein, der mir einen klaren, einleuchtenden Beweis liefert, daß Homer einen Fehler beging, als er — wenn er überhaupt gelebt hat — anfing zu singen: „Sage mir, Muse!" Und wenn dieser Beweis geliefert ist, werde ich mit Wieland singen: „Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen" und streng vermeiden anders zu reden als in der „dritten Person".

Nehmen Sie die Ausdrücke der Hochachtung entgegen.

München. Wolfgang Kirchbach.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher rc. sind zu adressiren An die Redaction der „Gegenwart" Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 43. | Berlin, den 22. October 1881. | Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern *M* 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Das Interregnum in Frankreich.

Von dem schamlosen Gezänke kleiner Leute, in welches sich in den letzten Tagen fast das gesammte öffentliche Leben in Frankreich verzettelte, vollständig abgesehen, sind gegenwärtig die politischen Zustände hier unerquicklichster Natur. Ein hingezogener, ohne Kraft und Glanz unternommener Feldzug in Afrika; ein sterbendes, der Macht und des Ansehens beraubtes Ministerium; ein nicht auf tragenden Principien, sondern zum großen Theile auf die kleinlichen Donquixoterien unstaatsmännischer, marktschreierischer und volksbeschmeichelnder Wahlprogramme hin entstandenes Parlament; das leidenschaftliche und sinnlose Toben der grotesk-revolutionären niedersten Volksschichten und eine, trotz des Erscheinens Gambettas auf der gouvernementalen Bildfläche ungewisse directionslose Zukunft, — sie alle bilden die Signatur der gegenwärtigen, Frankreichs Ansehen in den Augen Europas leider keineswegs zuträglichen Lage. Rettende Ideen sind hierzulande zwar billig wie Brombeeren. Jeder Zeitungsknabe, der sein erstes literarisches Lallen kaum überwunden, schreit schon mit ebenso großer Arroganz als Unkenntniß des politischen Weltorganismus seine untrüglichen Postulate hinaus, ohne deren Erfüllung, nach seiner Meinung, Frankreich nicht einen Moment weiter bestehen könnte; Kannegießerei, Großsprecherthum, Provocation sind wieder in vollster Blüthe. Nirgends aber tritt das wahrhaft volksthümliche Princip hervor, welches die auseinanderfahrenden Gefühle und Anschauungen zu einem großen und gewaltigen Strom vereinigt; nirgends der starke, mächtige demokratische Geist, der Regierende wie Regierte beseelte und sie zu einander mit freudigem Vertrauen erfüllte. Der Präsident der Republik, Jules Grévy, ist nicht der Mann, welcher das Entstehen der gegenwärtigen Zustände zu verhindern wußte; wird Gambetta, wenn er das Ministerium wirklich übernimmt, in der Lage sein, dieselben zu beendigen und den Blick der Nation von den nutzlosen und unfruchtbaren Parteigezänken abzuziehen? Denn was man auch sagen möge: die letzten Wahlen haben keine klare Manifestation des Landeswillens innerhalb des Republikanismus ergeben. Nur daß Frankreich der republikanischen Staatsform zustimme und der Belästigung der Monarchisten loswerden wolle, das ist durch das jüngste Landesvotum zweifellos erwiesen. Den Leitgedanken aber für die Republikaner drückte es keineswegs aus. Bei dem Duell zwischen gemäßigten und fortschrittlichen Republikanern gewann nur ein Dritter: der Intransigeant, dieser häßliche Auswuchs des französischen Liberalismus, diese stupide Zerstörungspartei, deren Macht darin besteht, daß sie Alles wagen kann, weil sie Nichts zu verlieren hat.

Als der einstige Abgott der sogenannten „Enterbten", Leon Gambetta, gleich dem Helden der Tragödie in der Wählerversammlung zu Charonne von seinen ehemaligen Anhängern niedergeschrien und mundtodt gemacht wurde, da mag ihm doch wohl der Gedanke gekommen sein, daß es endlich an der Zeit sei, dem empörenden Servilismus gegen die Hefe des Volkes ein Ende zu bereiten. Wir wollen nicht mißverstanden werden. Es handelt sich durchaus nicht darum, ein System der Repression gegen die traurigen Pamphletisten und Maulhelden, amnestirte Petroleure und freigelassene Communarden einzuführen. Mögen sie öffentlich Mord predigen, mit ihrer Häßlichkeit, Schamlosigkeit und Verworfenheit Coquetterie treiben; mögen sie sich prahlerisch für Schreckgespenster, Phantome und Todtengräber der gegenwärtigen Gesellschaft ausgeben, sie sind und bleiben lächerlich. Denn wollten sie ihren blutigen Phrasen wirklich Gewaltthaten folgen lassen und den Landfrieden stören, dann, aber erst dann besitzt die Gesellschaft Mittel genug, den Ruhestörern die verdiente Züchtigung zu ertheilen und sie unschädlich zu machen. Was jedoch aufhören muß, ist, daß sich die besten Intelligenzen aus Popularitätshascherei in die freiwillige Knechtschaft des schlechtesten und unbedeutendsten Theiles der Staatsbürgerschaft begeben und daß der Liberalismus dessen sinnlosen und undurchführbaren Forderungen dienstbar und solcher Art für seine frechen Ausschreitungen verantwortlich gemacht werde. Man muß erkennen, welches die wirklichen Wünsche und Bedürfnisse des Landes sind und ihnen willfahren; man muß erworbene Rechte, bestehende Freiheiten schonen und nicht der rohen Tyrannei Freigelassener, welche stets die härtesten Herren sind, durch schwächliche Nachgiebigkeit fröhnen. Man muß aus der Kenntniß von Land und Leuten, des geistigen und materiellen Niveaus ein Programm aufstellen, welches von Allen acceptirt werden kann und möglichst viel Interessen vereinigt; nicht aber den extremen Parteien zu Liebe Umsturzprojecte aufnehmen, deren Nothwendigkeit nicht erwiesen werden kann und deren Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit jedem Einsichtigen einleuchtet. Mit einem Wort, man muß den Muth haben, einzugestehen, daß die revolutionäre Pose, die politische Zigeunerei dem heutigen Frankreich schlecht anstünde und daß, nachdem der Sturm und Drang der Gründung des republikanischen Staates überwunden ist, man nun beginnen wolle, den Harnisch abzulegen, den Pflug zur Hand zu nehmen und sich vernünftig und häuslich einzurichten.

Eine directionslose Zukunft! Darin liegt für Europa eigentlich das Interessante und Wunderliche an der gegen-

wärtigen französischen Lage. Ob ein Tausend Richter mehr oder weniger abgesetzt werden, was man pompös die Reform der Magistratur nennt; ob die Renten der Reichen besteuert, die Eisenbahnen verstaatlicht nnd ob die lokale Gesetzgebung in diesem oder jenem Sinne umgemodelt und geändert werden, ist zwar Gegenstand des Studiums für die anderen Staaten, berührt sie aber nur in selteneren Fällen direct. Die Frage ist, in welches Verhältniß wird sich Frankreich in seinen äußeren Beziehungen zu den übrigen Staaten setzen? Es genügt nicht einerseits friedliche Versicherungen zu machen, wenn man andererseits ganz gegen das republikanische Programm eine so kolossale Heeresmacht aufstellt und wenn man überall legitime Interessen zu haben behauptet. In Tunis legitime Interessen; in Aegypten legitime Interessen; in Griechenland und weiß Gott wo noch — immer wieder legitime Interessen. Auf Grund dieser legitimen Interessen ist Frankreich trotz seiner Friedensversicherungen in den Krieg mit Tunis gegangen und bald hätte es im Tripolitanischen auch Feuer gefangen. Fragen wir nun, was denkt die Nation über Krieg und Frieden? Sollen wir aufrichtig sein, müssen wir unhöftich antworten: In dieser Hinsicht denkt sie nicht viel! Lesen wir nur die zahllosen Programme, Wahlreden und Harangueu aus der letzten Periode und sehen wir, welchen verschwindend kleinen Theil die äußere Politik darin einnahm. Ein dunkles Gefühl der Revanchesucht schlummert in der Brust eines jeden Franzosen, dann möchte er wieder gerne Frieden haben. Diese Zwiespältigkeit schließt einen festen Hinweis auf den zu befolgenden Weg nach Rechts oder nach Links aus. In Beziehung auf die äußere Politik wird Frankreich also in den Händen Einzelner, welche gerade am Ruder sind, bleiben. Unter der Republik zwar weniger, als es unter dem Empire oder gar unter dem bornirten Königthum der Fall wäre. Schließlich ist die republikanische Kammer zu einer Kriegserklärung nicht leicht zu bewegen. Allein es kann ihr eine Situation geschaffen werden, über die sie nicht hinaus kann. Die Vorbereitungen können im Geheimen, ohne daß sie dessen gewahr geworden, geschehen. Es kann die Empfindlichkeit, der Stolz und die — wir meinen nichts Beleidigendes mit diesem Wort — Großsucht der Franzosen ins Spiel kommen. Dann bricht das Temperament mit Macht empor, steigt das Blut zu Kopfe und die ruhige, kalte, vernünftige Abwägung der eigenen Kraft und Stärke, der disponiblen Streitmittel weicht einem dem Herzen allerdings Ehre machenden Elan. Es ist ein Unglück für die Franzosen, daß sie alles außerhalb den Grenzen ihres Reiches Liegende so wenig, um nicht zu sagen, gar nicht interessirt. Der erste beste Abenteurer ist dann im Stande, ihre Unkenntniß der auswärtigen Verhältnisse benützend, sie unter gegebenen Umständen in die tollsten Unternehmungen zu stürzen. Sie regieren schon so lange in Algier und kannten die Dispositionen ihres Nachbarlandes nicht, wie der auf ungenügende Informationen hin mit zu schwachen Mitteln unternommene afrikanische Feldzug beweist; sie behaupten in Aegypten mit England concurrirende Interessen zu haben und doch mußte sich der französische Delegirte in Aegypten bei seiner Anwesenheit in Paris öffentlich bitter beklagen, daß die Franzosen Aegypten nicht hinreichend kennen, und daß hiedurch die öffentliche Meinung sich in falschen Bahnen bewege.

Man kann auf diesem Punkte nicht genug bestehen. Ja! Der schrecklichste Feind der Franzosen ist ihre Unkenntniß der fremden Politik und der auswärtigen staatlichen Verhältnisse. Die Republik ist vornehmlich die Regierung der öffentlichen Meinung. Und gerade unter der Republik sehen wir leider die öffentliche Meinung in Beziehung auf alle äußeren Fragen im höchsten Grade unsicher, weil ununterrichtet. Von den Zeitungen wollen wir nicht sprechen; wenige, sehr wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, benützen sie eine schrankenlose Preßfreiheit in nichts weniger, als edler Weise. Auf der Tagesordnung stehen gegenseitige Beschimpfungen und Zerfleischungen, kleine parlamentarische Coulissenkriege und Formfragen. Immer wieder dasselbe. Tag für Tag, ohne Abwechselung, ohne Ruhe, ohne Waffenstillstand. Jeder, der Kleinste und Unbedeutendste, spricht immer im höchsten Ton, gleich im Namen des ganzen Landes. Des Hauses Ehre, die private Redlichkeit, nichts ist heilig, wenn es gilt, einen „sensationellen" Artikel zu machen. Die Presse hat aufgehört ein gewaltiges Hülfsmittel der Repnblik zu sein. Denn wenn es erlaubt sein kann, ohne daß sich die öffentliche Indignation erhebt, die Offiziere, die eben auf dem Felde der Ehre bereit stehen, zum Schutze ihrer Stammesgenossen ihr Blut zu vergießen, abgewirthschaftete Absynthtrinker zu nennen; wenn jeder wirkliche oder vermeintliche Verstoß in der Kriegsverwaltung auch in gemäßigten Journalen in der allarmirendsten Weise der Welt verkündet wird; wenn jede unbedeutende Schlappe gleich eine Fluth zügelloser Schmähungen und pessimistischer Voraussagungen nach sich zieht, so kann man wohl mit allem Recht behaupten, daß mit solch einer Presse — immer eine Anzahl ehrenwerther Journale außer Spiel — als Aufklärungsmittel der öffentlichen Meinung nicht gerechnet werden darf. Aber wenn wir die Namen der neugewählten Abgeordneten Revue passiren lassen; wenn wir ihre Programme studiren, auf welche hin sie ihre Functionen als Volksvertreter ausüben werden, kann Europa die Beruhigung schöpfen, daß es Männer sind, welche in Beziehung auf Frankreichs äußere Politik eine zielbewußte Richtung verfolgen werden? Kann man mit Grund sagen, daß, wie immer auch der zukünftige Minister heißen und welche Pläne, Zu- oder Abneigungen er auch haben möge, seine, die Beziehungen zu den auswärtigen Staaten betreffenden Unternehmungen von klaren, vorsichtigen, unterrichteten Politikern controlirt werden und gebilligt, wenn sie zu Frankreichs Wohle, dagegen verworfen, wenn sie zum Nachtheile des Landes gereichen? Ist eher die Besorgniß nicht ausgeschlossen, daß der politische Dilettantismus in äußeren Fragen es allen möglichen Abenteurern und Phantasten, Renegaten und Agenten möglich machen wird, auch fernerhin den Sinn der Mehrzahl der Franzosen nach der einen Seite hin weiterzubilden, nämlich nach dem Antagonismus, um nicht zu sagen Haß gegen Deutschland, von dem genug vorhanden ist, um in letzter Zeit auch die östreichischen Deutschen damit reichlich zu regaliren? Da die Franzosen sich leider nicht bemühen, über die deutschen Verhältnisse, den Charakter und die Dispositionen der deutschen Nation durch verläßliche Leute auf Thatsachen begründete Kenntniß zu verschaffen, so sind sie folgerichtig auf die albernen und lächerlichen Märchen angewiesen, welche man ihnen schonlos aufbinden kann, wohl wissend, daß sie von der wirklichen Sachlage auch keine blasse Ahnung haben. Es ist unglaublich, was man in der Zeit der Telegraphen und Eisenbahnen, dem „geistreichsten Volke der Welt" über Deutschland Alles vorschwatzen darf! Nichts ist zu unwahrscheinlich, zu kindisch, zu simpel, was nicht geglaubt würde. Und doch trennt kein Weltmeer diese schrecklichen deutschen Barbaren von Frankreich. Eine Reise von nur einigen Stunden, und man könnte sich von Allem selbst Ueberzeugung verschaffen, sich eine sichere Ansicht bilden. Unter sothanen Umständen ist auch die Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, daß, wie sehr Gambetta die Politik der freien Hand betonen möchte, sich Einflüsse zur Abschließung von Allianzen geltend machen dürften, Allianzen, die keineswegs geschlossen würden, ja, an die nicht einmal gedacht würde, wären die wahren Verhältnisse der betreffenden Staaten, die wir im Auge haben, den Franzosen hinreichend bekannt. Es mehren sich die Anzeichen, daß die slavische Welt hier glauben machen will, die französische Republik hätte von ihrer Freundschaft einen wirklichen Vortheil zu erwarten. Dieses Manöver hat den Zweck, die vagen Hoffnungen der Revanchepolitiker wach zu erhalten und die Gereiztheit gegen die Deutschen, die mit den Jahren doch abnehmen müßte, sich nicht vermindern zu lassen. Es wird gerade im Hinblick auf die Aussichten von Gambettas künftiger Ministerschaft mit verdoppeltem Eifer betrieben. Wenn nun Gambetta früher oder später wirklich berufen werden sollte, wie es trotz seines Sträubens den

Ansehen hat, die Leitung von Frankreichs Geschicken zu übernehmen, dann liegt es hauptsächlich an ihm, die öffentliche Meinung richtig zu führen und sie von der Logik der Thatsachen nicht ablenken zu lassen. Er mußte in Hinsicht auf die äußere Politik der öffentlichen Meinung vorangehen, ihr den Ton angeben, weil sie eben diesfalls nicht festgebildet ist. Von der rechten oder unrechten Anwendung seines Talentes, seiner Einsicht und seines Ernstes würde es dann aber abhängen, ob Frankreich den Weg friedlicher Entwickelung wandeln oder sich unbedacht in ein neues schreckliches Abenteuer stürzen wird.

Was liegt nun an allen den kleinen häuslichen Zänkereien? Ob Jules Ferry noch vor Zusammentritt der Kammer oder nach demselben seine und seiner Kollegen Demission geben solle, was hat es denn viel zu bedeuten? Was frommt es dem Lande, wenn dem Kriegsminister General Farre von den Deputirten ein Denkzettel angehängt würde? Welchen Einfluß hat es, ob dieser oder jener Vorgang bei Constituirung der parlamentarischen Körperschaft beobachtet wird? Daß ein so großes Land derartigen unfruchtbaren Agitationen seine Intelligenz und seine Aufmerksamkeit widmet! Daß es den ungekämmten Jünglingen der Intransigeance gelingen kann, ihre Rancunen mit Erfolg durchzusetzen! Radicalismus und Intransigenten haben Wohlfahrtsausschuß gespielt und der ehrwürdige Louis Blanc hat ein Manifest in die Welt geschickt, dessen Unbedeutenheit nur noch durch dessen Ueberflüssigkeit übertroffen wird. Das Volk nahm an der komischen Action dieser verpfuschten Jakobiner nicht einmal lachenden Antheil. Die Communarden ihrerseits müssen natürlich auch von sich reden machen und sie haben daher ein „Volksgericht“ über den gewesenen Chef der föderirten Truppen, Charles Lullier, aufgeführt. Nicht genug daran! sie arrangiren ein Meeting, wobei verlangt werden soll, das Ministerium in Anklagezustand zu versetzen. Jeden Tag einen anderen Proceß! das ist die ganze Regierungsweisheit dieser Herrn der Zukunft, sowie unter der Commune das Verhaftetwerden von seinesgleichen geradezu eine unausbleibliche Eventualität war. Dies Alles ist die Folge sozusagen politischen Müßigganges. Zu einer Zeit, in welcher der Staat mit wirklichen, das Leben der Nation berührenden Fragen beschäftigt ist, wird sich Niemand mit derartigen Nichtigkeiten (zugleich lächerlich und ekelerregend) abgeben. Warum die Kammer nicht früher einberufen wurde? — Tunis und Algier sind daran Schuld. Man hofft, bis zur Versammlung der Deputirten den entscheidenden Streich geführt und dadurch der rasenden Opposition ihr Hauptargument entzogen zu haben. Für die politische Welt außerhalb Frankreichs wären diese Details kaum erwähnenswerth, gäben sie nicht von der Directionslosigkeit Zeugniß, welche der gegenwärtigen Lage in Frankreich die Signatur aufdrückt. Wir würden auch des geheimen Kampfes nicht Erwähnung thun, welcher zwischen dem Elysée und dem Palais Bourbon, zwischen Grévy und Gambetta fortwuchert, wenn wir einer decidirten durch den Landeswillen kundgegebenen Politik gegenüberstünden. Angesichts des manifestirten Willens der Nation, was vermöchte da ein Einzelner und wäre er noch so hoch gestellt? Allein, wie die Sachen augenblicklich liegen, ist die Personenfrage noch immer eine wichtige, trotz der großen Phrasen vom souveränen Volke. Von Grévys Einfluß auf die Gestaltung der Dinge wird da oder dort gern gesprochen. Man erzählt sich, daß Jemand gesagt habe, er hätte von einem Dritten gehört, dem es mitgetheilt worden ist, daß Grévy bei diesem oder jenem Anlasse seinen Einfluß zu Gunsten oder Ungunsten einer Sache aufgewendet habe und daß ihm dies oder das zu verdanken wäre. Seine über allem Zweifel erhabene Ehrenhaftigkeit, seinen ausgezeichneten Willen, seine retrospective Geduld, ja sogar sein weiser Blick in die Zukunft außer Frage gelassen, scheint uns sein Einfluß ein sehr latent wirkender zu sein. Wenn all das, was den gegenwärtigen Regierenden mit so großer Bitterkeit vorgeworfen wird, wahr ist, wo blieb der vielgerühmte Einfluß, es zu verhindern? Ist ja doch Alles vor seinen Augen geschehen, in seiner Gegenwart und, da er dem Ministerrathe fast täglich vorsitzt, sozusagen unter seiner Mitwirkung. Allein nicht um uns in die inneren Verhältnisse Frankreichs einzumengen, bemerken wir die kleineren und größeren Streitigkeiten, welche in den letzten Tagen aufgeworfen worden. Wir verzeichnen sie, insofern sie symptomatischen Werth haben, für das, was Europa von der neuen politischen Aera erwarten darf. Allgemein glaubt man, daß unter dem sogenannten „großen Ministerium“ eine „starke Politik“ getrieben werden wird. Dies angenommen, wird es die „starke Politik“ Einzelner sein, die Frankreich nach ihrem Gutdünken leiten werden, oder eine durch das Volk vorgeschriebene, ohne geheime Gänge und Ueberraschungen herbeigeführte Politik? Letztere allein, freundlich oder feindlich, würde viel dazu beitragen, dem ungewissen Zustand der europäischen Politik ein Ende zu bereiten und entweder dem dauernden Frieden, ohne Rückhalt und Hintergedanken, zum leuchtenden Siege zu verhelfen oder die bestehenden Gegensätze auf geeignetem Wege zum Austrag zu bringen. So lange aber blos der Mund vor Frieden überfließt, während das Auge nach dem Degen schielt; so lange die Erhaltung von Freundschaften an nie vollständig eingestandene Bedingungen geknüpft wird, so lange wird die französische Republik ein Experimentirobject für die inneren und äußeren Diplomaten und der Tummelplatz kleiner Streber, wie das Gebiet ungesunder Strömungen bleiben. Die Franzosen, man mag sich dagegen wehren wie man will, bleiben trotz Allem, was sie gegen die einzelnen Staaten verschuldet, wir wollen nicht sagen die Hätschelkinder, aber noch immer Gegenstand der Zuneigung Europas. Und selbst ihre eifrigsten Widersacher finden in einem Winkel ihres Herzens etwas von einer Anerkennung ihrer großen Gaben, ihrer unsterblichen Verdienste für die Humanität und ihren unter Umständen charmirenden Eigenschaften. An den Franzosen liegt es, diesen bis jetzt noch bestehenden Vortheil zu Gutem auszunutzen. Das Mittel hierzu ist leicht zu begreifen: Anerkennung der historischen Thatsachen und Friede und Freundschaft mit allen Nationen!

Paris. Wilhelm Singer.

Die Schönste der Canaren.

Von Franz v. Löher.

Was die canarischen Inseln so wundervoll erscheinen läßt, das ist ihre edle Form und der zauberische Lichtglanz, der sie umwebt. Kühn gezackt ragen sie als Hochberge empor über dem endlos fluthenden Weltmeer, schimmernd in allen Farben der Felsen und der Wälder. Oben baden sich die Höhen im blauen Aether, unten gähnen dunkle Schluchten, aus welchen zur Regenzeit krystallenes Gewässer hervorrauscht.

Die schönste dieser Inseln ist Palma, man kann von Landschaften keine edlere Gestalt sehen. Von den sieben canarischen Inseln läßt sich Lanzarote und Fuerteventura mit zwei braunen Weibern vergleichen, die mühsam ihre Blöße verhüllen, — Ferro erscheint als ein kleines schnippisches Ding, — Gomera noch kleiner, noch unzugänglicher, — Gran Canaria ist eine üppige prächtige Dame, — Teneriffa eine stolze hochgewachsene Schöne, — Palma aber die edle Anmuth selbst. Zwar trägt Palma keinen Rundkegel von 13,000 Fuß Höhe, wie Teneriffa, allein sein Gebirge steigt doch bis zu 8000 Fuß hinan, und die ganze Insel stellt sich, von welcher Seite man auch heranschifft, als ein leicht übersichtliches Ganzes dar, dessen Glieder ebenso gewaltig als von anziehender Form.

Der größte Stolz der Bewohner ist ihre Caldera, ein ungeheurer Bergkessel der seltsamsten Art. Denken wir uns den schönsten deutschen See, den Königssee bei Berchtesgaden, abgeflossen bis zum Grunde, nur daß noch ein rauschender Fluß in enger Felsspalte aus dem früheren Seebette hervorkäme: so etwa kann man sich die Caldera vorstellen. Ihre Tiefe ist von Wald und Gebüsch und Felsengewirre erfüllt, zwischen welchem sich der

Anbau mehr und mehr Platz erabert. Ringsum erheben sich die steilen Felswände, in den blauen Lüften hoch aben überragt van nacktem Zackengebirge.

Die Beaölkerung wird kaum noch die Zahl van 30,000 Köpfen erreichen. In der Hauptstadt und in den größeren Ortschaften trägt sie spanisches Gepräge, jedoch merkt man einen Unterschied van den andern Inseln. Die Palmeser sind nämlich mehr, als die Leute dart, aus Vermischung van Spaniern mit Ansiedlern aus allen seefahrenden Völkern und mit den Ureinwahnern hervorgegangen. An der Letzteren körperliche Bildung und Geistesart erinnert im Inneen der Insel nach gar Manches. Diese Urbevölkerung, die wir Guanchen nennen — richtiger nach der spanischen Ansſprache Gwandsches —, waren ein hochgewachsenes kriegerisches und kräftiges Valk, von der weißröthlichen Farbe der Eurapäer, und in ihren Sitten, ihrer Denkungsart und politischen Verfassung ganz wie die Germanen.

Gegenwärtig geht die Bevölkerung auf Palma mehr zurück als varwärts, denn sie leidet, wenn auch etwas weniger als auf den andern Canaren, durch Hunger und Auswanderung. Die „glückseligen" Inseln sind nämlich einem eigenthümlichen Schicksal unterworfen: sie müssen van Zeit zu Zeit wechseln mit ihrem Andau. Getreide gedeihet nicht genug, weil es an den felsigen Gebirgshängen zu wenig Ackerfeld gibt. Man muß alsa Handelsgewächse dauen. Diese aber kännen seldst durch vorzügliche Güte nicht immerfart adsatzfähig bleiden. Die Inseln sind zu klein, um mit ihren Erzeugnissen massenhaft aufzutreten und nur irgendwie den Markt zu beherrschen. Sie hängen vielmehr gänzlich von den Conjuncturen des Weltmarktes ad, und ihr Erwerb und Güterwerth sind graßen unheilvallen Schwankungen unterwarfen. Dazu kommt, daß der Grunddesitz sich auf verhältnißmößig wenige Familien vertheilt. Diese wahnen, wie in Italien, in den Städten, haden ihre Güter verpachtet und leden van den Pachtzinsen oder der vorbedungenen Hälfte des Ertrags. Die Pächter, durch schwaeren Zins und Steuern niedergedrückt, können nicht in die Häher kammen und denken nicht daran, ihr Land mit saviel Liede, Einsicht und Fleiß zu debauen, wie es der rechte Eigenthümer sa gerne thut. Sie halten sich wieder an den Tagelöhnern schadlas, welche in ditterster Armuth leben. Kurz, es ist dasselbe unheilaalle System des Landdaues, wie es Unteritalien und Sicilien niederdrückt. Palma zeichnet sich var den andern Inseln darin vartheilhaft aus, daß es nach viele däuerliche Grunddesitzer zählt.

In ältester Zeit waren Orseille und Drachenblut die desten Ausfuhrartikel, jene ein färbend Maas, dieses die derühmte Arznei, die man aus dem Safte des Drochendaums gewann. Da ader Beides nicht lange ausgab, sa warfen sich die spanischen Eroberer auf den Andau des Zuckerrahrs. Canarischer Zucker war der beste auf der Welt. Sadald aber am Mississippi, Arkansas und Missouri die Zuckerrahrfelder sich ausdehnten, lieferten sie die süße Waare so massenhaft und wahlfeil, daß die Canarier auf Mitdewerd verzichten mußten. Sie legten sich nun auf den Weindau, und auch dieser ergad safart einen Saft van solcher feurigen Süße und Milde, daß man ihn nach dem Cyperwein varzag. Wer hätte nicht vom derühmten canarischen Sekt gehört! Doch siehe da, var etwa fünfzig Jahren begrünten sich die spanischen Gestade am Mittelmeer mit Weinreben auf und ab. Bald zeigte sich, daß der andalusische Wein sa gut wie der canarische. Seitdem verwandelten sich immer größere Strecken in Südspanien in Weinfelder und mehrten sich die deutschen Kaufleute in Malaga, Cadix und andern spanischen Häfen, welche den Ertrag nach England und Deutschland verführten. So fiel auf einmal für die canarischen Inseln die Haupteinnahme fart, welche der Wein gewährte, Alles gerieth in Bestürzung und wußte sich nicht zu helfen. Traubenkrankheit und Chalera kamen hinzu. Viele Tausende flahen aus dem Lande des bleichen Hungers, des Elends und Sterdens.

Die Palmeser, deren Insel ganz besonders sich zum Redenbau eignete, entschlassen sich, ihre reichen Weinernten zum Branntwein zu denutzen, und haben diesen Brauch bis heute fartgesetzt. Für die andern Inseln dat sich endlich Ersatz in der Cochenillezucht. Um die Cochenille, eine häßliche Blattlaus mit rathem Fardesaft, zu nähren, wurden auf den conarischen Inseln die besten Aecker weit und breit mit indianischem Cactus bepflanzt, und alsbald hatten sie wieder einen Ausfuhrartikel, der so werthvoll war, wie früher der Wein. Allein was geschah? Die Chemiker in Europa hatten bessere Farben entdeckt, die billiger zu beschaffen waren, als Cachenille. Namentlich durch Anilin wurde sie vom Markte verdrängt. Die Preise fingen var ein paar Jahren auf den Inseln zu sinken an, sie fielen und fielen, bis der Hauptartikel des Landes beinahe werthlos wurde. Die Bevölkerung gerieth in helle Verzweiflung, es wiederhalten sich die schrecklichen Austritte wie vor vierzig Jahren. Dazu kam, daß es drei volle Jahre so gut wie gar nicht regnete. Van den Aermeen fand Niemond Arbeit, Niemand Brad. Sie gruben Farrenwurzeln aus der Erde, dörrten sie und zermalmten sie zu Mehl, und als auch dieses bittere Nahrungsmittel nicht mehr hinreichte, backten und aßen sie Cactusdlätter. Natürlich ließen Krankheiten und Seuchen nicht auf sich warten. Die Jahre 1876 dis 1878 waren geradezu furchtbar. Die „glückseligen Inseln" schienen dem Verderben geweiht ein für allemal.

Nach und nach verfielen Nachdenkende darauf, ihre Cochenilleäcker mit Tabak zu depflanzen und siehe da, auch Tabak gerieth vartrefflich. Alle Welt beeilte sich nun mit Tabakbau, und die Regierung kam den Inseln zu Hülfe, indem sie für ihre Regie ein paar tausend Centner kaufte. Seitdem lebt man wieder auf, sucht aber nach immer nach neuen lahnenden Handelspflanzen für Anbau und Ausfuhr. Einige finden ihre Rechnung bei Zwiebeln und Zwiebelsaamen, die Andern bei Kartoffeln ader Papas, die auf den canarischen Inseln von einem Wohlgeschmack sind, den man anderswa nicht für möglich hielte. Andere wieder verlegen sich auf den Anbau der feinsten Rebensorten, und ihr Wein findet wieder mehr und mehr Absatz.

Nach weit, weit liegt hinter der Gegenwart die einstige Höhe van Glück und Wahlstand. Allein es herrscht doch kein Rückgang mehr, die Gefahr scheint wieder überwunden, und ein leises, wenn auch nach sa langsames Gesunden läßt sich seit vorigem Jahre wieder bemerken.

Aus den Sargen des Tages flüchten sich die Canarier gern in die ruhmvalle Varzeit ihrer trotz alledem heißgeliebten schönen Heimat. Diese Inseln hatten wirklich ein Heldenzeitalter, das deneidenswerth, und schwerlich gidt es auf der ganzen Erde, kaum die historischen Weltstädte ausgenommen, einen so kleinen Flecken Landes, der über seine Vorzeit so viel schöne Geschichtsbücher, saviel anziehende epische Dichtungen aufzuweisen hätte, als die canarischen Inseln. Jene Heldenzeit aber umfaßt das fünfzehnte Jahrhundert, in welchem die Spanier, nachdem der ritterliche Normanne Bethencourt die beiden dem Festlande am nächsten liegenden Inseln erobert hatte, schrittweise unter unsäglich mühevallen Kämpfen mit den tapfern und ritterlichen Eingebarenen sich in den Besitz der fünf andern Inseln setzten. Palma nimmt in dieser Geschichte einen Ehrenplatz ein.

Gar viele Spanier fanden ihr Grab auf Palma. In Kämpfen ein Jahrhundert lang blieb diese Insel ebensa unbezwungen wie Teneriffa. Sa aft spanische Truppen landeten, stets wurden sie blutig zurückgewarfen. Endlich im Jahre 1491, als der letzte Maurenkrieg die Spanier mit Gluth und Begeisterung der Kreuzzüge erfüllte, sammelte General Alansa de Luga, der sich einen großen Namen bei der Eroberung van Canaria gemacht hatte, ein Heer van tausend Mann, zur Hälfte Gwandschen mit berühmten Häuptlingen, zur Hälfte altversuchte spanische Soldaten und Edelleute, die hungrig waren nach reicher Beute an Gefangenen und Ländereien und in Erzählungen über die wunderbare Herrlichkeit des Landes und der wilden Anmuth seiner Töchter schwelgten.

Die Stelle, wa Luga auf Palma landete, zeigt klärlich, wie gut er Gestalt und Zugänglichkeit Palmas im Stillen erkundet und berechnet hatte. Es war gerade der Punkt, welcher ihm den Schlüssel in die Hände gab zu der ganzen Insel, die wie eine riesenhafte Bergfestung im Meere steht und in der Mitte

noch ihre besondere Naturfestung von herrlichster Art, die Caldera, besitzt. Nicht wo die jetzige Hauptstadt sich erhebt, gingen die Schiffe vor Anker, sondern auf der andern Seite der Insel bei Tazacorte, wo die große Schluchtgasse von Argual, die von der Caldera herzieht, ausmündet. Hier wurde am St. Michaelstage, den 29. September 1491, das Heer eilends ausgeschifft und begann gleich der Bau eines Forts, das einen geschützten Zugang von der See her bekam. Alles was man zum raschen Aufbau der Lagerfestung nöthig hatte, war fertig auf Transportschiffen mitgebracht, und die Maurer und Zimmerleute konnten sich an ihr Werk begeben, während ein Theil des Heeres an Gräben und Pfahlwänden und Verschanzungen arbeitete, und der andere Theil in Schlachtordnung stand, um Angriffe abzuwehren. Innerhalb des Lagers aber ließ der General sofort dem großen Erzengel des Tages eine kleine Kapelle errichten und gab dabei der Insel den Namen San Miguel de la Palma.

Die Insel war damals in zwölf Gaue zertheilt. Jeder Gau lebte unter seinem Stammfürsten völlig abgeschlossen. Diese Zerstückelung der Bevölkerung war entstanden und festgehalten durch die Landesnatur. Wer von einem Gau in den andern wollte, mußte entweder in tiefe Schluchten an einem Ende hinein und am andern wieder heraus und dann über felsiges Wald- und Bergland wandern, oder auf beschwerlichen Ziegensteigen über das Hochgebirge klettern, welches die Insel in der Mitte durchzieht.

Mit einer Klugheit ohne Gleichen wußte Lugo die Fürsten und Gauversammlungen zu behandeln. Er schmeichelte ihrer Ehre mit der hohen Meinung, die sie von sich selbst hatten, stellte ihnen die Größe der spanischen Macht und die Nachtheile ihres Widerstandes vor Augen, und sandte ihnen strahlende Waffen und schmuckes Gewand zum Geschenke. Nichts verlangte er, als daß sie die spanischen Könige anerkennen und in der christlichen Religion Unterricht annehmen sollten, dabei würden sie all ihre Freiheit und Güter behalten und von den vielen wissenswerthen Dingen auf Erden und im Himmel erfahren. Es gelang ihm, in die nächsten Gaue Eingang zu finden und sie sich zu befreunden. In den andern Landschaften eilten zwar Streitschaaren herbei: gewöhnlich aber glückte es, sie mitten in sofort angeknüpften Unterhandlungen zu überfallen und auseinander zu sprengen. Dann zogen sich die Krieger höher ins Gebirge, wo sie schwer zugängliche Plätze verschanzten, welche die Spanier sich wohl hüteten anzugreifen. Diese hielten sich beständig in der Nähe des Meeres, wo die Wege am gangbarsten waren, und kamen auf solche Weise rund um die Insel von einem Gau zum andern, bis sie nach ein paar Monaten wieder im Standlager anlangten. Das Heer bedurfte längere Zeit Ruhe und Erholung; denn von den fürchterlichen Wegen und Strapazen und den häufigen Gefechten war es hart mitgenommen und das Schwerste noch zu thun.

Tanausu, der Fürst des Esero, d. h. der Eisenstätte — so nannten die Eingeborenen die Caldera —, hatte geschworen, in diese Stätte, wo seines Volkes älteste Heiligthümer standen, solle kein Spanier eindringen. Ihm antwortete der Zuruf seiner Wehrmänner, die kriegslustig sich um ihn schaarten. Nur zwei Wege gab es, auf welchen man in den ungeheuren Felsenring eindringen konnte. Der eine zog am Strome hin bis in das Herz des Bergkessels, ein höchst beschwerlicher Weg, theils in der Tiefe der Schluchtenge, theils kletternd am Felsenhange. Der andere Weg setzte über den Strom und stieg an der andern Seite der Schlucht wieder empor, um eine Zeit lang sich auf ihrem Rande fortzuziehen und dann über den bequemeren Paß von Abamancansis in die Caldera hinabzuführen.

Lugo versuchte zuerst den letzteren Weg. Sein Heer arbeitete sich durch Gestein und Wald empor, und als die Steige jäher wurden, erblickte man oben die Streithaufen. Wohlgeordnet, mit größtem Muthe griffen die Spanier an, ihre Scharfschützen gaben Lage auf Lage, aber die Steinwürfe und die kleinen Lanzen des Feindes sausten hagelbicht hernieder, gleich folgten die anstürmenden springenden Krieger und warfen die Spanier überall zurück. Nach dieser ersten Waffenprobe zog sich Tanausu, der auch viele Leute verloren hatte, höher hinauf bis an den Einschnitt in den steinernen Ringwall, durch welchen der Paß in die Caldera hinabführte. Dort fand sich zwischen den Felsen bessere Deckung. Die Spanier, wieder geordnet, von den Offizieren wiederum eifrig angespornt, folgten und erneuerten den Angriff. Allein wie tapfer sie auch kämpften, und was Alles sie auch versuchten, die Palmeser standen wie eherne Mauern. Lugo sah ein, daß er nichts ausrichte, und zog sich zurück.

Andern Tags hielten die Spanier Kriegsrath. Es wurde beschlossen, jetzt in der Tiefe der Argualschlucht vorzudringen, und zwar gemischt mit den Eingeborenen aus den befreundeten Gauen, welche den Marschirenden helfen und auf ihren Schultern die Offiziere tragen sollten. Wohl kam man nun rascher vorwärts, dem Strom entgegen im Wasser watend, zwischen himmelhohen Felsmauern. Wo aber in der Höhe die Schlucht sich erweiterte, war sie geschlossen durch die eherne Mauer von Tanausus Kriegern. Kein Ansturm der Spanier wollte helfen, keine Ueberlegenheit ihrer Waffen, während die Felswände widerhallten vom schrecklichen Kriegsgeschrei des Feindes. Schrecken überfiel die Spanier, Alles stockte und suchte den Rückweg, und Jeder war heilfroh, als er aus der Schlucht wieder heraus war.

Die Sieger aber hatten gefürchtet, es könnten, während sie an beiden Pässen Wache hielten und die Spanier abwehrten, deren verwegene Verbündete aus den andern Gauen, die ja alle Schliche und Stege kannten, auf irgend einem Punkte in den weiten Umkreis des Ringwalls hinein steigen und mörderisch in die Hütten eindringen. Sie hatten daher ihre Weiber und Kinder und die zitternden Greise, die keine Waffen mehr führen konnten, hinauf auf die Felsenkämme geschleppt, die aus dem Gebirge emporstarren, rechts oberhalb des Weges, der jetzt von Paso nach der Hauptstadt führt. Hier waren sie sicher, blieben aber auf dem nackten Gesteine ohne Obdach und ohne Wasser und Speise. Hungernd und frierend waren die Armen Sturm und Kälte ausgesetzt, während die Männer in der Tiefe kämpften, und da unglücklicher Weise scharfes Frostwetter eintraf, so ging eine Menge elend zu Grunde. Jene Felshöhen behielten seitdem den Namen Ays-ouagan, was in der Sprache der Gwandschen Eisschrecken hieß.

Das Jammerschicksal der geliebten Angehörigen schnitt den Wehrmännern ins Herz. In dieser Lage traf sie der Vermittler, welchen Lugo sandte. Er war ein Verwandter des Fürsten, eifriger Christ geworden, und all die Zeit her in Lugos Gesellschaft und sein Führer gewesen. Dieser, Johann von Palma genannt, überbrachte die freundlichsten Worte und bat flehentlich, Tanausu möge doch nachgeben, der General begehre ja so wenig. Der Fürst hörte ihn willig an, verlangte aber: unbedingt müßten erst die Spanier von jedem Angriff abstehen und wieder hinunterziehen bis ans Meer, dort wolle er andern Tags bei der Tannenquelle mit seinem Gefolge sich einfinden zu gütlicher Unterredung. Gern und feierlich gelobte Lugo Waffenstillstand und freies Geleite, und gab Befehl zu allgemeinem Rückzug bis unten an die Küste.

In der Nacht aber berief er Johann von Palma und fragte ihn aus, ob denn wirklich sein Verwandter Tanausu ein Mann vom Worte sei. Entweder sprach nun Johann ihm zu Gefallen oder Lugo hörte das heraus, was er wollte: genug, er erklärte, man müsse sich vorsehen, Tanausu könne etwas Listiges vorhaben. Er ließ daher einen Theil seines Heeres heimlich eine verdeckte Stellung nehmen, da wo es zum Abamancansispaffe hinaufging, mit dem Befehle, sich den Gwandschen, wenn sie fliehend zurück wollten, vor der Schlucht feindlich entgegen zu werfen. Mit dem größten Theil seines Heeres rüstete er sich zur Schlacht und zog, sobald es tagte und man Wald und Feld überschauen konnte, Tanausu entgegen.

Dieser war mit seinen besten Leuten aus der Caldera durch die Schlucht heraus gekommen und stand bereits bei dem Tannenborn. Als sie sahen, wie die Spanier in geschlossenen Reihen heranrückten, sagte zum Fürsten sein Verwandter Ugranfio: „Siehst du wohl, die Christen kommen in Schlachtordnung, nimm dich in Acht, das sieht nicht friedlich aus." Tanausu aber ant-

wortete: „Was sollten wir fürchten? Hat doch Lugo sein Wort gegeben, daß er Frieden halte. Johann hat mir dieses Wort überbracht.“ Und so standen sie Alle ordnungslos und achteten nicht ihrer Waffen und ihrer Feinde.

Die Spanier marschirten in tiefem Schweigen heran, und als sie nahe genug, ertönte dos Zeichen zum Angriff. Plötzlich drangen sie in die Haufen der Krieger hinein, und als diese nach der Schlucht hin flüchten, ist der Hinterhalt eilig vorgerückt und fällt sie an mit Lanzen und Geschossen. Die Betrogenen, Eingekeilten, von allen Seiten Angegriffenen wehren sich wie die Löwen, ihre Schaaren aber sind gleich anfangs versprengt, vereinzelt, umzingelt. Sie erliegen dem schmählichsten Verrath. Von der Uebermacht werden sie erdrückt, erwürgt, erschlagen Alle mit einander. Nur Wenige ergaben sich in die Gefangenschaft. Auch der fürstliche Tanausu wurde verwundet aufgegriffen. Das war der spanische Siegestag über Palma, der 3. Mai 1492.

Literatur und Kunst.

William Hogarth und seine Umgebung.

Von Gottfried Kinkel.

I.

William Hogarth war keiner jener schöpferischen Geister, welche aus den Tiefen ihrer Seele Ideale hervorrufen; er hat die Welt gezeichnet und gemalt, wie er sie um sich sah. Bei einem Künstler dieser Art ist also die Umgebung die Hauptsache, und wer Hogarth verstehen will, muß die Welt und die Zeit kennen, in denen er athmete. Diese zu zeichnen, dürfen wir nicht unterlassen.

Hogarth ist 1698 geboren und 1764 mit 67 Johren gestorben. König Georg II., der als Kronprinz von Hannover bald noch Hogarth geboren war, trat 1727 als König von Großbritannien die Regierung an zu einer Zeit, da Hogarth eben seine ersten Erfolge, freilich nur noch als Bücherillustrator, erlangte. Georg starb 1760, vier Jahr vor Hogarth, seine Regierungszeit ist also die moralische Atmosphäre des großen Sittenzeichners gewesen.

Und hier tritt uns gleich die Thatsache entgegen, daß Hogarth vor allem Andern verstand, in seiner Welt und Zeit heimisch zu sein. Die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war eine merkwürdig nüchterne und begeisterungslose Periode über die ganze Welt, und vornehmlich auch in England. Eine große historisch-monumentale Kunst hätte diese Periode nicht hervorzubringen vermocht. Nur eine kleine Gattung der Kunst war möglich: die Darstellung des Wirklichen. Eine kleine Kunst, die aber darum keine unbedeutende Kunst zu sein brauchte, denn es war damals eine Epoche, wo der Geist der modernen Zeit überall durch die alten Perrückenformen hindurchbrach. Hogarth hat dies begriffen: daß er einsah, was zu seiner Zeit möglich war und gelingen konnte, das, glaube ich, ist wo nicht das Zeichen des Genies in ihm, aber sicher der Schlüssel seines Erfolges bei Mit- und Nachwelt.

Als Königin Anna, die letzte Stuart auf dem Thron, 1714 ihre vom Regieren sehr müden Augen schloß, schwebte das Schicksal Britanniens in der Wagschale, wie Frankreichs Geschick nach dem Sturze von Thiers geschwebt hat, als ein paar Stimmen in der Versailler Nationalversammlung Heinrich V. zum Thron berufen konnten. Anna hatte 17 Kinder gehabt; von diesen lebte keins. Sie selbst, obwohl protestantisch erzogen, hing mit der Schwäche und mit der Stärke eines Frauenherzens an ihrer verbannten Familie und an ihrem katholischen jüngern Stiefbruder, dem Prätendentrn Jakob III., der als Jakobs II. Sohn aus dessen ebenbürtiger zweiter Ehe mit Maria von Modena den vollen Anspruch der Legitimität auf den Thron der drei Königreiche hatte. Auch hätte es diesem an Unterstützung besonders in seinem Stammreich Schottland nicht gefehlt; brach doch 1715, bald nach Annas Tod, daselbst ein ernster Aufstand zu Gunsten des legitimen Erben aus, der selbst im Lande erschien. Diese Gefahr blieb; denn noch 1746 konnte der Sohn des Prätendenten, Charles Edward, der „bonnie Prince Charlie“ der schottischen Hochlandlieder, durch kühne Landung an der Küste seiner Heimat eine Anzahl Clans unter die Waffen bringen und Edinburgh nehmen. Er stand zum Schrecken Londons schon in Englands Herzen, bei Derby, und erst dann erlagen seine Milizen den regelmäßigen Regimentern. Obwohl also die Elemente einer zweiten Restauration der Stuarts bei Annas Tode gar nicht fehlten, so stemmten im Parlament die Whigs sich gegen die Rückberufung einer katholischen Dynastie, und das protestantische Haus Hannover wurde kraft seiner Abstammung von einer Tochter Jakobs I. zum Thron berufen. Die Nation nahm eine fremde Dynastie an, weil jeder Protestant ihr zweckmäßiger schien, als ein König, der unter dem Einfluß Frankreichs und der Jesuiten stand; aber begeistern konnte sich für eine fremde Dynastie kein Brite. Georg I. war schon 53 Jahr alt, als er Englands Boden betrat; er verstand nicht einmal die Sprache. Man denke sich einen König, der, wie Georg I. mit Walpole es gethan hat, mit seinem Premierminister auf Lateinisch sich verständigen muß! Dem Hofe fehlte auch eine Königin; die Kurfürstin Sophia Dorothea, von ihrem Gemahl geschieden, da beide Theile ihren Neigungen nachgingen, saß zu Ahlden in lebenslänglicher Gefangenschaft. Georg I. hat in England fest und tüchtig regiert, aber auch er liebte das britische Wesen nicht, die Bestechlichkeit des Parlamentes kannte er, und die steife Pracht, der formale Hofton seines Herrenhausen zog ihn mehr an als das lebensvolle London; so oft er konnte, besuchte er seine Erblande. Mehr Gunst beim Volke fand sein Sohn Georg II., dessen Zeitgenosse also Hogarth gewesen ist. Er war tapfer im Felde; in der Schlacht bei Dettingen stieg er vom Pferd und führte, den Degen schwingend, die Infanterie persönlich ins Feuer; diese Schlacht, welche der Maria Theresia vielleicht den deutschen Kaiserthron rettete, hat er gewonnen. Ihm stand wie ein guter Genius seine Frou zur Seite. Caroline von Anspach war als stramme Protestantin bekannt; in ihrer Jugend hatte sie die Bekehrungsversuche eines berühmten Jesuitenpaters Urban mit der Bibel in der Hand abgeschlagen, und selbst die Versuchung, durch einen Religionswechsel einen östreichischen Erzherzog zum Gemahl und mit ihm, dem spätern Kaiser Karl VI., die Kaiserkrone Deutschlands zu gewinnen, hat sie abgewiesen. Sie heirathete lieber einen Glaubensgenossen, den Kurprinzen des kleinen Hannover, und ihm ist sie, obwohl er sie mit Maitressen betrog, bis an ihren Tod inmitten der Sittenverderbniß des englischen Hofes unwandelbar treu geblieben. Sie liebte die Literatur, sie las gern; aber sie durfte es nur in ihrem Boudoir thun, denn ihr Gemahl ärgerte sich, wenn er sie mit einem Buch in der Hand antraf. „Redet mir doch nicht von Büchern,“ sagte einmal Lady Marlborongh; „die einzigen Bücher, die ich kenne, sind Männer und Karten.“ Dafür fand Caroline als Königin die unbegrenzte Verehrung ihrer Unterthanen aus allen Klassen. An ihrem Geburtstag, dem 1. März, sah jeder Mann von Stande eine Ehrensache darin, bei Hof seine Aufwartung, und zwar in einem neuen Galaanzug zn machen, und diesen Tag hat Hogarth selbst auf jenem Blatt im „Lebenslauf des Liederlichen“ gefeiert, wo der Held seiner gemalten Novelle eben auf dem Weg nach Hofe von seinen Gläubigern aus der Sänfte geholt wird. Auch Carolinens Gemahl, so sehr er an Geist, Bildung und Charakter unter ihr stand, achtete und liebte sie in seiner Weise. Auf dem Todbette beschwor sie ihn, sich wieder zu verheirathen; da sprach er unter Thränen die berüchtigten Worte: „Non, non, j'aurai des maltresses“. Ein seltsamer Trost freilich für eine brave Frau, die den Tod vor Augen hat!

Im Punkte der Maitressen hielt Georg II. sein Wort. Bald nach Carolinens Tode kam von Hannover die Baronin Walmoden herüber, um als Lady Yarmouth hinfort die erste Dame am Hofe zu spielen und Spenderin von Aemtern und

Einkünften zu werden. Zum Hofe drängte sich Alles, was steigen wollte. Es war die Zeit, als der Premierminister Robert Walpole sich rühmte, er wisse den Preis, für den jede Stimme im Ober- und Unterhaus zu kaufen sei. Auch die Geistlichkeit der gänzlich verweltlichten Kirche suchte den Hof auf, um Prälaturen zu erhaschen. Ein Geistlicher spielt eines Abends mit Lady Yarmouth Karten; sie sagt zu ihm: Ich glaube, Sie werden noch Bischof werden. Wie käme ich dazu? antwortet er. Ich wette fünftausend Guineen, Sie werden es doch. Jetzt geht ihm ein Licht auf und er schlägt ein. In kurzer Zeit ist er Bischof, und die Lady zieht ruhig die gewonnene Wette mit fünftausend Guineen ein! Darf man sich wundern, wenn diese fashionable Kirche ihren Einfluß auf die Armen und Demüthigen verlor? In solchen Zeiten blüht das Sectenwesen auf, welches im Gegensatz zu einer kalten Orthodoxie die Religion wieder in innigerer Erregung des Gemüthslebens sucht. Gegenüber jenen geistlichen Hofschranzen, die selbst in ihren Predigten und Leichenreden den Erdengöttern schmeichelten, steht wahrlich ein Whitfield ehrwürdig da, der den unwissenden Kohlengräbern bei Bristol das Evangelium zuträgt, und nicht ohne Rührung besucht man jenen grünen Baum an der Kirchhofsmauer zu Winchelsea, wo John Wesley im Freien den Matrosen gepredigt hat. Aber freilich, mit dem Sektenwesen, das seine Inspirationen aus sich selber schöpft, entstanden auch die wunderlichsten Verrücktheiten. Wer Hogarth kennt, wird sich der Schwärmer erinnern, welche glaubten, daß ein Mädchen lebendige Kaninchen zur Welt bringe, und neben seinem gelegentlichen Spott über die Pfarrer der Staatskirche hat er auch den Fanatismus der Methodistenversammlung carrikirt.

Das Merkwürdigste von Georg I. Regierung ist, daß durch ein gewisses lässiges Gehenlassen die Regierung den Staat und alle seine Interessen gewaltig gehoben hat. Die Whigs sahen ihren Vortheil darin, die Freiheit zu schützen. Robert Walpole, der kluge Premier, den Georg II. von seinem Vater übernahm, hat unter ihm noch fünfzehn Jahre die Regierung geführt. Er inaugurirte die Friedenspolitik Cobdens und Gladstones, England löste sich von den continentalen Verwickelungen und wandte sich auf den Fortschritt seiner inneren Größe, seiner Geldmacht, seines Handels. Die Geschäfte gewannen einen kolossalen Aufschwung. Unter einem König, der gegen Bildung ganz gleichgültig war, fand sich doch das Geld, um 1753 das Britische Museum zu gründen. Man erwarb die Sammlung des Hans Sloane für 20,000 £, man kaufte um 10,250 £ Montague House an, um dieselben aufzustellen, und der Anfang zu der heute unschätzbar werthvollen Sammlung war gemacht, wenn auch das Museum erst 1801 durch die den Franzosen abgenommenen ägyptischen Alterthümer und den Ankauf der Elgin Marbles seine Weltbedeutung gewann. Es war gewiß nicht der Antrieb des müßigen und frivolen Hofes, aber es war der kräftig erwachende nationale Sinn Englands und die Reaction gegen das alle Formen beherrschende Franzosenthum, wenn der große Garrick seit 1741 den vergessenen Shakespeare wieder auf die Bühne brachte und als Darsteller der Hauptrollen sein Publicum zu einer unerhörten Begeisterung fortriß. Die Whigregierung gewährte der Presse die größte Freiheit; in diese Zeit fällt neben der Verbreitung der Freidenkerei auch die Blüthe des englischen Sittenromans durch Goldsmith, Fielding und Smollett, und was ein Carrikaturenzeichner für Ausfälle auf Kirche, Justiz und herkömmliche Moral sich erlauben durfte, zeigt Hogarth auf jedem Blatt seiner Kupferstiche. Ja, der Sonnenschein dieses freien Geistes fiel sogar auf die deutschen Erblande, wo 1734 die Georgia Augusta in Göttingen gegründet wurde. Auch Göttingen genoß fast Preßfreiheit, und seine Juristen waren auf lange hinaus von den kleinen deutschen Despoten gefürchtet. Vielseitigkeit der Vorlesungen und ein erweiterter kosmopolitischer Blick zeichneten diese Universität aus; daher auch starker Besuch und zwar aus den verschiedensten Ländern, so daß der Geist nicht einschlafen konnte. Am Hofe mochte man, was jetzt selbst Fürsten nicht mehr erlaubt ist, dem Müßiggang sich ergeben, mit Kartenspiel, Liebschaft und Intriguen die Zeit tödten; aber der bürgerliche Geist wurde von diesem Gift kaum berührt, die Arbeit der Nation griff auf allen Gebieten mächtig aus, und England erlebte in einem Vierteljahrhundert des Friedens einen Aufschwung, den man wohl mit den Zeiten Elisabeths und Victorias in Vergleich stellen darf.

Auch die Stimmung der Nation war heiter und muthvoll. Den unteren Klassen fehlte noch die Schulbildung, aber zum Genuß des Lebens war die ganze Frische des merry old England noch in den Menschen wach. Das Idyllische des Landlebens, das uns heute in England noch entzückt, blühte in unverwüstlicher Naivität, und unter Fischern, Schiffern, Formern, Landgeistlichen hätte ein Volksmaler die Fülle poetischer Scenen und lieblicher Motive gefunden. Aber diese Gattung der Kunst, die im Volksleben das Schöne aufsucht, war jenem Jahrhunderte noch nicht verliehen. Auch Hogarth hat das Landleben nicht geschildert; nur gelegentlich bringt er auf einem Blatt der „Election" einen Meilenstein an, dessen Inschrift „XIX. mile London" uns anzeigt, daß wir in einem Marktflecken des flachen Landes uns befinden. Sonst ist seine Welt London selbst und allenfalls dessen nächste ländliche Umgebung. Die Stadt hat heute vier Millionen Einwohner; damals stieg sie erst langsam zur ersten Million an; aber schon war sie in Europa die größte Stadt, und es schieden sich bereits die drei ganz verschiedenen Theile von sich ab, aus denen sie besteht. Im Westen um die alte Westminster-Abtei die Paläste, in denen seit der angelsächsischen Zeit der Monarch residirte, neben ihnen die Hallen des Parlaments, und um beides herum die Sitze des hohen Adels und der höfischen Stände. Im Osten, die flachen Ufer der Themse hinab, die Hafenstadt, voll von Matrosen und von Gewerben für Schiffsausrüstung und lärmenden Schenken. In der Mitte aber die eigentliche, einst ummauerte City, das Centrum der großen Handelshäuser, die bürgerliche Geschäftswelt. Sie ist heute noch, wo doch alle wohlhabenden Stände gleiche Röcke vom Schneider bekommen, in ihren Manieren vom Westend verschieden. Der Cockney hat es noch immer nicht gelernt, das h an der rechten Stelle zu setzen und an der rechten auszulassen. Wer in London gelebt hat, merkt selbst in der Fremde beim Londoner noch den Unterschied. Zu Georgs II. Zeiten aber ging dieser Gegensatz viel weiter, und dadurch wurde er malerisch und für den Zeichnenden fruchtbar. Der Gentlemen des Westends erschien stets in Hoftracht mit Degen, galonnirter Weste, kurzschößigem gesticktem Rock. Da er wenigstens zu Besuchen oder zur Cour nur in der Kutsche fuhr oder eine Sänfte miethete, so genügten Schuhe mit feinen Sohlen, denen freilich auch die hohen Hacken nicht fehlen durften. Die gewaltige Allongeperrücke, deren Locken bis auf die Brust fielen, umwölkte auch das jugendlichste Haupt. Der Citizen aber ging unbewaffnet, er trug schwere Schuhe, mit denen er durch den tiefen schwarzen Schmutz der engen Citygassen unbesorgt traben konnte, wollene Strümpfe, Kniehosen von schwerem Stoff und einen Rock von meist braunem Tuch mit langen Schößen und ungeheuren Taschen rechts und links; denn damals wurden die Geschäfte noch nicht mit Papier gemacht, es mußte Verwahr für schwere Geldbeutel da sein. Auf dem Kopfe saß eine runde Stutzperrücke ohne lange Locken. Die City kannte die strengern Vorschriften der äußerlichen Sitte noch nicht, an welche auch sie seitdem von ihrer Frauenwelt gewöhnt worden ist. Auf dem Aldermansessen, welches der fleißige Lehrling bei Hogarth seinen Amtsgenossen gibt, sieht man einen der würdigen Stadtväter, der mit beiden Händen einen Knochen gefaßt hält und mit den Zähnen ihn abnagt. Es soll in Europa noch Völker geben, wo selbst ein Fräulein ein Hühnerknöchelchen mit den Fingerspitzen anfaßt — natürlich nur um ihre weißen Zähnchen zu zeigen. In London wäre das auch bei einem Alderman heut unmöglich. Charakteristisch ist, daß die Männer aller Stände damals in Tabak schwelgten, aber auch wieder jede Klasse auf ihre Art. Der vornehme Herr schnupfte Tabak und hatte dabei eine unwandelbar angelernte Art die Finger zu halten, womit er die Prise nahm; der Citymann rauchte aus holländischen Pfeifen, der Matrose vom East-End aber kaute Tabak.

Noch heute fällt uns der ungeheure Contrast auf, der

zwischen den Gebildeten in London und der nnerzogenen nnd verwilderten Masse der Armenviertel besteht. Es gibt keinen socialen Gegensatz in der Welt, der so groß ist wie der Abstand einer Peereß von der irländischen Orangenverkäuserin von London Bridge. Wenn es heute in Landon noch ambulante Straßenverkänser geben soll, welche den Namen der Königin Victoria so wenig kennen als sie je den Namen Jesus gehört haben, so war var hundertundfünfzig Jahren das Alles noch crasser. Vor Allem aber stieg aus dem Elend der großen Stadt und dem Schmutz der Bildungslasigkeit, die anch die Herzen roh machte, das Verbrechen empor. Stufenweis hat dessen Fartschritt Hagarth selbst in der „Stnfenleiter der Gransamkeit", in dem Lebenslanf des „fanken Lehrlings" gezeichnet. Spielhöhlen nnd Franenhänser waren gefährlich, weil Raubmord drohte, nnd auf die affnen Gassen wagte sich Nachts der Highwayman ans der Umgebnng der Hanptstadt. Soll doch einmal die angebetete Königine Caroline, als sie Nachts dnrch ein Pöbelquartier fnhr, von einer Bande Straßenräuber angefallen und trotz ihrer zahlreichen Begleitung ausgeplündert warden sein. Dem Verbrechen antwortete dann die Jnstiz mit ebenso nnmenschlicher Strenge: die Galgen wnrden nie leer, weil schon anf Diebstahl der Strick stand. Ein Dienstmädchen, das seine Herrin ermordet hatte, wnrde noch 1731 öffentlich am Pfahl verbrannt. Allmählich erst drang die Menschlichkeit mit dem Gedanken durch, daß der schlechteste Gebranch, den man von einem Menschen machen könne, der sei, daß man ihn hänge, nnd dieser Gedanke war es, der anf die Deportation führte nnd Englands Calonien in Amerika, wie nach in nnserer Lebenszeit die van Australien, dnrch Verbrecher bevölkert hat, denen das nene Land den Boden für ein neues Leben gab.

In diese wogende, brausende Welt tritt nun der Sohn eines armen Schnlmeisters herein, nnd das Leben macht sofort den Anspruch an ihn, daß er in diesem Strudel eine Existenz finden soll. Er hat vom Geschick nichts mitbekommen als starke Ellnbogen, nm durchzubringen, nnd vor Allem einen gesunden Menschenverstand. Die Familie stammte aus der Grafschaft Westmoreland, wo der Vater Landschnlmeister gewesen war. Er wanderte nach London, wo er eine Primarschule gründete nnd daneben Corrector in einem Buchdruckergeschäft wnrde. Der Sohn mußte ebenfalls einen Beruf wählen, der rasch Brod gab. Der Vater that ihn zu einem Goldschmied Ellis Gamble in die Lehre, der ein guter Mann und braver Lehrmeister gewesen zu sein scheint. Hogarth hat also, wie die großen Flarentiner des fünfzehnten Jahrhunderts, in der Goldschmiedbude seine künstlerische Erziehnng begonnen. Hier lernte er den Gebrauch des Grabstichels zum Graviren, aber die Anwendung war znnächst ganz handwerklich; er mnßte für den massenhaften Silberschatz des Adels und der Gentry anf jedes Gefäß und Geräth Wappen und Namenszng der betreffenden Famlie einzeichnen und einschneiden. Wer aber das versteht, hat anch die Technik in der Hand, Platten für Kupferstiche herznstellen, wenn er nnr zeichnen kann. Das Zeichnen lernte Hogarth auf einer Privatakademie in S. Martin's Lane, wo man Abends auch das nackte Modell stellte; außerdem übte er sich früh, Volksscenen nach dem Leben aufzufassen. So konnte er anf die nächste Stufe sich heben. Die blühende zeitgenössische Literatur, verbunden mit dem Luxus der schönen Bücheransstattung, der in England immer geherrscht hat, brachte illustrirte Ausgaben in Made. Der Holzschnitt, dessen man sich im fünfzehnten nnd sechzehnten Jahrhundert zur Illustration bedient hat nnd der heute wieder dafür im Vorgrund steht, war im achtzehnten Jahrhundert in Verochtung gefallen und wurde nnr für die gröbsten Vignetten nnd Kopfverzierungen wohlfeiler Ausgoben verwendet. Dagegen kam von Frankreich die Made herüber, seine Ansgaben mit Kupferstichen zu begleiten. Diesen Zweig ergriff Hogarth. Manches von diesen Anfangssachen ist nnbedentend; als ihm aber das komische Heldengedicht, der Ritter Hudibras von Samuel Butler, zur Illnstration angeboten wurde, da fand er für seine satirische Anlage das richtige Feld, und diese Ansgobe des Hudibras wird hente noch gesucht nnd geschätzt. Diese Zeichnungen machten ihm zuerst einen Namen, nnd Brad hatte er jetzt von Verlegern genug. Aber er strebte höher, er wollte Maler werden. Damit ging es langsamer, denn es gab dafür in England noch keine Akademie, und die Technik der Oelmalerei hat Hogarth ganz aus sich erlernen müssen. Er begann mit kleinen Conversatiansstücken, in welchen er die Porträts ganzer Familien vereinigte. Was davon im Privatbesitz noch vorhanden sein mag, soll ohne Kunstwerth sein. Zu Schöpfungen aus eigner freier Erfindnng heraus ist er überhaupt erst spät herangereift.

Drei Briefe der Corona Schröter.

Mitgetheilt von Ludwig Geiger.

Von Carona Schröter (1751—1802), der genialen Sängerin und liebenswürdigen Frau, besitzen wir nnglaublich wenig schriftliche Zengnisse. Sie, die in ihrer Blüthezeit die gefeierte Heldin großer geistig bedentender Kreise war, lebte in den letzten Jahren ihres Lebens verlassen und einsam. Auch über sie besitzen wir verhältnißmäßig wenige Mittheilungen von Zeitgenossen; ein neuerdings erschienenes Bnch, das ihr Leben zn behandeln vorgibt, ist eher eine breite, inhaltsarme, mit unbewiesenen Verdächtignngen angefüllte Darstellnng, als eine würdige Biographie.

Doch wer wollte es nnternehmen, durch eine Schilderung der Corona mit Goethe in Concurrenz zn treten, der so wunderbar von ihr gesungen hat:

„Ihr kennt sie wohl; sie ists, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nnn, sie ists und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn,
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und, hocherstaunt, seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint."

Die folgenden bisher ungedruckten Briefe machen keinen Anspruch daranf, merkwürdig neue Mittheilungen zn bringen, sondern wollen nur Beiträge zu dem Bekannten fügen nnd die Sängerin in ihrem harmlos anmuthigen Plaudertone kennen lehren. Der Mann, an den diese Briefe gerichtet sind, ist F. J. Bertuch in Weimar, ein vielseitig gebildeter, mannichfach thätiger Mann, der als Beamter des Herzogs mit den höchsten Kreisen beständig in Berührung kam, als Buchhändler viele Jahre hindurch großartige Unternehmungen ausführte, als Schriftsteller sich in kleinen Dichtungen versuchte nnd als Gelehrter der spanischen und partugiesischen Literatur dnrch kenntnißreiche Uebersetzungen Eingang in Deutschland zu verschaffen bemüht war. Seine Don-Quixote-Uebersetzung, die Leipzig 1775 ff. in sechs Bänden u. d. T.: „Leben nnd Thaten des weisen Junkers Don Quixate von La Mancha. Aus der Urschrift des Cervantes nebst der Fortsetznng des Avellaneda" erschien, wurde von den Literatnrkundigen als ein bemerkenswerthes erfreuliches Ereigniß begrüßt, und sein gleichfalls von Corona erwähntes Tranerspiel „Elfriede" (Weimar 1775) erwarb sich anch bei Anderen als bei der milburtheilenden Sängerin Beifall. — Minchen ist die treue Freundin nnd Gefährtin der Corona; von dem in den Briefen mehrfach genannten Leipziger Freunde Steinauer ist mir weiter nichts bekannt. Die Briefe selbst lauten folgendermaßen:

I.

Leipzig 7. Juni 1774.

Ob ich mich gleich niedersetze, nm an meinen lieben Bruder Fritz zu schreiben, so kann ich es doch gar nicht mit der Ruhe und Gelaßenheit thun, mit der man sonst an einen Bruder zu schreiben pflegt. Da fällt mir alle Augenblicke Herr Bertuch, der gelehrte Mann, der große Dichter ein. Stellen Sie sich vor, wie mir dabey zn muthe werden

muß! Nein, so lange ich Sie mir in dieser Gestalt denke, kann ich kein Wort aufbringen — — Nun — so will ich denn ganz allein an meinen lieben Bruder Fritz. an den nachsichtigen, gütigen Freund schreiben. Von diesen habe ich nichts zu befürchten; in diesen seinen Augen werde ich durch meinen schlechten Brief nichts verliehren; denn er wird blos gute, redliche Gesinnungen, und nicht schöne Wendungen, und Ausdrücke darinn suchen. Ist es nicht so bester Freund? Sind Sie mit diesen Zutrauen in Ihre Freundschaft zufrieden? Sie werden diesen Brief von den Händen unsers lieben Freundes Steinauers empfangen. Blos deßwegen muß er Ihnen ein wenig lieb seyn, wenn er es auch sonst gar nicht wäre. Der lose Mann wird mich wegen meiner Nachläßigkeit im Schreiben bey Ihnen schwartz zu machen suchen, wenn er es nicht schon gethan hat; aber glauben Sie ihm nur nicht! Er wird sich vielleicht darauf berufen, daß er mich einige mal hat erinnern müßen Ihnen zu antworten, und daß ich mich geweigert habe es zu thun; aber das war nur aus Scherz, weil ich ihm gern das Vergnügen machen wollte mich ausschelten zu können; denn das thut er gar zu gern. Wenn Sie nur wüßten was es für ein böser, böser Mann ist! Wie er mit seinen Freunden umgeht! wie er sie quält, o! und was er Ihnen alles nachsagt! das sollten Sie nur erst hören — doch Sie mögten ihm diesen Brief zeigen, und da könnte ich schöne ankommen! nein. ich sage kein Wort mehr. — Nun, zu Ihrem lieben Briefe.

Sie würden mir in der That Unrecht thun werthester Freund, wenn Sie mir im Ernst zutrauten, daß ich Sie so bald vergeßen könnte. Wer einmal meine Achtung und Freundschaft hat und sie so sehr wie Sie verdient, könnte ich den jemals vergeßen? Sehr oft unterhatten wir uns, Minchen, und ich, von Ihnen, und erinnern uns mit Vergnügen an die Zeit, da wir Ihren angenehmen Umgang genoßen. Hätte sie doch nur länger gedauert; oder sähen wir Sie nur wenigstens bald wieder, da ließen wir Sie gewiß nicht so geschwind wieder weg. Sie sind doch noch immer auf den guten Gedanken diesen Sommer noch einmal herzukommen? O thun Sie es doch ja! Wir bitten Sie alle darum! Ihre Elfriede hat uns unser lieber Hr. Steinauer vorgelesen. Ich wünschte nichts mehr, als sie von rechten guten Acteurs vorstellen zu sehen; es muß eine vortreffliche Wirkung thun. In der That, Elfriede ist das liebenswürdigste Geschöpf, das man sich denken kann. So eine Gattinn wünschte ich Ihnen, ganz so wie Elfriede. Sie fragen mich, ob ein Mädchen wie diese meine Freundin seyn könnte? O um wie vieles müßte ich besser seyn, so eine Freundin zu verdienen! —

Minchen erwiedert Ihr Grüß Dich Gott Schätzerl auf das beste, und empfiehlt sich in Ihr Andenken. Ich wünsche Ihnen glücklich, und gesund zu bleiben; bitte Sie ferner um Ihre Freundschaft und bin stets

Ihre aufrichtigste Freundin

Corona Schröter

Dem Hrn. Hofrath Wieland bitte mich recht vielmals zu empfehlen.

II.

Leipzig den 15. März 1775.

Liebster Himmel, wie vergeht doch die Zeit. Ich staune, da ich nach dem dato Ihres Briefes sehe, daß schon wieder über 4 Wochen verstrichen und ich ihn noch nicht beantwortet habe. Sie werden bald glauben, der Himmel bediene sich meiner als eines Werkzeugs, um Ihre Geduld und Langmuth zu prüfen. Bisher ist sie noch standhaft genug geblieben, das muß man Ihnen zum Ruhme nachsagen und das gab mir mein Genius ein, nach Ihrem Briefe, der gleich neben mir liegt, zu blicken und darauf zu lesen: „Kränchen ist böse auf Sie.“ Das hatte ich wahrhaftig ganz vergessen, daß ich auch Ursache habe auf Sie böse zu sein. Ja, ja, Brüderchen, der Mann, den Sie einen Schadenfroh nennen, hat ganz Recht. Ich bin in der That böse gewesen und bin es, glaube ich, auch noch, wenn ich bedenke daß Sie Ihres donqoixots wegen Ihr armes Schwesterchen so lange haben vergessen können und — nein, mein liebster Bruder Fritz, ich bitte Ihnen diese Vorwürfe gleich wieder ab. Sie sind mir so werth, daß ich auch im Schertz nicht fähig bin Ihnen etwas zu sagen, das Ihr gutes Herz kränken könnte. Ich bin nicht einen Augenblick böse auf Sie gewesen. Bange war mir wohl, da Sie so lange nicht schrieben, weil ich anfänglich nicht wußte, was die Ursache davon sein mögte. Da mir aber Freund Steinauer sagte, daß Sie zuviel Arbeit zu schreiben verhinderte, so beruhigte ich mich. Denn daß mich mein guter Bruder Fritz so bald vergessen haben sollte, konnte ich ihm gar nicht zutrauen.

Bald, bald ist die erwünschte Zeit da, da ich meine 3 schätzbaren Freunde hier sehen soll. Sie können gar nicht glauben, wie sehr ich mich darauf freue. Machen Sie nur auch, daß man Sie genüßen kann, denn nur so kurze Zeit hier zu bleiben als Sie das vorige Mal blieben, das lassen Sie sich ja nicht einfallen, damit würden alle Ihre Freunde hier schlecht zufrieden sein und bei mir verdienten Sie sich gewiß kein Schwestermäulchen. Richten Sie sich darnach. — Sie irren sich entsetzlich, liebster Bruder Fritz, wenn Sie denken, daß mir unser Freund Steinauer Ihre Silhouette gemacht hat. Glauben Sie nur dem garstigen Mann kein einziges Wort mehr. Er hat es Ihnen versprochen? Ja, das Gott erbarm! Mir hat er es auch versprochen, wenn ich damit zufrieden sein will! Noch dazu auf eine ganz besondere Art wollte er mir sie machen — ach gehen Sie doch mit diesem häßlichen Mann! Ich mag gar nichts mehr von ihm wissen. — Zaudern Sie nur nicht länger und schicken Sie mir bald die kleine Silhouette, damit ich doch auch das Vergnügen haben kann, ihn sich ein wenig ärgern zu sehn, wenn ichs ihm unter die Augen halte. Sie ist Ihnen doch noch ähnlich? Denn sonst ist sie mir zu nichts nütze. Leben Sie wohl liebstes Brüderchen; ist Ihr don quixot fertig? Sie merken doch, warum ich Sie frage? Ihnen und meinen verehrungswürdigen Freunden bitte ich mich erinnerlich zu machen und Sie, vergessen Sie ja nicht Ihr Schwesterchen C. E. W. S.

Verzeihen Sie mein schlechtes Geschmier; es ist in größter Eil geschehn.

III.

Weimar 22. May 1794.

Hier, mein gütiger Freund, übergebe ich dieses, mein kleines musikalisches Produkt, Ihrer freundschaftlichen Vorsorge, — Der Hassauer Martini der so gefällig gewesen, mirs ins Reine zu schreiben, hat freylich ein sehr großes Format von Papier dazu genommen, und er behauptet, daß es nicht kleiner seyn dürfe, wenn der Stich deutlich und leserlich seyn sollte, welches ich freylich auch wünschte. Sie werden allso die Freundschaft für mich haben, und eine gute Mittelsorte Papier von dieser Größe dazu auswählen. Es wird fürcht ich etwas hoch kommen, allein, ein gutes Äußerliche ist bey jeder Sache; so wie bei den Menschen, eine wesentliche Empfehlung, und ist besonders hier nothwendig. Doch werden Sie auch zu gleich auf den angesezten Preiß der Lieder einige Rücksicht nehmen müßen, bester Freund, bei dem Papier Einkauf — Aber ich schwatze Ihnen da vor, als wenn ich nicht wüßte, daß Sie das alles aufs beste und überlegteste einrichten und besorgen werden. Das ganze Werk beträgt $5\frac{1}{2}$ Bogen, allso 20 Platten. — Das Titel Blatt bitte ich Sie, so simpel als möglich zu bestellen, nach Ihrer Angabe wird es dem ohngeachtet geschmackvoll seyn, und angenehm ins Auge fallen. Auf einen Titel habe ich mich noch nicht besonnen. — Die Italienischen u. französischen Lieder geniren mich dabey ein wenig — ich dächte aber, ich könnte die aus dem Spiele laßen — der Titel wird sonst so weit läuftig, und klingt auch so pretenzios — es mag allso heißen: Gesänge mit Begleitung des forte-piano, von Corona Schröter zweite Sammlung. Die meisten Gesangfreunde sind doch für teutschen Gesang, wer sie allso nach dem Titel kaufen wollte, würde vielleicht abgeschreckt werden, wenn von mehreren Sprachen die Rede wäre; allso laßen wirs denk ich so dabey. Es fällt mir eben ein; daß alles was für Gesang in Kupfer gestochen wird, lateinisch Lettern hat, allso wird das auch wohl hiermit der Fall seyn, und Sie werden die Güte haben es dem Herrn zu sagen, daß er sich an den teutsch geschriebenen Text nicht kehren soll; es nimmt sich auf jene Art auch beßer aus. Da Sie schon mehr Geschäfte mit ihm abgethan haben, so wird er sich ja bei diesen auch billig finden laßen, bitten Sie ihm in meinen Namen auch darum. — Hierbei folgen auch eine Parthie Anzeigen, die Sie die Güte haben werden an meine, u. Ihre Bekannten bey Gelegenheit auszutheilen. Mich dünkt Sie äußerten auch, daß es gut wäre es in den Zeitungen bekannt zu machen? Auch dieses muß ich Sie ersuchen gütigst über sich zu nehmen, bester Freund, denn wir armen Frauenzimmer sind in dergleichen Dingen gar unbehülfliche einfältige Geschöpfe. — Nun dünkt mich hätt' ich über diesen Punkt nichts mehr auf dem Herzen. Leben Sie allso wohl mein gütigster Freund, und verzeihen mir, daß ich Ihnen so viel Müh verursache. Empfehlen Sie mich meinen Freunden, und kommen Sie recht gesund und glücklich wieder zu uns zurück. Ihre

ergebenste Freundin

Corona Schröter.

Acht Jahre später starb Corona. Zu dem Todesjahr bemertte Goethe in seinen Annalen, anspielend auf die aben mitgetheilten Verse: „Carona Schröter starb und da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, so schien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr var so viel Jahren ein Andenken stiftete, das ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten gewagt hätte."

„Skizzen und Culturbilder aus Italien."*)

Waldemar Kaden, der nun seit sieben Jahren in Neapel lebt, hat seinen interessanten Büchern über Italien ein neues gleich lesenswerthes angereiht. Aus jeder dieser Skizzen und Bilder spricht die warme Liebe des Autors zu dem schönen Lande, das seine zweite Heimat geworden, seine eingehende Beachtung des Volkes, dessen Sitten, Charakter und Geschichte. Anscheinend Geringes gewinnt, indem er es hervorhebt und einem Ganzen einfügt, Bedeutung, das Trockenste weiß er zu beleben, anziehend zu schildern. Woldemar Kaden gehört zu den berufensten derjenigen Schriftsteller, die es sich zur Aufgabe gesetzt haben, die Vermittlung zwischen den Völlern diesseits und jenseits der Alpen zu fördern, Deutsche und Italiener sich einander mehr und mehr bekannt und befreundet zu machen. Es gilt hier wie im Allgemeinen die Erfahrung, daß, wenn man es einmal über sich gewonnen hat, gegenseitig sich kennen zu lernen, daß man dann auch bald sich achtet und liebt. Mit der materiellen Verbindung durch die Schienenwege geht Hand in Hand die geistige Annäherung durch den literarischen Verkehr. Hier wie dort ist man in dieser Richtung thätig, und wie bei uns den neuesten Werten der Italiener Achtung zugewendet wird, so gelangen auch Werke deutscher Dichter zur Kenntniß unserer südlichen Nachbarn.

Die erste der Skizzen, „Das Sorrent Tassos", enthält ein Stück Geschichte dieser Stadt; das Leben Tassos fällt gerade in die inhaltreichste, bewegteste Epoche derselben. Wir sehen die Familie des Dichters tief betheiligt an den Schicksalen von Sorrent. Der Vater Tassas ist Sekretär des Fürsten von Salerno, und als dieser in dem Kriege zwischen Karl V. und dem Könige von Frankreich sich auf die Seite des letzteren stellt und deshalb all seiner Güter verlustig wird, da theilt Bernardo Tasso das Loos seines Herrn. Mit Recht glaubt Kaden, daß von dem traurigen Geschicke des Vaters ein Schatten über das ganze Leben des Sohnes fiel, die Armuth, die Trennung, die Verbannung. Ueberhaupt wird man, namentlich wenn man die Briefe Torquatos liest, die hier mitgetheilt werden, geneigt sein, nicht so sehr seiner allzu reizbaren Naturanlage die Schuld an seinen Unfällen, seinem Wahnsinn und frühen Tode beizumessen, als vielmehr den unglückseligen Verhältnissen, in denen er lebte, und die freilich die allgemeinen seiner Zeit waren, ihm aber, dem Hochbegabten, nur um so unerträglicher wurden. Es war der Despotismus der kleinen und kleinlichen großen Herrn, der Haß und Neid ihrer Höflinge und die unter dem Schein ritterlicher und adliger Manieren schlecht verborgene Rahheit jener bevorzugten Gesellschaft, in die Tasso hineingedrängt, eine seinem Talente und seinem Muthe unleidliche Stelle einzunehmen gezwungen war. — Die zwei wichtigsten Ereignisse, die Sorrent betrafen, geschahen, wie gesagt, zur Zeit, da Tasso lebte: der Aufstand der Neapolitaner gegen den spanischen Gouverneur, welcher die Inquisition einführen wollte, und der Türkenüberfall, der so vielen Sorrentinern Tod und Gefangenschaft brachte. Unter den oft wunderbar Geretteten befand sich auch Tassos Schwester Carnelia.

Ein nicht minder interessantes Culturbild zeigt uns das weite Gebiet des Aberglaubens; aus fast allen Pravinzen Italiens sind von den verschiedenen Spielarten desselben Beispiele aufgezählt. Von dem poetischen im Volkslied wiederklingenden bis zum widerlichen und scheußlichen Aberglauben, von dem noch aus dem Antiken stammenden bis zum raffinirten mit jesuitischem Klügeln durchwobenen. Man sieht, wie der Mensch in seiner kurzen Lebenszeit von Zufall und Leidenschaften bedrängt stets durch geheime Mächte jenen zu bändigen und diese zu befriedigen gesucht hat, wie der Aberglaube, neben und zum Theil in der Religion wurzelnd, ihre Ergänzung darstellt und, während sie jenseitiges Glück verheißt, durch Zaubermittel das diesseitige zu erringen und zu erhalten strebt. In die mit seinem Humor geschriebene Skizze ist ein artiges Märchen eingeflachten.

Einen hochtragischen Vorfall berichtet „Una pagina d'amore", ein Seitenstück zu der Geschichte der Francesca da Rimini. — Donna Maria d'Avalos wurde im Jahr 1590 von ihrem Gatten Don Carlo über ehebrecherischer That ertappt und ermordet, mit ihr der Herzog Carafa, ihr Geliebter. Der einfach nach Originalacten und Zeugenaussagen berichtete Hergang wirkt im höchsten Grad ergreifend, man sieht den beleidigten Gatten mit seinen fackeltragenden Dienern um Mitternacht die Treppen zum Gemach hinanstürmen, man hört seinen donnernden Racheausruf: Tad dem Verruchten und seiner Metzel Hörner dem Hause Gesualdo! und hierauf sein schreckliches: Ich glaube gar, sie lebt noch! Es ist in Ton und Colorit die Scene aus einer Shakespeare'schen Tragödie. Das größte Bedauern mit den beiden unglücklichen Opfern herrschte damals in Neapel, Niemand verdammte die Schuldigen, Alles bemitleidete sie. Dichter, worunter auch Tasso, widmeten ihnen elegische Strophen. Dies geschah nach den Sitten und Anschauungen jener Zeit, die der Leidenschaft und dem Zauber der Liebe gräßere Nachsicht entgegenbrachte als es heutzutage in solchem Falle geschähe. Sollte vielleicht auch der Umstand für Donna Maria als Entschuldigung gedient haben, daß sie in dritter Ehe lebte, als sie der Versuchung anheimfiel? Verdiente nicht die Frau eine mildere Beurtheilung, welcher ihr erster Gatte durch den Tod entrissen war, und die nun eine zweite und dritte Ehe einging? Konnte man nicht als starken Milderungsgrund geltend machen, daß sie, nach dem Glück ihrer ersten Ehe sich zurücksehnend, ihrer Einbildungskraft nachgab und ein verbotenes Glück auf verbotenem Wege heraufbeschwor? Rührend ist es, wie sie den Geliebten, der wohl wußte, daß er bereits verrathen war, und deshalb seine Besuche einstellte, bittet, sie nicht zu verlassen, wieder zu ihr zu kommen, und wie der ritterliche junge Mann, den Verdacht des Mangels an Muth von sich abwendend, ihr schreibt, daß er bereit sei, mit ihr in den Tod zu gehen. Merkwürdig sind die Bestimmungen der damals geltenden Gesetze, nach welchen und wie, unter welchen Modificationen, es dem Gatten erlaubt war, sich zu rächen.

Manche Leser würden wohl mit Begierde zuerst denjenigen Abschnitt aufschlagen, welcher „Räubergeschichten" überschrieben ist, wenn ein Inhaltsverzeichniß beigegeben wäre und dies stets anziehende Thema verriethe. Mit der Objectivität eines Naturfarschers erörtert der Verfasser das Räuberwesen nach seinem Ursprung. Er zeigt die Ursachen, die Bemühungen es auszurotten und erzählt einzelne Züge aus dem Leben der imposanten Briganten älterer und neuerer Zeit. Armuth und Unwissenheit waren von jeher die Grundfactoren des Brigantenthums, hervorgerufen und begünstigt durch den Despotismus und die Aussaugung des Landes. Letztere Ursachen sind hinweggeräumt; wären es auch die ersteren! In der That waren es die reichen, hartherzigen Gutsbesitzer, die Bedrücker der Arbeiter, die vom Brigantaggio bedroht waren, seltener die Fremden. Kaden erzählt, daß er selbst zuweilen auf seinen Reisen sogar Artigkeiten von Briganten erfahren habe. In neuerer Zeit kamen sie darauf, auch begüterte Reisende, besonders Engländer einzufangen, und nicht ohne großes Lösegeld wieder zu entlassen. Bekannt ist die Gefangennahme der Engländer Maorse und Murray und die Wegschleppung des Sohnes, Hauslehrers und Buchhalters des Herrn Wenner, was diesem ein Lösegeld von 180,000 Francs kostete. Ein anderer Fall wurde mir erzählt, wo ebenfalls ein Sohn reicher Eltern von den Räubern ins Gebirg geschleppt und erst nach Monaten wieder zu den Seinigen entlassen wurde. Dieser junge Mann war früher stets kränklich und kehrte ge-

*) Von Woldemar Kaden, Jena, Hermann Costenoble.

kräftigt und in blühender Gesundheit zurück. Die rauhe Lebensweise, die gesunde Luft der Berge hatten ihn völlig hergestellt, aber theuer war ihm die Kur zu stehen gekommen. Eine vorzügliche Räubergeschichte ist die des Angelo de Duca, aus Briefen über Calabrien und Sicilien eines Schriftstellers des vorigen Jahrhunderts entnommen. Was die drakonische Strenge der französischen Militärmacht unter Murat nicht vermochte, was noch weniger unter der bourbonischen Regierung gelang, die den Brigantaggio, wenn es in ihren Zwecken lag, sogar begünstigte und benützte, die Ausrottung des Räuberwesens brachte erst die gegenwärtige nationale Regierung fertig. Die letzte Niederwerfung des Brigantenthums, die Tödtung Manzis in allerneuester Zeit, wird von dem Verfasser, der theilweise Augenzeuge des blutigen Ereignisses war, aufs Lebendigste geschildert.

Ein sehr trübes Culturbild heißt „Der Esel des heiligen Joseph“ und gibt einen traurigen Beleg zum Kapitel der Thierquälerei in Italien. Realistisch wahrer als die hier dem Italiener Verga nacherzählte Historie könnte wohl nichts diese Schattenseite der Südländer beleuchten. Sie kennen keine Schonung für das Thier, kein Mitleid mit ihm, sie halten es für geschaffen, nur daß sie Nutzen und Gewinn und mit der raffinirtesten Grausamkeit daraus expressen, ja eine wahrhaft teuflische Lust am Quälen ist ihnen Gewohnheit. Aber man bedenke nur auch, wie dieses Volk nicht minder hart gegen sich selbst ist — die genannte Erzählung gibt einen Beweis, wie der Mann mit seiner Frau umgeht —, man erwäge, welche Leiden es seit zwei Jahrtausenden durch innere und äußere Kriege, durch Einbrüche fremder Heere, durch Bedrückung aller Art auszustehen hatte. Dazu kommt noch, daß der religiöse Cultus nur in den seltensten Fällen ihnen die Rohheit und Unmenschlichkeit gegen Thiere als Unrecht oder Sünde vorhält. Ich erinnere mich, daß einst auf einem Dampfschiff im Lagomaggiore von einem Haufen Leute ein mittelgroßer Hund fort und fort gegen ein am Boden liegendes geknebeltes Lamm gehetzt wurde, wahrhaft teuflisches Lachen accompagnirte das jammervolle Blöken des geängstigten Thieres; endlich ward es mir zu arg, ich sprang auf und rief, sie sollten doch Mitleid haben mit dem armen Geschöpfe. Sie sahen mich groß an. Ein Kapuziner jedoch, der ebenfalls auf dem Verdeck stand, trat herzu und sprach in meinem Sinne. Wahrscheinlich war es eine Reminiscenz an christliche Symbolik, was ihn dazu vermochte, aber das Thier hatte nun wenigstens Ruhe.

Der Aufsatz über italienisches Zeitungswesen ist den Lesern der „Gegenwart“ von früherher bekannt. Es ist der einzige unter sämmtlichen Artikeln, welcher bereits in einer Zeitschrift veröffentlicht wurde, und enthält wichtige Documente für Schätzung des geistigen Lebens der Nation, ihrer politischen Reife, ihrer Gesittung und ihres Wohlstandes.

Im höchsten Grade ansprechend für den Deutschen ist die folgende Abhandlung, das Urtheil eines Italieners, des Professors der Literatur an der Universität Padua, Canello, über den zweiten Theil des Faust, somit über ein Werk, das in mancher Beziehung einem Sohn des Volkes, aus welchem Dante hervorging, weniger fremdartig als unsereinem vorkommen mag. In der That ist Inhalt und Entwickelung der großen Dichtung Goethes mit Einsicht und Klarheit dargelegt. Nach Ansicht Canellos ist in diesem zweiten Theil Alles Allegorie und das Ganze weniger dramatisch als philosophisch. Es sind auch bei uns die Acten über den dramatischen Werth dieses zweiten Theiles noch nicht geschlossen, und bei den vor kurzem stattgehabten Aufführungen scheint es sich doch gezeigt zu haben, daß Scenen von der erhabensten, mächtigsten Wirkung darinnen sind, allerdings nur für ein erlesenes Publicum, und darauf kommt es doch an. Der geistig Höherstehende fühlt sich von tragischer Wirkung bewegt, wo der Ungebildete nichts empfindet; der zum Nachdenken Geneigte wird ebenfalls rascher und tiefer ergriffen sein, als der an thatkräftiges Handeln Gewöhnte. Wer weiß, es kommt doch noch eine Zeit, wo dieses Testament des greisen Dichters, jahrelang nach seiner Eröffnung, zum Eigenthum des deutschen Volkes wird und vollständig in seinen geistigen Besitz übergeht.

Herm. Lingg.

Verderbtes Leben.

Novellette von L. Anzengruber.

Mittag war's und die Maiensonne schien ins Land, die Schatten schwanden aus dem Thale, auch dort wo zwei Bergabhänge schmal aneinanderrücken und wo sonst der Schatten früh kam und am spätesten ging, dort rieselte in der Mitte ein klarer Bach dahin, jeder Kiesel war zu sehen am Grunde, das Gras senkte seine Halme in die Feuchte und das Kraut stand üppig, große Steine, auf Schrittweite gelegt, dienten als Brücke. Gegen den einen Bergabhang auf einem Ufer stand ein kleines Häuschen, hatte nach dem Hofe zu einen Zaun aus einer Dornhecke, welche an ein paar Flecken Gartenerde hinlief, eine große Sonnenblumenstaude nickte darüber und gegen den Wald zu war das Haus offen, die Inwohner der Hütte fürchteten wohl nicht, daß Jemand käme und ihnen etwas entrage, vermuthlich hatten sie nichts, was des Nehmens werth.

Drüben am andern Ufer des Baches stand ein stattlicheres Häuschen mit einem Vorgarten, vier Stufen führten zur Hausthür und rückwärts war ein Garten mit Bretterzaun umgeben, über den neugierig und stolz die ersten Bäume des Waldes hereinblickten auf die fremden Ansiedler.

Ein Knabe in fraglicher Kleidung, mit nackten Füßen, mühte sich von einem Steine auf den andern über den Bach zu setzen und sein Schwesterchen, ein kleines Mädel, dem das Röckchen, das einzige Kleidungsstück, das es am Leibe hatte, im Winde flatterte, hielt die kleine Hand als Schirm über die Augen und sah lachend dem Bruder zu, — jetzt glitt der Knabe ab und mit einem Aufschrei des Schreckens stand er bis über die Knie im klaren Wasser, das Mädchen klatschte in die Hände und lachte laut auf, der im Wasser stimmte übermüthig darin ein und kletterte wie ein Frosch auf den Stein hinauf; da trat ein rothbackiges Weib mit blitzenden Augen und reichem Haare in die Thür des kleinen Häuschens.

„Werdet Ihr Ruhe geben! Wißt Ihr nit, daß da drüben der Niederreitner Leopold krank liegt?“

Der Knabe war rasch über die Steine zurückgehüpft und faßte das Mädchen bei der Hand, verschüchtert gingen die beiden Kinder nach dem Hause, wo die Mutter schon wieder am Herde hantierte. „Müßt's brav sein,“ sagte sie, „daß die Nachbarsleut' nit klagen, ein Krankes leidet unter'm Lärm, — geht nach dem Wald zu, wenn ihr spielen wollt.“

Die Kinder aber gingen durch die rückwärtige Thür nach dem Hofe und setzten sich neben dem Zaune hin und dachten nach und besprachen sich, was wohl ein Krankes sein möge — und spielten Kranker und Doctor.

Drüben aber war's Ernst. Nach dem Garten zu lag der Kranke, ein bleicher, junger Mensch, im Bette und hüstelte aus tiefer Brust. Das Erdgeschoß lag etwas hoch, eine Linde fächelte mit den Aesten zum Fenster herein, die Sonnenstrahlen schossen spielend durch das junge Grün und dahinter lag aufragend der Berg, ein Stück weiter sah man noch aus der Enge in das weite Thal, darüber lag der Himmel in freundlicher Bläue, und in einem weißen Florkleide, das sich aus den senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen gewoben hatte, verloren sich Baum und Strauch und Hütten, die tiefer im Thale lagen.

Friede rings! Nur der Kranke hört schärfer, er hört das Knirschen der Freßzangen des Gewürmes, er hört die Blätter abgenagt fallen und er hat das Gefühl, als ob sie leise auf seine Bettdecke sänken, er hört die Made im Holze, und von dem schönen Stamme verbleibt nichts als Gerispel, Staub und faule Spähne, er hört das Uhrwerk des Vergehens in der Natur, der Tod will als treuer Gevattersmann den Scheidenden langsam entwöhnen der Freude und der Hoffnung und zeigt ihm die Natur krank, verlöschend, wie er selbst. Ein großes Sterben, heute mir und morgen dir. Um so unendlicher sehnt sich der Kranke nach dem Auge des Gesunden, dem die ganze Natur gesund erscheint, nach dem Ohre des Gesunden, dem ein fröhliches Rauschen durch die ganze Natur geht, wie in einem Werkhause,

wo fort und fort die Maschinen rastlos schaffen, und da bimmelts in der Mühle — kling, kling, — „der Stein hat leer gemahlen, halt das Brod und schüttet neues Korn auf", und da rennt die Säge schnurrend um sich, „wo ist der Stamm? Hab' ausgesägt" — und der Hammer hebt sich stolz und sagt zur Eisenesse: „gib, gib, daß ich weiter hämmern mag!"

Der Kranke hört das geene wie vormol, aber zernagte Blätter sinken ihm immer auf die Bettdecke; hätte er nach Außen hingelauscht, er hätte es leise unter seinem Fenster heranschleichen hören, er hätte ein stilles, unterdrücktes, zitterndes Weinen gehört. Aber die Sorge um ihn schlich so leise und weinte so stille, daß er es nicht merken sallte; unter seinem Fenster stand gebückt, so daß kein Laut, kein Seufzer zu ihm dringe, das Weib, daß ihm das Leben gegeben, ein einfach Weib, das Gattin und Mutter ward, weil es so hergebracht, das ledig geblieben wäre, wenn es sich getraffen hätte, das Alles hinnahm, als müßte es so sein, wie es kam, ein Geschöpf, dem Liebe und Pflicht Alles war, das den Genuß wie Dank hinnahm und alles Leid als Prüfung.

Er hatte des Genusses willen gelebt, er hatte Lust gesucht und gefunden.

„Werde doch so jung nicht sterben sallen?" hüstelte er.

Nebenan im Zimmer hörte er zwei Stimmen leise sich besprechen, die eine zitternde war die seines Vaters, die andere, die vorsichtig jedes Wart betante, das war der Doctor, — was sie wohl mit einander hatten? Sprechen werden sie über ihn.

Er hob sich mühselig aus dem Bette und schlich leise nach der Thür und legte sein Ohr an die Bretter.

Draußen sagte die zitternde Stimme: „Herr Doctor, Gewißheit, wenn mon sie haben kann, ist gewiß immer besser als die Unruh', die uns aufzehrt, mein armes Weib geht im Wachen und Warten zu Grunde, es frißt ihr das Herz ab. Glaubt Ihr's nicht, Herr Daktor, doß unser Leopold wieder gesund werden könnt?"

„Ich glaub's nicht, Niederreitner; nehmt Euch zusammen, seid ein Mann."

„Und wie lange ..." fragte die zitternde Stimme; er sprach's nicht aus, was er dachte.

„Erschreckt mir nicht, Niederreitner, setzt Euch nieder, besser Gewißheit, habt Ihr selbst gesagt; — macht die Sach' in Ordnung, laßt den Geistlichen kammen, man kann nicht wissen, was geschieht; ich fürchte, er erlebt den nächsten Monat nimmer ..."

Ein schwerer Fall in der Krankenstube unterbrach den Redner. Erbleichend sahen die beiden Männer einen Augenblick sich an. Da flog schon schreiend die Mutter herbei. Sie öffneten die Thüre, wie leblos lag der Kranke dahinter.

Sie haben ihn auf und trugen ihn in's Bett.

„Er hat sein Todesurtheil gehört," sagte der Arzt für sich, „das ist ein schlimmer Fall, die Leute werden meinen, er hätte vielleicht leben können, wenn ich nichts vorher gesagt hätte, gewiß ist, die Erschütterung kann ihn nach früher tödten. Aergerlich — ärgerlich" — kopfschüttelnd entfernte er sich.

Abend war es geworden, Licht brannte in der Kranlenstube, Leopold hatte sich wieder erholt und saß ousgerichtet in den Palstern, seine Mutter saß neben ihm, das Gebetbuch im Schoße, der Vater saß bei dem Fenster und starrte hinaus, draußen zogen Wolken rasch über die Sterne, ein Rauschen ging durch den Wald, die Tannen nickten, im Garten spielte der Wind mit den Zweigen.

Der Kranle hüstelte.

Es schnürte ihm die Brust zusammen, er gedachte, wie sein Vater und der Doctor so gleichgültig davon sprachen, ja, wie sie es nur ausdenken, wie ste es nur sprechen konnten, daß er sterben müsse — sa jung — und sterben müsse!

Gleichgültig, ab er lebe oder sterbe.

Er hat es ja auch gethan, — auch er hotte es gethan, geredet von Lebenden und Sterbenden, gleichgültig, wie sie leben und sterben mochten, wenn nur er lebe; und Viele hatten ihn lieb und Viele gingen ihn nahe an, die Stimme der Natur sollte für sie sprechen, sie schwieg, sie sprach nur für ihn, für seine Ruhe und Bequemlichkeit.

Es fröstelte ihn.

„Es hätte Alles gut werden können," sagte er leise, „hättet Ihr mich die Hanne heirathen lassen, die ich von Kind auf gern sah. (Es war das das Weib mit den blitzenden Augen und dem reichen Haare, die Mutter der beiden Kinder drüben in dem kleinen Häuschen.) Ich wär' da verblieben, so bin ich Euer Einziger zum Militär gegangen, da war freilich ein lustig Leben, nun ich hab's davan. Ich hätt' hier hausen mögen in Gesundheit und Frieden wie Ihr, und alt werden, wie Ihr; so ist's jetzt am End'!"

„Wer hätt' auch gedacht, es nimmt so eins," weinte das Weib.

Der Monn am Fenster senkte den Kopf. „Wir haben Dich halt als zu gut gehalten für so eine arme Dirn."

„Jetzt bin ich für Jede zu schlecht — ja, das Militär, hätt's nicht gedacht, wie es dort ist, war zu Haus gewohnt das Schaffen, dort gab es viel freie Zeit und ein Mal dort und wieder da sein, müssige Zeit und Unstätsein macht lüstern Blut. Haha, und das Frauenzimmer in den Städten hat das auch, hat über sein bischen Arbeit immer den Kapf frei und stimulirt und liest Liebesgeschichten. Gute Zeit das, für den, der's versteht. Vater, Ihr seid ja auch beim Militär gewesen, haha" — — das Lachen erstickte ihm im Hustenanfalle. „Hättet's wissen können, daß das nicht taugt für mich".

„Mach' Deinen alten Leuten keine Vorwürf'!"

„Mach' ich Euch die? Ich sag', es hätt' anders kommen können."

Damit versank der Kranke in tiefes Nachdenken.

Er ist müde, todtmüde, er hält die Augen geschlossen, weiß Gatt, was das ist, es ist ihm, als säh' er nach innen hinein und säh' bekannte Bilder aufsteigen. Erst steht er sich in seinen Kissen liegen — ein halbes Jahr dauert das schan — ein Tag war hell, der andere grau — jetzt ist der Lindenast grün, damals war er beeist, damals, als er den Tannenwald hinter dem Elteenhause herabkam, als Urlauber, da rieselte es flockig von den hohen Aesten auf seine Mütze herab, weit lag der Schnee, auch auf dem Dache, nur um den Schornstein herum vertrieb ihn der Rauch, der lustig daraus hervorwirbelte — er jauchzte nicht auf, als er das Thal sah, dazu war ihm die Brust zu weh und die Seele zu unruhig.

Aus der nächsten Kreisstadt war er früh Morgens gezogen, die Straße wanderte er entlang, es war schön, die Sonne ging eben auf und färbte die weiten Schneefelder rosenroth, er war heiter; da kam langsam ein Gefährt vorbei, Gendarmen saßen darauf und ein paar Männer und ein paar Frauenzimmer, die fuhren der Strafanstalt zu, und Eine weinte sehr — jetzt ließ sie die Hände sinken, da lannte er sie, sie mußte fünf Jahre aus der Freiheit wegen Kindesmord. Ei ja, sie hat Wort gehalten.

Dort außer der Stadt am Flusse liegt eine kleine Au, dort ging er zum letzten Male mit ihr, schön grün war's und der Himmel blau — sie hatte nichts mehr zu verbergen. Da sagte sie ihm: „Leopold, allein belenn' ich mich nicht dazu." Da biß er sich in die Lippen und sprach nichts mehr. Sie aber sagte bei ihrem Hausthore: „Ich weiß, was ich thue!"

Vor dem Thore stand ein Brunnen, der plätscherte lustig, an dem ging's vorbei mit klingender Musik an dem Tage, wo ste sich kennen lernten. Man sieht sich doch unter den Mädchen um, er sah nach allen Fenstern, da stieß ihn sein Nebenmann an und nickte gegen den Brunnen zu, da stand sie, groß, schlank, mit rabenschwarzem Haare und blitzenden Augen, auf ihren Krug aufgestützt und sah den vorbeimarschirenden Soldaten nach und da blickte er hinüber und sie lachte. Das taugte ihm.

Sie wechselten gerade Garnison. Im anderen Städtchen war er noch Tags zuvor bei einem Taufschmaus gewesen, dort stand er am Fenster und sah bald zwischen den Vorhängen hinous auf den mondhellen Marktplatz — der verschwiegene Gesell' am Himmel hat ihn oft spät Nachts aus diesem Hause schleichen sehen — bald sah er seitwärts nach dem anderen Zimmer, wo

die Wöchnerin im Bette aufrecht saß, sie hatte feuchte Augen — ein Spaß ist's, daß sie, selbst nicht treu, doch Treue verlangen. Rückwärts an der Tafel freute sich ein kleines, schwaches Männchen über ein bleiches, skrophulöses Kind — haha — o die Weiber! . . .

Der Husten erschütterte ihn tief — wie das in die Brust stach!

In diesem Städtchen lag er zum ersten Male in der Provinz in Garnison. Den Tag darauf, nachdem sie eingerückt, ging er über den Marktplatz, dort bei der Dreifaltigkeitssäule, auf deren breiten Stufen an Markttagen alte Landweiber mit Vogelfutter und anderem kleinlichen Kram saßen, dort stand sie, die dralle, schmucke Frau mit den reichen, blonden Haarwellen und den feuchten blauen Augen; sie hatte eingekauft und ihr alter Mann mußte den Korb tragen, denn sie wollte noch in die Kirche gehen. Der Alte mit dem Korbe drängte sich durch und verschwand unter den Leuten und er trat näher und grüßte höflich und sagte: „Der alte Herr ist wohl Ihr Vater, schönes Kind?" Und sie lachte und schämte sich und sagte: „Es ist mein Mann!" Ja, wie gerne lassen sie sich bereden, daß ihnen Unrecht geschehen sei, wenn sie Lust haben, selbst eines zu begehen! Und was die blauen Augen zu reden wußten, als er plaudernd neben ihr bis zur Kirche ging. Sage doch Keiner, die Blondinen wären kälter.

Ja, es gibt auch scheue Vögelchen. Als sein Regiment noch in der Hauptstadt lag, da kam es gerade zur rechten Zeit, daß die Trompeten zum Abmarsche bliesen, und daß es vom Himmel goß wie aus Kannen an dem Tage, wo sie fortzogen! Der Oberst nahm plötzlich eine andere Gasse, die dem Bahnhofe näher lag; in dem schmalen Gäßchen, durch das sie sonst hätten marschiren müssen, da standen Etliche unter einem Hausthore, denen er nicht gerne begegnet wäre, ein alter, zorniger Mann, neben ihm ein weinendes Weib und seitab trotzig ein Mädel mit großen, trockenen Augen — husch vorbei — Ihr wartet mir lange gut — müßt Ihr denn Alles für Ernst nehmen, was man Eurem Aeffchen vorplaudert? Hätt' er sich überhaupt um sie angesetzt, wenn es nicht eine Wette gegolten hätte?

Im Regen ist auch das gekommen. Ach, was war das für ein heiterer, warmer, schöner Sommertag, als es mit mehreren Kameraden und deren Mädeln über Land ging, das trotzige Ding ging ihren Freundinnen zu Lieb mit, hielt sich aber von den Soldaten ferne. Da kam ein leichter Regenschauer und das trieb sie in das Gartenhäuschen einer Bauernschenke, sie schäkerten und lachten durcheinander, und im tiefsten Winkel stand das stolze Mädel und sah hinaus in die Gegend und ein Führer trat herzu und meinte: „Die wäre was Apartes und keinem Soldaten hold." Es galt die Wette.

Ja, bis man's zum Wetten und Wagen bei den Weibsleuten bringt, hat man sich umgethan.

Die Liese, mit der er schon ein halb Jahr ging, stand daneben und lachte zu der Wette, sie war es zufrieden, sie hielt nichts auf ihren Ruf, was sollten Andere einen besseren haben?!

Ein sonderbar Volk! Er konnte sich sagen, daß er es kannte, das machte ihn so wettlustig, als sie da oben im Gartenhäuschen standen. Eine Wolke lief rasch über die Sonne hin und von der fiel der Regen in großen Tropfen. Da lag die Welt licht und hell und in klaren Schnüren fiel der Regen darüber. Dort seitwärts, tief im Thale lag eine Villa auf einer Wiese, mitten im Tannengrün — ein junges Ehepaar wohnt jetzt dort. — Huscht nicht ein helles Seidenkleid über den falben Kies der Gartenwege und wie ein Käfer folgt ein dunkler Schatten nach. Unschuldig Spiel — hasche sie nur — ich weiß besser, was Du hast . . . Sie wird wohl die Briefe verbrannt haben, wo in schlechter Orthographie von ihrem Jetzigen, als er noch ihr Bräutigam gewesen, die Rede war . . .

Geradeüber sind die Hügel mit Weinreben von oben bis unten bepflanzt. Bei einem Weinlesefeste war er ja auch dort — ist's nicht der Weingarten dort, der tiefer liegt wie alle anderen, dem Walde zu, wo dort aus dem Gebüsch eine Mariensäule hervorragt? Wer wohl die kleine, junge Dame aus reichem Hause war — die eben aus einer frommen Erziehungsanstalt kam — die so viel Most getrunken hatte — wer sich's von der gedacht hätte? Je nun, er hat Wort gehalten und ihr nicht nachgefragt.

Und weiter dort führen die Wege zur Stadt — da mag er sich kaum noch erinnern was er dort Alles erlebt — vor welchen Kirchen er gewartet. — Welche Straßen er auf- und abgeschritten, stundenlang — welche Treppen er auf- und abgeklettert — bis auf das erste Haus, das er in lustiger Gesellschaft besuchte — das war keine lautere Wirthschaft dort — und er lief davon . . . .

Haha . . .

Mein Gott, wie die Brust arbeitet . . . . will es ihm das Lachen darüber verleiden?!

Ja, er ist davongelaufen, damals war er gerade vom Lande in die Großstadt gekommen, ein stämmiger, gesunder Bursche. Sechs Tage war es erst, daß er vom Hause weg war. Als er von dort wegging, war es früh Morgens, ein leichter Nebel lag über dem Bache, das Gras am Rande schüttelte sich, als möchte es frieren, die alten Leute begleiteten ihn ein gut Stück Weges. Was mußten sie auch mitgehen? Gerne noch hätte er an der Hanne ihrer Hütte gepocht und ihr gesagt: „Denk' nicht an das, was ich gestern gesagt hab, bleib mir treu, wart auf mich!" . . .

Gestern hatte er Streit ihretwegen mit seinen alten Leuten und er ist im Trotz hinüber gegangen, sie jätete gerade Unkraut aus, er lehnte sich über den Zaun und sagte: „Hanne, sie wollen nicht, daß wir zusammen kommen; ich geh' morgen fort, zum Militär geh' ich, daß Ruh' wird, brauchst nicht auf mich zu warten, wenn Einer kommt, der Dir taugt. Ich komm', weiß Gott wann, wieder, ich hab' die Einschicht da satt." — Sie sagte nichts und weinte.

Freilich da oben am Berge, wo man so weit ins Land sieht, da hatte sie auch geweint, aber anders war's damit gemeint. Er hatte sie an der Hand gefaßt und hatte gesagt: „Schau, Hanne, wie ich Dich so anseh', Du bist doch ein aufrechtes Dirndl geworden und ich weiß Einen und den Andern da herum, der Dir gut ist, so gut mag Dir aber Keiner sein als ich und denk' mir, Du könntest es mit mir versuchen. Als Nachbarskinder sind wir aufgewachsen, wir kennen uns von klein auf, jedes Schrittel im Leben wissen wir Eins vom Andern, und 's ist doch schön, Eines zu haben, mit dem man reden kann bis in die früh'sten Tag' zurück: weißt noch, wie das so war und das so? Und nicht erst lang erzählen muß. Muß doch schön sein, wenn zwei Leut' so ein Leben aus Einem Stück führen und es gibt gar keine Zeit, bevor sie sich 'kennt haben und sie mögen sich vertrauen bis ins Grab!"

Das war ihm oben durch den Kopf geschossen, als sie hinunter sahen auf das Dorf im weiten Thale, wo sie neulich auf dem Tanzboden waren und er das erste Mal daran gedacht hat, daß die Hanne ein mordsaubers Dirndel geworden, als die anderen Burschen sich herzudrängten und sie doch mit Keinem tanzte als mit ihm.

Ja, bis dahin war er ohne allen Arg und andere Gedanken neben ihr hergelaufen, das ganze Thal ab und zu, da gab es kein Flecklchen rundum, wo sie nicht gewesen wären — da hatte er ihr im Walde Holz klauben geholfen — den schmalen Steig gingen sie, o wie oft, hinüber ins Dorf in die Schule — dort auf der Wiese machten sie Jagd auf Grillen, Schmetterlinge und Frösche — dort, wo der Bach so seicht war, badeten sie und dort, wo es den Sand an das Ufer getrieben hatte, saßen sie und spielten mit bunten Steinen. Es ist ihm so sonderbar wohl in der Sonne, auf dem bunten Kies — die Hanne hatte die Schürze voll Steine und stand auf und die Schürze war zerrissen und die Steine rollten immer schneller und schneller durch — und sie weinte und er lachte wie toll.

Daß es ihm wehe that und nach hinten über warf.

Da faßte es ihn unter den beiden Armen und zog ihn in die Höhe — ei ja — das kannte er — das ist das Tuch — an dem gängeln sie ihn — gehen sollte er lernen — die Arme

hängen so possirlich in die Luft — die Füße setzen sich so langsam und so schwerfällig in Bewegung — und da geht's zur Hausthür hinaus — und da drüben aus der kleinen Hütte tritt auch eine Frau und die hat vor sich gerade so ein kleines zappelndes Ding und das sieht mit großen braunen Augen herüber, wie er hinüber sieht und da patschen sie unbeholfen die Hände zusammen und lachen und wissen nicht warum.

Aber das Tuch verschnürt ihm die Brust. — Das ist doch toll — die Welt tanzt und die Berge fallen ins Thal — Luft! — die großen, braunen Augen schauen noch treuherzig nach ihm ... Hanni!

Da streicht ihm eine Hand die Haare von der Stirne — er kennt die Hand — so hat sie oft gethan — das ist dieselbe Hand, die ihn gegängelt ... Mutter!

Da gleitet das Tuch langsam unter seinen Armen herab — er taumelt ein paar Schritte ins Dunkle hinein — und steht plötzlich losgelassen ... Wo? ...

Draußen murmelt der Bach, die Bäume rauschen, der Lindenast pocht an das Fenster: „Komm' in die Elemente!"

Ein Mann, der eine Axt über der Achsel geworfen trägt, schreitet über den Bach weg, dem kleinen Häuschen zu, die Kinder springen ihm lärmend entgegen. Er nimmt das kleinere Mädel auf den Arm und den Buben an die Hand und geht nach der Küche, wo die Hanne beim Herdfeuer steht.

„Grüß' Dich Gott, Hanne," sagte er. „Erschrecke mir nicht, ich weiß, Du hast ihn gut leiden mögen. Der Niederreitner Leopold ist gerad' vor einer Minute, wie ich vorüber bin, gestorben, 's geht ein Jammer durch das Haus."

Das Weib führt in der rechten Hand einen Kochlöffel und rührt eifrig in dem Sterz, der über dem Feuer steht, mit der Linken hebt sie den Schürzenzipfel und wischt sich die feuchtgewordenen Augen.

„Gott tröst' ihn!"

„Amen!"

Die Kinder sind still geworden und sehen auf Vater und Mutter.

Der Mann preßt das Kind fester in den Arm, zieht den Buben mit der anderen Hand an sich und sagt mit einem treuherzigen Blicke auf sein Weib: „So gut hätt' er's auch haben können!"

Notizen.

An diplomatischen und sonstigen Enthüllungen war der diesjährige Herbst besonders reich, und die Zeitgeschichte wird davon einigen Vortheil haben. Vieles darunter war allerdings auch sonst schon bekannt und wurde jetzt nur in etwas vermehrter, hier und dort auch corrigirter Ausgabe dem Publicum vermittelt. Aber die rasch lebende Mitwelt hat ein kurzes Gedächtniß, dem hin und wieder nachzuhelfen von Nutzen ist. Interessante Erinnerungen aus der Conflictszeit wurden von einem erfahrenen Politiker geboten, der sie mit erlebt, in ihre Entwicklung auch födernd und heilsam eingegriffen hat. Auf den ersten Anblick mochte fraglich erscheinen, ob jene Rückblicke nicht besser erst nach den Wahlen erschienen wären, ob nicht dienstwillige Leute die Schilderung dessen, was in jener Darstellung als ein der Reaction gegenüber aufgezwungener Scheinkampf hervortrat, zum Schaden der liberalen Sache ausbeuten würden. Der gelinde gesagt höchst ungeschickte Zorn jedoch, mit welchem die Officiösen über jene historisch beglaubigten Dinge herfielen, lieferte den handgreiflichen Beweis, daß der Verfasser doch wohl den richtigen Moment für seine Mittheilungen getroffen hatte. Auf gouvernementaler Seite fürchtete man offenbar den ungünstigen Effect, welchen die Reminiscenz auf die erstrebte, vielleicht nur geträumte Verbindung der Conservativen und Clerikalen hervorbringen konnte. Diese mochten auf den Gedanken kommen, daß sie am Ende auch diesmal nur für bestimmte Zwecke verwerthet und dann gleichmäßig je nach dem Bedürfniß des Moments an die Wand gedrückt werden könnten. Wußte man ja, daß die beiden Lager an chronischer Verblendung und Selbsttäuschungen leiden, daß Alles darauf ankam, ihr zu frühes Erwachen möglichst zu hindern. Eintönig wiederholen sie die Legende von dem Bankrott des Liberalismus und wissen nicht, daß sie, von einer mächtigen Hand für bekannte Erfordernisse galvanisirt, ein gespenstisches Dasein führen und nach dem Schluß dieser Zeitparenthese auf Nimmerwiedersehen verschwinden werden. Die Conservativen haben bei uns stets versäumt, nach dem Vorbilde der englischen Tories sich mit den Interessen der anderen Klassen zu identificiren, erweitern vielmehr mit Vorliebe Tag für Tag die Kluft, welche sie vom Volke trennt. Was diese Methode den französischen Legitimisten eingebracht hat, ist weltbekannt, und unseren Feudalen ergeht es nicht besser, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns glücklicherweise die angestammte Monarchie gegen die Folgen eines so kopflosen Verfahrens gesichert und gefeit ist. Die Clerikalen sind ihrerseits wo möglich noch mehr mit Blindheit geschlagen, dünken sich schlauer als alle Welt, büßen aber Schritt für Schritt selbst ihren berechtigten Einfluß auf die Gemüther ein, unbelehrt durch die Erfahrung des Verlustes, welchen die Curie mit der weltlichen Herrschaft des Papstes erlitten hat. Seit der Vatican sich selbst in dem katholischen Frankreich bedrängt fühlt, zeigt er sich etwas nachgiebiger in Deutschland, hat aber das Spiel noch nicht gewonnen. Die viel besprochene, viel gefürchtete conservativ-clerikale Coalition macht uns nicht sonderlich bange, wenn auch eine kostbare Zeit in dem Kampfe gegen die unholden Geister verloren gehen wird. Die Sorge jedoch, den Junkern und Pfaffen, wie ein gouvernementales Blatt sie vor noch nicht langer Zeit etwas unhöflich titulirt hatte, möchte ein Licht aufgehen über die Motive der unverhofften Gunst, die ihnen höheren Ortes zu winken schien, wenn sie nämlich bei den Wahlen wie ein Mann Ordre parirten, erklärt vollauf den Unwillen, welchen der offenherzige Auszug aus den Denkwürdigkeiten eines namhaften Parlamentariers in der officiösen Sphäre verursacht hatte. Auch die streitige Frage, wer in dem oberen Rath für oder gegen das Tabaksmonopol Partei genommen, hat viel Staub aufgewirbelt, und die Behandlung des Problems durch angeblich berufene Stimmen war jedenfalls charakteristisch. Besser gefiel wahrscheinlich, was Herr Rothan neulich in einer französischen Revue aus den sechziger Jahren über Belgien und Luxemburg zum Besten gab. Der Autor ist in diesem indiscreten Genre, das auch mit dem Amtsgeheimniß etwas cavaliermäßig umgeht, kein Neuling. Sein vor zwei Jahren bei Levy in Paris erschienenes, in Deutschland nicht genug gelesenes Buch über die Vorbereitungen und den Ursprung des Krieges von 1870 liefert dafür ein sprechendes Zeugniß. Die vormaligen Gönner und Chefs des Herrn Rothan kommen dabei nicht überall gut weg. Am wenigsten ausführlich, wenn überhaupt, hat sich freilich der frühere Sekretär der französischen Gesandtschaft in Berlin über eine andere, weiter zurückliegende Zeit geäußert, als er unter Herrn v. Moustier, der Frankreich bei dem preußischen Hofe vertrat, mit diesem bei einer bedenklichen Depeschenaffaire während des Krimkriegs betheiligt war. Man hat das Herrn Rothan damals und später nicht ganz mit Recht vorgeworfen, denn er führte nur die Befehle seines Vorgesetzten aus, ganz davon abgesehen, daß wenige Diplomaten, welchen solche für ihre eigene Regierung überaus nützlichen Depeschen gegen gute Bezahlung angeboten würden, sie abzulehnen den ehelichen Muth haben dürften. Die in Wahrheit Schuldigen waren vielmehr ohne Zweifel diejenigen höheren inländischen Beamten, die sich Abschriften jener aus der Krim stammenden, keineswegs für sie bestimmten Schriftstücke zu verschaffen wußten. Der verfängliche Copist fand seinen Gewinnst bei dem doppelten Verkauf, und so erfuhr auch die französische Regierung, daß nach dem Urtheil preußischer competenter Militärs Sebastopol sich nur noch so und so viele Tage halten konnte, was unseren damaligen guten Freunden, den Russen, bekanntlich nicht zu Statten kam. Die Sache wurde dann nach einiger Zeit ruchbar. Herr Rothan, der darein wenn auch nur in zweiter oder dritter Linie verwickelt war, verlor seinen Posten, erhielt aber später einen besseren in Süddeutschland. Seine gegenwärtigen Publicationen enthalten für den Kenner nicht viel Neues, treffen indessen seltsam genug mit den sonstigen Enthüllungen dieses Octobermonats zusammen.

* * *

In einem ziemlich ungünstig beleuchteten Lokale Unter den Linden hat sich soeben Gurlitts Kunstsalon provisorisch aufgethan. Von den zum Theil sehr interessanten Nummern erwähnen wir nur Lenbachs archaisirendes Brustbild in Rembrandts Manier, Oswald Achenbachs

effectuirendes „St. Agnesfest auf Ischia“, eine hyperrealistische Tuschzeichnung Menzels, ein Paar saubere Studienköpfe von Defregger und eine originelle Schöpfung Arnold Böcklins: ein Faun und zwei weibliche Gestalten in stimmungsvoller Landschaft. Die größte Anziehungskraft übt aber das neue Bild von Alphonse de Neuville: „Der Kampf um den Kirchhof von Saint Privat am 18. August 1870“, eines der größten Erfolge des diesjährigen Pariser „Salon“. Das splendid gedruckte Programm bringt einen Auszug aus dem deutschen Generalstabswerk über den dargestellten Kampf. „Das dritte Bataillon des Leib-Grenadier-Regiments hatte im Verein mit der neunten Compagnie des vierten Garde-Regiments zunächst ein vereinzeltes Gebäude vor der Dorfumfassung erstürmt und dann nach kurzer Gefechtspause den Vorstoß in der Richtung auf die Kirche fortgesetzt. Man traf hierbei noch auf erbitterten Widerstand, und mehrfach kam es zum Gebrauch von Kolben und Bajonett, bis der immer mehr in die Enge getriebene Feind die Waffen streckte.“ In Paris, wo wir das Gemälde zuerst sahen, war eine viel weniger objective Erläuterung dem Gemälde beigegeben. „Der Marschall Canrobert,“ so lautete sie dort, „hatte mit seinen 20,000 Mann und 66 kleinen Geschützen den ganzen Tag den 90,000 Mann der preußischen Garde und den sächsischen Corps die Stirne geboten. Bei Sonnenuntergang, von diesem langen Ringen erschöpft, durch das Kreuzfeuer aus 272 Geschützen decimirt, in der rechten Flanke durchbrochen, fast überall umzingelt, von der Munition und der erwarteten Garde im Stiche gelassen, war die Armee genöthigt, das in Brand geschossene Saint Privat aufzugeben. Die Trümmer des neunten Jägerbataillons und des vierten, zehnten und zwölften Linienregiments wurden zurückgelassen, um die Retraite zu decken; sie hielten bis zum Aeußersten aus und vertheidigten jeden Zoll der Straßen und Häuser gegen die Fluth der deutschen Truppen, die von allen Seiten zugleich in das Dorf einfielen. Der letzte und hartnäckigste Widerstand concentrirte sich in dem mitten im Dorfe gelegenen kleinen Kirchhofe, wo die letzten Vertheidiger, von allen Seiten eingeschlossen, ohne Munition und am Ende ihrer Widerstandskraft, entweder gefangen genommen oder niedergemacht wurden. Doch die Niederlage unseres sechsten Armeecorps allein kostete der preußischen (!) Armee 10,400 Mann, und Tags darauf telegraphirte König Wilhelm an die Königin Augusta: „Meine Garde hat vor Saint-Privat ihr Grab gefunden.“ Offenbar hat sich der mit Recht berühmte Maler gerade an diese zweifelhafte französische Quelle, nicht aber an den objectiven Bericht des Generalstabswerkes gehalten. Die Augustsonne sinkt am düsteren Horizonte, und ihre letzten Strahlen mischen sich mit dem Feuer und Rauch der brennenden Häuser. Die tapfere Soldatenschaar auf dem kleinen Friedhofe hat die übriggebliebenen Patronen verschossen und um die Leichensteine und zertretenen Kreuze thürmen sich die Todten und Sterbenden. Der Kirchhof wird zum doppelten Leichenfeld. Aber die Rothhosen geben darum den Widerstand doch nicht auf, bis auf drei Offiziere und einen Jägercorporal, die abseits an der Mauer, verwundet, doch in stolz verachtender Haltung das Ende dieses letzten Actes erwarten. Dies kann nicht mehr lang anstehen, denn schon stürmen die Deutschen von allen Seiten in unabsehbaren Haufen ins Dorf und zertrümmern mit Kolbenschlägen das Kirchhofsthor, welches die letzten Vertheidiger noch zu halten und zu verrammeln suchen. — Es ist ein energisches, wenn auch etwas theatralisches Nachtgemälde voll Bewegung, Schwung, Feuer und Wahrheit. Leider wird der wilden Tragik, wie hier ein paar Männer von ganzen Regimentern erdrückt und hingewürgt werden, durch tendenziöses Betonen der Uebermacht und des also ungleichen und unritterlichen Kampfes etwas Uebertriebenes, Unwahres und Aufschneiderisches verliehen, das schlecht zum künstlerischen Ernste passen will. Dieses Gefühl wird noch verstärkt durch die wüsten, mordlustigen Bauernlümmel, die Neuville auch wieder auf diesem Bilde in deutsche Uniformen gesteckt hat, während seine Franzosen, bei allem Realismus, doch stets edle, sympathische, romanhafte Heldengestalten sind, welche nach übermenschlichem Ringen unter der Fatalität des Verrathes oder der Uebermacht mit einer effectvollen Phrase auf den Lippen zusammenbrechen.

Dieses Bestreben verräth Neuville noch mehr in einem zweiten neuen Bilde des letzten Pariser „Salon“, das er aber, taktvoll genug, nicht nach Berlin geschickt hat. Die Erklärung des Pariser Kataloges lautete: „Ein als Bauer verkleideter Unteroffizier, welcher sich mit Depeschen nach Metz einzuschleichen versuchte, wird von einer Husarenpatrouille aufgegriffen, verhört und visitirt. Jeder überführte Emissär wurde auf der Stelle erschossen.“ Hier verfällt das Tendenziöse geradezu in die Caricatur. Nicht nur daß die gemeinen Soldaten in deutscher Uniform alles barbarische Kerle sind, auch der gemalte Generalstab bietet eine Musterkarte von empörend abgeschmackten Typen. Diese angeblichen Heerführer sitzen am gedeckten Tischchen vor einem Bauernhause und thun sich an Pfeife, Koffee und Schnaps gütlich. Ein baumhoher Geselle mit rothem Barte und in Offiziersuniform schlürft den Mokka aus einer winzigen Porzellantasse; ein zeisiggrün gekleideter Lieutenant räkelt sich in seinem Stuhle und starrt blöde in den Rauch seiner Cigarre, und ein Dritter, der offenbar dem Bordeaux allzu heftig zugesprochen, hockt ungezogen am Tische, auf den er seine breiten Ellbogen stützt. Ohne Zweifel hat sich Herr de Neuville jene deutschen Strategen und Taktiker geradenwegs aus dem Assomoir einer Pariser Vorstadt verschrieben und schwebte ihm dabei eher der legendäre „General Staff“ vor, als der deutsche Generalstab. Während nun sothane bösen Preußen ihrer Verdauung leben und ein dicker Pommer mit der Cognacflasche, die auf dem Tische steht, heimlich liebäugelt, wird im Vordergrund der Emissär — man bemerke diesen Euphemismus, der sich auf einen Deutschen angewendet, gewiß in „Spion“ verwandeln würde — von zwei rothbärtigen Barbaren visitiet, deren roher Gesichtsausdruck wieder stark vom bleichen, doch eher schönen Gesichte des Märtyrers absticht, der ruhig, gefaßt, aber mit geballter Faust und Haß im Blicke dasteht und über sein Loos vollkommen im Klaren scheint. Unterdessen schwatzen und lachen die Offiziere, gucken neugierige Soldaten aus den Fenstern des Bauernhauses, schlägt eine mitleidsvolle Alte die Arme überm Kopfe zusammen und erwartet die Patrouille, die sich ihres wichtigen Fanges freut, den unausweichlichen Befehl, den Arrestanten über den Haufen zu schießen.

Jedenfalls hat der geniale Alphonse de Neuville gut daran gethan, dieses chauvinistische Tendenzbild nicht mit nach Deutschland zu schicken. Und zwar gewiß weniger, weil wir für derlei Revanchemalerei empfindlich sind, sondern weil hier die malerischen Qualitäten weit unter dem Niveau seines Könnens stehen. Um so mehr verdient „Der Kirchhof von Saint-Privat“ das rege Interesse, das ihm die ganze Reichshauptstadt entgegenbringt.

Z.

* * *

Gerade rechtzeitig zur siebzigsten Geburtstagsfeier des großen Franz Liszt veröffentlicht der Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig eine neue Ausgabe von Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie, jenes epochemachenden Werkes, das den Klaviervirtuosen und Componisten mit einem Schlag in die erste Reihe der Musikschriftsteller versetzte. Noch heute muthet diese verdienstvolle Schrift, die so viel des Geistvollen, Neuen und Wahren enthält, den Leser so frisch und modern an, als wäre sie nicht schon vor Decennien geschrieben worden. Das Französisch des nunmehrigen Abbés trifft zwar da und dort nicht ganz den Pariser Accent, aber gerade dies gibt seinem Stil etwas Ursprüngliches, Joviales und Kraftgenialisches. Im Ganzen befleißigt er sich der äußersten Eleganz des Ausdrucks, aber bleibt dabei doch gediegen und gründlich, ohne je doctrinär und langweilig zu werden. Der Klaviervirtuos, Dirigent und Componist Liszt mag größer sein, aber der Schriftsteller ist doch auch eine brillante Erscheinung. Hier zeigt sich am besten sein warmherziger, stets idealer Zug. Mag er prophetisch Wagners Bedeutung verkünden oder den todten Chopin feiern oder den verkannten Berlioz preisen oder den bescheidenen Robert Franz auf ein höheres Postament stellen, immer und überall bewährt sich — bei einem Virtuosen doppelt anerkennenswerth — dies schlichte, neidlose, begeisterte Anerkennen der Verdienste Anderer. Die stets größer werdende Liszt-Gemeinde feiert am 22. October nicht nur das Jubelfest eines bis heute unerreichten Klaviervirtuosen, eines vielleicht mit Recht noch angefochtenen Componisten und eines interessanten Schriftstellers, sondern auch eines edlen, hülfreichen und guten Menschen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Inserate.

Im Verlage von **Arnold Simon in Hannover** ist im August 1881 erschienen:

Vorspiel zu dem musikalischen Drama

„Oihónna“.

Dichtung von **Oskar Schlemm.**

Musik von **Edmund v. Hagen.**

Orchester-Partitur. Preis 3 ℳ.

In demselben Verlage sind früher folgende Tondichtungen Edmund v. Hagen's erschienen:

Musikalischer Gedanke für Pianoforte.

Preis 60 ₰.

Diese Komposition Edmund v. Hagen's wurde am 21. Januar 1880 zu Hannover im Symphonie-Konzerte auf dem Parkhause mit Beifall gespielt.

Sieben Gedichte

von **Oskar Schlemm.**

Für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung in Musik gesetzt von **Edmund v. Hagen.**

Nr. 1. Weinstock. Nr. 2. Enge Hülle. Nr. 3. Gondellied. Nr. 4. Weinlied Nr. 5. Der Mond. Nr. 6. Die Schlucht. Nr. 7. Ein Edelwein.

Preis 2 ℳ 30 ₰.

Von demselben Verfasser sind ferner folgende Schriften erschienen:

Ueber die Dichtung der ersten Szene des „Rheingold“ von Richard Wagner. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Dichters. Von **Edmund v. Hagen.** München, Chr. Kaiser. 1876. Preis 4 ℳ.

Richard Wagner als Dichter in der zweiten Szene des „Rheingold“. Von **Edmund v. Hagen.** München, Chr. Kaiser. 1879. Preis 6 ℳ.

Deutsche Sprachweisheit. Etymologische Aphorismen. Von **Edmund v. Hagen.** Hannover, C. Schüßler. 1880. Preis 1 ℳ.

Das Wesen der Senta in Richard Wagner's Dichtung: „Der fliegende Holländer“. Von **Edmund v. Hagen.** Hannover, C. Schüßler. 1880. Preis 5 ℳ.

Kritische Betrachtung der wichtigsten Grundlehren des Christenthums. Von **Edmund v. Hagen.** Hannover, C. Schüßler. 1881. Preis 4 ℳ.

Diese Schrift über das Christenthum wurde im Mai 1881 von der Polizei-Behörde zu Hannover konfiszirt.

Prospekte und Zusammenstellungen der Urtheile der Presse über **Edmund von Hagen's** Schriften werden von Hrn. Schüßler zu Hannover gratis verabfolgt.

Das Portrait des Schriftstellers und Tondichters **Edmund v. Hagen** in Kabinetformat ist bei Herrn Photographen Friedrich Wehde zu Hannover erschienen und kann durch alle Buch-, Musikalien- und Kunsthandlungen bezogen werden.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Die Wiederbelebung

des

classischen Alterthums

oder

das erste Jahrhundert des Humanismus.

Von

Georg Voigt.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Zweite umgearbeitete Auflage.

Preis 8 ℳ.

Berlin, den 4. October 1881. **G. Reimer.**

Sammlung mittelalterlicher Medaillen von Pisano, Sperandeo, Albr. Dürer, Jamitzer, Tob. Woost etc.

G. Eichler,

Plastische Kunstanstalt,

Berlin W., 27, Behrenstrasse 27.

Vollständige von Stoschische Daktyliothek,

nach Winckelmann's Katalog geordnet.

Katalog einer reichen Sammlung antiker u. moderner Skulpturen gratis und franko.

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

Preis à Heft 50 Pf.

ERSCHEINT IN 240 HEFTEN. — HEFT 1 ÜBERALL VORRÄTHIG.

ABBILDUNGEN UND KARTEN AUF 400 TAFELN U. IM TEXTE.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Bismarck-Anthologie

aus Reden, Briefen und Staatsschriften des Fürsten Reichskanzlers

zusammengestellt

von

F. Sailer.

12 Bogen geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Das Werkchen enthält in systematischer Anordnung Aussprüche des Fürsten Bismarck, die in ihrer Reichhaltigkeit und Genialität beredtes Zeugniss dafür ablegen, wie sehr wir in unserem leitenden Staatsmann unsern ersten Zeitgenossen zu verehren haben.

Verlag von **Rich. Wilhelmi, Berlin W.,** Unter den Linden 21.

Soeben wurde mit dem zweiten Bande vollständig:

Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe.

Vierte und vermehrte Auflage.

Mit einem Titelbild und zwei Brieffacsimiles.

gr. 8. 2 Bände ℳ 7.—, geb. ℳ 10.—

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

K Meine wahrhaft schön singenden **Kanarienvögel** werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dürsten, Erfrieren d. Vögel unmöglich ist.

R. Maschke, St. Andreasberg im Harz.

Von einer gut fundirten Buchdruckerei werden schöngeistige und populär wissenschaftliche Werke in eigenen Verlag oder auch zu convenablem Kostenpreis übernommen. Offerten unter **„Literatur“** an **Haasenstein & Vogler, Weimar.**

Für Gelehrte und Bücherfreunde überhaupt!

Statt 12 Mark nur 6 Mark.

Moses Mendelssohn's Schriften z. Philosophie, Aesthetik u. Apologetik m. Einleit., Anmerk. u. e. biogr.-histor. Charakteristik Mendelssohn's, herausg. v. Dr. M. Brasch. 2 Bände, gr. 8. m. Portrait 1880. Beste Ausgabe, grosser Druck, Velinpapier. Nur tadellose Exemplare. Cataloge uns. antiquar. Bücherlagers gratis u. franco. Ankauf v. Bibliotheken etc. stets.

Leipzig, Neumarkt 19. **S. Glogau & Co.**

Buchdruckerei Lindner, Breslau.

Stilgetreue Nachahmung von Renaissancedrucken für Festgedichte, Festschriften, Liebhaber-Ausgaben ꝛc.

Bronzene Medaille: Schles. Gewerbe- u. Industrie-Ausstellg.

Reisende nach dem Süden

finden in der Kollektion der

„MEYERS REISEBÜCHER“

den bewährtesten Führer und Ratgeber, und zwar für

Italien von Dr. Gsell-Fels:

Ober-Italien, 2 Bände, 3. Aufl. Geb. 12 ℳ.
Rom und Mittel-Italien, 2 Bde. Geb. 18 ℳ.
Unter-Italien und Sizilien, 2 Bde. Geb. 12 ℳ.
Italien in 60 Tagen. Geb. 9 ℳ.

Süd-Frankreich:

Die klimatischen Kurorte von Süd-Frankreich (inkl. Pyrenäenbäder), der Riviera di Ponente, Corsica und Algier, von Dr. Th. Gsell-Fels. 2. Aufl. Geb. 10 ℳ.

Orient:

Ägypten. Geb. 7 ℳ 50 ₰.
Arabischer Sprachführer. Geb. 6 ℳ.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

№ 44. Berlin, den 29. October 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt:

Zur Erinnerung an Johann Kaspar Bluntschli.

Von F. von Holtzendorff.

Nach der Anzahl der Jahre im Anfang des Greisenalters stehend, aber an Thatkraft der Männlichsten einer, an Geistesfrische und Empfänglichkeit noch Jüngling, wurde Bluntschli am 21. October aus der Mitte seiner vielseitigen Wirksamkeit dahingerafft. Dem Manne, dem nach der Erscheinung seiner gleichsam bärenhaften Leibesstärke noch ein langes Leben geweissagt werden konnte, scheint nun ein milder Todesengel, indem er ihn wie durch Blitzschlag niederstreckte, das Schicksal langsam alternder Vermorschung erspart zu haben. Wohl ihm, daß er sich nicht zur Ruhe zu setzen brauchte, gleich Jenen, die im geistigen Ringen und Kämpfen ermüdeten und dann die Last des Daseins weiter schleppen müssen. Zum Veteranen war er ergraut, aber scheinbar noch weit davon entfernt, ein Invalide zu werden.

Mit Bluntschli scheidet ein Mann, der, wie wenig Andere, dazu beigetragen hat, der deutschen Rechts- und Staatswissenschaft in Europa und jenseits der Meere das Ansehen zu wahren, das ihr zuerst durch Savignys Namen erworben worden war. Die Mehrzahl seiner bedeutenderen völkerrechtlichen und staatswissenschaftlichen Werke ist in fremde Cultursprachen übergegangen. Keiner der in europäischen Staaten jetzt lebenden Rechtsgelehrten ist in gleicher Weise durch das Ausland geehrt und ausgezeichnet wie er. Es ist sogar möglich, daß er in der Fremde höher geschätzt wurde als in Deutschland, wo vor einem Menschenalter die Gegnerschaft zweier Rechtsschulen, in neuerer Zeit das stets schärfer gehandhabte Gesetz wissenschaftlicher Arbeitstheilung einen Maßstab der Beurtheilung schuf, der vor allen andern Dingen auf die technische Vollendung juristischer Miniaturarbeit achtet.

Bluntschli hatte den Staub der Schuldoctrinen von sich abgestreift. Er glich jenen Bildhauern, die große Gruppen modelliren, kleinere Correctur- und Ausführungsarbeiten aber andern Händen überlassen.

Seine wissenschaftlichen Anfänge gehörten der historischen Rechtsschule, nachdem der junge Republikaner im Jahre 1829 auf der rheinischen Prinzenuniversität den Doctorhut empfangen hatte. Die strenge Methode wissenschaftlich kritischer und historischer Betrachtung, die er aus dem Studium des römischen Weltrechts in Deutschland gewonnen, übertrug er auf die theoretisch lehrende und praktisch arbeitende Wirksamkeit, die er bis zum Jahre 1847 seinem heimatlichen Kantone Zürich widmete. Aus diesem ersten, der Schweiz angehörigen Lebensabschnitt stammt eine Reihe seiner bedeutendsten Leistungen: die „Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt- und Landschaft Zürich", die „Geschichte des schweizerischen Bundesrechts (1846 bis 1852), die Redaction des privatrechtlichen Gesetzbuchs für den Kanton Zürich, sowie eine Anzahl politischer Schriften, in denen sich die Erfahrungen wiederspiegeln, die Bluntschli in den damaligen Parteikämpfen als Gegner des Radicalismus eingesammelt hatte. Aus diesem ersten Abschnitt seines Wirkens stammt auch seine Hinwendung zum germanischen Recht, in welchem er eine haltbarere Grundlage für den Aufbau und die Reform öffentlich-rechtlicher Institutionen erkannte, als in den Analogien des römischen Privatrechts, dessen Uebergewicht in dem deutschen Rechtsstudium er als ein der politischen Heranbildung der Jugend nachtheiliges Hinderniß in späteren Lebensjahren nachdrücklichst zu beklagen pflegte. Aus seiner schweizerischen Wirksamkeit stammt unzweifelhaft auch seine zuweilen massive und schwerfällige, aber stets kernhafte, wuchtige, inhaltreiche, volksthümliche, dem hohlen Schein und der Phrase widerstrebende Redeform, in der, zumal bei feierlichen Gelegenheiten und in großen Versammlungen, jedes Wort wie der Schlag eines schweren Hammers auf den Amboß herabfiel.

Der zweite Abschnitt seines reichen Lebens (1848 bis 1861) gehörte der Universität München, an welcher er die Professur für deutsches Privatrecht und allgemeines Staatsrecht übernahm. Soweit ausschließlich Lehrerfolge in Betracht kommen, darf diese mittlere bayerische Periode als Bluntschlis Glanzzeit bezeichnet werden. Der Schwerpunkt seiner akademischen und literarischen Wirksamkeit neigte sich allmählich mehr und mehr der staatsrechtlichen und staatswissenschaftlichen Aufgabe seines Amtes zu.

Bei seinem ersten Auftreten ward Bluntschli, in Erinnerung an seine Kämpfe gegen den schweizerischen Radicalismus, als conservativer Parteimann vielfach verkündet. Sein klarer Blick befreite ihn jedoch unzweifelhaft von der Macht gangbarer Schlagworte. In seinem, zuerst 1852 erschienenen, damals zweibändigen Werke über Allgemeines Staatsrecht, wodurch sein Weltruf begründet wurde, und in dem, gemeinschaftlich mit Brater herausgegebenen elfbändigen Staatswörterbuch erwies er sich als ein Mann, der eine durchaus selbstständige Stellung einnahm und zwar sowohl gegenüber einem ungeschichtlichen Radicalismus, als auch gegenüber einem geschichtlich abgestorbenen Feudalismus und den doctrinären Gebilden des französischen Constitutionalismus. Die Grundlage seiner allgemein staatsrechtlichen Anschauung fand er in den volksthümlichen, von lebendiger geschichtlicher Entwickelung getragenen, durch die Macht natürlicher, nach

Zeit und Ort verschiedener Thatsachen des Gesellschaftszustandes bezeugten Bedürfnissen, zu deren richtiger Erkenntniß er die psychologischen Wahrzeichen des Volks- und Parteilebens verwendet wissen wollte. Auf dieser Grundlage gestaltete er die wissenschaftliche Darstellung des Staates, den er mit Vorliebe den modernen zu nennen pflegte und dessen unversöhnliche Gegensätze er im Ultramontanismus, im Feudalismus und im radicalen Atomismus der revolutionären Bestrebungen erkannt zu haben glaubte. Aus Bluntschlis Münchner Periode entstammt auch sein größeres Werk über „Deutsches Privatrecht" und das „privatrechtliche Gesetzbuch für den Kanton Zürich mit Erläuterungen".

Als Robert von Mohl sich von seiner staatswissenschaftlichen Professur zurückgezogen hatte, trat Bluntschli 1861 mit seiner Berufung nach Heidelberg in den dritten und letzten Abschnitt seines Lebens, den man als einen vorwiegend publicistischen und politischen bezeichnen darf.

Wenn er innerhalb dieses von staatlichen Umwälzungen und kirchlichen Wirren erfüllten Zeitraums, zumal nach 1866, sich häufiger, als seinen Zuhörern lieb sein konnte, von seinem Lehrstuhl verabschiedete, so leitete ihn jener durchaus berechtigte Ehrgeiz und jenes Pflichtgefühl, die darauf halten, daß bei dem Eintritt folgenschwerer Ereignisse nicht blos die Stimme der Parteileidenschaft, sondern auch die durch wissenschaftliche Forschung geklärte Erfahrung zum Worte gelangen. Bei keiner staatlich oder kirchlich bedeutsamen Bewegung der letzten beiden Jahrzehnte ließ es Bluntschli an sich fehlen. Er war Vorsitzender des zweiten deutschen Juristentages in Dresden (1861). Er gehörte zu den Begründern des deutschen Protestantentages und verblieb bis zu seinem Lebensende dessen werthvollste Stütze. Er zuerst erinnerte in Darmstadt 1872 an die Gefahren, mit denen der Jesuitismus die Schweiz 1847 bedroht hatte und von denen seiner Meinung nach auch das deutsche Reich nicht verschont bleiben würde. Er erschien noch im Laufe seines letzten Lebensjahres auf der Pfingstversammlung des Protestantenvereins zu Berlin, um seine warnende Stimme gegen die Ueberhandnahme unevangelischer Unduldsamkeit in der preußischen Landeskirche zu erheben.

Er gehörte zu den Leitern der höchsten Kirchenbehörde in Baden. Obwohl ihn norddeutsche Kirchenbehörden, wenn er seines Amtes ein Geistlicher gewesen wäre, wegen seiner Lehren sicherlich entsetzt hätten, starb er als Präsident der badischen Generalsynode. Er wirkte nachhaltig zur Reform der ersten badischen Kammer. Er erschien im deutschen Zollparlament als Abgeordneter. Er war Mitbegründer und Mitvorsitzender des Völkerrechtlichen Instituts zu Gent. Er gehörte zu den vom deutschen Reiche entsendeten Mitberathern der Brüsseler Conferenz zur Reform des Kriegsrechts (1874). Er schrieb unerschöpflich und unermüdlich für zahlreiche Zeitschriften. Auch die „Gegenwart" zählte ihn zu ihren Mitarbeitern. Die Thatsache, daß Bluntschli trotzdem Zeit fand, nicht nur frühere Werke, wie sein Allgemeines Staatsrecht, gründlich zu verbessern, sondern auch eine Anzahl neuer wissenschaftlicher Arbeiten herauszugeben, bezeugt eine Staunen erregende Arbeitskraft. Abgesehen von zahlreichen, minder umfangreichen, großentheils der Nördlinger Sammlung seiner kleineren Schriften einverleibten Arbeiten, entstammen der Heidelberger Periode: die für die Münchener Akademie verfaßte „Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik", das „Beuterecht im Kriege und das Seebeuterecht insbesondere", die „Geschichte des Rechts der religiösen Bekenntnißfreiheit", „Charakter und Geist der politischen Parteien", und zahlreiche andere Arbeiten oder Rechtsgutachten.

Das Hauptwerk seiner späteren Lebensjahre war aber das in mehreren Auflagen erschienene „Moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt" (zuerst 1872). Trotz mancher, nicht mit Unrecht gegen die Methode der Darstellung erhobener wissenschaftlicher Bedenken, hat gerade dieses Buch durch seine französische Uebersetzung mehr, als andere wissenschaftlich vielleicht werthvollere Arbeiten, dazu beigetragen, Bluntschlis Namen in die fernsten Weltgegenden zu tragen und ihm die Stellung eines deutschen Völkerrechts-Repräsentanten zu erobern, die vor ihm Heffter inne gehabt hatte. Man hörte vor einiger Zeit, daß eine chinesische Uebersetzung dieses Werkes aus amtlichen Mitteln vorbereitet werde.

Unleugbar hatte sich Bluntschlis wissenschaftliches Interesse in den letzten Lebensjahren ganz vornehmlich dem Völkerrechte zugewendet. In der Behandlung aller großen Streitfragen nahm er auch hier eine vermittelnde Stellung ein zwischen den Utopisten, welche den Weltfrieden durch sofortige Abschaffung der stehenden Heere oder Herstellung eines internationalen Obertribunals sicher zu stellen meinen, und den diplomatischen Geheimnißkrämern, welche die Bedeutung der Rechtsidee und den friedlichen Fortschritt im Völkerleben verkennen. Bluntschli war stets der Ansicht, daß der gesunde Menschenverstand eher fähig sei, eine Streitfrage praktisch aus der Welt zu schaffen, als das scharf geschliffene Operationsmesser logisch juridischer Consequenz, durch dessen Schnitte an Stelle jeder vermeintlich auf wissenschaftlichem Wege entschiedenen Controverse, thatsächlich zehn andere im wirklichen Leben zu entstehen pflegen. Es war ihm daher auch völlig gleichgültig, ob er im Laufe der Debatte irgend einer Inconsequenz oder eines Widerspruches in untergeordneten Dingen geziehen werden konnte.

Daß es einem solchen Manne nicht an wissenschaftlichen, politischen und kirchlichen Gegnern fehlen konnte, liegt in der Natur der Sache. Weniger natürlich und um so ehrenvoller war es, daß Bluntschli, der, trotz eines ihm innewohnenden Zuges zur klugen Vorsicht, Niemand fürchtete, sich stets von der Verbitterung persönlichen Streites im öffentlichen Leben fernhielt und sich gegenüber seinen Widersachern niemals der von der Schmähsucht an die Hand gegebenen Waffen bediente.

Das wissenschaftliche Andenken, das Bluntschli in München hinterließ, spricht am deutlichsten aus der Zuschrift, in welcher die dortige juristische Facultät den Jubilar zum fünfzigjährigen Erinnerungsfeste an die ihm verliehene Doctorwürde 1879 begrüßte. Es heißt darin:

„Von kleineren Kreisen in immer weitere Kreise fortschreitend, ist es fast kein Gebiet der Rechtswissenschaft, das er nicht forschend, fördernd, schaffend betreten hatte. Seine Thätigkeit erstreckte sich auf römisches wie germanisches, schweizerisches wie deutsches, privates wie öffentliches, staatliches wie kirchliches, einheimisches wie internationales Recht. Gleich erprobt in rechtsgeschichtlicher Forschung, in philosophischer Beleuchtung wie in dogmatischer Entwickelung wirkte er in Schrift und Wort als Gelehrter und Lehrer, als Gesetzgeber und Staatsmann. Aber in dieser umfassenden Thätigkeit war er jederzeit und überall der von ihm selbst ausgesprochenen Forderung eingedenk, daß „die Juristen den Bedürfnissen der Lebenden dienen sollen", zu deren Erfüllung er freilich außer der unentbehrlichen Gelehrsamkeit mit der frischen, hell ins Leben hineinsehenden Geisteskraft ausgerüstet war, wie kein Anderer."

Bei einer Würdigung von Bluntschlis Verdiensten ist es vielleicht minder wichtig, den Werth seiner einzelnen wissenschaftlichen Werke genau festzustellen, als den Urgrund und Quell, Ziel und Richtung seines Gesammtwirkens hervorzuheben.

Er war keine irenische und quietistische Natur, die Spalten verkittet und Risse zusammenflickt. So streitmuthig er war, suchte er aber doch in Mitten der heutigen Gegensätze und Zerklüftungen der Staatswissenschaft eine Wendung zu geben auf Vermittlung des Friedens oder mindestens auf Innehaltung an gewissen Kriegsführungsregeln in dem Kampfe um die Wahrheit. Er verstand nach seinem vollen Inhalt das Nationalitätsprincip; er fühlte in seinem Herzen durchaus deutsch, sowohl in seinem heimatlichen Kanton, wie an den Ufern der Isar und des Rheins, abgewendet der Sonderbündelei und kleinstaatlichem Particularismus; aber er nährte in seiner Seele gleichzeitig den großen Zug auf das Menschheitliche im Völkerleben.

Auf dem wundersamen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft von der historischen Durchforschung der Privatrechtsgesetze eines kleinen Schweizerkantons bis zu den Zukunftsgesetzen der Menschheit im Völkerrechtsverkehr der Culturzonen, empfand er doch, nachdem er nahezu alle Gebiete der Jurisprudenz untersucht hatte, das innere Bedürfniß, herabzusteigen von der Höhe seines Lehrstuhls und sich dem Laien mit dem Gesammtergebniß seiner Erfahrungen zu nähern. Diesem Zwecke geweiht war seine „Staatslehre für Gebildete", die er noch gegen sein Lebensende umgearbeitet hat. Angesichts eines solchen Werkes erkennt man am deutlichsten, wie viel schwerer in die Wagschale biographischer Darstellung die Gesammtrichtung eines Mannes fällt, als einzelne Werke, die daraus hervorgingen. Denn gerade in dem letzten Streben Bluntschlis nach gemeinverständlicher Verbreitung seiner Forschungsresultate liegt auch sein Vermächtniß an die auf ihn folgenden und nach ihm zurückbleibenden Vertreter der Staatswissenschaften.

Wie die Kirche ihre Gläubigen für ihre Lehren und oft mißbräuchlich für ihr geistiges Joch erzieht und vorbildet, so muß auch der Staat seine Bürger, nicht durch den Lärm der Parteien, nicht durch die Predigt eigennütziger Interessen, nicht durch die Schmähung politischer Gegner zur Freiheit vorbilden, sondern durch die verhältnißmäßige Verbreitung staatswissenschaftlicher Erkenntniß in den politisch berufenen Schichten des Volkes.

Wenn Bluntschli im persönlichen Verkehr mit seinen Freunden oft darüber klagte, daß er bei ausländischen Zuhörern ein lebendigeres Interesse gefunden, als bei der Durchschnittszahl deutscher Jünglinge, und daß nicht wenige Juristen sich dem öffentlichen Recht gegenüber so verhielten, als könne ein moderner Großstaat noch heute mit Pandektenstellen regiert werden, so traf er damit die wunde Stelle, die ihr Dasein in den letzten Jahren enthüllt hat: die Mehrung derer, die von den großen Idealen des öffentlichen Lebens abfallen und sich der Befriedigung aller nächsten Interessen zuwenden, sogar innerhalb der höchst gebildeten Kreise unserer Nation, und die Versäumniß derer, die es unterlassen, die Staatswissenschaften zu einem Factor des politischen Lebens zu erheben.

Hätte Bluntschli kein anderes Verdienst als dieses, daß er als Gelehrter von Weltruf die Belehrung politischer Kinder und Laien unternahm, so würde ihm schon deswegen die höchste Achtung gebühren. Und hätte er keinen anderen Kampf gekämpft als dafür, daß am Ende unseres Jahrhunderts die Gewissensfreiheit sicher gestellt werde gegen die Rückfälligkeiten der kirchlichen Unduldsamkeit und Verfolgungssucht, so hätte er immer noch den größten Anspruch auf die Dankbarkeit gerade unseres Zeitalters.

Sein höchstes Lebensziel war nicht, als Gelehrter angestaunt zu werden oder durch Ruhm zu glänzen, sondern mit den Mitteln der Staats- und Rechtswissenschaft als Eidgenosse einzutreten in dem niemals rastenden Kampf um Gewinnung oder Erhaltung der höchsten staatlichen, religiösen, bürgerlichen und menschheitlichen Lebensgüter unseres Zeitalters.

Sein Wissen und seine Gelehrsamkeit waren keiner unfruchtbaren Doctrin entsprungen.

Er handelte, indem er lehrte, und lehrte, indem er handelte.

Freiherr von Haymerle.

„Er war ein treuer Diener seines Herrn." Mit diesen Worten hat ein Wiener Volksblatt, welches die Politik der gegenwärtigen östreichischen Regierung vertheidigt, den eben gestorbenen Minister des Auswärtigen charakterisirt, ohne lange darüber nachzudenken, daß man dies Urtheil auch für ein sehr boshaftes halten könnte. Es ist buchstäblich richtig, daß Baron Haymerle ein „treuer Diener seines Herrn" war, aber liegt in der Anerkennung seiner Ergebenheit ein besonderes Lob für den Minister? Bedarf ein Mann, in dessen Hände die große und wichtige Aufgabe gelegt wird, die auswärtige Politik eines Reiches zu leiten, nicht ganz anderer Eigenschaften; genügt es, die Wünsche und Weisungen des Staatsoberhauptes getreu zu erfüllen, um ein Staatsmann zu sein?

Wir denken, nein. Baron Haymerle besaß ohne Frage eine Reihe von Vorzügen. Er war ein verständiger, gebildeter und unterrichteter Mann; höflich mit aller Welt und gewinnend in seinem Wesen; außerordentlich fleißig und gewissenhaft; das Muster eines hohen Beamten. Ihn störte in der ruhigen, gleichmäßigen Verwaltung der verschiedenen diplomatischen Posten, die er nacheinander bekleidete, weder ein nationales Bewußtsein, noch der Zusammenhang mit irgend einer politischen Partei. Geborener Wiener, verkörperte er die politische Farblosigkeit, die vor fünfzig Jahren die Bewohner der Donaustadt auszeichnete. Als er am 8. October 1879 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, brachte er reiche Erfahrung, aber keine Vergangenheit mit. Man konnte seine Ansichten nicht, man wußte nicht, in welchem Geiste er die östreichische Politik führen werde. Als er das erste Mal vor die Delegationen trat, entwickelte er kein Programm, theilte keine eigenen Ideen mit. Er sagte einfach, er werde die Politik seines Vorgängers fortsetzen. Das hat er denn auch gethan. Wenn man heute nach seinem Tode fragt, was er geleistet, was er geschaffen habe, so wissen wir darauf keine andere Antwort zu geben als die: Er hat die Politik Andrassys fortgesetzt. Er verfolgte den Weg, welchen ihm ein höherer Wille vorzeichnete, mit solcher Ausdauer, daß er gar nicht zu bemerken schien, wie das Ziel, dem er zustrebte, durch die Veränderung der politischen Lage in eine ganz andere Richtung gerückt war. Die Welt drehte sich; Baron Haymerle blieb dort stehen, wohin man ihn gestellt hatte. Es ist daher fast unmöglich, sein Wirken als Minister zu schildern; man kann nur sagen, daß er eine passive Natur war, daß seine Scheu vor jeder That seinem Widerwillen gegen jede öffentliche Erwähnung seines stillen, geräuschlosen Waltens glich.

Zum Nachfolger Andrassys ward Haymerle nicht seiner Tugenden, sondern seiner Unselbstständigkeit wegen gewählt. Warum Andrassy fiel, ist heute noch nicht aufgeklärt. Er stürzte in dem Momente, da er eben die Fäden des deutschöstreichischen Bündnisses geknüpft und der auswärtigen Politik Oestreichs eine sichere Grundlage gegeben hatte. Allerdings war der Gedanke, die beiden Reiche dauernd aneinander zu ketten, von Bismarck ausgegangen, aber daß Andrassy ihm bereitwillig entgegenkam, dünkt uns ein großes Verdienst; daß unmittelbar darauf sein Rücktritt erfolgte, gehört zu den Räthseln der modernen östreichischen Geschichte. War Andrassy in Ungnade gefallen, weil er die Convention vom April 1879 mit der Pforte abgeschlossen hatte, durch welche die Souveränität des Sultans in Bosnien und der Herzegowina anerkannt und der Annexion dieser beiden Länder ein Riegel vorgeschoben ward? Mußte er weichen oder wich er freiwillig, weil das Gestirn Taaffes am Horizont heraufstieg?

Es handelte sich damals darum, einem Mann das Portefeuille des Aeußeren zu übergeben, von dem man erwarten konnte, daß er vollständig im Geiste Andrassys weiterarbeiten würde. Nach zwei Seiten hin war die Freiheit seines Nachfolgers beschränkt. Das Bündniß mit Deutschland und die orientalische Politik wurden ihm octroyirt. Die letztere erschien den leitenden Kreisen noch wichtiger als die Verhandlungen, zu denen Bismarck in Wien erwartet ward. So lenkte sich nach kurzem Schwanken die Wahl auf Haymerle, der als Botschafter am italienischen Hofe manchen Beweis von Takt und Geschicklichkeit gegeben und es verstanden hatte, sich die Gunst der Italiener zu erwerben. Man wußte zwar von ihm, daß er durchaus kein Freund des deutschen Reiches sei, aber man war auch überzeugt, daß er thun werde, was man von ihm verlangte. In Bezug auf die Occupationspolitik hielt man ihn für unbedingt verläßlich. Seine Freunde behaupteten wohl, er habe sich vertraulich tadelnd über den Einmarsch in Bosnien ausgesprochen, indeß hatte er selbst officiell demselben bereits in Rom vorgearbeitet, und seine Ansichten waren, wie das in seiner Art lag, vollständig in jenen Andrassys aufgegangen.

In dem Rothbuche, welches im November 1878 den östreichischen Delegationen vorgelegt ward, befindet sich eine Depesche des Freiherrn von Haymerle, die für ihn und die Vorgeschichte der Occupation gleich charakteristisch ist. Sie datirt vom 2. Mai 1878 und berichtet über eine Unterredung, die Haymerle mit „einem der activsten Theilnehmer der Bewegung auf der Balkanhalbinsel" hatte. Dieser edle Häuptling versicherte dem Botschafter, daß die Bewohner Bosniens und der Herzegowina der türkischen Herrschaft vollkommen überdrüssig seien und selbst die Mohamedaner nur noch von einer auswärtigen Regierung Rettung erwarteten. Alle Hoffnungen der beiden Provinzen seien auf Oestreich gerichtet, die Annexion geradezu eine Nothwendigkeit. Haymerle begnügt sich nicht damit, dem Minister des Auswärtigen diese Aeußerungen des biederen Insurgentenchefs zu melden, sondern er berichtet auch, was er gesprochen. Wir ersehen also aus der Depesche, mit welchen herrlichen Farben Baron Haymerle die Zukunft Bosniens unter östreichischer Verwaltung ausmalte. Wenn man heute diese Depesche überliest und die Klagen und Beschwerden kennt, die täglich und stündlich aus Bosnien ertönen, dann glaubt man eine bittere Satire vor sich zu haben. Aber Haymerle hatte sich als warmer Anwalt der Vergrößerungspolitik gezeigt, — und man erinnerte sich seiner, als das Palais auf dem Ballplatze einen neuen Bewohner brauchte.

Zudem war Haymerle in der orientalischen Frage sehr wohl bewandert. Hatte er doch seine Laufbahn als Dragoman der Botschaft in Constantinopel begonnen, als Gesandter in Athen die griechischen Verhältnisse kennen gelernt und am Berliner Congresse als dritter Bevollmächtigter Theil genommen. Manchem Einwohner der deutschen Reichshauptstadt mag seine Erscheinung von damals her in Erinnerung sein. Die mittelgroße schlanke Gestalt, das magere, früh gefurchte Gesicht mit dem grauen Schnurr- und Backenbarte, die ernsten, aber meist von einem verbindlichen Lächeln belebten Züge gaben zusammen ein typisches Bild des hohen Beamten. Haymerle sah nicht bedeutend, aber fein aus; ein paar herbe Linien um die Mundwinkel verriethen, daß er sich mühsam emporgeschwungen. Auf dem Werner'schen Congreßbilde, das eben jetzt hier in Wien bewundert wird, steht Haymerle ganz in die Ecke gedrückt. Hat der Maler ihn absichtlich so postirt, um die Rolle zu symbolisiren, die er auf dem Congresse gespielt?

Unter allen Mitgliedern jener diplomatischen Versammlung, welche die Amputation des türkischen Reiches vollzog, war Haymerle das schweigsamste. Er sprach noch weniger als Mehemed Ali, der blonde Mohamedaner aus Magdeburg, der während des Krieges Abends in seinem Zelte deutsche Lieder sang. Haymerle hielt auf dem Congresse keine einzige längere Rede und ergriff fast nur das Wort, um einen Antrag zu verlesen, aber er arbeitete sehr viel. Alle östreichischen Anträge wurden von ihm redigirt. So die Aenderungen, die Oestreich zu Artikel VII des Vertrags von San Stefano vorschlug, durch welche die Kutzovlachen beseitigt wurden. Ferner die Fassung des Artikels XXXVIII des Berliner Vertrags, durch welchen Serbien verpflichtet ward, die Verbindlichkeiten der Pforte gegen Oestreich und die Gesellschaft in Betreff der türkischen Eisenbahnen zu übernehmen und unmittelbar nach Abschluß des Friedens eine Convention mit Oestreich zu schließen. Der Antrag auf Annexion des Territoriums von Spizza ward ebenfalls von Haymerle eingebracht und damit begründet, daß das Gebiet an und für sich äußerst unbedeutend sei und Oestreich nur von da aus den Hafen von Antivari überwachen könne. In der 13. Sitzung trat Haymerle warm, aber vergeblich für die Autonomie der Miriditen ein und in der 15. Sitzung machte er den Congreß aufmerksam, daß in der Nähe von Silistria ein einziger Punkt für eine feste Brücke über die Donau geeignet sei.

Betrachtet man diese Thätigkeit Haymerles während des Congresses, so gewinnt man ein Bild des Mannes. Er münzt keine eigenen Ideen aus, er wirft keinen zündenden Gedanken in die Berathung, aber er weiß die politischen Ansichten seiner Regierung mit Geschick zu formuliren und zu verfechten. Wortkarg auf der Bühne und fleißig hinter den Coulissen, wird er von Andrassy so tief in den Schatten gestellt, daß er fast neben ihm verschwindet. Der ungarische Graf nimmt seine Aufgabe leicht und trachtet höchstens schön zu sprechen; Haymerle arbeitet für ihn, und Alles was er sagt, riecht nach der Lampe. Er tritt nicht als der gleichberechtigte Diplomat auf, sondern als der talentvolle und geschmeidige Sectionschef, der von seinem Vorgesetzten die Inspirationen erwartet und sich nur selten und schüchtern über die vorgezeichnete Linie hinauswagt.

So blieb er auch als Minister des Auswärtigen. Er richtete sich nach den Eingebungen, die ihm von einem Höheren zukamen. Das politische Inventar, das er übernommen, hielt er aufrecht; Neues fügte er nicht hinzu. Das innige Freundschaftsverhältniß mit Deutschland, über das er ja selbst in den ersten Tagen seiner Ministerschaft mit Bismarck verhandelt hatte, trachtete er ungestört zu bewahren; die orientalische Politik führte er im Geiste Andrassys weiter. Als England am 12. Mai 1880 den Conferenzvorschlag machte, ist Haymerle der einzige Minister, der ihm mit der Bemerkung zustimmt, er erblicke in der Conferenz eine geeignete Form für die Regelung des Artikels XXIV des Berliner Vertrages. Er nimmt fortwährend gegen die Türkei Partei. Die Form der Collectivnote, welche die Mächte in der griechischen Frage an die Pforte richten, scheint ihm zu milde; er will das Wort „inviter" durch „demander" ersetzt wissen. Der sonst so liebenswürdige Mann wird mit dem türkischen Botschafter beinahe brutal und sagt ihm ins Gesicht, die Türkei respectire weder ihr eigenes Wort noch das der Mächte. Für Montenegro zeigt er eine gewisse Vorliebe. Begierig greift er die Idee der Consuln Lippich und Green auf, Dulcigno an Montenegro zu geben, und als England die famose Flottendemonstration vorschlägt, die zu einem so lächerlichen Fiasco führte, da billigt er sie nicht nur sofort, sondern will sich auch an einer Landung betheiligen, die den Krieg herbeigeführt hätte. Während Deutschland und Frankreich nur zögernd und unter allerlei Clauseln ihre Schiffe in die Adria senden, möchte Haymerle die Flottendemonstration auch in der griechischen Frage verwenden, und ihm verdankt man die Erwähnung der letzteren in dem sonderbaren „Protocole de desintéressement". Später freilich, als Gladstone mit dem klassischen Projecte herausrückt, Smyrna zu besetzen und als „Faustpfand" zu behalten, bis die Türkei die Conferenzbeschlüsse durchgeführt und den Hunger Griechenlands nach einem saftigen Länderbrocken gestillt hätte, wird Haymerle vor seiner eigenen Kühnheit bange und er protestirt lebhaft gegen den Flibustierstreich, den Gladstone den europäischen Kabineten zugemuthet.

In der Angelegenheit, die für Oestreich unter allen orientalischen die größte Wichtigkeit besitzt, in der Donaufrage ist es Haymerle nicht gelungen, einen Erfolg zu erzielen. Die Beziehungen zu Rumänien haben sich gebessert, wie es im diplomatischen Jargon heißt, aber man denkt in Bukarest nicht daran, den östreichischen Forderungen nachzugeben. Nach so vielen Berathungen und Sitzungen der europäischen Donaucommission hängt das Avant projet, welches der östreichische Vertreter in Gemeinschaft mit dem deutschen und italienischen ausarbeitete, noch immer in der Luft, und die berechtigten Ansprüche Oestreichs drohen an dem Widerstande Rumäniens zu scheitern. Aber darf man dem Verstorbenen die volle Verantwortlichkeit für diese klägliche Lage zuschreiben? Die auswärtige Politik Oestreichs hängt nur zum kleineren Theile von dem Minister des Aeußern ab, und dort, wo über sie in Wahrheit entschieden wird, hält man allen Ableugnungen dienstwilliger Officiösen zum Trotze den Blick unverwandt auf Salonichi gerichtet und betrachtet die Donaufrage als Nebensache. „Au dela de Mitrovitza"; — in diesen vier Worten liegt der Schlüssel, der die Chiffern der östreichischen Orientpolitik enträthselt.

Größere Energie als gegen Rumänien hat Baron Haymerle gegen Serbien gezeigt. Er hat es gezwungen, seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen in der Eisenbahnfrage nachzukommen, und der Sturz des Kabinets Ristitsch war sein Werk. Allerdings raffte sich der Minister zu dieser an ihm ganz ungewöhn-

lichen Entschlossenheit nur darum auf, weil die Ungarn sie verlangten und Herr von Tisza ihm keine Ruhe ließ. Uebrigens gibt es böse Zungen, die Serbiens Nachgiebigkeit nicht sowohl den scharfen östreichischen Noten, sondern den überzeugenden Beweisgründen zuschreiben, mit denen Herr von Bontoux in Belgrad so freigebig war. Auch möchten wir nicht behaupten, daß das drohende Säbelgerassel, mit dem man Serbien einschüchterte, es dauernd für Oestreich gewonnen habe. Aber ein Erfolg Haymerles war die Wandlung in Belgrad immerhin; — vielleicht der einzige, den die Geschichte dem früh hinweggerafften Minister nachrühmen wird.

Er würde ihm wohl auch im Lager der deutschen Verfassungspartei höher angerechnet worden sein, wenn er diese nicht durch seine unbedingte Gleichgültigkeit gegen die innere Politik erbittert hätte. Möglicherweise ist es ungerecht, daß man von ihm verlangte, er solle sich in die letztere einmischen. Aber das Beispiel Bismarcks entscheidet über das Urtheil der heutigen Welt in solchen Dingen; man will nicht zugeben, daß ein Minister des Auswärtigen sich auf sein Ressort beschränken könne und dürfe. Haymerle hat sich nie darum gekümmert, welche Einwirkung die Politik des Grafen Taaffe, die maßlose Begünstigung der Slaven, die systematische Unterdrückung der Deutschen auf das Verhältniß zu Deutschland haben könnte. „Er hat sich bei der Uebernahme des auswärtigen Amtes mit dem Grafen Taaffe auseinandergesetzt," hieß es in einem officiösen Nekrologe. Welcher Art diese „Auseinandersetzung" war, zeigte seine Haltung. Niemals versuchte er seinen Einfluß zu Gunsten der Deutschen geltend zu machen, und dies ist der schwere Vorwurf, den die Verfassungspartei wider ihn erhob, den sie an seinem offenen Grabe aussprach. Bezeichnend für ihr Urtheil über den Todten und für die Verhältnisse Oestreichs überhaupt scheint mir ihr Wunsch, sein Nachfolger möge ein Ungar sein. Wie bescheiden sind wir geworden!

Das Bild, welches wir hier in flüchtigen Strichen von der Wirksamkeit des Barons Haymerle entworfen, macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielleicht fehlt ihm auch die kühle Objectivität, mit der spätere Geschlechter seine Amtsführung prüfen werden. Aber für den Soldaten, der mitten im Gefecht steht, ist es unendlich schwer, völlig unparteiisch zu sein, und wer vermöchte es in einem Reiche, wo der wildeste Kampf der Gegensätze tobt und an Stelle des Staatsbewußtseins in allen Lagern das Nationalgefühl tritt?

Karl von Thaler.

Literatur und Kunst.

Erinnerungstraum.

Spät Abends wohl, wenn draußen sturmdurchschauert
In Nacht und Schnee die öde Gasse trauert
Und um den Thurm das Volk der Krähen lärmt,
Trägt mich ein Traum zu jenen Frühherbsttagen,
Die ich mit jugendseligem Behagen
In Attikas Gebirg verschwärmt.

Da scheint des Alters trüber Bann gebrochen,
Mein Blut hebt leicht und fröhlich an zu pochen,
Ich habe wieder zweiundzwanzig Jahr;
Ein sanfter Lichtstrom rieselt um mich nieder
Und trunk'nen Auges grüß' ich Alles wieder,
Was damals mein Entzücken war:

Das tiefe Blau, durchrauscht vom Flug der Tauben,
Die luft'ge Villa, die aus Myrthenlauben
Vom Hang Pentelis nach dem Meere sah,
Die Pinienschlucht, getaucht in Abendgluthen,
Und jene Grotte mit demant'nen Fluthen
Im Oelwald von Kephissia.

Da kommst auch du blauäugig Kind, Agathe,
Im schwarzen Haar die Blüthe der Granate,
Herab den Felspfad, in der Hand den Krug;
So wandelt' Hebe wohl im Götterreigen,
Doch unbewußt des Zaubers, der dein eigen,
Schwebst grüßend du vorbei im Flug.

Emanuel Geibel.

Björnstjerne Björnson.

Von Georg Brandes.*)

Außerhalb seines Vaterlandes ist Björnstjerne Björnson als großer Dichter bekannt. Für Norwegen ist er mehr als ein Dichter. Er hat nicht nur seinem Volke schöne Erzählungen, Lieder und Dramen geschrieben; er lebt tagtäglich mit diesem Volke, steht mit ihm in ununterbrochenem Verkehr. Er, der die feinste und zarteste Poesie zu dichten vermag, hält sich nicht für die gröbste Arbeit, diejenige des Journalisten und des Volksredners zu gut, wenn es gilt durch Bekämpfung eines Irrthums oder einer Lüge, durch Verbreitung einer einfachen aber noch unerkannten Wahrheit die sittliche und politische Erziehung des norwegischen Volks zu fördern. Es geht von ihm ein Hauch des Lebens aus. Wo sein Geist in diesem Augenblick hindringt, da entwickelt sich Selbsterkenntniß und Wahrheitsliebe, da werden Nationalfehler abgeschüttelt, da wächst das Interesse für alle geistigen, alle öffentlichen Angelegenheiten und mit dem Interesse das gesunde Selbstvertrauen. Er hat die Sendung des Dichters im weitesten Sinne aufgefaßt. Er ist der große Säemann Norwegens. Das Land ist ein Felsenland, steinig, wild und kahl. Die Saat fällt auf felsigen Boden und manch ein Samenkorn wird weggeweht vom Wind. Björnson fährt aber unermüdet in seinem Wirken fort. Sehr Vieles von seiner Saat ist schon aufgegangen; mancher Baum, den er gepflanzt hat, steht schon in Blüthe und was die Frucht betrifft, so denkt er bei seiner Arbeit nicht an das jetzt lebende Geschlecht allein.

Man braucht nur einen Blick auf Björnson zu richten um sich zu überzeugen, wie vorzüglich der jetzt achtundvierzigjährige Mann von der Natur für den heißen Kampf gerüstet wurde, den das literarische Leben in den meisten Ländern, jedoch besonders in dem streitbaren Norden mit sich führt. Man sieht nicht oft so breite Schultern, nicht oft eine so kraftvolle Gestalt — wie geschaffen, um in Granit ausgehauen zu werden.

Es gibt vielleicht keine Arbeit, die so, wie die schriftstellerische Productivität alle Lebensgeister erregt, die Nerven angreift, die Sinne verfeinert und schwächt. Es war aber keine Gefahr vorhanden, daß die Anstrengungen der dichterischen Production sich bei ihm wie bei Schiller auf die Lungen, oder wie bei Heine auf den Rücken schlagen konnten; es war nicht zu fürchten, daß feindselige Artikel jemals ihm, wie dem Helden Halvdan in seinem Drama „Der Redacteur", den Tod gäben, noch daß er, wie so viele moderne Dichter, der Versuchung unterliegen würde, durch verderbliche Reizmittel oder Zerstreuungen der durch die schöpferische Thätigkeit erzeugten Erregtheit oder Schlaffheit des Nervensystems entgegen zu wirken. Dem Mark dieses Rückens gebrach nichts, in diesen Lungen fand sich kein Staub und sie kannten keinen Husten; diese Schultern waren geschaffen, die Stöße, welche die Welt gibt, unerschüttert zu ertragen und sie zurückzugeben. Und die Nerven! Ich bin überzeugt, daß Björnson nie durch eigene Erfahrung begriffen hat, was man unter Nerven versteht. Er ist vielleicht der einzige bedeutende Dichter unserer Zeit, von dem sich dieses sagen läßt. Er ist als Schriftsteller nie nervös, nicht wenn er fein, nicht einmal wenn er empfindsam ist.

*) Aus dem in Bälde erscheinenden Buche: Moderne Geister, Literarische Bildnisse von Georg Brandes, Frankfurt, Litterarische Anstalt (Rütten und Loening), das wir nach freundlicher gewährter Durchsicht der Aushängebogen unseren Lesern zum voraus bestens empfehlen können.

Stark wie das Raubthier, dessen Name zwei Mal in seinem Namen vorkommt*), muskulös ohne eine Spur von Fettigkeit, athletisch gebaut, steigt er vor der Erinnerung auf mit dem mächtigen Kopf, dem festgeschlossenen Mund und dem scharfen, durchbohrenden Blick hinter der Brille. Literarische Feindschaften würden unmöglich diesen Mann zu Boden werfen können, und für ihn existirte nie die größte Gefahr für den Schriftsteller (eine Gefahr, die eine Zeit lang sogar seinem großen Nebenbuhler Henrik Ibsen drohte), daß sein Name todt geschwiegen werde. Er trat schon als ganz junger Schriftsteller (als Theaterrecensent und Politiker) so kampfeslustig in die Literatur hinein, daß dröhnender Lärm um ihn entstand, wo er sich zeigte. Er hatte wie sein Thorbjörn in „Synnöve Solbakken" die Rauflust des Starken, aber er stritt wie sein Sigurd in „Sigurds Flucht" nicht allein um seine Kräfte zu üben, sondern aus naiver, freilich oft irrender Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe. Er verstand es jedenfalls vom Grunde aus, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Ein Schriftsteller kann große und seltene Gaben besitzen und doch durch den Mangel an Uebereinstimmung zwischen seiner Begabung und dem Nationalcharakter oder der Entwickelungsstufe seines Volkes, lange Zeit hindurch an einem durchschlagenden Erfolg verhindert sein. Viele der Größten haben darunter gelitten. Viele wie Byron, Heine, Henrik Ibsen haben ihr Land verlassen, noch weit mehrere, die im Lande blieben, haben sich von ihrem Volke verlassen gefühlt. Mit Björnson verhält es sich ganz anders. Er ist zwar nie von seinem ganzen Volke friedlich anerkannt worden, anfangs nicht weil seine Form zu neu und ungewohnt war, später nicht, weil seine Ideen zu sehr die herrschenden, conservativen und hochorthodoxen Kreise herausforderten; noch heutzutage wird er von der Presse der norwegischen Regierung und der tonangebenden Beamtengesellschaft mit einer Wuth verfolgt, die in der Wahl ihrer Mittel ebenso wenig wählerisch ist, wie in andern Ländern die Erbitterung der Kämpfer für Throne und Altäre. Aber trotz alledem hat Björnstjerne Björnson sein Volk hinter sich und um sich wie unter den jetzt lebenden Dichtern vielleicht nur Victor Hugo. Wenn man seinen Namen nennt, ist es, als ob man die Fahne Norwegens aufsteckte. Er ist in seinen Vorzügen und Fehlern, in seinem Genie und seinen Schwächen so ausgeprägt norwegisch wie Voltaire französisch war. Seine Kühnheit und seine Naivetät, seine Offenherzigkeit als Mensch und seine Wortkargheit als Künstler, das gesteigerte und empfindliche norwegische Volksgefühl und das lebhafte Bewußtsein der Einseitigkeit und der geistigen Bedürfnisse dieses Volks, das ihn zum Skandinavismus, Pangermanismus, Weltbürgerthum getrieben hat, all dies ist in seiner eigenthümlichen Mischung bei ihm so ausgeprägt national, daß er in seiner Persönlichkeit das ganze Volk resümirt. Kein anderer Zeitgenosse vertritt so vollständig die Liebe dieses Volks zur Heimat und zur Freiheit, das Selbstgefühl, die Geradheit und die frische Energie desselben. Ja in diesem Augenblick bezeichnet er noch dazu in großem Stil die Selbstkritik des Volks, freilich keine geißelnde, mit Skorpionen peitschende Kritik, wie sie in Norwegen Ibsen, in Rußland Turgenjew vertritt, sondern das von Liebe getragene scharfe und muthige Urtheil. Er weist nie einen Schaden auf, an dessen Besserung und Heilung er nicht glaubt, nie ein Laster, an dessen Ausrottung er verzweifelt. Denn er hat einen wahren Köhlerglauben an das Gute in der Menschenwelt und besitzt den ganzen unbesiegbaren Optimismus eines großen genialen Sanguinikers.

Seinem Wesen noch ist er halbwegs Clanhäuptling, halbwegs Dichter. Er vereinigt in seiner Person die beiden im alten Norwegen hervortretenden Gestalten: den Häuptling und den Skalden. Er ist in seinem Gedankengang halb Volkstribun halb Laienprediger, d. h. er verschmilzt in seinem öffentlichen Auftreten das politische und religiöse Pathos seiner norwegischen Zeitgenossen und zwar fast noch mehr, nachdem er sich von der Orthodoxie losgerissen hat, als zuvor; er ist in noch höherem Grade Missionär und Reformator nach seinem sogenannten Abfall wie vor demselben.

Wie er in keinem andern Lande hätte können hervorgebracht werden, so würde er noch weniger als andere Schriftsteller außerhalb des Vaterlandes gedeihen. Als im Jahr 1880 durch die deutschen Zeitungen das Gerücht ging, daß er, von den ewigen, heimatlichen Streitigkeiten ermüdet, sich in Deutschland niederlassen werde, schrieb er mir: „Ich will in Norwegen wohnen, in Norwegen prügeln und geprügelt werden, in Norwegen singen und sterben."

Sich in so innigem Zusammenhang mit dem Vaterlande zu fühlen ist ein Glück, wenn man von dem Vaterland sympathisch verstanden wird. Und dies ist Björnsons Fall. Es beruht auf Verhältnisse, die tief in seiner Natur liegen. Er, der so stark für den verschlossenen, einsamen Michel Angelo schwärmt und der ihn naturgemäß so hoch über Raphael stellen muß, ist ein Geist ganz entgegengesetzter Art, nicht einsam, selbst wenn er am meisten allein ist (wie seit 1873 auf seinem Gute in dem entlegenen Gausdal), sondern ein durch und durch gesellschaftlicher, oder richtiger ausgedrückt volksthümlicher Geist. Er bewundert Michel Angelo, weil er das Große, das Tiefernste, das mächtig Schroffe im Menschenherzen und in dem Stil verehrt und versteht; aber mit der melancholischen Empfindung der Vereinsamung bei dem großen Florentiner hat er nichts gemein. Er ist der geborene Parteistifter und fühlte sich deshalb früh zu strömenden, volksthümlich parteistiftenden Geistern, wie dem Dänen Grundtvig und dem Norweger Wergeland hingezogen, so unähnlich er ihnen auch durch seine plastische Gestaltungskraft war. Er hat das Bedürfniß, sich als einen Mittelpunkt oder Brennpunkt der Sympathien zu fühlen, und er bildet unwillkürlich einen Bund um sich, weil er in seinem eigenen Wesen eine Gesellschaft resümirt. —

Nachdem er versuchsweise anonym einige kleinere Erzählungen veröffentlicht hatte, gab er 1857 „Synnöve Solbakken" heraus. Dieser literarische Debut war ein Sieg, und wurde besonders durch die Aufnahme des Büchleins in Dänemark, dessen Urtheil gewöhnlich für norwegische Dichterwerke das entscheidende ist, ein wahrer Triumph. Die frische Ursprünglichkeit, die Neuheit des Stoffs und der Darstellungsweise erklärt nicht genügend den Erfolg. Er beruhte auf der merkwürdigen Uebereinstimmung des Werks mit dem, was ein Theil der Lesewelt damals eben ersehnte und von einem poetischen Werke forderte. Das Jugendleben und die Jugendlectüre des Dichters hatten veranlaßt, daß er das Bauernleben im Lichte der altnorwegischen Sagen sah, wie er umgekehrt durch seine Vertrautheit mit dem Leben und der Denkweise der Bauern das Verständniß für die alten Sagen gewonnen hatte. Seine erste größere Erzählung, sowie viele der ganz kleinen (der Vater, das Adlernest u. s. w.), brachte eine Verjüngung des alten Sagenstils, während der Stoff volksthümlich war, ohne crassen Realismus. Björnson gehört zu den Glücklichen, die ihre Form nicht suchen, sondern sie von Anfang an besitzen. Seine älteste Novelle ist eine vollständig reife Frucht. Schon in seinem ersten Wurf war er klassisch. Er gehört nicht zu den Dichtern, die durch ein langes Leben ihre künstlerische Form immer mehr vervollkommnen und die erst nach harten Kämpfen mit dem widerspenstigen Stoff ihren Werken das innere Gleichgewicht zu geben vermögen. Seine Laufbahn ist nicht wie die so vieler Andern eine Felsenbesteigung im Nebel gewesen, nur von einigen sonnigen Stunden auf der Höhe gekrönt, sondern ein Steigen, während dessen sich auf jeder Stufe schöne Aussichten eröffneten. Und zwar ist seine Entwickelung so vor sich gegangen, daß er bei ursprünglicher, verhältnißmäßiger Enge oder Armuth der Ideen künstlerisch mit der höchsten Vollendung begann, um ein immer reicheres Ideenleben und eine sich immer steigernde Kenntniß des menschlichen Herzens in seine Werke niederzulegen. Er hat dabei zwar nichts an poetischem Werth, aber doch immerhin etwas an plastisch-klassischem Gleichgewicht eingebüßt.

Björnson ist zwei Mal Theaterdirector gewesen. Er hat selbst so viele von den Eigenschaften eines großen Schauspielers,

*) Björn bedeutet Bär, Björnstjerne das Sternbild: der große Bär.

daß er einen vortrefflichen Regisseur abgibt; die scenische Kunst seines Landes verdankt ihm viel, er hat die ersten unsicheren Versuche, eine nationale Bühne zu schaffen, gelenkt.

Seine Erfahrungen als Bühnenleiter sind ihm natürlicherweise als Schauspieldichter sehr zu statten gekommen; doch hat er in dieser Eigenschaft nie das technisch Vollendete erreicht. Es gibt in seinen Dramen viel mehr Poesie als geschickte Mache. „Sigurd", die große Trilogie, ist nicht für die Bühne bestimmt und, so viel ich weiß, nie aufgeführt worden. Sein kräftiges und wildleidenschaftliches Jugenddrama „Hulda" gewinnt durch die Aufführung wenig oder nichts. Doch haben zwei Schauspiele seiner ersten Periode einen durchschlagenden Bühnenerfolg gehabt.

„Maria Stuart in Schottland" (1864) und „Die Neuvermählten" (1865). „Maria Stuart" ist ein reiches, gewaltiges Stück, voll dramatischen Lebens, fast zu gewaltsam bewegt. In der Handlung verketten sich vorzüglich alle Einzelheiten, Rizzios Ermordung, Darnleys Tod, Marias Entführung durch Bothwell, nur der Schluß ist schwach, oder richtiger, das Drama schließt nicht. Ich glaube, daß das Werk dem Dichter besonders deshalb so gut gelang, weil er sich auf dem schottischen Boden noch in norwegischer Atmosphäre befand. In dieser norwegisch-schottischen Welt fühlt sich der Dichter vollständig wie zu Hause, und die Charaktere, die er schafft, haben ohne Bruch mit der Lokalfarbe Züge, die sie den Gestalten aus dem norwegischen Mittelalter, die er zu schildern gewohnt war, nah verwandt machen. Unter den Hauptcharakteren zeichnen sich der Puritaner John Knox, der finstere und doch lebenslustige, wild thatkräftige Bothwell und der schwache, knabenhaft rachsüchtige und unwürdig demüthige Darnley aus, der erstere eine echte Renaissance-Persönlichkeit, der andere fast zu modern. Maria Stuart selbst ist nicht so vollständig gelungen; die Charakterzüge sind weiblich verschwommen. Sie ist wie ein Wesen gedichtet, dessen geheimnißvoller Naturgrund sich in zwei entgegengesetzte Pole als die ganze Schwäche und die ganze Stärke des Weiblichen offenbart. Ihr Schicksal hängt insofern von ihrem Wesen ab, als jene Schwäche ihre Macht über die Männer bedingt und jene Stärke in den gegebenen Verhältnissen und zu der gegebenen Zeit ohnmächtig ist. Sie ist aber wegen des nordischen Idealismus, wegen der dem Pfarrerssohn angeborenen Schamhaftigkeit des Dichters allzu unsinnlich, außerdem zu passiv, um Heldin eines Dramas sein zu können. Sie ist weniger durch das geschildert, was sie sagt oder thut, als durch begeisterte oder herabsetzende Erwähnung und durch die Wirkungen, die sie unmittelbar durch ihre Persönlichkeit ausübt. Sie steht wie in einer Wolke abjectivischer Bestimmungen, welche die übrigen Persönlichkeiten massenhaft gegen sie heranschleudern. „Maria Stuart" entstammt einem Zeitraum in dem Entwickelungsgang Björnsons, wo er eine Neigung hatte, seine Charaktere psychologisch zu beschreiben, anstatt sie ihr Wesen ohne Commentar entfalten zu lassen. Alle Personen in diesem Drama sind Psychologen, studiren einander, erörtern ihr Naturell und experimentiren mit einander. Selbst der Page William Taylor kennt und beschreibt den seelischen Zustand Darnleys, wie ein Arzt eine Krankheit kennt und beschreibt. Während aber alle Personen wie Psychologen denken, sprechen sie alle wie Dichter, und diese dichterische Shakespeareartige Pracht der Diction, die so wahr ist, weil die Menschen der Renaissancezeit durchgängig dichterisch empfanden und sich einer blühend bilderreichen Sprache bedienten, erhöht den Reiz, den die tiefe Originalität der Hauptcharaktere dem Drama verleiht.

Das kleine Schauspiel: „Die Neuvermählten" behandelt ein überaus einfaches, aber ursprüngliches und allgemein gültiges, menschliches Grundverhältniß, die Loslösung der jungen Frau vom Elternhaus, die Collision in der Seele des jungen Weibes zwischen der angeborenen und gewohnheitsmäßigen Liebe zu den Eltern und der noch neuen und schwachen Liebe zum Gatten — eine Revolution oder Evolution, die mit der Naturnothwendigkeit und den Qualen einer geistigen Geburt vor sich geht. Unter gewöhnlichen, normalen Verhältnissen wird die Bedeutung dieses Bruchs nicht scharf hervortreten, weil es als etwas aufgefaßt wird, das so sein muß und häufig eher das Gepräge der Befreiung als der Losreißung hat. Werden aber die Verhältnisse nur ein bischen weniger normal gedichtet, ist die Liebe der Eltern ungemein egoistisch oder zärtlich, und ist die Gattenliebe des guten und gehorsamen Kindes weit weniger entwickelt als das anerzogene Pietätsgefühl gegen Vater und Mutter, so liegt hier eine Aufgabe, ein dramatischer Zusammenstoß, und ein Kampf mit ungewissem Ausgang vor. Diese Idee ergriffen zu haben ist das Verdienst und die Ehre Björsons.

Die Ausführung leidet unter einem doppelten Mangel. Erstens hat hier, wie in Maria Stuart, die nordische, allzu große Schamhaftigkeit, zweitens die psychologische Marotte die Wirkung des Stückes abgeschwächt. Nothwendig drängt sich dem Zuschoner die Frage auf: Ist Laura beim Anfang des Stücks im vollen Sinne des Wortes Axels Frau, oder ist sie es nicht? Sie muß seine Frau sein, denn ihre Kälte ist nicht eine derartige, die das Entgegengesetzte erklären würde; sie kann aber nicht seine Frau sein, denn wenn sie es wäre, würden die Schwierigkeiten sich heben lassen und die Zärtlichkeit ohne all diesen Lärm vor all diesen Zeugen sich von selbst allmählich einfinden. Doch eine bedeutendere Einwendung gegen den Plan des kleinen Schauspiels ist folgende: Wie kann Axel, wenn er schon durch eine Kraftanstrengung Laura von dem Elternhaus losreißt, schwach und dumm genug sein, um das Elternhaus in der Gestalt Mathildens Laura auf der Reise begleiten zu lassen? Ohne sie würde ja Alles viel leichter und glatter gegangen sein. Es heißt zwar am Schluß des Stücks, ohne sie hätten die Zwei sich nie gefunden; das ist aber wenig einleuchtend und jedenfalls unglücklich. Die eigentliche, dichterische Aufgabe würde eben gewesen sein, zu zeigen, wie die Beiden ohne fremde Hülfe wahre Eheleute wurden; es ist ein schlechter Ausweg, eine dea ex machina einen anonymen Roman schreiben zu lassen, der durch die Behandlung ihrer Lage sie erschrickt und sie einander in die Arme treibt. Ich sehe hierin ein Merkmal der Epoche, in der diese kleine Dichtung entstand. Die Kierkegaard'schen Ideen lagen in der Luft. Die Methode der Naturwissenschaften (Beobachtung und Versuch) auf den Verkehr zwischen Mensch und Mensch angelegt, das psychologische Experiment, das bei Kierkegaard eine so große Rolle spielt und das schon in „Maria Stuart" sich so breit machte, ist in „Die Neuvermählten" von der Hausfreundin Mathilde vertreten. Doch die ganze Weise, wie Liebe und Leidenschaft hier behandelt werden, ist für jene Periode in dem geistigen Leben Björsons und der norwegisch-dänischen Literatur überhaupt eigenthümlich. Man interessirte sich damals im Norden sehr wenig für Neigung oder Leidenschaft an und für sich, man studirte und schilderte die Gefühle in ihrem Verhältniß zur Moral und Religion. Man betrachtete die Darstellung der Liebe vor und außerhalb der Ehe als trivial oder frivol, und forderte von dem Dichter die Poesie der ehelichen Liebe. Die Liebe, die in „Die Neuvermählten" groß gezogen wird, ist als die Schuldigkeit der Frau gegen ihren Mann geschildert und wird ihr von allen Seiten als Aufgabe und Forderung vor Augen geführt. Sie ist keine frei und wild wachsende Pflanze; sie entfaltet sich im Treibhaus der Pflicht, von der Zärtlichkeit Axels umhegt, von der Eifersucht, der Unruhe, der Furcht vor dem Verlieren, mit welcher Mathilde das Treibhaus heizt, künstlich in die Höhe getrieben.

Die erste größere Arbeit, mit welcher Björnson nach mehrjährigem Schweigen vor das Publicum trat, war das auch in Deutschland ungewöhnlich erfolgreiche Schauspiel: „Ein Fallissement". Es war ein Sprung ins moderne Leben hinein. Die Dichterhand, welche die Schlagschwerter der Sigurds geschwungen hatte, hielt sich nicht für zu gut, die Gelder Tjäldes zu zählen und seine Schulden zu summiren. Björnson war der erste skandinavische Dichter, der sich im vollen Ernst mit der Tragikomödie des Geldes einließ und sein Sieg war deshalb um so glänzender. Absolut gleichzeitig mit „Das Fallissement" gab er das Schauspiel „Der Redacteur", eine blutige Satire der norwegischen Preßverhältnisse, heraus. Und nun erschienen in rascher Folge das große dramatische Gedicht „Der König", die Novelle

„Magnhild", die Dramen „Das neue System" und „Leonarda", neue Gedichte, republikanische Vorträge u. s. w., eine Production, die noch in diesem Jahre mit einem neuen Schauspiel und einem religiös freisinnigen Volksbuch vermehrt werden wird.

Man hat seine Poesie in dieser neuen Phase in conservativen norwegischen Kreisen dadurch herabzusetzen gesucht, daß man sie als Tendenzdichtung bezeichnet. Dies Wort ist das Schreckbild, durch welches man nur allzu lange alle Ideen der modernen Welt aus der dänisch-norwegischen Poesie fern zu halten gestrebt hat. Dabei hegt man, naiv genug, die Ueberzeugung, daß die älteren Dichterwerke, die man preist, tendenzlos sind, weil sie die entgegengesetzte Tendenz der neueren haben; man hat sich nämlich so vollständig an jene älteren Tendenzen gewöhnt, wie man sich an die Luft in einem Zimmer gewöhnt, das man nie verläßt. Nur höchst selten tritt die Tendenz bei Björnson in unpoetischer Gestalt hervor, wie z. B. in dem Blutsturz, an dem in „Der Redacteur" der junge Politiker stirbt, nur damit das Kainsmal an der Stirn der Hauptperson gezeichnet werden kann, oder in der Vision, die im Drama „Der König" die Tochter des politischen Märtyrers in dem Augenblick erscheint und tödtet, wo sie mit dem jungen König zum Brautschemel geht. Sieht man aber von mißlungenen Einzelheiten ab, wer kann dann verhärtet genug sein, um nicht den Born einer neuen und eigenthümlichen Poesie zu empfinden, der die Werke aus Björnsons zweiter Periode, zweiter Jugend sollte man sagen, durchströmt! Eine brennende Wahrheitsliebe hat diesen Büchern ihren Stempel aufgedrückt; ein männlich fester Charakter gibt sich in ihnen kund. Welcher Reichthum an neuen Gedanken auf allen Gebieten, über Staat und Gesellschaft, Ehe und Haus! Welch eine energische Aufforderung zur Wahrhaftigkeit gegen sich und Andere! Endlich welche Milde, welche Sympathie mit den Menschen entgegengesetzter Geistesrichtung, die, wie der Bischof in „Leonarda", der König im Drama desselben Namens geschont, ja idealisirt werden, während alle Angriffe auf die Institutionen als solche gerichtet sind!

Die Gegner der neueren Richtung Björnsons behaupten jetzt, daß so lange er sich außerhalb des Kreises der brennenden Fragen und lebendigen Ideen hielt, sei er als Dichter groß und gut gewesen, seit er sich aber mit modernen Aufgaben und Gedanken eingelassen habe, sei er zurückgegangen, leiste jedenfalls nicht länger künstlerisch Vollendetes. Aehnliche Urtheile sind überall in Europa laut geworden, sobald ein Dichter, der in seiner Jugend durch neutrale, harmlose Arbeiten die Gunst eines Publicums gewann, seinen Zeitgenossen zeigte, daß er sie studire und kenne. Es ist zwar wahr, daß Björnson in seiner zweiten Periode noch nicht die Durchsichtigkeit und Harmonie der Form erreicht hat, die seine ersten Arbeiten auszeichnen; es ist aber weder gerecht noch verständig, deshalb von einem Rückscheitt zu sprechen. Ein neuer, reicher und brausender Ideengehalt findet langsam seine Form, gährt bisweilen über den Rahmen hinaus; starke Gefühle und Gedanken haben ein gewisses Feuer und einen gewissen Schwung, der sie weniger geeignet macht, in gefälliger Gestalt zu erscheinen, als die Gedankenarmuth der Idylle.

Und trotz alledem, wie viele auch technisch vorzügliche Leistungen hat Björnson in den letzten Jahren hervorgebracht! Die Exposition im „Fallissement" ist eine der besten, welche die Literaturen aller Länder aufzuweisen haben, und die Diction im „Redacteur", besonders die der ersten Acte, die vorzüglichste, die Björnson überhaupt erreicht hat. Diese beiden Dramen, mit denen Björnson zuerst die Bahn betrat, die Heneik Ibsen mit seinem Schauspiel „Der Bund der Jugend" gebrochen hatte, schließen sich gewissermaßen an dieses kräftig gebaute und beißend witzige Stück an. Im Grunde enthielt „Der Bund der Jugend" sowohl ein Fallissement wie einen Redacteur. Das Fallissement war das des leichtsinnigen Erik Brattsbergs, der Redacteur liegt in schwachen Umrissen in Steinhoffs Verhältniß zur Zeitung Aslaksens und in dem Artikel gegen den Kammerherrn, der zuerst gedruckt werden soll und sodann nicht gedruckt werden darf. Man hat gewöhnlich im Publicum den „Bund der Jugend" und den „Redacteur" als Gegensätze, d. h. als sich widerstreitende Eingaben verschiedener politischer Lager aufgefaßt, und zwar nur, weil das erstere Stück einen unehrenhaften Vertreter der Fortscheittspartei, das andere einen noch frecheren und lügenhafteren Vertreter der Conservativen verhöhnt. Rein poetisch gesehen, stehen aber diese Stücke einander ganz nahe. Der Redacteur Björnsons ist der gealterte Steinhoff (mit den Jahren wird er hochconservativ) — ein Steinhoff, bei dem die weicheren und geschmeidigeren Elemente unter Enttäuschungen, Niederlagen und Anfällen wilder Verachtung seiner selbst und Anderer verknöchert sind, und bei dem deshalb die brutale Rücksichtslosigkeit allein übrig geblieben ist.

Man faßt vielleicht am richtigsten den „Redacteur" Björnsons als eine große Allegorie auf. Der ältere Bruder, Halvdan, der in dem politischen und literarischen Streit unterliegt, ist Wergeland, der nach einem in begeisterten Freiheitskämpfen verbrachten Leben, von den Erregungen seiner eigenen Angriffe und der Verfolgung der Gegner aufgerieben, so lange auf dem Krankenlager hingestreckt lag — eine noch größere und noch poetischere Gestalt kurz vor dem Tode, als während der langen Fehde des Lebens. In dem jüngsten Bruder Harald, der die Erbschaft Halvdans übernimmt, denk ich mir, hat Björnson seine eigenen politischen Bestrebungen mit den Mißverständnissen, denen sie ausgesetzt sind, und den Gegnern, die sie finden, symbolisiren wollen. Hakon, der älteste Bruder, der Bauer geworden, und die Frau desselben, die ohne aufzutreten eine Rolle spielt, repräsentiren das norwegische Volk. Die ungewöhnliche Kraft des Stücks beruht jedoch darauf, daß es bei dieser großen Weite des Horizonts, in seiner Charakterzeichnung in einem Grade individuell und charakteristisch ist, den Björnson nie übertroffen hat.

„Leonarda", das als dramatische Arbeit nicht hervorragend ist, gehört zu den poesiereichsten Werken des Dichters. Außerhalb des skandinavischen Nordens kann man ein Schauspiel wie dieses nicht ganz würdigen, vielleicht die gewaltige Wirkung desselben auf die Gemüther kaum begreifen. Es hat bei der Aufführung in Christiania nur deshalb so tief gewirkt, weil es als ein erlösendes Wort in die norwegischen Verhältnisse hineinklang. Die Idee des Stücks ist die der sittlichen und religiösen Toleranz, welcher der Dichter in früheren Zeiten selbst so fern stand. In „Leonarda" hat er mit bewundernswerther Geistesüberlegenheit eine ganze Reihenfolge von Generationen der norwegischen Gesellschaft vorgeführt, die Gebrechen und Tugenden jedes Geschlechts gezeigt, und die Urgroßmutter, welche die während der langen Zeit der nordischen Reaction so gering geschätzte Cultur des achtzehnten Jahrhunderts vertritt, das feierliche Amen des Stücks aussprechen lassen. Ihre Schlußreplik lautet:

„Mir ist als sei meine Zeit wiedergekehrt, wo es große Seelen und tiefe Gefühle gab".

Mit „Leonarda" war jedoch nicht nur die Zeit der tiefen Gefühle, sondern auch die der derben Gedanken wiedergekehrt, obwohl der Dichter, wie schon angedeutet, die Gegner seiner Lebensansicht mit einer Milde und Schonung, einer über alle Parteistreitigkeiten erhabenen Menschenliebe bekämpft, die vielleicht sein eigenthümlichstes Merkmal ausmacht.

Heneik Ibsen ist ein Richter, streng wie einer der alten Richter Israels, Björnson ist ein Prophet, der verheißende Verkünder einer besseren Zeit. Ibsen hat in der Tiefe seines Gemüths ein gewaltiges, revolutionäres Element. In der „Komödie der Liebe" und in „Nora" geißelt er die Ehen, in „Brand" die Staatskirche, in den „Stützen der Gesellschaft" die ganze bürgerliche Gesellschaft seines Landes. Was er angreift, wird von seiner tiefsinnigen und überlegenen Kritik zersplittert. Björnson ist ein versöhnender Geist, er führt ohne Erbitterung Krieg. Es spielt wie Apeilsonne über seinen Dichtungen hin, während die Werke Ibsens mit ihrem tiefen Ernst wie in Schatten liegen. Ibsen liebt die Idee, die logische und psychologische Consequenz, die Brand aus der Kirche, Nora aus der Ehe heraustreibt. Der Ideenliebe Ibsens entspeicht die Menschenliebe Björnsons.

Zur Entstehung und Bedeutung der Mode.

Von J. v. Falke.

I.

Die arme Mode, das liebenswürdige Kind der Laune mit seinen grillenhaften Einfällen! Heroen der Weisheit und der Wissenschaft sind über sie gekommen mit Keulenschlägen und haben versucht sie todtzuschlagen, als wäre sie die lernäische Schlange. Sie haben es versucht, aber die mächtigen Schläge sind in das Wasser gefallen oder in die Luft gefahren; die tolle Mode lacht ihrer und treibt ihr lustiges Spiel weiter, unbekümmert um Vernunft und Wissenschaft und Sittlichkeit.

Und ist es denn wirklich gar so eine schlimme Sache mit der Mode? Ist sie gar so sehr eine Verderberin der guten Sitte, der Moral, des guten Geschmacks, und ich weiß nicht, was Alles sie noch verderben soll? Ist sie solche arge Tyrannin, daß Niemand mit ihr fahren kann, ohne sich ihr als Sklave zu fügen? Sind ihr gar keine guten Seiten abzugewinnen? gar keine Eigenschaften, um derentwillen man sich mit ihr versöhnen, gar keine Punktationen, in denen man sich mit ihr auf Bedingungen vergleichen kann?

Wir wollen in aller Bescheidenheit und mit allem schuldigen Respect vor der Wissenschaft uns wenigstens die Dinge ansehen, wie sie wirklich stehen und sich verhalten.

Hören und untersuchen wir zunächst, was der neueste Antiverehrer der Mode ihr vorwirft.*)

Da gilt nun vor Allem als die gefährlichste Eigenschaft die Flüchtigkeit, der stete, ruhelose Wechsel mit allen Consequenzen und Nachtheilen. Das wissen wir freilich, jedes Jahr, ja jede Jahreszeit gebiert und bringt Neues. Aber was sie so bringen in stetem Wechsel, das sind doch nur Nebenformen, welche die großen Formen der Mode umspielen, Nebenformen, denen derjenige zu viel Wichtigkeit beilegt, der sie nur aus nächster Nähe und nicht von oben her im Zusammenhange ganzer Zeiträume betrachtet. So aber von der Höhe her erscheinen die wirklichen Moden, die großen Formen durchaus nicht so vergänglich, wie wir gewöhnlich meinen.

So will mir scheinen, der Frack sei doch auch ein Kind der Mode, und die Welt trägt ihn schon volle hundert Jahre, mehr denn drei Menschenalter, und ob der Schooß nun ein bischen breiter oder schmäler zugeschnitten, deshalb hat noch kein Professor sich einen neuen machen lassen. Wir Alle hassen ihn, das ist ausgemacht, aus ästhetischen und socialen Gründen, und können uns von der häßlichen Mode doch nicht befreien und werden wohl gezwungen sein, sie bis an unser Lebensende zu tragen. Und mit seinem treuen Genossen, dem schwarzen Seidenhut, der Angströhre, ist es ebenso, obwohl er schon lange auf unsern Häuptern wankt.

Und sollte die Crinoline, die wir noch mit Schaudern selbst erlebt haben, nicht auch ein Geschöpf der Mode sein? Dreimal hat sie als Reifrock die Welt mit ihrer Gegenwart beehrt und beglückt. Das erste Mal geschah es im sechzehnten Jahrhundert; da dauerte sie etwa fünfzig Jahre, und bei den steifen Spaniern und den bedächtigen Holländern noch ein halbes Jahrhundert länger. Dann erschien der Reifrock wieder unmittelbar nach dem Tode Ludwigs XIV., also gegen das Jahr 1720, und erfreute sich wieder ein halbes Jahrhundert der allergesegnetsten Umstände, und just auf den höchsten Höhen der Gesellschaft — wir kommen darauf wieder zu sprechen — hielt er sich noch ein paar Jahrzehnte länger, bis ihm die französische Revolution endlich den Garaus machte. Wir unsererseits im neunzehnten Jahrhundert sind über die Crinoline in fünfzehn Jahren hinweggekommen — ein starkes Stück! — Das ist wenig im Vergleich mit der Dauer ihrer Vorgänger, aber immerhin noch ein halbes Menschenalter, ein hübsches Tagwerk in Anbetracht der Flüchtigkeit und Flatterhaftigkeit der Mode. Wem es Vergnügen macht, der kann selbst die Crinoline um ihrer kürzeren Dauer willen als ein Zeichen unseres verbesserten Geschmacks betrachten.

Sollen wir andere Beispiele anführen? Die Fontange, die hochgeborne und hochgetragne Haube im Zeitalter der Perrücke, im Zeitalter des großen Ludwig, schwankte gut vierzig Jahre lang auf den Köpfen aller Schönen und Nichtschönen, welche der französischen Mode folgten. Und die Perrücke selbst, die widersinnigste aller Ausgeburten der Mode, erlebte anderthalb Jahrhunderte, freilich in verschiedener Gestaltung. Immerhin umwallte sie als Alongeperrücke, in ihrer kolossalsten Gestalt, wenigstens fünfzig Jahre lang alle selbstgefälligen Köpfe jener Zeit, den König und den Bürger, den General und den Staatsmann, den Gelehrten und den Künstler, den Weisen und den Thoren, und darnach als Puderperrücke mit der Bergette erfreute sie sich im achtzehnten Jahrhundert nicht geringerer Lebensfähigkeit. Und wie lange ging ihr der edle Zopf zur Seite, der sich noch im letzten Todeskrampfe, den ihm die Revolution bereitete, an den Rockkragen hing, als er im Nacken abgeschnitten war! Im sechzehnten Jahrhundert sah der große Ringkragen, genannt die Kröse, der Stolz der Männer wie der Frauen, mehr denn ein Menschenalter an sich vorüber rollen, trotzdem alle Geistlichen gegen ihn zu Felde zogen, und da er endlich gefallen, blieb er Volkstracht und Amtstracht selbst bis in unsere Tage. Im vierzehnten Jahrhundert noch vor der Mitte begannen die spitzen Schnabelschuhe Mode zu werden und blieben es bis zum Ende des fünfzehnten, um von den breiten Schuhen abgelöst zu werden, die wiederum ein halbes Jahrhundert dauerten. Und gleichzeitig mit den Schnabelschuhen behängten sich die Herren und Damen mit Schellen und Glocken und klingelten so einher des Weges und des Steges, wohin sie kamen, fünf bis sechs Jahrzehnte lang und vielleicht länger noch.

O, die Moden haben ein zähes Leben. Sie sind nicht so schnell abgethan. Man muß jeder wirklichen Mode, bis sie ihre Form, ihren Charakter ändert, im Durchschnitt die Dauer eines halben Jahrhunderts geben.

Man wird mir freilich einwenden, diese Beispiele gehören alten Zeiten an, und heute im Zeitalter des Dampfes sei es anders. Dem ist aber nicht so. Ich will mich nicht auf Frack und Cylinderhut berufen, die wir schnellfahrenden Leute schon von der langsamen Zeit überkommen haben und dennoch festhalten, obwohl wir uns ihrer nicht rühmen mögen. Die Flüchtigkeit der Mode, wie sie den Mitlebenden im Wechsel der Spielformen, der Nebendinge erscheint, datirt, genau so wie sie heute ist, mindestens seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Damals sagt das Modejournal der sogenannten Limburger Chronik, die fast von Jahr zu Jahr von den Moden berichtet: „Wer heuer war ein guter Schneider, der taugt jetzt nicht eine Fliege mehr, also hatte sich der Schnitt verwandelt in diesen Landen und in so kurzer Zeit.“ Also nicht blos die Formen der Moden wechseln, sondern selbst die Schneider, schneller als heute, denn ein Worth in Paris, ein Gunkel in Wien halten sich doch immer etliche Jahrzehnte auf ihrer einsamen Höhe. Und zu jener Zeit ist — in den Ermahnungen des Ritters de la Tour an seine Töchter — ausdrücklich von der „laufenden Mode“ die Rede, und die Ermahnungen dieses würdigen Ritters kann auch heute noch ein würdiger Vater an seine Töchter richten, vermuthlich freilich mit so wenig Erfolg wie damals.

Ja, wir können zum Vorzug oder zum Vorwurf der heutigen Mode nicht einmal sagen, daß wir darin erfindungsreicher sind. Alles, was das neunzehnte Jahrhundert bisher an neuen Moden geleistet hat, steht weit zurück hinter dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit der Formen, wie sie das fünfzehnte Jahrhundert in bunten, verwirrenden Contrasten hervorrief. Und es ist ja heute auch nur die Frauenkleidung allein, welche Leben zeigt. Niemals vielleicht in der ganzen Kostümgeschichte hat es eine Zeit gegeben, wo die männliche Kleidung so trist, so farblos, niemals seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wo sie so constant, so, man kann sagen, modelos gewesen wäre.

Also die geschmähte Flüchtigkeit, die gescholtene Flatter-

*) „Gegenwart“ Bd. XX, Nr. 34. „Das sociale Motiv der Mode.“ Von Rudolf von Ihering.

haftigkeit und Vergänglichkeit der Mode bedarf immerhin der Einschränkung oder mindestens der richtigen Auffassung.

Ebenso ist es mit jenem Ausspruch, der wohl nicht als Vorwurf, sondern zur Erklärung dienen soll, daß es die Standeseitelkeit sei, welche die Moden schaffe und ihren schnellen Wechsel herbeiführe, das Bestreben der oberen Klassen, sich von den niederen oder den mittleren durch die Kleidung zu unterscheiden.

Ich frage dich nun, geehrter Leser, und dich insonderheit geehrte Leserin, wenn du zu den „oberen Zehntausend" gehörst, ist es jemals in deiner Absicht gelegen oder dir nur in den Sinn gekommen, dich durch neue und elegante Kleidung von den mittleren zehn Millionen unterscheiden zu wollen? Und wir, die wir uns zu diesen letzteren rechnen, wenn wir bei Herrn Müller oder Frau Meyer oder selbst bei Madame Francine uns neue Kleidung machen lassen und dabei wohl gar nach dem neuesten Schnitt fragen, wir denken ebenso wenig daran uns in die Rangklasse der Zehntausend erheben zu wollen. Was wir wollen, ist nur das uns Gemäße, das Anständige; wir wollen eben nicht auffallen. Wäre die Mode aber das Unterscheidungszeichen, so müßte ja Jeder bestrebt sein, aufzufallen, weil er sich eben unterscheiden will. Dann könnte auch die Mode nicht die Tyrannin sein, die wenigstens alle Gebildeten unerbittlich zur Heeresfolge zwingt. Gerade je mehr die Mode Tyrannin ist, um so weniger ist sie aristokratisch. Ihr ist Alles gleich; sie kennt keine Klassenunterschiede und macht alles gleich, was sie ungleich findet. Der Tyrann ist der Feind der Aristokratie, und so ist die Mode viel mehr demokratischer denn aristokratischer Natur. Und was wäre das auch für ein nichtiges Beginnen, dieser Versuch der Unterscheidung? Die Mode ist ja für Alle gleichzeitig zu haben vom ersten Anfang an ohne eine Minute Zeitverlust.

Es gab allerdings Zeiten in der Kostümgeschichte, wo so etwas wie Standesunterscheidung durch die Kleidung beabsichtigt wurde. Es war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, da die Städte reich wurden, die Patrizier ritterlich thaten und die Zünfte nach der Herrschaft drängten. Damals erhob sich ein vorher nicht gekannter Kleiderluxus, in welchem es ein Jeder dem Anderen gleich zu machen trachtete, bis herab zum Bürgersohn und Handwerksgesellen. Damals nun hielten es die Obrigkeiten, vom Kaiser angefangen bis herab zur kleinsten Stadt, für nöthig und angemessen, Kleiderordnungen zu erlassen, in welchen einem Jeden das Maß seiner Länge und seines Aufwandes vorgeschrieben war, so zwar, daß z. B. die Länge der Schleppe kürzer sein mußte bei einer Bürgersfrau als bei einer Patrizierin, was unter Umständen wohl öffentlich an einem aufgestellten Maß gemessen wurde.

Diese Kleiderordnungen hatten ebenso wohl den Zweck den Luxus einzuschränken als auch — und das ist richtig — die Standesunterschiede aufrecht zu halten. Aber so zahlreich sie waren und so oft sie erneuert wurden, so erreichten sie weder das Eine noch das Andere, und so wurden sie als wirkungslos nach etwa zwei- bis dreihundertjähriger Dauer völlig aufgegeben.

Von dieser Zeit an, also etwa seit dem sechzehnten Jahrhundert, hört die Mode auf irgend eine Bedeutung zur Unterscheidung der Stände zu haben. Ja, sie kommt so wenig von den höchsten Höhen herab, daß gerade die Höfe und die ersten Höfe es sind, wie die von Paris und Wien, welche sich den neuen Moden widersetzen. So kam es, daß der Wiener Hof noch die steifen spanischen Modeformen trug, nachdem nicht blos die Zehntausend, sondern auch die Zehnmillionen schon Jahrzehnte damit fertig waren. So kam es, daß an den Höfen nach der Reifrock de rigueur war, nachdem alle übrige Welt sich längst davon befreit hatte. Die Höfe und die vornehmste Welt waren es, welche an gesticktem Frack und Klapphut, an Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen am längsten festhielten. Das ancien régime ist es, welches der Aristokratie zukommt, nicht die neue Mode. Die echte Aristokratie ist conservativ und hängt am Alten, die Mode aber ist revolutionär, ist demokratisch. Wenn die Aristokraten am Ende des vorigen Jahrhunderts sich durch etwas unterscheiden wollten, so war es dadurch, daß sie die alten Moden trugen und die neuen perhorrescirten. Um jene führten sie einen Kampf auf Tod und Leben, in dem sie freilich beide erlagen.

Man hat eben eine ganz falsche Vorstellung von dem Ursprunge der Moden und der Trachtenformen, der sich aus ganz anderen Ursachen und Quellen ableitet als man gewöhnlich annimmt. Aber gesetzt auch, es wäre die Standeseitelkeit, was ist denn damit erklärt für die bestimmten Erscheinungsformen der Moden, die doch — darüber kann kein Zweifel sein — von Zeit zu Zeit völlig ihren Charakter ändern? Die Standeseitelkeit, wenn sie überhaupt von Einfluß wäre, erklärt sie in keiner Weise.

Sind sie rein Kinder des Zufalls? Einfälle beliebiger Persönlichkeiten? Ausgeburten der Schneiderphantasie? oder die Resultate gemeinsamer Berathungen der Modeherren und Modedamen mit ihren „akademischen" Künstlern und Künstlerinnen?

Alles das mag im einzelnen Falle richtig sein, und doch ist Alles mit einander unwahr, unhistorisch.

Viele Erscheinungen der Kostüm- und Modengeschichte knüpften sich an berühmte Namen und anekdotische Erzählungen, die wieder und wieder aufgetischt werden. Und doch sind sie alle mit einander eben nur Anekdoten, deren Unwahrheit sich nachweisen läßt. Denn jedesmal hat die Mode schon vor ihrem Erfinder existirt. So soll ein Graf Fulco von Anjou um seiner mißgestalteten Füße willen die Schnabelschuhe erfunden haben, und doch sind dieselben langsam aus der gewöhnlichen Form des Schuhes herausgewachsen, sind gegangen und wieder gekommen, und erst bei ihrer zweiten oder dritten Erscheinung, ein paar Jahrhunderte nach dem Grafen Fulco, zu ihrer absurden Länge herangewachsen. Madame de Fontanges, die bekannte Maitresse Ludwigs XIV., soll die nach ihr benannte Haube erfunden haben, ein hohes, schwankendes Drahtgestell mit seidenen Bändern und Spitzen und Muslinstoff überkleidet, und zwar weil es ihr einmal an einem heißen Tage auf der Jagd eingefallen, mit einem grünen Zweige ihr schönes, nicht sehr geistreiches Haupt zu überschatten. Man sieht nun zwar nicht allzu leicht, wie denn der grüne Zweig zur Spitzenhaube geführt habe, zu allem Ueberfluß aber existirte diese Haube schon eine geraume Zeit vor dem Jahre dieses geschichtlich denkwürdigen Ereignisses, und man kann an zahlreichen Bildern von Jahr zu Jahr nachweisen, wie sie aus kleinem Anfang entsteht, mit der Frisur emporwächst und etwa zu der Zeit ihre größte Höhe erreicht, da der königliche Herr Frankreichs in den Fesseln der genannten Dame schmachtete.

So zahllose Beispiele aus alter und neuer Zeit. Hat man doch die Erfindung der Crinoline der Kaiserin Eugenie zugeschrieben, um das kommende Glück zu verdecken! Und doch braucht man nur die Modejournale zu durchblättern — und vielleicht wissen diesmal „die ältesten Leute" sich dessen noch zu erinnern —, wie die Crinoline die nothwendige letzte Stufe eines Processes ist, der mit dem Anfang unseres Jahrhunderts beginnt und um das Jahr 1860 seinen Höhepunkt erreicht. Von dem Kostüm à la Grecque an bläht das Kleid sich langsam auf, und als die anwachsende Fülle der Unterröcke — Pardon, wenn wir uns zu weit in die Geheimnisse der Toilette vertiefen! — als die Fülle der Unterröcke wegen ihrer Schwere nicht mehr getragen werden konnte, da traten die Stahlreifen an ihre Stelle und trugen leicht und luftig den schwellenden Ballon. Damals kam sie wie eine Erlösung, die Crinoline.

Schon diese Beispiele deuten an, was es denn eigentlich mit den Erfindungen der Schneiderphantasie auf sich hat. So wenig Napoleon das nach ihm benannte Hütchen erfunden oder Werther oder Goethe die Werthertracht, so wenig Lord Spencer der Erfinder des nach ihm benannten Spencers ist, der hergebrachten, aus dem alten Wamms, der alten Jacke entstandenen Tracht des Jockey — ebenso wenig ist es in Wahrheit und Wirklichkeit die Phantasie der Kleiderkünstler oder der Dandies und der eleganten Damen, aus welcher die Formen der Moden hervorgehen. Allerdings sinnen und grübeln wohl die Einen wie die

Anderen, was man Neues dem Publicum darbieten könnte, und sie treten auch wohl zu gemeinsamen Berathungen zusammen, aus denen durchaus nicht immer das hervorgeht, was vom Publicum acceptirt wird. So machten es vor etlichen Jahren die Hutmacher in Wien. Sie entschieden sich collegial für drei Hutformen, die sie nach den zeitgenössischen Dichtern Hebbel, Bauernfeld und Mosenthal benannten, und das nächste Jahr, wenn ich mich recht erinnere, machten sie drei große Juristen oder drei große Philosophen zu Taufpathen. Das Publicum aber verhielt sich diesem geistreichen Vorgange gegenüber absolut gleichgültig und nahm was ihm sonst beliebte sein Haupt zu krönen.

Die Sache ist, daß dasjenige, was die Phantasie der Schneider aber auch der Madedamen und Modeherren erfindet — und selten, sehr selten sind gerade die hohen und höchsten Häupter unter den Erfindern — gewöhnlich von sehr geringer Wichtigkeit ist, und selbst in diesem, was nur Einfall und Laune scheint, stehen sie, bewußt oder unbewußt, unter dem Drange und dem Einfluß höherer, von ihnen ganz unabhängiger Ursachen. Sie leiten nicht, sondern sie werden geleitet; sie können nichts erfinden oder nichts durchsetzen, was nicht der Zeit genehm ist. Sie sollen es nur versuchen und z. B. niedere Frisuren oder niedere Hüte vorschlagen, während die Tendenz in die Höhe geht, oder enge Kleidung empfehlen, wenn die Richtung der Zeit weite verlangt; sie werden kläglich scheitern.

Journalisten auf der Bühne.

(Gespräche in einer Wiener Redactionsstube.)

Es war ein regnerischer Sonntagsmorgen, und als um elf Uhr die Sonne sich noch immer weigerte, Ordnung in der ungezogenen Wolkenmenge zu schaffen, wurden alle für den heutigen Tag abgeschlossenen Verträge über gemeinschaftliche Ausflüge für null und nichtig erklärt und Jeder suchte auf eigene Faust die freie Zeit todtzuschlagen. Der Eine warf ihr ein Buch an den Kopf, der Andere eine Zeitung, der Dritte seine Frau; mehrere ledige Journalisten entschlossen sich zu dem heroischesten Opfer und gingen Sonntags in das Bureau. Ausnahmsweise waren alle Plätze besetzt; auch der mit Zeitungen reich beladene Tisch unseres gemüthlichen Lesezimmers sah eine stattliche Zahl von Redacteuren versammelt, welche sich alle das seltene Vergnügen gönnten, heute Europa durchaus unberücksichtigt zu lassen und kein einziges Blatt zur Hand zu nehmen. Man plauderte. Die Leitortikler waren besonders guter Laune; heute drahte kein Depeschengewitter aus Pest, Berlin und Paris loszubrechen, und sanfte feuilletonistische Gefühle zogen in die ernsten Seelen der Politiker ein. Ein College von der Rubrik „Ausland", welcher sonst ausschließlich damit beschäftigt ist, die Aufstände von Algier und Tunis oder die Wahlen in den Pariser Arbeitervierteln zu leiten, lenkte freundlich den Blick auf die Hauptstadt von Oestreich-Ungarn zurück, und fragte einen Collegen von der „Kleinen Chronik": „Sie waren ja gestern bei einer Reprise von Sardous „Rabagas", was halten Sie denn von der Komödie?"

Der Angeredete erhob sich und erwiederte: „Wien, Carl-Theater. Heute gab man wieder einmal bei vollbesetztem Hause" — —

„Schon gut, schon gut," unterbrach ihn der „Ausländer", „Sie wissen Ihr Referat auswendig und wollen es jetzt ergreifend declamiren. Ich habe Ihre Kritik leider gelesen, aber gerade deshalb wollte ich von Ihnen eine mündliche Bestätigung hören, weil ich unmöglich an den Ernst Ihrer geschriebenen Worte glauben konnte!"

Der Referent, ein martialischer, hochstämmiger Mann von imponirendem Aussehen, das von seinen friedlichen Worten immer lebhaft absticht, reckte sich in die Höhe und in die Breite, als wollte er sein ganzes Wesen plötzlich zum Quadrat erheben und fixirte seinen Gegner durch einige Secunden. Dann öffnete er langsam den Mund und sprach:

„Erlauben Sie zur Güte, Sie sprechen wohl im Traum?"

„Ja wohl, es erscheint mir wie ein Traum," rief der Andere heftig, „daß Sie, der von dem reactionären Bühnenpamphlet alles Schlimme zu sagen wußte, just über einen Punkt, der Ihre vollste Aufmerksamkeit in Anspruch hätte nehmen müssen, vollkommenes Stillschweigen bewahrt haben."

„Ich errathe," erwiederte erröthend der Kritiker, „Sie vermißten eine Beschreibung der Toiletten ... es war aber gestern Abend wirklich zu spät für mich, um noch schnell das Schneiderhandwerk zu studiren; man lernt nicht Alles auf einmal; aber beruhigen Sie sich, in den nächsten fünfzig Jahren werde ich mich auch darin orientirt haben."

„Sie sind im Irrthum, lieber Freund, es handelt sich um ernstere Dinge. Ich habe „Rabagas" gelesen und war empört über die Rolle, welche dieser französische Komödienfabrikant den Journalisten zumuthet. Werden denn unsere Theater niemals aufhören, die Redactionsstuben in den albernsten und widrigsten Verzerrungen auf die Scene zu bringen; werden sie niemals aufhören, aus unserer Mitte nur eine verächtliche Klasse von Gesinnungslosen, von schwachköpfigen Wichten herauszugreifen? Haben die Dichter, welche solche Carricaturen entwerfen, haben die Directoren, welche solche Zerrbilder vor die Lampen bringen, gar niemals Gelegenheit gehabt, einem anständigen Redacteur ins Auge zu sehen und sich zu überzeugen, daß diese Leute weder entlaufene Galeerensträflinge, noch uneingesperrte Narren sind? Auch in einer neuesten Komödie: „Moderne Journalisten" von Ferdinand Groß und Max Nordau, welche in Hamburg und anderswo über die Bretter ging, sollen wir Federhelden nicht minder unliebenswürdig dargestellt sein. Die Herren Dichter und Autoren wissen doch sonst immer die Redactionssäle zu finden, wenn sie, wenn sie —"

„Wenn sie uns ihrer Nachsicht versichern wollen," warf der Referent ein.

„Lachen Sie nicht über solche Dinge, Sie ahnen offenbar nicht, welchen Schaden diese systematische, offene Verhöhnung unserem Stande zufügt. Man darf eine solche Ungezogenheit nicht ohne Protest passiren lassen, denn sehen wir geduldig zu, wie in den meisten modernen Komödien der Journalist eine klägliche Rolle zugetheilt erhält, so bringt irgend ein ausgelaugter Dichterling, dem schon alle Ideen davongeflogen sind, auch noch eine Einbrecherscene auf die Bühne, bei welcher mehrere Redacteure mit Tintenfässern, Brecheisen und Dietrichen erscheinen; wenn Ihnen das lustig vorkommt, so beneide ich Sie nur um die göttergleiche Ruhe, mit welcher Sie sich vom ersten Besten auf dem Kopf herumtanzen und Ihren Stand besudeln lassen."

„Bravo! Bravo!" riefen die Collegen im Chorus, „ein Pereat dem Referenten, wenn er die Antwort schuldig bleibt!"

„Meine Herren Collegen und Freunde!" begann der niedergedonnerte Kritiker ...

„Wir sind nicht Ihre Collegen und Freunde, wenn Sie nicht einmal die erbärmlichsten Angriffe auf unsere Ehre zurückweisen können; wählen Sie nur eine andere Anrede."

„Meine Herren von der Presse! Stellen wir vor Allem den Thatbestand fest. Herr Sardou — kein gewöhnlicher Komödienfabrikant, sondern ein Mann von glänzendem Geiste und von seltener satirischer Kraft — läßt sich zu einer strafwürdigen Verirrung hinreißen. Die ewigen Lorbeerkränze scheinen ihn zu ermüden, und er setzt sich zur Abwechslung eine Krone von Disteln und Brennesseln aufs Haupt. Er steigt tief in die Arena der schwülsten Parteikämpfe hinab und schreibt ein Stück, dessen Held, der berüchtigte Rabagas, als Vertreter republikanischer Grundsätze die verächtlichsten Handlungen begeht, um schließlich zum Königthum überzulaufen. Um den Franzosen das heilige Mysterium des alleinseligmachenden Imperialismus noch klarer zu machen, umgibt Sardou seinen Helden mit einer kleinen Ratte von Gesinnungsgenossen, die ihrem Führer an Charakterlosigkeit und Gewinnsucht nichts nachgeben. Diesem dunklen Menschenkehricht steht ein idealisch milder Fürst gegenüber, der schließlich über die Speculationsaufständler triumphirt und Herrn Rabagas in sein Nichts zurückschleudert. „Für mich gibt es nur ein Land,

das mich zu würdigen weiß — dorthin werde ich mich jetzt begeben," ruft Rabagas aus. „Und dieses ist?" fragt der Fürst. „Das ist Frankreich," antwortet Rabagas, und damit schließt das Stück. Man hat in Wien alle Rodomontaden und Farbenwechsel des republikanisirenden Falstaff-Rabagas mit großem Gleichmuthe angehört; was in Paris wie siedendes Pech in die erregten Massen fiel, ließ in Wien und Deutschland, wo man die Kämpfe der Communards, der Monarchisten wie der Republikaner mit ruhigeren Augen verfolgt, entschieden kalt."

„Zur Sache! zur Sache!" riefen die Gegner des Sprechers; „weichen Sie nicht dem Kernpunkte unseres Streites aus!"

„All das Gesagte, meine Herren, war nothwendig, um Ihnen zu zeigen, daß nicht der mindeste Grund vorlag, Herrn Sardou leidenschaftlich zu verfolgen, wenn es ihm beliebte, seinen Rabagas als Führer rebellirender Journalisten Frankreichs darzustellen. Rabagas ist ja nicht blos Journalist, sondern auch Advokat; aber so wenig das Berliner oder Wiener Barreau an der Vorführung der politischen Spektakelkomödie Anstoß nahm, so wenig ziemt es uns, auch nur die leiseste Idee aufkeimen zu lassen, als hätte sich die anständige Journalistik ihrer Haut zu wehren, so oft eine niedrige Sorte von schreibenden und schreienden Buschkleppern geprügelt wird."

„Aber das große Publicum macht diese feinen Distinctionen keineswegs; es sieht eine Redactionsstube, in welcher Lüge und Gemeinheit die Herrschaft führen, und es nimmt dann aus dem Schauspielhause die widerwärtigsten und falschesten Vorstellungen vom Volke der Journalisten mit!"

„Ich habe eine bessere Meinung vom großen und gebildeten Publicum. Dieses Publicum hat oft genug in den Zeitungen selbst haarscharfe Unterschiede ziehen sehen zwischen der gesunden und der kranken Presse, zwischen klaren und lichtscheuen Existenzen. Der gebildete Zuschauer zieht eben im Theater aus einzelnen Zeitungscarikaturen keine Schlüsse auf das Ganze, und wir leiden unter solchen Zerrbildern so wenig wie die Armee, wenn ein kassirter Offizier eine Schwindlerrolle, oder das Parlament, wenn ein überspannter Deputirter eine Narrenrolle spielt."

„Es ist manches Wahre, lieber Kollege, in Ihrem musterhaft kleinen Speech," ließ sich jetzt der wieder begütigte „Ausländer" vernehmen, „allein finden Sie nicht, daß die Herren Dramendichter ungebührlich oft die Schattenseiten der Presse aufs Tapet bringen, daß sie überhaupt mit einer lächerlichen Unkenntniß unserer geistigen und technischen Verhältnisse Redactionsbilder zeichnen? Man könnte ja die Mondbewohner nicht phantastischer schildern, als die unter uns am hellen Tage herumwandelnden Journalisten."

„Das leugne ich eben ganz entschieden. Wenn die Zeitung im modernen Bühnenstück häufiger als je zur Sprache kommt, so rührt das einfach daher, weil die Blätter auch weit entscheidender als ehedem in das öffentliche Leben gestaltend eingreifen. Es ist ein Zeichen unserer wachsenden Macht, daß die Spiegelbilder des öffentlichen Lebens ohne die Figur des Redacteurs eine Lücke aufweisen würden. An Komödien, in welchen der Journalismus eine würdige Rolle spielt, ist übrigens kein Mangel; ich habe auf der Bühne schon recht edle und küssenswerthe Kollegen aufgepflanzt gesehen. Ist nicht der Bolz in Freitags „Journalisten" ein Mustermensch zu nennen? Er führt die Feder im Dienste der Freiheit wie eine ritterliche Klinge und erkämpft sich nicht blos einen Deputirtensitz auf der Linken des Parlaments, sondern auch das Herz eines klugen, schönen Edelfräuleins. Das sympathische Charakterbild dieses Mannes, der über die graue Prosa politischer Wahldebatten jenen poetischen Schimmer zu breiten weiß, der aus jeder idealen Seele leuchtet, es wird noch anziehender, wenn wir Bolz in seiner kleinen Redactionsstube finden, wo er wie ein glücklicher Duodezfürst über seine kampflustige Schreibertruppe herrscht, die auf die Worte des Meisters schwört, für ihn durchs Feuer geht und das vergängliche Werk einer Zeitungsnummer mit einer Begeisterung aufrichtet, als gelte es nicht, eine Eintagsfliege, welche der nächste Morgen tödtet, sondern ein ehernes Denkmal für so und soviel Jahrhunderte Nachwelt zu schaffen. Jede Vorstellung von Freitags „Journalisten" ist eine Herzenswerberin für die Zeitungswelt. Ich kenne einen jungen, schüchternen Redacteur, der bei seiner Schönen lange um Erhörung flehte und vergebens flehte, weil Eltern und Tochter von einem Federfuchser nichts wissen wollten. Da gerieth er auf den glücklichen Einfall, eines schönen Abends die ganze Familie ins Burgtheater zu führen, wo Sonnenthal-Bolz das verehrliche Publicum durch seine Liebenswürdigkeit elektrisirte. Da war es um den Trotz des Mädchens geschehen; jedes Wort, das von den Lippen der verliebten Adelheid, dieser anmuthigen Muse der Redaction flog, fiel zündend in das Herz der Zuhörerin, und als Bolz auf der Bühne seine Braut umarmte, fiel auch zur großen Ueberraschung des Burgtheaterpublicums jene spröde Wienerin unserm Journalisten um den Hals und rief ihm zu: „Dein — bis zur letzten Nummer!" Der Zeitungsschreiber war selig; er ist freilich kein Bolz gewesen, denn der gefühlvolle Bräutigam entpuppte sich bald als Herausgeber einer Wochenschrift für Hopfen- und Bierbrauerinteressen; die Ehe ist aber doch eine glücks- und kindergesegnete geworden."

„Als Freytag seine „Journalisten" geschrieben hatte, es war in der Mitte der reactionären Fünfzigerjahre — weigerten sich viele Hofbühnen, das Lustspiel auf die Scene zu bringen; es wehte eine zu scharfe Luft aus der Bolz'schen Redactionsstube in die schläfrige Bundestagswelt hinein. Auch die Schauspieler waren für das Stück nicht sonderlich eingenommen; sie äußerten sich, daß das Publicum der Gestalt eines Journalisten kein Interesse abgewinnen könne (welcher Künstler wird heutzutage einen Journalisten langweilig finden?), und so machte das Lustspiel, welches noch jetzt in wunderbarer Frische wirkt, nur langsam seinen Weg durch Deutschland. Ursprünglich war es ein verklärendes Lichtbild des Journalismus; der Schlagschatten, den die Carrikatur des „Schmock" in das schmeichelnde Gemälde wirft, ward erst später hinzugethan und man erzählt, Alfred Meißner, der die komische Figur nach einem bekannten Original entworfen, habe sie seinem Freunde Freytag für das neue Lustspiel in guter Laune überlassen."

„Wir Zeitungsschreiber dürfen keineswegs darüber klagen, wenn das Redigiren auf der Bühne überhand nimmt, denn zuerst waren es Journalisten, welche unter die Dramatiker gingen, und zugleich, wie Goethe sein Liebesweh in den Werther ausgießt, all ihr redactionelles Hangen und Bangen auf die Bretter brachten. Nach Freytag bemächtigte sich in Deutschland Laube des realistischen Themas und ihm thaten es Viele nach, der Eine manierlicher, der Andere plumper, der Eine unter dem lauten Beifall der Presse, der Andere unter ihrem heftigen Widerspruche; so ging es und geht es noch heute. Aber niemals wurde der Vorhang vom Allerheiligsten des Zeitungstempels weggezogen, ohne daß das Publicum das größte Interesse für das entschleierte Doppelbild der Wahrheit und der Unwahrheit zeigen würde. Man wird doch immer mit einiger Neugierde in das eigentümliche Weben und Leben einer Zeitungsstube, mögen nun deutsche oder französische Redacteure darin walten, hineingucken."

„Einzelne komische Irrthümer in der Copirung unserer Schreibstuben müssen wir schon in den Kauf nehmen. Welcher Industrielle muß nicht lächeln, wenn er das Fabriksleben naiv auf der Scene sich entfalten sieht, welcher General würde eine Schlachtordnung auf der Bühne für correct erklären; welcher Minister die Schilderung intimer Kabinetsgeschichten als getreu anerkennen? Dabei genießen wir noch den Vortheil, daß unsere Thüren Jedermann offen stehen, so daß das Publicum leicht das Original mit der Copie vergleichen kann, was bei den Arbeitszimmern der Herren Moltke und Gambetta nicht der Fall ist. Es läßt sich sogar mit mathematischer Gewißheit nachweisen, daß in journalistischen Dingen die Zahl der „Wissenden" jene der Uneingeweihten weit übersteigt; meine Ziffernreihen werden Sie total niederschmettern. . . ."

Die Collegen schienen von dieser kühnen Behauptung ein wenig verblüfft, der siegessichere Kritiker aber stellte sich in Professorenpositur und docirte kurz und gut:

„Sprechen wir, um das Ganze zu vereinfachen, vorerst von Wien. Unser Blatt besteht, wie Sie wissen, beinahe seit zwei Decennien. Nehmen wir bescheiden an, daß während der ersten zehn Jahre mit nur 300 Arbeitstagen täglich zehn Besucher uns mit ihrer Gegenwart erfreut hätten; dies macht während der Zeit unseres Bestehens 30,000 Besucher. Rechnen wir für die übrigen löblichen Redactionen während eines gleichen Zeitraumes die doppelte Besucherzahl, nämlich 60,000, so erhalten wir die hübsche Summe von 90,000 „Wissenden". Von diesen soll während dieses Decenniums Einer nur je zehn Freunden seine angenehmen Wahrnehmungen mitgetheilt haben; das gibt zusammen eine Anzahl von 990,000 Personen, welche Herrn Sardou und Genossen auslachen können, sobald diese sich des kleinsten Fehlers in der Schilderung unseres Redactionslebens schuldig machen. Verdoppeln Sie nun nach dem Lebensalter unseres Blattes die Schlußziffer, so erhalten Sie für die Millionenstadt Oestreichs eine ganze Armee von Lesern, welche so glücklich sind, sich über uns ihr eigenes Urtheil bilden zu können. Ein gefälliger Adam Riese mag diese Zeitungsstatistik auch auf Deutschland übertragen und wir werden dann fröhlich ausrufen können: In ganz Berlin und Wien existirt kein Mensch, der nicht aus eigener Erfahrung wüßte, daß Rabagas und Genossen krankhafte Phantasiebilder eines politisch aufgeregten Dichtergemüths sind!"

Während die Freunde in dieser langen Rede kurzen Sinn suchten, war die Herbstsonne strahlend aufgegangen. Wir verließen die kühlen Schreibstuben, um uns im Freien als nachahmungswerthe Musterbilder schmucker Redacteure zu ergehen. Vor dem Hausthore trat uns ein finster blickender Mann mit einem Buche im Gewande entgegen. Es war ein Dramendichter, der eine freie Sonntagsstunde benützte, um sie dem Redacteur des Feuilletons zu rauben. „Das ist der 990,001", flüsterte der „Ausländer" dem kritischen Mathematiker ins Ohr. „Vivat sequens!" sprach dieser gerührt, und damit nahm die Debatte über Journalisten auf der Bühne ein glorreiches Ende.

Josef Oppenheim.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaale.

Aussichten für die Saison und für den Berichterstatter. Neue Compositionen: Brahms' „Tragische Ouvertüre" und „Akademische Festouvertüre"; Jacobys Clavierconcert und Lieder; Kleinmichels Symphonie. Virtuosen: Der elfjährige H. Olk, Herr Marsick, Herr Rummel, Fräulein Kopp, Herr Elmblad.

Seit dem 10. d. M. hat die Winterconcertzeit begonnen; am 23. ist dieser Bericht beendet; zwischen den beiden Tagen wurden zehn Concerte gegeben; für die nächsten sechs Wochen stehen deren über 30 in unserem Kalenderverzeichnisse — und neben ihnen eine neue Operette in der Friedrich Wilhelmstadt und eine neue Oper am Königlichen Theater. Wir führen das hier an, nicht etwa um das Mitleid des Lesers anzuregen, sondern nur um darzuthun, daß wir uns in einem Wochenblatte auf Uebersichten und Angabe des Neuen beschränken müssen, wenn die „Gegenwart" nicht in eine Musikzeitung umgewandelt werden soll.

Beginnen wir mit der schaffenden Tonkunst: Der treffliche Bilse hat in seinem ersten Symphonieabende Brahms' „Tragische Ouvertüre" zu Gehör gebracht, die Königliche Kapelle gab in ihrem ersten Concerte dessen „Akademische Festouvertüre". Wie sehr wir Brahms ehren als hochbegabten Componisten, als Meister der Form, als immer nur das Edelste anstrebenden Künstler, haben wir in diesen Blättern oft genug ausgesprochen. So können wir denn in Bezug auf die beiden Ouvertüren ohne lange Vorspiele sagen, daß die „Tragische" uns entzückt hat, daß sie uns seinen besten Inspirationen gleichsteht, daß in ihr Erfindung und Arbeit und Stimmungscharakter in vollständig einheitlichem Verhältnisse wirken; daß dagegen die „Akademische" uns als ein Meisterwerk der Formkunst erschien, im Uebrigen aber nicht so bedeutend, als ihre tragische Schwester. Bekanntlich ist Brahms von der Breslauer Philosophischen Facultät zum Ehrendoctor ernannt worden und hat seinen Dank in Tönen ausgesprochen, Studentenlieder als Motive genommen, und in allen möglichen instrumentalen und ton-formalen echt „akademischen" Kunstwendungen durchgeführt; das Alles hat er gethan wie ein rechter Meister. Aber eine jugendlich-heiter-festliche Stimmung zu erzeugen, wie die Wahl des Fuchsliedes „Was kommt dort von der Höh" und das „Gaudeamus igitur" doch unbedingt anstrebt, wird dieser Ouvertüre wohl nie ganz gelingen. Das ominöse „lederne", das im Fuchsliedtexte so oft vorkommt, scheint entschieden dem hochstehenden Componisten einen malitiösen Streich gespielt zu haben dafür, daß er dieses Lied mit Kunststücken, und mit drei Trompeten, vier Hörnern, drei Pauken und drei Posaunen behandelte, und ließ ihn nicht zum rechten „Gaudeamus" kommen. Im Symphonieabende der Königlichen Kapelle wurde noch eine Symphonie von Kleinmichel aufgeführt, ein respectables Werk mit einigen wirksamen Stellen, aber mit anderen, die noch viel Mendelsohn'sches Schulgepräge zeigt. Sie ward freundlich aufgenommen.

Herr Jacoby, ein junger Componist, Sohn eines Berliner Bankiers, gab ein Concert mit Orchester, worin er eigene Compositionen vorführte: ein Klavierconcert, Lieder und eine große Ballade: „Ahasver". In dem erstgenannten Stücke, das Herr Fr. Mannstädt vortrefflich spielte, zeigt sich ein frisches und auch gewandtes Talent, das flüssige Motive zu erfinden vermag, und auch gut instrumentirt. In den Liedern bekundet „Sommermondnacht" Anlage zur gemüthlichen Auffassung und richtigen Declamation. Die Ballade „Ahasver" war entschieden zu lang, und die oftmalige Wiederkehr des ersten Motivs, die eintönige Stimmung des Ganzen ließ keine rechte Wirkung zu Stande kommen. Die Gesangsstücke hatte Herr Oberhauser übernommen und zeigte den trefflich geschulten Sänger.

Von Virtuosen-Concerten wollen wir zuerst das eines kleinen elfjährigen Violinspielers Olk hervorheben, der zu den freudigsten Hoffnungen berechtigt durch gesundes, reines und technisch sehr gut entwickeltes und von Virtuöschen-Firlefanz fern gehaltenes Spiel. Er ist ein Schüler der Beit'schen Musikschule und gereicht ihr zur Ehre. Als Violinmeister ersten Ranges zeigt sich Herr Marsick aus Paris (Belgier von Geburt), sein Ton ist markig, sein Vortrag kräftig und gesund, seine Technik unfehlbar; allerdings fehlt ihm die Unmittelbarkeit der Wärme, aber die von ihm zuerst gewählten Compositionen waren auch wenig geeignet zur Entfaltung von Wärme! Im zweiten Concert trug er das Concert von Mendelssohn vor. Auch hier vermißten wir im ersten Satze das Feuer der Leidenschaft und im Adagio die Innigkeit. Dagegen entfaltete Herr Marsick im Finale eine sprudelnde Laune und einen Glanz der Technik, die ihm den stürmischsten Beifall des ganzen Publicums gewannen. Weniger konnte die Auffassung und Wiedergabe der „Kreuzer"-Sonate Beethovens befriedigen, in welcher die Tempi entschieden zu schnell genommen waren und die Entwicklung der musikalischen Gedanken unklar blieb, trotz der technisch ganz richtigen Ausführung. Herr Marsick, ein noch junger Mann, ist jedenfalls ein Talent ersten Ranges und hat auch tüchtige Studien gemacht. Gelingt es ihm, noch tiefer in die Regionen klassischer Musik und des vollen Ausdrucks zu dringen, dann wird er zu den Künstlern allerersten Ranges zählen. Der Pianist Herr Ordenstein, der die Sonate mit ihm und einige Solopièçen spielte, besitzt sehr feinen Vortrag; doch muß er für das Concertspiel mehr Nerv und Energie gewinnen. In seinem ersten Concerte wirkte eine Sängerin, Fräulein Kopp, mit, die sehr angenehme Stimme mit guter Schule vereinigt, aber auch mehr Wärme zu gewinnen streben muß. Im zweiten sang Herr Elmblad mit großer Stärke der Stimme.

Herr Rummel, ein in Deutschland geborener, in Belgien gebildeter, in Amerika ansässiger Pianist gab zwei Concerte, dem ein drittes folgen soll. Im ersten mit Orchester spielte er Beethovens Es-dur- und Griegs A-moll-Concert u. A. Er zeigte eine ganz ausgezeichnete Technik, viel Feuer, auch musikalische Bildung, aber weniger Geschmack und Gefühlswärme. Im zweiten, dessen Programm er zur Feier von Liszts 70jährigem Geburtstage (22. October) aus Compositionen und Uebertragungen des Meisters gebildet hatte, spielte er dessen Es-dur-Concert und Ungarische Phantasie ganz ausgezeichnet in Technik, Rhythmik und mit energischem, feurigem Ausdrucke. Innigkeit und Vertiefen ist nicht seine Sache, aber seine Leistungen trugen ein individuelles Gepräge, und das ist für einen Concertspieler von unberechenbarem Vortheile!

H. Ehrlich.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

V.

Wie bei den Malern antiker Gegenstände das archäologische Interesse oft mit dem malerischen um den Vorrang streitet, so bei den Darstellern des Lebens und der Sitten fremder, von der nivellirenden europäischen Cultur noch nicht völlig um ihre Eigenthümlichkeiten gebrachter Völker das Malerische mit dem Ethnographischen. Die hier ausstellenden Maler dieser Gruppe geben zu dem Vorwurf, daß sich auf ihren Bildern das Letztere zu sehr in den Vordergrund drängte, kaum einen Anlaß. Der hervorragendste unter ihnen bleibt noch immer Wilhelm Gentz in Berlin. Seine Gemälde spiegeln die Natur und die Menschenwelt des nordafrikanischen und des syrischen Orients treu und wahr. Aber mehr noch gilt es, daß sie geistreich erfundene, vortrefflich gezeichnete, mit Fleiß und Liebe, ernster Meisterschaft, strengem Naturstudium durchgeführte, in reiche und wohlthuende Tonwirkung gebrachte Kunstwerke sind. Zu den schönsten unter der großen Zahl von trefflich gelungenen Orientbildern, die wir ihm seit bald 25 Jahren danken, gehört das hier ausgestellte: Gedächtnißfeier für einen vor vier Jahrhunderten verstorbenen jüdischen Rabbi, der von seinen algierischen Glaubensgenossen als Heiliger verehrt wird, auf dem jüdischen Kirchhofe auf der Uferhöhe, an deren Fuße sich das blaue Meer erstreckt. Die Männer und Knaben pressen, niedergekniet, das Haupt gegen die Steine des Grabmals in heißem Gebet. Reich gekleidete Frauen und Mädchen, brennende Kerzen in den Händen tragend, kommen zwischen den niederen Palmbüschen und cactusumwucherten Grabsteinen würdevoll feierlich über den Friedhof geschritten. Von der Tiefe her sieht man immer neue Andächtige die Höhe des Plateaus ersteigen und denselben Weg zu dem Grabmal nehmen. Im ersten Plan zur Linken aber sitzen die Rabbiner und Schriftgelehrten der Gemeinde zwischen großen dort aufgestellten Kandelabern mit brennenden Kerzen und lesen oder singen die vorgeschriebenen Gebettexte aus den heiligen Büchern in ihren Händen. Vom Licht und der klaren Luft der afrikanischen Küstenlandschaft umflossen, treten diese ernsten dunkeln Gestalten plastisch aus der Fläche heraus vor den Hintergrund des blauen Meeres in der Tiefe und des klaren Himmelsgewölbes. Auch in einem kleinen charakteristischen Bildchen von den Bergstraßen der arabischen Quartiere Algiers, „ein Sonnenblick“, in zwei meisterlich gemalten Studienköpfen tiefbrauner nubischer Männer und in einem sehr originellen Naturbilde von den oberägyptischen Nilufern, — einer Versammlung von Schaaren von Pelikanen, Ibis und Flamingos auf einer flachgewölbten Strominsel — beweist Gentz seine außerordentlichen künstlerischen Qualitäten. — Das große figurenreiche Bild des bewegten und mannichfachen Treibens auf dem Marktplatz von Tunis vor dem Thore der Stadt, von Schönn in Wien, ist in Bezug auf genau studirte Schilderung der dabei zu Tage tretenden arabischen Lebensarten und Volkstypen ein ausgezeichnetes Werk. Die Bilder von Berninger „Strand von Algier“ und „auf den Trümmern Carthagos“ geben den landschaftlichen Charakter jener Küstengegenden und der in ihnen heimischen Menschen, Pferde und Kameele in schöner Treue und mit überzeugender Kraft wieder. Seel, Otto Heyden, Somaenn wären ferner auch als Maler der orientalischen Menschen, Typen und Scenen zu nennen.

Masic, der Maler des „halbasiatischen“ Ostens, ist ein sehr eigenartiges Talent. Das Bild, „slavonisches Gänsemädchen“, leidet an einer aus seinen früheren Arbeiten bekannten Neigung zum Hellbunten in der Farbengebung mindestens so sehr wie jene. Aber vorzüglich gelungen ist trotzdem die wunderliche Figur der jungen, stolz daherschreitenden Lenkerin der schnatternden Heerde und vor Allem diese selbst in der Totalerscheinung wie in dem Einzelwesen. Feiner beobachtet und treffender geschildert sind dieselben selten durch die Malerei; gewagter auch ist nie das Gewirre von, ins Wasser untertauchenden, flügelschlagenden und wieder auffliegenden Gänsen zur Darstellung gebracht als hier. Stepowskis „Flissen“ kommen in jedem Jahre in bekannter, gern gesehener Gestalt zur Berliner Ausstellung. Der Maler sieht dies interessante zigeunerische Volk, welches die großen Getreidesendungen aus dem Innern Polens auf der Weichsel allsommerlich nach Danzig flößt und dort am Stromufer bis zum Verkauf der Körner und der Flöße bivouakirt, mit wahrhaft zärtlichen Augen. Das überträgt sich auf seine Schilderungen aus diesem Lagerleben desselben und gibt denselben etwas gar zu weich Anmuthiges, Schmuckes und Sauberes in der Erscheinung.

Fast verschwunden sind von unsern Ausstellungen die altbeliebten Motive aus dem angeblich italienischen Volksleben. R. Schick, der eine gemüthliche Familienscene vom Neapolitanischen Golfstrande, ein Schifferpaar, seine nackten krauslockigen Buben im Meere badend, zu einem Bilde von gewohnter Liebenswürdigkeit und freundlicher Anmuth der Stimmung und des Ausdrucks gestaltete, Keller-Reutlingen, der in desto unverfälschterer Wahrhaftigkeit und frappanter Treue des Effectes das lebendige, lärmende, immer bewegte Volkstreiben auf einem sonnenhellen Platz in dem alten Quartier Neapels, von einem hochgelegenen Fenster aus gesehen, schilderte, und te Peerdt, der ein Paar neapolitanische Fischerbuben am Meeresstrande in süßem Nichtsthun hingestreckt, malte, haben — abgesehen von den Malern italienischer Studienköpfe oder „national-italienisch“ kostümirter Modelle, wie Gräf, Enke und Grün — damit die einzigen bemerkenswerthen Bilder jenes Genres geliefert.

Das deutsche (resp. tirolische und schweizerische) Landvolk muß unseren Genremalern häufiger die Motive zu humoristischen als zu ernsten, tragischen und rührenden Darstellungen geben. Riefstahls vorzügliches Werk „die Segnung der Alpen (Montafun)“ ist unter diesen ernsten Bildern in erster Reihe zu nennen. In Gegenwart einiger Bauern des nächsten Graubündtener Hochgebirgs-Dorfes, kraftvoller wetterfester Gestalten, spricht auf öder, von den Nebeln der Thäler umwogter Berghöhe ein Priester im vollen Ornat den Segen über das angezündete Reisigfeuer, über das Wasser in dem Gefäß, in das ein Eichenzweig gesteckt ist, und über das Salz in der dazu hingestellten Schüssel aus. Diese uralte Ceremonie ist eine Angelegenheit von hoher ernsthafter Bedeutung für die derselben beiwohnenden Männer. Man sieht es ihnen an, daß sie den Schauer eines heiligen Mysteriums empfinden, das sich hier vor ihnen vollzieht. Riefstahl zeigt sich hier wieder ebenso als Landschafter in seiner ganzen alten Bedeutung, wie als Charakteristiker und — was er auch gebe — als Künstler von unbedingter Correctheit und Solidität.

Nicht irgend eine ausnahmsweise und symbolisch bedeutsame Handlung, sondern eine häufig in jedem Dorf zu beobachtende Scene schildert ein treffliches Bild Paul Meyerheims: „Der Kesselflicker“. Ein solcher, mit Ruß an Gesicht, Händen und Kleidung bedeckt, sitzt zur Seite der Landstraße mit den Reparaturarbeiten beschäftigt, die ihm von Bewohnern des Dorfs aufgetragen sind. Neugierig umstehn ihn die Dorfkinder. Eine hübsche junge Dirne bringt eben einen kupfernen Kessel hinzu. Die Mitte der Straße wird von einem mit frischem Heu beladenen Erntewagen eingenommen, den zwei kräftige, meisterhaft gemalte Rinder im Joch langsam daherziehen. Der Künstler hat kein Dorfbild von liebenswürdigerer Wahrheit, leuchtkräftiger in der Farbe und sorgfältiger in der gesammten Durchführung gemalt, als dies. Ein zweites von ihm ausgestelltes, „Frühlingsnacht“ betitelt, ist ein poetisches Idyll von ganz origineller Conception. Bei allem Realismus in der Malerei der Frühlingslandschaft (bei aufgehendem Vollmonde) und der lieblichen, blonden, nacktfüßigen Bauerndirne, welche dort träumerisch unter dem blühenden Baume am Ufer des überglänzten Gewässers sitzt, ist es von märchenhaftem Duft und Reiz.

Manches tüchtige Werk jenes ländlichen Genres ist noch mit Auszeichnung zu nennen: Oehmichens „Begräbniß in Westfalen“; Anders' „Fingerhakeln“ tirolischer Bauern in der Schenkstube — scharf beobachtete Gestalten, die jene Fingerkraftprobe mit der Anspornung aller Willens-, Sehnen- und Muskelstärke unter lebhafter Theilnahme der Zuschauer mit einander bestehen in lebendiger, energischer, höchst ausdrucksvoller Zeichnung, wenn auch etwas schwerem Ton. Harburgers kleine Bilder von bäuerlichen (oberbayrischen) Einzelfiguren und Gruppen im frischen Humor wie in der trefflichen Malerei an Ostades Meisterwerke verwandter Gattung erinnernd. C. Breitbachs Darstellungen heiterer ländlicher Scenen, „Kirmeßtanz“, „Frühschoppenversammlung“ und „Liebeswerben“ eines ältern Bauern bei einer derben jungen Magd („Johannistrieb“) in sonnendurchblitzter Gartenlaube. Woltzes sehr gelungene Charakterfigur „Der Proceßbauer“; und seine Bilder „Reiseeindrücke“ und „Briefe aus Amerika“. H. W. Schmidt (Weimar) schildert einfach, wahr und gesund in der Weise Rosa Bonheurs eine Scene ländlicher Feldarbeit: „Vesperzeit“ und beweist in der Malerei der Landschaft, der leuchtenden, weißwolkigen Luft, der Thiere und Menschen ein ungewöhnliches, solid durchgebildetes Talent. Von der

Beeks „Pfänderspiel“ leidet an gar zu großer, sehr unbäuerlicher Anmuth und heiterer Grazie der Bewegungen und des Ausdrucks; Jessens friesische Dorfbilder an ihrer fast holzigen Härte; Dahls norwegischen Landmädchen und deren Burschen auf seinem Bilde „Weibliche Anziehung“ fehlt es nicht an frischer, gesunder und bei aller Derbheit liebenswürdiger Naturwahrheit, der Malerei nicht an Glanz der Wirkung. Ewers, H. Kauffmann, Jordan, Hoffmann-Zeitz, Freiesleben, Ortlieb, Beinke, Strecker, Zwehl, Grob, Sandermann, Sanderland, Pinthner, — es muß genügen, sie hier als Maler ländlicher Genrebilder zu nennen, welche die darin geschilderten Menschen und Existenzen möglichst ihrer derben Eigenart entkleidet, und meist wie durch stark verschönernde Brillen angesehen schildern. Das Maß der rein künstlerischen Leistung in ihnen ist verschieden. Aber es ist unmöglich, die kritische Darstellung jedes Einzelnen zu versuchen. Sturzkopf malte mit aufrichtigem, ernstem Wahrheitssinn die trefflich charakterisirten Gestalten der „Enterbten der Gesellschaft“, welche sich in einer „Armenküche“ zum Genuß der ihnen dort in dem unwirthlichen Raume verabreichten Mahlzeit zusammenfinden. O. Günthers „Dorfrevolution“, Seyppels „Im Klatschwinkel“, Knillings „Genre“, ebenfalls eine, nur heiterer und frischer aufgefaßte und gemalte, ähnliche Scene; Gndls „Bräuschenke in München“, Knorrs „Kirchencollecte“, Pilz' „Vor dem Gottesdienste“ sind ergötzliche, ungeschminkte Schilderungen aus dem Volksleben; die als malerische Schöpfungen ausgezeichnetsten darunter besonders Günthers und Gndls figurenreiche Bilder. Beide sind von gutem Humor und lebenswahrer Charakteristik, dort — der Männer aus dem Volke und des kleinstädtischen Beamtenthums; hier — der kräftigen, blühenden, munteren Mägde und Kellnerinnen der gelobten Stadt der Brauer und der Biertrinker.

Das nach Gehalt und Darstellung bedeutendste, reichste und ergreifendste Bild des ernsten Genres aus dem heutigen Leben ist Bokelmanns „Eine Verhaftung“. Wir danken diesem Düsseldorfer Künstler bereits so manches Bild, das ebenso durch den glücklich gewählten Stoff, durch die psychologische Schärfe und Feinheit seiner Auffassung und Charakterschilderung wie durch Meisterschaft der malerischen Behandlung und Durchführung eine große, nachhaltige Wirkung geübt hat. In diesem neuesten Bilde vereinigen sich alle jene außerordentlichen Eigenschaften. Im Hause eines Schmiedes in einem kleinen Landstädtchen findet die Verhaftung statt. Man sieht im halbdunkeln Flur nur die Gestalt der Frau, welche, vom Schmerz bewältigt, zusammenzusinken scheint; nicht den Verbrecher selbst. Aber der Eindruck des Vorgangs, Mitgefühl, Schrecken und Grausen im Verein offenbaren sich in beredtester aber durchaus natürlicher, unübertriebener Weise in den Gesichtern und der unwillkürlichen Mimik der auf dem Hof vor dem Hause versammelten Männer, Weiber und Kinder, der Nachbarn, welche die Herausführung des Verhafteten erwarten. Mit gleicher Feinheit und Wahrheit wie die Charakteristik dieser Menschen und ihrer Empfindungen, ist auch die Stimmung des Ganzen, der Ton des kalten, windigen Spätherbstmorgens getroffen und wiedergegeben. — Ein kleineres Bild von v. Stephany: ein verurtheilter Verbrecher im Kerker, welcher in seiner Verzweiflung von einem würdigen Mönch in weißer Kutte durch geistlichen Zuspruch gestärkt wird, verdient Beachtung und Anerkennung um seiner ernsthaften und tüchtigen Auffassung und Durchführung willen.

Die moderne „gute Gesellschaft“, wenigstens die schönere Hälfte derselben, ist viel malerischer geworden als sie es seitdem war. Skarbina bewies hier in einem sehr interessanten Bilde „Mittag 12 Uhr in Ostende“, wie schon öfter, seine Freude an den oft recht wunderlichen Erscheinungsformen, in welchen diese gelegentlich aufzutreten liebt, und sein feines Verständniß für den eigenthümlichen Reiz, welcher auch den in Farben und Formen extravagantesten nicht mangelt. Er schildert das bunte ergötzliche Treiben während der bevorzugtesten Badestunden auf dem flachen Sand des Ostender Ufers, wenn Jeder und Jede danach strebt, eine Kabine für sich zum Auskleiden darin zu erobern, sobald dieselbe von dem verlassen wird, der sie eben benutzte. Jeder Zug ist dem Leben abgelauscht; jede dieser Gestalten in den abenteuerlichsten Trachten, Promenaden- und Badekostümen, ist richtig gesehen und wahr geschildert. Die starken Lokaltöne zu mildern und zu verschmelzen, verschmähte der Maler. Die Totalwirkung ist dadurch freilich ziemlich bunt und unruhig geworden. Aber der große Reichthum an prächtig gezeichneten und geistvoll behandelten Einzelheiten, an lebenswahren, echt modernen Menschenwesen gibt dem Bilde vor vielen eine starke Anziehungskraft. Das elegante Publicum erkennt hier lächelnd sein eignes, wenn auch etwas chargirtes Spiegelbild.

Knut Ekwall versteht es wie Wenige, dem Leben des modernen „guten Hauses“ gefällige Motive der malerischen Darstellung abzugewinnen. „Der Schlußaccord“ und der „Lendemain“ sind ein Paar mit liebevollem Fleiß durchgeführte Bilder aus dem Liebeleben glücklicher Paare aus wohlsituirten, mit erlesenem künstlerischem Geschmack eingerichteten Familien. Die Anmuth der eleganten, zärtlichen weiblichen Gestalten, der Reiz der Situationen und der lokalen Umgebung sichert diesen Schilderungen eines Glückes, nach welchem Viele verlangt, ihren populären Erfolg. Kahlers „Königin der Saison“, welche, vom Beschauer ungesehen, von den Insassen einer Opernloge (dem eigentlichen Gegenstande des Bildes) beobachtet worden, frappirt durch die große Wahrheit der prunkvollen Lokaltöne in der Beleuchtung eines solchen Raumes. Graziöse, moderne weibliche Gestalten haben C. Heyden, P. Breyer, Therese Ostermaier, die schönste von Allen Rumpler gemalt, dessen Bild „Müßige Stunden“ eine solche in einer Umgebung von prächtigem, tiefem, reichem und zur edeln Harmonie gestimmtem Colorit zeigt. W. Amberg bewährt sein echt liebenswürdiges Talent wie immer auch diesmal wieder in Bildern voll heiterer Anmuth, eben so gewinnend durch die Behandlung des Landschaftlichen darauf wie durch die dargestellten Scenen, zumal durch die weiblichen und kindlichen Gestalten. Seine Tochter Julie Amberg eifert dem Vater in verwandter Richtung mit glücklichem Erfolge nach, wie hier wieder ihre Bilder: „Die Dorfkokette“ und „Schurr-Murr“ erfreulich beweisen. F. Kraus malte die lebensgroße Halbfigur eines krauslockigen „spielenden Kindes“ voll Munterkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks; Meyer von Bremen ein kleines Kind schlafend im Bett der jungen Mutter und das Köpfchen auf das schönste Kissen, deren lieblich schwellende Brust gelegt; Dieffenbach den schmucken lockigen Buben den der Vater, der junge Förster, im Schießen unterrichtet; Dunning „ein krankes Kind“ traurig in die Kissen seines Sessels zurückgelehnt, eigenartig in der malerischen Behandlung und von herzrührender Wirkung.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Ein sehr nützliches Compendium zu den gesammelten Reden des Reichskanzlers gibt soeben der Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin unter dem Titel: „Bismarck-Anthologie“ heraus. Der Verfasser F. Sailer, hat aus den Reden, Briefen und Staatsschriften des Fürsten einige hundert Aeußerungen zusammengestellt, und wenn er auch in seiner Verehrung manches nicht eben Bedeutende oder Charakteristische aufnimmt, so entschädigt er uns doch durch eine reiche, chronologisch und nach Materien geordnete Sammlung der frappantesten Sentenzen und Paradoxen, von denen manche die Geltung von geflügelten Worten erlangt haben. Die überwältigende Individualität unseres leitenden Staatsmannes erscheint auch in dieser Mosaikarbeit in ihrer ganzen historischen und menschlichen Größe.

Z.

* * *

Richard Schmidt-Cabanis läßt soeben bei Freund und Jeckel in Berlin ein schön ausgestattetes Büchlein unter dem Titel: „Pythia-Kalender, Politisch-social-artistische Wetterprophezeiungen für das Jahr 1882“ erscheinen. Schon das hübsch gezeichnete Titelblatt, welches die Priesterin von Delphi darstellt, wie sie einem lachenden Satyr ihre Orakel dictirt, verräth den überaus satirischen Charakter des lustigen Almanachs. Möge das Jahr 1882 wirklich so heiter sein, als es der beliebte Humorist verspricht!

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 45. Berlin, den 5. November 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern *M.* 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Das Ergebniß der Reichstagswahlen vom 27. October 1881.

Der jetzt vorübergegangene Wahlkampf darf als der leidenschaftlichste bezeichnet werden, seit wir das allgemeine gleiche Wahlrecht besitzen. Freilich wurden auch die Wahlen am 30. Juli 1878 unter einer tiefgehenden Bewegung und einer starken Betheiligung vollzogen, welche in den großen Städten, wo sich meistens Liberalismus und Socialdemokratie gegenüberstanden, auf 70—80 Procent stieg, ja in Berlin darüber noch hinausging. Allein dies war doch nur ein Kampf zweier sich diametral gegenüberstehenden Strömungen. Das gesammte deutsche Volk wurde damals gegen die Socialisten aufgeboten, und da man glaubte oder den Glauben zu erwecken wußte, daß man seine tiefsten und heiligsten Gefühle, seinen Abscheu gegen die gewaltigen Frevel wider das Oberhaupt des Staates am besten durch einen conservativen Stimmzettel Ausdruck geben könnte, so ging der Liberalismus geschwächt aus dem Wahlkampf hervor. Circa 40 Sitze gingen unter dem conservativen Hauch den Liberalen verloren und an deren Gegner über. Die Socialdemokratie, gegen die damals auf das Erbittertste der Kampf geführt wurde und zu deren Niederwerfung sich im ersten Wahlgang fast alle Parteien geeinigt hatten, erlitten jedoch verhältnißmäßig wenige Verluste, die Einigkeit der Ordnungsparteien dauerte bis zu den Stichwahlen nicht an, und in den letzteren gelang es, den Socialdemokraten siebenmal den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln, so daß dieselben neun ihrer Vertreter, darunter den Redacteur W. Hasselmann, in den Reichstag schickten.

Ein ganz anderes Bild als der Wahlkampf von 1878 bot der jetzige. In conservativen Flugblättern und Aufrufen wurde wiederholt betont, daß sociale Reformen dringend nothwendig wären; die Parole des „Patrimoniums der Enterbten", des Unfallversicherungsgesetzes, der Altersversicherungsanstalt wurden in den Wahlkampf geworfen, und einzelne Ueberläufer der Socialdemokratie erklärten offen, daß die Regierung besser ihre Lage erkenne, als die kalten Manchestermänner, die Liberalen, und daß sie deshalb conservative Voten abgeben würden. Von Seiten der Liberalen und namentlich der Fortschrittspartei wurde immer darauf hingewiesen, daß die neuesten Projecte des Reichskanzlers vollkommene Utopien wären, die schließlich in ihrer äußersten Consequenz auf den socialistischen Zukunftsstaat hinausdrängten; und in den weitesten Schichten des Bürgerthums griff eine Beunruhigung und Unzufriedenheit wegen der mannichfaltigen und schnell wechselnden Projecte des Fürsten Bismarck Platz, und der Gedanke brach sich Bahn, daß diesen immer neu aus dem Boden sprießenden Plänen unseres Staatslenkers ein fester Damm entgegengesetzt würde, wenn man die entschiedensten Gegner, nicht der Person des Kanzlers, sondern seiner Entwürfe, in den Reichstag entsendete.

Es ging ein scharfer Zug nach links durch das Land, er wuchs zu einem Sturm, fegte alle schwankenden Elemente in den liberalen Kreisen fort und brachte neue entschiedene Kräfte an die Oberfläche.

Aber nicht allein die auf „sociale" Reformen drängenden Pläne des Reichskanzlers waren es, welche den oppositionellen Parteien immer neue Schaaren und Succurs für den Wahlkampf zuführten. Andere und bedeutende Momente traten in Wirksamkeit. Wollte Fürst Bismarck zur Hebung der Lage des Arbeiterstandes seine Projecte ins Werk setzen, so brauchte er Geld, heidenmäßig viel Geld; und das Tabaksmonopol, ein Lieblingsplan des Fürsten, sollte zum Theil diese Erträgnisse schaffen. Die vielen Tabakshändler und die Tausende von Cigarrenarbeitern, welche sich in ihrer Existenz bedroht sahen, mußten nunmehr ganz naturnothwendig zu denjenigen Parteien übergehen, die das Tabaksmonopol aufs energischste zu bekämpfen versprachen, dies waren natürlich nicht die conservativen und gemäßigtliberalen Elemente, sondern die Fortschrittler und Secessionisten. Der Abg. Richter, der in Verbindung mit den fortschrittlichen Führern eine geradezu fieberhafte Thätigkeit entwickelte, betonte immer und immer, daß der Hauptgesichtspunkt, unter welchem der Wahlkampf geführt werden müsse, Annahme oder Verwerfung des Monopols sei.

Die schutzzöllnerischen Pläne der Regierung, die in dem Zolltarif vom Jahre 1879 ihren Ausdruck fanden, riefen in den Seestädten, die ihren Handel dadurch geschädigt sahen, eine gewaltige Mißstimmung hervor. Die so viel besprochene Frage des Zollanschlusses von Hamburg und Bremen, welche voll Erregung geführt wurde, hinterließ bei einem großen Theil der Hamburger Bürgerschaft eine gewisse Erbitterung. Diese fegte in Handelskreisen die nationalliberale und freiconservative Gesinnung fort; die liberalen und freiconservativen Vertreter wurden nicht wiedergewählt, und Hamburg, Königsberg, Lübeck, Danzig, Bremen entsandten fortschrittliche oder secessionistische Vertreter.

Die von den Antisemiten ins Werk gesetzte Agitation zur Beschränkung der Rechte der Juden spielte ebenfalls gewaltig in den Wahlkampf hinein. Es war, ob mit Recht oder Unrecht, überall die Meinung verbreitet, daß diese antisemitische Agitation von oben nicht scheel angesehen würde, in Folge dessen gaben die jüdischen Wähler insgesammt nicht für, sondern gegen die Regierung ihre Voten ab; ihnen gesellten sich alle diejenigen zu, welche diese ganze Bewegung verdammten.

So kam es denn, daß gerade die Fortschrittler und Secessionisten große Erfolge errangen. Die Conservativen, mehr aber

noch die Freiconservativen, welch letztere als die eigentlichsten Träger der Regierungspolitik angesehen wurden, erlitten schwere Einbußen.

Der gouvernementale Versuch, eine ergebene Majorität zu schaffen, scheiterte vollständig. Während wir dies schreiben sind freilich die Ergebnisse von nur 259 Wahlkreisen bekannt und die officielle Verkündigung findet erst nach Redactionsschluß statt, aber es liegen alle Nachrichten aus den heißumstrittenen Kreisen vor, so daß das Gesammtbild sich nur wenig verändern wird. Ferner ist es außer Zweifel, daß durch die Neuwahlen innerhalb der liberalen Partei der Schwerpunkt weiter nach links verlegt wird. Die Regierung muß versuchen, sich eine Mehrheit aus den Conservativen und den Clerikalen zu schaffen. Da nun das Centrum aus den Wahlen gestärkt hervorgeht, so wird die Regierung eine Verständigung mit ihm nur dann herbeiführen können, wenn sie die weitgehendsten Concessionen auf kirchenpolitischem Gebiete macht. Nach Lage der Verhältnisse gehört ja eine conservativ-nationalliberale Mehrheit zur Unmöglichkeit, da Conservative und Nationalliberale nicht über 150 Stimmen verfügen werden und bekanntlich bei voll besetztem Reichstag 199 Stimmen nothwendig sind, um eine Regierungsvorlage durchzubringen. Bereits heute werden etliche Stimmen laut, die da meinen, daß mit einem solchen Reichstag nichts anzufangen wäre, indem schon im verflossenen Reichstag die conservativ-clerikale Majorität oft nur dadurch herbeigeführt wurde, daß dem Centrum mit eventuellem Zurückgreifen auf die conservativ-nationalliberale Majorität gedroht wurde, was aber jetzt ohne Wirkung bleiben dürfte. Zur conservativ-nationalliberalen Vereinigung müssen, soll die Mehrheit gesichert sein, noch die Secessionisten und die Fortschrittspartei hinzutreten. Allem Anschein nach wird die letztere die stärkste liberale Fraction im Reichstage werden. Nach Berechnungen, die vom fortschrittlichen Centralbureau gemacht wurden, wird sie in verdoppelter Stärke wieder erscheinen, was vielleicht ein wenig zu optimistisch ist. Das Eine steht fest, daß die Fortschrittspartei die stärkste liberale Fraction bilden wird, aber ob auf sie 56 Mitglieder kommen, erscheint uns zu hoch gegriffen. Der Sieg der Fortschrittspartei drückt aber dem neugewählten Reichstag das eigentliche Gepräge auf, denn sie war es, gegen welche der erbittertste Krieg von Seiten der officiösen Presse geführt worden ist. Ein charakteristischeres Moment für die Beurtheilung der jetzigen Situation wüßten wir nicht zu finden.

Wenden wir uns der Wahlbilanz der einzelnen Fractionen und Gruppen zu, so hat die der **Deutschconservativen** bis jetzt einen Verlust von 7 und einen Gewinn von 2 Sitzen zu verzeichnen. Die Fraction zählte im letzten Reichstage 56 Mitglieder und 1 Hospitanten, den jetzigen Minister des Innern von Puttkamer-(Löwenberg). Die Meldungen aus den bisher jener Partei angehörenden Wahlkreisen fehlen theilweise noch, viel größere Verluste wird sie wohl kaum erleiden. Sie darf auf 48—50 Sitze rechnen. Gewonnen hat die Partei den Wahlkreis Schneeberg-Stolberg im Königreich Sachsen, den der Socialist Liebknecht jahrelang vertrat und der zu den beiden Kreisen gehört, die von der Socialdemokratie auf 1878 im ersten Wahlgang siegreich behauptet wurde. Der zweite gewonnene Kreis ist der, der Hauptstadt benachbarte Teltow-Beeskow-Storkow. Geschlagen ist hier der Fortschrittsmann Wöllmer, der 1878 siegreich in der Stichwahl gegen Moltke hervorging, gesiegt hat diesmal der Landrath Prinz Handjery. Unterlegen ist ferner einem Fortschrittsmann der neue Unterstaatssekretär von Schlieckmann (Tilsit-Niederung). Unser großer Stratege Graf Moltke ist seinem alten Wahlkreis (Memel) erhalten, in Essen, wo er ebenfalls candidirte, unterlag er dem ultramontan-socialen Stötzel. Die anderen hervorragendsten Führer der Partei, die Freiherrn von Marschall und von Minnigerode, müssen sich erst einer Stichwahl unterziehen, bei der die Chancen nicht gerade günstig für sie stehen. Hofprediger Stöcker, der in Berlin II, Frankfurt a/O., Dresden unterlag, kommt in Minden in die Stichwahl mit einem Freiconservativen. Charakteristisch ist, daß Prof. A. Wagner, der beredteste und bedeutendste Träger der socialen Reformgedanken des Kanzlers, in allen vier Wahlkreisen, in denen er candidirte, Niederlagen erlitt.

Die Fraction der **deutschen Reichspartei** hatte 44 Mitglieder und 3 Hospitanten, darunter den Botschafter in Paris Fürsten Hohenlohe und den Landwirthschaftsminister Lucius. Die Verluste, welche diese Fraction erlitten, beziffern sich bis jetzt auf 11 Sitze, denen 5 Gewinne gegenüberstehen. In den Stichwahlen sind die Aussichten für die Partei gerade nicht günstig und sie hat sich auf weiteren Verlust gefaßt zu machen. Gewonnen hat u. a. die Partei den Wahlkreis Glauchau-Meerane, die Stammburg der Socialdemokratie, von dieser selbst im Jahre 1871 tapfer behauptet. Im Wahlkreis Nieder-Barnim ist der fortschrittliche Arzt Dr. Mendel ebenfalls von einem Freiconservativen geschlagen. Der Freund des Reichskanzlers Amtsrath Dietze-Barby hat seinen alten Wahlkreis Aschersleben von den Secessionisten zurückerobert. Der Fürst Hohenlohe-Langenburg, verdient durch Gesetzesvorlagen zum Schutz der nützlichen Vögel, hat in seinem Wahlkreis Crailsheim vor einem Demokraten, dem bekannten, einst von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung arg angegriffenen Carl Mayer, die Segel streichen müssen. Ebenfalls von einem Volksparteiler ist Herr von Varnbüler, an dessen Namen sich vor Allem die ganze schutzzöllnerische Bewegung knüpft, geschlagen, und der andere schutzzöllnerische Führer der Partei, Herr von Kardorff, hat in seinem Wahlkreis Wartenberg-Oels sich einer Stichwahl zu unterziehen; ein gleiches Schicksal steht dem Grafen von Frankenberg-Ludwigsdorf bevor, dem Erfinder des geflügelten Worts: „Vom Grafen herab bis zum Künstler.“ In seinem Wahlkreis (Mühlhausen-Langensalza-Weißensee) ist der Graf Wilhelm Bismarck von dem liebenswürdigen und in allen Communalangelegenheiten als größte Autorität bekannten Stadtsyndikus von Berlin, Eberty (Secessionist), geschlagen. Ein anderer Secessionist, Dr. Kapp, der in allen Sachen, welche Auswanderungsangelegenheiten betreffen, das gediegendste Urtheil abzugeben vermag, hat seinen alten Wahlkreis Salzwedel-Gardelegen ebenfalls von einem Freiconservativen zurückerobert.

Die **liberale Gruppe**, welche sich erst im verflossenen Reichstag aus den am weitesten nach rechts gehenden Mitgliedern der nationalliberalen Partei bildete und 15 Mitglieder zählte, ist fast ganz vernichtet, 8 Verluste und kein einziger Gewinn sind zu verzeichnen. Moste in Bremen hatte resignirt und den Regierungscandidaten von Kusserow eingeführt und den Bremern warm empfohlen. Der Candidat brachte es nur auf eine winzige Minorität und glänzend ging als Sieger der Freihändler H. H. Meier hervor. Nicht wieder kommt der Fürst zu Carolath-Beuthen; seinen alten Wahlkreis Grünberg-Freistadt wird ein Nationalliberaler vertreten, und der Wahlkreis des Dr. Völk (Immenstadt in Schwaben) ist von einem Centrumsmann erobert worden.

Die **nationalliberale Partei** zählte im letzten Reichstag 64 Mitglieder, sie hat die stärksten Verluste erlitten, 22 Niederlagen sind bereits gemeldet, denen nur 4 Gewinne gegenüber stehen, zum größeren Theil sind ihre Sitze freilich an Secessionisten und Fortschrittsleute übergegangen. Geschlagen ist Stadtrath Dr. Weber in Magdeburg, in der Hochburg des Nationalliberalismus. Hier kommt der Hospitant der Fortschrittspartei Büchtemann mit dem Socialisten Viereck in die Stichwahl. Herr von Cuny, der die „Nationalliberale Correspondenz“ mit leitet, ist in seinem Wahlkreis Dessau von dem secessionistischen Rechtsanwalt Sello aufs Haupt geschlagen. Hamburg, das noch 1878 in allen seinen 3 Wahlkreisen nationalliberale Abgeordnete wählte, von welchen einer erst in einer Nachwahl von dem Socialdemokraten Hartmann verdrängt wurde, hat keinen Nationalliberalen gesendet; ein Fortschrittsmann hat dort definitiv gesiegt, und die beiden noch bevorstehenden Stichwahlen sollen nur entscheiden, ob alle 3 Vertreter fortschrittlich sein werden. Den hannoverschen Wahlkreis Celle haben die Nationalliberalen, den sie das vorige Mal nur durch Aufstellen eines schutzzöllnerischen Agitators an die Welfen verloren, zurückerobert. Dagegen hat der nationalliberale Senator Römer seinen Wahlkreis an den Welfen Grafen Bennigsen abtreten müssen. Rudolf von Bennigsen, der beredte Führer der Partei, ist mit großer Majorität in seinem 19. hannoverschen Wahlkreis wieder

gewählt, aber er wird von seiner stolzen Armee vom Jahre 1871 und 1874 nur noch Trümmer vorfinden.

Die Secessionisten — die Linke der Nationalliberalen —, welche ebenfalls wie die liberale Gruppe im letzten Reichstage aus der nationalliberalen Partei ausschieden, weil sie sich namentlich in Fragen der Zollpolitik in starkem Gegensatz zu den anderen Fractionsgenossen befanden, haben bei den Wahlen recht erfreuliche Resultate erzielt. Bereits zählen sie 15 Siege und nur 2 Verluste; ein Mandat mußten sie an einem Fortschrittsmann, das zweite an einen Freiconservativen abtreten. Diejenigen Secessionisten, gegen welche die Regierungspresse nicht minder wie gegen die Fortschrittler sich echauffirte, sind wieder gewählt; die Abgeordneten Lasker und v. Bunsen haben glänzende Siege errungen, und der Abg. Rickert hat, trotzdem sich Clerikale und Conservative gegen ihn zu einer festen Coalition geeinigt, seinen alten Wahlkreis behauptet. Der Landrath Baumbach, der einstmals mit dem Abg. Lasker zusammen in einem Wagen während der Wahlzeit im Jahre 1878 gefahren war und gegen den in Folge dessen der Reichskanzler Anklagen im Reichstag erhob, hat ebenfalls seinen Gegner total aufs Haupt geschlagen. Herr von Forckenbeck, der Oberbürgermeister von Berlin, ist doppelt gewählt. Sein alter Wahlkreis ist ihm treu geblieben, und der Wahlkreis Sagan-Sprottau, den ehemals ein Nationalliberaler vertrat, hat ihn mit einem Mandat betraut. Den Abg. Rickert haben ebenfalls 2 Kreise gewählt, Danzig und Coburg. Der Abg. Bamberger, der wie kein Zweiter die schwierige Materie der Münzgesetzgebung beherrscht und in allen zollpolitischen Fragen eine autoritative Stellung einnimmt, muß sich erst noch einer Stichwahl unterziehen, bei der die Chancen für ihn gut stehen. Den 9. schleswig-holsteinischen Wahlkreis hat unser großer Gelehrter Prof. Mommsen von den Conservativen nicht erobern können.

Die Fortschrittspartei, die im vergangenen Reichstag 26 Mitglieder und 2 Hospitanten zählte, hat ebenfalls wie die ihr verwandten Secessionisten neue Plätze gewonnen. 15 Siege kann sie sich bereits zuschreiben, andere sind noch zu erwarten und wieder andere wird sie noch in den Stichwahlen erringen. Einen Riesenkampf, wie ihn Berlin noch nicht gesehen, hatte sie hier mit der antifortschrittlichen Coalition durchzukämpfen. Nach amerikanischem Muster wurden hier die Agitationen betrieben, die Massenversammlungen jagten sich und die Antifortschrittler veranstalteten unmittelbar vor den Wahlen großartige Feste. In 58 der größten Lokale Berlins boten sie dem Volke am 18. October Freitheater, Freiconcert und andere Vergnügungen nach dem Muster des alten Rom, das bei gewissen Gelegenheiten die Wohlgesinntheit des Volkes mit „Panis et Circenses“ zu erkaufen suchte. Die Bevölkerung der Stadt Berlin nahm diese Vergnügungen harmlos auf. Aber in dem Ernst des Wahlkampfes blieb es der Gesinnung treu, welche seit mehreren Decennien in allen Wahlcampagnen zum vollen Ausdruck gelangt war. Die Antifortschrittler konnten trotz aller Anstrengungen keinen Wahlkreis erobern, wenngleich 45,000 Voten für sie abgegeben wurden. Mit der Socialdemokratie hat hier die Fortschrittspartei noch in 2 Wahlkreisen bei den Stichwahlen zu ringen; es steht ihr namentlich im 4. Wahlkreis ein harter Strauß bevor. In Königsberg, der Stadt der freien Vernunft, die an die Freiconservativen verloren gegangen, weht jetzt wieder das fortschrittliche Banner, und der Wahlkreis Hagen ist seinem alten Vertreter treu geblieben. Richter bleibt Richter-Hagen, und der 5. Wahlkreis Berlin wird eine Neuwahl vollziehen müssen. In Ostpreußen, in dem bis 1878 die Fortschrittspartei dominirte, sind jetzt auch ländliche Kreise von den Conservativen erobert: Tilsit-Niederung und Labiau-Wehlau. Verloren ist für die Fortschrittspartei u. a. der Wahlkreis Zwickau-Crimmitschau, wo der Socialdemokrat Gärtner Stolle triumphirte.

Die demokratische Volkspartei, welche in dem letzten Reichstag 4 Mitglieder (Haerle, Klopfer, Payer und Sonnemann) zählte, hat bis jetzt 2 Siege zu registriren. Der bekannte Demokrat Carl Mayer hat, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, den Fürsten Hohenlohe-Langenburg geschlagen und in den Stichwahlen sind noch mehrere Siege gewiß. In Stuttgart müssen die Demokraten (Schott) sich noch einmal mit dem Freiconservativen (Göz) messen; der Sieg ist ihnen aber gewiß, da die Socialdemokraten den Ausschlag geben. In Frankfurt kommt der bekannte Financier Leopold Sonnemann, Besitzer der Frankfurter Zeitung, mit dem Socialdemokraten Schriftsetzer Döll zur Stichwahl; in unserer Wahlbewegung das einzige bis jetzt erlebte Beispiel, daß Socialdemokratie und Demokraten sich den Preis streitig machen.

Die zehn Mandate, über welche die Socialdemokratie verfügte, sind vorläufig bis auf eines reducirt, ihre festesten Burgen Glauchau und Schneeberg sind verloren gegangen; nur Zwickau wurde erobert. In mehr als 20 Wahlkreisen jedoch stehen die Anhänger Lassalles zur Stichwahl, Dresden wird, allem Anschein nach, wiederum August Bebel zu seinem Deputirten ernennen und auch Liebknecht und Hasenclever haben bei den Stichwahlen gute Aussichten. Daß es der Socialdemokratie, die aller Agitationsmittel und der Presse beraubt war, selbst unter dem Bann des kleinen Belagerungszustandes gelang, solche Erfolge zu erringen, ist ein bemerkenswerthes Symptom. Von bekannten Führern der Socialdemokratie wird der Reichstag die ehemaligen Abgeordneten Fritzsche, Vahlteich, Hasselmann und wahrscheinlich auch Auer nicht wiedersehen; die ersten drei sind nach Amerika ausgewandert, und Auer ist in seinem Wahlkreis geschlagen.

Das Centrum — im letzten Reichstag mit 93 Mitgliedern und 9 Hospitanten die stärkste Fraction —, ist aus diesem Wahlkampfe gestärkt hervorgegangen. 5 Siegen stehen 2 Niederlagen gegenüber. Oberschlesien mit seinen 12 Mandaten gehört jetzt ganz der Centrumspartei, da es bei dieser Wahl die beiden freiconservativen Sitze Kreuzburg-Rosenberg und Zabrze erobert hat. Verloren ist der Wahlkreis Mainz, um den immer ein heißer Kampf wüthete; 1878 wurde hier mit Hülfe der Socialdemokraten der Domcapitular Moufang gewählt. Herr Moufang hat in Mainz nicht wieder candidirt; eine Stichwahl zwischen Liebknecht (Socialist) und Philipps (Fortschritt) wird über dies Mandat entscheiden. Die meisten Abgeordneten der Centrumsfraction sind wiedergewählt; diese verfügt über so sichere Sitze, daß die Gegenparteien den Kampf als aussichtslos gar nicht aufnahmen. Die wenigen Abgeordneten, welche resignirten, wurden durch andere ersetzt, der Name ist hierbei ziemlich unmaßgebend.

In dem Bestand der Polen, 14 Mitglieder, hat sich nichts geändert; die, welche eine Wiederwahl ablehnten, sind durch andere ersetzt worden, und auch in der Vertretung von Elsaß-Lothringen haben sich keine bemerkenswerthen Veränderungen vollzogen. In Straßburg ist wieder der Versicherungsdirector Kablé, der 1878 von Frankreich aus so eindringlich empfohlen wurde, gewählt, der Bischof Stumpf erlangte nur wenige Stimmen; die Autonomistenpartei scheint aus den Reichslanden vollständig verschwunden zu sein.

Von hervorragenden Abgeordneten, die keiner Partei angehörten, hat der Abgeordnete Delbrück eine Wiederwahl abgelehnt; sein Wahlkreis Jena wird der national-liberale Abg. Meyer vertreten. Minister Dr. Falk kommt in Worms mit einem Clerikalen in die Stichwahl, in welcher er voraussichtlich siegen wird, und Herr von Treitschke wird auch nicht ohne Stichwahl in den Reichstag gelangen.

Stichwahlen werden viele nothwendig sein, bis jetzt sind deren einige sechzig gezählt. Es war kein seltenes Schauspiel, daß in manchen Wahlkreisen bis 6 Candidaten aufgestellt waren. Wir erinnern nur an Breslau. Hier stritten Socialdemokraten, Fortschrittler, Nationalliberale, Freiconservative (neuer Wahlverein), Clerikale, Handwerker um den Preis. Die Folge davon mußte sein, daß derselbe endgültig keiner Partei zufallen konnte und Stichwahlen nothwendig wurden. Wie es in Breslau, so war es in vielen anderen Bezirken. Eine jede Partei debutirte mit ihrem eigenen Candidaten.

Das Gesammtbild des neuen Reichstages wird durch die noch nicht bekannten Wahlen und Stichwahlen, welch letztere meistens zwischen den oppositionellen Fractionen stattfinden, nur ganz wenig verändert werden; doch steht fest, daß die Secessio-

nisten und die Fortschrittspartei eine nicht unbeträchtliche Verstärkung erhalten haben, daß ferner innerhalb der liberalen Parteien der Schwerpunkt weiter nach links verlegt und eine conservativ-nationalliberale Majorität nicht mehr möglich ist.

Franz Holzerland.

Literatur und Kunst.

Der Schillerpreis.

In wenigen Tagen, am zehnten November, dem Geburtstage Schillers, wird die ministerielle Kundgebung über die diesmalige Ertheilung jenes Preises, der den Namen des großen deutschen Dramatikers trägt, in dem Reichs- und Staatsanzeiger zu lesen sein. In der entscheidenden Sitzung, welche vor zwei Monaten stattfand, hat man sich — wie gewöhnlich — das Wort gegeben, bis zum officiellen Termin ein absolutes Schweigen zu bewahren; aber dennoch hat es sich — wie gewöhnlich — als unmöglich erwiesen, ein Geheimniß, welches ein Dutzend Mitwisser hat, der öffentlichen Neugier vorzuenthalten; diese Einzelheit hier, jene Notiz dort ist durchgesickert, und wenn man Alles, was gesagt und geschrieben wurde, zusammenfaßt, so scheint sich als Resultat die Vermuthung zu ergeben: der Schillerpreis kommt, wie 1872 und 1875, auch in diesem Jahre nicht zur Vertheilung, keines der Dramen, welche von 1878 bis 1880 auf dem Theater oder als Buch erschienen sind, ist des Preises würdig erachtet worden.

Ueber die Richtigkeit, Zuverlässigkeit oder Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung steht mir ein Urtheil, welches sich auf äußere Gründe stützte, nicht zu; aber wenn ich nach innern Gründen entscheiden soll, das heißt, wenn ich die Werke prüfe, welche für die Concurrenz in Betracht kamen, so möchte das Nichtertheilen des Preises allerdings das Wahrscheinlichste sein.

Das klingt sehr hart vielleicht, härter, als es gemeint ist; und da die ernste dramatische Dichtung dieser Tage nicht entmuthigt, sondern wo immer thunlich unterstützt und gefördert werden sollte, da die Verweigerung des Preises zur Entmuthigung unserer Dramatiker beitragen und die öffentliche Erörterung in den Tagezeitungen sie noch steigern könnte — so ist wohl eine etwas eingehendere Betrachtung an dieser Stelle förderlich, eine Betrachtung, welche aus der übergroßen Zahl von Trauer-, Schau- und Lustspielen, von gereimten und ungereimten, historischen und modernen Werken, aus dem ganzen Wust aufführbarer und unaufführbarer Stücke die hervorragendsten auswählt, und — obgleich sie weder officiös noch freiwillig-gouvernemental sein will — doch den Versuch macht, den Motiven, welche die Commission geleitet haben mögen, nachzugeben.

Nachdem die drei Preise von 1878, welche, wie bekannt, Anzengruber, Nissel und Wilbrandt zugefallen, die Illusion zerstört haben, als könnten nur gewisse Werke der „hohen" Tragödie in den Bereich der Concurrenz fallen, nachdem vielmehr allgemein anerkannt worden, daß gerade die Bühnenwirksamkeit für das Preisstück unerläßlich und darum Werke, deren Werth auf der Scene schon erprobt, in erster Linie zu berücksichtigen seien, muß sich natürlich auf diese Werke zunächst die Betrachtung richten.

Von historischen Stücken, welche auf das Theater gekommen sind, wüßte ich nur zwei hier zu nennen: „Prinz Eugen", ein vaterländisches Schauspiel von Martin Greif und „Die Hexe", Trauerspiel von A. Fitger.

Martin Greif hat sich durch mehrere Tragödien und eine Sammlung von Gedichten bekannt gemacht, welche besonders in den rein lyrischen Stücken, in dem einfachen Sange von Frühling und Liebe und Natur, ihn als einen echten und originellen Poeten offenbart haben, während die Balladen und Romanzen, die Sinn- und Gedenksprüche des Bandes weniger eigenthümlich und weniger gelungen erscheinen. Sein „Prinz Eugen" ist bisher nur am Wiener Burgtheater aufgeführt worden und hat dort, dem mehr lokalen Charakter des Stückes gemäß, eine Wirkung erzielt, die ihm bei uns vielleicht entgehen würde. Denn keine energische dramatische Handlung vollzieht sich, kein tieferes Interesse erzeugt sich in dem Stück; es ist eine Aufeinanderfolge lebhaft bewegter, farbiger Bilder von nicht immer zwingender Folgerichtigkeit, es sind eine Anzahl hübscher Einzelerfindungen, welche dem spröden Stoffe Manches abgewinnen, ohne doch seine Mängel ganz überwinden zu können. Aus Kleists „Prinz von Homburg" ist das Grundthema von Greifs Stück gewonnen: Eugen erstreitet seinen Sieg bei Belgrad gegen die Vorschrift des Kaisers, und vergeht sich so gegen das oberste Gesetz des Soldaten: Gehorsam. Allein der Conflict, welcher bei Kleist ein Vorgang unter andern ist und durchaus dem Charakter des Helden entspringt, ist bei Greif das einzige dramatische Interesse, und nicht von innen geworden, sondern von außen, durch Intriguen gemacht; und der Conflict, welcher bei Kleist zur herbsten Tragik führt und uns im Tiefsten ergreift und erschüttert, ist bei Greif, zufolge der dominirenden Stellung des Prinzen Eugen, von Anbeginn an wenig ernst und seine Lösung, die Abbitte des Feldherrn, folgt wie spielend, als eine bloße Förmlichkeit. Gewiß hat der Dichter das Recht, in einer solchen mehr festspielartigen, patriotischen Dichtung den strengeren Regeln des Dramas einmal ein Schnippchen zu schlagen; aber für den Schillerpreis ist eben darum sein Werk nicht geeignet mit seinen vielen glänzenden Aeußerlichkeiten von Paradezügen, Salutschüssen, Tedeum und bengalischem Licht und seinem geringen, nur künstlich gesteigerten und leicht zu behebenden Conflict.

Stärker als das Schauspiel Martin Greifs wird Fitgers „Hexe" die Aufmerksamkeit der Commission in Anspruch genommen haben, das einzige Trauerspiel, welches in den letzten Jahren auf einer größeren Anzahl von Bühnen mit gutem Erfolge gespielt worden ist. Für den Schillerpreis freilich wäre es gänzlich ungeeignet gewesen. Da das Stück allgemein in der Oeffentlichkeit sehr günstig beurtheilt wurde, so muß ich dieses abweichende Urtheil wohl ein wenig ausführlicher motiviren. Fitgers Drama ist keineswegs in Bausch und Bogen zu verwerfen: es ist ein geschicktes und bühnengewandtes, talentvolles Werk; es hat interessante Vorgänge, lebhaft bewegte, farbige Scenen, es ist voll von Handlung, wirksam und verständlich in jedem Satze, und wenig fehlte, daß man es als ein tüchtiges Volksstück bezeichnen könnte. Aber dennoch, mit einem schärferen Maßstabe gemessen, konnte es vor den Augen der Schillercommission unmöglich bestehen: trotz aller seiner Vorzüge ist es für den geläuterten Geschmack ein fehlerhaftes, äußerliches, leeres, mit einem Wort: ein schlechtes Drama. Die Motivirung ist lückenhaft und unzureichend, und Alles ist, der größeren Wirkung zu Liebe, theatralisch zugespitzt, übertrieben, gespickt bis zum Zerplatzen mit Effecten. Wenn die Personen zuerst A gesagt haben, so sagen sie gleich darauf C, dann wieder E, alles das nicht wie es paßt, sondern wie es wirkt; alle Wandlungen sind schroff, sprunghaft und unvermittelt, und was die Heldin in dem einen Augenblick weigert bis aufs Aeußerste — dem Geliebten zu entsagen, sich den Feinden zu ergeben — das thut sie gleich darauf mit der opferfreudigsten Bereitwilligkeit.

Man hat die Heldin des Stückes, die Hexe, im Anschluß an ein Wort des Dichters selbst, einen weiblichen Faust genannt. Aber nichts Schieferes kann gedacht werden als dieser Vergleich: nicht aus ihrem Charakter zumeist fließt Thaleas Beschäftigung mit den Wissenschaften, sondern aus zufälligen Erlebnissen. Edzard, ihr Geliebter, hat in dem dreißigjährigen Kriege mitgekämpft; ihre Sehnsucht zu betäuben versenkt sie sich, da zufällig der weise Meister Simeon in ihr Schloß kommt, in das Studium der Astronomie und Naturwissenschaft. In keiner Weise erhalten wir das Gefühl, daß ihr dieses Studium mehr ist als ein bloßer Zeitvertreib; wäre an Stelle des Meisters Simeon vielleicht ein Tanzlehrer oder ein Schachkünstler gekommen, so sagen wir uns — Thalea hätte auch den Wissenschaften dieser sich hingeben können. Denn als Edzard mit dem Friedensschlusse zurückkehrt, versinkt vor ihr Alles, was vorher die Zeit der Angst verkürzen half: „Er ist da," ruft sie, „und ich schäme mich je etwas Anderes gewesen zu sein, als sein liebevolles Geschöpf." Ihrer Wissenschaft schwört sie ab und kein Pergament soll

ihre Hand wieder berühren; ihre Geräthe und Instrumente versenkt sie in die Erde und mit dem Geliebten will sie noch leben.

Damit ist das eine Motiv des Stückes einstweilen beseitigt, und das andere, der Streit zweier Frauen um einen Mann, tritt in den Vordergrund: Edzard, der schwache und unsympathische Held, schwankt zwischen seiner Braut Thalea und ihrer jüngeren Schwester Almuth hin und her, und spät erst, im letzten Augenblick, da sie die Kirche betreten soll, leistet Thalea Verzicht auf ihre Rechte. Sie hält inne — und zufällig genau an der Schwelle der Kirche. Dieser pure Zufall ist es, der das andere Motiv, das Hexenmotiv, wieder stark hervortreten läßt: der Volksaberglaube meint, daß die Hexe nicht in die Kirche könne, er glaubt nun den sichersten Beweis für Thaleas Schuld zu haben, und der weitere Gang der Ereignisse führt dem zufolge den Tod der Hexe herbei. So lose und oberflächlich also sind die beiden Handlungen verknüpft, aus denen das Stück sich zusammensetzt: nirgend verschlingen sie sich und berühren sich im Kerne, sondern sie lösen sich einfach ab und stoßen nie an einer Stelle von außen aneinander.

Einen Autor, der sich so unbedingt an der Oberfläche der Dinge hält, darf man natürlich nach alle dem, was über den Kreis des Bühnenwirksamen hinaus geht, nicht befragen; man darf ihn nicht fragen, welche Nothwendigkeit, welche ethische Versöhnung in diesen Vorgängen liege, darf nicht fragen, welches die Schuld der Heldin sei, wenn man nicht mit der leeren Rede abgespeist werden will, welche Meister Simeon bereit hält: daß sie „an ihrer Zeit zu Grunde gehe". So gebildet und mit modernem Bewußtsein wie dieser empfindet auch Thalea selbst: wenn Simeon von dem „Siegeszug der confessionslosen Wissenschaft" spricht, so ist sie sich bewußt, daß es „in ihrer Sache keinen Richter gibt, als den Geist der Geschichte."

Aber nur in einzelnen Redensarten ist die Sprache des Trauerspiels von moderner Färbung; im Wesentlichen hat sie etwas Veraltetes und Angelesenes, einen Schwung und Schwulst, ohne Leben und Individualität. Diese poetische Prosa mit ihrer ewigen, auf Stelzen marschirenden Exaltirtheit erinnert an gewisse Nachahmungen der Sturm- und Drangstücke, sie scheint sich wie diese an „Julius von Tarent", oder „Kabale und Liebe", oder auch an „Emilia Galotti" künstlich erhitzt zu haben.

Ich füge zwei andere Werke hier an, welche gleichfalls, wie die „Hexe", in Prosa geschrieben sind: Tempesta, Trauerspiel von Ferdinand von Saar, und Die Weiber von Schorndorf, historisches Schauspiel von Paul Heyse.

Ueber „Tempesta" kann ich mich kurz fassen. Wie die „Hexe" erinnert das Stück an die Art des achtzehnten Jahrhunderts; insbesondere „Emilia Galotti" hat Saar als Muster vorgeschwebt, in der Sprache, in einigen Motiven, in der Technik. Sein Werk ist weit weniger äußerlich, als jenes Fitgers, aber auch nicht so wirksam: schon nach dem Personenverzeichniß habe ich den allzu durchsichtigen Inhalt des Trauerspiels errathen, daß nämlich Graf Borromeo zu der Gattin des Malers Tempesta in ein sträfliches Verhältniß tritt. Die Dichtung ist nicht ohne Schwung und Leidenschaft, aber der Held ist unsympathisch in seiner Verblendung und seinem Hochmuth, Zufall und Irrungen greifen stark ein und die an sich schon einfache Handlung verliert dadurch noch an Interesse. Um Alles in Einem zu sagen: der Conflict ist nicht tief genug angelegt, nicht energisch genug ausgetragen; und von allen Gattungen der Poesie, duldet das Drama am wenigsten, was dem Werke Saars anhaftet: Halbheit.

Etwas Aehnliches — nicht genau dasselbe — läßt sich von Heyses neuem Schauspiele behaupten. Eine nicht sehr ergiebige Fabel ist mit allzu wenig naiver Energie, mit allzu viel abschwächender Reflexion in diesem Werke behandelt worden. Es ist überliefert, daß die Weiber von Schorndorf, als die Franzosen vor ihrer Stadt lagerten und die Männer zur Uebergabe sich geneigt zeigten, mit einem kecken Schwabenstreiche die Herrschaft an sich rissen, ihre eigenen Männer auf dem Rathhause gefangen nahmen und im Verein mit dem Commandanten die Stadt hielten, bis der Entsatz der Landsleute heranrückte. Wenn die komischen Momente, die in dem Stoffe liegen, rücksichtslos herausgearbeitet würden — wie Vieles ließe sich, trotz der verhältnißmäßigen Armuth der Vorfälle, aus ihnen gewinnen? Was hätten ein Keller, ein Anzengruber (der in den „Kreuzelschreibern" einen einigermaßen verwandten Stoff so glänzend behandelt hat) daraus machen können? Für Heyse aber ist — ganz im Geiste der modernen Dichtung — der Vorgang, wie er überliefert ist, zu einfach, nicht interessant und „tief" genug; er bosselt so lange an ihm herum, bis er den Punkt gefunden hat, wo die psychologische Finesse eintreten kann — und verdirbt sich dadurch die unmittelbare Wirkung aufs Allerbeste.

Nicht die Gefangennahme der Männer durch ihre Gattinnen, nicht die lustige Gestaltung des weiblichen Waffendienstes und dieser ganzen auf den Kopf gestellten Welt ist ihm die Hauptsache, sondern wesentlich dieses Eine: der Conflict zwischen Mann und Frau während und nach dem Kampfe. Wie ist es möglich, daß die Frauen eingreifen, fragt er, wie solle, nach Allem was vorgefallen, eine Versöhnung der Gatten, ein ferneres Zusammenleben möglich sein. Und indem er als vorbildlich für die Männer den Bürgermeister hinstellt, als vorbildlich für die Frauen ihren Führer, die Bürgermeisterin, indem er den Mann als den Repräsentanten der Staatsraison hinstellt, der willig sein subjectives Empfinden dem Besten des Ganzen unterordnet, die Frau als den Repräsentanten des Naturrechtes, der seiner freien Herzensmeinung folgt, ohne den Verstand zu fragen, contrastirt er den wackern Künlade und seine gute Käthe wie geschriebenes und ungeschriebenes Recht, wie Kreon und Antigone. Beide handeln wie es ihnen zukommt, beide sind, subjectiv betrachtet, in ihrem guten Rechte, und gestehen sich gegenseitig, daß der Mann als Mann, die Frau als Frau nicht anders hätte agiren können. Alles in dem Stücke steuert darum auf den Schluß hin, die Versöhnung; ihr zu Liebe werden alle Effecte gedämpft, die Gefangennahme der Männer trägt sich hinter der Bühne zu, allen Gegensätzen wird die Spitze abgebrochen und ein etwas mattes Licht herrscht vor, das die Bühne nicht verträgt. In allen anderen Rücksichten freilich ist die Dichtung durchaus bühnenfähig: die Oekonomie ist vortrefflich, die Motivirung fest und lückenlos; die Bürgermeisterin und ihre Freundin Frau Bäbe sind gute Figuren, ihre Tochter Annele ist sogar eine ausgezeichnete, die, von Frau Raabe oder Frl. Conrad gespielt, auf dem Theater von großer Wirkung sein müßte. Daß das Ganze, trotz aller Ausstellungen, die es erweckt, dennoch von großer Liebenswürdigkeit ist, braucht man, da von Heyse die Rede ist, kaum noch zu sagen, besonders erfreulich an dem Werke ist die Abwesenheit von allem haut-goût.

Ich werde zu dieser Bemerkung gedrängt dem neuen Werke Wilbrandts gegenüber: Robert Kerr, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Es ist viel französischer Parfum in dem Stücke, der an Dumas, an Sardou erinnert. Nicht Robert Kerr, sondern Lady Frances ist die handelnde Macht in dem Stücke, eine von dem Höfling Overburg Verführte, welche rein werden will durch die Liebe zu Kerr. Wir können schnell über die Dichtung hinweggehen, weil Wilbrandt, der erst vor drei Jahren Gekrönte, dieses Mal wohl nicht ernstlich in Betracht kam. Eine statutenmäßige Beschränkung, die seine Berücksichtigung verhinderte, existirt freilich nicht; aber sein Werk, ob es gleich voller Schönheiten ist (besonders im ersten und letzten Acte), hätte doch sehr viel bedeutender und sympathischer, es hätte etwas ganz Außerordentliches sein müssen, um eine nochmalige Auszeichnung zu rechtfertigen.

Eine weibliche Heldin, eine von dem Geliebten Verlassene, führt, wie Wilbrandt, auch Jos. Victor Widmann in seinem Trauerspiel „Oenone" uns vor. Aber nicht neue Neigung empfindet Oenone, gleich Wilbrandts Frauen, sondern leidenschaftliches Sehnen nach dem Treulosen, der sie um einer Andern willen verläßt, sie strebt ihren Paris an sich zurückzuziehen, wie Fitgers Hexe ihren Edzard. Dem Werke liegt eine alte, nicht sehr bekannte Sage zu Grunde, welche unter Andern Ovid in einer seiner Heroiden verwerthet hat: Oenone, die erste Geliebte des Paris, wird von ihm aufgegeben, als er Helena kennen gelernt; im Todeskampfe, als Philoktets Pfeil ihn getroffen, läßt er sich zu ihr tragen, um von ihr, die viele Arzneien kennt,

Heilung zu erbitten, allein die schwer Gekränkte verweigert ihm die Hülfe. Aus diesem gleichfalls nicht sehr glücklichen Stoffe hat Widmann, indem er einige neue, etwas spitzfindige Verknüpfungen hinzu erfand, sein schönes Drama geschaffen, das unter den Erzeugnissen der letzten Jahre, trotz mancher Mängel, eine hervorragende Stelle behauptet. Wohl ist die Handlung nicht recht menschlich anziehend und nicht recht bewegt, die Exposition und viele Reden zu lang; wohl gönnt der Dichter seinen Personen breitere Aussprache des Gefühls als im Drama gut ist, wohl wird er am Schluß hinter seinen Figuren als Commentator sichtbar, der die ganze Sache erklärt, und über Schuld und Sühne spricht, und echtes Heldenthum. Aber dennoch ist „Oenone" das Werk eines echten Poeten: die Diction ist voll Leben und realistischer Kraft und hat zwar viele declamatorische Stellen, aber gar keine leeren und todten; die Charakteristik ist ausgezeichnet und schöpft überall aus dem Vollen; bezeichnende Züge in Masse stehen dem Dichter zu Gebote, individualisirende Details, welche erst den vollen Schein des Lebenswahren erzeugen. Alle Figuren sind mit sichern Strichen hingestellt, nicht nur die Heldin, sondern auch eine Anzahl der griechischen Kämpfer, Philoktet, Ajax, Ulysses; ferner Paris und Helena, und ganz besonders Thersites, dessen Rolle, von einem unserer bedeutenden Charakterspieler dargestellt, dem Stücke wohl auch zu einem Bühnenerfolg verhelfen könnte.

Als der vollständige Widerpart Widmanns steht Ernst von Wildenbruch da, dessen „Harold", wie die Zeitungen gemeldet, von der Schillercommission in ernsteste Rücksicht gezogen wurde. Wenn Widmann in manchen Dingen als ein Anhänger der Schiller'schen Art erscheint, wenn bei ihm ein Ueberfluß an — für sich schönen — Reden, ein Mangel an energischer Handlung wahrnehmbar ist, so ist Wildenbruch nicht ein Jünger Schillers, sondern eher ein Schüler Shakespeares, so erfindet er reiche und überreiche Handlungen, in denen Schlag auf Schlag, Begebenheit auf Begebenheit folgt, in denen es heftig vorwärts stürmt, und mehr auf der Masse des Geschehens, als auf der Charakteristik und der sorgfältigen Motivirung der Nachdruck liegt. Wenn Fitger, Saar, Widmann an die Weise des achtzehnten Jahrhunderts — Jeder nach seiner Art — anknüpfen, so lebt in Wildenbruch eine starke, kraftvolle, nach That und Kampf verlangende Phantasie, welche an das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, an den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, an Ayrer, an die Stücke der englischen Komödianten erinnert. Mit Vorliebe begibt sich der Dichter in drangvolle, aufgeregte, wilde Zeiten, in zur Vernichtung reife Zustände; stets fesselt er durch die Fülle der Action, durch „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck", durch das Bühnengerechte und Spannende seiner Fabeln, durch eine kräftig, oft poetisch gehobene, bilderreiche Sprache, aber selten treten uns seine Personen menschlich nahe, seltener greifen sie uns ans innerste Herz. Wildenbruch, der sich lange von der lebendigen Bühne ausgeschlossen sah, hat ziemlich schnell und wie es scheint nicht immer mit guter Auswahl eine Anzahl Stoffe ergriffen, die ihm selber vielleicht nicht sehr nahe getreten wären; von nun an, nachdem sein Talent zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist, wird er hoffentlich von selbst in ein intimeres Verhältniß zu seinen Fabeln, seinen Figuren kommen. Wie anders haben unsere großen Dichter ihre Pläne, lange zweifelnd und erwägend, mit sich herumgetragen, wie innig haben sie sie im Busen gehegt und gepflegt, und von ihrer Blutwärme ihnen mitgetheilt! Nicht die drängende Masse der Begebenheiten, der sinnlich wahrnehmbaren Vorgänge allein — auch die Ausgestaltung von Charakteren, die sich reich und voll und rund ausleben, von einfachen seelischen Conflicten, die unsere Sympathien fesseln, unsern Verstand beschäftigen, muß der Dichter mit allem Ernste anstreben; dann erst wird er für unsere Bühne alles das leisten, wozu ihn sein reiches Talent befähigt.

Und das Resultat von allen diesen Betrachtungen? Sollen wir einstimmen in die Klage über den Niedergang der dramatischen Kunst? Sollen wir, weil nicht alle Blüthenträume reiften, weil das letzte Triennium in der That kein unanfechtbares Meisterwerk geboren hat, alle Hoffnungen für die Zukunft aufgeben? Nichts wäre verkehrter, schädlicher, thörichter. Noch haben wir eine Anzahl Autoren, die, nicht entmuthigt durch die Ungunst der Zeiten und die perverse Strömung des Geschmackes, dem ernsten Drama ihre bedeutenden Kräfte widmen, und denen früher oder später manches hervorragende Werk gelingen, deren Beispiel andere, frische Kräfte herbeiziehen wird. Niemand kann es leugnen: die Sterne der dramatischen Kunst stehen nicht hoch in diesen Tagen; aber noch sind sie nicht erloschen und wir brauchen nicht zu fürchten, daß die trostlose Finsterniß jemals eintreten wird, welche Schwarzseher und „Realisten" prophezeien.

Otto Brahm.

William Hogarth und seine Umgebung.

Von Gottfried Kinkel.

II.

Hogarth war ein noch unberühmter Stecher im Dienste von Verlegern, als ihn eine Leidenschaft für die Tochter des hochgestellten Hofmalers Sir James Thornhill ergriff, die von dem hübschen und muthigen Mädchen getheilt wurde. Aber wie hätte der auf Rang und Adelstitel stolze Vater dem emporstrebenden Plebejer die Tochter gewähren sollen? Thornhill ist heut in England so gut wie verschollen, seinen Spuren in verblichenen Wandgemälden geht heute nur noch der Kunsthistoriker nach. Er gehörte der alten, vornehm-akademischen Richtung an, die bald durch den Naturalismus von Hogarth und Reynolds in Schatten geworfen worden ist. Wie hätte ihm träumen mögen, daß der noch ruhmlose Zeichner für den Buchverlag gleich nach seinem Tode sein Nachfolger in Amt und Titel des Sergeant Painter des Königs werden sollte! So schlug er die Werbung Hogarths kurzweg aus. Aber schon damals hinderte das englische Gesetz, daß ein Vater über die Hand der großjährigen Tochter verfüge. Die jungen Leute ließen sich im Jahre 1730 trauen, und die Ehe, obwohl kinderlos, scheint glücklich gewesen zu sein. Vater und Schwiegersohn aber, sagt man, haben als britische Starrköpfe sich niemals ausgesöhnt.

Und nun, im Glücke eines eigenen Hausstandes, wuchsen dem Künstler die Schwingen, und er schuf in den nächsten Jahren seinen ersten Cyclus von Oelbildern, der seinen Ruf auch als Maler begründete. Es sind die sechs Gemälde unter dem Titel The harlot's progress, oder der Lebenslauf einer leichten Person, mit denen er 1733—1734 hervortrat. Alle großen Eigenschaften Hogarths erscheinen hier bereits vereinigt; auch der pikante Reiz des Skandals fehlte nicht, indem er einzelne in Londoner Kreisen wohlbekannte Personen als leicht erkennbare Porträts satirisch verwendete. Mary Hackabout kommt als Unschuld vom Lande mit dem Planwagen in die Stadt, um als Dienstmädchen eine Stelle zu suchen. Sie erliegt rasch der Verführung, wird die Lorette eines jüdischen Bankiers, den sie aber durch Untreue bald verliert, sinkt zur Diebin herab und kommt ins Spinnhaus. Von da wird sie Genossin eines Straßenräubers, bis sie ihr klägliches Leben in einem Hause der Schande endet, ein elendes verkrüppeltes Knäbchen zurücklassend, das beim Begräbniß der Mutter mit einem neuen Kreisel spielt. Diese letzte Scene, wo die Dirnchen von der stillen Leiche Abschied nehmen und aus der Schnapsflasche, die auf dem noch nicht geschlossenen Sargdeckel steht, sich die Herzstärkung für das Leichengeleit suchen, während ein bezahlter Priester sich von einer von ihnen berücken läßt, ist grauenvoll. Die Oelbilder selbst sind in einem Brande untergegangen, aber Hogarth wurde von dem Erfolg des Werkes ermuntert, die Compositionen durch den Kupferstich zu verbreiten, und aus diesen Vervielfältigungen hat er auch bei den spätern Werken sich ein Vermögen gemacht.

Rasch folgte diesem Cyclus der zweite, der in acht Gemälden den Lebenslauf des Liederlichen („the rake's progress") schildert. Diese Folge sieht man jetzt auf Lincolns Inn Fields in der Sammlung, welche John Soane der Nation vermacht hat. Die Satire ist hier, wo uns kein Mitleid mit weiblicher Schwäche mild stimmt, noch schärfer und schneidiger. Als Student in Oxford hat der junge Bruder Liederlich einem hübschen

Mädchen niederen Standes die Ehe versprochen, als plötzlich der Tod eines steinreichen Onkels ihn in das wilde Londoner Leben wirft. Die Geliebte will er mit Geld abkaufen; das verschmäht sie und bringt ehrlich mit ihrer Hände Arbeit sich selbst und ihr Kind durch. Der Verführer geht rasch seinen Weg zum Ruin mit Weibern und Sport bis zum Nichtsmehr herunter, wo schon die Schuldhaft ihn bedroht. Doch hilft er seinen Finanzen nochmals auf durch Heirath mit einem reichen alten Frauenzimmer, welches den zweifelhaften Reiz hat, einäugig zu sein. Jetzt wieder flott, stürzt er sich ins Hazardspiel und kommt ins Schuldgefängniß, wohin seine gräuliche Alte ihm folgt. Als aber nun der letzte Strick reißt, als ein Theaterstück, das er einem Director angeboten hat, als unspielbar zurückkommt, als er selbst ein Seidel Ale nicht mehr trinken kann, weil er es nicht mehr zu bezahlen vermag, da bleibt als letzte Flucht aus dem Elend der Wahnsinn, und unter Irren, deren jeder seine eigene Narrheit pflegt und prakticirt, finden wir ihn, halbnackt und mit Ketten beladen, als Tobsüchtigen wieder. Ich hebe bei dieser furchtbaren Folge von Scenen Eins hervor, was mit der Menschheit versöhnt. Seine erste Studentenliebe, die Mary Young aus Oxford, die er so schnöd verstoßen hat, kann ihn nicht vergessen. Sie ist selber eine brave und saubere Person geworden und will auch nichts mehr von ihm, wenn er schwelgt; aber so oft er ins Unglück kommt, tritt sie schüchtern wieder hinzu, löst ihn einmal mit ihren Ersparnissen aus, dringt sogar ins Schuldgefängniß zu ihm, wo dem Tiefgesunkenen ein Glas Bier, das man ihm bezahlt, schon ein Labsal ist, und setzt sich dabei der Beschimpfung durch seine Megäre von Frau aus. Ja in der letzten Wahnsinnsscene, wo vor dem gefährlichen Tobsüchtigen die eigene Frau gewichen ist, kommt Mary noch einmal, diesmal freilich ohne das Kind, und hat wenigstens noch eine letzte Thräne für ihn. Solche Züge darf man bei Hogarth nicht übersehen, sie zeigen, wie viel Herz der scheinbar so herbe Satiriker gehabt hat.

Die dritte und berühmteste Folge der novellistischen Sittenbilder kam erst mehrere Jahre nach dem Taugenichts. Es sind die sechs Oelgemälde der „Mariage à la mode“, welche man jetzt im Nationalmuseum zu London sieht. Sie wurden gegen 1745 fertig, und im folgenden Jahr (1746) hielt Hogarth eine Auction aller seiner noch vorhandenen Oelgemälde, wo die sechs Stücke der Mariage zusammen nur 100 Guineen eindrachten. Ein halbes Jahrhundert später (1797) zahlte der Bankier Angerstein 1381 Pfund Sterling dafür, und mit Angersteins Sammlung gelangten sie dann durch Ankauf in die Nationalgalerie. Hierdurch und durch zahlreiche Nachbildungen sind sie unter den Werken des Meisters eins der bekanntesten. Sowohl an Geist der Erfindung als an Schönheit der Ausführung stellt diese gemalte Novelle auch wirklich den Höhepunkt von Hogarths Schaffen als Maler dar. Der verschuldete Lord verheirathet seinen von Ausschweifungen schon erschöpften Sohn an die kräftig gesunde Tochter eines Aldermans aus der City. Ein Mädchen wird geboren; dann gehen beide Theile ihre Wege der Verschwendung und der Leichtfertigkeit. Der Mann überrascht die Frau mit einem Liebhaber und wird von diesem erstochen. Das Bild, auf welchem die entsetzte Ungetreue den sterbenden Gemahl um Verzeihung anfleht, enthält die furchtbarste Moral. Die junge Wittwe, ihrer Stellung, ihrer weiblichen Ehre, ihrer Selbstachtung beraubt, kehrt als eine Last in die bürgerlich-philiströse Langeweile ihres väterlichen Hauses zurück, und als sie die Hinrichtung ihres Geliebten erfährt, entflieht sie dem Druck ihres ganzen Elends durch Gift. Die kalte Lieblosigkeit eines Elternhauses, das ein Mädchen in eine unglücklich angelegte Ehe treibt, verräth sich in dem Vater, der der Tochter, ehe sie noch kalt geworden, den Ehering vom Finger zieht, damit er nicht von der Leiche gestohlen werde! In keinem Werke Hogarths pulst ein so starkes dramatisches Leben wie in dieser Folge; die einzelnen Scenen sind nicht, was man sonst oft tadeln kann, mit witzigen Nebeneinfällen überladen, die Composition ist stets einfach, und ohne jede beizugebende Erklärung ist der Gang dieser grauenvollen Familientragödie dem Beschauer unmittelbar verständlich. Die Mariage à la mode wurde so populär, daß Garrick sie mit Erfolg sogar auf die Bühne gebracht hat.

Die späteren Folgen scheinen mir mit der Mariage nicht ganz mehr auf gleicher Höhe zu stehen; sie sind allzu directe Moralpredigten und führen die Kunst ins Criminalistische hinüber. Die zahlreichste aller Cyclen Hogarths, „Industry and Idleness“, vom Jahre 1747, umfaßt zwölf Blätter, und er mußte so umfangreich werden, weil hier die parallelen Lebensläufe von zwei Personen geschildert werden. Dies Werk ist nie in Oel gemalt, sondern nur radirt worden. Die Ausführung der Stiche ist gröber als gewöhnlich, weil Hogarth damit auf die Massen einwirken wollte, daher er auch die ganze Serie das Stück für einen Schilling verkaufte. In ein Tuchwebergeschäft treten gleichzeitig zwei Lehrlinge ein; den einen führt der Fleiß zum Antheil an der Firma, zur Heirath mit der hübschen Tochter des Principals, zur Würde des Alderman und endlich gar zum Lord Mayor von London empor. Der faule Lehrling aber geht in absteigender Linie durch den Spieler zum Vagabunden vorwärts. Er wird deportirt, kehrt zurück und endet als Raubmörder. Zum letzten Mal treffen die beiden Kameraden zusammen, indem der eine den andern mit tiefem eignem Schmerz zum Tode verurtheilen muß. Auf dem letzten Blatt wird uns sogar das Hinausfahren des armen Sünders zum Galgen nicht erspart. Noch abschreckender sind die vier ebenfalls nur im Kupferstich erschienenen Blätter der „Stages of Cruelty“ vom Jahre 1751, die mit abscheulichen Martern von Thieren anfangen und mit dem abgeschnittenen Hals eines Frauenzimmers endigen. Freilich mögen sie ein treues Bild von der Rohheit der unteren Klassen in dem damaligen England geben; einer Rohheit, die in Fuchs- und Hirschjagden, in Hahnenkämpfen und dem Preisfechten eingelernter Boxer noch heute selbst die höhern Stände Englands ebenso charakterisirt, wie die Stiergefechte den Spanier.

Aber noch einmal hob sich Hogarth, schon im späteren Alter, zum Rang eines großen patriotischen Künstlers empor, als er von 1755—58 die vier großen Oelgemälde der „Parlamentswahl“ schuf. Seine Zielscheibe ist der alte, noch heute trotz aller Gesetzgebung nicht beseitigte Fleck der englischen Constitution, die Wahlbestechung, welche in England, so lange sie fortdauert, der Aristokratie und Plutokratie den Sieg über die Volksherrschaft erhalten wird, weil nur reiche Leute die Wahl ins Unterhaus bezahlen können. Diese Bestechung ist es auch, welche bei den Wahlen die wilden Auftritte hervorbringt, und auch diese Seite zeichnet uns der Meister in einem Wahlflecken auf dem Lande, der neunzehn englische Meilen von der Hauptstadt entfernt ist. Die vier vortrefflich componirten Bilder hatte der große Garrick bei seinem Freunde Hogarth bestellt; sie sind dann mit den Sammlungen des Sir John Soane in den Besitz der Nation gekommen, und man sieht sie jetzt in Soanes Museum auf Lincolns Inn Fields. Ich kenne kein Werk Hogarths, wo die Komik, und zwar diesmal eine ziemlich harmlose Komik, so elektrisch wirkt, wie auf dem letzten Blatt dieser Folge, als die Stürme der Wahl vorüber sind, und nur noch die Fidelität der bezahlten Wähler sich auslebt. Die beiden siegreichen Candidaten werden von ihren Anhängern im Triumph auf offenen Tragsesseln durch den Ort getragen. Der Vorderste zieht eben auf seinem Armstuhl, hoch über den Schultern von vier starken Trägern, über die niedrig gewölbte Brücke des Dorfbaches hinüber. Da wird die Procession gehemmt. Ein Esel mit zwei Tonnen beladen ist einem Bären nahe gekommen, der an der Kette tanzt, während ein Jude dazu aufspielt. Der Bär macht sich über den Inhalt einer der Tonnen her. Der Bauer, dem der Esel gehört, greift den stelzbeinigen Bärenführer in heller Wuth mit dem Dreschflegel an, während dieser mit einem Stock wie eine Keule sich zur Wehr setzt. Der Dreschflegel aber, stark im Ausholen zurückgeschwungen, trifft einen der vier Sesselträger an die Schläfe, der, in die Knie sinkend, den Herrn oben auf dem Tragstuhl in das ängstlichste Schwanken bringt. Vergebens wird er sich krampfhaft an die Arme des Sessels halten, denn um nun Alles zu verwirren, so ist eine Muttersau mit ihren Ferkeln von dem Getöse des herankommenden Festzuges rasend geworden. Eine rasende Sau hat gar keinen Menschenverstand mehr, und so stürzt die ganze Herde, ein Frauenzimmer im Sturm umreißend, quer über die Brücke unter den Trägern her in den Bach. Es ist keine

Hülfe, der würdige Herr, da Alles ins Schwanken kommt, wird der Sau nach in den Bach hinabpurzeln. Solch eine complicirte Scene zieht sich ja, wenn erzählt, ins Lange; sieht man sie auf dem Bild aber dem großen Kupferstich, so tritt all das Lächerliche in Einen Brennpunkt zusammen und wird unwiderstehlich.

In Hogarths Leben, das sonst einförmig verlief, ist eine einzige bewegte Episode. Auch er wallte 1749 den Continent bereisen und besonders Paris sehen. Er kam bis Calais, aber nicht weiter, denn hier ließ er sich in grobem Spott über alles Französische aus, und der Gouverneur der Festung beschloß, ihm eine Lection zu geben. Als er eines der Stadtthore zeichnete, verhaftete man ihn als Spion und ließ ihn ein paar Tage sitzen. Dann erklärte ihm der Gouverneur, er würde ihn auf den Mauern der Festung aufknüpfen lassen, wenn nicht eben in diesen Tagen der Friede von Aachen wäre unterzeichnet worden, und zwang ihn, sofort nach England sich einzuschiffen. Hierfür rächte sich Hogarth durch das rasch und flüchtig radirte Blatt „Das Thor von Calais", welches die Misère des französischen Kriegsdienstes unter Ludwig XV. zum Gegenstand hat. In einer Zeit übrigens, wo in London so viel von der möglichen Landung einer französischen Flotte zur Unterstützung einer jakobitischen Rebellion geredet wurde, war der Nationalhaß des Briten gegen Frankreich begreiflich. Diesem hat Hogarth auch noch in zwei anderen Blättern: „France" und „England" Ausdruck gegeben, wo das lustige Leben englischer Soldaten der Hungerleiderei der französischen „soupe maigre" entgegengestellt wird. Auf letzterem Blatt kommt der französische Offizier vor, der über einem Kohlenfeuer vier an seinen Degen gespießte Frösche röstet, und von da schreibt sich der bei den Engländern der unteren Klassen heute noch obwaltende Glaube, daß die Franzosen wirklich gebratene Frösche essen.

Aus demselben Jahr 1749, als Hogarth 51 Jahr alt war, stammt auch sein berühmtes, aus dem Spiegel gemaltes Selbstporträt mit dem Mops in der Nationalgalerie zu London. Der Künstler schaut aus einem ovalen Rahmen hervor. Er ist ganz in seiner Häuslichkeit, mit Pelzmütze, bequemem Halstuch und weitem Morgenrock dargestellt. Auf dem Tisch vor ihm liegen drei Bände seiner Lieblingsschriftsteller, Shakespeare, Milton und Swift. Es ist ein wunderbares und unvergeßliches Porträt. Der ganze Mensch ist darin: ein Engländer niederen angelsächsischen Stammes, kein Normannenblut in ihm, aber durchaus tüchtig. Das Gesicht, ein Oval, das fast Kreis wird, ist glatt rasirt, die Nase nach unten knollig. Darüber aber ein paar sehr klare, groß aufgeschlagene Augen mit breiten Brauen, deren Knochen kräftig vorgerundet sind, wie man es bei Menschen mit starkem Sinn für Beobachtung findet. Der Mund ist zwar noch ruhig, aber bald werden die Mundwinkel sich spöttisch aufwärts ziehen, denn indem man ihn anschaut, wird er rasch in uns einen komischen Zug des Angesichts entdecken. In lustigem Contrast zu diesem beweglichen Gesicht steht sein Mops Trump, der vor ihm auf dem Tische sitzt und als Mops niemals lachen wird. Es will aber dies Bild im Original gesehen sein, die Stiche geben die Feinheiten nicht wieder.

Hogarth hat zahlreiche Porträts gemalt. Man hat von ihm seine Frau, sehr hübsch, voll Verstand und Wohlwollen. Demnächst hat mir die lebensgroße ganze Figur des Capitän Coram gefallen, der im Leben ein echter Ehrenmann gewesen ist. Als Schiffscapitän wohlhabend geworden, betrübte er sich, so oft er London betrat, über die auf den Straßen ausgesetzten neugeborenen Kinder, die wie heut in China dem Tod geweiht oder zufälliger Hülfe preisgegeben waren. Er verwandte sein ganzes Vermögen auf Gründung des heute noch bestehenden Findelhauses, das 1739 durch die Regierung seine Stiftungsurkunde erhielt. Für diese Anstalt hat Hogarth den würdigen Mann gemalt, und dies Porträt zeigt, wie ernst auch, wenn die Sache darnach war, der große Spötter sein konnte. In einer offenen Säulenhalle, die aufs Meer und auf Schiffe blickt, sitzt der wackere alte Herr behaglich, aber aufrecht, im Lehnstuhl; er hat einen bequemen hellbraunen Rock an, und unter der mäßigen Lockenperrücke sieht das Angesicht so weinröthlich heraus, daß man sieht, er trinkt wie ein britischer Junggeselle täglich seine Flasche Portwein, aber nur, wie sich's gehört, nach dem Diner. Dies Bildniß wird heute noch im Findelhaus aufbewahrt.

Die scharfe und geniale Betrachtung der individuellsten Züge im menschlichen Angesicht, welche Hogarth wie Wenige besaß, mußte ihn zu einem guten Porträtmaler machen. Auch sind Bildnisse ihm anständig bezahlt worden; für Garricks Porträt in ganzer Figur als Richard III. in der Geisterscene erhielt er 200 Pfund Sterling, für alle sechs Bilder der Mariage, eines davon mit nicht weniger als elf Charakterfiguren, brachte jene Auction ihm nur 100 Guineen! Daß er also diesen Zweig der Kunst pflegte, war natürlich; aber seine Ehrlichkeit kam ihm in den Weg. Er hat sich darüber selbst in seiner derben Weise ausgesprochen. „Das Porträt des Capitän Coram," schreibt er, „hat die Prüfung einer zwanzigjährigen Rivalität ausgehalten und gilt allgemein für das beste Porträt im Findelhaus, obgleich die ersten Maler im Königreich all ihr Talent aufgeboten haben, um mit ihm zu wetteifern ... Und trotzdem ist es eine stehende Redensart, Porträts seien nicht die Kunstgattung, worin ich etwas leisten könne. Ich kam sogar in Versuchung dieselbe gänzlich aufzugeben, obwohl es die einzige ist, welche etwas Erkleckliches eindringt. Meine Porträtmalerei hetzte mir das ganze Nest von Fratzenschmierern auf den Hals, die wie Harnissen um mich herum summten. Alle diese Leute haben ihre Freunde, denen sie unaufhörlich vorpredigen, alle meine Damen seien Straßendirnen, meine Abhandlung über die Schönheit sei gestohlen, meine Composition und mein Grabstichel verächtlich. Dies ärgerte mich so sehr, daß ich mitunter erklärt habe, ich würde niemals wieder ein Porträt malen, und daß ich häufig Bestellungen dieser Art zurückwies. Ich habe nämlich die traurige Erfahrung gemacht, daß ein guter Maler, der in diesem Kunstzweige etwas verdienen will, nothwendig ein Verfahren annehmen muß, welches in einer Fabel von Gay empfohlen wird; er muß alle Leute, welche ihm sitzen, zu Gottheiten erheben. Ob diese kindische Affectation bleiben wird oder nicht, ist eine zweifelhafte Frage; alle Maler, welche den Mißbrauch verbessern wallten, haben kein Glück gemacht; auch wird es schwerlich anders werden, wenn Porträtmaler im Allgemeinen nicht ehrlicher, und ihre Kunden nicht weniger eitel werden."

Auf dem Selbstporträt, welches ich oben besprach, brachte Hogarth auf dem Tisch noch eine Palette an, auf welcher eine Schlangenlinie mit der Beischrift: "the line of beauty and grace" gemalt ist. Dies erregte Aufsehen, man wandte sich mit Anfragen an den Künstler, und er beschloß, seine Kunsttheorien in einer Abhandlung niederzulegen, welche unter dem Titel: „Analysis of beauty" erschien. Er selbst war mit der Feder nicht gewandt und ließ sich bei der Abfassung von Freunden helfen. Ich kenne die Schrift nur in der nicht gerade gelungenen Uebersetzung von Lessings Freund Mylius, welche 1753 erschien. Das Urtheil über dieses Buch, welches wenig Leute unserer Zeit gelesen haben, war und ist bis auf den heutigen Tag sehr verschieden. Gleich bei dem Erscheinen griffen Hogarths Feinde es mit bitterem Spott an. Der Versuch, die aus zwei Curven entgegengesetzter Richtung geschaffene Schlangenlinie als das Grundelement alles Reizes in der Bewegung zu erweisen, wird von den griechischen Statuen bis zu den Bewegungslinien der modernen Menuet durchgeführt. Die Richtigkeit der Regel und das Verhältniß der beiden Curven zu einander wird bestritten bleiben, aber es ist durch das kleine Buch eine Menge von Einzelbeobachtungen zerstreut, mit denen der große Zeichner und Menschendarsteller wenigstens den Laien überrascht und sehen lehrt. Nicht viele Leute, die nicht Maler sind, wissen z. B. die Thatsache, daß durch das ganze Wachsen des Menschen hindurch die Sehe im Auge, d. h. die Pupille mit dem Ring ihrer Iris, immer die ursprüngliche Größe wie im Auge des Neugeborenen behält, so daß auf lebensgroßen Bildern van Dycks, welche die Könige Karl II. und Jakob II. als Knaben darstellen, dieser Ring gerade so groß ist als bei Lelys Porträts derselben Könige im Mannesalter. Das Verhältniß der wechselnden Gesichtszüge zu dieser stehenbleibenden Größe des Augensterns gibt uns, wie Hogarth behauptet, den unbewußten Maßstab, nach welchem wir das Alter junger Personen bestimmen.

Da die Genrebilder ihm nur schlecht bezahlt wurden, und als Bildnißmaler er niemals recht in Mode gekommen ist, so stammt sein späterer Wohlstand besonders aus dem Verkauf seiner Kupferstiche. Er arbeitete die Platten zuweilen gleich nach Vollendung eines seiner Gemälde oder nach einer Folge von Gemälden, welche zusammengehörten, wenn nämlich diese besondern Beifall fanden. Die Gunst des Augenblicks benutzte er, um sofort die Subscriptionsscheine für die Kupferstiche zu versenden. Diese Scheine sind selbst kleine gestochene Blätter, oft sehr witzig, und da sie meistens verloren gingen, werden von ihnen heute Abdrücke theurer bezahlt, als die großen Blätter selbst. Für die Heirath nach der Mode hatte er 1200 Subscribenten, und hat daran auf einen Schlag gegen 15,000 Mark unserer Rechnung verdient. Nimmt man die später im Kunsthandel verkauften Exemplare hinzu (denn seine Platten behielt er weislich selber), so sieht man, daß er an diesem einen Werke, dessen Originale in Oel für blos 2100 Mark verkauft wurden, mittelst der Kupferstiche ein artiges Vermögen erworben hat. Zahlreich waren die einzelnen Blätter, die für sich einen eigenen Gegenstand enthielten; das meiste Glück aber haben seine Folgen gemacht, wo ein Stoff über mehrere Blätter sich vertheilt. Solche Folgen kommen in der Geschichte des Kupferstichs und Holzschnitts zahlreich vor. Schongauer hat zehn Blätter mit den klugen und den thörichten Jungfrauen gestochen, Dürer in drei verschiedenen Folgen das Leiden Christi behandelt. Hogarths Folgen stellen theils Gegenstücke vor, die neben einander bestehen, z. B. die vier Blätter der Tageszeiten; gewöhnlich aber sind sie der Zeit nach aufgereiht und behandeln die einzelnen Auftritte einer socialen Novelle; so die Lebensläufe der Dirne und des Taugenichts, die beiden Lehrlinge und die Heirath nach der Mode. Der Meister gewinnt dadurch die Möglichkeit einer psychologischen Darstellung; wie Shakespeare zeigt er uns die zur Sünde werdende Leidenschaft nicht auf der Stufe, wo sie reif und fertig ist, sondern gibt uns ihren Fortschritt in Gemüth und That, bis sie der Leute Verderben wird. Es sind Dramen ohne Worte. Man sieht das Gute, man sieht das Uebel in seiner unabwendlichen Weiterentwicklung. Diese Hogarth'schen Stiche sind daher dem Kunstfreund so werthvoll, weil aus ihnen der Geist und die Kunst des Mannes überall sich vollkommen erkennen lassen, während von seinen Oelbildern, soviel mir bekannt, auch nicht ein einziges außer England anzutreffen ist. Freilich sollte man diese Stiche nicht in den kleinen Copien studiren, welche den deutschen Erklärungswerken beigegeben sind, sondern in den von Hogarth selbst veranstalteten Originalstichen. Ich bin auf diesem Punkt ein Ketzer: ich halte auf die deutschen Erklärungen nicht viel. Auch Lichtenberg, der berühmte Interpret Hogarths, legt in seinen Autor viele gesuchte Kleinigkeiten hinein, und die Stiche braucht er nur oft als bloße Gerüste, an welche er das Feuerwerk seines Witzes anbindet. Doch sind, in Ermangelung der englischen Originale, die Riepenhausen'schen Nachstiche immerhin brauchbar.

Für seine Zwecke mußte Hogarth sich eine eigene Stichmanier schaffen. Zu seiner Zeit lebten viele französische Stecher in London, welche die feinen Linien und den eleganten Vortrag der damaligen französischen Schule eines Le Bas und Cochin anstrebten. Daneben cultivirte man in England bereits die Schabkunst, die ohne feste Umrißstriche blos mit Licht, Schatten und Halbtönen eine malerische Wirkung hervorbringt; doch ist diese Gattung erst später durch große Meister, wie Richard Earlom, auf ihre Höhe gebracht worden. Eine dritte Gattung, die graziöse weiche Punktirmanier, führte erst Bartolozzi nach England ein, der im Todesjahre Hogarths dorthin übersiedelte. Keine dieser Gattungen konnte Hogarth genügen; er war vor Allem Zeichner, es kam ihm auf die klaren scharfen Züge an, wo manchmal ein Charakterkopf mit wenigen Strichen hergestellt werden mußte. Die Feinheit des französischen Stiches hätte der Energie, die englische Schabmanier der Bestimmtheit Eintrag gethan. Für seine Werke schuf er sich also eine kräftig zeichnende Manier, welche die malerische Wirkung von Halblichtern und Halbschatten gar nicht anstrebte. Viele seiner eigenhändigen Blätter sind blos radirt, z. B. „France" und „England"; bei den feineren Sachen aber brauchte er nachher, für Rundung der Figuren und Verschärfung des Ausdrucks, noch den Grabstichel. In dieser doppelten Art ist u. A. das Leben der Dirne und des Taugenichts ausgeführt. Zuweilen hat er selbst die Radirung gemacht, aber dann für die Vollendung mit dem Grabstichel einen französischen Kupferstecher zu Hülfe genommen. So ist es auf dem von ihm vorgeätzten Garrick, den Grignion vollendete. Von den vier großen Blättern der Parlamentswahl ist die erste Platte, nämlich das Festessen, ganz von Hogarths eigner Hand, und dies Blatt ist besonders schön. Dann aber suchte er für diese figurenreichen Blätter Hülfe; die Werbung um Stimmen ist von Grignion, die Stimmabgabe von Hogarth und le Cave, die unglückliche Procession der beiden Erwählten von Hogarth und Aveline gearbeitet.

Von diesen Werken muß man nun unterscheiden, was er zwar selbst herausgab, aber nicht selbst stach. In diese Klasse gehören die sechs Blätter der Heirath nach der Mode von 1745, wo drei französische Stecher, Scotin, Ravenet und Baron sich in die Arbeit getheilt haben. Diese Blätter gefallen daher in ihrer feinen Manier auch den Laien am besten; der Kenner wird trotz einer gewissen Trübheit die kraftvoll unregelmäßigen Taillen derjenigen Stücke vorziehen, die den Stempel von Hogarths eigner Meisterhand an sich tragen.

Zur jüngstfranzösischen Lyrik.

Von Emile Zola.

Unter dem zweiten Kaiserreiche, etwa um das Jahr 1860, stand die Lyrik in Frankreich nicht in sehr hohem Ansehen. Die Beliebtheit der unterhaltenden Journale, der Erfolg der flinken und leichten Literatur schien die Poesie auf lange Zeit entthront zu haben. Einzig die „Revue des deux Mondes" wagte es, dann und wann einmal ein kurzes Gedicht zu veröffentlichen, wobei sie obendrein immer das möglichst farblose und mittelmäßige wählte. Kurz, die poetische Bewegung schien nach ihren stolzen Erfolgen von 1830 erschöpft und gehemmt.

Um jene Zeit begann eine Gruppe junger Dichter sich im Salon eines anderen Dichters, Catulle Mendès, des Schwiegersohnes von Théophile Gautier, zu versammeln. Mendès kam aus Bordeaux mit einer ganz südfranzösischen Geschäftigkeit, einem Bedürfniß zu produciren und Andere anzuregen. Es währte nicht lange, und er wurde gewissermaßen der Chef aller Verskünstler in Paris. Fast jeden Abend kam man in seinem Hause zusammen, und sein Salon wurde ein wahres Asyl, das während eines Jahrzehntes gewiß alle Poeten aufnahm, die aus der Provinz nach Paris strömten. Dabei begnügte sich Mendès nicht nur mit Theorien, sondern gründete auch eigene Revuen, um die Erzeugnisse seiner Dichterschule zu veröffentlichen. Allerdings vegetirten diese Zeitschriften nicht lange, und der Herausgeber war zufrieden, wenn sie sechs Monate am Leben blieben, aber da eine Revue die andere ablöste, so verlor die kleine Armee, die hinter Mendès her marschirte, keineswegs den Muth und schritt mit Ueberzeugung vorwärts. Mendès war überdies ein angenehmer, liebenswürdiger und fein gebildeter Kamerad, der mit einer wunderbaren Gewandtheit seine Verse schmiedete; kein Wunder also, daß er einen wirklich großen Einfluß auf die poetische Bewegung des gegenwärtigen Frankreich ausübte.

Aber dieser Dichterbund bedurfte eines Namens. Zuerst taufte man seine Mitglieder „Impassibles", womit man auf das empfindungslose, eisige Schönheitsideal anspielte, das sie erstrebten. Allein dieses Wort hatte keine Dauer, und bald wurden sie unter dem neuen Namen „Parnassiens" bekannt. Sie hatten nämlich einen Verleger (Alphonse Lemerre) gefunden, der zu seinem Debut eine lyrische Antologie unter dem Titel: Le Parnasse contemporain veröffentlichte und worin jeder Poet dieser Gruppe einen Beitrag lieferte. Von da an blieb ihnen der Name: Parnassier.

Natürlich nahmen diese jungen Leute eine Sonderstellung ein. Da sie in einer sehr poesiefeindlichen Zeit lebten und sich

von Gleichgültigkeit und Spott umgeben fühlten, so waren sie genöthigt, sich in dem Winkel, wo sie zusammenkamen, einzuspinnen, die Thüren und Fenster zu schließen und aus der Poesie eine wahre Religion zu machen. Es ist natürlich, daß blinde Abgötterei, starrsinniges Parteiwesen, fanatische Uebertreibungen dort einen trefflichen Boden finden mußten. Die Verfolgung verursacht eine outrirte Frömmigkeit. So hatte denn auch diese poetische Geistesströmung alle kleinlichen Seiten einer Secte. Das war nicht die schöne romantische Bewegung von 1830, welche sich unter freiem Himmel inmitten einer poesiedurstigen Epoche erfüllte, sondern eine Verschwörung von begeisterten Illuminaten, die sich an freimaurerischen Abzeichen und bizarren Formeln erkannten. Gleich indischen Fakirs, die sich in die Contemplation ihres Nabels versenken, verbrachten die Parnassier ihre Abende, indem sie sich gegenseitig bewunderten und die Augen und Ohren verschlossen, um durch das vibrirende Leben, das sie umgab, nicht gestört zu werden.

Jetzt schuf man einen neuen Romanticismus, oder vielmehr: die romantische Kette verlängerte sich durch einen neuen Ring. Zwar blieb Victor Hugo, dem Publicum gegenüber, noch immer der anerkannte Führer, aber den Eingeweihten galt er blos als das nominelle Haupt. Ihr Abgott war Leconte de Lisle, den sie, ohne es offen einzugestehen, in Bezug auf die Schönheit und Vollendung der Form hoch über Victor Hugo stellten. Leconte de Lisle ist heute fünfzig Jahre alt und auf der Insel Bourbon geboren. Er hat erst mit dreißig Jahren debütirt. Aber schon seine ersten Gedichtsammlungen: Les Poèmes antiques und Les Poèmes barbares erregten unter der gebildeten Jugend begeisterte Bewunderung. Seine große Kraft rührt daher, daß er ein Programm hatte. Nach den haarsträubenden Thaten des Romanticismus und dessen lyrischer Raserei proclamirte er die höhere Schönheit der Unbeweglichkeit. Gefühllos, kalt, gleichgültig zu sein, sich nicht durch die Leidenschaft berühren zu lassen, im correcten und reinen Zustand einer Marmorstatue zu bleiben, das sollte nach ihm das höchste Ideal sein. Er lehrte, daß jeder Gesichtsausdruck, ob er der Freude oder dem Schmerz entflamme, die Linien des Antlitzes auf scheußliche Weise verzerre. Er brach daher mit dem bisherigen romantischen Mittelalter und flüchtete sich besonders nach Griechenland und Indien. Noch größer war aber sein Haß wider die moderne Welt. Victor Hugo läßt sich wenigstens zu uns herab, nimmt seine Enkel auf seine Knie, beschreibt auch manchmal einen Winkel von Paris. Leconte de Lisle würde es als eine Schande betrachten, wenn er sich mit derlei Actualitäten abgeben sollte. Er lebt mit Homer, den er übersetzt hat, indem er, im Gegensatze zu Boileau, Corneille und zur ganzen Akademie, die griechischen Namen in ihrer originalen Orthographie wieder herstellte; er ist ferner bibelfest, kennt gründlich die indischen Götter und gefällt sich in den dunkelsten und feierlichsten Winkeln der Weltgeschichte; und da sein formelles Talent außerordentlich ist, so hat er Verse geschrieben, die eine herrliche Factur haben. Die französische Literatur besitzt keine, die tadelloser und wohlklingender wären. Einige epische Stücke, wie unter anderen das „Midi“ betitelte, sind wunderbar rein und großartig. Aber Leconte de Lisle ist oft unlesbar und hat der französischen Poesie sehr geschadet. Wohl ist es nicht der wilde und glühende Romanticismus Victor Hugos, sondern ein viel gefährlicherer, weil er zur klassischen Vollendung zurückkehrt, dogmatisch wird und sich in Eis verwandelt, um die Formel einer vollkommenen und ewigen Schönheit aufzuzwingen.

Die Parnassier hatten also den pomphaften und correcten Stil von Leconte de Lisle als Muster genommen, doch Einige von ihnen huldigten auch dem sehr gefährlichen Meister Baudelaire. Dieser hat noch heute eine Menge von Nachahmern. Seine Macht bestand ebenfalls in einem sehr accentuirten persönlichen Genre. Er ist der Repräsentant des diabolischen Romanticismus. Leconte de Lisle war in einer hohenpriesterlichen Stellung verknöchert; es blieb also Baudelaire noch die Rolle eines vom Dämon Besessenen. Er suchte das Schöne im Bösen und hat, nach Victor Hugos Ausdruck, „einen neuen Schauder geschaffen“. Er war im Grunde ein klassischer Geist, fleißig in seiner Arbeit, von einer puristischen Monomanie. Darum hat er auch nur eine einzige Gedichtsammlung hinterlassen: „Les Fleurs du mal.“ Ich will nicht von den Absonderlichkeiten seines Lebens erzählen; er war am Ende selbst das Opfer seiner teuflischen Manieren geworden und ist jung an einer Nervenkrankheit gestorben, die ihm sogar die Erinnerung der Worte geraubt hatte. Uebrigens hat er sich einen eigenen Platz in der französischen Literatur erobert und wird ihn behalten. Gewisse Gedichte sind durchaus formenprächtig, und ich kenne wenige von einer gleich finsteren und packenden Phantasie. Man begreift die Bewunderung, die er bei den jungen Leuten erregte, welche die Kühnheiten lieben. Nach seinem Vorgang hat eine ganze Gruppe das Schreckliche cultivirt. Es ist noch immer der alte Romanticismus, aber mit einer satanischen Pointe.

Die beiden Dichter sind also die Schutzpatrone der Parnassiens. Diese stammen nicht direct von der romantischen Plejade und sehen ihre Altmeister Hugo und Musset nur durch das Medium von Baudelaire und Leconte de Lisle. Alle erkannten die Souveränetät der Form und verbannten aus ihren Werken jede menschliche Rührung, weil sie der Majestät der Verse Eintrag thue. Man sollte skulptural, marmorhaft, übermenschlich sein, sich außerhalb der Zeit und der Geschichte stellen und sein ganzes Genie aufbieten, um „reiche“ Reime zu finden und Alexandrinerhälften aneinander zu reihen, ebenso hart als glänzend wie Diamanten. Darum holten sich denn auch diese Parnassiens ihre Stoffe meist aus den mythologischen Zeiten und in den fernsten Gegenden. Jeder von ihnen wählte eine Specialität. Einige bewohnten den Norden, Andere den Orient, wieder Andere Griechenland, und Mehrere ließen sich sogar auf den Sternen nieder. Nicht Einer wurde gewahr, daß es auch ein Paris, eine Gegenwart gab, und daß das mächtige und umfassende moderne Leben sie umwogte.

Bei derlei seltsamen Theorien mußte die Schöpfung der Parnassier zum voraus ein todtgeborenes Kind bleiben. Sie konnte nur eine künstliche Blume sein, die bald verwelken mußte, weil sie nicht im Boden unserer Zeit wurzelte. Man müßte selbst den Versammlungen dieser Dichter beigewohnt haben, um von den tollen und kindischen Eitelkeiten, die sie aufbliesen, eine Ahnung zu bekommen. Sie glaubten fest, daß sie die Literatur revolutioniren werden. Die Wahrheit ist aber, daß sich ihr Bund sehr bald auflöste und heute fast nur noch in der Erinnerung lebt.

Uebrigens will ich ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie liebten mit sehr edler Leidenschaft die Dichtkunst, und es ist schon aller Ehren werth, sich nicht durch die leichten Erfolge des Journalismus verführen zu lassen und sich im Kämmerlein einzuschließen, um den Musen zu opfern. Ihre dichterischen Andachtsübungen waren kindisch und sogar gefährlich, aber sie bewahrten dennoch den Cultus der Literatur in einem Zeitalter, das sich in alle leichten Freuden stürzte. Andererseits muß man ihnen eine außerordentliche Gabe zuerkennen, die der Form. Sie haben es in der Verskunst zu einer unglaublichen Vollendung gebracht Niemals hat man in Frankreich den Reim mit einer solchen Virtuosität behandelt. Die Sprache wurde von ihnen wie ein edles Metall verarbeitet. Selbst den Mittelmäßigsten unter ihnen ist es gelungen, Gedichte von einer durchaus untadeligen Mache hervorzubringen.

Ich kann die Parnassiens nicht alle hier nennen, aber will doch die wichtigsten unter ihnen erwähnen. Zuerst sei Catulle Mendès genannt, der die außerordentlichste Assimilationsgabe besitzt. Er hat nach einander im Geschmacke von Victor Hugo und Leconte de Lisle gedichtet; die beiden Meister könnten seine formschönen Verse für die ihrigen anerkennen und unterzeichnen. Unglücklicherweise hat ihm von jeher die Originalität gemangelt. Er ist zu schlau und zu geschmeidig dazu. Er verstand es nicht, eine individuelle, subjective Saite zu berühren, vielleicht gerade wegen seines Reimtalentes. Wenn man die Technik in einem solchen Grade besitzt und sich für die poetische Claviatur eines so virtuosen Fingersatzes erfreut, so ist man meistens zu den ewigen Variationen über bekannte Motive verurtheilt.

Auch Mendès' noch unentwegter Gefährte Dierx sei nicht vergessen. Sein poetisches Gepäck ist ziemlich bedeutend. Er

schwebt beständig im Aether und zwar über Gipfeln, welche gewöhnlichen Menschen ganz unbekannt sind. Bei ihm kleiden sich die geringsten Ideen, wie auch die vulgärsten und unnahbarsten, in biblische Ausdrücke und feierliche und endlose Bilder.

Anatole France hat sich nach Griechenland geflüchtet. Seine Gedichtsammlung ist betitelt: „Les Noces corinthiennes." Er ist eine Art Chénier, aber ohne dessen Anmuth. Er glaubt uns das Alterthum zu reproduciren. Ich nenne ihn, weil er eine ganze Klasse von Romantikern vorstellt, welche mit dem Mittelalter gebrochen haben, um eine neuklassische Poesie zu erfinden, welche nicht weniger falsch ist, als die klassische Poesie des siebenzehnten Jahrhunderts.

Mallarmé ist und bleibt der am meisten typische Poet dieser Gruppe. Bei ihm ist die ganze Tollheit der Form zum Ausbruche gekommen. Fortwährend geplagt von der Sorge um den Rhythmus und die Gruppirung der Worte, hat er zuletzt das Bewußtsein der Schriftsprache total vergessen. Seine Gedichte enthalten nur aneinandergereihte Worte, deren Zweck nicht die klare Wiedergabe des Gedankens oder Gefühls, sondern der bloße Wohlklang ist. Die Aesthetik von Mallarmé will die Empfindung der Ideen durch Töne und Bilder wiedergeben. Im Grunde ist dies nichts weiter als die Theorie der Parnassier, freilich bis zu jenem Extrem getrieben, wo ein normales Gehirn platzen muß.

Ein anderer Poet von großem Talent ist Armand Silvestre, der auch zu dieser Dichterschule gehört. Seine gesammelten Dichtungen tragen den Tittel: „La Gloire du Souvenir" und enthalten manches schöne Stück in tadelloser Form. Er würde mir noch besser behagen, wenn er menschlicher sein wollte. Aber ich constatire, daß er sich von der Schule zu befreien und einen eigenen Platz zu erobern gewußt hat.

Ich citire noch Verlaine, der sich in seinem schönen Erstling: „Les Poèmes saturniens" als Schüler und Opfer von Baudelaire erweist; José Maria de Heredia, den virtuosen Sonettenbrechsler, Mérat, dessen „Chimères" Erfolg hatten, die Provencalen Valabrègue und Valade, den Kunstkritiker Bergerat, Gautiers Schwiegersohn, Ernest d'Hervilly, dessen feiner Pariser Geist sich nicht in der parnassischen Theorie einschränken wollte. Ohne Zweifel vergesse ich Manche, denn man muß in Frankreich die jungen Dichter nach Dutzenden zählen, aber im Ganzen habe ich erschöpfend dargelegt, was die Schule der Parnassiens will und kann. Man spottet viel über sie, aber sie hat doch eine Rolle in der französischen Literatur gespielt, indem sie während einer ganzen unglücklichen Periode das heilige Feuer der Poesie gehütet hat.

Ueber die Zukunft der Gelehrsamkeit.

Der Philosoph Seneca erzählt von einem reichen Römer, der, ein Freund der schönen Literatur, aber zugleich sehr denk- und gedächtnißfaul, eine Schaar Sklaven hielt, von denen jeder einen berühmten Dichter perfect auswendig wissen mußte. Gelüstete ihn nach geistiger Erfrischung, so brauchte er nur zu winken, anzudeuten, ein Stichwort zu geben, und der betreffende Diener recitirte geläufig die gewünschte Stelle. Ein lebendiger Citatenschatz, ein Conversationslexikon in so- und soviel Sklaven! Schade nur, daß ein so kostbares Buch einem gewöhnlichen Menschenkinde unerschwinglich bleibt. Wie schön und bequem wäre es, wenn man, wegen des Wortlauts irgend einer Stelle in Zweifeln schwebend, nur „Johann!" zu rufen brauchte und Johann unserem Gedächtniß augenblicks zu Hülfe eilte! Viel schöner und bequemer, als das zeitraubende Nachschlagen! Man wäre gelehrt, und hätte die Bürde der Gelehrsamkeit nicht zu tragen, allwissend, und hätte sich vor seiner in Monatsgagen ausbezahlten Gottähnlichkeit nicht zu fürchten. Ohnehin ist heutzutage alles Wissen mehr und mehr eine Sache des Geldes, die Gelehrsamkeit eine Waare, die man sich nach Bedarf ins Haus schafft. Um in diesem oder jenem Fache halbwegs sattelfest zu werden, genügt es, die einschlägige Literatur zu kaufen, und es gibt keinerlei Fachweisheit, die nicht, hoch gerechnet, um tausend Mark beim Buchhändler zu haben wäre, die Kosten für Lampenöl und Sitzleder mit inbegriffen. Wilhelm Scherer hat wol Recht, wenn er irgendwo sagt, Gelehrsamkeit brauche man jetzt gar nicht mehr, dazu habe man die Nachschlagebücher.

Aber auch die Nachschlagebücher häufen sich nachgerade zu einem Babelsthurme. Jede Disciplin hat ihre besondern Hülfsmittel, ihre vielbändigen Fachlexica. Die allgemeinen Encyklopädien wachsen ins Unabsehbare. Es gibt deren mit fünfzig, sechzig, hundert schweren Bänden. Die große deutsche Encyklopädie von Ersch und Gruber ist über den 150. Band hinaus und steht noch in der Mitte des Alphabets. Die nächste Zeit bringt uns vielleicht ein Werk so umfangreich wie die chinesische Encyklopädie, welche tausend Bände beträgt, vielleicht gar ein fabelhaftes Riesenlexicon wie das altägyptische, welches 20,000, nach andern an die 40,000 Bücher enthalten soll, dafür aber auch von einem Gotte, von Thot dem dreimal Großen, dem Offenbarer aller Urweisheit herausgegeben wurde. Gewiß, die Gelehrtenbehelfe mehren sich in beunruhigender Weise, und man wird nächstens vor lauter Nachschlagebüchern nicht mehr nachschlagen können. Es muß ein Ersatz dafür gefunden werden. Aber welcher? Wie wird es dem Gelehrten der Zukunft möglich werden, gelehrt zu sein, nämlich mit seinem Wissen einen weiten Kreis zu umspannen, wonicht alle, so doch recht viele Gebiete der menschlichen Geistesthätigkeit zu überschauen? Es gibt kaum eine Antwort auf die Frage. Bange blicken wir in die Nacht hinaus und schaudern bei dem Gedanken an das Schicksal unserer Enkel. Sie werden viel mehr zu lernen haben, als wir, wie wir selbst unendlich viel mehr lernen mußten, als unsere Voreltern. Die Zeit schreitet vor, und jeder Schritt bringt Neues, Wissenswerthes, Druckfertiges und Druckwürdiges. Alles was besteht, verdient ja, daß man es wisse; Alles was vergeht, ist werth, daß man sich dessen erinnere. Mit jedem Tage wächst der Gedächtnißstoff, mit jedem Jahre thürmen sich die Erinnerungsmassen höher und höher. In Deutschland erscheinen jährlich etwa 13,000 neue Bücher, macht für eine Generation beiläufig eine halbe Million. Angenommen, von diesen 13,000 Büchern entrinnen nur dreizehn dem Schicksale der Vergessenheit, so bleiben immerhin für ein kurzes Menschenleben 500 gute Bücher, die man wenigstens in ihrer Quintessenz kennen sollte. Die Wißbegierde strebt aber auch über die Grenzen des Vaterlandes. Die französische Statistik berechnet gleichfalls für das Jahr eine Durchschnittszahl von 13,000 neuen Publicationen; England dürfte nicht viel weniger leisten; auch Italien und selbst Spanien werden in Drucksachen immer produktiver — wer nur mit seiner Zeit Schritt halten wollte, hätte eine ganz unglaubliche Menge von Wissensmaterial zu bewältigen.

Allein die eigentliche Gelehrsamkeit besteht vornehmlich in der Aneignung des Ueberlieferten, in der Beherrschung der Vergangenheit: „Je ne lis plus, je relis," sagte der unlängst verstorbene Akademiker de Sacy, und da läßt sich denn ganz genau ermessen, um wieviel schwieriger die Aufgabe der Enkel geworden und wie unmäßig die Ansprüche an den gebildeten Menschen sich gesteigert haben. Das neunzehnte Jahrhundert muß das gewaltige achtzehnte Jahrhundert auswendig lernen, während dieses, in seinen Anfängen wenigstens, mit der sogenannten klassischen Bildung noch ziemlich gut auskam. Schauen wir weiter zurück, ins Mittelalter, zu den Anfängen der Renaissance. Mit seinem Latein half sich der Gelehrte auf allen Straßen und Pfaden der menschlichen Wissenschaft, Latein war das einzige Viaticum, das er auf die große Reise mitnahm. Griechisch brauchte er nicht zu lernen. Das Christenthum hatte die elegante, am Hofe der Imperatoren mit Vorliebe gesprochene Sprache allerwärts verdrängt, und die Copisten lateinischer Bücher waren nicht einmal im Stande griechische Citate abzuschreiben: „graecum est, non legitur," heißt es in so mancher alten Handschrift an so mancher Stelle. Die großen italienischen Dichter waren immer zugleich profunde Gelehrte. Allein Dante verstand kein Griechisch, Boccacio las mühsam die Ilias mit Hülfe einer lateinischen Uebersetzung, und Petrarca schreibt einem Freunde aus dem Morgenlande die rührenden Worte: „Dein Homer liegt stumm neben mir, ich bin taub gegen ihn, und doch ergötzt mich sein Anblick und oftmals

küsse ich ihn.“ Erst der Zusammenbruch des byzantinischen Reiches, welcher die griechischen Flüchtlinge westwärts jagte, machte auch die griechische Sprache auf europäischem Boden wieder heimisch. Der literaturfeindliche Islam hauchte wider Willen ein neues Leben in die Literatur. Es ist aber einleuchtend, daß von dem Augenblicke an, wo der erste griechische Lehrstuhl in Florenz errichtet wurde (1360), für alle Gelehrte und alle diejenigen, die es in der Zukunft werden wollten, das Leben saurer geworden war. Was damals die höchste Weisheit kaum zu lallen vermochte, ist heute dem Munde eines Schulknaben geläufig.

Das Eindringen des Griechischen in unsere Bildungskreise mag als Beispiel dafür dienen, wie der Bildungsstoff mit der Zeit größer und breiter wird. Aehnliches geschieht im Laufe der Jahrhunderte oft genug. Jeder neue Dichter, Schriftsteller, Philosoph, Historiker, Philolog oder Naturforscher vermehrt und erschwert die Gedächtnißarbeit der Nachwelt. Das Erscheinen eines Mannes wie Goethe stellt wieder ganz neue Ansprüche an die geistigen Kräfte derer, die im Schatten seines Ruhmes erzogen werden, und die plötzlich um sich greifende Vorliebe für irgend einen Zweig der Menschenwissenschaft verdoppelt, verzehnfacht die Mühsal der lebenden und der kommenden Generationen. Gleichwie einst das Griechische zu einer Mode ward, so betreibt man heute mit ausgesprochener Neigung die Pflege der modernen Sprachen. Man soll zwei, drei, vier lebende Sprachen lesen, womöglich auch sprechen können. Eine lebende Sprache ist allerdings ungleich leichter zu erlernen, als eine todte, weil man sie nicht blos lesen, sondern auch hören, zugleich mit dem Verstande und mit den Sinnen lernen kann; sie dringt sozusagen durch alle Poren der Haut in unsern Körper ein, geht in unsere ganze Sinnlichkeit über. Vielleicht ist dies der Grund, warum das weibliche Geschlecht mit den modernen Idiomen verhältnißmäßig leichter fertig wird, als das männliche. Es handelt sich da um eine technische Geschicklichkeit, ein nahezu gedankenloses Spiel der Lippen, und was Humboldt von jenem ausgestorbenen Indianerstamme berichtet, dessen Sprache ganz verschwunden war und nur noch im Schnabel eines Papageis fortlebte, klingt wie eine Satire auf das so leicht zu erlernende Wälsch-Parliren unserer Damen. Mag es aber noch so wenig Anstrengung kosten, ganz mühelos bleibt es auf keinen Fall, und man braucht nicht erst an den Cardinal Mezzofanti und seine 72 Sprachen zu erinnern, um sich zu wundern, daß in der engen Kammer des Gedächtnisses überhaupt eine andere Sprache Platz finden kann, als die unserer Mutter.

Sollen wir nun darauf hinweisen, wie sich für den heutigen Philologen, den modernen Sprachforscher die Arbeit gehäuft hat, mit wieviel Systemen der Philosoph sich herumschlagen muß, wie das Gebiet des Geschichtsschreibers geradezu ins Unermeßliche sich verbreitert hat? Ins Einzelne einzugehen wäre unmöglich, auch wenn man, was nicht minder unmöglich, das nöthige Wissen dazu vorräthig hätte. Das Eine jedoch fühlt Jedermonn, daß wir hier vor einer Froge stehen, bei der einem ein Grausen und Gruseln überkommen könnte. Wie wird es mit der Zukunft der Gelehrsamkeit bestellt sein? Hat sie überhaupt eine Zukunft? Ist es überhaupt denkbar, daß es nach einigen Jahrhunderten, wenn der Schatz unserer Kenntnisse wiederum reicher und reicher geworden ist, noch Gelehrte geben kann, Leute von encyklopädischem Wissen, die nicht zwischen den vier Wänden eines Fachstudiums vertrocknen, sondern einen Blick ins Weite, eine Uebersicht übers Allgemeine sich bewahrt haben?

Und brauchen wir erst die Zukunft zu befragen? Ist es nicht erwiesen, daß es solche Leute jetzt schon nicht mehr gibt, nicht mehr geben kann? Wo man hinschaut, gewahrt man nur noch Specialisten, Fachgelehrte, Detailkrämer. Die inductive Methode, welche die moderne Welt regiert, hat unser Auge für das Besondere, Concrete geschärft und für das Allgemeine kurzsichtig gemacht. Wir grübeln uns ins Einzelne hinein und haben für denjenigen, der das Ganze umfassen möchte, das höhnische Prädicat: oberflächlich! Wir leben im Zeitalter der Monographien, wir schreiben ein Buch über das geringste Ereigniß, den kleinsten Menschen, über jedes Insekt, jedes Wort; die literarische Kritik, in der philologischen Schulstube aufgewachsen, vertieft sich in Kleinlichkeiten, die man noch vor zehn Jahren keines Blickes gewürdigt hätte, und jener sonderbare Schwärmer, der über jede Oper, nein, über jeden Act der Wagner'schen Tetralogie einen 300 Seiten langen Band leistet, darf uns wohl als ein Vorbote dessen gelten, was wir von der zukünftigen Aesthetik und Kunsthistorik zu gewärtigen haben.

Die Gründlichkeit, und das ist das Gute an der Sache, feiert Triumphe, wie nie zuvor, und es hat noch keine Zeit gegeben, die es mit dem Forschen, Prüfen und Sichten so peinlich genau genommen, wie unsere vielfach als leichtfertig gelästerte Gegenwart. Der Gelehrte beschränkt sich auf sein Fach, wählt seinen Punkt und gräbt von da in die Tiefe, ohne sich viel um den Nachbar zu kümmern. Das Princip der Arbeitstheilung, welches die Industrie beseelt, ist nun auch in der Wissenschaft zur Alleinherrschaft gekommen. Gustav Rümelin, der Shakespeare-Realist, hat dies in einem seiner unlängst erschienenen Aufsätze trefflich auseinandergesetzt. Die erste Forderung, die an den heutigen Gelehrten gestellt werde, sei Selbstverleugnung. Er dürfe nicht wie Biene oder Schmetterling von Blüthe zu Blüthe flattern, er gleiche eher dem Bergmann, der im entlegenen Stollen bei mattem Grubenlicht nur ein bestimmtes Mineral suchen und alles andere, was ihm in den Weg kommt, bei Seite legen müsse. Dieses Princip der Arbeitstheilung wird aber immer allgemeiner, herrscht immer despotischer, und wollte man ins Paradoxe verfallen, so könnte man eine Zeit prophezeihen, wo ein Gelehrter in seinem Fache zwar Alles, doch in andern Fächern soviel wie gar nichts wissen und gelehrt sein soviel heißen wird, als ungebildet sein.

Die Schule bekämpft nach Kräften die drohende Gefahr. Allein mit vollem Rechte deutet Rümelin auf den merkwürdigen Widerspruch zwischen dem Lebensprincipe der modernen Wissenschaft und unserer heutigen Erziehungsmethode. Wenn sich der Gelehrte auf ein fest abgegrenztes Ziel beschränkt, soll der arme Schüler so vielseitig wie nur möglich oder auch unmöglich ausgebildet werden, soll Alles lernen, wozu ihm später die Arbeit im dunkeln Stollen keine Zeit mehr läßt, soll das Wissen von zwanzig Fachlehrern in sich hineinstopfen. Da aber auch die Zahl der Fächer und Fachlehrer von Geschlecht zu Geschlecht zunimmt, so läßt sich gar nicht absehen, wieviel einst den jungen Köpfen wird zugemuthet werden. Uns bangte um die zukünftigen Gelehrten; wir hätten besser daran gethan, das Loos der zukünftigen Schüler zu beklagen.

Woher Abhülfe kommen soll, ist nicht vorauszusehen, und es frägt sich auch, ob eine solche nothwendig und nützlich. Seitdem der Druck erfunden, hat die Menschheit das Vergessen verlernt. Das Kleinste und das Größte überträgt und vererbt sich auf die Zukunft. Daß die in unzählbaren Exemplaren vorhandenen Werke eines Goethe oder Shakespeare je verloren gehen sollen, wie mancher Dichter des Alterthums, können wir uns schlechterdings nicht vorstellen. Es wächst der Thurm, und man wird ihn nie einreißen können. Der Brand der Alexandrinischen Bibliotheken mag ein Verlust für die Wissenschaft gewesen sein; wenn heute die 80,000 Bände des British-Museum, die zwei Millionen Bände der Pariser Nationalbibliathek in Feuer aufgingen, würde Unschätzbares zu Grunde gerichtet, die Wissenschaft um keinen Schritt rückwärts gedrängt werden. Je beschränkter das Wissen des Einzelnen, um so größer ist nun das Gesammtwissen. Nur der Glücklichen werden es immer weniger werden, die auf den freien Höhen wandeln und die weite schöne Gegend ringsum mit dem Blicke messen können. Einen wirklich encyklopädisch wirkenden Gelehrten können wir uns für die Folge nicht anders denken, denn als den Herrn und Gebieter einer Schaar von fachmännisch gelehrten Mitarbeitern, die für ihn lesen, ausziehen, zusammenziehen, forschen, vorschneiden, verdauen, den Inhalt eines Buches in zwei Zeilen wiedergeben, mit Einem Worte, alle geistige Sclavenarbeit verrichten. 75 Bände Sainte-Beuve sind auf solche Weise entstanden. Die zukünftige Gelehrsamkeit muß „Johann!“ rufen können, wenn sie vom Flecke kommen, Klarheit und Einheit bewahren soll. Sonst könnte es geschehen, daß die Zahl der Grubenarbeiter unerhört groß wird und die Gelehrsamkeit eines Tages an den vielen Gelehrten erstickt.

Wir wiederholen es, man steht hier vor einer Frage, auf die es keine rechte Antwort gibt; aber der Mensch hat nun einmal den angeborenen Trieb, hin und wieder hinter dem Vorhang zu gucken, auch wenn er im Voraus weiß, daß er blos Nacht und Nebel sehen wird. Im Uebrigen möge kommen, was da kommen soll; den Kopf der Nachwelt brauchen wir uns nicht zu zerbrechen.

Hugo Wittmann.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Karolinger.

Trauerspiel in vier Acten von Ernst v. Wildenbruch.

Die Theaterpraxis warnt nicht ganz mit Unrecht die Dramatiker vor jenen Helden und Begebenheiten, die schon ein reiches und abgerundetes historisches Interesse bieten und also der Gestaltungskraft nur wenig Spielraum lassen. Offenbar hat sich Ernst v. Wildenbruch dieses Receptes erinnert, als er sein neues Stück schuf: „Die Karolinger“, die jüngst am Victoriatheater zur ersten Aufführung gelangt sind. Schon sein sagenhaft vager Vorwurf verhindert ihn, Sklave seines Stoffes zu werden. Im Gegentheil. Er tyrannisirt förmlich die Geschichte und in seinem Drama treibt das neunte Jahrhundert nach Christi Geburt recht wunderliche Blasen. Ihm seine dichterische Souveränetät verkümmern und an Hand schätzbarer Nachschlagebücher die zahlreichen Verstöße gegen die historische Wahrheit zum Vorwurf machen zu wollen, hieße eine ebenso unerquickliche als überflüssige Schulmeisterarbeit vollbringen, für die ich weder Lust noch Beruf in mir fühle. Es handelt sich nicht darum zu wissen, ob Ludwig der Fromme während des Krieges mit seinen drei Söhnen erster Ehe starb oder nicht, ob er nicht noch eine dritte Theilung seines Reiches vornahm und dergleichen. Genug, wenn es ihm nur gelungen ist, uns für seine fernabliegenden Menschen und Dinge zu interessiren. Eine flüchtige Skizzirung der Handlung wird uns Antwort geben.

Wenn der Vorhang aufgeht, sind wir zu Worms. Wir erfahren aus dem vertraulichen Zwiegespräch des Mauren Abdallah und seiner Landsmännin Hamatelliwa, daß Beide mit Bernhard Grafen von Barcelona in die Pfalz gezogen sind, er als Knecht, sie als Geliebte. Sie hatte ihn vor ihres Vaters Wuth gerettet, und eine so leidenschaftliche Zuneigung zu ihm gefaßt, daß sie ihm, wie das Käthchen von Heilbronn ihrem Ritter, willenlos folgte. Daß aber die Dankbarkeit des Grafen starke Seite nicht ist, lernt man gleich aus der folgenden Scene, worin der edle Graf sie ziemlich schnöde behandelt.

„Gutherzig Kind, Du rettetest mein Leben,
Doch nicht in Barcelonas sonn'ger Flur
Gedenk' ich's Dir am Herzen zu vertändeln.
Mein Leben ist mein Gut; ich will es mir
Zu einem Bau von Macht und Ehre thürmen.
Dein Werk ist abgethan; Du warst die Schwelle,
Hier sei die Werkstatt, hier am Hof zu Worms;
Dies Haupt der Meister, Werkzeug dieser Arm;
Maurin, fahr' wohl — mir winken andre Sterne.“

Auf keine Geringere als auf die Kaiserin hat er sein Auge geworfen. Die Verhältnisse am Hofe, ein Bruderzwist im Hause der Karolinger kommen den unlauteren Absichten des Ehrgeizigen entgegen. Der schwache Ludwig steht nämlich im Begriffe, den Bitten seiner jungen Gemahlin Gehör zu schenken und die erste Theilung von Aachen jetzt zu widerrufen, um auch seinem Sohne zweiter Ehe ein Königreich zu geben. Die beiden Sprossen erster Ehe, Lothar König von Italien, und Ludwig der Deutsche, König von Baiern, — Pipin, der zweitälteste, ist abwesend — zeigen sich natürlich über diesen Plan ihres gekrönten Vaters nichts weniger als erbaut und führen allerlei sehr wenig ermuthigende Reden, worunter eine directe Drohung, dem Knaben Karl die Augen auszustechen, namentlich dessen Mutter, die schöne Judith, in Entrüstung bringt. Daß sie von ihrem alten Gemahl nicht viel Unterstützung zu erwarten hat, erkennt sie bald in einer leidenschaftlichen Unterredung; sie ergreift das Angebot des Grafen Bernhard, für ihren Sohn wirken zu wollen, um so schneller, als sie, wie er versichert, eine Jugendliebe von ihm ist. Vor siebzehn Jahren (!) hat er sie gesehen und geliebt.

„Am Tage war's, zu Straßburg,
Als nach dem Tod der blonden Irmengard
Ludwig der Kaiser sich die schönste wählte
Von all den schönen Franken-Jungfrauen.
— — Ich war dabei und sah
Den holden Kranz von blüh'nder Frauen Schönheit —
Doch da kam Eine — und ein staunend Flüstern
Lief durch die Reihen — und mein knirschend Herz
Schrie auf zum Himmel: Alle laßt ihn wählen,
Nur diese nicht! Nicht Judith, Tochter Welfs —
Und unter Allen wählte Ludwig Euch! —
Und während Ihr zum Bett des Kaisers gingt,
Trug ich mein Herz wie einen wunden Adler
Hinunter in den Saracenen-Streit.“

Nachdem der Vorhang über diesem zarten Bündniß gefallen, geht er zum zweitenmal auf, um uns den Reichstag zu zeigen. Vorher gelingt es aber dem „Pyrenäenwolf“ Bernhard, der bereits zum königlichen Kämmerer avancirte, zwei maurische Edelleute zu bestechen, welche an König Lothar wichtige Botschaft haben. König Pipin hat sich nämlich dieser Mauren bedient, um seinem Bruder wissen zu lassen, daß er bereit sei, mit seinem Heere zum festgesetzten Tage in Worms zu erscheinen, um den Kaiser, sein Weib und ihren Knaben gefangen zu nehmen, falls letzterer wirklich gekrönt werde. Dann versammelt sich der Reichstag, aber die fränkischen und deutschen Großen wollen von einer Gleichberechtigung des jüngsten Sohnes nichts wissen, und ein einmüthiger Beschluß bestätigt die Theilung von Aachen. Da schleudert Bernhard wider Lothar und Ludwig die Anklage des Verrathes, indem sie im Einverständniß mit Pipin seien, der seinem Vater mit Waffen das Recht abtrotzen wolle, wenn er zu Gunsten Karls entschiede. Vergeblich versuchen die königlichen Söhne diesen Gewaltact zu leugnen, die beiden Mauren erscheinen, man glaubt ihnen gleich aufs Wort, und der entrüstete Kaiser krönt unterm Beifall der deutschen Ritter seinen jüngsten Sohn, während sich die Franken um Lothar und Ludwig schaaren. Aber dem braven Abte von Corvei kommt dieser Eifer des Grafen von Barcelona doch verdächtig vor. Er legt die Hand auf dessen Schulter und spricht:

„Sieh mir ins Angesicht und schwöre, Bernhard,
Daß Du dies Alles, was Du heute thatest,
Daß Haß Du sä'test zwischen Kind und Vater,
Zwieträchtig machtest Kaiser und Vasall,
Schwör', daß Du's that'st aus Absicht reinen Wollens,
Aus Treue nur für Ludwig, Deinen Herrn.“

Daß Bernhard einen falschen Eid schwört, beweist der dritte Act mehr als nöthig. In demselben Gemache (!), wo der junge Karl schläft, wechseln Judith und Bernhard ehebrecherische Worte, und man sieht schon von weitem die grausame Scene nahen, wo der Sohn Verächter und Richter seiner Mutter sein wird. Ein Zufall beschleunigt sie. Die beiden Mauren kommen, um von Bernhard den Preis ihrer Botschaft zu holen, die Karls Krönung zur Folge hatte. Sie sind ja auch Abgesandte El Moheiras, des Vaters von Hamatelliwa, und sollen die ehrvergessene Tochter wieder zurückführen. Natürlich weigert sich die liebende Maurin ganz entschieden und ist nicht wenig empört, als Bernhard selbst ihre Auslieferung gestattet. Sogleich regt sich die Eifersucht in ihr, und richtig! sie besinnt sich, gerade vorhin eine glühende Liebesscene im Garten belauscht zu haben. Wer ist ihre Nebenbuhlerin? Keine andere, als die Kaiserin. Karl, ihr Sohn, ist es selber, der dies constatirt. Jedenfalls ist es eine ganz überflüssige Gewaltthat, wenn Bernhard die vorlaute Maurin jetzt noch mit einem Dolche durchbohrt.

Im letzten Aufzuge sammelt der sterbende Kaiser feurige Kohlen auf das Haupt seiner ehrlosen Gattin, indem er sie und ihren Sohn segnet. Als aber der Abt von Corvei erscheint, um noch eine Versöhnung zwischen Vater und Kindern herbeizuführen, da meldet er auch, daß ein Ueberläufer, der Maure Abdallah, im feindlichen Lager erschienen sei und gestanden habe, daß der Kaiser an Gift sterbe, das ihm Bernhard gereicht habe. Jetzt folgt die Scene zwischen Mutter und Sohn. Sie ist mit kühner Frische durchgeführt und zeugt von dem entschiedenen Bühnentalent des Verfassers. An der Leiche ihres Vaters versöhnen sich die Karolinger wirklich. Bernhard macht noch einen kopflosen Versuch,

Lothar und Ludwig mit Hülfe der deutschen Ritter gefangen zu nehmen, aber jetzt bäumt sich Karl empor:

„Fort Deine blut'ge Hand von meinem Vater! —
Siehst Du nicht wie der Todte auferwacht?
Siehst Du nicht wie die todte Stirn sich faltet,
Und wie die welke Hand, zur Faust geballt,
Nach Deinem mörderischen Herzen zuckt? —"

Als nun auch noch Abdallah kommt und wider Bernhard zeugt, da wird mit echt theatralischer Grausamkeit die Kaiserin-Wittwe aufgefordert, das Urtheil über den Mörder ihres Gatten zu sprechen. Statt dessen sinkt sie in Ohnmacht und Bernhard, bevor ihm die Karolinger den Tod geben, verkündet seine unendliche Liebe:

„Verderben Jedem,
Der mir mein Recht an diesem Weibe nimmt!
Mein war sie, eh' sie Eures Vaters war,
Mein ist sie heute und mein soll sie bleiben
Diesseits und jenseits, mag der Schlund der Hölle
Sich vor uns öffnen, jauchzen werden wir
In ihren Flammen und Euch nicht beneiden
Um Euren Himmel."

Vorzüge und Mängel des unter allen Umständen achtungswerthen Stückes sind schon aus dieser flüchtigen Skizzirung des Inhaltes ersichtlich. Ein verwickelter, unlogischer Stoff, gleicherweise unangenehme Charaktere, aber echtes Theaterblut in jeder Scene, jedem Worte. Das Beste des Stückes ist die kühne, markige, geschmackvolle Diction, welche, wenige Reminiscenzen abgerechnet, durchaus eigenartig und individuell bleibt. Freilich sündigt sie wieder durch einen Ueberschuß von Kraft. Die süßeren Regungen, den Lyrismus der Empfindung, das Gemüth sucht man umsonst. Vor lauter Drommeten vernimmt man nicht die zarte Flöte. Die Ruhepunkte fehlen in der Handlung, wie in der Diction. Ueberdies ist die Charakteristik ziemlich schwach. Die Hauptpersonen haben keine scharf ausgeprägte Physiognomie. Das ganze Verhältniß zwischen Bernhard und der Kaiserin bleibt räthselhaft. Lieben sie sich wirklich, oder denkt Judith nur an die Zukunft ihres Sohnes und Bernhard blos an seine eigene Krönung? Namentlich letzterer weckt in uns, trotz mehrerer Monologe, die an Deutlichkeit wenig übrig lassen, jeden Augenblick neue Zweifel, so daß wir nicht wissen, ob man sich für ihn erwärmen soll oder nicht. Er spricht ferner, gleich einem Bramarbas, fortwährend von seiner Diplomatenkunst, entpuppt sich aber immermehr als ganz gewöhnlicher Bandit, dessen einzige Mittel Gift und Dolch sind. Er stirbt auch ohne den geringsten Versuch, sich von der Blutschuld zu reinigen, und sein letztes Wort:

„Die Flammen, die die Welt durchloderten,
Erstickt vom Schwalle der Alltäglichkeit..."

machen uns lächeln. Von diesen Unzulänglichkeiten abgesehen ist es ein wahres Vergnügen, den Dramatiker zu beobachten, wie er fortwährend auf die Bühnenwirkung bedacht ist, stets bei der Sache bleibt, treffend und klar exponirt, die Actschlüsse wirkungsvoll gestaltet und Schlag auf Schlag die Handlung vorwärts führt. Da trifft jedes Wort, versagt kein Effect, decken sich Wort und That ganz genau. Das aber ist klar ersichtlich, daß der Stoff dem Dichter während der Arbeit aus den Fingern glitt. Das Stück ist etwas ganz Anderes geworden, als es sein sollte. Zuerst schwebte dem Autor eine Tragödie der Mutterliebe vor. Die Geschichte einer Mutter, die für ihres Sohnes Größe Alles und sogar ihre Frauenehre zu opfern bereit ist. Jedenfalls aber hätte die Heldin rein bleiben müssen, etwa so wie Schiller einen verwandten Vorwurf in seinen Fragmenten, die Geliebte Königsmarcks, Sophie Dorothea, behandeln wollte. Aber nach und nach verdrängte der Geliebte die Mutter. Allerlei Reminiscenzen aus modernen französischen Ehebruchsstücken drängten sich vor, und am Ende wurde der den Karolingern ganz fernstehende Graf von Barcelona die Hauptperson, welche unterm directen Einflusse Richards III. und anderer klassischen Bösewichter steht.

In den Beifall, der jetzt allabendlich durch das Victoria-Theater rauscht, stimme auch ich gern ein, aber mein Applaus gilt diesem Stück als Verheißung von etwas Besserem, nicht als Erfüllung von etwas Gutem. Ernst von Wildenbruch ist ein zu reich talentirter und regsamer Dichter, um Ruhm auf Kredit zu nehmen. Gewiß wird er uns bald mit seinem nächsten Stücke heimzahlen, was er uns mit den „Karolingern" schuldig geblieben.

Z.

Notizen.

Die auswärtigen Fragen haben auch inmitten der bedeutsamen, schweren inneren Kämpfe der letzten Zeit ein lebhaftes Interesse beansprucht. Gehört es doch zu unseren nationalen Schwierigkeiten, daß unsere Beziehungen zu einer fremden, unsichtbaren aber überaus fühlbaren Macht fort und fort auf die innere Entwicklung des Reiches zurückwirken. Das Verhältniß zu der römischen Curie wird noch Jahre hindurch das Barometer für das gute politische Wetter, für Ruhe, Frieden und Wohlbehagen innerhalb der deutschen Grenzen bleiben. Anderen Staaten ergeht es freilich nicht besser. Man weiß, wie der stets turbulente Clerus den Regierungen und Völkerschaften in Frankreich, Italien, oder wo man sonst seinen Uebergriffen entgegentreten muß, zu schaffen macht. Dabei haben wir noch den Vortheil, daß wenigstens unsere Position den europäischen Mächten gegenüber von dem Auf und Ab der Verhandlungen mit dem Vatican unberührt bleibt. Ob man sich mit ihm einigt oder nicht, ist für Deutschlands Entschließungen und Bündnisse nach außen hin gleichgültig. Nicht alle Länder können sich dessen rühmen. Italien beispielsweise wird durch die Nachbarschaft des päpstlichen Prätendenten, wie ein italienisches sonst maßvolles Blatt neulich den Nachfolger Petri etwas offenherzig genannt hat, unausgesetzt in der Freiheit seiner auswärtigen Action gehemmt und muß sich in seinen Annäherungsversuchen und Allianzen darnach einrichten. Seltsam genug hat diese für Italien unliebsame Wechselwirkung in der gegenwärtigen Weltlage sehr heilsame Folgen für die Wahl seiner Verbindungen gehabt. Die Mehrzahl seiner einflußreichen Politiker erblickte durchweg in der Wahrung der freien Hand die Blüthe der Staatsweisheit. Man wollte sich weder mit Frankreich noch mit Deutschland und Oestreich zu tief engagiren. Oestreich besonders war ohnehin in Italien nichts weniger als populär. Ohne die italienischen Chauvinisten irgendwie zu ermuthigen, scheuten die verschiedenen Ministerien am Tiberufer vor jedem Act zurück, der jenen abenteuerlichen Hoffen verletzen und die bei den Abstimmungen in der Kammer nicht immer entbehrliche radicale Linke zu einer unversöhnlichen Opposition drängen konnte. So hielt man sich nach allen Seiten zurück und gerieth dadurch naturgemäß in eine bedenkliche Isolirung. Von einem vorjährigen Herbstaufenthalt in Rom ist dem Chronisten in Erinnerung geblieben, wie diese falsche Politik Italiens in den Kreisen dort beglaubigter, ebenso unterrichteter wie erfahrener Diplomaten lebhaft beklagt wurde. Aber die Italiener waren in solchen Dingen für vernünftige Rathschläge geradezu taub, hielten sich für die geborenen Schüler Machiavells und steiften sich auf den vermeintlichen Vortheil ihres Schaukelsystems, das ihnen je nach den Ereignissen wie in früheren Fällen allerlei Gewinnste ohne sonderliche Opfer in den Schooß werfen sollte. Dabei bevorzugten sie in sonderbarer Vergeßlichkeit, uneingedenk dessen was sie Deutschland verdankten, die französischen Machthaber und behandelten die Avancen der deutschen Presse mit der kühlsten Reserve. Die erste Verwarnung erhielten sie darauf in Tunis, wo Frankreich bei seinem Vorgehen sich um die italienischen Interessen herzlich wenig kümmerte. Es kam zu heißblütigen Expectorationen in den Blättern. Aber von einer Wendung Italiens nach Deutschland und Oestreich hin konnte man noch immer nichts verspüren. Einen ungleich tieferen Eindruck machte bald darauf die Aussicht auf eine mögliche Versöhnung zwischen Leo XIII. und dem deutschen Reiche. Die wie gewöhnlich leidenschaftlichen Römlinge discontirten im Voraus die Chancen eines derartigen Modus vivendi als die Vorboten der Wiederherstellung des weltlichen Kirchenstaates. So toll der Einfall war, bekamen die Italiener Angst. Schon ein Erstarken des päpstlichen Einflusses in dem mächtigen deutschen Staate erschien ihnen gefährlich. Im Geiste sahen sie die siegreiche clericale Betheiligung bei ihren Kammerwahlen, ein starkes Centrum nach deutschem Muster auf dem Monte Citorio und endlose Hindernisse für die italienische Regierung. Als daher Kaiser Franz Joseph freundliche Grüße des Königs Humbert mit dem Wunsche einer persönlichen Begegnung erwiderte, griff dieser mit beiden Händen zu. Wir hatten die auch von dem deutschen Kronprinzen begünstigte Entrevue schon vor mehreren Wochen als wahrscheinlich bezeichnet und uns durch römische Dementis, die allerdings nicht direct an die Adresse dieser Blätter gerichtet waren, nicht beirren lassen. Jetzt hat die interessante Zusammenkunft stattgefunden und die segensreichen Folgen werden nicht ausbleiben. Daß Italien deswegen seinen bekannten Aspirationen ein für allemal entsagt haben sollte, daran werden Einsichtige so wenig glauben, wie an das Verschwinden der Panslavisten in Folge des Danziger Rendezvous. Aber unter den zahllosen Betrachtungen, welche diese kaiserlichen und königlichen Besuche in der Presse hervorriefen, trafen ohne Zweifel diejenigen das Richtige, die ohne großen Aufwand von Pathos und künstlicher Schwärmerei den Rath ertheilten, Jeden, der Frieden verheiße, beim Wort zu nehmen, schon weil gegnerischen Parteien, den irredentistischen in Italien, den ultraslavischen an der Newa, dadurch das Concept verrückt und das Gelingen ihrer Projecte erschwert würde. Die deutsche Wachsamkeit nach allen Seiten hin wird selbstverständlich dabei keinen Abbruch erleiden. In Verlegenheit gerathen freilich diejenigen Organe, die bei jeder neuen Allianzcombination sich umsehen, gegen wen die Spitze gerichtet sei. Bald ist es auf Frankreich gemünzt, bald, und zwar aus gewissen liebedienerischen Gründen vorzugsweise, auf England. Je mehr indessen die Attraction des deutsch-östreichischen Friedensbündnisses sich geltend macht, wird jenes pointirte Spiel schwieriger. Man wird sich dabei beruhigen müssen, daß die Regierungen sich möglichst verständigen und in Europa vor der Hand Frieden bleibt.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrte Redaction!

Der Brief des Herrn Dr. Oppler, in Beziehung auf meinen Artikel „Drei deutsche Architekten der Neuzeit“, in Nr. 29, 30, 31 der „Gegenwart“, enthält eine Bemerkung von allgemeinerem Interesse, den Baustil der Synagogen betreffend. Gestatten Sie mir freundlichst so viel Raum, um hier nochmals kurz auf den Kern der Sache zurückzukommen.

In meinem Aufsatze wurde das Wirken des Bauraths Oppler in Hannover und seine Verdienste um den Bau der Synagogen besprochen. Hierzu schreibt mir Herr Dr. Oppler, indem er meiner damals ausgesprochenen Meinung, daß die Wahl der maurischen Stilisirung für neueste Synagogenbauten nur auf einem Scheingrunde beruhe, beipflichtet, wie folgt:

„. . . In der That hat Oppler stets auf das Entschiedenste gegen die falsche Auffassung Stellung genommen, daß der jüdische Tempel unserer Zeit in ganz besonderer Weise den orientalischen Ursprung der Gemeinde ausgeprägt tragen müsse. Der leitende Gedanke Opplers war stets der, eine Synagoge in deutschem Stile zu schaffen, in der allein richtigen Ueberzeugung, daß die Juden in Deutschland keine Veranlassung haben, bei ihrer Religionsübung ihre deutsche Nationalität zu verleugnen Mit Vorliebe und zur Bekräftigung seiner Anschauung über den zu wählenden Stil, machte er hierbei den Umstand geltend, daß die noch sehr schön erhaltene Synagoge in Worms, romanischen Stils, im Jahre 1034, laut Inschrift, von Max Jacob erbaut worden ist und wahrscheinlich der Baumeister des Doms daselbst, der Baumeister der Synagoge war u. s. w. Dr. Theod. Oppler.“

Hieran möchte ich nun noch die Bemerkung knüpfen, daß vor dem zweiten Viertel unseres Jahrhunderts Niemand daran dachte, für die Synagoge einen anderen Stil als den allgemein landesüblichen in Anwendung zu bringen. Erst dem später aufkommenden, archäologisch geschulten Eklekticismus war es vorbehalten, auch für den Bau des jüdischen Tempels einen besonderen Stil — nicht zu erfinden —, sondern auszuwählen. Uebrigens hat der Orient viele Stilarten aufzuweisen und die Wahl des Maurischen hat wirklich nichts für sich, als die Phantasterei der Mode

Wenn Herr Dr. Oppler auf die romanische Synagoge in Worms hinweist, die eben in einer Zeit entstand, in der man allgemein romanisch baute, so lassen sich gleicherweise aus allen späteren Epochen jüdische Tempel anführen, die jedesmal der herrschenden Stilrichtung folgten. Es mangelt weder an gothischen Bauten, wie z. B. die alte berühmte Synagoge in Prag, noch an Schöpfungen der Renaissance, welche alle Wandlungen dieses Stils mitmachen. Deshalb halte ich es auch für weniger wesentlich, daß Oppler in der Detailbildung an das Romanische anknüpfte; vielmehr scheint es mir die Hauptsache zu sein, daß er keine fremdhergebrachten, sondern die üblichen, wieder lebendig gewordenen Formen der hannöverischen Schule auch hier verwendete; allerdings in Verbindung mit einem dem speciellen Zwecke zugebildeten Planschema.

Ihr ergebener

G. Ebe, Baumeister.

Berlin, 22. October 1881.

Die Eröffnung des Berliner Gewerbemuseums ist noch zuletzt, unerwartet verschoben worden; und zwar dem Vernehmen nach auf den 21. November, den Geburtstag der Frau Kronprinzessin. Es soll namentlich nicht gelungen sein, die englische Ausstellung bis zu dem früher in Aussicht genommenen Termine fertig zu stellen. Der Obige.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher &c. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“

Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 46. Berlin, den 12. November 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4. 50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Norwegische Verfassungskämpfe.*)

Von Björnstjerne Björnson.

Es hat auch in Deutschland Aufsehen erregt, daß, während der schwedische Rigsdag dem Kronprinzen aus Anlaß seiner Vermählung die Apanage erhöhte, das norwegische Storthing dies zu thun ablehnte.

Während das Storthing diese Bewilligung verweigerte, versagte gleichzeitig der Kronprinz als Stellvertreter seines Vaters einer von dem Storthing zu einem andern Zwecke gewährten Budgetbewilligung seine Sanction. Da die Verfassung auch nicht mit einem einzigen Worte der königlichen Gewalt irgend ein Sanctionsrecht bei Budgetbewilligungen einräumt, so wird dies allgemein als ein Verfassungsbruch angesehen.

Die Bernadotte'sche Politik in Norwegen begann damit, daß der Marschall Bernadotte, zum Kronprinzen von Schweden gewählt, im Jahre 1814 die norwegische Verfassung — damals nach der amerikanischen die freieste Constitution — unterschrieb. Kaum war er aber König von Norwegen, als er damit anfing, die freiesten Bestimmungen der Verfassung Punkt für Punkt zurücknehmen zu wollen. Eine eigenthümliche, mystische Bewegung gegen das Storthing seitens einiger norwegischen Bauern (deren Anführer in das Gefängniß kam, jedoch später aus der Privatschatulle Karl Johanns eine Pension bezog), ferner unverbrämte Drohungen mit der heiligen Allianz, welche, wie man sagte, die Freiheit unseres kleinen Volkes nicht vertrug, ja, einige offenbare Anläufe zu einem Staatscoup waren im Verein mit eigenmächtigen Handlungen die Mittel einer langen Agitation, welche Norwegen bis zum Jahre 1830 beunruhigten.

Da wehte ein freierer Geist über Europa her, und ein jüngeres Geschlecht, im Kampfe für unsere Freiheit aufgewachsen, kam zum Entsatze heran. Die Bauern, welche der Verfassung gemäß $^2/_3$ der Plätze des Storthings zu besetzen hatten, fanden ihre Führer und gingen von der Defensive zur Offensive über. Man griff die königliche Gewalt nicht direct sondern indirect an, indem man der Bureaukratie den Krieg erklärte, welche bisher fast ausschließlich die Herrschaft im Lande besessen und als Herrin des Landes mit der königlichen Gewalt gekämpft hatte. Von nun an schloß sie immer stärkere und stärkere Bündnisse mit der Regierung gegen die Bauern. Jeder Sieg, den diese gewann, war ja factisch auch ein Sieg über die königliche Gewalt.

*) Der berühmte norwegische Dichter übersendet uns diesen Artikel, mit dessen Tendenz wir zwar nicht durchweg einverstanden sein können, welcher aber als actuelles Stimmungsbild ein hohes Interesse beanspruchen darf. D. R.

In Schweden verstand man (bis auf einige Ausnahmen) davon gar nichts. Man glaubte allgemein, daß Norwegen erobert, und daß dem Lande durch schwedischen Edelmuth eine theilweise Freiheit eingeräumt worden war. Man glaubte, es stünde in Schwedens Macht, dieselbe zurückzunehmen, falls die Norweger keine „snälla barn" (guten Kinder) wären. Man fand den „Bråk" (Lärm), den die Norweger machten, sehr ungeziemend und oft bewunderte man sich selbst öffentlich, daß man gegen die Norweger nichts unternahm. Man wußte wenig oder nichts davon, daß Karl Johann im Jahre 1814 genöthigt worden war, alle Eroberungsgelüste aufzugeben, daß er gerade zu einer Zeit Frieden schließen **mußte**, als der Kampf im Ernst beginnen sollte; denn der Ausfall desselben war keineswegs gesichert, und es war Gefahr vorhanden, daß England hätte interveniren wollen.

Nach Karl Johann kam dessen einziger Sohn, Oskar I., auf den Thron. Seine Handlungsweise war der seines Vaters diametral entgegengesetzt, aber seine Politik war insofern dieselbe, als es damals allgemein hieß, daß die Norweger nur Vertrauen fassen könnten, wenn man ihnen gewährte, was ihnen mit Fug und Recht zukam; und hätten sie erst Vertrauen gewonnen, so würden sie im Laufe der Zeit selbst dazu gelangen, einen näheren Anschluß zu wünschen.

Hätte die Bernadotte'sche Politik diesen Weg sogleich betreten, so hätte sie gefährlich werden können; denn vor 1830 war der reactionäre Geist in Europa nicht ohne Einfluß auf den Beamtenstand, welcher damals alle Gewalt besaß, und unsere Verhältnisse waren in vieler Beziehung kümmerlich.

Jetzt dagegen bezweckten Entgegenkommen und Nachgiebigkeit, daß unser Selbstgefühl als Volk gekräftigt wurde. Da aber kein äußerlicher Kampf dies zu Tage förderte, glaubten viele der leitenden Männer, welche den König und seinen Sohn umgaben, daß wir in der Stille einem näheren Anschlusse entgegenreiften.

Wenn nun unsere Freiheit dessenungeachtet mehrere der Formen entbehrt, welche die Freiheit Englands und der Schweiz bereits besitzt, so verdanken wir dies — neben der Zeit, die es kostet, um sich nach mehrhundertjährigem Vergessen in den Forderungen und Formen der Freiheit einzuüben — dem Umstande, daß wir keine Regierung gehabt haben, welche mit dem Volke genügend zusammengearbeitet hätte. Es wäre auch unbillig gewesen, dies zu beanspruchen; denn ein fremdes Königsgeschlecht, das überdies in einem fremden Lande wohnt, kann sich nicht unsere Lebensbedingungen aneignen, oder unsere Lebensaufgabe in einer Arbeit vor sich sehen, die einer Freiheit gilt, welche an Ziel und Mittel moralischer ist, als selbst die englische und schweizerische.

Eine neue Strömung durch unsere Literatur und durch unser politisches und sociales Leben verheißt indeß, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo auch die Städte sich innig an die nationale Wiedererweckung der Landbevölkerung anschließen werden, und dann spielen die Hindernisse keine hervarragende Rolle; sie werden dann zu Bedingungen. Man sagt lange genug, die Macht des Starthings werde zu groß, und man müsse ihr entgegenarbeiten und sie dämpfen; .... wenn dies die naturgemäße Entwicklung ist, nun, so muß sie dem Systeme angepaßt werden, aber das System darf die Entwicklung nicht aufhalten. Hierzu kommt noch etwas: die Vereinigung mit Schweden. Der Vereinigung zu Liebe haben wir früher immer bedächtig über alle Schwierigkeiten, welche uns der Unionskönig (unzweifelhaft in gutem Glauben) auf unserem Wege bereitet, hinwegzukommen getrachtet.

Das narwegische Volk hat momentan ohne Zweifel mehr Bedingungen für ein wahres, kräftiges Leben in Freiheit, als irgend ein anderes germanisches Volk Europas. Die Geschichte Norwegens liefert die Gründe hierfür.

Die Entwicklung der individuellen Freiheit in dem Leben der Vikinger bewirkte nicht die Unterdrückung Anderer in der Heimat, weil Berge und Fjorde den einen Schwarm von dem anderen trennten, und der in seinen Rechten Gekränkte wegziehen und sich einen neuen Platz in dem großen, menschenleeren Lande urbar machen konnte. Das Königthum, das schließlich die zerstreuten Schaaren sammelte, konnte unter diesen Verhältnissen nur in dem Grade zur Macht gelangen, in dem der König durch seine eigene Persönlichkeit einen Einfluß ausübte.

Aber das Gefühl der Unabhängigkeit des Volkes nahm unwillkürlich Partei für den König, als der unvermeidliche Kampf zwischen ihm und den großen Geschlechtern, zwischen ihm und den Kirchenfürsten auch zu uns kam. Er wurde hier entschieden, wie in keinem anderen germanischen Lande; sie wurden vollständig zermalmt.

Die Vereinigung mit Dänemark machte hierin keine Aenderung; die Bauern saßen als Grundherren auf ihren Gütern; sie sanken allerdings bis zu Gemeindegliedern herab, sie hatten viel von der schlechten Leitung zu erdulden; aber sie bekamen keinen neuen Stand neben sich, und die Ländereien wurden eher zwischen Mehrere vertheilt, als von Einzelnen gesammelt. Die Städte waren klein und arm, eine Bureaukratie, die keine Stütze an einem Hofe fand, fand auch keine in den Städten. Sie wurde auch keine selbstständige Macht, wenn sie auch nicht das Leben des Volkes lebte, das sie kaum verstand.

Als die Welt nach den graßen religiösen Kämpfen wieder aufathmete und die nördlichen Länder anfingen an der Aufklärungs- und Freiheitsarbeit der großen Culturländer Theil zu nehmen, bewirkten die Lage Norwegens und sein Handel (mit Nutzholz und Fischen), daß die Norweger gegen Westen strebten, nach England, Holland und Frankreich, während Dänemark sich nach Deutschland zu wandte. Deshalb waren es Norweger, welche (durch Holberg und die norwegische Dichterschale) freie Gedanken durch die Kritik des Bestehenden in der gemeinschaftlichen Literatur einführten. Durch die französische Revolution kam Dänemark in eine romantisch-nationale Bewegung, die wie in Deutschland eine große Literatur gebar; die Narweger kamen durch sie mitten in eine reelle Freiheitsarbeit hinein.

Die erbärmliche Politik des dänischen Königs trug dazu bei, daß Norwegen unabhängig wurde und den günstigen Augenblick benutzte, um sich eine freie Constitution zu geben. Der nächste politische Fortschritt war (nach der Vereinigung mit Schweden), das bischen neuen Adel, den der dänische König einzuführen versucht hatte, der aber nicht richtig Wurzel fassen wollte, wieder abzuschaffen. Dies geschah gegen den Willen der königlichen Gewalt (durch § 79 der norwegischen Verfassung). Ein weiterer Fortschritt war die Einführung einer geordneten Gemeindeautonomie, wodurch nach und nach alle Macht in die Hände der Bauern kam.

In salcher Weise sehen wir die Freiheits- und Gleichheitsbedingungen, welche von Anfang an in den Verhältnissen lagen, nach dem Sinken der großen Geschlechter und des Kirchenadels noch weiter geschärft, neue Nahrung aus dem abgesonderten Bauernleben während der Dänenherrschaft, aus der Verbindung mit dem Westen, aus der freien Constitution, sowie aus dem Kampfe mit der Bureaukratie ziehen, welch letztere sich aus der Gemeinde, wo die Bauern die ersten Machthaber wurden, nach und nach in das Storthing hineinzog, wo sie später die Macht ebenfalls den Bauern überlassen mußte. Die Bauern sind im Storthing in der Mehrheit; zwei Bauern sind Präsidenten.

Hier finden sich also fast einzig dastehende Bedingungen für eine sicher begründete Freiheit, denn hier gibt es keinen — oder fast keinen — auf alten Geschlechtern oder schlechten Traditionen basirenden Standesunterschied; hier haben wir ein schlichtes, kaltblütiges Volk, dessen Bauern an der Seite ihrer Häusler arbeiten, dessen Städtebewohner ihrem Berufe leben. Wir haben keinen Hof und keine jeunesse dorée.

Es war die Zeit der Nationalitätenvereinigungen herangekommen; die schleswig'sche Frage drohte und erzielte, daß die Leiter im Norden glaubten, auch die Völker des Nordens müßten sich vereinigen.

Als Oskars Sohn, Karl XV., den Thron bestieg, wollte er auf das Ziel losstürmen; man machte Vorschläge, welche direct oder indirect eine nähere politische Vereinigung beabsichtigten, aber ein Vorschlag nach dem anderen wurde vom Storthing — zum großen Erstaunen des Königs und seiner Umgebung — verworfen. Auch das schwedische Volk konnte dies nicht verstehen, was ein vorübergehend gespanntes Verhältniß veranlaßte.

Ohne mich in Details einzulassen, will ich erwähnen, daß die große Mehrzahl der Norweger mit besorgtem Herzen sah, es könnten noch immer Varschläge, die ihre Selbstständigkeit als Vall bedrohten, bei dem Storthing eingebracht werden, daß es also damit kein Ende nahm. Man wollte verhindern, daß der König fernerhin eine norwegische Regierung finden konnte, welche derartige Vorschläge zu machen bereit war. Bisher waren (den amerikanischen Verhältnissen entsprechend) die Minister von der Theilnahme an den Verhandlungen des Storthings ausgeschlossen; jetzt wollte man sie im Storthing haben, um auf diesem Wege ihrer Herr zu werden, d. h. eine parlamentarische Leitung zu bekommen. Hätten wir einmal das erreicht, sa wären die Norweger Herren in Norwegen.

Es war dem jetzigen Könige, Oskar II. vorbehalten, diesen Kampf aufzunehmen. Viermal nach vier verschiedenen Neuwahlen (und das letzte Mal mit 94 Stimmen von 113) beschloß das Storthing die Theilnahme der Minister an den Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlung; viermal sagte der König Nein und das letzte Mal fügte er hinzu, in Verfassungsangelegenheiten hätte er ein absolutes Veto (in Gesetzangelegenheiten hat er wie bekannt nur ein suspensives). Das Storthing antwortete, er habe nach der Verfassung durchaus kein Beta in Verfassungsangelegenheiten; wenn man ihm diesen Storthingsbeschluß vorgelegt habe, so sei dies nicht geschehen, um seine Sanction dafür zu erhalten, sondern nur, um loyal in Uebereinstimmung mit dem Könige des Landes zu handeln. Auch jetzt noch wollte man gedaldig den Zeitpunkt abwarten, bis der König mit dem Volke einer Meinung wäre; aber als er ein absolutes Veto über die Verfassung beanspruchen wollte, mußte das Storthing handeln. Demnach erklärte es, sein Beschluß betreffs der Theilnahme der Minister an den Verhandlungen des Storthings sei ein Theil der Verfassung.

Die Herausforderung war beantwortet, der Krieg erklärt.

Das Storthing verfügt über viele und entscheidende Gewaltmittel für seinen Sieg; aber es wartet mit ihrer Anwendung, denn es will, das Vall möge zuerst sprechen, und die Wahlen fallen in das Jahr 1882. Dessenungeachtet konnte es einige Vorpostengefechte nicht vermeiden. So z. B. ließ der König, wie erwähnt, den Kronprinzen (welcher damals während der Abwesenheit des Königs dem Namen nach die Regierung übernommen hatte) einen ersten Versuch anstellen, um der Krone in Budgetangelegenheiten das Sanctionsrecht zu erwerben. Den Norwegern sollte ein Blick in die Verhältnisse zeigen, daß der

unternommene Schritt mehr als ein bloßer Einfall war, es war ein Dynastieprincip, das auch von dem Nächsten des Thrones hochgehalten werden sollte. Das Storthing hat seinerseits dem Kronprinzen eine Erhöhnng der Apanage verweigert, wartet aber bis nach den Wahlen, um dann die neue Streitfrage zu behandeln.

Das ist der änßere Umriß des Kampfes. — Aber jetzt, wo die Schweden mit immer steigendem Interesse und Mitgefühl unseren Kampf zn beobachten angefangen haben (in diesem Augenblicke haben wir über die Hälfte des schwedischen Volkes anf unserer Seite), jetzt werden sie auch gewiß allmählich dahinterkommen, wie die gehobene Stimmung in Schweden jedesmal gegen uns benutzt worden ist, um einen Druck auf uns auszuüben.

Eine beliebte Redensart ist folgende: „Die Vereinigung kann nicht bestehen, ohne daß beide Theile etwas von ihrer Selbstständigkeit opfern.“ Nach zwei Richtungen hin ist dieselbe grundfalsch; denn sie ist zuerst in sich selbst unwahr, indem diese beiden freien Völker eine Vereinigung gerade gesncht haben, nm ihre beiderseitigr Selbstständigkeit zn befestigen und zu vermehren; dann ist sie unwahr in der Praxis, indem Schweden nie das Geringste geopfert hat; Norwegen dagegen hat weder vollständige Verantwortung noch vollständige Antonomie, so lang unser König in Schweden wohnt und die diplomatischen Beziehungen dem Auslande gegenüber von Schwrden unterhalten werden. Mehr noch als das: Es ist außer allem Zweifel, daß wir vermöge unserer historischen Bedingungen, die allmählich in die Nationalfähigkeit übergegangen sind, zu einer rascheren politischen und socialen Freiheitsentwicklung als die Schweden emporsprossen, und daß die Vereinigung in ihrer gegenwärtigen Form ein Hemmschuh ist.

Unserr Reactionären bewnndern die Vereinigung in ihrer jetzigen Form, um sie eben zu dem zu machen, was sie wollen, zu einer Art Oberhaus, ja sie nennen sie sogar die Rettung des norwegischen Volkes.

Aber eben deshalb wird sich auch einmal die nationale, freisinnige Partei (der anderen an Talent, Willen und Zahl bedeutend überlegen) um das Programm sammeln: „Die Vereinigung mnß eine andere Form erhalten.“ Ich wiederhole, daß dies noch nicht der Fall ist; vorläufig gibt es nur Tausende, die das wünschen, was nur Hunderte vor einigen Jahren gewünscht haben; nnd sollte die Regiernng plötzlich nachgeben, so würde die Bewegung noch langsamer vor sich gehen.

Dies ist jedenfalls meine Anschauung von den Verhältnissen, welche bereits so Viele theilen, daß ich voranssetze, daß sie früher oder später die Anschauung der Mehrheit werden wird.

Ich schulde noch, hinzuzufügen, daß nnsere Reaction dies einen Volksransch nennt, der durch „Agitatoren“, worunter ich der eine bin, hervorgerufen wurde. Deshalb ist es mir wohl auch erlaubt, zu antworten, daß sich meine Agitation darauf beschränkt, zu sprechen nnd zu schreiben, wie ich hier gethan; ich habe mich nie nm eine öffentliche Stelle beworben, einerlei ob groß oder klein, ebensowenig wie darum, Volksvertreter in der Gemeinde oder im Staate zu werden. Daß mir aber die Bernadotte'sche Politik gegenüber der norwegischen Freiheit nicht zusagt, das ist wahr, nnd darauf beschränkt sich auch der Haß aller anderen „Agitatoren“; ich kenne jeden Einzelnen von ihnen und kann deshalb dafür einstehen. Die Leute, welche man so nennt, sind moderate, gutmüthige Männer, nnd die große Landbevölkerung, welche namentlich der Träger der Freiheitsentwicklung Norwegens ist, ist die besonnenste, ruhigste Volksmajorität der Welt; ich bin viel gereist und habe viel gelesen und weiß deshalb hierüber zn sprechen. **Wahrlich keine „Agitatoren“ reißen Norwegens Bauern mit sich!**

Von „Volksrausch“ und „Agitatoren“ bei diesem Volke zn sprechen, ist eine solche Unwahrheit, daß sie für einen Ansländer vollkommen unbegreiflich sein würde, und für die Betreffenden selbst könnte sie dereinst verhängnißvoll werden.

Ueber den „Diamantenherzog“.

Von Otto Bohlmann.

Soeben veröffentlicht Carl Braun-Wiesbaden eine Schrift über den vielgenannten Herzog Carl von Braunschweig. Ob es opportun ist, den Schatten des sogenannten „Diamantenherzogs“ jetzt noch einmal dem deutschen Volke als „Prinzenspiegel“ vorzuführen — die Frage ist nicht ganz unberechtigt. Die Lectüre erregt, wenn man von der anschaulichen Lebendigkeit der Darstellung absieht, **inhaltlich** ein ähnliches Gefühl, wie etwa Schillers Drama „Kabale nnd Liebe“, oder auch Lessings „Emilia Galotti“. Es werden darin Zustände und Verirrungen behandelt, die dem heutigen Bewußtsein denn doch glücklicherweise etwas fremd und fern geworden sind. Selbst gegen die poetische Glaubwürdigkeit der Verwickelung in Freytags „verlorener Handschrift“, die einen deutschen Fürsten auf der Jagd in Versuchung zeigt, den Ehegatten einer vorübergehend angebeteten Fran niederzuschießen, sträubt sich innerlich entschieden Empfindung nnd Zeitbewnßtsein des Lesers. Aehnlich zieht der Lebenslauf des 1830 aus seinem Lande geflüchteten Herzogs Carl von Brannschweig wie ein bereits verschollener Traum an uns vorüber.

Es war am Weihnachtstage 1873, als ich, von Bern aus zur Schlichtung der über den Nachlaß des Herzogs Carl ausgebrochenen Streitigkeiten nach Genf berufen, mit den Stadtpräsidenten le Royer und Turrettini beschloß, einen großen Theil der brieflichen Hinterlassenschaft dem Fener zu übergeben. Wir saßen im Rathhause vor dem flackernden Kamine und hielten ein unbarmherziges, aber anch Manchem, der mit dem Herzoge in Coreespondenz gestanden, vielleicht sehr wohlthätiges Autodafé. Nur diejenigen Schriftstücke haben wir conservirt, welche denen, die sie betreffen, Ehre machen konnten; freilich auch einige Curiositäten. Zu den letzteren gehörte vor allen Dingen der auf der Festnng Ham von Louis Napoleon unterzeichnete Allianzvertrag mit dem Herzog Carl, ein Schutz- und Trutzbündniß beider Prätendenten für den Fall, daß der eine oder andere von ihnen noch den Thron, einerseits Frankreichs, andererseits Braunschweigs, besteigen sollte. Anf Seidenpergament geschrieben, wurde seiner Zeit dieser Vertrag Carls späterem Testamentsexecutor Smith zu Ham in den Rockkragen genäht, nnd so verwahrt von ihm seinem Herzoge nach England gebracht.

Ich möchte jedoch dem Brann'schen Buche gegenüber, gerade weil ich von den staatsrechtlichen nnd persönlichen Beziehungen Braunschweigs und seiner Herzöge rinigen genaueren Einblick zu gewinnen Gelegenheit gehabt, rinige Punkte hervorheben, welche das Rechtsbewußtsein, den Unberechenbarkeiten des Verstorbenen gegenüber, wieder versöhnen. Die Nachlaßregulirung ergab nicht nur zur Evidenz, daß der blinde Haß, welchen Herzog Carl gegen seinen nach ihm zur Regierung gelangten Bruder gehegt, vollständig nnbegründet war, sondern daß das ganze Benehmen des Herzogs Wilhelm sowohl während des Exils seines Brnders, wie bei der Ordnung des Nachlasses selbst, das Gepräge der besonnensten Correctheit trug. Sehr gegen meinen und der Stadt Genf Willen sind einige ältere Briefe des Herzogs Wilhelm an seinen landflüchtig gewordenen Bruder, wahrscheinlich aus Abschriften, welche Carl längst vor seinem Tode zu Publicationszwecken bestimmt hatte, neuerdings, wir ich höre, in rinem englischen Journale abgedruckt worden. Die Originalien zeigten vor Allem die völlige Albernheit der Beschuldigung, als ob Herzog Wilhelm seiner Zeit ein Mitwisser der Veranstaltnng des Putsches von 1830 gewesen sei. Herzog Wilhelm, von **Preußen anfgefordert**, hat anf Grund einer **schriftlichen Vollmacht** seines Bruders die Zügel der Regierung ergriffen, und erst als die Rückkehr des letzteren nach seinem Lande sich als dauernd unmöglich erwies, und ein feiger nnd unbedeutender Unwürdiger von Carl zum anderweiten Bevollmächtigten ernannt worden war, mit Zustimmung der Landesvertretung, der Agnaten, und des Deutschen Bundes in eignem Namen weiter regiert. Es verdient das Wort bekannt zu werden, welches Herzog Wilhelm

von Braunschweig in einer Audienz am 8. April 1874, als ich ihm den Dank aller Betheiligten für den von ihm eingenommenen Standpunkt aussprach, freimüthig zu mir äußerte: „Ich habe mich, so lange mein Bruder lebte, immer nur als dessen Stellvertreter angesehen."

Diese Gesinnung enthält vielleicht eines der Motive für die Thatsache, daß seit 1830 bis zum Tode des Herzogs Carl zwischen Hannover und Braunschweig keinerlei Vertrag über die Succession abgeschlossen worden ist. Herzog Wilhelm nahm selbst seinem schwerverirrten Bruder gegenüber Anstand, der rechtmäßigen Entwickelung aller sich hieran knüpfenden Fragen vorzugreifen. Dieser ganze Zug von objectiver Gesetzmäßigkeit, der die Regierungsperiode Herzog Wilhelms kennzeichnet, und die stete Achtung vor dem Votum der Landesvertretung, welche noch in allerneuester Zeit zu dem nach jeder Richtung respectablen Regentschaftsgesetz für den Erledigungsfall des Thrones geführt hat, findet in dieser bewußten hochherzigen Selbstbeschränkung des Herzogs Wilhelm seine psychologische Wurzel. In dieser Beziehung ist dem Braun'schen Buche ein sehr wesentlicher Umstand nachzutragen. Der aus dem „Journal de Genève" entnommene Wortlaut des zwischen den Bevollmächtigten des Herzogs Wilhelm Staatsminister Dr. Campe und Wirklichen Geheimen Rath Dr. Trieps einerseits und mir als Bevollmächtigten der Stadt Genf andererseits abgeschlossenen Auseinandersetzungs-Vertrages ist zwar richtig; aber er ist mehr als ein bloßer Receß unter den Parteien geworden: er ist von der braunschweigischen Landesvertretung genehmigt und dadurch auch landesgesetzlich verpflichtend geworden.

Diese wohlthuende Correctheit des Verfahrens auf deutscher Seite trat noch in einigen prägnanten Situationen hervor.

Als der Herzog Carl 1830 sein Land verlor, nahm er etwa zwölfhunderttausend Thaler in Werthpapieren mit sich. Und siehe! Die über das von ihm zu Hause zurückgelassene Vermögen eingesetzte Curatel hatte in treuer Umsicht aus diesen im Inlande verbliebenen Beständen bei seinem Tode fast genau dieselbe Summe herausgewirthschaftet, welche Herzog Carl vierzig Jahre vorher ins Ausland mitgenommen. Der ausgleichenden Gerechtigkeit war Genüge geleistet, wenn Herzog Wilhelm an das im Auslande erworbene Vermögen keinen Anspruch erhob, und jene aus den inländischen Relicten Carls zusammengesparte Summe zur Ausgleichung aller derjenigen Ansprüche verwendete, welche diesseits noch gegen Carl geltend gemacht werden konnten. Im Uebrigen wurde die Testamentsfähigkeit des Verstorbenen dem Genfer Recht gemäß anerkannt, obwohl Carl in Braunschweig als Verschwender unter Curatel gestellt worden war, und Herzog Wilhelm edirte sogar für den Fall der entgegengesetzten Entscheidung dieser Rechtsfrage als Bruder und alleiniger nächster Verwandter seine Intestaterbrechte an die eingesetzte Testamentserbin, d. h. an die Stadt Genf. Man faßte also schließlich in Braunschweig jene Agnatencuratel nur als Vermögensinterdiction und zwar auch nur als innerhalb des Landes Braunschweig geltend auf, und fügte sich hierin dem Pariser Erkenntnisse vom 16. Januar 1836, dessen Veranlassung und Prämissen Braun ausführlich mitgetheilt hat. Es entsprach diese bei der Erbregulirung maßgebende Anschauung auch dem Bundesbeschlusse vom 30. Juni 1831, in welchem Carl wegen der „Perversität seines Willens" nur für regierungsunfähig, nicht für handlungsunfähig erklärt worden war, und in welchem bekanntlich die Anerkennung der ersten agnatischen Anordnungen von der Majorität des Bundes nicht formell ausgesprochen wurde.

Uebrigens ergab die Nachlaßregulirung in Genf noch eine Ehrenrettung des Herzogs Carl nach zwei Richtungen hin, welche ich der neuesten Behandlung des „Diamantenherzogs" doch nachzutragen nicht unterlassen möchte. Die obenerwähnten Fonds, welche Carl 1830 ins Ausland geborgen, waren nicht fremde Gelder in dem Sinne, wie dies vielfach behauptet wird, und wie es lange als ausgemachte Sache gegolten hat. Jene circa 1,200,000 Thaler bestanden größtentheils aus einem Fideicommißkapital, über welches Carl sich allein mit seinem Bruder auseinanderzusetzen hatte, dessen Restitutionspflicht, als Fälligkeit verstanden, aber erst durch den Thronwechsel selbst bedingt und mit herbeigeführt wurde. Es war dies also eine einfach obligatorisch erwachsene Schuld, aes alienum in einem völlig erlaubten Sinne.

Der weitaus geringere Theil allerdings bestand aus öffentlichen Fonds, welche nach dem Tode des Herzogs ebenfalls zur Restitution und Ausgleichung mit dem Landtage gekommen sind. Diese waren in ihrer Qualification als „fremdes Gut" hinwiederum mitabhängig von der Domanialfrage, und enthielten in dieser Beziehung ungelöstes Miteigenthum zwischen Krone und Land. Für denjenigen Restbetrag, welcher dann schließlich als Landeseigenthum zurückbleiben würde, reichten die von Carl zurückgelassenen Gegenwerthe mehr als aus.

Noch günstiger stand es mit dem Besitz der berühmten Onyxvase. Carl war nutzbarer Eigenthümer des sogenannten Bevern'schen Fideicommisses (welches mit der Thronfolgefrage nicht zusammenfällt), und als solcher bis an seinen Tod wohlberechtigter Besitzer des sogenannten „Mantuanischen Gefäßes". Als solcher war er vollbefugt, eines Tages dasselbe, wie geschehen, aus dem Braunschweigischen Museum gegen Quittung abholen zu lassen, und dasselbe bis an seinen Tod in Gewahrsam zu halten. Die Stadt Genf war dagegen zur Restitution dieses Onyxgefäßes nicht etwa erst durch den abgeschlossenen Auseinandersetzungs-Receß mit dem Herzog und Lande Braunschweig, sondern schon als Erbin deshalb verpflichtet, weil die Vase als Fideicommißgut gar nicht eigentlich zum Nachlaß gehörte, — eine auch für die Folgezeit schwerwiegende rechtliche Thatsache, die vielleicht bei späterem Wechsel des Fideicommißinhabers das Onyxgefäß nach — Weimar führen dürfte. Herzog Carl hat sich nur sein Leben lang an der allgemeinen Annahme schadenfroh geweidet, daß die Onyxvase bei dem Schloßbrande von 1830 zu Grunde gegangen sei. Um so sorgfältiger hütete er dieselbe in einer dreifach umschlossenen Sammetkapsel und — schwieg.

Diese Sachlage ist betreffs beider vorerörterten Punkte sowohl in dem obenerwähnten Vertrage, wie durch das zustimmende Votum der braunschweigischen Landesvertretung allseitig zur Anerkennung gekommen.

So hat das Maßhalten und die selbstlose Behandlung der Sache seitens der Parteien über dem Grabe des Herzogs Carl schließlich nach allen Richtungen einen Frieden herbeigeführt, der bei seinen Lebzeiten und nach seinem Testamente unmöglich geschienen hatte. Wer diesen Dingen nahe gestanden, hat das lebendige geschichtliche Walten einer objectiv ausgleichenden Gerechtigkeit lebhaft empfunden, welches durch alle unberechtigten subjectiven Velleitäten mit Geistestritt hindurchschreitet und von Innen heraus über sie Herr wird.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird die künftige weitaus größere Rechtsangelegenheit der Successionsfrage in Braunschweig dereinst in gleichem Sinne zur Erledigung gelangen.

Literatur und Kunst.

Die materialistischen Tendenzen der heutigen Zeit.

Zur Orientirung über einige brennende Zeitfragen.

Die Klage über materialistische Tendenzen ist bekanntlich keineswegs neu, denn sie geht bis ins Alterthum zurück; ob sie für unsere Zeit vorzugsweise berechtigt sei, mag vorläufig dahingestellt bleiben: in einem Punkt kann indeß diese Frage wohl bejaht werden, in dem nämlich, daß — so unbedingt schon im Alterthum, namentlich von Leucipp und Demokrit, und in neuerer Zeit von den französischen Encyklopädisten der theoretische Materialismus als wissenschaftliches Princip behauptet wurde — doch früher nie mit solcher Entschiedenheit praktische Consequenzen daraus gezogen und in alle Gebiete des öffentlichen

Lebens übertragen wurden als in neuester Zeit. Wirksame Mittel zur Abhülfe dagegen zu finden ist schwer; Prohibitivmaßregeln berühren niemals die Quellen solcher Zeitströmungen, sondern dienen nur dazu, der Strömung durch künstliche Eindämmung eine größere Intensität zu verleihen. Ein nachhaltiger Erfolg ist hier lediglich durch ein Zurückgehen auf jene Quellen, d. h. durch eine Kritik des dem Materialismus zu Grunde liegenden Princips zu erwarten; eine Kritil freilich, die sich nicht auf die Hörsäle der Universitäten beschränkt oder in dickleibigen Werken ihre gelehrten Argumente aufstapelt, sondern die sich an den gesunden Sinn und das populäre Verständniß des großen Publicums wendet.

Die folgenden Bemerkungen mögen als ein derartiger Versuch betrachtet werden.

Als Gegensatz zum „Materialismns“ wird gewöhnlich — auch von Männern der Wissenschaft — der *Idealismus* genannt; wir werden aber sehen, daß diese beiden Begriffe gar keinen correcten Gegensatz bilden, weil die entgegengesetzten Momente einander nicht coordinirt sind. Vorläufig indeß wollen wir ihn acceptiren, da er sich einmal, wie so manche andere irrthümliche Vorstellung, in die Sprache eingebürgert hat. Die Thatsache nun, daß sich dieser Gegensatz früher fast ausschließlich auf das Gebiet der Theorie, namentlich auf das der Philosophie beschränkte, während er heute durch seine eminent praktischen Consequenzen eine sehr concrete Bedeutung gewonnen hat, führt naturgemäß zu der Frage, worin der Grund dieser Erscheinung zu suchen sei. Wohin man blicken mag, in der *Politik* wie in der *Wissenschaft*, im *socialen Leben* wie in der *Kunst*, ja selbst in der *Religion* lassen sich die principiellen Differenzen, wenn sie auch verschiedene Namen annehmen, auf diesen allgemeinen Gegensatz der materialistischen und idealistischen Weltanschauung zurückführen, der so gleichsam die philosophische Essenz aller Sondergegensätze in der geistigen Entwicklung des modernen Zeitbewußtseins bildet.

Hier muß nun vor Allem dem Vorurtheil entgegengetreten werden, als ob dies Auseinandertreten in Gegensätze, diese Spaltung des continuirlichen Flusses der Entwicklung in divergirende Strömungen an sich ein ungesunder Zustand sei, der überwunden werden müsse; im Gegentheil: im Wesen aller Entwicklung als solcher liegt die Nothwendigkeit solchen Auseinandertretens, und es wäre durchaus einseitig, diese Nothwendigkeit nur als ein unvermeidliches Uebel anzusehen, das etwa aus der Beschränktheit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur zu erklären wäre. Vielmehr ist solch' Auseinandertreten in Gegensätze in durchaus positivem Sinn die wahrhaft substanzielle Form aller organischen Entwicklung, und zwar nicht nur im Bereich des natürlichen, sondern auch in dem des geistigen Lebens. Der Versuch z. B., den Begriff des „Menschen“ als eines einfachen gegensatzlosen Wesens mit den *dieses Wesen bestimmenden Eigenschaften* zu definiren, führt zu einem leeren Abstractum, das nicht nur nirgends und niemals in concreter Weise existirt hat, sondern das in der That gar nicht *existenzfähig* ist. Die Natur spaltet sofort diesen allgemeinen, abstracten und darum leeren Begriff „Mensch“ in den concreten Gegensatz von Mann und Weib, und zwar in so consequenter Weise, daß das, was dort (beim Manne) in formaler Beziehung primär und positiv und deshalb charakteristisch ist, hier (beim Weibe) als secundär und negativ erscheint und umgekehrt; weiterhin aber gründet sie gerade auf die *Versöhnung* dieses Gegensatzes (nicht Aufhebung desselben) in der Ehe die Bedingung der geistigen und körperlichen Fortpflanzung, d. h. die Lebensentwicklung der Gattung „Mensch“. Selbst in der unorganischen Natur finden wir das Gesetz beobachtet, daß Kraftentfaltung, d. h. Lebensentwicklung, nur durch das Auseinandertreten in gegensätzliche Formen möglich ist, mögen dieselben nun in der Form von Basis und Säure, von positiver und negativer Elektricität oder wie sonst sich offenbaren. Verschwindet der Gegensatz, indem die entgegengesetzten Momente einander neutralisiren, so hört auch die Kraftentfaltung, d. h. das Leben, auf.

Der Gegensatz als solcher ist mithin eine Grundbedingung aller Lebensentwicklung; daraus aber folgt, daß beide Glieder desselben nicht nur gleichberechtigt, sondern auch gleich nothwendig sind; es wäre also ebenso falsch wie einseitig, wenn man nur *das eine der beiden gegensätzlichen Momente als alleiniges Lebensprincip aufstellen* und das andere entweder gänzlich ignoriren oder doch als nur secundär, d. h. als durch das andere bedingt behaupten wollte. Eine Bedingtheit des einen durch das andere ist allerdings vorhanden, aber sie ist eine gegenseitige zwischen Gleichberechtigten. Nun ist aber leicht zu zeigen, daß sowohl der Materialismus als auch der Idealismus schon in ihrem ersten Grundsatz eben jenen logischen Fehler enthalten, daß sie nur eins von zwei einander entgegengesetzten und in dieser Entgegensetzung coordinirten Momenten zum alleinigen Lebensprincip erheben und das andere, ebenso nothwendige, entweder geradezu negiren oder doch als nur einseitig bedingt sich vorstellen. Was den Materialismus betrifft, so ist er, indem er „die Materie“ als höchstes und alleiniges Lebensprincip — unter Eliminirung jeder ideellen Zweckursache — aufstellt, sich der darin liegenden Einseitigkeit so sehr bewußt, daß er in dieser Einseitigkeit sogar einen Beweis für die Wahrheit seiner Theorie finden zu können glaubt, indem er ihr den volltönenden Titel des „Monismus“ gibt und diesen als die einzig wahre Form aller echten Philosophie behauptet. Hieraus folgt für ihn von selbst, daß nur die materialistische Philosophie die echte und jede andere, als dualistisch, zu verwerfen sei. Was es mit jenem angeblichen „Monismus“ auf sich habe, wird sich später zeigen.

Erkennt man einmal die positive Nothwendigkeit des Auseinandertretens in gegensätzliche Formen für jedwede Art von organischer Lebenswicklung an, so kann es sich für das Weitere nur noch darum handeln, die Grenze der Berechtigung und damit den wahren Inhalt der Glieder des Gegensatzes zu bestimmen. Es ist nur eine Folge der selbstsuchtsvollen Einseitigkeit der menschlichen Natur, wenn sich irgendwo die Neigung zeigt, an sich berechtigte Gegensätze ins Extrem zu treiben und dadurch zu verfälschen. Der berechtigte Gegensatz drängt, wie wir oben an dem Beispiel der Ehe von Monn und Weib sahen, stets zur Versöhnung, während der ins Extrem überspannte, d. h. ein solcher, dessen Glieder einander absolut ausschließen, zum unversöhnlichen *Widerspruch* sich verhärtet. Dieser Unterschied des berechtigten (conereten) Gegensatzes von dem unberechtigten, ins Extrem überspannten (abstracten) Gegensatz ist von der allergrößten Wichtigkeit, weil er den einzigen Prüfstein für die Wahrheit des Inhalts darbietet; wem also ernstlich um die Wahrheit zu thun ist, der muß vor Allem auf eine Correctur der ins Extrem überspannten Gegensätze bedacht sein.

Gleich bei der uns zunächst berührenden Frage der materialistischen Tendenzen treffen wir auf solchen correcturbedürftigen Gegensatz: Materialismus und Idealismus. — In dieser Fassung ist derselbe nämlich ganz falsch, weil die beiden Glieder durchaus in keinem coordinirten Verhältniß stehen. Es bedarf nur einer kurzen Ueberlegung, um zu erkennen, daß zu *Idealismus* nicht „Materialismus“ den correcten Gegensatz bildet, sondern *Realismus*, ebenso zu *Materialismus* nicht „Idealismus“, sondern *Spiritualismus*. Es sind daher zwei Paare von Gegensätzen gegeben, wovon das eine, nämlich Idealismus und Realismus, einen berechtigten, das andere Spiritualismus und Materialismus, einen ins Extrem überspannten Gegensatz, d. h. einen Widerspruch bilden. Denn obgleich nicht nur im gewöhnlichen Leben und in der Tagespresse, sondern auch von Männern der Wissenschaft — namentlich von den zum Materialismus sich bekennenden — einerseits die Ausdrücke Materialismus und Realismus; andrerseits Idealismus und Spiritualismus fortwährend mit einander verwechselt und als gleichbedeutend angewendet werden, so waltet doch sowohl zwischen den ersteren wie zwischen den zweiten ein sehr wesentlicher Unterschied ob; und gerade das Verkennen oder auch absichtliche Ignoriren dieses Unterschiedes ist eine Hauptquelle der zahlreichen falschen und in praktischer Beziehung sehr bedenklichen Theorien, welche auf der Basis des angeblichen monistischen Princips der materialistischen Weltanschauung — mit Hülfe einer, sei es bewußten, sei es unbewußten Sophistik — construirt worden sind. Die

gesammte Lehre des modernen *Socialismus* z. B. beruht auf einer solchen, übrigens leicht nachweisbaren Scheinlogik.

Wir können uns hier selbstverständlich nicht auf eine erschöpfende Widerlegung dieser Theorien einlassen, sondern wollen uns damit begnügen, an einem Beispiel zu veranschaulichen, was es mit dem oben erwähnten Unterschiede auf sich hat. Wenn ich bemerke, daß „Realität“ und „Idealität“ sich wie *Leib* und *Seele*, „Materialität“ und „Spiritualität“ dagegen sich wie *Körper* und *Geist* verhalten, so wird der Leser aus dieser Parallelisirung schon erkennen, um was es sich hierbei handelt. Seele und Leib nämlich stehen in gegenseitiger Beziehung zu einander und bilden daher in ihrer Gegensätzlichkeit eine concrete Einheit: darin beruht ihre Wahrheit. Geist und Körper schlechthin dagegen sollen in *ihrer Abstraction von einander* etwas bedeuten; aber eben darum sind sowohl der Körper in dem Sinne eines entgeistigten Stoffs, wie der Geist im Sinne einer entmaterilisirten Kraft leere Abstractionen, die keinerlei concreter Vorstellung — und alle Wahrheit ist concret — entsprechen. In dem entseelten Leibe, wie wir vom Standpunkt des Organismus aus den „Körper“ als geistlose Materie definiren können, ist jene Einheit, die das Leben bildet, vernichtet: er ist todt; aber ebenso wenig ist der abstracte, d. h. aus seiner Beziehung zum Leibe losgelöste Geist ein Lebendiges: er ist eine Kraft, der es zur *Kraftentfaltung* des Substrats mangelt, d. h. ebenfalls ein Widerspruch in sich selbst.

Es ist dies derselbe Widerspruch, der in jedem der beiden Glieder des ins Extrem überspannten Gegensatzes „Materialismus“ und „Spiritualismus“ obwaltet. Es muß, meine ich, jedem unbefangen und klar Denkenden einleuchtend sein, daß nur Idealität und Realität, d. h. *Idee* und *Wirklichkeit* — die ich oben mit Seele und Leib parallelisirte — keinen solchen Widerspruch enthalten, da sie so innig mit einander verbunden sind, daß Eins ohne das Andere weder existiren noch in concreter Weise gedacht werden kann. In der That hat die „Idee“ nur insofern eine Wahrheit, als sie *realisirbar* ist, aber auch die „Wirklichkeit“ ist nur insofern wahr, als sie eine *Idee* zum Inhalt hat. Ein geistig oder körperlich verkrüppelter Mensch ist kein wahrer Mensch, weil die Idee des Menschen in ihm sich nicht realisirt, nämlich insoweit er verkrüppelt ist. Wird somit einerseits, durch Aufhebung jener organischen Einheit von Idee und Wirklichkeit, das Reale zur geistlosen Materie, d. h. zum unterschiedslosen unorganischen Stoff, so verflüchtigt sich andererseits die Idee durch solche Abstraction zum immateriellen Geist: beides Begriffe, die deshalb in sich widersprechend sind, weil ein unorganischer Stoff ebenso wenig vorstellbar ist wie ein ohne reales Substrat — von welcher Art dies sein mag — *wirkender* Geist.

Wenn nun die Materialisten und Spiritualisten (also nicht zu verwechseln mit Realisten und Idealisten) beiderseits solch abstractes Gedankending — jene nämlich die geistlose Materie, das „Atom“, diese den immateriellen Geist — als alleiniges Princip alles realen Daseins, als Urgrund der Welt aufstellen, so verfallen sie damit gleicher Weise, wenn auch nach verschiedenen Richtungen hin, in den Grundirrthum einer Construction a priori, der, weil er auf der Verkennung der Grundbedingung aller organischen Lebensentwicklung, nämlich auf der Nothwendigkeit des coordinirten Gegensatzes, beruht, zu nichts führen kann als zu einem abstracten Theoretisiren, dem jede substanzielle Wahrheit fehlt. Hieraus ergibt sich auch die wirkliche Bedeutung jenes angeblichen „Monismus“, als welchen sich sowohl der Materialismus wie der Spiritualismus betrachtet wissen wollen, nämlich nicht als Einheitlichkeit oder Einfachheit, sondern als bloße *Einseitigkeit* des Princips. Wenn überhaupt von einem wahren, d. h. mit wahrem Inhalt erfüllten Monismus die Rede sein darf, so kann er einzig und allein in der Erkenntniß der organischen *Einheit* von Idee und Wirklichkeit gefunden werden, d. h. er ist nur als *Ideal-Realismus* wahr.

Sehen wir uns nunmehr in den verschiedenen Sphären des geistigen Lebens nach einigen Beispielen für beide Formen des obenerwähnten Gegensatzes um, so finden wir zunächst in der *politischen* Sphäre als berechtigten Gegensatz die Formen des „Liberalismus“ und des „Conservatismus“, von denen ebensowohl der erstere ein conservatives, wie der zweite ein liberales Element enthalten muß, wenn sie nicht — durch Ueberspannung ins Extrem — jener zum destructiven Revolutionarismus, dieser zum stabilen Reactionarismus werden wollen. Der Punkt nämlich, den sie gemeinsam haben, ist das Princip der *naturgemäßen Entwicklung* — denn diese erstreben sie beide; nun aber ist einleuchtend, daß alle naturgemäße Entwicklung ebensowohl auf Erhaltung wie auf Veränderung ausgehen muß. Dies liegt schon im Begriff selbst: was sich *entwickelt*, bleibt zwar als Keim dasselbe Wesen, verändert sich aber in stetigem Wachsthum als Form. Verstände man also unter „Conserviren“ die Erhaltung des Wesens in unveränderlicher Form — etwa wie todte Organismen in Spiritus conservirt werden —, so könnte dies eben nur durch ein Zurückdrängen der naturgemäßen Tendenz der Formveränderung geschehen; ein Zurückdrängen, das indeß, wie beispielsweise die kleinen Füße der Chinesinnen beweisen, lediglich zu einer Verkrüppelung der Form führen würde. Eine derartige reactionäre Fixirung ist daher ein ebenso großer Widerspruch gegen das Naturgesetz der Lebensentwicklung, wie die destructive Aufhebung des lebendigen Organismus selbst; ja sie setzt geradezu schon einen todten Organismus voraus. Ist aber irgend eine Form des staatlichen Organismus ihres lebensfähigen Keims überhaupt beraubt, d. h. todt, dann ist es ebenso vergeblich wie überflüssig, sie als Leiche conserviren zu wollen. Man sieht also, daß Liberalismus und Conservatismus, weit entfernt, einander zu widersprechen, vielmehr als berechtigte Gegensätze einander bedingen und ergänzen, und daß der Unterschied zwischen ihnen im Grunde nur darin beruht, daß der erstere bei dem gemeinsamen Princip der naturgemäßen Entwicklung den Accent auf das Moment der *Entwicklung*, der Conservatismus dagegen auf das Moment der *Naturgemäßheit*, d. h. auf die Identität des Keims zu legen sich verpflichtet fühlen; und zwar thun sie dies, weil der Liberalismus den Conservatismus im Verdacht reactionärer, dieser jenen im Verdacht destructiver Tendenzen hat. Wäre zwischen beiden hierüber eine Verständigung zu erzielen, so würde der Gegensatz zum großen Theil seine Schärfe verlieren.

Im *wissenschaftlich-ästhetischen* Gebiet tritt der Materialismus in der Form des *Sensualismus*, in der Sphäre der Kunst als *Naturalismus*, d. h. als ein ins Extrem überspannter Realismus auf. Uebrigens zeigt sich die Nothwendigkeit einer Correctur des unwahren Gegensatzes*) nirgends deutlicher als gerade im Gebiet der *Kunst*. Ihr Princip nämlich, die Schönheit, beruht ihrem eigentlichen Wesen nach eben in der vollkommenen Versöhnung von *Idee* und *Wirklichkeit*, so daß das echte Kunstwerk weder nach der Seite des ideellen Gehalts noch nach der der realen Gestaltung hin einen Ueberschuß zeigen darf, sondern beides in ihm in vollkommener gegenseitiger Durchdringung zur Anschauung gelangen muß. Wenn daher hier von (berechtigtem) „Idealismus“ und „Realismus“ die Rede sein darf, so bedeutet dieser Gegensatz nur, daß es in der Sphäre der Kunst hinsichtlich der *Schönheit* — gerade wie in der Natur hinsichtlich des *Lebens* — eine Reihe von Entwicklungsstufen gibt, worin Aeußeres und Inneres, Form und ideeller Inhalt, *an sich* in einem verschiedenen Gewichtsverhältniß stehen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist z. B. die *Plastik* an sich eine idealistischere Darstellungsweise als die *Malerei*, weil die reine Form, welche die Plastik als Darstellungsmittel verwendet, an sich idealerer, oder wenn man will abstracterer Natur ist als die Farbe. Weiter aber besitzt, innerhalb des Gebiets der Malerei, die *Historienmalerei* eine idealistischere Bedeutung als das *Thier-* oder *Fruchtstück*; ja innerhalb derselben Zweiggattung wird solche Stufenfolge sich herausstellen müssen, wie z. B. in

*) Nämlich des Protestes gegen die willkürliche Verwechslung von Materialismus und Realismus einerseits, von Idealismus und Spiritualismus andrerseits; einer Verwechslung, deren sich z. B. Haeckel in seiner „Anthropogenie“ und „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ fortwährend schuldig macht.

der *Landschaftsmalerei*, wo von der sogenannten „Stilisirten Landschaft", durch die „Stimmungs-" und „Effectlandschaft" bis zur bloßen „Schönen-Gegendmalerei" herab eine stetige Abnahme an Idealität und folglich eine stetige Zunahme an Realität der künstlerischen Wirkung unverkennbar ist. Es folgt aber hieraus, daß die künstlerische Darstellung nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet ist, solchem in der Natur der gegebenen Motive selbst begründeten Uebergewicht — sei es der Idee über die Wirklichkeit, sei es der letzteren über die erstere — durch eine dem entsprechend idealistischere oder aber realistischere Weise der Darstellung Rechnung zu tragen. Wird nun dies naturgemäße Verhältniß verschoben, d. h. ein an sich idealistisches Motiv zu realistisch oder umgekehrt ein realistisches zu idealistisch behandelt, oder wird jene berechtigte Weise des Darstellens ins Extrem getrieben, dann tritt, mit dem Widerspruch zwischen dem Inhalt des Motivs und der Form der Darstellung, jener unberechtigte Gegensatz auf, der auf der einen Seite den wahren Idealismus zum abstracten *Spiritualismus*, auf der andern den wahren Realismus zum ebenso abstracten *Naturalismus* überspannt. Es kann hierbei noch erwähnt werden, daß man in der Kunst auch mit *Naturalismus* jene einseitige, wesentlich materialistische Tendenz versteht, absichtlich solche Motive aufzusuchen, die das Gepräge der gemeinen Wirklichkeit an sich tragen und darum aller Idealität baar sind; namentlich besaßen die alten Holländer darin eine große Virtuosität, aber auch die moderne Kunst, besonders der Franzosen und leider auch neuerdings der Deutschen, läßt es daran nicht fehlen. Ebenso versteht man unter *Spiritualismus* in der Kunst die entgegengesetzte Tendenz, geflissentlich möglichst abstract-idealistische Motive aufzusuchen, die sich jenem Punkte nähern oder wohl auch darüber hinausgehen, wo alle Möglichkeit einer realen Anschaulichkeit aufhört.

Wie in der politischen und künstlerischen Sphäre, so macht sich auch in der *religiösen* jene unwahre Ueberspannung des berechtigten Gegensatzes ins Extrem geltend, und zwar sowohl in theoretischer wie in praktischer Beziehung; in theoretischer nämlich tritt der *Spiritualismus* als „Supranaturalismus", der *Materialismus* als „Rationalismus", in praktischer jener als „Ultramontanismus", dieser in verschiedenen Formen, als „Freie religiöse Gemeinde", „Lichtfreundschaft" u. s. w. auf. Nun liegt es aber auf der Hand, daß in einem Gebiete, welches an sich so wesentlich idealistischer und zwar subjectiv-idealistischer Natur ist, wie die Religion, eine Ueberspannung ins Extrem viel naturgemäßer nach der spiritualistischen als nach der materialistischen Seite hin erscheinen muß. Wenn die Philosophie seit länger als zweitausend Jahren sich mit den Versuchen abmüht, das Räthsel des Daseins durch die *Erkenntniß* eines höchsten Princips zu lösen, so bildet die Geschichte der Religionen dazu das nothwendige Seitenstück im Bereiche der Empfindung: das Problem ist im Grunde ganz dasselbe, nur daß hier, in der Religion, auf die Lösung des Problems in der Form des denkenden Erkennens überhaupt verzichtet und alle Wahrheit in die selbstgewisse Empfindung verlegt wird. Der religiöse Glaube hypostasirt die Lösung des Problems nur deshalb in ein Jenseits, weil er sie principiell als eine für die menschliche Vernunft überhaupt unerreichbare Aufgabe betrachtet. Für ihn beruht alle Ueberzeugung auf der unmittelbaren Selbstgewißheit der religiösen Empfindung, die Empfindung aber kann sich auf keinerlei Gründe oder Gegengründe, die etwas „erklären" sollen, einlassen. Im Gegentheil erscheint dem Glauben, auf Grund der dem menschlichen Erkennen als solchem nothwendig anhaftenden Beschränktheit, jedes auf bloße Thatsachen der Erfahrung oder auf logische Vernunftschlüsse fußende Theoretisiren von vorn herein als ein untergeordneter Standpunkt, der nicht einmal zur Gewißheit, geschweige denn zur Wahrheit führen könne, während ihm, dem Glauben, gerade „das Unbegreifliche" — wie Goethe sagt — unzweifelhaftes „Ereigniß", d. h. das wahrhaft Thatsächliche ist. Nichts kann daher thörichter sein, als vom Standpunkte der Religion aus, wie der Rationalismus es versucht, den Inhalt des Dogmas, etwa das „Wunder", auf „natürliche" Weise *erklären* zu wollen. — Wenn daher der consequente Rationalismus, wie das Beispiel des geistvollen David Strauß beweist, schließlich zur rein materialistischen Weltanschauung, d. h. zur Vernichtung aller Religion als solcher, führt, so ist dies nur eine ebenso logische Nothwendigkeit, wie die, daß der consequente Materialismus in der Naturwissenschaft, der die Seele in ihren Bewegungen auf rein mechanische Molecularbewegungen der Materie reduciren will, schließlich alle idealen Grundlagen menschlicher Lebensthätigkeit überhaupt vernichtet. Andererseits allerdings muß, wie der Materialismus in der Religion zum *Unglauben*, so der überspannte Spiritualismus nothwendig zum *Spiritismus*, zur Geisterklopferei, zur Gespenster-, Hexen- und Wundersucht, kurz zum *Aberglauben* führen. Blickt man indeß auf die Geschichte der geistigen Entwicklung der einzelnen Culturvölker zurück, so kann man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die letztere Gefahr einer Ueberspannung ins Extrem in stetiger Abnahme begriffen ist, daß dagegen die entgegengesetzte, nämlich die Versinkung in materialistische Weltanschauung, in demselben Verhältniß, ja vielleicht in gesteigertem Grade an Ausdehnung gewinnt.

Max Schasler.

Ein neuer Roman von Alphonse Daudet.*)

Seit einigen Tagen liegt auf meinem Schreibtisch ein französisches Buch mit freundschaftlicher Widmung. Ich blättere in dem gelben Octavband, und vor mir steigen allerlei Gestalten und Bilder empor, die mich wie alte Bekannte gemahnen. Hier der bewegliche Provençale mit den funkelnden Augen und der charakteristischen Schulterbewegung eines Packträgers ... Er lacht, er schwadronnirt, er schönrednert und ah! wie er lügen kann! Dann seine edle, stille Frau mit dem ernsten Blick und den gemessenen Worten, eine Pariserin! ... Und ihre Schwester Hortense mit ihrem leisen, trockenen Hüsteln und träumerisch verklärten Blick, einen Roman im Köpfchen und seine Lösung, den Tod, im Herzen ... Und der strenge, finstere Appellationsgerichtsrath Le Quesnoi, und Bompart, der Mann der ausschweifenden Phantasie, und der schöne Tambourinaïre Valmajour und seine

*) Numa Roumestan, Moeurs parisiennes, Paris, G. Charpentier 1881. Eine autorisirte Uebertragung ist noch vierzehn Tage vor der Buchausgabe des Originals bei Heinrich Minden in Dresden erschienen. Wer mit der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, Daudet zu übersetzen, vertraut ist, wird die durchgängige Treue und Flüssigkeit dieser Arbeit anerkennen müssen. Gleichwohl sind noch eine Anzahl Verstöße stehen geblieben. Für die fast immer unzutreffend verdeutschten Argot-Ausdrücke hätte der anonyme Uebersetzer noch mehr, als es geschehen, die meisterhafte Bearbeitung consultiren können, in welcher der Roman zuerst von der „Neuen freien Presse" veröffentlicht wurde. Auch die provençalischen Ausdrücke sind größtentheils falsch wiedergegeben. Die schmerzliche oder ärgerliche Interjection: „pécaïré", dessen tausend Bedeutungen Moritz Hartmann schalkhaft besungen hat, ist am besten mit „Ach!" oder „O weh!" oder einem Fluch, unter keinen Umständen aber mit „Einfaltspinsel!" zu verdeutschen. Die vielgebrauchten Ausdrücke: feux et vedette, welch ersterer, nebenbei gesagt, in dem sonst trefflichen Wörterbuch von Sachs-Villatte fehlt, sind einfach mit: „Tantièmen und sonstige Vergünstigungen" verdeutscht, aber sie heißen etwas präciser: Spielhonorar und fetter Druck voran auf dem Theaterzettel. „L'en avant d'un porte-balle remontant sa bricole" ist ein technischer Ausdruck vom Billardspiel, nicht aber „der Ausstoß und Zurückprall eines Ladstockes" (!) und der einsame Valmajour läßt im Kellerraum seine Flötenvaritationen durchaus nicht „ähnlich dem schrillen, klagenden Rufen eines Heimchens" empor nach dem Trottoir ertönen, denn der nicht sehr poetische, aber treffende Vergleich: „pareilles aux stridentes notes plaintives d'un grillon de boulanger" erinnert an das klägliche Gestöhn der in ihren unterirdischen Ofenstuben den Teig knetenden Pariser Bäckergesellen. Endlich ist es schwer erklärlich, warum in der Uebersetzung der demokratisch rothe Führer der Opposition nicht Rongeat, wie ihn Daudet, charakteristisch genug, getauft hat, sondern Ritter heißt.

Schwester und der tiefblickende Badearzt und die Cocotte Bachellery mit ihrer Mutter und der Theaterdirector Cardilloc und der Cafétier Malmus und Cabantus und Tante Portal und wie sie Alle heißen mögen ...

Ich bin ihnen früher schon einmal begegnet, aber wo?

Und jetzt besinne ich mich wieder. Es war in einer Pariser Winternacht. Wir saßen um den Kamin, dorinnen ein paar Scheite loderten. Die Mitternachtsstunde nahte. Wir waren müde vom Plaudern und Hören. André Gill, der vor einigen Tagen wahnsinnig gewordene Caricaturenzeichner — ein schöner, schwarzlockiger Riese — hatte einen ausgelassenen Soloscherz im Argot des Lateinischen Viertels zum besten gegeben; der kleine, nervöse Massenet, der Stolz der neufranzösischen Musik, hatte ein halbes hundert Takte aus seiner jüngsten Oper auf dem Klavier gespielt und mit seiner heiseren Tenorstimme begleitet; Emile Zola, aufgeschwollen wie ein Pfau, hotte mit einigen Paradoxa über den Naturalismus die Zuhörerschaft verblüfft, und der elegante Gustave Droz, der Vater von „Monsieur, Madame et Bébé“ hatte mich schon ein Dutzend Male gefragt, ob es schon Mitternacht sei, denn er trägt principiell keine Uhr. Aber noch immer konnte sich die Gesellschaft nicht losreißen — am wenigsten die ziemlich zahlreich versammelten Damen —, denn der Herr des Hauses sprach jetzt, und Alphonse Daudet ist ja der bezauberndste Plauderer von ganz Paris. Die blaue Gascognermütze auf der schwarzen Lockenmähne, den Kneifer ins rechte Auge geklemmt, ein sanftes Roth der Begeisterung auf dem schönen Gesichte, lehnte er am Kaminbord und erzählte mit seiner weichen, warmen, vibrirenden Stimme und dem leis an die provençalische Heimat erinnernden Accent von dem Romane, den er heute angefangen. Der Titel steht noch nicht fest. „Nord et Midi“ oder „Les layettes“ oder sonstwie. Es ist die Geschichte eines Prototyps des reichbegabten, aber charakterlosen miéjour, des französischen Südens, der den Norden erobert. Numa Roumestan — bei diesem charakteristischen Namen lächelte Zola verständnißinnig — wächst in der ultramontan-legitimischen Provence auf, kommt als Student nach Paris, spielt in den Kneipen des Quartier Latin die erste Rolle, erregt als redegewandter Advokat Sensation, heirathet eine Pariserin von reicher, angesehener Familie, wird Abgeordneter, dann Minister und schillert bald chamäleonhaft ins Bonapartistische und endlich ins Liberale hinüber. Dann seine ehelichen Leiden und Freuden! Er liebt seine Frau, eine kalte, tiefinnerliche, steife, feinfühlige Nordländerin, die personificirte Harmonie von Wort und That, ganz Vernunft und Rechtsgefühl. Er ist ihr untreu, und als sie es endeckt, ergreift sie es dergestalt, daß „l'ainé“, den sie unterm Herzen trägt, getödtet wird. Numa verspricht alles Gute und hält sein Wort ziemlich lange. Doch abermals im Augenblicke nahen Mutterglückes entdeckt sie neuen Ehebruch. Nur mit Aufbietung ihrer ganzen Energie parirt sie diesmal den tödtlichen Streich. Sie verläßt den Unwürdigen, der in die Schlingen einer Operettensängerin gerathen; aber ihre sterbende Schwester versöhnt die beiden Ehegatten wieder, worauf die Taufe mit dem ganzen lärmvollen Aufgebot provençalischer Volksfreude gefeiert wird. Allein Rosalie Roumestan ist nicht das einzige Opfer eheherrlicher Verlogenheit. Die bereits erwähnte Schwester Hortense vergafft sich in einen Dorfmusikanten, dem Numa fürstliche Vorfahren angedichtet, compromittirt sich und stirbt an der Auszehrung, nachdem sie die ganze Lächerlichkeit des vermeintlich Geliebten erkannt hat. Unter den anderen zahllosen Opfern Roumestans befindet sich auch die Familie des Tambourintrommlers, die im festen Vertrauen auf Roumestans Versprechungen nach Paris kommt und ohne einen gelungenen Erpressungsversuch im Elend verkommen würde.

Und während der Dichter uns in bewegten Worten diese Gestalten vor die Seele zauberte, hing die ganze Gesellschaft wie berückt an seinem Munde und vergaß Stunde und Müdigkeit. Der große Emile Zola wurde immer kleiner und kleinlauter, Gustave Droz fragte nicht mehr nach der Uhr, die Damen — besonders die brünette Dichtersfrau und die schöne, schweigsame Madame Zola — blickten begeistert zu dem gefeierten Autor auf, und als dieser die Inhaltsangabe seines künftigen Meisterwerkes geendet, da erscholl ein warmer Beifall und mancher herzliche Glückwunsch.

Kein Wunder also, daß mich jetzt der neue Roman wie ein alter Freund anmuthet. Ich habe ihn entstehen und werden sehen, ihn sozusagen aus der Taufe gehoben, und komme jetzt nicht wenig in Verlegenheit, nun ich Alles öffentlich aussprechen soll, was ich von ihm denke. Aber Pathe ist ja nicht Vater ... also vorwärts!

Schon das Motto des Buches sagt uns, welchen Zweck der Verfasser mit seinem Werke verfolgt. „Zum zweitenmale haben die Lateiner Gallien erobert.“ Der Roman will uns an einem Beispiele zeigen, wieso und warum die lateinische Provence, nachdem sie vom gallischen Norden erobert, geknechtet und dem Namen nach von der Landkarte getilgt worden, heute ganz Frankreich friedlich unterjocht und in Politik, Literatur und Kunst die leitende Rolle übernimmt. Der Südfranzose ist ein virtuoser Streber, gewandt, findig, beredt, gewissenlos, begabt, und diesen Eigenschaften verdankt er seine praktische Superiorität über den schwerfälligeren Cellen. Jahrelanger Studien nach vieltausend provençalischen Modellen bedurfte der Dichter, um seinen Titelhelden in vollendeter Individualität darzustellen. Er hat keine bestimmte Persönlichkeit servil copirt, und die unverzeihlicherweise auch von seinem deutschen Verleger als Reclame verwendete Annahme, daß Gambetta gemeint sei, entbehrt trotz einiger Analogien jeglicher Begründung. Roumestan gleicht nicht minder den verstorbenen Guizot, Thiers, Mirabeau, Barras, Siéyès, Cambacérès, Murat, Laffitte, Casimir Perrier, als den noch lebenden Numa Baragnon, Cazot und all den übrigen zahllosen Roturiers, die als obscure Südländer nach Paris kamen und zu plötzlicher Macht gelangten. Abgesehen davon, daß Daudet die geistreichen Fähigkeiten der Eroberer von Paris unterschätzt oder wenigstens nicht ins gehörige Licht gestellt, ist der Charakter des Provençalen in dem Titelhelden Numa Roumestan und seinen landsmännischen Kreaturen zum erschöpfenden Ausdruck gelangt. Es sind Männer mit „zweierlei Worten und zweierlei Gesichtern“, Betrunkene von Geburt, ohne betrunken zu sein, denn die Rasse ist nüchtern. Ganz Außenseite, ohne inneres Leben, spielen sie mit den Worten, und fragen nicht nach ihrem Sinn, wenn sie nur volltönend und bestechend klingen. Dabei haben sie einen empörenden Egoismus. Numa sagt nie von einem Freunde: Ich liebe ihn; sondern: Er betet mich an und ginge für mich durchs Feuer. Meist ist die Beredsamkeit stark entwickelt, aber blos leere Phrasendrescherei, hohle Rhetorik. Wenn Numa nicht spricht, denkt er nicht. Er denkt in Worten, oder die Worte rufen vielmehr den Gedanken hervor. Er sagt nie die Wahrheit, aber vermeint sie zu sagen. Er glaubt zuallererst an seine Lügen, aber er ist doch erstaunt, wenn man ihn beim Wort nehmen will. Der Provençale lebt, wie Bompart, in den abenteuerlichsten Erfindungen und Plänen, „ein aufgewachter Schläfer, der seine Träume spricht“. Hat er ein vielliebendes Herz, wie Numa, so zeigt er eine ganz orientalische Verachtung des Weibes Aber auch die Keuschheit und Frömmigkeit verhindert ihn nicht, schurkenhaft abgefeimt und geldgierig zu sein, wie das Rossenweib Audiberte beweist. Oder er liebt, wie Hortense, ein Geschöpf der Phantasie und stirbt, wenn es der Wirklichkeit nicht entspricht. Etwas Falsches, Undankbares, Komödiantenhaftes steckt in dem Besten unter ihnen. Numa verbirgt hinter seinem naiven, gutmüthigen Wesen eine grenzenlose Unverschämtheit und Brutalität. Dieser gefährliche Selbstbetrüger umschmeichelt seine Opfer und verstößt ruhig die Verführten. Wahrlich, wir begreifen die Sorge der jungen Mutter, die ihr Söhnchen, das durch Zufall geborener Provençale ist, mit den angstvollen Fragen ans Herz drückt: „Bist auch Du ein Südländer? Wirst auch Du Dein Lebenlang Dich und Andere betrügen und harmlose Herzen brechen, deren einziges Unrecht darin bestand, daß sie Dir glaubten und Dich liebten? Wirst auch Du unbeständig, leichtsinnig und grausam sein? Bist auch Du ein Roumestan?“

Es ist nicht das erstemal, daß Daudet seine engeren Landsleute charakterisirt. Ehemals, in den „Briefen aus meiner

Mühle“ und besonders in dem prächtigen „Tartarin von Tarascon“ machte er sich blos lustig über sie und ihre komischen Seiten. Jetzt setzt er die pessimistische Brille auf und malt sie Grau in Grau. In seinem ganzen Romane sind eigentlich nur Schurken oder Esel. Der strenge Le Quesnoi entpuppt sich am Ende als Ehebrecher, die edle Rosalie läßt sich zum zweitenmale durch Numas schöne Worte bestechen und Hortense ist mit ihrer überspannten Liebe eher lächerlich.

Zum Glück spielt ein guter Theil des Romans in der Provence, wodurch allein schon die ewige Schwarzseherei ausgeschlossen wird. Diese Kapitel sind sonnig, heiter, liebenswürdig. Gleich das erste, wo das ganze Departement seinem großen Roumestan in der Arena huldigt, ist ein unvergeßliches Bild voll warm pulsirenden Lebens, obgleich es ein wenig durch die handgreifliche Ironie des Dichters verdorben wird, der uns überdies hinterher „die Kehrseite eines großes Mannes“ zeigt und beweist, daß der Abgott der Provence im Grunde ein verächtlicher Mensch ist. Daudet wirkt überhaupt in Ernst und Scherz immer durch die Antithese. Der Widerstreit von Wirklichkeit und Einbildung wird an diesen provençalischen Phantasie-Menschen fortwährend ad oculos demonstrirt. Der strenge, schroffe Appellationsrath Le Quesnoi, „der erste Richter von Frankreich“, beugt sich in stummem Schuldbewußtsein vor seiner Tochter. Er zeigt uns den allmächtigen Minister willenlos in den Netzen einer Verlorenen oder die lebenslustige Alice zwischen den Todescandidaten eines Kurortes oder die Opfer von Numas Versprechungssucht, die im tiefsten Elend und nach der brutalsten Behandlung noch an ihn glauben. Diese Ironie des Contrastes, dem Daudet fortwährend nachgeht, läßt sich bis ins Kleinste verfolgen. Auch in den Charaktern. Da ist z. B. Bompart, eine der köstlichsten Typen des Dichters. Er wähnt sich in einem Palaste und wohnt doch nur in einer elenden Miethsstube oder gar auf dem Korridor; als man ihn aber einmal dort aufsuchen will, fingirt er eine Gasexplosion. Eine herrliche Figur ist auch der Badearzt, der als herzlos verschrien und doch herzkrank ist, der alle Gebreste seiner Patienten geerbt hat, der Todessehnsüchtige am Orte der Todesfürchtigen!

Noch ein Punkt verdient hervorgehoben zu werden: die Vermeidung alles Pikanten und Lüsternen. Gerade im heutigen Augenblicke, wo so mancher unserer besten Romandichter, ohne Zweifel durch Zola angeregt, in der Behandlung sexueller Verhältnisse ein Uebriges thut, kann der Autor des „Numa Roumestan“ als Muster aufgestellt werden, wie man gewagte Situation in keuscher, aber nicht prüder Absichtslosigkeit berühren soll. Es fehlt hier nicht an sehr heiklen Dingen, aber wie fein, wie discret sind sie behandelt! Es sei nur an die beiden Entdeckungsscenen erinnert, wo Rosalie ihren Mann im tête-à-tête mit freigebigen Damen überrascht. Oder das wunderbare politico-erotische Kapitel: „Die Rede von Chambéry“, dieses Meisterstück kaustischer Ironie. Und wie künstlerisch fein deutet das Ende des zweiten Kapitels an, daß Numa seine Zukünftige gleich bei der ersten Begegnung verführte! „Flamme und Sturm des Südens, ihr seid unwiderstehlich!“ Doch wer nennt alle die zarten Züge, z. B. die feinfühligen Bemerkungen über die Musik in Paris und die entzückenden psychologischen Striche zu den Charakterbildern der Helden und den Silhouetten des Hintergrundes..? Und dann die Episoden! Scenen, von echt germanischem Humor durchleuchtet, wie diejenige im Ministerium oder die Abenteuer der Familie Valmajour in Paris oder der officielle Empfang am Neujahrstage, wobei Numa, der Komödiant von Geburt, der gratulirenden Deputation des Théâtre français — Komödianten von Beruf — zum Verwechseln ähnlich sieht. Oder die erschütternd tragischen Scenen, wie der Abschied vom Bad Arvillard oder der Tod von Hortense!..

Aber es gibt auch zu tadeln. Vor Allem fehlt die einheitliche, festgefugte Handlung. Der Roman ist schlecht construirt. Er ist eine Folge der meist köstlichsten Scenen, Genrebilder, Beschreibungen, Naturschilderungen, Porträts, ein entzückendes Nacheinander von hübschen Sächelchen und zierlichen Details. Das Bedenklichste ist, daß gerade jene etwas fragwürdige und unwahrscheinliche Liebe einer in Paris wohlerzogenen jungen Dame von Stand zu einem schönen, aber bäurischen Tambour und Pfeifer, der sie nicht wieder liebt, in den Mittelpunkt der Handlung rückt. Gerade das einzig interessante Problem des Dichters, wie ein gewissenloser Provençale bos moderne Gollien erobert, wird ganz aus den Augen verloren. Ich bin sonst kein Freund von Haupt- und Staatsactionen, aber der Kampf zwischen Nord und Süd im Parlament, im Ministerrath, in der Presse und im socialen Leben der Hauptstadt wäre jedenfalls interessanter gewesen, als diese Backfischliebe. Auch die Schlußlosigkeit des Buches ist störend. Sobald Numa und Rosalie versöhnt sind, fällt der Vorhang, und wir erfahren nichts mehr über das Schicksal der Opfer Roumestans, von denen uns doch einige, wie die prächtig gezeichnete Familie Valmajour, werth oder doch interessant geworden sind. Auch die poetische Gerechtigkeit bleibt unbefriedigt, und man scheidet nicht mit befreitem Gefühle von diesem Buch. Roumestan, der im Grunde doch ein richtiger Schurke ist, bleibt nach wie vor Minister, Abgott der Provence, Gemahl einer trefflichen Frau und Vater eines gesunden Jungen,

„Et tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes.“

Freilich, so will es eben der unverbesserliche Pessimismus des Dichters, die trostlose Schwarzseherei um jeden Preis, die ihm schon mehr als einen Roman verdorben hat. Beweis auch die traurige Auffassung der Ehe. Jene Scene z. B., wo Rosalie ihrem Monn erst dann verzeiht, als sie erfährt, daß auch ihr hochverehrter und inniggeliebter Vater schon kurz nach der Hochzeit die Ehe gebrochen habe, ist für unser deutsches Gefühl unsagbar peinlich. Und dann das chargirt pessimistische fabula docet: „Der Ehebruch des Mannes ist Frauenlos; betrüge mich oder ich betrüge Dich, heißt das erste Gebot der französischen Ehe.“ Ja, diese traurige Weisheit wird durch Verallgemeinerung noch schlimmer. Gewiß spricht die entrüstete Rosalie des Dichters geheimsten Gedanken und wohl auch die Grundidee des Buches aus, wenn sie in die Klage ausbricht: „Die Männer in Süd und Nord sind sich gleich; sie sind alle Betrüger und Meineidige!“

Auch in diesem Romane bekennt sich Daudet zu Zolas naturalistischer Schule. Er jagt fortwährend hinter dem sicht- und greifbaren Factum, nach Farben und Bildern her; doch wirkt bei ihm die von Zola zum Princip erhobene Vernachlässigung der Idee zu Gunsten der Anschauung, die Materialisirung der Natur, dos reporterhafte Protokolliren ganz gleichgültiger Dinge und Details, denen im Leben gar keine solche Bedeutung innewohnt, darum nicht abstoßend, weil Alles in köstlicher, künstlerisch abgerundeter Form erscheint. Mag er auch rücksichtslos nach dem absolut Wirklichen streben, die Aeußerlichkeiten des Naturalismus nachahmen und z. B. Zolas Lieblingswort: la bnée (Dampf, Brodem, Ausdünstung) ein Dutzend mal anwenden, so ist und bleibt er immer Poet. Der Mensch geht ihm nicht nur in Gesten, Stellungen und Worten auf. Wo er seine vornehm despectirliche Neugier und seine ironische Skepsis vergißt, da spüren wir den Pulsschlag eines mitleidigen, edlen und großen Herzens.

Endlich hat „Numa Raumestan“ auch eine völkerpsychologische, eine politische Bedeutung, die ihn ausländischen und zumal deutschen Lehrern besonders interessant macht. Zum erstenmole sagt uns ein französischer Dichter, daß Frankreich von zweierlei Nationen bewohnt wird, die in Sprache, Sitte und Gefühl von einander verschieden wie Tag und Nacht sind. Trotz jahrhundertelanger Kämpfe ist es dem Norden noch immer nicht gelungen, jene Reichseinheit zu erzielen, welche dem Centralisationsmanne der Revolution als Ideal vorschwebte. Noch heute sprechen zwölf Millionen Franzosen nicht französisch, aber auch keinen Dialekt, sondern die Mutter- oder wenigstens die Schwestersprache der Langue d'oil. Noch mehr, zwischen diesen beiden Völkern, den Bewohnern des gallischen Nordens und denjenigen des occitanischen Südens herrscht eine tiefwurzelnde Antipathie, eine jahrhundertelange Abneigung, ja ein wahrer Rassenhaß. Die Franzosen wissen das wohl, aber sie reden niemals davon und gestatten keinem Ausländer, darüber zu schreiben. Ich selbst, der ich vor einigen Jahren in einigen Feuilletons die geradezu franzosenfresserischen Neigungen der neuprovençalischen Dichter,

wie sie in ihren Werken und im längeren persönlichen Verkehr mit mir zum Ausdruck gekommen, dem deutschen Publicum getreulich mitgetheilt habe, erfuhr sogleich, wie gefährlich es in Frankreich ist, in solchen Dingen die Wahrheit zu sagen. Meine Aufsätze wurden übersetzt, verhöhnt und angefeindet, und die Pariser Journale forderten den Capoulié der Avignoner Meistersinger, den genialen Frederi Mistral, peremptorisch auf, meine ihm in den Mund gelegten Auslassungen gegen Frankreich, die französische Sprache und die Republik Lügen zu strafen. Der Sänger der „Mireio“, ein dichtender Numa Roumestan wie er im Buche steht, gab nach langem Zögern eine gewundene Erklärung ab, daß er ein guter Franzose sei, keinerlei Separationsgelüste hege und von mir gröblich mißverstanden worden; ja, auch Daudet nahm gegen mich Partei und stellte seinen Landsmann als das Opfer eines Irrthums hin. Nun tritt er drei Jahre später selbst mit diesem Buche auf, das den tiefen und unheilbaren Antagonismus zwischen Nord- und Südfrankreich muthig eingesteht! Der Pariser Dichter gibt also nachträglich dem deutschen Feuilletonisten Recht. Ich hätte mir keine glänzendere Satisfaction denken können als „Numa Roumestan“.

Theophil Zolling.

Ein neuer Musenalmanach.*)

War mir's doch, als träte die Gegenwart zugleich mit dem vorigen Jahrhundert zu mir herein, da der Postbote diesmal — ich gehe selten leer aus — aus seiner Brieftasche die für mich bestimmten Sachen hervorgeholt und ich einen Blick hinein gethan hatte. Postkarten, Briefe, Streifbandsendungen und Zeitungen waren's, ach ja! noch voll von Wahlaufrufen, Ansprachen an conservative und liberale Wähler — gottlob! daß sie aufgehört haben, so nothwendig sie mögen gewesen sein — alle Beunruhigungen der gegenwärtigen Zeit in Anfragen, Anpreisungen, Anforderungen, Ermahnungen zu den verschiedenartigsten Pflichten, deren auch die stillste Häuslichkeit täglich dreimal sich versehen und nicht erwehren kann. Man seufzt mitunter, wenn des Erfreulichen und Erhebenden dabei so wenig ist. So that ich auch diesmal, nachdem ich das Nöthigste durchblättert und überblickt hatte und öffnete gleichgültig, doch halb neugierig ein kleines Packet, aus dem ich unter dicker Hülle ein Buch im zierlichsten Einband herausschälte. Ich las auf dem Umschlag: Musenalmanach. Ein altes verlorenes Zauberwort deutscher Poesie aus dem vorigen Jahrhundert, in das es mich auf einmal versetzte. Auf dem Titelblatt steht freilich: für 1882, aber mir war trotz aller Zeitungen, Wahlen, Unruhen der Gegenwart, als zauberte mich das Eine Wort hundert Jahre zurück, als hieße es: für 1782, und ich blickte träumend in seine Blätter. Freilich hatte ich einmal wieder in den letzten Tagen mehr in jener stillen Zeit gelebt als in der Unruhe des Tages. Unwohlsein fesselte mich ans Bett und ich las mit Behagen und wahrer Erbauung in Johann Georg Rists meisterhaft geschriebenen Lebenserinnerungen. Wie anders die Welt ohne Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, von denen der Verfasser auch nicht einmal die Ahnung der Möglichkeit hatte. Rist studirte vor fast hundert Jahren (1795) in Jena. Er erzählt von Goethe, dessen persönliche Bekanntschaft er weder dort noch in Weimar suchte: „Nichtsdestoweniger ward es mir so gut, Goethe öfter zu begegnen, wenn er in steifer Haltung auf der gefrornen Saale am „Paradiese“ sich unter die Schlittschuhläufer mischte, unter denen seine gerade, starke Figur, die nicht aus dem Gleichgewichte des gravitätischen Schrittes kam, sein langer braunrother Ueberrock und sein dreieckiger Hut nebst dem steifen Zopfe, seltsam abstach … Kam ich (im Professorenklub) dann bei Tisch ihm gegenüber zu sitzen, so weidete ich mich an den großen strahlenden Augen …“ „Schillers beständige Kränklichkeit und Zurückgezogenheit ließen mich seiner nicht einmal ansichtig werden.“ Dies waren die Gestalten, die — wir dürfen es sagen — vor hundert Jahren die deutsche Welt bewegten, jener Gravitätische mit den großen strahlenden Augen und dieser Kranke, der das Zimmer nicht verließ — bewegten bis auf den Grund des Herzens, des Denkens, Glaubens und Empfindens, nicht durch Wahlaufrufe oder Gesetzesvorschläge, sondern durch die Macht ihrer Dichtungen. Sie waren es nicht allein, die Klopstock, Lessing, Claudius, Voß, auch Kant, Fichte, Schelling gehören mit in das Kabinet, von denen vor hundert Jahren noch die Mehrzahl am Leben und thätig war.

Das war die Zeit des „Musenalmanachs“, dem mehrere Generationen des jetzt lebenden Geschlechts nur noch als Antiquität begegnet sind, dessen jährliches Erscheinen damals in jeder gebildeten deutschen Familie ein Ereigniß war. Sein Inhalt wurde gekostet, genossen, geprüft und zu Herzen genommen.

Wie anders jetzt! Wer hat Zeit und Ruhe einen Band lyrischer Gedichte durchzulesen? Denn das ist etwas Anderes als ein Roman oder einige Hefte illustrirter Monatsblätter. — Zu welchem Zweck? da man kaum einen Kreis williger Zuhörer beim Vorlesen gewinnen würde, wenn's nichts zum Lachen oder zum Grauen gibt. Wer hat noch Sinn für die Feinheit der schönen Form in einer Zeit, da jeder ein Dichter genannt wird, der eine Novelle in Prosa zu schreiben vermag? Jedoch Klagen sind nutzlos, persönlich habe ich auch nicht einmal das Recht dazu. Und so öffnete ich denn die zierliche Gabe, und war in den nächsten Augenblicken durch die vollendet schön gebauten Octaven des Einleitungsgedichtes von Wilhelm Kunze den Tagesinteressen entrückt, selbst wenn er mit mir klagt:

„Nicht wie vor Zeiten steht im Volk der Dichter,
Heut sind die Schaaren, die ihm folgen, klein;
Er schaut in höhnisch lächelnde Gesichter,
Die nur erfreut des Goldes Glanz und Schein.
Doch Muth! Der Nebel weicht, einst wird es lichter,
Und ihn umfluthet goldner Sonnenschein.
— Wir wollen nicht verzweifeln und verzagen,
Mit frischem Muth uns an das Höchste wagen.

Noch ist aus Aller Herzen nicht geschwunden
Die Liebe zu dem hohen Ideal,
Noch gibt es Abertausend, die empfunden
Der Kunst und Schönheit hehren Gottesstrahl.“

Damit wollen wir Poeten uns trösten, aber sonst mit Johannes Brahms sagen, wie er einst vor Jahren, als er noch nur von Wenigen anerkannt war, beim Besuch bei mir, als die Rede darauf kam, ausrief: Das Schöne muß gemacht werden, Punktum!

Fast ein halbes Hundert lebender deutscher Dichter und Dichterinnen sind in dem sauberen Bändchen von drittehalbhundert Seiten vertreten, und ich muß gestehen, daß man mehr als hundert Gedichte darin nach Form und Inhalt als musterhaft bezeichnen kann. Vater und Sohn Heinze in Dresden haben, eigne Produkte bescheidentlich fern haltend, mit Kennerblick eine Sammlung ausgewählt, die, mit einigen Ausnahmen, auch zur Zeit unserer klassischen Poesie unter Schillers und Goethes Augen Anerkennung würde gefunden haben. Namentlich scheinen sie Alles fern gehalten zu haben, was in der Form nicht vollendet ist, was dilettantisch, in Rhythmus und Reim im Geringsten mangelhaft. Mit Recht. Denn Vollendung im Handwerk ist die Vorbedingung aller Kunst. Vollendung in der Form ist gegenwärtig um so eher zu verlangen und um so eher zu erlangen, als sie seit hundert Jahren von den Altmeistern der Kunst in Mustern und Regeln dargelegt ist. Damals war das anders, damals galt es für Johann Heinrich Voß mit der deutschen Sprache zu ringen, um ihr den klassischen Hexameter für seine Uebersetzung des Homer anzupassen und es gab öffentliche langdauernde Controversen und Wettkämpfe zwischen ihm, Stolberg und Bürger allein über dieses Thema. Galt es hier dem Rhythmus, so für die lyrische Poesie der Strophe und dem

*) Musenalmanach für 1882. Eine Sammlung von Originalpoesien, herausgegeben von Alfred und Paul Heinze. Dresden, Paul Heinzes Verlag.

Reim. Nicht einmal das Reimregister des Schriftdeutschen war ausgeprüft und festgelegt, wie es nun jeder Belesene im Ohr hat. Im Hainbunde der Boie, Hölty, Bürger war ein neu gefundener klingender Reim eine Entdeckung, die man sich mittheilte. Noch erinnere ich mich lebhaft des Eindrucks, als ich von unserem Kieler Boie eine Anzahl Briefe Bürgers an seinen Vater zur Durchsicht erhielt und darin die erste Fassung seiner Lenore fand und dabei die spätere Lesart, von ihm mit hohem Selbstbewußtsein mitgetheilt. Man vergleiche — die Strophe ist mir im Gedächtniß geblieben:

> Lenore weinte bitterlich,
> Ihr Leid war unermeßlich,
> Denn Wilhelms Bildniß prägte sich
> Ins Herz ihr unvergeßlich —

mit der endgültigen Lesart:

> Lenore fuhr ums Morgenroth
> Empor aus schweren Träumen:
> Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
> Wie lange willst du säumen?

Das war das Resultat einer Arbeit! Und da man sich seiner Arbeit rühmen darf, so sei hier einmal bemerkt, daß Rhythmus und Reimregister des Plattdeutschen, beide von der Schriftsprache abweichend, gänzlich unbearbeitet waren, als ich es unternahm in der Mundart zu dichten, oder wie mir einst Friedrich Hebbel schrieb: „Ihre Arbeit ist um so höher anzuschlagen, als Sie sich Ihr Instrument erst selbst schaffen," oder sagen wir lieber: selbst stimmen mußten. Den Nachfolgern wurde es leichter.

Es finden sich wahrhafte Meisterstücke formaler Vollendung in unserem Musenalmanach, z. B. „Die Weihe der Nacht" von Heinrich Zeise, wovon ich hier die letzte Strophe hersetze:

> Schon spielt im Strauch der Morgenhauch,
> Thau blitzt an allen Blättern,
> Der Mond erbleicht, der Nebel weicht,
> Die ersten Lerchen schmettern.
> Und unterm Dach fängt allgemach
> Die Schwalbe an zu singen,
> Um Gruß und Dank im Jubelklang
> Dem jungen Tag zu bringen.

Schön ist auch die kleine wehmuthgetränkte Gabe von Geibel, sind die Gedichte von Victor Blüthgen und die 24 Liebeslieder aus dem Spanischen übersetzt von Heinrich Oser, um Einiges zu nennen.

Fern gehalten haben die Herausgeber mit Recht das Tendenz- wie das Lehrgedicht. Die Sprüche von Eduard von Bauernfeld, die den Reigen eröffnen, machen eine berechtigte Ausnahme, sie sind erfahrene, nicht ausgeklügelte Weisheit:

> Sagst du zum schönen Augenblick: Verweile —
> Du mahnst vergebens. Er hat Eile.

Oder:

> Du stirbst. Was thut's? Ein Andrer wird geboren!
> Unsterblich ist der Stoff, kein Stäubchen geht verloren." —
> „Bleibt immer etwas. Zugegeben!
> Mein Etwas aber bliebe gern am Leben."

Merkwürdig ist es, daß die einzige Ausnahme mit zwei Tendenzgedichten, worin die deutschen Dichter ermahnt werden, nicht ferner Liebeslieder zu singen, sondern das „Volk" zu leiten, und worin die Internationalen lebhaft zurechtgewiesen werden — eine Frau Agnes Kayser-Langerhanns macht (die Gedichte sind übrigens schwungvoll), um so auffallender an dieser Stelle, als unmittelbar nachher Gottfried Kinkel mit einem einfachen, herzlichen nachfolgt, worin er sehnsuchts- und wehmuthvoll seine alte Heimat am Rhein besingt.

Die Dichterinnen, acht an der Zahl, sind in unserem Almanach stark vertreten, Leserinnen mögen beurtheilen, wie weit mit Recht. Eine von ihnen, wahrscheinlich die schönste, jedenfalls die vornehmste, ziert mit ihrem Bildniß das elegante Buch. Es ist keine Geringere als Elisabeth Königin von Rumänien. Ihre Erscheinung unter uns niedriggeborenen Versmachern gibt uns den Muth zu glauben, daß trotz der materiellen Richtung unserer Zeit der Lorbeerkranz des Dichters doch wohl ein erstrebenswerther Schmuck sein muß, wenn eine Dame, welche die Königskrone trägt und von der Natur mit wahrhaft bezaubernder Schönheit ausgestattet ist, die Mühe nicht scheut ihn sich dazu zu erringen und sich ihn von den zweifelhaft schönen Händen des sogenannten Publicums aufsetzen zu lassen. Wir wollen daher nicht mit unnachsichtiger Kritik an ihr Gedicht „Der Reif" (Goldreif) gehen, das unter dem Namen Carmen Sylva hier mitgetheilt ist. Ein anderes, das Schicksal des unglücklichen Prinzen Louis Napoleon behandelnd, das ich anderwärts gelesen, war besser, ja vortrefflich. Mögen Schmeichler ihr fern und sie Kunst und Künstlern geneigt bleiben in dieser Zeit, wo Waffen- und anderer Lärm die Stimme der Dichtung laut übertönt!

Klaus Groth.

Aus der Hauptstadt.

Aus den Theatern.

„Mascotte" (Der Glücksengel) von Audran, Text von Duru und Chirot.
„Kapitän Nicol." Komische Oper von Zeller, Text von West und Hirschel.

Die erstgenannte „Komische Operette" hat im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ein „tragisches" Schicksal erlitten, die zweite eine sehr günstige Aufnahme gefunden. „Mascotte" wurde vom Publicum abgewiesen, und obwohl die Polizei sich Mühe gab, für das Werk Interesse zu erwecken, indem sie die zweite Aufführung plötzlich untersagte und die Wiederaufnahme nur nach einer Purificirung des Textes gestattete, konnte sie es nicht retten. Dennoch hat diese „Mascotte" solche entschiedene Abweisung nicht verdient und hätte sie, wenn nicht manche Ungeschicktheiten in der Aufführung vorkamen, vielleicht nicht erfahren. Fern sei es von mir, diesen Text, der einen hübschen, fast edlen Grundgedanken total verdarb, auch nur im mindesten vertheidigen zu wollen. Hier möge nur festgestellt werden, daß das Publicum sich vor zehn Jahren ganz ebenso arge, wenn nicht ärgere Dinge hat gefallen lassen und dabei über die Maßen lachte und applaudirte. Ich werde nicht mit Juvenal'scher behaglicher Ausführlichkeit vorzählen, was in der „Schönen Helena", im „Pariser Leben" an Unsagbarkeiten geboten worden ist, ohne daß irgend welche Verwahrung zu Tage trat. Aber das Eine sei hier ins Gedächtniß gerufen, wie die „Gegenwart" nach der ersten Aufführung der „Fledermaus" dargelegt hat, daß die allerverlottertste Gesellschaft darin mit eleganter Verhöhnung alles Anstandes ihre Ansichten und „Empfindungen" singt — und daß diese Fledermaus 300 Vorstellungen erzielt hat. Also: entweder mußte das verehrte Publicum sich vor Jahren gegen die angeführten Stücke erklären, oder jetzt die „Mascotte" nicht auf dem Altar der Moral so heroisch schlachten. Allerdings, und wir betonen das, haben manche Fehler der Darstellung nicht wenig zu der Tragik beigetragen. Wir wollen, um diese Meinung zu begründen, nur den Grundgedanken des Stückes anführen: In einem kleinen italienischen Fürstenthum (höchst wahrscheinlich nach dem französischen Texte in einem Departement) herrscht der Glaube, daß gewisse tugendhafte Mädchen dem Hause, in dem sie weilen, Glück bringen. Ein Pächter, den großes und kleines Mißgeschick verfolgt, wendet sich an seinen reichen Bruder; dieser sendet ihm einigemal „frische Eier und gute Lehren", endlich eine Gänsehirtin mit einem Briefe: diese war bisher in seinem Hause gewesen, hatte ihm viel Glück gebracht, und nun er dessen genug genossen, soll diese „Mascotte" dem armen Bruder helfen. Nur dürfe sie sich nicht verlieben, sonst ginge der Zauber verloren. Was lag nun in der Durchführung dieses Gedankens näher, als die Wirkung, daß der arme Mann im Vertrauen auf diesen Glücksengel sich selber half, Thatkraft entwickelte, jede günstige Gelegenheit wahrnahm, und dabei immer an die „Mascotte" glaubte und daß diese zu einer Masse Verwickelungen Anlaß gab? Und wie ordinär und plump entwickelt sich die Handlung!

Allerdings behaupten wir, ohne das Original zu kennen, daß es ganz bestimmt nicht so ungeschickt rüpelig ist, wie die deutsche Bearbeitung, es wäre sonst unmöglich, daß jenes in Paris so sehr gefiel, und daß Personen, deren Anstandsgefühl so empfindlich ist, als irgend Eines, uns versichern konnten, sie hätten sich dabei ganz gut unterhalten. Die Musik hat uns öfters überrascht durch ihre zwar ordinäre aber ungeschminkte Frische und durch eine gewisse natürliche Geschicklichkeit der Instrumentation. Der Componist besitzt nach unserer Ueberzeugung Talent für die Gattung; wie lange die Gattung selbst in der jetzigen Gestalt noch Lebenskraft bewähren wird, das ist eine andere Frage. Noch kommen jährlich so und so viele tausende Fremde mit voller Tasche nach Paris, die sich nur amüsiren und daher jede Neuigkeit sehen wollen; noch kann dort eine Operette wie die „Mascotte", besonders wenn die Darstellerinnen aller Rollen hübsch und gewandt sind, vierzig Mal bei vollem Hause geben werden, bevor die eigentlichen Pariser ihr entscheidendes Votum abgegeben haben, nach welchem entweder die vierzigste Vorstellung die Reihe beschließt, oder noch 160 folgen; aber wer will bestimmen, wie sich die Mode noch drehen wird? Bestimmt ist Eines: daß in Deutschland nicht etwa sittlichere Anschauungen die Oberhand gewonnen haben, die mußten sich in anderer Weise kundgeben, sondern Uebersättigung eingetreten ist, und daß die Darsteller, denen von jeher die französische Leichtigkeit gefehlt hat, auch und nach allen Maßstab für die Grenze verloren haben, welche die Romanen immer im Auge behalten; diese springen oft darüber, sind aber auch im Nu mit graziösem Schwunge wieder zurück im richtigen Kreise. Das werden die Unseren nie lernen (hie und da gelingt es den Wienern), darum sollten sie denn auch die Akrobatenstückchen lassen, die eben das nicht Maßvolle noch unangenehm plump erscheinen machen, und sich so viel als möglich an solche Werke halten, wie der „Kapitän Nicol".

Diese Operette, komische Oper benannt (auf dem Zettel, sie ist es aber nicht), gibt den besten Beweis, was ein Mann von Talent und sehr gutem Geschmack aus einem an und für sich unbedeutenden, aber freundlich lustigen, nie unanständigen Texte machen kann; und wie selbst ein an so überreizende Kost gewohntes Publicum, wie das der Friedrich-Wilhelmstadt sich freuen mag, wenn es einmal herzlich lachen kann, ohne sich hinterdrein schämen zu müssen. Kapitän „Nicol" hieß ursprünglich die „Carbonari". Die Handlung spielt in Ravello bei Neapel im Jahre 1821, als noch Schweizer in päpstlichen und neapolitanischen Diensten standen. Einige unnütze Burschen wollen Carbonari spielen; unter ihnen Bruto der Koch des Grafen Ruffoli. Die Tochter dieses Cavaliers soll einen Herzog Gamba heirathen, liebt aber den armen und nicht adeligen Kapitän Nicol, den Commandanten der in Ravello garnisonirenden Schweizercompagnie. Die Carbonari zwingen dem Grafen Ruffoli einen Eid ab, daß er seine Tochter einem Verschwörer Nabocin verehelichte, der eigentlich gar nicht vorhanden ist, aber von der Polizei gesucht wird, auf dessen Gefangennahme ein Preis von 1000 Ducaten gesetzt ist. Nun gibt es Verwechslungen; bald hält man den Gamba, bald den Capitän Nicol für den gesuchten Verschwörer, der nie zum Vorschein kommt. Die Scenen sind ganz unbeschreiblich lose zusammengefügt, ohne irgend welchen entdeckbaren Faden, aber sie sind lustig und komisch. Ein besonders glücklicher Gedanke war es, das Leben der einstigen Schweizer Soldaten in carikirter aber höchst wirksamer Weise vorzuführen, ihre Gemüthlichkeit und Kameradschaft unter einander ohne jegliche Disciplin, ihre Pflichttreue einerseits und Vorliebe für alle italienischen guten Sachen andererseits, ihr Enthusiasmus, als sie bei strenger Haussuchung noch dem Verschwörer einen großen Schweizerkäse finden, die Rührung, als sie jodeln hören u. s. w. Auch die Carbonariaffen sind ergötzlich geschildert. Und so übersieht man den Mangel an Zusammenhang und amüsirt sich bei den Einzelheiten. Die Musik enthält viele Dutzendwaare, aber auch manche recht anmuthige Nummern, und einige, zu denen man dem Componisten gratuliren darf. Zu den anmuthigen rechnen wir das „agrumi"-Couplet der Zanetta, das Quartett und das ganze Finale des ersten Actes, die Emmenthaler Käse-Elegie, im zweiten Acte die Arie der Zanetta, und die der Gräfin im dritten. Zu den besonders hervorzuhebenden rechnen wir das Duettino im zweiten Acte, ein Kabinetstück in Erfindung und feinster Arbeit der Instrumentation, und das Gitana-Liedchen. Der Componist hat entschieden gute Meister studirt, das beweist die Haltung mancher seiner Melodien und die wirklich originelle, feine und wirksame Behandlung des Orchesters. Hätte er die kleineren drastischen Couplets weggelassen, die hart an die Posse streifen, allerdings beim Publicum großen Beifall fanden, so könnten wir seinen „Kapitän" als gute komische Oper bezeichnen, in ihrer jetzigen Gestalt dürfen wir sie nur den Operetten zurechnen; aber wir wiederholen es mit Vergnügen, es ist das Werk eines Mannes von Talent und Geschmack, und wir hoffen, er wird uns bald wieder Gelegenheit geben, ihm Lob zu spenden. Von dieser Aufführung kann man nur Gutes sagen, die Damen Erdösy (Kapitän Nicol), Hoffmann (Zanetta) und Kroner waren vorzüglich. Die Erstere besitzt eine umfangreiche kräftige, sehr reine und gut geschulte Stimme und spielte mit Grazie und Anstand. Fräulein Hoffmann ist eine anmuthige lustige Soubrette und singt recht nett, auch Fräulein Kroner (Verdita) ist eine sehr gewandte Sängerin. Die Herren Swoboda (Gamba), Wellhoff (Brutto), Binder (Ruffolli) thaten ihr Bestes, Herr Ponli war ein sehr ergötzlicher Schweizer-Lieutenant. Das Publicum bewies sich als sehr günstig gestimmt und zollte öftern und lebhaften Beifall; hoffen wir, daß die Gunst eine dauernde sein wird.

Aus dem Wuste von Concerten, von welchem die auf dem Klaviere die Mehrzahl bilden, können wir mit gutem Gewissen eines als besonders erwähnenswerth hervorheben: das des Pianisten Reisenauer. Dieser junge (kaum 20jährige) Künstler hat lange Liszts Unterricht genossen und wurde dann vom deutschen Gesandten in Rom, Herrn von Keudell, einem ausgezeichneten Musikkenner und Dilettanten, in eine Art von philosophisch-musikalische Lehre genommen. Vom Großmeister Liszt stammt seine Rhythmik und Tonfärbung, von Herrn von Keudells Unterweisung das fast zu akademische Maßhalten. Wenn ein so junger Mann das Rondo A-moll von Mozart und den Carneval von Schumann so spielt, daß die Kenner als die Hauptbeifallsspender hervortreten, so will dies heutzutage viel bedeuten. Und wenn der junge Mann in der kundgegebenen Weise sich weiter entwickelt, wird er eine sehr ehrenvolle Stellung in der Kunstwelt einnehmen. H. Ehrlich.

Die Patricierin.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß.

(Victoria-Theater.)

Ein junger Poet, welcher, bezeichnend genug, unter dem Namen eines „müden Mannes" debütirte, zuerst in Byron'scher Maske überspannt weltschmerzliche Geschichten erzählte und dann ein an Makart und Hamerling erinnerndes Epos: „Messalina" veröffentlichte, Richard Voß aus Berchtesgaden hat sich nun auch als Dramatiker in Berlin vorgestellt. Sein fünfactiges Römerdrama: „Die Patricierin", dem beim Frankfurter Preisausschreiben die Auszeichnung widerfuhr, zur Aufführung empfohlen zu werden, vermochte aber weder hier, noch auf provinzialen Bühnen einen rechten Erfolg zu erringen. Die Ursache, weil das Stück episch, nicht aber dramatisch oder auch nur theatralisch angelegt und ausgeführt ist, mußte anläßlich seiner Aufführung im Victoria-Theater jedem halbwegs Einsichtigen klar werden.

Wäre der alte Dumas im Recht mit seiner Behauptung, der Inhalt eines guten Theaterstückes müsse in einem einzigen Satz erzählt werden können, so würde „Die Patricierin" ein Musterwerk sein. Spartakus, einer der am meisten dramatisch todtgeschlagenen Märtyrer, erkennt im Augenblicke, da er den Aufstand seiner Collegen aus der Capuaner Fechtschule anführt, in der schönen Frau des Prätors Crassus, Metella, jene „Vestalin", die ihm einst im Circus seinen Bruder im Kampfe zu tödten befahl, schenkt ihr das Leben, verliebt sich sogar in sie und stürzt sich in den Schlachtentod, als er entdeckt, daß sie aus Eifersucht ihre griechische Zofe Hero, die er geliebt und verrathen, ohne großen Proceß vergiftet hat. Leider verzettelt sich aber diese lobenswerth einfache Handlung in tausend Episoden. Richard Voß, dessen Gestaltungskraft durchaus für seine poetische Begabung spricht, erscheint auch in diesem Stücke als „müder Mann". Es ist nicht Jugendliches, Frisches und Keckes in der „Patricierin", wohl aber viel unempfundenes Pathos, viel künstliche Leidenschaft, viel conventionelle Reminiscenz. Bengalisches Licht vermag weder die Handlung noch die Figuren zu durchwärmen. Es fehlt überdies die tragische Nothwendigkeit und also auch die tragische Stimmung. Man interessirt sich weder für die abscheuliche Römerin und ihr weniger unverstandenes, als unverständiges Herz, noch für die lang-

weilige sentimentale Zofe, die aus dem Sehnen und Seufzen nicht herauskommt, noch für den jämmerlichen Spartakus, der, gleich Buridans bekanntem grauen Freund, zwischen zwei Weibern schmachtet, die er eine nach der anderen verräth, um sich am Ende aus Liebesschmerz von Crassus schlagen und erschlagen zu lassen. Aus Cicero macht aber Voß nicht nur einen charakterlosen Streber und Maulheld, was er wohl ein wenig gewesen ist, sondern einen blassen Spaßmacher. Ein lächelnder Sybarit, erheitert er den dritten Aufzug, hält sogar eine ergreifend sein sollende Rede gegen das verkommene Rom und lacht mit cynischer Offenheit diejenigen aus, die ihn ernst nehmen. Diese mit Harfenbegleitung ausgeführte fünfzehnte Philippika soll den rhodischen Stil nachahmen, aber ich brauche nicht erst zu versichern, daß das „berühmte Muster" sehr schlecht erreicht ist. Wohl fehlen nicht die charakteristischen Parenthesen, das falsche Pathos, die rhetorischen Mittelchen, das Wortgeklingel, die Advokatenkniffe, der kunstvolle Periodenbau der ciceronianischen Rhetorik, aber warum hat Voß nicht auch des Redegewaltigen Witz, Anmuth und hinreißenden Schwung imitirt? Ja, warum! Der „lederne Kikero" des Studentenliedes wurde hier zu einer verfehlten Figur, welcher jede historische aber auch nur anekdotische Wahrheit abgeht. Die Lokalfarbe ist überhaupt nicht getroffen. All diese edlen Römer sind zwar mit den echtesten lateinischen Namen begabt, aber in ihrem Denken und Fühlen durchaus moderne Menschen, die Byron, Hebbel und Wildbrandt auswendig können, auch etwas im Schopenhauer geblättert haben und namentlich die „Scherben, gesammelt von einem müden Manne", ganz genau kennen.

Auch die Form ist nicht eben gelungen. Der Verfasser entwickelt einen lobenswerthen Eifer, alles Interesse aus dem Stoff und den Charakteren abzuleiten und nur Anschauung, Bild, Individualität, nicht Verallgemeinerung, Betrachtung, Philosophie zu bieten. Fein säuberlich geht er aller undramatischen Lyrik aus dem Wege, aber dafür malt sich jeder blitzschnelle Einfall, jede leiseste Empfindung in Worten aus, die nur selten epigrammatisch treffen, sondern sich gern in kritischer Breite ergehen. Daher wird die bombastische Diction, die ohnehin blos scandirte Prosa ist, noch mehr zerpflückt und zerhackt. Die Vossischen Jamben lassen sich ebenso schwer sprechen als lesen und machen das Stück, das hinwieder manches fast geniale Detail enthält, noch unerquicklicher.

Wäre es auch nur, um einem wirklichen Dichter gezeigt zu haben, daß der Schwerpunkt seines Talentes auf dramatischem Gebiete nicht liegt, so gebührte schon dem Victoriatheater ein Dank für die würdige Aufführung dieser Novität. Die dort zusammenwirkenden Kräfte sind so ansehnlich, daß es schwer begreiflich ist, warum sich die Direction ihr schönes Ensemble durch reisende Virtuosen verderben läßt. Nachdem uns schon Frau Ellmenreich und Herr Siegwart Friedmann heimgesucht, gastirte kürzlich im Victoriatheater Herr Ernst Possart, der wie ein Vortragsmeister peroirt und die fehlende Inspiration durch schlau erklügelte Männchen und Mätzchen ersetzt; jetzt ist an Frau Clara Ziegler die Reihe. Diese von der gütigen Mutter Natur verschwenderisch ausgestattete Dame zeigt nun allabendlich ihre genialsten Stellungen, ihre interessanteste Lungenkraft, ihre geistvollsten Abgänge. Leider gehen dabei Herz und Verstand des Zuschauers leer aus, und dem mit souveräner Verachtung bestraften Dichter bleibt nichts Anderes übrig, als in sein Kämmerlein zu gehen und bitterlich zu weinen.

Es ist merkwürdig, wie wir in Deutschland so viele Virtuosen und so wenige Künstler besitzen.

Z.

Die Tragödie des Wählers.

Ein Drama aus unsern Tagen.

Wenn die vorliegende Nummer der „Gegenwart" in die Hände der Leser kömmt, ist der Wahlkrieg, der so lange die deutschen Lande durchtobt hat, nahezu beendet. In einigen Stichwahlen schwankt wohl noch das Zünglein der Entscheidung, aber diesen Einzelkämpfen sieht man nicht mehr mit der fieberwirren Erregung zu, die uns während der großen Hauptschlacht aus dem Grunde emporgerüttelt hat. Der schlimmste Waffenlärm des Kampfes ist vorüber gerauscht. Man schiebt uns durch Thürspalten und Mauerfugen wenigstens keine Flugblätter mehr in die Wohnung. Die Innenfläche der Hausthüren ist nicht mehr mit den Kriegserklärungen der Parteien beklebt, und der Stimmzettel führt nicht mehr die Alleinherrschaft in dem beweglichen Geplauder der Gesellschaft. Wer ist nicht froh darüber, daß die geräuschvollen Schlachtwirren dieses Kriegs im Frieden vorbeigezogen sind? Nie ist ein Wahlkampf mit so ungemessener persönlicher Erbitterung geführt worden. Durch die Zungenduelle der Volksredner, durch den Artikelaustausch der Zeitungsschreiber wurden die Wortgefechte der homerischen Helden entschieden in den Schatten gestellt — und wenn das Publicum schließlich in den giftigsten Fehden nichts Absonderliches mehr zu finden schien, so geschah es nur deshalb, weil sich die Zeitungsleser nachgerade die Constitution der steirischen Arsenikesser angeeignet und in der täglichen Gewöhnung des Giftes die Empfänglichkeit dafür verloren hatten. Jetzt sieht alle Welt ein, daß die Gefechtsmethode verfehlt war und die Stimme streitet nun mit dem Echo darüber, wer angefangen hat. Es ist nicht verlockend, sich in diesen Wettstreit der Reue mit einzumischen. Aber undankbar wär's, über das Drama des Wahlkampfes den Vorhang fallen zu lassen, ohne noch einmal den Hauptacteur der Tragödie ins Auge zu fassen — den Wähler als Solchen! Denn es ist in der That eine Tragödie, die für ihn zu Ende gegangen ist. Aus Dunkel und Einflußlosigkeit mit einem Schlage hervorgehoben, hat er eine kurze freudige Blüthezeit der Macht und des Glückes genossen, um nun ohne Dank und Ruhm in das frühere Dunkel wieder zurücktreten zu müssen ... und wenn ich des Wählers Aufschwung, seine Größe und seinen Niedergang mir vergegenwärtige, so entrollt sich vor mir ein mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattetes Drama in einem Vorspiel und fünf Aufzügen, das ich der ereignungsarmen Bühne der Gegenwart wirklich nicht vorenthalten darf ....

Das Vorspiel beginnt immer in den letzten Wochen einer absterbenden Reichstagssession. Nahezu drei Jahre lang haben sich die Herren Abgeordneten kaum zu erinnern beliebt, daß sie eigentlich nur von Wählers Gnaden im Parlament sitzen. Endlich ist das Mandat dem Erlöschen nah. Es führt nur noch ein ohnmächtiges Flackerleben. Das ist der Augenblick, da der Wähler aus der Coulisse hervorgeholt und auf den Vordergrund der politischen Bühne gestellt wird. Für ihn allein werden jetzt alle Reichstagsreden gehalten. Alle Entscheidungen werden in seine Hände gelegt. Bei jeder Streitfrage wird eine Tratte auf seinen künftigen Urtheilsspruch gezogen: er kann nicht mehr umhin, ein leises Vorgefühl seiner politischen Wichtigkeit zu empfinden. Das auf drei Jahr aufgezogene Reichstagsuhrwerk ist endlich mit allen Pendelschwingungen des Meinungskampfes abgelaufen. Die Neuwahlen werden ausgeschrieben — und nun erst erinnert sich der Staatsbürger mit sieghafter Klarheit an das werthvolle Geschenk, das ihm der Staat einst auf seinen fünfundzwanzigsten Geburtstagstisch gelegt hat. Denn mit der Jugend, der Freiheit und der Gesundheit theilt auch der Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte die Eigenthümlichkeit, daß man sich seiner nicht unmittelbar bewußt ist, sondern ihn erst durch einen Anstoß von außen als Besitz empfindet. Den Anstoß bieten die zum Fenster hinausgesprochenen Reichstagsreden mit ihren verständlichen Apostrophen an den Wähler. Er schreibt jetzt mit staatsbürgerlichem Hochgefühl seinen Namenszug in die Wahllisten. In dem Menschen ist der Bürger wach geworden und in dem Bürger hat sich der latente Wähler emporgerichtet: das Vorspiel ist zu Ende.

Der erste Act zeigt uns den Wähler in seiner ganzen politischen Frühlingsfreude. Noch hat er nicht endgültig Stellung genommen. Er gönnt sich noch einstweilen das schmeichlerische Vergnügen, sich mit gleicher Beflissenheit von allen Parteien umkosen zu lassen. Er ist gegenwärtig der umworbenste Mann im Staate. Keine reiche Erbin, keine Beauté der Gesellschaft kann sich so vieler zärtlichen Versprechungen rühmen, wie der Wähler. Alle Parteien beeilen sich, ihm die Zukunft in Goldgelb und Himmelblau auszumalen — und wenn alle Andern grübleerisch in die Nebel der Ferne blicken, so darf allein der Wähler jeder Sorge ledig sein. Denn auf dem Wahlaufruf steht es Schwarz auf Weiß, daß er an der Schwelle des goldenen Zeitalters steht, wenn er nur den empfohlenen Candidaten wählt. Unter den Händen verwandelt sich ihm der Stimmzettel in ein Passagierbillet nach den Inseln der Glücklichen. Und welche schicksalsschwere Bedeutung seine Entschlüsse haben! Selbst das Auge des allmächtigen Staatsmanns ist erwartungsvoll auf ihn gerichtet. In der Spitze der kleinen Stahlfeder, mit welcher er auf einen weißen Zettel den Namen seines Candidaten schreibt, laufen alle Geschicke des Landes zusammen. Mit einem einzigen Federzug kann

er entweder das Todesurtheil der Cultur oder das Werdewort der neuen Freiheit niederschreiben. Denn wenigstens versichern ihm die glaubwürdigsten Flugblätter, von welcher Partei sie auch ausgehen mögen, daß es nur in seinem freien Willen steht, die Freiheit gegen die Knechtschaft, das Recht gegen die Willkür, die Bildung gegen die Rohheit, das Licht gegen die Finsterniß zum Sieg zu führen. Kein Wunder, daß der Wähler etwas wie das Seil der Nornen durch seine Finger gleiten fühlt. Er schüttelt die Schlachtenloose wie Zeus der Olympier und unter den Candidaten weilt er wie Penelope unter den Freiern: alle strecken die verlangenden Arme nach ihm aus, alle buhlen mit beredten Lippen um seine Gunst . . . Der Wähler ist glücklich!

Der zweite Act ist schon wesentlich dramatischer. Der Wähler hat Stellung genommen. Jetzt bekommt er nicht mehr nur Honig und Rosenbondons, sondern auch Wermuth und Latwerge zu schlucken! Jedem Kosenamen seiner Parteigenossen folgt eine Schmähung der Gegner. Bald betrachtet der Wähler jede andere Ansicht über die politische Lage als eine persönliche Beleidigung. Die Bürgerschaft ist in zwei feindliche Lager gespalten — hie Capulet! hie Montecchi! — und auf den Straßen hört man im Vorübergehen Gespräche wie die folgenden:

„Dürfte ich Sie vielleicht für meine ausgegangene Cigarre um etwas Feuer bitten?"

„Ja — wenn Sie mich vergewissern, daß wir über das Tabaksmonopol übereinstimmen . . ."

„Vielleicht könnten Sie mir Auskunft geben, wann die nächste Pferdebahn vorüberkommt?"

„Allerdings — aber ich muß erst wissen, wie Sie über die Verstaatlichung der Eisenbahnen denken . . ."

Ein tiefer Hader wühlt in allen Schichten der Bevölkerung und der Wähler holt Abends aus seinem Schranke den beuleureichsten Cylinder, um in Volksversammlungen für die gute Sache das grausamste Bier zu trinken. Die betrübte Gattin aber schreibt schon jetzt auf die Verlustliste des Wahlkrieges eine Anzahl von todtgeschlagenen Nächten.

Der dritte Act zeigt uns den Wähler auf seiner Scheitelhöhe. Er hat das Höchste erreicht, was der einfache Wähler erreichen kann: er ist Vertrauensmann geworden! Nun darf er Treppauf, Treppab eilen, um die Säumigen zu ermuntern, die Schwankenden aufzurichten und die Andersgesinnten zu bekehren. Er lebt und webt nur noch im Wahlkampf und ist Wähler vom Wirbel bis zur Zehe. Frühmorgens klingelt es bei ihm. Der Klavierstimmer tritt ins Zimmer.

„Was wünschen Sie?" poltert ihm der Wähler entgegen.

„Nun, ich will stimmen!"

„Hier, haben Sie den Stimmzettel!" erwiedert unser Vertrauensmann und schiebt den Betroffenen zur Thür hinaus . . .

In dem Augenblicke wird im Nebenzimmer die Stimme des Hauslehrers laut, der seinem Schüler aus dem Cornelius Nepos übersetzt:

„Nicht mit Reden, Quiriten, sondern mit dem Schwert wollen wir kämpfen. Denn was das Wort nicht vermag, das kann die That . . ."

„Kandidat?" stürzt unser Wähler ins Zimmer. „Was sagten sie von Kandidat? . . ."

Und erst nach geraumer Zeit kann ihm das Mißverständniß klar gemacht werden. Der Wähler steckt jetzt knöcheltief in seinem politischen Wirken. Seine europäische Wichtigkeit ist ihm über den Kopf gewachsen. Er findet selbst Nachts keine Ruhe: er wählt aus dem Schlaf! Und er wacht schweißgebadet auf, wenn ihm einige Stimmen an der absoluten Majorität fehlen . . . Das Wahlfieber ist zum Wahldelirium geworden.

Der vierte Act bringt endlich die Katastrophe. Der Wahltag ist gekommen. Von Früh bis Abends ist der Wähler auf den Beinen. Jeder Nerv in ihm ist elektrisch durchzuckt. Endlich in später Stunde kehrt er nach Haus zurück. Auf die Frage der Gattin findet er kaum wirre Laute. Er hat den Sieg gewonnen, aber den Athem verloren. Eine fünfstellige Zahl ist das Letzte, was er in der äußersten Erschöpfung aller Kräfte verlauten läßt . . .

Und nun der leidige Schlußact! Schon beim Durchprüfen der Zahlenergebnisse schwindet ein wenig das stolze Selbstgefühl des Wählers. Diese brutalen Ziffern! Sie verschlingen die individuelle Bedeutung des Einzelwählers in ihrem Zahlenrachen auf Nimmerwiederfinden. Indessen tröstet den Sieger das Bewußtsein des Triumphes und er greift lüstern nach den gegnerischen Blättern, um die Trophäen im Lager der Feinde zu sammeln. Aber welche Enttäuschung erwartet hier den Bedauernswerthen! Es ist die Eigenart der Wahlkriege, daß sie nur Sieger und keine Besiegten erzeugen. Denn allen Ziffern zum Trotz erklären sich die Geschlagenen regelmäßig für die wahren Sieger. Für solche Fälle sind die „überwältigenden Minoritäten" und die „Stimmen, die man wägen und nicht zählen muß", vortreffliche und erprobte Hülfsmittel. Sie werden mit Triumphatormiene dem siegreichen Wähler der Gegenpartei vorgehalten — und wenn auch das nichts helfen will, so wird die Entscheidung des allgemeinen Stimmrechts, die noch vor kurzem von aller Welt für inappellabel erklärt wurde, auf ihren „inneren Werth" ehrfurchtslos geprüft. Es wird von dem „Unverstand der Wahlurne", es wird von der „Trüglichkeit der Volksstimme" gesprochen . . . und der Wähler, der soeben noch im Rath der Götter gesessen und auf den Höhen der Weltgeschichte gethront hat, fühlt den Kronenreif treulos von seinem Haupte gleiten. Am Ende wird ihm Schillers beliebter Vers entgegengehalten, daß Vernunft immer nur bei Wenigen gewesen ist . . . und aus allen Himmeln gestürzt muß er sich nach der siegreichen Schlacht noch für einen Schwachkopf erklären lassen, nur weil er die Mehrheit auf seiner Seite hat! Trostbegierig wendet er sich an seine Genossen. Aber auch sie sind inzwischen zur Besonnenheit zurückgekehrt. Sie sagen ihm nicht mehr, daß er den Sieg des Lichts über die Finsterniß erreicht hat, sondern geben zu, daß die Sonne auch heute noch nicht sonderlich heller leuchtet als gestern — und am Ende finden sich Pessimisten der Staatswissenschaft, welche die Meinung verfechten, daß die Völker in den wechselnden Entscheidungen der inneren Kämpfe nur den Kranken gleichen, die sich jetzt mit einem Gefühl der Erleichterung von der rechten Seite auf die linke legen, um sich später mit demselben Wohlgefühl wieder von der linken auf die rechte Seite zu legen . . . Der Wähler will verzweifelt einen Einwand wagen, will nach den Wirren des Wahlkampfes eine bessere Errungenschaft sein Eigen nennen . . . aber mit dem Stimmzettel hat er zugleich seine politische Selbstständigkeit in die Mündung der Urne geworfen, er muß drei Jahre lang seine Ueberzeugungen commissarisch verwalten lassen, und mit der betrübenden Einsicht, daß die Wähler verschwinden und die Mandate bleiben, muß er wieder in die Einflußlosigkeit der früheren Tagen zurücksinken . . . Mit dem Tode seiner politischen Einzelbedeutung endet das Trauerspiel des Wählers und der Vorhang fällt über einem kampfreichen Schauspiel . . . Es erfüllt, wie man sieht, alle Forderungen des Aristoteles: Möge es auch der wichtigsten genügen und — eine Reinigung der Leidenschaften herbeiführen.

Al Haß.

Notizen.

Carl von Pilotys „Die klugen und thörichten Jungfrauen".

München, im October.

Ich weiß nicht, ob dem berühmten Künstler die Wahl unter den zahlreichen biblischen Stoffen schwer wurde, jedenfalls war sie schließlich eine glückliche: zehn junge Mädchen gaben ihm prächtige Gelegenheit, der Welt neuerlich zu zeigen, was er in der Darstellung von Stoffen zu leisten vermag. Es ist wohl nicht nöthig, auf den Inhalt der in Frage stehenden Parabel zurückzukommen; er ist männiglich noch von der Schule her bekannt. Auch Herr Dir. von Piloty kannte ihn sicher einmal, und wenn er ihn hinterher wieder vergaß, wer möchte ihm das zur Schuld anrechnen? Darum wäre es auch ganz und gar unbillig, es ihm zu verübeln, daß er die Scene von Mitternacht in den helllichten Tag hinein verlegt hat. Daß er dabei die mit künstlicher Beleuchtung verbundenen Schwierigkeiten vermied, war entweder ein glücklicher Zufall oder die Folge der Reminiscenz des weisen Wortes: „Wer sich in die Gefahr begibt, kommt darin um."

Wie bekannt sind in unseren Tagen Ehrenrettungen Mode geworden. Es gibt fast keine nichtswürdige historische Persönlichkeit mehr, die nicht mit dem Glorienschein der Tugend umgeben worden wäre. Und Herr Dir. von Piloty ging nun eben auch unter die Ehrenretter und vollzog den humanen Act an den bisher mißachteten und geschmähten sogenannten thörichten Jungfrauen, indem er augenscheinlich bewies, daß nicht sie, sondern ihre als klug gepriesenen Gefährtinnen die eigentlichen Thörinnen sind, denn nur Thörinnen kann es in den Sinn kommen, Jemand am hellen Tage mit brennenden Lampen einzuholen. Quod erat demonstrandum.

Ganz neu und origineß ist der Gedanke des berühmten Künstlers, die jungen Damen ihre Oelkrüge am Gürtel tragen zu lassen. Das Alterthum kannte den Gebrauch von Korkstöpseln bekanntermaßen noch nicht, und so liefen denn die erwähnten Damen bei jeder wenn auch mäßigen Bewegung Gefahr, ihre Staatstoilette mit dem fetten Inhalt der um ihre Beine baumelnden Krüge zu begießen. Es liegt aber darin ein neuer Beweis, wie Unrecht man der einen Hälfte der jungen Damen thut, indem man sie thöricht nennt. Denn gerade sie brachten nach den ausdrücklichen Worten des Evangelisten Matthäus, Kapitel 25, kein Oel mit. Wenn sie Piloty gleichwohl mit zierlichen Oelkrügen ausstattet, so hat er wohl seinen besonderen Grund dafür gehabt, den wir freilich nicht kennen.

Der berühmte Künstler hat zur Darstellung den Moment gewählt, in welchem der Ruf erschallt: „Der Bräutigam kommt!“ und die klugen Jungfrauen sich mit ihren brennenden Lampen aufmachen, den Bräutigam ihrer Gespielin zu seiner Braut zu führen, während die thörichten im Hinblick auf ihr Manco sie um ein Oeldarlehen bitten, aber an den Krämer verwiesen werden.

Das ist immerhin ein Mißgeschick, aber noch lange kein Unglück, über das sich junge Mädchen ihr schönes Haar ausraufen. Wenn die sogenannten thörichten Jungfrauen es gleichwohl thun, ihr Geschmeide von sich werfen, fußfällig um Nahrung für die Lampen flehen und selbst vor Jammer bewußtlos zu Boden sinken, so wollte Dir. von Piloty damit ohne Zweifel auf ihre außerordentliche Gefühlsfeinheit hinweisen.

Andrerseits spielt der Maler den gerühmten klugen Jungfrauen übel genug mit. Es geschah sicher nicht ohne Absicht, daß er die Erste unter ihnen als eine herz- und seelenlose Puppe darstellt, welche die kniefällig bittende Gefährtin hochmüthig zurückweist und dabei eine bedenkliche Verrenkung ihrer Handwurzel riskirt, daß er sie und eine Zweite ihre mit Henkeln versehenen Lampen in höchst unpraktischer Weise auf der nach hinten übergebogenen Handfläche tragen, daß er eine Dritte ihr Licht in ihren duftigen Schleier wickeln und die Vierte ihre Lampe in einer Haltung nachfüllen läßt, welche nothwendig zur Folge hat, daß sie sich den rechten Vorderarm verbrennen wird — Dinge, welche die jungen Damen als Alles eher denn als klug erscheinen lassen. Am besten kommt die dritte Schöne durch, welche den Bräutigam ihrer Freundin nach Art oberbayerischer Sennerinnen mit einem weithin hallenden „Juhschroa“ empfängt, ein Freudenausbruch, der an einer nach ägyptischer Mode gekleideten Israeliten vielleicht einiges Bedenken erregen dürfte. Wohlmeinende aber stoßen sich an solcher Licenz ebenso wenig als an dem Hunde, der sich seinerseits auch an dem festlichen Empfange des glücklichen Bräutigams betheiligt. Spielen Hunde ja doch auch bei Rubens und seinen Zeitgenossen und nicht minder bei Paul Veronese eine hervorragende Rolle.

Carl Albert Regnet.

* * *

Die Zähringer in Baden, von Dr. Friedrich von Weech, Geheim. Archivrath am Großh. Badischen Generallandesarchiv, illustrirt von Hermann Götz, Prof. an der Großh. Badischen Kunstgewerbeschule. Mit 10 Lichtdrucktafeln und 12 Holzschnitten. Karlsruhe 1881, Braun.

Die nächste Veranlassung zum Erscheinen dieses Prachtwerkes haben wohl die jüngsten Ereignisse in Baden gegeben, die silberne Hochzeit des Großherzoglichen Herrscher- und Ehepaares und die Verheirathung der Tochter desselben, der Enkelin unseres Kaisers, mit dem Kronprinzen von Schweden und Norwegen. Das letztgedachte Ereigniß hat weit über die Grenzen des Großherzogthums Baden hinaus nicht nur die Sympathien der deutschen und skandinavischen Völker wachgerufen, sondern auch die Aufmerksamkeit der ganzen politischen Welt auf sich gezogen. Dies ist der nächste Anlaß, warum wir dem obengenannten Werke hier eine kurze Besprechung widmen. Der Hauptgrund aber liegt darin, daß dasselbe weit mehr ist, als eine bloße Gelegenheits- und Festschrift.

Dies sagt uns schon der Name des Verfassers, des Herrn von Weech, dem wir die beste „deutsche Geschichte“ verdanken. Sie ist 1879 unter dem Titel: „Die Deutschen seit der Reformation, mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte“ erschienen und enthält, neben einem zugleich echt-wissenschaftlichen und recht-volksthümlichen Text, eine Menge vortrefflicher Illustrationen, namentlich Porträts von verbürgter historischer Treue. Dieses Geschichtswerk, welches bestimmt ist, den Deutschen das Verständniß der Gegenwart durch eine lichtvolle und allgemein verständliche Darstellung der jüngsten Vergangenheit und Culturentwicklung zu vermitteln, sollte in keiner deutschen Familie fehlen, welcher ihre Verhältnisse eine solche Anschaffung erlauben. Ich spreche nicht von den Verdiensten des Gelehrten, zu deren eingehender und erschöpfender Erörterung mir hier der Platz fehlt, sondern zunächst nur von der (in Deutschland immer noch so seltenen) Kunst der Darstellung.

Auch in der vorliegenden Geschichte der badischen Dynastie, welche mit den alten Gaugrafen in dem Albgau, dem Breisgau und der Ortenau im elften Jahrhundert anhebt (was jenseits dieses Zeitpunktes liegt, ist wohl als genealogische Spielerei und Spiegelfechterei zu betrachten), hat Herr von Weech wieder sein Darstellungstalent glänzend bewährt. Es ist ein wahrer Genuß, diese Geschichte einer deutschen Dynastie zu lesen, welche in diametralem Gegensatze zu so mancher anderen — nomina sunt odiosa — immer fest und treu auf ghibellinischer Seite gestanden, die sich stets ausgezeichnet hat durch rückhaltlose Treue für Kaiser und Reich und durch Hingabe an die Gesammtinteressen Deutschlands, während die Anderen beflissen waren, ihren centrifugalen Sonderinteressen, auf Kosten der Gesammtheit und unter dem verderblichen Beistande des Auslandes, zu fröhnen. Schon der alte Markgraf Christoph von Baden und Hochberg sagte 1505: „Ehr und Eid — gilt mir mehr als Land und Leut!“ Unter letzterem ist Ausdehnung des Territorialbesitzes zu verstehen. Im Jahre 1806 schlug Herzog Karl Friedrich den ihm von Napoleon I. angetragenen Königstitel aus, während Württemberg und Bayern ihn annahmen. Später wurde die badische Regierung, eine der wenigen wirklich freisinnigen in Deutschland, in ihren mit Ernst in Angriff genommenen Reformen des Staatslebens stets gehemmt und zurückgeworfen durch die Chicanen des Fürsten Metternich, sowie durch die Machtgebote und Maßregeleien des von demselben beherrschten Frankfurter Bundestages; und daraus entstanden denn jene Convulsionen, welche um die Mitte unseres Jahrhunderts das schöne badische Land zerrütteten, jetzt aber glücklicher Weise längst geheilt und vergessen sind.

Ich will hier nur, um zu beweisen, wie groß und rührend die Bruderliebe war, deren Band zur Zeit des Bundestages — nach der jetzt schon in vielen Kreisen eingedrungenen gefälschten Legende — die deutschen Fürsten umschlungen, eine Thatsache anführen:

Noch im Jahre 1826 ging der bayerische Fürst Wrede — derselbe, dessen Standbild heute in der Münchener Feldherrnhalle, neben dem alten Tilly, Magdeburger Angedenkens, steht — im Auftrage seiner Regierung nach St. Petersburg, um von dem Czaren ein Stück des badischen Landes zu erbetteln. (Siehe Heilmann, „Feldmarschall Wrede“, Leipzig 1881, Seite 458 u. ff.).

Dergleichen Dinge sind in dem heutigen Deutschland unmöglich.

Ich glaube, das Gesagte genügt, um auch in weiteren Kreisen für dies Werk: „Die Zähringer in Baden“ Interesse zu wecken. Die Illustrationen von Götz, namentlich die zehn schönen großen Lichtdrucktafeln, haben wahren künstlerischen Werth.

K. B.-W.

Bibliographie.

Hare, Augustus J. C. Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengestellt. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. 2 Bände. 8. VIII u. 388 u. 361 S. Gotha 1881, Friedrich Andreas Perthes.

Radestock, Paul. Schlaf und Traum. Eine physiologisch-psychologische Untersuchung. 8. X u. 330 S. Leipzig 1881, Breitkopf und Härtel.

Kreiß, evangelischer Prediger. Theophilosophie. Vereinigung der Theologie und Philosophie. 8. XIII u. 376 S. Berlin 1881, H. Th. Mrose.

Drechsler, Adolph. Illustrirtes Lexikon der Astronomie und der Chronologie. Mit 180 in den Text gedruckten Figuren und Abbildungen. 8. VI u. 254 S. Leipzig 1881, J. J. Weber. Halbfranz. geb. 6. —

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher &c. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart“
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Inserate.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 47. Berlin, den 19. November 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Zur italienischen Königsreise.

Der König von Italien ist wieder in seine Hofburg in Monza zurückgekehrt; aus Wien tönen noch die letzten rauschenden Festklänge in den Spalten der Zeitungen nach, welche die östreichische Gastfreundschaft dem schweigsamen, ernsten Nachfolger Victor Emanuels und der leutseligen, holden Königin Margarethe in reichstem Maße spendeten. Ein Füllhorn von Orden und Ordensbändern haben die beiden Fürsten gegenseitig über die Hauptfiguren ihrer Umgebung, wie es der Brauch erheischt, freigebig ausgeschüttet; östreichische und italienische Officiöse schwelgen im Hochgenuß der überschwänglichsten Selbstbefriedigung ob des Wunders, Italien und Oestreich über Nacht in ein siamesisches unzertrennliches Zwillingspaar umgegossen zu haben, welches all' unisono das geflügelte Wort: Zwei Herzen und ein Schlag! nunmehr nach allen Tonarten einübt.

Die Liberalen Italiens jubelten dem freisinnigen Könige laut entgegen; ihr Enthusiasmus war eine Zeichensprache zu doppeltem Gebrauche. König Humbert, der streng parlamentarisch geschulte Monarch, welcher kein Votum der Volksvertretung unbeachtet läßt, konnte von der tonangebenden Wiener Presse als Musterbild der Verfassungstreue nur sympathisch begrüßt werden. Unwillkürlich vermischt sich in ihren Aeußerungen der innere natürliche Drang zur Annäherung an ein freiheitliebendes und freiheitgewohntes Volk mit der Freude über die Beseitigung von Gefahren für Oestreich, welche, bei der verwickelten Lage Europas, den Kaiserstaat vom Süden her, vielleicht zu recht ungelegener Zeit bedrohen konnten. In den conservativen und officiellen Kreisen Wiens hat wohl nur diese zweite Betrachtung den Ausschlag gegeben, als man sich auch in ihnen zu einer herzlichen Bewillkommnung herbeiließ.

Während der rauschenden Festlichkeiten, welche Wien dem italienischen Königspaare bot, ziemte es sich dort nicht, anderen Erörterungen Raum zu geben als jenen, welche die Pflichten der Gastfreundschaft nicht verletzen; aber wie nach den lärmenden, phantastischen Stunden der Faschingszeit die langweilige Prosa des Alltagslebens ihre Rechte wieder geltend macht und dazu einladet, über die Unkosten der Freudentage Abrechnung zu pflegen, so ist jetzt, namentlich im Hinblick auf die am 17. November bevorstehende Wiedereröffnung der italienischen Kammern, eine publicistische Abrechnung über die italienische Königsreise nicht mehr unzeitig. Gehen wir den Wienern darin mit gutem Beispiel voran.

Noch vor wenigen Monaten galten die meisten Minister des gegenwärtigen Kabinets Depretis für die entschiedensten Gegner Oestreichs; weniger abgeneigt wären dieselben vielleicht Deutschland gewesen, wenn die Freundschaft desselben ohne jene Oestreichs zu holen gewesen wäre. Das war aber nicht mehr der Fall, seitdem Fürst Bismarck plötzlich in Wien erschienen war und durch sein Bündniß mit der Regierung des Kaisers Franz Joseph die Intriguen zwischen Rußland, Italien und Frankreich in Scherben geschlagen hatte. Daß damals der Reichskanzler vergaß, dem italienischen Botschafter, Graf Robilant, seine Aufwartung zu machen, während er ostentativ den Cardinal Jacobini als päpstlichen Pronuntius aufsuchte, kennzeichnete mit merkwürdiger Klarheit die ganze Situation. Seitdem that die italienische Regierung sehr wenig, um dieselbe zu verbessern. Erst am 14. October dieses Jahres trat der plötzliche Umschwung ein, welcher den König nach Wien führte. Dieser Entschluß wurde so rasch gefaßt, daß derselbe in Italien im Allgemeinen mehr Erstaunen als Freude selbst bei denen hervorrief, welche die auswärtige Politik der Kabinete Depretis und Cairoli stets beklagt und zu einer aufrichtigen Anlehnung an Oestreich und Deutschland hingedrängt hatten. Schon war in Rom die Rückkehr des östreichischen Botschafters, Graf Wimpfen, von dem gewöhnlichen Sommerurlaub für den 15. October angemeldet, als plötzlich Gegenordre eintraf. Dieser Umstand allein beweist, daß die Wiener Königsreise, angenommen, dieselbe wäre wirklich schon seit längerer Zeit geplant gewesen, von einem Augenblick zum andern überstürzt wurde.

Woher diese Umwandlung? Weshalb warf der Ministerpräsident Depretis seine fünfjährige auswärtige Politik plötzlich ins Meer? Wo ist die Breite, welche den Abgrund überwölbt zwischen heute und gestern, zwischen seiner russisch-französischen Intimität, welche selbst die tunesischen Demüthigungen nicht auszurotten vermochte, und seinem Erscheinen in der Hofburg in Wien?

War Rußland auf dem Danziger Fürstentage der Magnet, welcher Italien in das Netz zog? Oder genügte Oestreich „die Gegenwart im Geiste" in Danzig nicht, so daß es plötzlich weicher wurde gegen den Sirenengesang, den italienische Politiker auf ihren Ferienreisen schon im Sommer in Wien ziemlich deutlich angestimmt hatten und durch den Botschafter Robilant ein bereitwilliges Telephon für das Ohr des neuen Minister des Aeußern, Mancini, fanden?

Diesen Fragebogen zu beantworten ist eine mißliche Aufgabe. Der jetzige Minister des Auswärtigen, Mancini, hat seit 1876, als die Linke an das Ruder kam, stets seine curialeske parlamentarische Beredtsamkeit zur Verherrlichung der auswärtigen Politik von Depretis und Cairoli gespendet. Noch am 30. April d. J., als der allgemeine Unwille über die tunesische Politik das

Kabinet Cairoli, in welchem Depretis Minister des Innern war, wegzuschwemmen drohte, ergriff er das Wort, um Cairoli zu vertheidigen. Das Parlament hatte die Vorlage des Grünbuches über die Beziehungen zu Frankreich verlangt; Mancini war darüber entrüstet und rief der Kammer zu, er müsse Cairoli sein Vertrauen entziehen, wenn er so schwach wäre, die zwischen London, Konstantinopel und Paris — (von Berlin und Wien war also notabene damals keine Rede) — schwebenden Unterhandlungen zu enthüllen, zumal er die feste Ueberzeugung hege, daß es nicht an Mitteln und Wegen fehlen könne um, nachdem sich die entflammten Leidenschaften etwas gelegt, den nur momentan zwischen Frankreich und Italien ausgebrochenen Conflict zu gegenseitiger Genugthuung zu schlichten. Die Natur und die Geschichte, sagte Mancini in jener Rede, habe zwischen den beiden Völkern eine so feste Gemeinschaft der Interessen geschaffen, daß niemals weder zufällige Mißverständnisse, noch die größte Blindheit der Regierungen stark genug sein werden, dieselbe zu vernichten.

Als Mancini im April dieses Jahres so sprach, mußte er wohl wissen, daß seine Vertheidigung Cairolis eigentlich nicht diesen, sondern Depretis, der Seele aller Kabinete seit 1876, galt. Es konnte ihm nicht unbekannt sein, daß es der Opposition des jetzigen Ministerpräsidenten gelungen war, die momentanen Velleitäten Cairolis, welche im Frühjahr 1880 auf eine Annäherung an Oestreich und Deutschland hinzielten, im Keime zu ersticken. Während seiner eigenen späteren Ministerlaufbahn nach dem Sturze Cairolis, dessen Portefeuille Mancini übernahm, als Sellas Versuche, ein Coalitionskabinet aus den Centren zu bilden, gescheitert waren, mußte es ihm wie jedem einfachen Beobachter klar werden, daß Depretis seine französische Politik durchaus nicht aufzugeben gedachte und daß er überhaupt wenig Sympathie für die deutschöstreichische Freundschaft finden würde; zumal im nenen Kabinet, in welchem der Protector der Irredentisten, Zanardelli, als Justizminister saß, und in welchem der Unterrichtsminister Baccelli noch im August und September d. J. das von Menotti Garibaldi und seinen antiöstreichischen Freunden im tiefsten Frieden ins Leben gerufene Freiwilligencorps unter seinen Schutz nahm, demselben das königliche Lyceum als Uebungsplatz zuwies und sogar seine Bewaffnung befürwortete, welche nur an der Weigerung des Kriegsministers Ferrero scheiterte und nur durch die von letzterem angedrohte Niederlegung des Portefeuilles verhindert wurde.

In ein noch sonderbareres Licht bringen aber die kurz vor der Königsreise im Kabinete Depretis herrschenden Zustände die Enthüllungen, welche der Exminister Nicotera am 30. October, also während der König noch in Wien weilte, in einer Parteiversammlung in Neapel machte. Ich habe Beweise dafür, sagte Nicotera, daß Herr Depretis vor zehn Tagen vollständig ignorirte, daß der König nach Wien zu gehen beabsichtige. Derselbe hätte also die Reise über sich ergehen lassen, statt angesichts einer solchen mit seiner Politik im Widerspruch stehenden Ueberraschung abzudanken, wie es sein Decorum verlangt hätte.

Welche Zustände lassen solche Enthüllungen ahnen? Sind dieselben begründet, so hätte ein Minister den andern hintergangen und überlistet; mit anderen Worten, der Minister Mancini hätte seinen Chef, den Ministerpräsidenten Depretis, in eine Sackgasse gedrängt, aus der ihm das aus Mac Mahons Zeit berüchtigte Dilemma: ou se soumettre ou se démettre entgegenstarrte.

Man könnte diese Enthüllungen Nicoteras einfach als unglaubwürdig beiseite schieben, wenn man nur den Ehrgeiz des Deputirten von Salerno in Betracht zöge, welcher demselben den Verlust des Portefeuilles noch immer nicht verschmerzen ließ. Aber Thatsachen unterstützen ihre Wahrscheinlichkeit. Dieselben sind notorisch. Nicotera wies in seiner Rede darauf hin. „Fünf Monate hindurch," sagte er, „haben die Organe des Ministerpräsidenten Depretis den Gedanken einer Anlehnung an Deutschland und Oestreich nicht allein hartnäckig bekämpft, sondern sie haben sogar, seitdem sie täglich die immer wieder auftauchende Nachricht von der Königsreise dementirten, eine obsolut franzosenfreundliche Politik befolgt, indem sie die Intimität mit Frankreich als ihr höchstes Ideal predigten."

Diese Haltung der Presse des Ministerpräsidenten erlitt erst einen Umschwung, als die italienischen Botschafter de Launay und Robilant im Anfang October plötzlich in Rom eintrafen. Aber selbst nach diesem Umschwunge blieb die Presse des Ministerpräsidenten der Königsreise gegenüber relativ sehr kühl, woraus sich mit vollem Recht schließen läßt, daß die Reise schließlich andern Gründen, als dem freiwilligen, maßgebenden Entschluße des Herrn Depretis zuzuschreiben ist. Statt einen großartigen, weitsichtigen Staatsact vor uns zu haben, stehen wir daher zweifelnd vor dem Verdachte, daß man die Königsreise nur inscenirte, um die Gebrechlichkeit des Kabinets zu bemänteln und sein beim Zusammentritt der Kammern von den bisherigen Mißerfolgen der auswärtigen Politik stark bedrohtes Leben zu verlängern.

In der That fehlen dem Beobachter alle Anhaltspunkte, um die plötzliche Bekehrung des Ministerpräsidenten zu erklären. Sein Werk war 1876 die Zerstörung der guten Beziehungen zu Oestreich und Deutschland nach der Kaiserzusammenkunft in Mailand nnd Venedig, seine Anzettelungen mit Rußland und Frankreich waren es, welche Italien den Regierungen in Wien und Berlin immer mehr entfremdeten. Seiner Presse verdankt der einzige klarsehende Minister des Aeußern, den Italien unter der Linken seit 1876 hatte, Graf Corti, die maßlosen Verunglimpfungen, welche derselbe für sein besonnenes Auftreten auf dem Berliner Congreß zu erdulden hatte und die ihn, als man den Irredentalismus, statt denselben zu unterdrücken, tolerirte und beschützte, veranlaßte, nebst den ihm gleichgesinnten Kriegsminister General Bruzzo aus dem Kabinet auszuscheiden. Herrn Depretis fällt ferner die Verantwortlichkeit zu für die Ablehnung des Italien von England angetragenen Bündnisses zur gemeinschaftlichen Wahrung der Interessen beider Nationen im Mittelmeer; ihm allein ist die Schuld der tunesischen Verwicklungen zuzuschreiben, welche wiederum eine mittelbare Folge der oben erwähnten Zurückweisung Englands waren. Alle Demüthigungen Italiens vor Frankreich kommen auf das Conto der Isolirung, in welche Depretis sein Vaterland in fünf Jahren versetzt hatte, indem er nach und nach bei allen Großmächten jegliches Vertrauen verspielte.

Der Name des Ministers Depretis ist daher zu sehr compromittirt, um plötzlich Vertrauen einzuflößen. Die Umstände, welche die Königsreise begleiteten, sind so unklar, so im Widerspruch mit der ganzen Vergangenheit des leitenden Ministers, daß selbst der weniger compromittirte Name Mancini, welcher allerdings auch der Depretis'schen und Cairoli'schen Politik gehuldigt hatte, nicht hinreicht, dem äußerlich plötzlich so bedeutsam in die Oeffentlichkeit ragenden Ereigniß den innern Werth zuzusprechen, welchen man dem Erscheinen des italienischen Königs in Wien von Seiten der italienischen Regierung beizulegen bemüht ist.

Viele Bedenken mahnen, nur mit großer Vorsicht dem Jubel beizupflichten, welcher in der Reise des Königs Humbert nach Wien bereits den Eintritt in die deutsch-östreichische Allianz proclamirt. Die auffallende Zurückhaltung der deutschen Regierung bei der Monarchenbegegnung fordert namentlich zum Nachdenken auf. Die Abwesenheit des deutschen Botschafters Prinzen Reuß von Wien während des königlichen Besuches ist nicht unbeachtet geblieben; noch weniger ist es der öffentlichen Aufmerksamkeit entgangen, daß die von der officiösen Agentur Stefani verbreitete Nachricht, Kaiser Wilhelm würde den König von Italien durch eine besonders abgesandte hohe Persönlichkeit in Wien begrüßen lassen, unbestätigt blieb, wozu wiederum der Umstand stimmt, daß der deutsche Botschafter von Keudell dieses Jahr ganz gegen seine Gewohnheit, als er, wenige Tage vor der Königsabreise nach Wien, über Norditalien von seinem Urlaub hierher zurückkehrte, nicht wie sonst am königlichen Hoflager in Monza vorsprach, sondern erst nach der Rückkehr des Königs aus Wien nach Monza reiste, um sich demselben vorzustellen. Man mag diese Umstände für Kleinigkeiten halten; immerhin

weisen sie darauf hin, daß man in Berlin vorläufig die Begegnung der beiden Monarchen als eine rein östreichisch-italienische Angelegenheit ansieht, der man gewiß nicht unfreundlich gegenübersteht, um derentwillen man aber keineswegs geneigt ist, die gegenwärtig vortrefflichen Beziehungen Deutschlands zu Frankreich irgendwie getrübt zu sehen. Durch diese Auffassung erklärt sich auch vollständig, daß die Königsreise nicht nach Berlin, wie die italienische Regierung anfänglich tendenziös glauben ließ, ausgedehnt wurde.

An dem italienischen Kabinet ist es jetzt, handgreifliche Beweise für seine Aufrichtigkeit zu geben, womit der Minister Mancini gerade keinen guten Anfang machte, als er am Tage vor der Abreise nach Wien von dem Irredentencomité in Triest einen Protest gegen jeden Verzicht auf die Provinzen der julischen Alpen aus den Händen des römischen Zweigcomités entgegennahm. Solche Beweise erscheinen aber um so nothwendiger, wenn man sie sogar von früheren Collegen des Ministerpräsidenten Depretis, wie von dem Exminister Nicotera in seiner neapolitanischen Rede verlangen sieht, welcher nur in dem Rücktritt des Herrn Depretis eine wirkliche Bürgschaft für die loyale Annäherung Italiens an Oestreich resp. Deutschland erblickt.

Wenn italienische Exminister, welche notorischer Weise in den letzten Monaten in Wien persönliche Berührungen mit dem verstorbenen Minister von Haymerle unter dem gastlichen Dache des italienischen Botschafters Robilant hatten, so sprechen, so wird es auch wohl der Publicität, welche ein aufrichtiges Zusammengehen der drei Staaten gern mit Freuden begrüßt, gestattet sein, mit ihrem endgültigen Urtheil über die Zusammenkunft zurückzuhalten, bis das majoritätslose Kabinet Depretis den Beweis dafür liefert, daß die improvisirte, über das Knie gebrochene Königsreise kein leeres, egoistisches, parlamentarisches Fechterstück der Minister, sondern eine ernste Staatsaction war, zu deren energischer Ausführung es ihm nicht an Willen und Kraft gebricht.

Die vor dem Senat befindliche große Wahlreform bietet dazu die beste Gelegenheit. Sehr bald wird man sehen, ob die Regierung den Muth haben wird, den darin befindlichen, von ihr selbst eingebrachten Irredentenartikel, welcher den italienischen Unterthanen Oestreichs in Italien, im Vergleiche zu allen sonstigen Ausländern, besondere politische Wahlprivilegien einräumt, zurückzuziehen. Derselbe ist nach der Wiener Reise, wenn man es ehrlich mit derselben gemeint hat, unhaltbar. Für die Thätigkeit der Irredentenvereine kann die Regierung auf Grund der freiheitlichen Staatseinrichtungen Italiens die Verantwortlichkeit ablehnen, nicht so aber für den Irredentenartikel in der Wahlreform, welcher in officieller Weise Italiens Ansprüche auf die italienischen Provinzen Oestreichs auf dem feierlichen Wege der Gesetzgebung bethätigt.

Rom. Capitolinus.

Zur Vivisectionsfrage.

Von Carl Vogt.

(Schluß.)

In England haben die Gegner der Vivisection momentan obgesiegt und der Wissenschaft einen Schlag versetzt, gegen welchen die gesammte medicinische Welt in ihren berufensten Vertretern sich aufbäumt; in Deutschland führen sie den Kampf mit aller Gehässigkeit fort, deren die Presse fähig ist, und nach der Versicherung Virchows stehen ihre Aussichten in der Legislatur nicht ganz hoffnungslos. Es hagelt Petitionen, Broschüren und Zeitungsartikel; man brüstet sich, was ja in Deutschland immer noch einigen Eindruck macht, mit hoher, höchster und allerhöchster Entgegennahme dieser Produkte; eine eigene Zeitung verkündet die Gräuelthaten der Unmenschen, die in ihren Folterkammern mit teuflischer Schadenfreude unschuldige Thiere morden, lediglich um ihrer Selbstsucht und bösen Lust zu fröhnen, nicht aber um der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, die bis jetzt gar keinen Gewinn, sondern nur Nachtheil aus diesen Untersuchungen gezogen haben soll. Glücklicher Weise wird der Congreß wenigstens die unmittelbare Folge haben, daß man sich nicht mehr auf einige, an beginnender Hirnerweichung leidende praktische Aerzte wird berufen können, deren Studienzeit aus einer Epoche datirt, wo man physiologische Institute und Laboratorien noch gar nicht kannte und die meinen, daß sich die heute studirende Jugend mit demselben theoretischen Futterbrei begnügen könne, der ihnen von der Höhe des Katheders herab wöchentlich viermal während eines kurzen Sommersemesters in den Mund gestrichen wurde. Es gibt mehr Leute dieser Sorte, als man gemeiniglich zu glauben geneigt ist, und die Erscheinung läßt sich leicht erklären, denn es ist ein allgemeines Gesetz, dem sich nur wenige bevorzugte Geister entziehen können, daß der Praktiker in den Nebenfächern seines Berufes immer, meist aber auch in dem Hauptfache während seines ganzen Lebens auf demjenigen theoretischen Standpunkte stehen bleibt, den er gewonnen hatte, als er in das praktische Leben, in die Ausübung seines Berufes übertrat. So der Techniker in Beziehung auf Mathematik und Physik, der Arzt in Beziehung auf Anatomie und Physiologie u. s. w. Es gibt noch, freilich nur wenige, alte Aerzte, die mit dem Stethoskop, dem Mikroskop u. s. w. absolut nichts anzufangen wissen; ich habe noch vor kurzer Zeit einen solchen „hocherfahrenen und allgemein geschätzten" Praktikus einem jungen Doctor zuherrschen hören, alle diese „Ope" seien eben dummes Zeug und hätten die Wissenschaft nicht um eines Haares Breite weiter gebracht! — Wenn es solche Käuze noch gibt, warum soll es nicht auch andere geben, die den Nutzen der Vivisection deshalb leugnen, weil sie selber keinen Nutzen daraus gezogen haben?

Wir haben die Thatsache des gegenwärtigen Kampfes constatirt. Wenn aber ein Krieg ausgebrochen ist, so fragt man nicht nur nach den Schachzügen der Gegner, ihren Siegen und Niederlagen, sondern auch nach den Ursachen des Streites und nach den bewegenden Kräften, welche die Dinge auf die Spitze getrieben haben.

Die Gründe zu dem Streite, den wir hier betrachten, liegen augenscheinlich tiefer, als in dem Mitleiden einiger sogenannten Thierfreunde oder in der Furcht der Besitzer von Pferden, Schoßhündchen und Hauskätzchen, die Virchow berührte. Die Thierfreundschaft in ihrer heutigen Maßlosigkeit ersetzt freilich einigermaßen die Sentimentalität aus der Wertherzeit, wo man Thränenströme vor Rührung vergoß, wenn man von Berlin nach Frankfurt reisen wollte, und in Ohnmacht fiel beim Wiedersehen eines Freundes oder einer früheren Geliebten. Wir haben uns das abgewöhnt, schwärmen aber dafür die Spatzen auf den Dächern und die Grasmücken in den Büschen an und sind im Stande, wegen einer Amsel, der man den Hals umgedreht hat, Processe zu führen und Broschüren zu schreiben. So mächtig aber auch diese Gefühlsexaltation sein mag, so bildet sie dennoch nur ein nebensächliches Moment in der vorliegenden Sache. Ehrsame Junggesellen und tugendhafte alte Jungfern mit den weichgestimmten Gemüthern im Bunde hätten sich niemals zu der wilden Energie, der Verbissenheit und der Kampfeswuth aufgerafft, welche bis jetzt in den Vordergrund traten. Hier müssen andere, tiefer liegende Triebfedern wirken.

Ist es nicht auffallend, daß die ganze Agitation nur in denjenigen Gegenden und denjenigen Gesellschaftskreisen Wurzel gefaßt hat, in welchen die protestantische Orthodoxie eine vorwiegende Rolle spielt?

Sie begann freilich in Italien, in Florenz. Aber sie hat nie unter den Italienern recht lebendig werden wollen; es waren hauptsächlich gut kirchlich gesinnte Engländerinnen und eifrige Clergymen, die dort ihr Wesen trieben und durch ihre gesellschaftliche Stellung und ihre Rührigkeit bei einigen wenigen Italienern ein Echo erweckten. Kaum in das Leben gerufen, starb dort die Agitation eines frühzeitigen Todes aus Mangel an Theilnahme; sie konnte das Weichbild der Stadt nicht überschreiten und nicht bis in die Kreise der Regierung oder der parlamentarischen Gewalten vordringen, von dem Volke ganz zu

geschweigen, das überhaupt nirgends sich für die Sache interessirte. Dagegen war es die höhere Gesellschaft Englands, diejenigen Kreise, welche die Parlamentsmitglieder liefern, welche der Agitation ein um so willkommeneres Feld boten, als dorten auch der nervus rerum, das klingende Geld, in Uebermaß zur Verfügung gestellt wurde. Die kirchlich gläubigen Tories und Whigs waren es, welche das absurde Gesetz zu Stande brachten, unter dessen Drucke gegenwärtig die physiologische Wissenschaft in England seufzt.

Ebenso verhält es sich in Deutschland, wo auch nur in dem protestantischen Norden die Bewegung sich ausgebreitet hat. In den katholischen Gebietstheilen ist es stille davon; Berlin, Dresden, Leipzig sind die Herde, auf welchen der Scheiterhaufen der Vivisection aufgeschichtet ist.

Keine Spur von Bewegung in den katholischen Gebieten Deutschlands, in den vorwiegend katholisch oder griechisch kirchlichen Ländern Europas.

Es wird diese Erscheinung vielleicht verständlich, wenn man die Lage der herrschenden Kirchen in das Auge faßt.

Niemand wird daran zweifeln können, daß die katholische Kirchengewalt die freie Forschung grimmig haßt. Sie hat davon bis in die jüngste Zeit die sprechendsten Beweise geliefert. Aber die Macht im Staate galt ihr immer als das erste Ziel und sobald es sich um diese handelte, ließ sie alles Andere links liegen, gab sogar so viel nach, als sie überhaupt nachgeben konnte, ohne sich in ihrem Wesen selbst zu vernichten. Pater Secchi, der vom Vatican geschätzte Astronom, der in der heutigen astronomischen Wissenschaft sich Lorbeeren errang, und der Hofprediger Knaak, der die Sonne nach der Bibel herumlaufen, die Erde aber stillstehen läßt, bezeichnen die äußersten Marksteine dieser entgegengesetzten Richtungen. Wir haben Beispiele genug von katholischen Ordens- und Weltgeistlichen, die sich in Wissenschaften und Künsten einen Namen erworben haben, aber nur sehr wenige von protestantischen Pastoren, während dagegen die Liste berühmter Naturforscher sehr reich ist an Pastorensöhnen. Es sind begreiflicher Weise bestimmte Zweige der Wissenschaften, welche von den Priestern vorzugsweise cultivirt werden, wie Mathematik, Astronomie, Physik u. s. w., wo Collisionen mit dem Dogma weniger zu befürchten sind — aber ihre Cultur wird von der Kirche, sobald sie nur in einem gewissen Geiste betrieben wird, ziemlich intensiv betrieben und gefördert, wie die Jesuiteninstitute beweisen. Mit Ausnahme der Seminarien und Facultäten, welche die katholische Kirche ebenfalls besitzt, hat sich aber die protestantische Kirche als solche nur in den ersten Reformationszeiten, später niemals mit der höheren Bildung der Jugend befaßt; wenn einzelne verlorene Schafe dies thaten, so waren dies individuelle, nicht mit der Kirche in Beziehung stehende Leistungen. Die protestantische Kirche unterhält nur theologische, keine sonstigen wissenschaftlichen Lehranstalten.

Ein fast umgekehrtes Verhältniß läßt sich bei der Volksschule constatiren. Die katholische Kirche war immer ihr Feind, die protestantische ihr Freund. Unter den echt katholischen Bevölkerungen des südlichen Europas gab es noch bis vor wenigen Jahren und gibt es an vielen Orten noch heute mehr Individuen, die nicht lesen und schreiben können, als unter den Muselmännern. Im gesammten Europa kann man fast sagen, daß Protestantismus und Lesefähigkeit mit einander Hand in Hand gehen. Der Protestantismus drängt zu allgemeiner Schulpflicht, zu längerer Schulzeit; der Katholicismus widersteht beidem auf das Aeußerste, und wo er nur irgend kann, schraubt er die gewonnenen Vortheile wieder zurück. Die erbitterten Kämpfe in Oestreich und Belgien gegen die längere Schulzeit, in Frankreich gegen die Schulpflicht überhaupt, lassen sich nur begreifen, wenn man sie von dem confessionellen Standpunkt aus untersucht.

Es läßt sich leicht einsehen, daß darin logische Consequenz liegt. Die katholische Kirche fußt wesentlich auf der Tradition, die protestantische und muhamedanische wesentlich jede auf einem Buche. Wo Koran und Bibel vorrücken, werden Schulen gegründet, in welchen das Religionsbuch durchgearbeitet wird; Lappen und Eskimos lernen lesen und schreiben, wie Berbern und Araber — aber man frage doch einmal in den von Jesuiten und katholischen Missionaren christianisirten Ländern, wie es mit den Schulen steht? Noch vor wenigen Johren wurde fast unabweislich jeder sicilianische Soldat, der als Korporal nach seinem Heimatsorte zurückkehrte, dort Sindaco, weil er beim Regimente lesen und schreiben gelernt hatte und außer dem Pfaffen meist der einzige Einwohner war, der die edle Kunst inne hatte. Höhere Ausbildung für einzelne Auserlesene und im Dienste der Kirche Geschulte, Aufrechthaltung des traditionellen Glaubens bei den Massen, das wor die Signatur der Bestrebungen im Katholicismus.

Muhamedanismus und Protestantismus mußten dagegen ihr Buch, auf dem ihre ganze Autorität allein fußte, den Massen zugänglich machen und dazu war die Schule das einzig mögliche Mittel. Versteht sich, unter kirchlicher Oberaufsicht; die muhamedanischen Schriftgelehrten, die Talebs Algeriens oder wie sie sonst heißen mögen, sind alle Mitglieder der Kirche, und wenn in den meisten protestantischen Staaten die Geistlichen nicht mehr zugleich Seelsorger und Schulmeister sind, wie früher, so ist doch fast überall das Band noch nicht durchschnitten, indem sie in den meisten Orten noch von Amts wegen Mitglieder der Schulvorstände, Schulinspectoren und dergleichen sind.

Gewiß ist in dieser Verallgemeinerung des Mittels zur Erlangung und zum Austausche von Kenntnissen (anderes sind ja lesen und schreiben nichts) ein Fortschritt angebahnt und man kann sich nur fragen, wie es denn komme, daß beide lesende Buchkirchen gegen jeden weiteren Fortschritt sich auflehnen, die eine mehr unbewußt und instinctmäßig, die andere mit vollem Bewußtsein und um so größerem Ingrimm. Den Muhamedanismus können wir hier füglich bei Seite lassen; er steht so weit von unserer ganzen Cultur und Civilisation, von unseren Anschauungen und unserer Weltauffassung ab und hat so wenig Einfluß auf alles dieses, daß er nicht in Betracht kommt.

Der Protestantismus beruht auf der freien Forschung! Das ist ein Satz, der uns so lange und so vielfältig vorgetutet worden ist, daß er sich zu einem unbewußten Glaubenssatze entwickelt hat. Das Axiom ist aber, wie die Geschichte, la fable convenue. Es ist nie wahr gewesen und wird nie wohr werden; es hat niemals Geltung gehabt, weder bei den Reformatoren, noch bei ihren Nachfolgern. Ueberall sehen wir eine Schranke gezogen, vor welcher Halt zu machen man dem Forscher gebietet. Ob diese weiter oder enger gezogen wird, ist vollkommen gleichgültig; ebenso, mit welchen Mitteln sie aufrecht erholten wird. Luther setzt sie anders als Calvin, Stöcker anders als Knaak; Calvin zieht sie mit dem Scheiterhaufen, Stöcker mit der Judenhetze, und der Garnisonsprediger, dessen Name mir entfollen ist, mit der Hetze gegen die Vivisection. Aber die Schranke wird überall gezogen und die Wahl der Mittel, um sie aufrecht zu erhalten, hängt von den augenblicklichen Verhöltnissen, von der Möglichkeit ab, die staatliche Gewalt mit in das Interesse zu ziehen.

Bedenkt man die Sache genauer, so sieht man, daß es gar nicht anders sein kann und schließlich muß man es sehr natürlich finden, daß man einem Menschen ebenso wenig als einer Institution zumuthen kann, sich selbst den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Vincke seligen Andenkens wollte sich nicht den Rechtsboden, wie er ihn verstand, unter den Füßen wegziehen lassen — eine jede Kirche hat als solche ihren Glaubensboden, den sie nicht missen kann.

Mon darf sich nicht täuschen. Der Kampf gegen die Vivisection ist nichts anderes, als ein erbittertes Vorpostengefecht gegen die Wissenschaft, die freie Forschung überhaupt. Wenn die Truppen der einen Kirche mehr daran Theil nehmen, als die der anderen, so geschieht dies nur deshalb, weil die letzteren auf einem anderen Felde vollauf beschäftigt sind und nicht abkommen können. Ist dies nicht der Fall, so stehen sie, trotz der zwischen ihnen lodernden Zwietracht, zusammen wie ein Mann, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Ich weiß das aus Erfahrung! Ich habe Alle auf dem Halse gehobt; Laien wie Geistliche, protestantische Orthodoxie, römisch-katholische und

alt-katholische Clerisei bliesen mit Einmuth in dasselbe Horn, und die sogenannten liberal Kirchlichen, denn auch diese Sorte hat man in einigen Kantonen der Schweiz in protestantischer und katholischer Couleur, waren nicht die Letzten in dem Concerte.

Vor einigen Jahren brach in Montpellier ein mächtiges Gezeter los. Der Erzbischof hatte entdeckt, daß unter den frommen Schafen der medicinischen Facultät ein räudiger Bock sich befinde: Professor Rouget, der die Kühnheit hatte, sich offen als Anhänger Darwins zu bekennen und die Eröffnungsrede seiner Vorlesungen in diesem Sinne zu halten. In einem Musterstücke fulminanter Kanzelberedtsamkeit erklärte der Erzbischof, daß er mit der Seelsorge sowohl der Katholiken als auch der Dissidenten betraut sei und somit den Blitzstrahl gegen den Störenfried schleudern müsse, der in der That während einiger Zeit hart in seinem Amte bedrängt wurde, denn man befand sich unter der segensreichen Regierung Mac Mahons. Die protestantischen Pastoren der Cevennen, die in dem Sprengel des Erzbischofs angesiedelt sind, protestirten mit Entrüstung gegen die Arroganz des Erzbischofs, der sich eine Seelsorge anmaße, die ihnen zukomme, fanden aber zugleich nicht Worte genug, in die Verdammung Rougets mit einzustimmen. Rouget hatte die beiden streitenden Brüder vollwichtig auf dem Nacken und er hätte vielleicht der Uebermacht weichen und seinem Lehrstuhle den Rücken kehren müssen, wenn nicht der Umschwung in der Regierung eingetreten wäre. Als ausgezeichneter Forscher und Lehrer wurde er unter dem Präsidium Grévys alsbald nach Paris berufen.

Die einzigen Ehrlichen in diesem Kampfe waren die bigotten Engländer, denn sie sagten es gerade heraus, daß es ein Kampf gegen die Wissenschaft überhaupt sei. Wissenschaft treiben sei überhaupt Ungehorsam gegen das göttliche Gebot; sie sei der Ausfluß der Gierde nach Erkenntniß; man dürfe vom Baum der Erkenntniß nicht essen, ohne der Strafe des Ungehorsams zu verfallen. „Die Schlange bethörte mich und ich aß. Soll der Christ wünschen, noch weiter von der verbotenen Frucht des Baumes der Erkenntniß zu essen? Nein! Selbst wenn Gutes daraus erfolgte, darf der Christ dem Uebel nicht nahe treten!" So steht es zu lesen in der Thierschutz-Adresse an die Christen.

So offen und ehrlich herauszutreten, wagen die Meisten nicht. Man heuchelt volles Zutrauen in die Wissenschaft; man nimmt ihre Erfolge an, so weit sie uns Bequemlichkeiten des Lebens geschaffen hat, welche man zur Zeit der Entstehung des Neuen Testamentes noch nicht kannte; man thut so, als wolle man nur einen krankhaften Auswuchs ein wenig beschneiden, was um so weniger schaden könne, als man ja Alles schon wisse, was die Vivisection überhaupt zu lehren im Stande sei, und nachdem man auf diese Weise mit gleisnerisch verdrehten Augen den Wagen ins Rollen gebracht hat, lenkt man ihn gegen die Quelle der Wissenschaft selbst, damit er dort seine Ladung abwerfe, welche die Mündung verstopfen soll.

Diese Heuchelei ist es, welche den Streit widerwärtig macht. Mit dem Engländer weiß man, woran man ist; er will nichts weiter als die Bibel, er will keine Wissenschaft; er hat an dem Sündenfall und seiner Strafe vollkommen genug für Diesseits und Jenseits. Die Andern meinen dasselbe; aber sie wissen, daß nur ein höhnisches Gelächter auf das offen herausgesagte Gewimmer ihrer frommen Gemeinde antworten würde und deshalb nehmen sie eine Maske vor, durch welche sie die große Menge zu täuschen hoffen.

Wenn es wahr ist, daß alle menschliche Erkenntniß drei Perioden durchläuft, die theologische, metaphysische und positivistische, wie Auguste Comte sagt, oder, wie ein neuerer Autor sie nennt, die religiöse, philosophische und wissenschaftliche, so ist es klar, daß die Culturvölker des Westens sich in der letzten Periode befinden. Conrad Hermann hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, „daß dasjenige, was wir jetzt die Wissenschaft nennen, d. h. die genaue und umfassende Erkenntniß der ganzen Gesetze und Ursachen des Wirklichen auf dem Wege der strengen empirischen Beobachtung, zu Anfang noch gar nicht vorhanden war, sondern erst ein späteres, mühsam und allmählich gereiftes Produkt der Geschichte ist". Aber das Emporringen des menschlichen Geistes aus den nebelhaften Vorstellungen zu der Erkenntniß der nüchternen Thatsachen ist bei weitem noch nicht an seinem Ziele angelangt, und diese Erkenntniß der Thatsachen, der gesetzmäßigen Ursachen und Wirkungen beherrscht noch nicht so allgemein die Anschauungsweise der Gesammtheit, daß man sagen könnte, die früheren Perioden hätten ihr Ende gefunden. Punkt um Punkt muß erstritten und erkämpft werden; die Stellungen wechseln im Verlaufe des Kampfes selbst und Offensivstöße von Seiten der weichenden Parteien fehlen nicht.

Die Agitation gegen die Vivisection ist ein solcher Offensivstoß. Sie beabsichtigt, der Physiologie, der gesammten Biologie, der Heilkunde und der Hygiene die thatsächliche Grundlage zu rauben und die gesammte Wissenschaft vom organischen Leben auf jenen Standpunkt zurückzuführen, wo man die Ursachen der Erscheinungen und Vorgänge von Außen hinein interpretirte, statt sie von Innen heraus zu entwickeln.

Diesem Unwesen muß mit allen Mitteln entgegen getreten werden. Momentane Siege desselben können nur den Fortschritt verzögern, nicht ihn aufhalten; die wissenschaftlich erkannte Thatsache wird in Zukunft die Welt und die Anschauungen der Menschen beherrschen.

Literatur und Kunst.

Antikes Theater.*)

Seine Bühnen nah den Sternen
Hat der Alten Volk gebaut
Auf die Höhn, vom Blick zu lernen,
Daß in Tiefen und in Fernen
Hoher Sinn befreiter schaut.

Und in goldner Morgenfrühe
Rief empor ihr Chorgesang:
Helios' erster Strahl erglühe
Hier den Musen, Epheu blühe
Vom Gestein zum Säulengang.

Steigt herauf, wollt ihr verstehen
Erdendasein, Menschenloos,
Seht das Kommen und das Gehen
Wie's die ew'gen Götter sehen —
Hier ist Alles ernst und groß.

Reiner wandeln hier die Schatten
Ueber niedrem Staubgewühl,
Derer die geduldet hatten,
Nimmermehr wird hier ermatten
Edler Seelen Mitgefühl.

All den Gipfeln in der Runde
Tönt der Dichtung heilig Wort
Von des höchsten Alters Munde
Zu der Dinge tiefstem Grunde —
Zu den Menschenherzen fort.

*) Vor kurzer Zeit wurden in Griechenland, in Epidauros, wenn ich nicht irre, auf hohem Bergrücken die Reste eines antiken Theaters entdeckt.

Hermann Lingg.

Die Religion der Zukunft.

Von Ernest Renan.*)

Es wäre beinahe das Schicksol des Christenthums gewesen, mitten im Siege unterzugehen, gleich einem Schiffe, das durch eine Menge ungestümer Passagiere, die sich auf ihm sammeln, zum Sinken gebracht wird. Niemals hatte ein Religionsstifter seiner so unähnliche Nachfolger, als Jesus Christus. Seine Schüler haben aus ihm einen Gottmenschen gemacht, also das denkbarst Antijüdische. Die Zusätze, mit welchen Aberglauben, Metaphysik und Politik sein Werk versehen, haben den großen Propheten gänzlich verdunkelt, so daß jede christliche Reform sich bestreben muß, alle die willkürlichen Verzierungen zu entfernen, welche unsere heidnischen Vorfahren hinzugefügt hoben, um darunter den echten Christus zu finden. Aber der schwerste Fehler, den man in der Religionsgeschichte begehen kann, ist der Wahn, daß die Bekenntnisse in sich selbst einen absoluten Werth tragen. Die Religionen hoben nur durch die Völker Geltung, die sich zu ihnen bekennen. Der Islam war nützlich oder verderblich, je nach den Rassen, die ihn angenommen. Bei den verkommenen Völkern des Orients ist das Christenthum eine sehr mittelmäßige Religion, die nur ein geringes Maß von Tugend erzeugt. Erst bei unseren occidentalen Nationen, den Kelten, Germanen, Lateinern, wurde das Christenthum wahrhaft fruchtbar.

Ein ursprünglich israelitisches Produkt, ist das Christenthum allmählich dahin gelangt, mit der Zeit fast alle Rosseneigenschaften abzuwerfen, so daß die Meinung Vieler, welche es für eine vorzugsweise arische Religion halten, unter manchen Gesichtspunkten wahr ist. Während langer Jahrhunderte haben wir unsere Religion mit unserer Denkart, mit unseren Bestrebungen, Vorzügen und Fehlern erfüllt. Die Exegese, wonach das Christenthum ganz aus dem alten Testamente stammt, muß als unhaltbar bezeichnet werden. Das Christenthum war der Bruch mit dem Mosaismus, die Abschaffung der Thora. Sankt Bernhard, Franz von Assisi, die heilige Elisabeth, die heilige Therese, Franz von Sales, Vincenz von Paula, Fenelon, Channing sind keine Juden mehr, sondern Menschen von unserer Rasse, mit unserem Herzen fühlend, mit unserem Gehirne denkend. Das Christenthum war das herkömmliche traditionelle Thema, über das sie ihre Variationen dichteten, aber das Geniale darin ist ihr Eigen. Der heilige Bernhard, die Psalmen erläuternd, ist ein gonz romantischer Mensch. Jedes Volk, indem es sich den Disciplinen der Vergangenheit anschließt, identificirt sich mit ihnen und macht sie zu seinem Besitz. Auf solche Weise hat die Bibel Früchte getragen, die ihr fremd sind, wobei der Mosaismus blos das Erdreich war, auf welchem die Arier ihre Blume gepflegt haben. In England und Schottland ist die Bibel ein Volksbuch geworden, also bei einem arischen Zweige, der am allerwenigsten dem hebräischen gleicht. So kommt es, daß das Christenthum aus notorisch jüdischen Anfängen die nationale Religion der europäischen Stämme werden konnte, die ihr die eigene Mythologie zum Opfer brachten.

Der Verzicht auf unsere alten ethnischen Traditionen zu Gunsten der christlichen Heiligkeit war im Grunde wenig ernst, aber scheinbar doch dermaßen definitiv, doß beinahe fünfzehnhundert Jahre vergingen, bis diese Thatsache empfunden wurde. Das Erwachen der Geister im neunzehnten Jahrhundert, die Auferstehung todtgeglaubter Rassen, deren wir Zeuge sind, mußte nothwendig die Erinnerung an unsere Abdankung zu Gunsten der Söhne Sems neu beleben und einen Rückschlag hervorrufen. Obgleich heutzutage höchstens ein Stubengelehrter in vergleichender Mythologie noch daran denken kann, die germanischen, pelasgischen, keltischen und slavischen Götterlehren wieder in Aufnahme zu bringen, so wäre es doch für das Christenthum ersprießlicher gewesen, wenn auch seine Gründer ganz auf derlei gefährliche Bilder verzichtet hätten, so wie es bei der Stiftung des Islam geschah. Verschiedene Völker, welche in Allem vornehm und originell sein möchten, fühlten sich verletzt, nun sie sich in der Religion als Vasallen eines verachteten Hauses erkannten. Eifrige Germanisten haben ihre Empfindlichkeit nicht verheimlicht; mehrere Keltomanen äußerten ein ähnliches Gefühl. Die Griechen, die in der Erinnerung an das alte Hellas ihre Wichtigkeit in der Welt entdeckten, konnten sich ebenfalls nicht länger verbergen, daß die Annahme des Christenthums eine Apostasie gewesen war. Griechen, Kelten, Germanen trösteten sich jedoch mit der Erwägung, daß sie zwar das Christenthum angenommen, aber es doch wenigstens umgewandelt und beinahe zu ihrem Nationaleigenthum gemacht hatten. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß das moderne Nationalitätenprincip dem Christenthum schädlich war. Die religiöse Action des Mosaismus erschien in unnatürlicher Größe. Man sah die Fehler Israels zugleich mit seinen Vorzügen; man schämte sich, Jude geworden zu sein, gerade wie die deutschen Patrioten das französische siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert recht schlimm behandelten, obwohl oder weil sie ihm so viel verdankten.

Eine andere Ursache hat in unseren Tagen die Religion, welche unsere Vorfahren mit großer Befriedigung übten, nicht minder stark untergraben. Die Verneinung des Uebernatürlichen ist für jeden cultivirten Geist ein absolutes Dogma geworden. Die Geschichte der physischen und der moralischen Welt erscheint uns wie eine natürliche, jedes Wunder ausschließende Entwicklung. Nun ist aber vom christlichen Standpunkt die Weltgeschichte eine Reihe von Wundern. Die Schöpfung, die Geschichte des jüdischen Volkes, die Rolle von Christus, selbst am Probirsteine der liberalsten Exegese geprüft, sie lassen alle einen Rest von Uebernatürlichem zurück, das kein Experiment aufheben oder umwandeln kann. Die monotheistisch-semitischen Bekenntnisse sind Feinde der Naturwissenschaften, die ihnen wie eine Verkleinerung, fast wie eine Negation Gottes erscheinen. Gott hat Alles gethan, und macht noch Alles, das ist ihre ganze Erklärung. Das Christenthum, obwohl es dieses Dogma nicht mit solcher Uebertreibung ausgebildet hat, wie der Islam, zieht die göttliche Offenbarung hinein, also ein Wunder, einen Act, den die Wissenschaft noch nie constatirt hat. Zwischen dem Christenthum und der Wissenschaft ist daher der Streit unausweichbar; einer der beiden Gegner muß unterliegen.

Im dreizehnten Jahrhundert, als der wissenschaftliche Geist in Folge des Studiums von Aristoteles und Averrhoes in den romanischen Ländern zu erwachen begann, bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein gelang es der Kirche, die damals noch über die öffentliche Gewalt verfügte, ihren Feind zu zertreten, doch im siebzehnten Jahrhundert waren die wissenschaftlichen Entdeckungen zu gewaltig, um unterdrückt werden zu können. Die Kirche war zwar stark genug, um das Leben Galileis schwer zu trüben, um Descartes zu beunruhigen; sie konnte aber nicht mehr verhindern, daß deren Entdeckungen Gemeingut der Geister wurden. Im achtzehnten Jahrhundert triumphirte die Vernunft; gegen 1800 glaubte fast kein unterrichteter Mann mehr an das Uebernatürliche. Die Reactionen, die zeitweilig folgten, waren Urtheile, die nicht ausgeführt wurden. Wenn viele ängstliche Gemüther aus Furcht vor den großen socialen Fragen nicht logisch sein mögen, so entfernt sich doch das Volk zu Stadt und Land immer mehr vom Christenthum, und das Uebernatürliche verliert tagtäglich einen seiner Bekenner.

Was hat das Christenthum gethan, um sich vor diesem gewaltigen Ansturm zu schützen, der am Ende siegreich sein muß, wenn es nicht einige unhaltbare Positionen aufgeben will? Die Reform des sechzehnten Jahrhunderts war ohne Zweifel ein Act der Weisheit und Selbsterhaltung. Der Protestantismus that dem Uebernatürlichen Eintrag; er lehrte gewissermaßen zum primitiven Christenthum zurück und schränkte die abgöttische und heidnische Seite des Cultus gewaltig ein. Aber das Princip

*) Der gefeierte Verfasser des „Lebens Jesu" sendet uns das Schlußkapitel seines in einigen Wochen bei Calmann Lévy in Paris erscheinenden Werkes: „Marc-Aurèle et la fin du monde antique", welches den siebenten Band seiner Geschichte des Ursprungs des Christenthums bildet. D. R.

des Glaubens, zumal was die göttliche Eingebung der kanonischen Bücher anbetrifft, wurde beibehalten. Diese Reform hat sich übrigens nicht auf das ganze Christenthum ausdehnen können; sie wurde an Schnelligkeit durch den Rationalismus überholt, der wahrscheinlich den zu reformirenden Stoff noch vor Ende der Reform ohne langen Proceß hinwegräumen wird. Der Protestantismus dürfte das Christenthum nur dann retten, wenn er sich in reinen Vernunftglauben verwandelt und mit allen freien Geistern verbindet, deren Programm in folgende Sätze zusammengezogen werden kann:

„Groß und herrlich ist die Welt, und trotz aller Dunkelheit, die sie umgibt, erkennen wir in ihr die Frucht einer tiefinnerlichen Tendenz zum Besseren, zu einer höchsten Güte. Das Christenthum ist das frappanteste Beispiel dieses stufenweisen Strebens der Weltgeschichte, allmählich ein Ideal von Licht und Gerechtigkeit hervorzubringen. Obwohl der erste Ausgangspunkt isrealitisch, wurde das Christenthum doch im Laufe der Zeit das gemeinsame Werk der Menschheit; jede Rasse hat ihr Bestes in ihm niedergelegt. Gott ist nicht ausschließlich gegenwärtig, aber er ist hier mehr immanent als in jedem anderen religiösen oder moralischen System. Das Christenthum ist thatsächlich die Religion der civilisirten Völker; jede Nation acceptirt es in verschiedenem Sinne, je nach ihrem geistigen Culturgrade. Der Freidenker, der seiner gar nicht bedarf, ist in seinem Recht; aber er bezeichnet nichts weiter, als einen sehr achtungswerthen individuellen Fall; seine geistige und moralische Lage kann nimmermehr diejenige einer Nation oder der Menschheit sein.

„Behalten wir also das Christenthum bei, indem wir seinen hohen ethischen Werth, seine majestätische Geschichte und die Schönheit seiner heiligen Bücher bewundern. Diese letzteren sind ohne Zweifel bloße Bücher; man muß ihnen systematische Auslegung und Kritik angedeihen lassen, gleich wie anderen Büchern auch; aber sie sind die religiösen Archive der Menschheit; selbst die schwachen Partien sind der Achtung werth. Das Nämliche gilt für die Dogmen. Verehren wir, ohne uns zu ihren Sklaven zu machen, ihre Formeln, unter welchen vierzehn Jahrhunderte die göttliche Weisheit angebetet haben. Ohne weder an besonderes Wunder noch göttliche Eingebung zu glauben, wollen wir uns vor dem höchsten Wunder dieser großen Kirche beugen, welche die unerschöpfliche Erzeugerin stets wechselnder Erscheinungen ist. Was den Cultus anbetrifft, so müssen wir einige anstößige Auswüchse entfernen; halten wir ihn auf alle Fälle für eine secundäre Sache, ohne anderen Werth, als die Gefühle, die ihm als Grundlage dienen.

Wenn viele Christen solche Gesinnungen hegten, so könnte man dem Christenthum eine Zukunft vindiciren. Aber mit Ausnahme des liberalen Protestantismus haben die großen christlichen Massen ihre Haltung mit nichten geändert. Der Katholicismus versinkt mit einer gewissen Wuth der Verzweiflung immer tiefer in seinem Wunderglauben. Der orthodoxe Protestantismus bleibt regungslos. Unterdessen entvölkert der volksthümliche Rationalismus, die unausweichliche Folge des fortschreitenden öffentlichen Unterrichts und der demokratischen Institutionen, immer mehr die Kirchen und Kapellen und vervielfältigt die rein civilen Eheschließungen und Beerdigungen. Man wird die Bevölkerung der großen Städte nimmermehr in die alten Tempel zurückführen, und das Landvolk besucht diese nur aus Gewohnheit; aber eine Kirche ist ohne Volk unmöglich, denn sie ist das Haus des Volkes. Die katholische Partei andererseits hat in den letzten Jahren so viele Fehler begangen, daß ihre politische Macht wie erschöpft ist. Eine gewaltige Krise wird also im Schooße der alleinseligmachenden Kirche ausbrechen. Es ist wahrscheinlich, daß ein Theil dieses großen Körpers in seiner Abgötterei verharren und abseits des modernen Fortschritts eine parallele Gegenströmung von sumpfigem und stagnirendem Wasser bilden wird. Ein anderer Theil wird leben und sich mit Abschwörung der übernatürlichen Irrthümer mit dem liberalen Protestantismus, dem erleuchteten Mosaismus und der idealistischen Philosophie vereinigen, um mit vereinten Kräften die reine Religion „im Geiste und in der Wahrheit“ aufzuerbauen.

Das Eine steht außer Frage: mag die religiöse Zukunft der Menschheit wie immer geartet sein, Jesus Christ wird darin eine erhabene Stelle einnehmen. Er war der Gründer des Christenthums, und dieses ist und bleibt das Bett des großen religiösen Stroms der Menschheit. Zuflüsse von den entgegengesetztesten Punkten des Horizonts haben darin gemündet. In diesem Gemisch kann keine Quelle mehr sagen: Dies ist mein Wasser. Aber vergessen wir nicht den Mutterstrom, die Quelle des Gebirges, den jungen Fluß, der vorerst in einer schmalen Erdspalte rieselte, um am Ende, gleich dem Amazonenstrome, breit und majestätisch seine blauen Wogen durch die Ebene zu wälzen. Dieser Urquell des Christenthums auf seinen Höhen war voll Saft und Kraft, voll heißer und oft eisiger Empfindungen, voll göttlichen Lebens und himmlischen Einklangs. Die Stifter des Christenthums nehmen mit Recht den ersten Rang in der Andacht der Menschheit ein. Diese Menschen besaßen lange nicht unsere Kenntniß des Realen, doch sie hatten nicht ihresgleichen an Ueberzeugung und Hingebung. Diese letzteren sind es aber, welche Religionen gründen. Die Dauerhaftigkeit eines Baues steht im Verhältniß zu der Zahl von Tugenden, das heißt von Opfern, die seinen Grundstein bilden.

In diesem von der Zeit zerstörten Gebäude gibt es so viele der trefflichsten Steine, deren man sich ohne weiteres zum Frommen eines modernen Baues bedienen könnte! Wer lehrt uns besser als der messianische Mosaismus die unerschütterliche Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, den Glauben an eine glänzende Bestimmung der Menschheit, unter der Regierung einer Aristokratie der Gerechten? Ist das Reich Gottes nicht der vollkommene Ausdruck des Endzieles, das der Idealist erstrebt? Die Bergpredigt ist ein vollendetes Gesetzbuch; die Nächstenliebe, die Sanftmuth, die Güte, die Selbstlosigkeit werden immer die Grundregeln eines vollkammenen Lebens sein. Die Verbrüderung der Schwachen ist die legitime Lösung der meisten Probleme, welche die Organisation der Menschheit aufstellt; das Christenthum kann in diesem Punkte allen Jahrhunderten als Lehre dienen. Das christliche Martyrium wird bis ans Ende der Zeiten das Vorbild todesmuthiger Gewissensfreiheit bleiben. Endlich wird die schwierige und gefährliche Kunst der Seelenbeherrschung, wenn sie eines Tages gefunden werden sollte, nothwendig den Mustern der Kirchenväter nachgebildet sein. Sie hatten Geheimnisse, die man nur in ihrer Schule lernen kann. Vielleicht hat es strengere und gewaltigere Tugendlehrer gegeben, aber niemals lebten so treffliche Meister in der Wissenschaft der Glückseligkeit. Die Wollust der Seelen heißt die große christliche Kunst, und zwar ist sie es in einem solchen Maße, daß die bürgerliche Gesellschaft Vorsichtsmaßregeln ergreifen mußte, damit der Mensch nicht ganz in ihr aufgehen solle. Das Vaterland und die Familie heißen die zwei großen natürlichen Formen der menschlichen Gesellschaft. Sie sind beide nöthig, aber sie genügen nicht. Man muß neben ihnen eine Institution beibehalten, wo die Seele ihre Speise erhält: Trost und Rath; wo die Barmherzigkeit sich organisirt; wo man geistige Führer findet. Es ist dies die Kirche; man wird ihrer niemals entrathen können, wenn man nicht Gefahr laufen will, das Leben von einer verzweifelnden Trockenheit zu machen, besonders für die Frauen. Zu diesem Zwecke darf die Clerisei unter keiner Bedingung die bürgerliche Gesellschaft bekämpfen, muß eine freisinnige Institution sein und soll auf jede weltliche Macht verzichten. Der Staat aber darf sie weder einschränken noch beaufsichtigen oder gar beherrschen. Während zweihundertfünfzig Jahren war die junge Christenheit ein vollendetes Muster eines solchen freien Gemeinwesens.

Conrad Ferdinand Meyer.*)

Von Julian Schmidt.

Bei der massenhaften Production unserer heutigen Belletristik kommt der Kritiker nicht selten in Verlegenheit. Wenn er ehrlich ist und in früheren Perioden Bescheid weiß, so konn er den häufig wiederholten Anklagen gegen unsere neueste Literatur nicht beipflichten: es wird nicht blos mehr producirt als in irgend einem früheren Zeitalter, sondern im Durchschnitt auch besser; das Mittelmaß hot sich bedeutend erhöht. Die Sprache, das Technische in der Composition, die Kunst des Malerischen, Alles hat sich seitdem gehoben. Und noch günstiger stellt sich das Verhältniß heraus, wenn man die ziemlich lange Periode erwägt, in welcher Clauren, Trommlitz, van der Velde u. s. w. das Lesepublicum in Athem hielten.

Anders freilich, wenn man sich bei einem neuen Buch fragt: ist das nun wirklich etwas Lebendiges? war es nöthig, daß so etwas geschrieben wnrde? wird es bleiben? führt es dem Schatz unserer Dichtung, unserer Bildung etwas Neues zu? — Bei diesen Fragen wird die Antwort nur selten befriedigend ausfallen; die Mehrzahl der neuen Erscheinungen ist auf den Zeitvertreib eines nicht übel vorgebildeten Publicums zugeschnitten, und sie vergehen, sobald sie ihre Bestimmung erfüllt hoben.

Die Werke des Dichters, von denen ich heute rede, des Zürichers Meyer, machen eine glänzende Ausnahme. Sie sind eine wirkliche und zwar eine bedeutende Existenz; sie werden sich mehr und mehr Bahn brechen, und ich wage zu behaupten, daß er die Dichter, die mit ihm in Einem Joch wetteisern, um Hauptes länge überragt.

Noch etwas ist bei ihm merkwürdig. Sein „Georg Jenotsch“ ist erst vor einigen Jahren erschienen, und wie ich höre ist der Dichter 1825 geboren, also bereits 56 Johre alt. Sonst pflegt mit einer starken schöpferischen Kraft auch ein starker schöpferischer Drang verbunden zu sein; das scheint für diesen Foll nicht zu gelten. Die drei Novellen, die in vieler Beziehung mit dem Jenatsch wetteisern können, sind erst nach diesem erschienen und auch wohl geschrieben. Ich habe mir seine älteren Dichtungen besorgt, die doch einen nur sehr geringen Umfang einnehmen, und bin nun in der Lage, wenigstens über dos, was von ihm der Oeffentlichkeit angehört, Bericht zu erstatten.

Der historische Roman „Georg Jenatsch“ wird wohl für die Charakteristik des Dichters die Grundlage bleiben. Er ist jetzt schon vielen Lesern bekannt und wird hoffentlich in immer weitere Kreise dringen. Ich beschränke mich also in der Erzählung auf das, was für das Urtheil nothwendig ist.

Die Geschichte bildet eine Episode des großen Weltkampfes zwischen Habsburg und Bourbon aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, also aus der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. Für Frankreich wie für Oestreich ist der Besitz des kleinen Landes Graubündten strategisch wichtig; sie suchen es in ihren Besitz zu bringen; wie es dabei den Einwohnern des Landes ergeht, ist ihnen gleichgültig. Ein leidenschaftlicher Potriot Georg Jenatsch wagt es, gegen die Uebermacht und die Staotsklugheit der beiden Großmächte in die Schranken zu treten, und es gelingt ihm wirklich sein Land zu befreien, freilich durch Mittel, die an Jesuitismus zu streifen scheinen.

Jenatsch ist zuerst protestantischer Pfarrer. Die spanisch-katholische Partei richtet unter den Protestanten ein entsetzliches Blutbad an, wobei auch Jenotschs Gattin umkommt; er rächt sie und seine Glaubensgenossen, indem er den Urheber der Blutthot Plonta umbringt. In Folge dessen aus seiner Heimat vertrieben, tritt er in Kriegsdienst bei den deutschen Protestanten, und kehrt erst in seine Heimat zurück, als der protestantische Herzog Rohan mit einer kleinen französischen Armee die Austreibung der Spanier aus Graubündten unternimmt. Jenatsch, dem er einmal das Leben gerettet hat, wird seine rechte Hand und dient ihm treu, bis er entdeckt, daß der Herzog nur ein Spielball in den Händen Richelieus ist und daß man mit seinem Lande ein falsches Spiel treibt. Rasch entschlossen wirft er alle Rücksichten der Dankbarkeit bei Seite, verbündet sich heimlich mit den Spaniern, seinen früheren Todfeinden, und nöthigt mit ihrer Hülfe die Franzosen, das Land zu verlassen. Um eine diplomatisch sichere Stellung gegen die Krone Spaniens zu gewinnen, tritt er rein aus politischen Motiven zur katholischen Kirche über. Sein Plan gelingt; freilich wird er bald darauf umgebracht.

Die Paradoxie dieses Charaktergemäldes wird noch dadurch zugespitzt, daß sich nicht deutlich herausstellt, ob der Werth des Zwecks, den er erreichen will, den aufgewandten Mitteln entspricht. Der jesuitische Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt, ist zwor verwerflich, enthält aber ein Körnlein Wahrheit. Nur in den seltensten Fällen tritt im historischen Hondeln der kategorische Imperativ rein hervor, man ist nicht blos versucht, sondern zum Theil genöthigt, im Urtheil über die handelnden Menschen den Werth des einen Motivs gegen die andern abzuwägen.

War die Erhaltung des Kontons Graubündten so wichtig für die Menschheit, daß sie Abweichungen von der allgemeinen Moral rechtfertigt? In dieser Froge liegt zweierlei: Einmal werden wir, die Leser, von der Idee der Freiheit Graubündtens so durchdrungen, daß wir geistig mit dem Helden mitgehn, auch wo er zu den verwegensten, ja ruchlosesten Mitteln greift? — Sodann: können wir uns vorstellen, daß diese eine Idee, die Unabhängigkeit Graubündtens, das Gemüth des Helden so unbedingt beherrscht, daß er alle sonstige Zwecke und Rücksicht hintansetzt? Er ist keineswegs eine einfach angelegte Natur, durchaus kein Fanatiker; er ist stark ehrgeizig und selbstsüchtig, von Pietät hat er wenig; wie kommt es nun, daß ihm, der während des Krieges in Deutschland die großen Weltverhältnisse hinreichend kennen gelernt hat, das kleine Interesse seiner Heimat alles übrige verdunkelt?

Auf diese Fragen gibt der Roman keine befriedigende Antwort. Die Kunst des Dichters besteht vielmehr darin, sie dem Leser aus den Gedanken zu rücken, so daß er erst nachträglich darauf kommt; während der Lectüre steht er unbedingt unter dem Bann der geschilderten Leidenschaft.

Er steht unter diesem Bann, obgleich der Dichter von Zeit zu Zeit selber ihn gegen die Motive seines Helden mißtrauisch macht, ja der Leser muß diesen Helden gegen den Dichter selbst in Schutz nehmen. Einmol Bd. II. S. 67 heißt es ausdrücklich: „Jenotsch hatte Planta, der seiner Kindheit wohl gewollt, wegen der eigensinnigen aber überzeugten und ehrlichen Parteinahme des stolzen Herrn für Spanien in seinem eigenen Haase nächtlich überrascht und erschlagen.“ Das ist einfach nicht wahr, der Dichter vergißt seine eigene Erzählung: nicht wegen seiner Parteinahme für Spanien war Plonta erschlagen, sondern wegen des scheußlichen, meuchlerischen Blutbades, das er unter den Protestanten angerichtet. Es ist die einzige Stelle im Buche, die nach meiner Ueberzeugung geändert werden muß.

Sie ist aber sehr charakteristisch für den Dichter, der sich keineswegs mit den Motiven seines Helden identificiren will, sondern im Gegentheil vor ihnen warnt. Jenatsch ist in seinen Augen ein interessanter Charakter, ein Held, aber ein sehr gefährlicher Mensch. Er ist interessont wegen seiner wilden, verwegenen Leidenschoft, die doch mit einem kalten Verstande gepaart ist. In keinem neueren Werke habe ich die Leidenschaft mit einer solchen Gewalt, so mächtig geschildert gefunden. Scherer sagt einmal von Freytags „Ingo“: der Pulsschlag gehe rascher als in unserem modernen Leben. Mit viel größerem Recht kann man das von unserem Jenatsch sagen. Nicht blos die Empfindung, nicht blos der Wille geht rascher bei ihm, auch der Gedanke; er sieht, er combinirt schneller als alle Uebrigen, und mit

*) Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte. — Denkwürdige Tage. Zwei Novellen. (Der Schuß von der Kanzel. Das Amulet.) — Der Heilige. Novelle. — Engelberg. Eine Dichtung. — Balladen. — Romanzen und Bilder. — Huttens letzte Tage. Eine Dichtung. — Sämmtlich im Verlag von Hässel in Leipzig.

dem Gedanken tritt sofort der Wille ein, er kennt kein verlorenes Tempo. Darum ist er den Andern so überlegen.

Diese Combination von Hitze und Kälte ist mit einer wahren Meisterschoft durchgeführt. Der wilde Mensch trägt nicht etwa die Züge des Giaurs oder des Corsaren, er kann heiter, ausgelassen lustig sein, er gewinnt alle Menschen durch den Anschein von Treuherzigkeit, und diese Treuherzigkeit ist nicht etwa blos gespielt, sie liegt wirklich in ihm, ohne dieses Element würde er nicht der sein, der er ist.

„Dieser Mensch erscheint mir unbändig und ehrlich wie eine Naturkraft!" sagt einmal der Herzog von Rohan; „eine so ursprüngliche und warme Natur scheint mir eines kalt und consequent berechneten Verfahrens unfähig."

„Dieser Mensch," erwidert der klügere Venetianer Grimani, „berechnet jeden seiner Zornausbrüche und benutzt jede seiner Blutwallungen!" Das ist eben das Wesen einer dämonischen Natur: „Gebrauche Deine Leidenschaften," sagt einmal Hamann, „wie Du Deine Gliedmaßen gebrauchst!" Grimani ist insofern ungerecht, als er den berechnenden Menschen gewissermaßen vom leidenschaftlichen trennt: die Leidenschaft ist nicht blos das Material, mit welcher die Berechnung operirt, sie ist Beides in Einem. Aber Grimani hat im Uebrigen vollkommen Recht: der Leser, zuerst überrascht, muß mit Schaudern zugeben, daß dieser Natur Pietätsverhältnisse nichts Bindendes sind. Die Verhandlungen des Herzogs Serbelloni geben von dieser Doppelnatur ein sprechendes, genial entworfenes Bild. Der gebildete Diplomat betrachtet den Wilden, der sich vor dem Verwegensten und Unschicklichsten nicht scheut, erst mit Nichtachtung, aber diese geht in Furcht über, als er die Wildheit unter der Leitung eines festen und sicheren Willens sieht.

Zuletzt schlägt die Wildheit doch in das Verderben des Helden um. Mit vollem Recht sagt gegen das Ende hin ein sonst unbedeutender Gelehrter: „Was fängt unser kleines Land mit diesem jetzt müßig gewordenen und an Thaten noch ungesättigten Menschen an, der unseren engen Verhältnissen entwachsen und von seinen beispiellosen Erfolgen trunken ist bis zum Wahnsinn!" Er wäre in der That seiner Heimat noch gefährlicher geworden als Franzosen oder Spanier. Trotz aller Theilnahme für ihn empfindet der Leser seinen Untergang als eine innere Nothwendigkeit.

Der Dichter hat für seinen historischen Roman eine andere Form gewählt, als die seit W. Scott übliche: die Geschichte geht nicht im gleichmäßigen Fluß weiter, sie setzt sich in Sprüngen fort, zum Theil in sehr gewaltigen Sprüngen. Es wird zuerst ein leuchtendes Bild vor uns aufgerollt, bestimmte, fest umrissene Figuren, dann verschwindet dies Bild, ein neues taucht auf, von einer frischen überraschenden Farbe — in der Macht des Colorits, darin liegt aber auch die einzige Verwandtschaft, ist Conrad Meyer seinem Landsmann Gottfried Keller ebenbürtig — und so geht es fort bis zum Ende. Der Leser hat die einzelnen Bilder zu einem Gesammtgemälde zu vereinigen, was ihm aber auch leicht wird, da sich die Farbe so mächtig einprägt. Dieser Bildlichkeit kommt die Natur des Landes zu Hülfe: die Alpenlandschaft, in großen und festen Contouren umrissen, gehört durchaus zur Natur der Handlung und wird nur so weit in Anspruch genommen, als sie dazu gehört.

Die Hauptsache aber ist, daß alle Figuren in diesem Roman fest auf ihren Füßen stehen. Da ist keine einzige, die man nicht augenblicklich vor sich sähe, keine, die ihren Schwerpunkt erst zu suchen hätte! Mit wenig Strichen wird die Physiognomie deutlich gemacht, und sie haftet in der Erinnerung, obgleich der Dichter das herkömmliche Mittel verschmäht, sie durch Wiederholung des nämlichen Motivs dem Gedächtniß einzuschärfen. Ueberhaupt kommen fast gar keine Wiederholungen vor, daher hat der Roman trotz der großen Fülle von Ereignissen und Figuren nur einen mäßigen Umfang. Der Dichter beschreibt auch nur wenig, niemals das Unwesentliche, der Kern der Menschen ist ihm offenbar, darum findet er sofort bei jedem Einzelnen den Zug, der seine volle Natur deutlich ausspricht.

Es ist eine prächtige Galerie von Charakterköpfen. Die Geliebte des Helden, die edle und stolze Lucretia, habe ich noch gar nicht erwähnt; sie ist Plantas Tochter, den Georg Jenatsch umgebracht, man legt ihr die Pflicht der Blutrache auf, und zuletzt ist sie es wirklich, die den Todesstreich führt, freilich in einem Getümmel, in dem man das Einzelne koum mehr unterscheidet. Im Ganzen ist der Wechsel ihrer Gesinnung gegen Jenatsch, da man ihre Natur einmal kennt, vollkommen überzeugend. Einen schönen Contrast gegen den wilden Helden bietet der Herzog von Rohan, eine edle, vornehme, reine Natur, zu schade für diese Welt; im Vertrauen zu Jenatsch so weit über die Grenzen des Verständigen gehend, daß man den Verrath desto eher begreift. Die beiden kleineren Figuren, der durchtriebene und scharfblickende Lieutenant Wertmüller und der Stadtschreiber Waser dienen der idealen und der gewaltthätigen Natur zur Folie, sie repräsentiren gleichsam das lesende Publicum, dem sonst jene Erscheinungen gar zu fremdartig sein würden.

Eine dieser Figuren, Wertmüller, ist der Held einer zweiten kleinen Erzählung, „Der Schuß von der Kanzel"; ein toller, übermüthiger Schwank, mit einer Derbheit und ich möchte sagen Körperlichkeit ausgeführt, die mich an unsern Achim von Arnim erinnert, nur daß letzterer formloser ist. Auch die zweite kleine Erzählung, „Das Amulet", erinnert an Arnim: sie zeigt die schon so oft geschilderten Gräuel der Bortholomäusnacht in einem neuen überraschenden Bilde. Der Moment, in dem der Gefangene Schadau ans Fenster klettert und dicht über sich die unheimlichen Figuren des Königs Karl IX., des Herzogs von Anjou und der Kotharine von Medicis erblickt, im Begriff, das Signal zum Morde zu geben, ist eines jener dämonischen Bildchen, die in der Seele haften. Die Erzählung ist übrigens mit dem äußersten, ich möchte sagen nüchternsten Realismus durchgeführt; sie zieht durch ihre unbedingte Wahrheit an, und nur durch diese. Die Atmosphäre der Zeit ist getreu wiedergegeben, und der Erzähler, der ehrbare Berner Schadau, in jeder Beziehung das Gegentheil von Jenatsch, da er voll von Vorurtheilen steckt und bei seinem Phlegma fast jedesmal das richtige Tempo versäumt. Er gewinnt den Leser bei näherer Bekonntschoft durch seine unbeholfene Treuherzigkeit.

Meyers zweiter Roman, „Der Heilige", ist ebenso bedeutend wie der erste, und was für den Reichthum des Dichters spricht, von einer ganz verschiedenen Farbe.

Gemeinsam ist beiden, daß ein gewaltiger Umwandlungsproceß in der äußeren Lage wie in der Seele des Helden sich vollzieht, aber dort nehmen wir den Proceß in einer heißblütigen, vollsaftigen Natur wahr, hier stehen wir einer vornehmen, verschlossenen, in gewissem Sinn weltscheuen Natur gegenüber.

Der Heilige ist Thomas Becket, von Geburt ein Sachse, der früher als Kanzler des Königs Heinrich die Geschicke Englands mit fast unbeschränkter Vollmacht leitete, dann aber als Erzbischof von Canterbury gegen den König und den normännischen Adel in Opposition trat und als Märtyrer endigte.

Augustin Thierry hat in seiner Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen aus dieser Begebenheit ein verständliches Bild gemacht: sie erscheint uns als Episode in dem gewaltigen Ringen zwischen dem unterdrückten Sachsenvolk und den übermüthigen Normannen; Thomas Becket, den früher die Kirche als den Ihrigen feierte, erscheint nun als Vorkämpfer seines unterdrückten Stammes.

Thierry hatte seine Idee aus W. Scott entnommen, und für uns, wenn wir uns den Gegensatz zwischen Sachsen und Normannen vorstellen wollen, bleiben immer die Figuren aus Ivanhoe typisch; Cedric, Athelstane, Bruder Tuck: vierschrötige, derbe Gesellen, starke Esser und Trinker, tapfer, aber ungeschlacht und zierlicher Sitte abhold.

Meyer hat aus seinem Helden eine ganz andere Figur gemacht. Er ist Halbblut, seine Mutter war eine Sarazenin, er hat längere Zeit am Hof von Granada gelebt und dort viele von den heimischen Vorurtheilen und Sitten abgeworfen. Er hat auch ein sarazenisches Weib gefreit, die er freilich früh verlor. Mit seinen zarten, eleganten Gliedern, seiner feinen Bildung, seinem reich entwickelten Kunstsinn und seiner Scheu

var jeder rahen Gewaltthat fühlt er sich den Sachsen wenig verwandt; er gilt als Kanzler als das Muster vornehmer adeliger Sitte und gibt dem ganzen Haf die Richtung, während die Sachsen ihm als einem Abtrünnigen grallen. Ein normännischer Ritter hat an einem Sachsenmädchen Gewalt geübt, ihr Vater trifft den Kanzler auf affener Straße an, and da dieser sich abwendet, ruft er ihm nach: „Schabe, Pfaffe, daß Du keine Tochter hast, die Dir ein Narmanne verführen könnte!"

Es war ein Irrthum. Becket hatte eine Tochter, die er in stiller Waldeinsamkeit erzog. Dart findet sie König Heinrich, verführt sie, und in ben Canflicten, die sich daran spinnen, wird sie umgebracht. Aeußerlich tritt eine Versöhnung mit dem König ein, aber in der Seele des Kanzlers glimmt der Haß fort.

Um nun zu zeigen, was in dieser varnehmen Seele vargeht, wendet der Dichter ein ganz eigenthümliches Mittel an. Er erzählt nicht selbst wie im „Jenatsch", sandern er überträgt den Bericht einem gutartigen aber rohen Menschen, einem Armbruster aus der Schweiz, der nun im Dieast des Königs von England steht.

Er hat eine wüste Jugend durchgemacht, und seine erste größere Frevelthat zeigt ihn recht lebenbig, wie die wunderlichen Varansfagungen der Zeit in ihm gähren. Ein Jude bedrängt ihn unb seine Familie wegen eiaer Schuld: „Mich ergriff ein tiefes Erbarmen mit meiner hungernden Mutter, und auch mit dem Heiland, den die Juden gekreuzigt!" und er schlug den Juben tadt. Das bringt ihn im Anfang in Ungelegenheit, wird aber später vergessen. Im Dienst des Königs hat er nicht nur für Pfeile und Bogen zu sorgen, er begleitet seinen Herrn auch auf manche bedenkliche Abenteuer, z. B. auf jenem Besuch bei Beckets Tochter. Dieser Armbruster wird uns gleich in einer prächtigen Einleitung sa vallständig geschilbert, daß wir Zutrauen zu seiner Existenz fassen, und was er berichtet, für echt halten. Er bekennt selber, die varnehme Natur, die er zeichnen will, nicht ganz zu verstehen: wie sallte das auch möglich sein! Dach gibt es manche Anknüpfungspunkte. Er hat nach dem Marde des Juden eine Zeit lang im Kloster zubringen müssen, er weiß den Vergil answendig, es steckt alsa etwas von Gelehrsamkeit in ihm; er hat sich seines Handwerks wegen einige Zeit in Granada aufgehalten, und sich mit ben Anschauungen des Karan, den er freilich als guter Christ verabscheut, wenigstens sinulich vertraut gemacht, und versteht darum Manches in den Aeußerungen bes Kanzlers besser als die Normannen und Sachsen. Er hat ihn in sehr ernsten Augenblicken belauscht, und diesem untergeorbneten Menschen gegenüber geht der Kanzler freier heraus als gegen seine Standesgenassen. Indem der Armbruster Einzelnes, was ihm auffällig, sorgfältig in seinem Gedächtniß bewahrt, fügen sich allmählich die aft widersprechenden Züge zu einem greifbaren Schattenriß zusammen. Er hat Scheu, selbst Furcht var dem gewaltigen Menschen, zugleich aber eine geheime Achtung, wie denn überhaupt Becket eine dämonische Anziehungskraft auf alle Menschen ausübt. Der Armbruster ist überzeugt, daß sich Becket an dem König grausam rächen wied, und als trotzbem die Versöhnung eintritt, lann er einen Mament seine Geringschätzung nicht unterdrücken. Aber sein Mißtrauen besteht fort, und er hat Grund dazu.

Längst hat er wahrgenammen, das Becket kein gläubiger Christ ist. Einmal deabachtet er ihn in einer ernsten Betrachtang des Kruzifixes. Der Kanzler wendet sich nach ihm: „Sahn Japhets! Du hast unter den Kinbern Sems gelebt, und weißt, daß sie es nicht glauben, der Ewige habe seinen einigen Sahn ans Kreuz schlagen lassen. Wie delehrst Du sie eines Besseren?"

Ich erhab meine Augen fest auf den Kanzler und antwartete unverzagt: „Mein Heiland hat deu Verräther Jubas geküßt und seinen Peinigern vergeben; salches aber vermag ein blaßer Mensch nicht, denn es geht gegen Natur und Geblüt."

Herr Thamas wiegte leise das Haupt: „Das hast Du recht gesagt," meinte er, „es ist schwer und unmöglich!" —

Als Kanzler hat Becket den König hauptsächlich in dem Streit mit Rom und der hahen Geistlichkeit unterstützt; er verachtet beide gründlich und weiß wie man mit ihnen umzugehen hat. Der König, der ganz auf ihn baut, beschließt bei Erledigung des Sitzes van Canterbury ihn zum Primas von England zu machen. Becket warnt ihn wiederholt: er solle nicht zu fest auf ihn bauen; bei seiner angeborenen Dienstbarkeit könne sich wohl ereignen, daß er, wenn er einem mächtigeren König begegnete als dem König von England, zu diesem abfiele. Der König verlacht die Warnung.

Diese Gespräche hat der Armbruster mit angehört, was er aber nicht beobachten konnte, waren bie geheimen Winkelzüge, durch welche Becket ben König bestimmte, das zu wollen und zu thun, wavor er ihn warnte. Auch der Dichter läßt sie nur errathen.

Nun tritt die Umkehr ein. Becket hatte als Kanzler die geistliche Gerichtsbarkeit bekämpft; er tritt nun für sie ein. Hier ist der Widerspruch freilich nur ein scheinbarer: die früheren Bischöfe und Erzbischöfe Englands wareu die schlimmsten von allen normännischen Unterdrückern, gegen sie mußte der König bie Verfalgten in Schutz nehmen. Nun aber wird die bischöfliche Gewalt zu Gunsten ber unterdrückten Sachsen angewandt. Sie ist Mittel, nicht Zweck; den Papst und im Grunde die ganze Kirche verachtet Becket nach wie vor; aber er betrachtet sich als Nachfalger bes Erlösers, der auf die Erde kam, die Armen und Elenden zu retten.

Becket war immer ein staatskluger Maan, er bleibt es auch als Erzbischaf, seiue Mittel sind fein erbacht unb werden mit sicherer, entschlossener Hand angewendet.

Aber es ist nicht blos bas. Es liegt in seinem Gemüth etwas Mystisches: er sieht den Märtyrertad varaus und will ihn, denn die Erbe ist ihm seit dem Tade seiner Tachter ekel gewardea. Am meisten ekelt ihm vor dem König und seiner wüsten Sinnlichkeit, und als er sich einmal zum Versöhnungskuß entschlossen hat, weicht er im entscheidenben Augenblick zurück: — er kann den Ekel nicht überwinden!

Das Bild ist groß unb in kühnen Zügen entwarfen, und wie mir scheint mit künstlerischer Besannenheit ausgeführt.

Ueber die schöpferische Kraft des Dichters lernen wir in den Gedichten nicht viel mehr, doch führen sie uns den Menschen näher.

Es liegt in Meyer eine Ader des Skepticismus, wie nathwendig bei jebem Schriftsteller, der die Dinge objectiv fassen will; um nicht von unmittelbaren Eindrücken abhängig zu sein, muß man die Gegenstände van verschiedenen Seiten betrachten, auch van entlegenen, und das ist doch eigentlich, was man Skepticismus nennt. Aber welch ein starker Glaube dach zugleich in seinem Gemüth lebt, das lernen wir aus seinen Gedichten.

Einmal hat er einen Versuch gemacht phantastisch zu sein, in dem Gedicht „Engelberg". Die Natur der Alpenwelt, Wolken, Landschaft, Stimmung überhaupt, krystallisirt sich ihm zu einer anziehenden Figur; wir staßen auf einzelne reizende, wundervolle Züge, aber bald mischen sich schwere irdische Mative ein, die zu tragen die Luftgestalt nicht Kraft genug hat. Unser Dichter eignet dem Erdgeist, das historische Leben ist der Boden, auf dem sein Fuß sich frei und sicher bewegt; das Gestaltlase musikalisch zu fassen, wird ihm nicht leicht gelingen.

Darum heben sich am vartheilhaftesten unter seinen Gedichten die Balladen ab, kräftig ergreifend erzählt, mitunter auch schön gerundet in ber Farm, wie z. B. das liebliche Bild „Die Novize". Sonst bemerke ich einen wesentlichen Unterschied gegen die Form der Ballade, wie ste Bürger, Schiller, Goethe, Stolberg, Schlegel n. A. festgestellt haben: alle diese Dichter pflegea zum Schluß nach recht kräftig ben moralischen Grunbaccord anzuschlagen; bas scheint dem madernen realistischen Dichter ein künstlich angeklebtes Außenwerk, und er vermeidet jedes Heraustreten aus dem epischen Gange. Im Ganzen hat er vielleicht Recht, zuweilen vermißt man bach etwas. So kamme ich z. B. bei der sehr schönen Ballade „Der Hugenott" zum Schluß nicht in die rechte Stimmung; gegen die Gewalt ber vorhergehenden Erzählung läuft das Ende etwas matt aus. Groß vam Dichter gedacht: — es ist schwer der gerechten Rache zu entsagen! — hat dieser Schluß nicht die sinnliche Kraft gefunben, bie allein der Moral den rechten Halt gibt.

In einem seiner poetischen Werke bewegt er sich aber in seiner vollsten Kraft gerade wie in den beiden Romanen. Es sind „Huttens letzte Tage“; dem Anschein nach Papierschnitzel, wie sie Hutten in Uffenau wohl aufschreiben konnte — Gedanken, Einfälle und Stimmungen, wie sie ihm gerade durch den Kopf gehn, Erinnerungen an frühere Erlebnisse und Gestalten, neue zufällige Begegnungen, das Alles schlicht in anspruchslosen Reimen aufbewahrt; die Ausdrücke in ihrer Treuherzigkeit fast eckig; aber das Ganze in einer Weise künstlerisch gruppirt, daß jede Stimmung harmonisch in die andere überleitet. Und welch tiefer Verstand in allen einzelnen Aussprüchen, nicht jener trockene scheidende Verstand, der nur zu zersetzen versteht, sondern der weit um sich blickende Verstand, dem die Dinge ihren eigentlichen Kern zeigen müssen. Was über Luther, Loyola, Erasmus gesagt wird, reiht sich dem Besten an die Seite. Der Dichter läßt Hutten reden, und in der That könnte sich Hutten ähnlich ausgedrückt haben: eigentlich spricht er aber selbst mit seinem ganzen vollen Gemüth. Man fühlt sich einem festen Manne gegenüber, dem man gern die Hand drücken möchte, einem Manne, dem der Ernst des Lebens nicht verborgen ist und der sich doch an Possen zu erfreuen versteht. Einem Manne mit allen Widersprüchen einer echten Menschenseele, bei dem aber Knochen und Muskeln, Herz und Kopf in Ordnung sind. Jedes einzelne dieser kleinen Gedichte hat eine eigenthümliche Physiognomie, das eine wird Diesem, das andere Jenem mehr behagen; mir stehen zwei Gedichte voran: „Die Bilderstürmer“ und „Sturm und Schilf“. Hutten sieht, wie wilde Gesellen ein Marmorbildniß ins Wasser werfen:

„Es war ein zart Gebild,
Die Gottesmutter lächelte so mild
Und sah das rohe Volk so rührend an,
Als spräche sie: was hab' ich Euch gethan?...
Vernichten eine fromme Schöpferlust,
Ein Frevel ist's! ich fühl's in tiefer Brust.“

Und doch nimmt er sich zusammen und ruft den Männern zu, das Götzenbild hinab zu stürzen.

In dem zweiten Gedicht hat er mit Gott gehadert und das lockt die Gesellschaft der Dämonen an. Es erscheint ihm eine Gestalt, die ihn seines Strebens wegen verhöhnt, bei dem doch nichts heraus käme. Hutten verscheucht den bösen Geist durch seinen Glauben an die Wahrheit. Dann aber erscheint der Geist noch einmal, in der Gestalt seiner alten Mutter, die jammert, daß er den Frieden der guten alten Zeit zerstört habe. Auch ihn überwindet Hutten, wenn auch schwer: „Wohin es geht, das weiß nur der Herr des Krieges, wir wissen, daß wir vorwärts müssen.“ „Das Große thut nur wer nicht anders kann.“

Der Dichter, obgleich unbefangen gegen jede Form des Glaubens, ist im Kern seines Wesens ein treuer Protestant. Und er ist noch etwas Anderes, er ist ein echter Deutscher. Die Schweizer haben uns darin in letzter Zeit nicht verwöhnt. Während ihre Vorfahren vor mehr als hundert Jahren unserm Friedrich zujubelten, begegneten sie dem, was in den letzten Jahren bei uns geleistet, mit Bedenken, ja mit entschiedener Abneigung. Wie will man aber für Großes in der Weltgeschichte überhaupt empfänglich sein, wenn man von dem Großen unserer Zeit nicht elektrisch berührt wird! Unser Dichter ist es auf das Lebendigste. Er läßt seinem Hutten bei einem Schmiedewerk drei kräftige Schläge thun, die er mit Sprüchen begleitet: —

Du dritter, schmettre nieder hell und rein,
Du sollst für unsere deutsche Krone sein!

Die unser protestantisch Kaiserhaupt
Dereinst mit Hohenstaufenpracht umlaubt

Ein Haupt, das mir gezeigt im Traume ward,
Ein treues tapferes Haupt mit greisem Bart.

Den Namen kenn ich nicht und nicht die Zeit,
Doch wird es wahr, bei meiner Seligkeit!

Basil Vereschagin.

Wenn die Theilnahme, welche das Ausland der russischen Literatur entgegenbringt, von Jahr zu Jahr weitere Kreise zieht und an Intensität gewinnt, so liegt dies zunächst an den Autoren selbst, die durch glänzende poetische Gaben, durch die Größe ihres Stils und die unerbittliche Wahrhaftigkeit der Darstellung sich längst einen Ehrenplatz auf dem europäischen Parnaß erworben haben. Aber nebst dem Nimbus ihrer Künstlerschaft umgibt sie auch der Nimbus ihres Schicksals, das so vielen von ihnen geistige Bahnen gewiesen, die sie weitab von dem allgemeinen Volksbewußtsein führen. Man denke an Herzen, an Turgenjew, an Tschernischewsky. Auf ihren Wangen brennt fieberheiß die Schamröthe ihrer Nation, denn sie haben sich ganz mit der Cultur des Westens erfüllt und ermessen die Kluft, die sie von ihren Brüdern trennt. Sie mahnen zur Umkehr, befeuern zur That, erwecken die Erkenntniß: sie sind in Wahrheit die Lehrer ihres Volkes geworden.

Den Dichtern hat sich nun auch ein Maler gesellt: Basil Vereschagin. Durch seine Ausstellung, die er vor Kurzem hier in Wien eröffnet hat und die 147 Nummern — darunter 88 Gemälde — umfaßt, hat er einen Zulauf erzielt, wie er in den Annalen des „Künstlerhauses“ noch nicht verzeichnet steht. Allabendlich, wenn elektrisches Licht die Räume erhellt, müssen die Kassen gesperrt werden, um der Fluth von Besuchern zu wehren, denn „Vereschagin“ ist in Wien die Parole des Tages geworden. Wodurch hat er dies zuwege gebracht? In keinem seiner Bilder waltet jener Optimismus, der so manche Künstler zu Modemalern gemacht hat, weil sie der Neigung der Welt, sich durch schöne Formen über den bitteren Lebenskern hinwegzutäuschen, so glänzenden Ausdruck zu geben verstanden; auf keinem einzigen begegnen wir einem Weibe, das um seiner Schönheit willen gemalt worden wäre; aus keinem strahlt ein fröhliches Lächeln entgegen; in keinem spielt einer jener holden Träume, die ihren verklärenden Schimmer über die Erinnerung breiten — nirgends eine Spur lyrischer Stimmung oder liebesehnenden Empfindens, nirgends ein Verweilen bei einem Lichtblicke des Daseins. Im Gegentheil! Er malt den Schmerz ohne Beschönigung, die Verzweiflung ohne Trost, den Tod ohne Hinweis auf die Unsterblichkeit. Und dennoch eine Erregung im Publicum, ein Zuspruch, ja eine Begeisterung, wie sie die ungenirtesten Bacchantinnen, die nacktesten Grazien niemals hervorgerufen! Das Geheimniß seiner Wirkung beruht einfach in seiner Originalität. Man fühlt, daß man einem Charakter gegenübersteht, gewachsen durch eigene Kraft, neu in seinen Zwecken wie in seinen Mitteln, und es bewahrheitet sich hier eben wieder nur die alte Erfahrung, daß der, welcher der Welt wirklich etwas zu sagen hat, stets und überall williges Gehör findet.

Vereschagin, der heute neununddreißig Jahre zählt, genoß seine erste Ausbildung an der Akademie zu Petersburg und trat 1864 in die École des Beaux-Arts, wo er bei Gérôme arbeitete — lernte kann man wohl nicht sagen, denn er hat von diesem Meister ebensowenig wie von irgend einem andern, obgleich er alle Galerien Europas studirt hat und mit seltener Auffassungsgabe begabt erscheint. Die Eigenart seines Stils blieb von allen Eindrücken unberührt. Umsomehr Einfluß hat sein Lebenslauf auf seine Stoffwahl genommen; seine Schicksale haben den Kreis seiner Thätigkeit bestimmt. Von dem Vater, einem reichen Gutsbesitzer in Nowgorod, seiner Neigung entgegen dem Soldatenstande zugeführt, absolvirte er die nautische Schule, machte verschiedene Reisen zur See, schloß sich 1867 im Gefolge des Generals Kauffmann der Expedition nach Centralasien als Combattant an und war auch der Erste zur Stelle, als der jüngste Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausbrach. Außerdem bereicherte er seine Anschauung durch eigene Reisen im Kaukasus, in Indien, Turkestan und längs der chinesischen Grenze, und demgemäß zerfallen seine Arbeiten in zwei Gruppen: in Kriegsbilder und in Schilderungen von Land und Leuten im Orient, den er wie keiner der zeitgenössischen Künstler kennt.

Als Schlachtenmaler überrascht Vereschagin durch eine Tendenz, die uns auf seinem Gebiete wie eine Offenbarung berührt. Er hat den Krieg aller Eigenschaften entkleidet, die ihn eigentlich zu einem für die Kunst verwerthbaren Stoffe machen. Für Alles, was diesem an Großem und Erhabenem innewohnt, fehlt dem Künstler der Sinn. Wo der Jubel des Erfolges laut wird, spürt er nur den Pesthauch der Verwesung; er freut sich nicht mit dem Sieger und er trauert nicht mit dem Besiegten, denn der weltgeschichtliche Odem des Krieges läßt ihn ungestreift: er kennt ihn nur als die Geißel der Menschheit. Sein Blick schweift nur über unübersehbare Leichenfelder, sein Ohr vernimmt nur den Weheruf der Verwundeten, sein Geist schwebt nur über den Stätten des Grausens und der Verwüstung. Angesichts dieser Darstellungen lebt man alle Schrecken des Krieges durch, — es sind Scenen darunter, deren Entsetzlichkeit den Beschauer bis in die nächtlichen Träume verfolgt. Aber so stark die Tendenz durch all diese Schilderungen durchschlägt, ist dennoch kein Strich darin unwahr, kein Detail übertrieben, denn Vereschagin ist ein Fanatiker der Wahrheit und malt nur, was er selbst mitangesehen. Der Effect, den diese Bilder ausüben, wohnt dem Stoffe inne und nicht der Behandlung. Das adelt zwar die Absicht des Meisters, aber es macht sie darum für die Kunst nicht werthvoller. Wenn er eine Pyramide von grinsenden Todtenschädeln als „Apotheose des Krieges" auf die Leinwand setzt und sie „allen Siegern der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft" widmet, so ist das wohl sehr human gedacht, aber trotzdem geschmacklos; wenn er als Illustration des stereotypen Rapports: „Am Schipkapasse Alles ruhig" drei Bilder vorführt, die das Erfrieren eines daselbst exponi[illegible] Wachpostens in drei Phasen veranschaulichen, so erreg[illegible]r Mitgefühl, macht das Sujet aber noch immer [illegible]lbaren, und wenn er uns schließlich Czar [illegible]nna zeigt, wie dieser, nach genoss[illegible] lässig im Lehnstuhle ruhend, [illegible] zusieht, wie Tausende seiner braven [illegible]en Kugeln erliegen, so ehrt das des Künstle[illegible], aber das Bild bleibt darum immer noch das [illegible] der ganzen Collection. Der Grund, warum es mißrat[illegible], liegt auf der Hand: der Künstler kann nur das darstellen, woran er glaubt, wovon seine Seele erfüllt ist.

Außer dem Gruseln kann man aber vor diesen Bildern noch andere, weit nützlichere Dinge lernen. Manchmal gewinnt Vereschagins Patriotismus die Oberhand über seinen sittlichen Zorn und es drängt ihn, einen jener großen Momente festzuhalten, wo der Schmerzensschrei des Einzelnen in der allgemeinen Begeisterung tautlos verhallt. Einen solchen Moment vergegenwärtigt uns das Gemälde: „Skobeleff auf dem Schipka." Der General reitet nach der Schlacht von Schenova mit glänzender Suite die Front seiner Truppen entlang und dankt ihnen „im Namen des Kaisers, im Namen des Vaterlandes!" Freilich, den Krieg in Parade-Adjustirung sehen wir auch hier nicht. Der Vordergrund gehört wie immer den Todten, die blutüberströmt, vom Todeskampfe gekrümmt, den Boden bedecken, während die Ueberlebenden, denen der Siegespreis winkt, sich im Hintergrunde aufreihen. Aber nichtsdestoweniger fühlen wir mit den letzteren. Ihr Jubelruf ist so überzeugend, die Gesammtstimmung so abgewogen, die Scenerie so ganz im Geiste des monumentalen Geschichtsbildes gehalten, daß man sich dem weihevollen Eindrucke dieser Composition nicht entziehen kann. — Zwei andere Gemälde, die „Kosakische Feldwache bei Rustschuk", ein durch seine Lichtwirkung und landschaftliche Anmuth ausgezeichnetes Stück, und die „Sieger" reihen sich dem eben geschilderten würdig an. Das letztere zeigt uns ein Schlachtfeld, das von türkischen Soldaten geplündert wird, und bietet des Unheimlichen noch genug; aber der Humor, der darin waltet — es ist allerdings der satanische Humor der alten Todtentanzbilder — weiß uns zu versöhnen, denn er wirkt als Reagens des Geistes gegen die nackte Brutalität der Thatsachen.

Diesen Bildern gegenüber, die nicht durch ihre Gräßlichkeit alles Gleichmaß der Empfindung aufheben, gelangt man endlich zu einem Urtheil über Vereschagins Kunstweise. Man könnte ihn einen Impressionisten nennen, stünde damit seine Technik nicht im Widerspruche. Der Farbenauftrag ist glatt und sauber, die Zeichnung umschreibt stets eine feste Form und das Lokalcolorit kommt innerhalb des Gesammttons zu entschiedenster Geltung. Von dem genialen Hinklexen der Nachtreter Courbets ist da keine Spur. Soll man schon eines jener Schlagwörter, die gegenwärtig in der Luft hängen, auf Vereschagin anwenden, so könnte man ihn am ehesten als einen Anhänger des Zola'schen Naturalismus bezeichnen; denn diesem ist er durch die peinliche Genauigkeit der Schilderung ebenso verwandt als durch jene Gewissenhaftigkeit des Sehens, die den Dingen nichts nimmt und nichts hinzufügt. Allein genau besehen, will auch dieses Wort nicht recht passen. Vereschagin ragt durch sein Compositionstalent, dem das Ganze nie um des Einzelnen willen verloren geht, ebenso sehr über den modernen Naturalismus hervor, als durch seine Beobachtungsgabe, die nicht mühsam nach bezeichnenden Details jagt, sondern häufig mit divinatorischem Griffe die Natur in ihren typischen Lebensäußerungen wie im Fluge erfaßt und vor die Augen stellt.

Dieselben Vorzüge sind auch der zweiten großen Gruppe, den Ansichten aus Turkestan und Indien zuzeigen; ja sie treten auf ihnen erst recht hervor. Ein prachtvoller Lakonismus der Umrisse, durchaus unconventionelle Auffassung und virtuose Leichtigkeit der Behandlung zeichnet diese Farbenskizzen aus, die überdies von erstaunlicher Vielseitigkeit zeugen. Vereschagin malte Alles, was ihm aufstieß und charakteristisch erschien: Priester und Krieger, Fürsten und Sklaven, Thiere und Pflanzen, Tempel, Paläste, Hütten, Flüsse und Gärten in buntester Reihe. Man könnte nicht sagen, daß er Eines oder das Andere bevorzugt hat. Er stand augenscheinlich in keinerlei Gemüthsverhältniß zu diesen Dingen; er sammelte Menschen wie er Waffen und Gewebe sammelte: als ethnographische Curiositäten. Aber man muß zugestehen, daß der Künstler auf allen Gebieten gleich heimisch ist. Seine Figuren fesseln durch die Schärfe der Individualisirung und die Lebendigkeit des Ausdrucks; als Landschafter darf er sich getrost neben Hildebrandt stellen und als Architekturmaler hat er sicherlich nicht seines gleichen. Seine Veduten und Interieurs zaubern uns ganz hinein in die Welt von „Tausend und Eine Nacht", welche Wirkung Vereschagin durch keine märchenhafte Zuthat, sondern blos durch sein künstlerisches Princip erreicht, welches das Halbdunkel als coloristische Lüge ausschließt. Alles prangt da in der glühenden Sonne des tropischen Himmels, die alle Schatten aufzehrt, und der Künstler erzielt dabei oft Farbeneffecte von einer Harmonie und Leuchtkraft, um die ihn ein Makart beneiden dürfte.

Schule machen wird Vereschagin gewiß nicht. Seine Theorie ist im Grunde nicht neu, und das verblüffende Talent, das jeden Widerspruch niederschlägt, läßt sich nicht vererben. Nur in seinen Schlachtenbildern hat er einen Weg eingeschlagen, auf dem man ihm nicht ohne weiteres folgen kann. Er hat es unternommen, den Krieg und nicht den Sieg zu malen, und es fragt sich, ob seine Art nicht die Grenzen der Kunst durchbricht. Der Standpunkt, der die Darstellung des Gräßlichen und Häßlichen verpönt, ist ein überwundener; aber wo es auftritt, muß es unbedingt einen dämonischen Zug tragen, wie ihn Dantes Höllenvisionen oder die Werke des Belgiers Wiertz aufweisen. Sonst sinkt das Tragische zum Traurigen herab. Immerhin bilden die Kriegsbilder Vereschagins schon ob ihrer moralischen Wirkung eine That, und wir begreifen das Urtheil des jetzigen Czars, Alexanders III., der bei ihrem Anblicke entsetzt ausrief: „Der Mann ist ein Revolutionär!"

Wien. Siegmund Feldmann.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Königliche Oper: Dinorah von Meyerbeer, Text von Carré und Barbier. Eliteconcert im Wintergarten: Fräulein Hedwig Rolandt.

Ein sehr später Entschluß der Königlichen Hofoper brachte die „Komische Oper“ von Meyerbeer „Dinorah“ als Neuheit. Das Werk rechtfertigt seinen Titel nur insofern, als es für die Pariser Komische Oper geschrieben war, in welcher Gespräche stattfinden dürfen, während die „Große Oper“ nur singen läßt. Für diese „Komische Oper“ sind bekanntlich Aubers „Fra Diavola“ und „Marca Spada“ componirt, die beide auf der Bühne erschossen werden; der erstere ist wenigstens ein lustiger und frivoler Bandit, der andere aber sogar ein zärtlicher empfindsamer Familienvater, der, um seiner Tochter die Ehe mit dem Geliebten, einem hochgeborenen Herrn, zu sichern, auf dem Todtenbette schwört, das Mädchen sei gar nicht sein Kind, sondern von ihm einer edeln Familie geraubt worden. Dieser romantische Bandit redet aber sehr viel, daher gehört er in die „Komische Oper“.*) So auch ist der Text von „Dinorah“ ein ernster, aber durch den Umstand, daß er Gespräche enthält, an die oben erwähnte Bühne gewiesen, die besonders zur Zeit, als Meyerbeer die Oper schrieb, noch immer als die vornehmste nach der „Großen Oper“ galt.

Die Untersuchung, warum der Componist der Hugenotten durchaus auch auf dem Theater glänzen wollte, auf welchem Auber und Adam herrschten, wäre heute eine müßige. Wir wollen uns daher nur an die gegebene Thatsache halten, an die Vorführung als Neuheit durch die Königliche Oper. Der Text ist nicht besser und nicht schlechter als die meisten der neufranzösischen Sensationsopern. Der Held Hoel bietet noch lange nicht so viel Sonderbarkeiten als der sentimentale Teufel Bertram. Er liebt Dinorah, will sie heirathen, da sie aber plötzlich verarmt, möchte er reich werden, und läßt sich von einem alten Bauer vorschwatzen, ein Schatz stecke in irgend einer Schlucht; um ihn zu heben müsse der betreffende Suchende ein Jahr lang fern von den Menschen in der Einsamkeit leben. Hoel geht in den Wald, Dinorah, die sich von ihm treulos verlassen wähnt, wird wahnsinnig, und schwärmt mit ihrer Ziege im Walde herum. Dort trifft sie Hoel im Momente, wo er nach seiner Rückkehr mit Corentin, dem Neffen jenes seither verstorbenen Bauers, den Schatz heben will. Diesen will der brave Held zuerst an den Schatz gehen lassen, weil, der Tradition gemäß, der zuerst ihn Berührende im selben Jahre sterben muß; der brave Corentin aber, der durch einen Legendensang der Dinorah diese Gefahr erfährt, will nun sie in die Schlucht senden, während ein Sturm hereinbricht; das arme Mädchen läuft ihrer Ziege nach, der Blitz trifft den Steg, über den sie eilt, sie stürzt ins Wasser, Hoel, der sie zuerst gar nicht erkannt hat (des Mannes Gedächtniß ist im Walde während eines Jahres doch sehr schwach geworden!), stürzt ihr nach, rettet seinen wahren Schatz, und gibt den eingebildeten in der Schlucht auf.

Wie schon gesagt, der Text kann nicht schlechter genannt werden als viele von beliebten Opern, er ist nur nicht geschickt behandelt. Der zweite Act schließt mit der Rettung Dinorahs, und der dritte bringt eine Menge ganz lose aufeinander folgender, mit der Handlung nicht im Geringsten zusammenhängender Scenen, damit eben die Zeit ausgefüllt werde; und gerade diese enthalten manche sehr hübsche Musik! Was eine Oper von Meyerbeer bietet, weiß heute jeder musikalisch einigermaßen Gebildete. Nachdem dieser Componist eine Zeit lang übermäßig gepriesen worden, wird er jetzt unverdient herabgesetzt. Es paßt so verschiedenartigen Leuten, ihr Müthchen an ihm zu kühlen. Eine spätere Zeit wird erkennen, daß dieser Meister der „französischen Sensations- und Raffinementsschule“ gar Manches geschrieben hat, was nur ein hochbegabter Deutscher schaffen konnte. Auch in der Dinorah lassen Lichtblitze den Componisten des vierten Actes der Hugenotten erkennen. Das Trio während des Sturmes (Ende des zweiten Actes) ist ein Meisterstück in Erfindung und großartiger Instrumentation. Das Duett zwischen Hoel und Corentin im ersten Acte enthält sehr geistreiche Momente. Die Legende Dinorahs vor dem Schattentanze ist stimmungsvoll. Die Zwischengesänge des dritten Actes, das Jägerlied mit fünf Hörnern, das Quartett der Hirtenknaben, des Jägers und Mähers sind schön und wirksam, können aber nicht nachhaltig wirken, weil sie sich eben außerhalb des Rahmens der Oper befinden. Die letzte Arie des Hoel würde ohne die vorhergehenden Abschweifungen besser gefallen; aber man will eben die noch vom zweiten Acte her ohnmächtige Dinorah nicht daliegen sehen, bis der Andere seine Arie abgesungen hat. Alles in Allem genommen ist die Dinorah viel besser als ihr Ruf; aber auf einer großen Bühne kann sie sich nur halten, wenn sie mit den später von Meyerbeer hinzucomponirten Recitativen gegeben wird. Die Gespräche sind störend. Von den Ausführenden ist vor Allen Fräulein Tagliana in der Titelrolle zu nennen, die in dieser so schweren und anstrengenden Partie wirklich Ausgezeichnetes leistete. Daß sie nicht so kräftig und leidenschaftlich sang, als die Rolle manchmal verlangt, auch die Wahnsinnserscheinungen sehr milderte, war für unser Gefühl eher angenehm. Herr Betz als Hoel, Herr Junck als Corentin waren sehr gut. Daß des Erstgenannten Stärke im Schönsingen und nicht im Sprechen beruht, ist altbekannt. Die kleineren Rollen waren vortrefflich besetzt. Das Jägerlied ward durch Herrn Krolop zur schönsten Geltung gebracht, im Quartettgebet entfalteten die Damen Pollak und Lammert, die Herren Hänsgen und Krolop so schönen Vortrag, daß ihnen stürmischer Beifall zu Theil ward. Der Chor konnte besser sein. Das Publicum zeigt sich sehr günstig gestimmt.

Fräulein Rolandt, die bisher in Wiesbaden als dramatische Sängerin sich großen Rufes erfreute und jetzt als Reise-Concertsängerin wirkt, ist in einem Eliteconcert des Wintergartens mit großem Erfolge aufgetreten. Sie besitzt eine erstaunliche Coloratur und viel Feuer im Vortrage. Die große Arie der Königin der Nacht wurde von ihr mit größter Kühnheit und Sicherheit der Staccati vorgetragen, sie nimmt nach dem achtmaligen C nicht das zweigestrichene F wie vorgeschrieben, sondern gar das dreigestrichene und hält es als Viertelnote. Ueber ihre Gesangskunst im Ganzen kann erst geurtheilt werden, wenn wir noch andere Stücke gehört haben, als die von ihr noch gewählten wenig gehaltvollen Lieder. Einstweilen wollen wir die immense Virtuosität bestätigen.

H. Ehrlich.

Dramatische Aufführungen.

Die Idealisten.

Schauspiel in fünf Acten von Gustav zu Putlitz.

(Kgl. Schauspielhaus.)

Freunden einer wohltemperirten Aufregung kann das neue Stück des liebenswürdigen Verfassers von „Rolf Berndt“ recht warm empfohlen werden. Sie finden hier sanfte Gefühle, zarte Thaten, feinen Edelmuth, anständige Menschen; auch die Handlung ist recht vornehm. Sie paßt herrlich für einen Einacter. Ein Offizier und eine verwittwete Tante entsagen großmüthig, damit ein junger Arzt ein hübsches Mädchen heirathen kann, das ihn ebenso wenig liebt, als er sie; am Ende wird natürlich der vierfache Irrthum aufgeklärt, und der Offizier reicht der Base und der Arzt der Wittwe die Hand zum doppelten Ehebunde. Ebenso ist die damit kunstvoll verbundene Nebenhandlung sehr einfach und bescheiden. Sie betrifft einen Vater, der seinen Sohn sucht. Während aber ein französischer Dramatiker aus diesem Sohne gewiß ein Kind der Liebe gemacht hätte, verwandelt ihn der geschmackvolle deutsche Autor in einen so legitimen Sprößling, als es sich in einer guten Gesellschaft überhaupt nur schicken kann. Dr. Leonhard Bach ist nämlich der Sohn eines während des Ehescheidungsprocesses plötzlich nach Amerika verreisten Vaters, der von dieser verspäteten Nachkommenschaft keine Ahnung hat. Kritische Gemüther werden hier vielleicht einwenden, daß der kinderfreundliche Storch nicht nur so unangemeldet zu erscheinen pflegt, und daß die Gerichte in derlei interessanten Fällen auch ein kräftig Wörtchen mitzusprechen haben; aber wer wollte im Verkehr mit dergleichen ehrenwerthen Menschen so unnachsichtig sein?!

Das Stück heißt also „Die Idealisten“, und es ist in der That eine der Wirklichkeit ziemlich entgegengesetzte und geradezu verkehrte Welt, die uns der Dichter zeigt. Sie wird bewohnt von ein paar verschrobenen, aber von Edelmuth durchdrungenen Käuzen, wunderlichen Fanatikern der

*) Bekanntlich konnte der „Freischütz“ in der Großen Oper nur mit den von Berlioz hinzucomponirten Recitativen gegeben werden. „Fidelio“ und die „Zauberflöte“ kamen erst vor etwa 20 Jahren in dem neuen „Théâtre lyrique“ zur Aufführung, wo auch Gounods „Margarethe“ zuerst gegeben worden ist.

Pflicht und Delicatesse. Sie handeln und sprechen niemals so, wie gewöhnliche Menschen handeln und sprechen würden. Darum nennt sie der Verfasser eben Idealisten. Da ist zum Beispiel ein vielversprechender junger Mann, der in Verzweiflung geräth, weil er einen Millionär zum Vater bekommen soll; zum Glück für ihn tröstet er sich bald über sein grausames Geschick. Fortwährend lauern diese Leutchen ihrem eigenen Empfinden auf. Die kleinste Seelenregung wird mit einer demonstrativen Wichtigkeit erörtert, als handelte es sich um die Existenz des mit Vorliebe citirten deutschen Vaterlandes; es ist eine subtile Selbstquälerei, die an Voltaires drastischen „Streit um Fliegeneier und Spinngewebe" erinnert. Auch ihre Sprache ist sehr zart und empfindsam. „Muß sich denn immer die Blüthe der Liebe erst im Thau der Thränen aus der Knospe ringen," seufzt eine schöne Seele. Aber just solche Liebe ist bei diesen Idealisten seltsam geartet. Sie ist keine himmelstrebende, verzehrende Flamme, sondern ein Lämpchen, das ein Hauch zum Verlöschen bringt. Beim ersten Hinderniß ist sie schon bereit zur Entsagung. Wo jedoch dies Hinderniß fehlt, da schafft man sich ein künstliches. Allein der gutherzige Dichter stellt das zarte Pflichtgefühl seiner Geschöpfe nicht auf allzu schwere Proben. Sie haben keine Anfechtungen, keine Kämpfe zu bestehen, sondern werden blos die Opfer von Mißverständnissen, die ein einziges Wort sofort lösen könnte, wenn das Stück leider nicht fünf Acte haben und einen Theaterabend füllen müßte.

In dieser tugendhaften Gesellschaft erfreuen sich auch die Realisten eines gar weichen Herzens. Der Intrigant des Stückes ist ein nach Batavia ausgewanderter Deutscher, aber er verkörpert das böse Princip nur darin, daß er sich sehr brummig und trotzig geberdet und in fremden Stuben den Panamahut auf dem Kopfe behält. Hinter dem rauhen Mynheer steckt ein ganz idealistischer Biedermann, der wehmüthig seiner verderbten Jugend gedenkt, über seine von ihm und aus dem Leben geschiedene Frau mit Thränen in den Augen spricht und sich weltschmerzlich nach einer freundlichen Hand sehnt, die ihm einst die Augen zudrücken wird. Er könnte jeden Augenblick „Was sich der Wald erzählt" zu dichten anfangen, ohne daß es uns Wunder nehmen würde. Richtig freut er sich denn auch ganz unbändig, wenn ihm in einem braven jungen Arzte sein leiblicher Sohn vorgestellt wird, verläßt sofort seine lucrativen Plantagen und schwört den Realismus ab, den besonders scharfsichtige Menschen, wie seine Partner, in ihm entdeckt zu haben glauben.

Das Beste ist jedenfalls die liebenswürdige Kleinmalerei aus dem Bürgerleben. Das Haus des Klavierlehrers Bach ist voll guter Menschen, unter denen es einem wohl gefallen würde. Mehrere reizende Genrescenen spielen sich da ab. Wie rührend ist z. B. die Liebe des Meisters und seiner Haushälterin Sanna zu ihrem Pflegesohn! Nur der Ton, den die beiden einander gegenüber anschlagen, behagt mir nicht sonderlich. Sie kann das unglückselige Klavierspiel nicht ausstehn, obwohl sie doch im Laufe von zwei Decennien reichlich Zeit hatte, sich an die „Musikmacherei" zu gewöhnen, und dies vielleicht um so eher, als sie selbst nebst der ganzen Familie davon lebt. Die alte Mamsell droht also immer, beim kleinsten Geklimper das lärmvolle Haus verlassen zu wollen, worauf sie dann von dem Klavierlehrer regelmäßig in rücksichtsloser Weise verspottet und mit wüthenderen Tastengriffen geneckt wird.

Diese drollige Tante Sanna wurde von Frau Frieb-Blumauer gespielt. Es war eine Musterleistung, wie man sie heutzutage immer seltener sieht. Ihr altjüngferlich herbes Wesen, ihre hausmütterliche Regsamkeit, die warmherzige Sorge um den Liebling, ihr naiver Kummer um ihr Geheimniß — sie hat die Identität des Bataviers mit Leonhards Vater sogleich entdeckt — das Alles war so ganz und voll aus dem Gemüthe geschöpft, daß man ob so viel Natur jede Kunst und sogar den Widersinn ihrer Rolle vergaß. Hätten die übrigen Darsteller Aehnliches geleistet oder auch nur erstrebt, so würde der Stellvertreter des abwesenden Autors, der Director der Königlichen Schauspiele, vielleicht nicht in die mißliche Lage gekommen sein, sich für die „warme Aufnahme" der Novität vor einem zischenden Publicum zu bedanken

Z.

Zur Eröffnung des Reichstags.

Der Tag, an welchem sich diesmal die Reichstagseröffnung vollzog, bezeichnet einen Wendepunkt in der parlamentarischen Entwicklung Deutschlands, und wird also, da das Schicksal Deutschlands mit seiner parlamentarischen Entwicklung unlösbar verknüpft ist, einer der großen Gedenktage in der Geschichte des Reichs sein. Das neueröffnete Parlament wird eine, hoffentlich bald auch äußerlich nur einen einzigen Körper bildende freisinnige Partei enthalten, welche an Zahl jedenfalls die vereinigte conservative Fraction, ja nach dem Anschlusse der zur Zeit noch unsichern und schwankenden liberalen Elemente sogar die des Centrums übersteigen wird; welche rückhaltslos für das große Ziel des freisinnigen Verfassungsstaats kämpfend eintreten wird; welche gerade aus ihrer Entschiedenheit die Zuversicht schöpft, zuletzt der Vereinigungspunkt aller freisinnigen Männer zu werden, und welche des festen Willens ist, den Kampf für den vollen Verfassungsgedanken unablässig zu führen, bis nach allen möglichen Wechselfällen das Ziel erreicht ist. Das charakteristische Kennzeichen der Zeit seit Gründung des Deutschen Reichs und des Norddeutschen Bundes war das von der Regierung mit aller Macht geförderte, von den Nationalliberalen zugelassene und begünstigte Zurücktreten des grundsätzlichen Verfassungsgedankens hinter eine Reihe einzelner Tageserscheinungen, zunächst der freisinnigen volkswirthschaftlichen Gesetzgebung, dann des Culturkampfs, dazwischen durch der auswärtigen Politik, zuletzt der geplanten socialen Reformen. Der Wille und die Aufgabe der neuen freisinnigen Partei ist es, den Verfassungsgedanken wieder auf die Stelle zu erheben, die ihm gebührt; nämlich auf die erste und oberste, und seiner Verfolgung die einzelnen Fragen und Zwecke des wechselnden Tagesinteresses unterzuordnen.

Der erste Schritt dazu ist Verbreitung voller Klarheit über die neugeschaffene Lage, der Ausschließung jeder Verdunkelung. Die Nation muß wissen, daß die freisinnige Partei einen folgenschweren Sieg errungen hat; sie muß den Gegensatz zwischen der bisherigen und der neuen Lage deutlich erkennen; sie muß wissen, daß es die große, politische Verfassungsfrage ist, die den Mittelpunkt des parlamentarischen Kampfes bilden wird. Die freisinnige Partei hat ein einfaches und sicheres Mittel, um diese Wirkung hervorzubringen. Es ist ein alter und allgemeiner, auf guten praktischen Gründen beruhender constitutioneller Brauch, jede Thronrede oder wenigstens die in einem bedeutsamen Augenblicke gehaltene Thronrede mit einer Adresse zu beantworten. Auch in Deutschland war dieser Brauch heimisch gewesen, aber er verschwand seit der Zeit, wo die parlamentarischen Gewalten sich gleichsam gutwillig in den Niedergang des Princips, das sie vertraten, zu schicken schienen. Die freisinnige Partei, die den Willen hat, der parlamentarischen Gewalt wieder zu der Bedeutung zu verhelfen, die ihr von Rechts- und Naturwegen gebührt, würde mit der Beantragung einer Adresse diesen ihren Willen von vorneherein bekräftigen. Aber es gibt noch tiefere und gewichtigere Gründe dafür. Die Lage erheischt gebieterisch eine erschöpfende und zusammenhängende Darlegung, eine rückhaltslose Beleuchtung der Vergangenheit, eine feste Weisung für die Zukunft, wie sie nur in einer Adresse und Adreßdebatte gegeben werden kann. Der Reichstag sollte es sich nicht nehmen lassen, sein Verdict in einem so kritischen Augenblicke wie dem gegenwärtigen, mit der ganzen majestätischen Wucht, deren er fähig ist, abzugeben. Es ist eine Nothwendigkeit und eine Pflicht nach oben und nach unten hin. Es ist eine nebensächliche Frage, ob die Adresse schließlich angenommen wird. Es wäre dies, wenn sich die Adresse streng auf die Behandlung der großen constitutionellen Principfrage beschränkte, keineswegs unmöglich. Der Hauptzweck aber würde durch die bloße Einbringung eines Entwurfs, über den sich Alles, was wirklich freisinnig ist, geeinigt hätte, und durch die Debatte erreicht werden. Wenn der Reichstag auch nicht dazu käme, in dem Schwanken der Gegenwart einen festen Punkt zu gewinnen: die freisinnige Partei würde einen solchen gewonnen und tageshelle Klarheit im Lande geschaffen, sie würde außerdem einen großen Schritt zu ihrer innern Verschmelzung gethan haben.

—r.

Notizen.

Noch einmal der Schillerpreis.

Der Aufsatz von Otto Brahm: „Der Schillerpreis" in Nr. 45 dieses Blattes hat uns eine bedeutende Anzahl von offenen und privaten Briefen eingetragen. Sie stammen zum Theil aus dem großen Publicum und beweisen zuvörderst, daß die alle drei Jahre wiederkehrende Prämiirung als ein allgemein interessantes Ereigniß aufgefaßt wird. Wichtiger als

diese Kundgebungen, welche sich meist darauf beschränken, ein von der Commission vorgeschlagenes oder ignorirtes Drama als das Preisstück par excellence zu empfehlen, sind die Aeußerungen aus Schriftstellerkreisen. Auch einige der zur Krönung vorgeschlagenen Dichter ließen sich hören. Letztere sind freilich der Ansicht, daß unser Mitarbeiter mehr die Schatten- als die Lichtseiten ihres Werkes hervorgehoben habe und daß die Pointe seines Artikels, keines der in engere Wahl gekommenen Stücke verdiene die gedachte Auszeichnung, verwerflich sei. Ein Offener Brief aus einer süddeutschen Stadt, von einem unserer besten Aesthetiker herrührend, weiß einen Mittelweg, der entschieden Beachtung verdient. „Angenommen aber nicht zugegeben," lautet er ungefähr, „daß keines der empfohlenen Stücke schwer genug in die Wagschale fällt, um eine Prämie zu verdienen, warum will man nicht, wie Anno 1878 mit Anzengruber, Nissel und Wilbrandt geschehen, keineswegs eine bestimmte Dichtung, sondern den Dichter und seine Gesammtleistung einer solchen Aufmunterung würdigen?" Im weiteren schlägt Einsender vor, also nicht Greifs „Prinz Eugen" zu krönen, wohl aber den Dichter der erfolgreichen Schauspiele: Corfiz Ulfeldt, Nero, Marino Falieri. Ein Anderer, der Altmeister unserer Dramatiker und Bühnenpraktiker, frägt unwirsch, weshalb denn die Preisrichter Siegerts „Klytämnestra" vergessen haben, welche von Hettner, Vischer, Laube das beste Drama seit einem Decenniam genannt werde, soeben in Frankfurt einen großen Bühnenerfolg errungen habe und im Hofburgtheater zur Aufführung angenommen sei.

Sed surdo narrabant fabulam. Der „Reichsanzeiger" vom 10. November enthält den von unserem Mitarbeiter in Aussicht gestellten Erlaß: daß die durch königliches Vertrauen berufene Commission von Sachverständigen nicht in der Lage sei, den durch die Munificenz der preußischen Krone zum Andenken an Schiller gestifteten Tausendthalerpreis zur Vertheilung zu bringen, indem keines der im letzten Triennium erschienenen dramatischen Werke desselben würdig erschienen sei. Im Anschluß an dieses Urtheil erlauben wir uns nur die ergebene Frage, ob der Preis zur Abschreckung strebsamer Talente oder zur Ermunterung und Förderung der dramatischen Production geschaffen wurde. Nach unserer unmaßgeblichen Meinung hätte in Ermanglung eines epochemachenden Werkes doch wenigstens das relativ beste gekrönt werden sollen. Daß das Niveau nicht gar niedrig gesunken wäre, beweisen die von Otto Brahm genannten Stücke, unter welchen sich doch ein Drama wie Joseph Victor Widmanns „Oenone" befindet. Ganz abgesehen von Siegerts „Klytämnestra", das die Commission gar nicht zu kennen scheint.

Offene Briefe und Antworten.

Noch ein Wort über irische Zustände.

Geehrtester Herr Redacteur!

In Nummer 41 der „Gegenwart" ist ein Leitartikel aus der verehrten Feder Karl Blinds erschienen. In diesem Aufsatz veröffentlicht er einige Mittheilungen über das Wesen und Verfahren der irischen Landliga, welche, wie es mir scheint, die Ansichten seiner Leser über diese — für uns wenigstens — sehr wichtige Erscheinung unserer Zeit mehrfach irre zu führen geneigt sind.

Zuerst möchte ich es klar verständlich machen, daß die Liga bei ihrem Entstehen gar keine Verbindung mit der Kirche hatte. Michael Davitt, der Stifter der Agitation, ist an Geist und Charakter ein Nachfolger der „Männer von 1848", wovon manche (ich erwähne nur John Mitchel und Smith O'Brien) ebenso hochgebildete und freisinnige Männer waren, wie es irgend ein Freund der geistigen sowohl als der persönlichen Freiheit verlangen könnte. Parnell und einige andere Führer sind Protestanten, der erstgenannte hat sogar im Unterhause (bei der Frage der Zulassungsfähigkeit Bradlaughs) seine Stimme zu Gunsten des Atheisten zu geben gewagt. Wie kommt es denn, daß der Priesterstand, dessen Opposition bekanntlich die Empörung von 1848 schon bei ihrem Anfang vernichtete, nun so eifrig an der jetzigen Landliga Theil nimmt? Nun, um diese Frage zu beantworten müssen wir darauf aufmerksam machen, daß die Priester damals größtentheils auf dem theologischen Seminar von St. Omer in Frankreich erzogen wurden und sehr kluge, vorsichtige, gebildete Männer waren, welche die Geschichte, die Grundsätze und die eigentlichen Ziele ihrer Organisation mit vollem Bewußtsein verstanden. Heutzutage aber stammen sie, viel mehr als früher, aus dem niedrigsten Bauernstande, und beziehen nicht mehr das Seminar von St. Omer, sondern das irische College of Maynooth, wo der Einfluß der großen festländischen herkömmlichen Ueberlieferungen und Cultur der alleinseligmachenden Kirche sich gar nicht so fühlbar macht. Die meisten der jetzigen Priester nehmen also im höchsten Grade an den irischen Volksideen und dem erblichen Agrarhaß der Bauern Theil und begreifen nicht, wie es ihre Vorgänger wohl begriffen hatten, daß die Bildung eines freien selbstständigen Bauernstandes stets der katholischen Kirche den größten Schaden verursacht und verursachen muß. Dies einzusehen sind sie nicht fähig. Aber es existirt eine Partei, der die Resultate der Landagitation ganz klar vorliegen und welche vom Anfang an sich der Liga gegenüber feindlich gezeigt hat. Diese Partei, welche als Haupt den Erzbischof von Dublin, Mac Hale, anerkennt und größtentheils aus den älteren zu St. Omer erzogenen Priestern besteht, weiß nur zu wohl, daß die Abschaffung des gehaßten protestantischen Besitzthums in Irland der Sache der katholischen Kirche keineswegs vortheilhaft wäre. Was aber ihren öffentlichen Widerstand betrifft, gründete sie denselben zuerst auf die Behauptung, daß die Verweigerung der verlangten Renten da, wo der Pächter zugleich das Land festzuhalten entschlossen war, eine Beraubung sei. Ueber diese Frage wurde weit und breit verhandelt, aber die Meinungen darüber waren, selbst unter den Bischöfen, so verschieden, daß es unmöglich schien, das Verfahren der Liga als principiell unredlich zu brandmarken. Es dauerte aber nicht lange, bis die Liga der alt-clerikalen Partei eine bessere Angriffslinie bot. Die Liga faßte also den Entschluß, sich mit der radicalen Partei in Frankreich zu verbinden und die Bestrebungen der gedrückten irischen Bauern mit denen des Armenstandes des ganzen Europa in Zusammenhang zu bringen. Diese Idee wurde thätig verfolgt. Gesandte wurden nach Paris geschickt und von den dortigen Revolutionären, besonders von Victor Hugo, herzlich empfangen. Diese Handlung von Seiten der Liga, welche ihren Antikatholicismus so klar zu Tage treten läßt, ist Karl Blind unbemerkt geblieben. Aber der alt-clerikalen Partei blieb sie wohl nicht unbemerkt, und Mac Hale und Genossen donnerten in Pastoralen, Predigten und Schriften aller Art gegen die „Allianz mit den Ungläubigen". Hier fühlten sie mit Recht, daß sie auf festem Boden standen. Kein Priester in Irland wagte es, den Zusammenhang mit dem berühmten Freidenker zu begünstigen, und das Volk zeigte sich noch immer der geistlichen Herrschaft so unterworfen, daß die erfolgreiche Fortsetzung der Agitation ohne priesterliche Bewilligung hoffnungslos schien. Die Verknüpfungen mit den Pariser Radicalen mußten also nach einer Zeit der Versuche und des Zögerns abgebrochen werden.

Beiden Parteien ist es also gelungen, die andere zu beeinträchtigen. Die Alt-Clerikalen finden, daß sie, nun die Liga sich von der französischen Allianz losgesagt, im Kampf gegen dieselbe nicht weiter mächtig sind. Die Liga findet sich ihrerseits manchmal genöthigt, vor Geßlers Hut das Haupt zu beugen, da das „schwarze, geistumnachtete Zwing-Uri" noch von dem irischen Bauer als eine Zufluchtsstätte vor der Tyrannei des Besitzthums betrachtet wird. Aber daß die Hauptzwecke der Liga wesentlich anti-katholisch sind, ist Niemandem klarer bewußt, als der echt-katholischen Partei in Irland.

Indem ich schließlich noch auf den leader in Nr. 12 Ihrer geschätzten Zeitschrift verweise, wo eine offenbar aus den directesten Quellen schöpfende Persönlichkeit die irischen Zustände, soweit sie das neueste Verhältniß zwischen Westminster und Vatikan beeinflussen, kurz und treffend charakterisirt,

zeichne ich in vorzüglicher Hochachtung

Roscrea, Irland. Ein Irländer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 48. Berlin, den 26. November 1881. Band XX.

Die Gegenwart

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern *M* 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt:

Die Zusammensetzung des neuen Reichstages.

Die politische Zerfahrenheit und das Bestreben der einzelnen Parteien, überall eigene Candidaten aufzustellen, kam in einer ungemein großen Zahl von Stichwahlen zum Ausdruck. Nur 294 definitive Wahlen fanden in 397 Wahlkreisen statt, in 103 Wahlkreisen hatte keiner der Candidaten die absolute Majorität der gültigen Stimmen erlangt und die Wähler mußten noch einmal an die Urne treten. Die wunderbarsten Combinationen wurden bei den Stichwahlen in Anwendung gebracht. Offen plaidirten conservative Blätter und Führer für die Wahl eines Socialdemokraten gegenüber einem Fortschrittler, da nach ihrer Ansicht die Wahl eines Socialdemokraten das kleinere Uebel sei. Kurz vor dem 12. November fanden Unterhandlungen zwischen den conservativen Führern und den Socialdemokraten statt, um gemeinsam die Fortschrittler Klotz und Träger in Berlin zu Fall zu bringen. Diese Unterhandlungen sind freilich an dem Widerspruch der Socialdemokratie gescheitert; dennoch haben viele Conservative an jenem Tage ihre Stimmen für Hasenclever und Bebel abgegeben. Und auch das Pendant hierzu fehlt nicht. So ist z. B. in Karlsruhe der Versuch gemacht worden, die Socialdemokraten für die Conservativen zu gewinnen. Ueberaus gespannt war man, welche Parole das Centrum für die Stichwahlen ausgeben und wie es sich zu den einzelnen Parteien stellen würde. Selbstverständlich wußte man, daß die Stellung des Candidaten zum Culturkampf der Angelpunkt sein würde; eine solche Erklärung lag auch bereits wenige Tage nach der Wahl in der „Germania" vor, aber am Schluß dieser Erklärung wurde deutlich ausgesprochen, daß in der Regel, wenn Licht und Schatten gleich vertheilt wären, der Conservative vorzuziehen sei. Einzelne Lokalgrößen waren mit dieser, im Allgemeinen ausgegebenen Parole nicht einverstanden; sie erklärten offen, bei Stichwahlen sollte man sich einfach von dem Geschäftsprincip leiten lassen: „do ut des". Aber auch diese echt kaufmännische Anschauung wurde wiederum oft von den Wählern nicht befolgt.

Die Stellung der Socialdemokratie für die Stichwahlen war klar vorgezeichnet. Der ausschlaggebende Gesichtspunkt für sie konnte nur die Haltung des Candidaten zum Socialistengesetz sein. Wie Bebel und Liebknecht verkündeten, sollten keinem Candidaten socialistische Stimmen zufallen, der jenes Gesetz gutheiße, aber auch die so wohl geschulten Socialdemokraten sind von dieser Parole abgewichen.

Verhältnißmäßig schwierig war die Stellung der liberalen Parteien zu den Stichwahlen. Es fehlt auch hier nicht an Stimmen, welche die Stichwahlen als ein Geschäft betrachteten, wobei nur der Preiscourant, der geboten, den Ausschlag gebe. Im Großen und Ganzen herrschte jedoch die Ansicht vor, daß man unter allen Umständen gegen einen Socialdemokraten stimmen müsse; zwischen Altconservativen und Clerikalen sei kein Unterschied; Freiconservative seien im Allgemeinen Altconservativen und Clerikalen vorzuziehen. In den verschiedenen Abstufungen innerhalb der liberalen Parteien wurde die oben angegebene Parole jedoch nicht überall gleich freundlich aufgenommen. Gewisse Kreise behaupteten, ein Centrumsmann sei einem Freiconservativen vorzuziehen, da ersterer noch in manchen Fällen, letzterer nie Opposition mache. Um die Parteinahme für einen Centrumsmann noch mehr zu rechtfertigen, wies man darauf hin, daß das Centrum, welches Niemanden mehr hasse als die Freiconservativen, diese bereitwilligsten Träger des Culturkampfes, sich überall vorgenommen habe, letztere zu Fall zu bringen. Verbissene extreme Kreise liebäugelten nach wie vor stark mit der Socialdemokratie, das fortschrittlich-demokratische Comité beschloß in Hanau für den Socialisten Carl Frohme gegen den hochconservativen Prediger und Redacteur Dietz zu stimmen.

Unter geradezu fieberhafter Erregung sah man dem Ausfall der Stichwahlen entgegen. Die erste Schlacht sollte in den rheinischen Industrieorten Elberfeld-Barmen geschlagen werden. Hier standen sich Socialdemokraten (Moses Oppenheimer) und Fortschrittler (Reinhard Schmidt) gegenüber. Herr Windthorst hatte hier die Clerikalen angewiesen, für Schmidt zu stimmen; sie folgten seinem Gebot, und da die Freiconservativen ebenfalls für den Fortschritt eintraten, so wurde dieser im letzten Reichstag durch Hasselmann vertretene Sitz den Socialdemokraten abgenommen. In einem zweiten ähnlichen Fall, in Mainz, folgten die Clerikalen Herrn Windthorsts Gebot nicht, und die Behauptung, daß bei den Stichwahlen die wunderbarsten Complicationen den Ausschlag gegeben haben, tritt nirgends prägnanter hervor, als wie durch das Verhalten der einzelnen Parteien den Socialdemokraten gegenüber.

Neben der anfangs aufgetauchten Strömung, welche die Socialdemokratie ganz aus dem Reichstag verdrängen wollte, trat eine andere immer stärker werdende mit der Behauptung hervor: 10—12 Socialdemokraten im Reichstage schadeten nichts; es wäre nothwendig, daß auch diese Partei ihre Vertretung habe. Von dieser Anschauung scheinen auch die Clerikalen in Mainz beherrscht worden zu sein, hier standen sich Philipps (Fortschr.) und Liebknecht (Soc.) gegenüber, das Centrum verhalf Liebknecht zum Sieg. Das Centrum zahlte hier den Dank zurück, den es von 1878 den Socialdemokraten schuldete, welche damals für Moufang votirten. Hatten in Mainz die Clerikalen den Socia-

listen geholfen, so fanden letztere in Breslan bei den Conservativen noch hülfreichere Freunde. Breslau, die zweite Stadt des Königreichs Preußen, entsendete zwei Socialdemokraten, den Schriftsteller W. Hosenclever und Sattler Kräcker in den Reichstag. Die socialdemokratischen Condidaten hatten daselbst am 27. October 5242 und 4955 Stimmen, die fortschrittlichen 4335 und 6021, die conservativen 4152 und 3430; bei der Stichwahl am 7. Nov. gingen die socialdemokratischen auf 8455 resp. 8312 in die Höhe. Im Wahldezirk Kröcker ergidt die Addition der im ersten Wahlgang für den socialdemokratischen (4955) und den conservativen Candidaten (3430) abgegebenen Stimmen, fast genau die Stimmenzahl (8312), welche in der Stichwahl der Socialdemokrat erhielt. In dem anderen Bezirk stimmt das Rechenexempel zwar nicht so genau, aber immhin wird man dehaupten können, doß die 3000 Stimmen, welche der Socialdemokrat in der Stichwahl mehr erhielt, zum großen Theil aus dem conservativen Heerlager gekommen sind. Das Hauptorgan der Conservativen Breslans hotte ja die Socioldemokraten als harmlose Menschen geschildert, die weder an Communismus oder Atheismus 2c. dächten. Derselben Meinung scheinen die Conservativen in Frankfurt a. M. auch gewesen zu sein. Geschlossen stimmten sie für den Socialisten Döll gegen Sonnemann. Aehnliches läßt sich aus den Zahlengruppirungen in Berlin nachweisen. Die Anhönger des antifortschrittlichen Candidaten Meyer resp. Wogner warfen in der Stichwahl zum großen Theil ihre Stimmen zu Gunsten der Socialdemokraten in die Wagschale. Wos den Conservativen erlaudt war, das scheinen die Demokraten und Fortschrittler in Hanau und zum Theil ouch in Offenbach nicht für verdoten zu halten. In Hanau erließ dos demokratisch-fortschrittliche Comité sogar einen Aufruf zu Gunsten des Socialisten Carl Frohme. Dies Liebäugeln mit den Socioldemokraten trat anch in anderen Wahlkreisen hervor und ihre in den Stichwahlen errungenen großen Erfolge verdankt die Socialdemokratie nur zum Theil ihrer eigenen Kraft, denn sie wurde durch alle anderen Parteien, mit Ausnahme der Nationalliberalen und Freiconservativen, unterstützt. Im Gegensatz zu den Wahlen von 1878 ist diese Theilnahme und Mithülfe für die „Enterdten" vielleicht der charakteristischste Zug der ganzen Wahlbewegnng. Im Königreich Sachsen dlieb man jedoch der Parole des Johres 1878, „Kampf oller Ordnungsparteien gegen die Socialdemokratie", treu; in Dresden unterlag der Coalition aller Parteien der rhetorisch begadteste und sympathischste Socialdemokrot August Bedel.

Ein anderer für die Stichwahlen hervorstechender Zug war der, daß sie den Charakter der Verschiedung nach links noch stärker zum Austrag drachten, als die Hauptwahlen am 27. October. So errongen bei den Stichwohlen die Freiconservativen nur zwei Siege und die liberole Gruppe wurde überall aufs Haupt geschlagen, so daß dieselbe vollständig aus dem Reichstage verschwunden ist. Die größten Erfolge gewannen bei den Stichwahlen die Secessionisten nnd die Fortschrittspartei, diese dlieden in 37 Wahlen 31 Mal siegreich und in fünf von diesen sechs Fällen, wo die Partei geschlagen wurde, waren die Socialdemolroten Sieger.

Mit diesem starken Hauptstrom der Stichwahl nach links ging noch ein anderer, der auch diejenigen Politiker nicht verschonte, die mit ihrer sonst liberalen Gesinnung schutzzöllnerische Anschauungen verbanden. In den Stichwahlen wurden die dewährten Parlamentarier Löwe-Calbe und Berger-Witten aus ihren alten Wohlkreisen verdrängt, nnd hauptsächlich dieser antischutzzöllnerische Hauch war es, der die schutzzöllnerische liberale Gruppe fortwehte.

Wenden wir uns dem Stärleverhältniß der einzelnen Parteien zu.

Wie im früheren Reichstoge, so wird auch in diesem das Centrum die stärkste Fraction sein, jetzt 110, früher 105 Sitze. Nennenswerthe Veränderungen unter den Persönlichkeiten sind nicht zu verzeichnen.

Die zweitstärkste Fraction wird die Fortschrittspartei sein. Sie zählt 63 Mitglieder, früher 28. Von bekonnten Führern ist Günther-Nürnberg nicht wiedergewählt; er wird aber durch die Nachwahl in Berlin V ein Mandat erlangen. Die der Fortschrittspartei verwandten Secessionisten sind von 21 auf 40 angewochsen. Die Führer der Partei sind sämmtlich wiedergewählt, v. Forckenbeck sogar dreimol, Rickert, Lüders zweimal. Die Nationalliberalen sind von 65 auf 45 zusammengeschmolzen; von bekonnten Führern werden Dr. Weber, Prof. Cuny, Landgerichtsdirector Rieser, der Führer der badischen Liberalen, fehlen.

Die Conservativen haben freilich nur 7 Verluste erlitten — sie sind von 58 auf 52 zurückgegangen —, ober ihre bedeutendsten Kräfte sind geschlagen: die Herren v. Marschall, v. Hellborf, v. Rauchhaupt, und die Führer der agrarischen Richtung Frhr. v. Mirbach, Graf Udo v. Stolberg. Von neuen Mitgliedern der Partei ist zu nennen Hofprediger Stöcker, der doppelt gewählt wurde.

Die Freiconservativen sind fast auf die Hälfte reducirt, früher 49, jetzt 26. Sie haben den Verlust aller ihrer bekanntesten Führer und Mitglieder zu beklagen, wir nennen die Herren v. Kardorff, der zuerst mit seiner Broschüre: „Gegen den Strom", das Signal gegen Deldrück und damit gegen den Freihandel gad, Minister Lucius, der Botschafter in Poris Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Hohenlohe-Langenburg, v. Bornbüler, Graf Wilhelm Bismarck, Grof v. Frankenberg.

Von den lleinen Gruppen haden die Demokraten sich fast verdoppelt, früher 5 jetzt 9, die Mitglieder des früheren Reichstags sind wiedergewählt; die Polen haden 4 Gewinne zu verzeichnen, die Fraction wird jetzt 18 Mitglieder zählen. Die Socialdemokraten hoden jetzt 13 Mandäte inne, früher 10; Liedknecht ist doppelt gewählt, in Offenbach und Mainz; Bebel ist im Wahlkampf vom Glück nicht degünstigt gewesen, soll aber noch einmal bei der Nachwahl in Mainz candidiren. Unter den 13 Socialdemokraten definden sich 7 parlamentarische Neulinge. Ans Elsaß, 15 Abgeordnete, sind diesmal keine Autonomisten gekommen.

Nach Provinzen und Ländern betrachtet, gibt das Wahlergebniß zu folgenden Bemerkungen Anlaß. Während die conservative Strömung, von der im Jahre 1878 die Wahlen deeinflußt wurden, sich als eine wesentlich prenßische charakterisirte, hat sich diesmal der Hauch nach links als ein allgemeiner, als ein durch ganz Deutschlond gehender gezeigt. Die Domäne der Deutschconservativen ist diesmal auch wieder Pommern gewesen; von den 14 Sitzen der Provinz haben die Conservativen 11 inne, in Ostpreußen haden sie von ihren 13 fünf an die Fortschrittspartei abtreten müssen, in Westfalen dagegen noch zwei erobert. Die Freiconservativen sind noch am meisten in Württemberg (6), im Königreich Sachsen (5) verbreitet, in deiden Ländern haden sie oder ihren alten Besitzstond nicht dehaupten können; aus dem Königreich Bayern sind sie ganz verdrängt; ihre drei Sitze haben sie eingebüßt und ihre 31 Sitze, üder die sie in Preußen verfügten, sind auf 12 zusammengeschmolzen. Namentlich in Schlesien und Sachsen war ihnen das Glück ungünstig. Die liberale Gruppe, die ehemals mehrere Sitze in Schlesien, in der Rheinprovinz, tn Oberfranlen, Sachsen und Württemberg hotte, existirt nicht mehr. Die Hauptherde des Centrums sind die Rheinprovinz mit 28, Westfalen mit 9 und Bayern mit 31 Plätzen, in Schlesien hat das Centrum zu seinen 11 Sitzen noch drei neue hinzugefügt. Hannover und Sachsen, welche disher dos Hauptcontingent der nationalliberalen Abgeordneten stellten, haden diesmal zum Theil eine andere Vertretung geschickt; in Hannover hat zum ersten Mal die Fortschrittspartei Bresche gelegt, in der Provinz Sachsen haben die Secessionisten festen Boden gefaßt. Die Pfolz ist den Nationalliderolen tren gedlieben, alle 6 Sitze gehören ihnen. Die Secessionisten haben sich außer in der Provinz Sachsen auch in Schlesien gut ausgebreitet. Die Fortschrittspartei hat ihre höchste Ziffer (11) in der Provinz Brandenburg, freilich befindet sich Berlin mit seinen sechs fortschrittlichen Abgeordneten darunter; in Ostpreußen hat die Partei fünf Sitze zurückerodert, vier in der Provinz Sachsen, in Schleswig-Holstein fünf, in

Hessen-Nassau vier Sitze. Namentlich die kleinsten deutschen Staaten, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Lübeck, Hamburg, haben sich zur Fortschrittspartei bekannt, während in den thüringischen Staaten, den Herzogthümern und Großherzogthümern Seeessionisten und Nationalliberale vorherrschen. Polen sind nur aus Westpreußen und der Provinz Posen gekommen. Socialdemokraten finden sich überall zerstreut; ihre Hauptdomäne ist das Königreich Sachsen geblieben, das 4 Socialdemokraten ins Parlament entsendet.

Die Reichstagseröffnung ist diesmal dem Schlußtermin der letzten Stichwahlen hart auf dem Fuße gefolgt, in derselben Woche, wo dieselben stattfanden, trat der Reichstag zusammen und selten oder nie sind unter trüberen Auspicien und unklareren Aussichten die gewählten Vertreter des Volkes zusammengekommen.

Franz Holzerland.

Kosmopolitische Zeit.

Seitdem Clondius Ptolomäus von Alexandria seinen Meridian fixirte, ist eine ganze Reihe von Meridionen zur Ausgangslinie der Längen- und Zeitbestimmungen ausersehen worden. Vorzüglich wurde den Meridianen der Hauptstädte oder den wichtigsten astronomischen Observatorien die Rolle zugetheilt. Das Vorhandensein mehrerer Anfangsmeridiane hatte so lange wenig auf sich, als sich noch der Verkehr in seinen alten Dimensionen bewegte. Seitdem aber sowohl der Landverkehr als die Schifffahrt von der Dampfkraft beherrscht wird, seitdem die Elektricität Nachrichten in nicht meßbarer Geschwindigkeit auf der Erdoberfläche vertheilt, seitdem haben sich in Folge der Verschiedenheit der Meridione mancherlei Verwechselungen zugetragen, welche die gemeinschaftliche Festsetzung eines Meridions dringend wünschenswerth erscheinen lassen. In der That hat man sich auch bereits eine lange Reihe von Jahren mit diesem Problem beschäftigt; die Frage ist sowohl von verschiedenen Gesellschaften erörtert, als auch auf den Geographischen Congressen zu Antwerpen, Paris und in diesem Jahre in Venedig behandelt worden. Bis jetzt gelang es durchaus nicht, sich über einen gemeinschaftlichen Nullmeridian zu einigen, weil die Engländer an dem Meridian von Greenwich, die Franzosen an dem von Paris festhielten und die Deutschen den von Ferro weder zu Gunsten der Vorstadt von London noch der französischen Hauptstadt opfern wollten. Auch der Vorschlag, einen ganz neuen Anfangsmeridian festzusetzen, ist bis jetzt erfolglos geblieben.

Inzwischen werden die Gründe immer dringender, welche Regelung dieser Frage erheischen. Die Interessen der Geographie, der Astronomie, der Schifffohrt und des ganzen socialen Lebens kommen hier in gleichem Maße in Betracht. In letzterer Hinsicht ist namentlich anzuführen, daß, je mehr die Cultur fortschreitet, desto mehr die Zeit und daher auch eine genaue Zeitrechnung an Werth gewinnt. Im selben Momente ist in Bombay Mittag, während an der westlichen Küste von Kamtschatka Sonnenuntergang und am Ausgang des californischen Meerbusens Mitternacht eingetreten ist. So lange die Uebermittelung von Nachrichten zwischen entfernten Orten Tage, Wochen und Monate in Anspruch nahm, fiel es nicht ins Gewicht, an welchem bis auf den Tag genauen Datum das berichtete Ereigniß stattgefunden hat. Nachdem aber der elektrische Draht den Erdball umwindet und während eines kleinen Bruchtheils einer Sekunde die entferntesten Gegenden mit einander in Verbindung bringt, muß man, um Confusion zu vermeiden, sich darüber einigen, von welcher Linie aus die Zeitbestimmung ihren Anfang nehmen soll. Der bürgerliche Tag beginnt zwölf Stunden eher, als die Sonne den Meridian des Ortes passirt, und endigt zwölf Stunden nach diesem Zeitpunkt. Da nun in Folge der Umdrehung der Erde in jedem Augenblicke ein neuer Meridian den Mittelpunkt der Sonnenscheibe passirt, so beginnt in jedem Augenblicke an einem anderen Orte ein neuer Tag. Die verschiedenen Tage decken sich theilweise. Gleichzeitige Tage haben aber nur die Orte desselben Meridians. Daher kann nach der bisherigen Zeiteintheilung ein an irgend einem Orte passirtes Ereigniß für gewisse Orte gestern, für andere erst am folgenden Tage stattgefunden haben. Beim Uebergang eines Monats in einen anderen oder eines Jahres in ein anderes kann daher dasselbe Ereigniß in verschiedenen Orten als in verschiedenen Monaten und Jahren stattgefunden betrachtet werden. Ein solches System birgt die Möglichkeit von Verwirrungen nicht nur in der Chronologie, sondern auch im commerciellen Verkehr in sich.

Die sich hieraus ergebenden Schwierigkeiten sind praktisch bisher in dem Lande am meisten gefühlt worden, in welchem sich der Verkehr auf der breitesten Fläche entwickelt hat, nämlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Auch in Europa hat der von Osten nach Westen oder umgekehrt reisende Passagier fortwährend Zeitverschiedenheiten in Rechnung zu ziehen, indessen verlieren diese Verschiedenheiten an Bedeutung, weil der Reisende mit dem Ueberschreiten jeder Grenze ohnedies in grundverschiedene Verhältnisse tritt. In den Vereinigten Staaten dagegen, in welchen es Zollgrenzen und Paßrevisionen nicht gibt, in welchen auch dasselbe Eisenbahnmaterial größere Strecken als bei uns zu durchlaufen pflegt, da kommt bei sich sonst gleichbleibenden Verhältnissen die Verschiedenheit der Zeit doppelt störend in Betracht. Die Eisenbahndirectoren haben sich daher in der Nothwendigkeit gesehen, aus eigener Initiative für ihre Linien maßgebende Zeiten bei sich einzuführen. Um Sicherheit in den Eisenbahndienst zu bringen, hat man für gewisse Linien Normalzeiten mit Außerachtlassung der lokalen Zeit festgesetzt. Die Eisenbahncoursbücher für die Vereinigten Staaten und Canada basiren daher auf etwa 75 verschiedenen Zeiten. Auf sehr vielen Plätzen differiren demzufolge die Ortszeit und Bahnzeit ganz erheblich.

Daher ist in den Vereinigten Staaten eine Bewegung entstanden, welche auf eine befriedigende Reform unserer Zeitrechnung hintreibt. An den bezüglichen Discussionen haben sowohl das Wissenschaftliche Institut von Canada, die Amerikanische Metereologische Gesellschaft, die Amerikanische Gesellschaft der Civil-Ingenieure, die Amerikanische Vereinigung für die Beförderung der Wissenschaften und andere Vereinigungen lebhaften Antheil genommen. Die großen Eisenbahn- und Telegraphen-Gesellschaften haben ihr Interesse an der Lösung der hier beregten Frage wiederholt anerkannt. Besonderer Werth wird allgemein darauf gelegt, das neue Zeitsystem möglichst einfach zu gestalten, damit es überall schnell Eingang finde.

Den Bestrebungen in dieser Richtung hat der Delegirte der Vereinigten Staaten und von Canada, Herr Sandfort Fleming, auf dem jüngst in Venedig abgehaltenen Geographischen Congresse Ausdruck gegeben. Er hat dem Congresse eine Reihe von Vorschlägen unterbreitet, welche hier auszugsweise wiedergegeben werden sollen. Es wird hierauch empfohlen, eine Normalzeit festzusetzen, welche allen Völkern des Erdballs gemein sei. Diese Zeit soll den Namen „kosmopolitische Zeit" führen. Die kosmopolitische Zeit soll auf der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse beruhen und durch die Passage des Sonnenmittelpunktes über einen zum Nullmeridian zu erhebenden bestimmten Meridian abgegrenzt werden.

Ferner sollen 24 „Stundenmeridiane" festgesetzt werden, welche 15 Grade oder eine Stunde auseinander liegen und von denen der erste 15 Grade vom Nullmeridian entfernt ist. Die Stundenmeridiane sollen die Zeitregulatoren für alle Orte der Erde sein. Jeder Stundenmeridian soll eine bestimmte Bezeichnung haben, zu welcher das englische Alphabet (welches mit Auslassung von j und v 24 Buchstaben zählt) in Vorschlag gebracht wird. Die Buchstaben sollen wie die Sonne vom Osten nach dem Westen laufen, so daß der Nullmeridian den Buchstaben Z erhielte.

Der Zwischenraum zwischen zwei aufeinanderfolgende Passagen der Sonne über den Nullmeridian soll „kosmopolitischer Tag" heißen. Der lokale Tag dagegen würde den Zwischenraum zwischen zwei aufeinanderfolgenden Passagen der Sonne durch den entsprechenden Stundenmeridian ausfüllen. Es würde daher nur 24 verschiedene Lokalzeiten auf der Erdoberfläche geben, welche durch die Buchstaben der Stundenmeridiane zu kennzeichnen wären.

Die Stunden des kosmopolitischen Tages sollen gleichfalls mit Auslassung von j und v durch die Buchstaben des Alphabets bezeichnet werden. Mithin würde die Bezeichnung der Stundenmeridiane mit der Bezeichnung der Stunden des kosmopolitischen Tages zusammenfallen. Wenn die Sonne den Stundenmeridian D passirt, würden daher die von diesem Meridian durchschnittenen Gegenden „D-Zeit" des kosmopolitischen Tages haben.

Ferner wird vorgeschlagen, die Eintheilung des Tages in 2 Mal 12 Stunden fallen zu lassen und an deren Stelle 24 Stunden von 1 bis 24 zu zählen. Ein anderer Vorschlag, dem aber doch erhebliche Bedenken entgegenstehen, geht dahin, die Stunden von Mitternacht bis Mittag mit Zahlen und von Mittag bis Mitternacht mit Buchstaben zu bezeichnen. Sollte man dennoch auf diesen letzteren Vorschlag eingehen, so würden die Nachmittagsstunden dieselbe Bezeichnung haben, wie die entsprechenden Theile des kosmopolitischen Tages.

Jeder größere Ort soll seine Normalzeit auf elektrischem Wege von einem Observatorium erhalten. Auch die Eisenbahn-Uhren und andere öffentliche Uhren sollen elektrisch controlirt werden. Es sei hier eingeschaltet, daß diese Forderung auch dann erfüllt werden sollte, wenn ein Einverständniß über die übrigen Vorschläge für jetzt noch nicht möglich ist. Da die Bewegung des elektrischen Stroms in Geschwindigkeiten stattfindet, welche für die Räume der Erdoberfläche vollständig verschwinden, so besitzen wir in der Elektricität ein wahrhaft bewunderungswürdiges Mittel, um unsere Zeit-Meßkunde zu einer Genauigkeit zu erheben, welche vor der Benutzung der Elektricität nicht geahnt werden konnte. Wir haben hier ein Zeit-Uebertragungsmittel, welches bisher noch lange nicht genug benutzt worden ist und dessen weitere Anwendung die Uhrmacherkunst vermuthlich in ganz neue Bahnen weisen wird.

Herr Sandford Fleming hat dem geographischen Congreß in Venedig eine Reihe bezüglicher Resolutionen vorgelegt, welche einstimmige Annahme gefunden haben. In den letzteren werden insbesondere die Regierungen der verschiedenen Länder aufgefordert, gleich nach Schluß des Congresses Delegirte zu ernennen, welche die gemachten Vorschläge näher zu erörtern hätten. Angesichts der Initiative, welche die Vereinigten Staaten auf diesem Gebiet ergriffen haben, wird vorgeschlagen, am ersten Montag im Mai 1882 eine Delegirtenconferenz in Washington abzuhalten. Es wurde gleichzeitig eine Reihe hervorragender Männer der Vereinigten Staaten und von Canada aufgefordert, die vorbereitenden Schritte für die Conferenz zu thun. Der Präsident der italienischen Geographischen Gesellschaft wurde aufgefordert, den Gegenstand bei seiner Regierung und anderen auswärtigen geographischen Gesellschaften zur Erörterung zu bringen.

Es war sehr taktvoll und geschickt, daß Herr Sandford Fleming den Vorschlägen zur Festsetzung eines Nullmeridians vorläufig ausgewichen ist und die Entscheidung dieser Frage den Regierungsdelegirten überlassen hat. Innerhalb einer kleinen Conferenz hat eine solche Frage viel mehr Aussicht auf Lösung, als im Schooß einer großen Versammlung.

Sollte man sich über einen Nullmeridian einigen und das hier vorgeschlagene System in seinen wesentlichen Zügen annehmen, so würden — theoretisch betrachtet — hinfort alle Uhren auf dem Erdball gleichzeitig schlagen.

Arthur von Studnitz.

Literatur und Kunst.

Ein deutscher Mäcen.

Von Wilhelm Lübke.

Nicht genug, eine der edelsten und eigenthümlichsten Privatgalerien gegründet und dem Publicum in hochsinniger Weise zum Mitgenuß dargeboten zu haben, tritt Adolf Friedrich Graf von Schack nun auch in seinem anziehend geschriebenen Buch: „Meine Gemäldesammlung" (Stuttgart, J. G. Cotta) als Führer durch seine Galerie uns liebenswürdig entgegen. Der Mann, den wir in einer Reihe geistvoller Dichtungen bald als feurig glühenden Poeten, bald als gewandten, von Humor und Ironie sprühenden Weltmann kennen lernten, zeigt sich hier als feinsinniger, mit den Kunstwerken alter und neuer Zeiten vertrauter Kenner, als vornehmer Mäcen, der über Entstehung und Ausbildung seiner Sammlung in anregender und belehrender Weise berichtet. Daß damit ein gutes Stück moderner Kunst- und Künstlergeschichte verbunden ist, erräth Jeder, der mit der Galerie Schack einigermaßen vertraut ist.

Was diese köstliche Sammlung vor den meisten anderen in heutiger Zeit entstandenen Privatgalerien auszeichnet, ist der Umstand, daß sie den unabhängigen, selbstständig auf eigenen Wegen wandelnden Kunstsinn eines wahrhaft vornehmen Geistes spiegelt. Die Zeiten einer solchen Kunstpflege scheinen ja sonst in unseren Tagen vorbei zu sein, da meistentheils Eitelkeit und Ostentationssucht die moderne Geldaristokratie in die Bahnen einer mehr nach äußerem Effect haschenden Kunstprotection treibt. Graf Schack ist in seiner Kunstliebe nie mit dem großen Haufen gegangen. Die Götzen des Tages, welche die Mode oft genug heute auf den Schild erhebt, um sie morgen herabzustoßen, sind von ihm nie vergöttert worden. Vielmehr war es sein Streben, jene seltenen, nach hohen Zielen ringenden, nur zu oft mit Vereinsamung und Verkennung kämpfenden idealen Künstlergeister aus der Verborgenheit hervorzuziehen, durch warme Theilnahme und Aufträge zu ermuthigen und die steilen Pfade des Schaffens ihnen zu ebnen. Wenn er nichts Anderes gethan hätte, als einem Genelli und Feuerbach zu schöpferischer Thätigkeit die Mittel zu bieten und diesen lange verkannten aber doch kaum beachteten Künstlern zu öffentlicher Anerkennung zu verhelfen, so wäre dadurch allein sein Name auf immer mit der Entwicklung der modernen Malerei verknüpft. Es macht der Unbefangenheit und Unbestechlichkeit seiner Kunstliebe alle Ehre, daß er solche echte Genien wie die beiden ebengenannten, wie Moritz von Schwind, Böcklin und manche andere in ihrem wahren Werthe erkannt hat, lange bevor sie zu allgemeiner Geltung durchgedrungen waren. Ueberblickt man, welche Schätze nicht blos von diesen Meistern, sondern von so manchen andern zeitgenössischen Künstlern die Sammlung Schack umschließt, so muß man dem feinen Spürsinn, dem richtigen Blick für das Echte, Gehaltvolle, der diese Werke zusammenbrachte, höchste Anerkennung zollen. Ist es immer ein Genuß, an der Seite eines feingebildeten Kenners eine Kunstsammlung zu durchwandern, so steigert sich dies Gefühl noch, wenn ein Mann wie Graf Schack, der wie wenige in Italien und Spanien sowie in den übrigen Culturländern zu Hause ist, der ebenso Griechenland wie Kleinasien, Syrien und Nordafrika kennt, dem die Naturschönheiten, die Kunstdenkmale, die literarischen Erzeugnisse aller dieser Länder lebendig vor Augen stehen, uns durch seine eigene Galerie das Geleit gibt. Mit derselben tiefen Kenntniß und der gleichen warmen Begeisterung, mit der er in seinem schönen Buche über die Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien uns die maurische Cultur erklärt hat, erläutert er uns hier in anziehender Erzählung die allmähliche Entstehung und Ausbildung seiner Galerie und interpretirt in poetisch fesselnder Weise die von ihm zusammengebrachten, meistens auf seine Veranlassung entstandenen Kunstwerke.

Denn das bildet einen besonderen Reiz und Werth dieser Sammlung, daß der Besitzer nicht etwa fertige Bilder, wie der Zufall des Kunstmarktes sie ihm entgegenbrachte, erworben, sondern daß er in den meisten Fällen die weniger beachteten oder geradezu verkannten Künstler aufzuspüren und ihre oft durch Mißerfolg gelähmte Schöpferkraft durch seine Aufträge und seine warmherzige Theilnahme neu zu beleben wußte. Beherzigenswerth sind die Grundsätze, welche ihn überhaupt bei seinen Anschaffungen geleitet haben. Bei aller Verehrung für die großen Meister der Vergangenheit sagte er sich doch, daß heutzutage nur noch öffentliche Galerien mit Erfolg um die Erwerbung namhafter älterer Kunstwerke ringen könnten. Um so mehr glaubte er auf zweifelhafte Dinge dieser Art verzichten zu sollen, als er

mit Recht die Aufgabe einer wahren Kunstpflege darin erkannte, die lebende Kunst durch Aufträge zu fördern. Denn was wäre, so argumentirt er, aus den großen Meistern aller vergangenen Kunstepochen geworden, wenn sie bei ihren Zeitgenossen keine Förderung gefunden hätten! Weiterhin nahm er sich vor, seine Sammlung auf Schöpfungen deutscher Künstler zu beschränken, und auch dieser Grundsatz, nicht aus engherzigem Lokalpatriotismus, sondern aus warmer Vaterlandsliebe hervorgegangen, ist unserer vollen Sympathie gewiß. Endlich richtete er sein Augenmerk vorzugsweise auf Künstler, die erst im Beginn ihrer Entwicklung standen, und wie richtig sein Blick darin war, beweisen seine frühen Beziehungen zu Böcklin und Lenbach. So entstand der Kern dieser Galerie, die wie jede andere Sammlung zwischen vorzüglichen Werken zwar auch einzelne minder gelungene Schöpfungen aufweist, aber nichts Triviales, nichts Niedriges enthält, und namentlich nirgends dem heutzutage stark grassirenden, in Literatur und Kunst sich breit machenden plebejischen Geschmack Zugeständnisse macht. Eine durchaus vornehme Gesinnung vielmehr weht uns aus Allem an. Und zwar gilt dies sowohl von den modernen Bildern, als von den trefflichen Copien nach alten Meistern, die schon in der Auswahl der Gegenstände hohen Kunstsinn bekunden.

Ist alles dies durch weise Beschränkung auf ein fest ins Auge gefaßtes Ziel entstanden, so wird man dem Urheber dieser schönen Sammlung auch dann nicht gram sein können, wenn er in seiner scharf umgrenzten künstlerischen Vorliebe eine objective Werthschätzung für manche ihm nicht sympathische Erscheinungen vermissen läßt. Wer verkennt unter uns die ästhetischen Schwächen eines Kaulbach? Aber wer möchte die hervorragenden Seiten dieses Künstlers, den wir wahrlich schon seiner Hunnenschlacht und seines Reineke Fuchs wegen nicht aus der deutschen Kunstgeschichte streichen dürfen, so völlig verachten wie es Graf Schack zu thun scheint? Auch der bei Besprechung Feuerbachs geführte Seitenhieb auf Lessing ist eine von jenen über das Ziel hinausschießenden Wendungen, wie sie wohl einem für seinen Clienten mit voller Wärme eintretenden Vertheidiger zu entschlüpfen pflegen. Wie wahr sagt der Verfasser bei derselben Gelegenheit: „Maler sind, ebenso wie Dichter und Musiker, oft sehr incompetent in der Kritik; es braucht nicht böser Wille zu sein, wenn sie Arbeiten Anderer herabsetzen; dies geschieht vielmehr oft aus der aufrichtigen Ueberzeugung, das Schöne könne nur auf die Art und in der Form hervorgebracht werden, die sie selbst dafür angewandt haben würden." Treffende Worte wahrlich; aber der verehrte Verfasser wird mir zugeben, daß dieselben hüben wie drüben beachtet werden müssen, mit einem Worte, daß, was dem Einen Recht, dem Andern billig ist. Bisweilen aber nimmt sein sanft so feines, treffendes Urtheil etwas von der Voreingenommenheit des Künstlers an. Dahin rechne ich z. B. wenn er über einen Meister wie Guercino abfällig urtheilt. Gewiß werden wir die Carracci und ihre Schule nicht mehr so hoch stellen, wie das vorige Jahrhundert gethan; aber so verwerflich sind doch ihre Schöpfungen nicht, denn an hohem Streben nach formaler Vollendung und an gediegener Meisterschaft der Technik dürfen sie sich, namentlich gegenüber den Arbeiten unsrer Zeit, immer noch sehen lassen. Wie viele heutige Künstler vermöchten denn Werke hervorzubringen wie die Tafelbilder und Fresken Guercinos! Stehen diese Arbeiten gewiß bei weitem nicht auf der Höhe der Meisterwerke eines Rafael und seiner Zeitgenossen, so verhalten sie sich zu ihnen doch ungefähr wie die plastischen Schöpfungen der griechischen Nachblüthe zu den Meisterwerken vom Parthenon. Ebensowenig wird eine unbefangene Würdigung dem Urtheil beitreten, daß Rembrandt, verglichen mit den großen Italienern, nur ein Künstler zweiten Ranges sei. Das heißt doch das unendlich mannichfaltige Wesen der Kunst verkennen, wenn man die eminente Berechtigung einer malerischen Darstellung, in welcher das germanische Naturell seinen schärfsten und bezeichnendsten Ausdruck, in weiterer Verfolgung des zuerst von Dürer Angebahnten, gefunden hat, leugnen zu dürfen meint.

Doch wenn ich im Sinne einer möglichst objectiven Würdigung hier ein Wort einlege, so versteht sich's von selbst, daß der Kunstsammler von seinem Standpunkt aus vollkommen berechtigt ist, Richtungen ganz zurückzuweisen, die ihm nicht sympathisch sind. Wenn daher Graf Schack aus seiner Galerie die realistische Kunst der Niederländer (auch in den Copien) verbannt; wenn er kein Interesse hat für „Dienstmädchen, die ihrer Herrschaft den Kaffee präsentiren, aber bayerische Gebirgsbauern, an denen die nackten Knie das Interessanteste sind," so werden nur diejenigen ihm das verdenken können, die in solchen Gegenständen den eigentlichen Schwerpunkt unserer nationalen Kunst erblicken. Das sind dann genau wieder dieselben Leute, welche, wie jener in Süddeutschland vielgelesene Vertreter der Kunstkritik sich neulich (s. Tägliche Rundschau Nr. 11) ausdrückte, in Schinkels Bauten „romantische Willkür, gemischt mit dem Charakter des Parvenu," und „nicht die Spur von Naturwüchsigkeit, von Rücksicht auf Bestimmung und Zweck, auf Material und Klima, auf Sitten und Gewohnheiten" sehen. Wenn derselbe Autor dann seine feinen Hiebe auf Carstens, „den abgeschmackt genug von den Kunstgelehrten zum Regenerator unserer Kunst aufgebauschten" Meister regnen läßt, so darf man wohl fragen, zu welchem Standpunkt unsere Kunst und Cultur herabsinken müßte, wenn man Schinkel und Carstens in dieser Weise wegwerfend behandeln und die ganze antik-klassische Tradition aus unserem Geistesleben austilgen dürfte. Denn wir müßten dann unsere klassische Literaturepoche ebenfalls dem Moloch eines mißverstandenen Begriffs von Volksthümlichkeit opfern, müßten Goethes Iphigenie und Schillers Götter Griechenlands auf den Scheiterhaufen werfen. Volksthümlich im allgemeinsten Sinne, allgemeinverständlich bei der edlen Schaar der Handwerksburschen jeden Schlages kann nun einmal nicht jede Kunst sein. Nur in Epochen, wo die Kunst die religiösen Anschauungen der ganzen Nation verklärt, vermag sie durch alle Kreise gleichmäßig zu zünden; so war die Kunst eines Phidias und eines Rafael. Heute, wo in unserer Bildung die gewaltigsten Unterschiede in den einzelnen Schichten herrschen, wird es immer eine hohe Kunst geben, die ein aristokratisches Gepräge trägt und nur für eine Elite des Geistes vorhanden ist. Solche vornehme Kunst war die eines Feuerbach und noch mehr die eines Genelli. Danken wir daher einem hochsinnigen Mäcen, daß er gerade dieser von der Menge verschmähten Kunst eine Zuflucht geboten hat.

Zu den anziehendsten Kapiteln des Schack'schen Buches gehört der Abschnitt über diesen bedeutenden Künstler. Mit warmer Begeisterung schildert der Verfasser den Werth des eigenartigen Genius und seiner originellen Schöpfungen. Man darf sagen: ohne das Eingreifen des Grafen Schack wäre diese originelle Kraft vielleicht ganz zu Grunde gegangen; jedenfalls besäße die Welt eine Anzahl seiner edelsten Schöpfungen nicht. Aber in der schönen Wärme, mit welcher der Verfasser seinen Liebling vertheidigt, geht er doch etwas über die Grenze hinaus, wenn er der ganzen Nation die Schuld seiner Verkennung und Ablehnung aufbürdet. Als Genelli durch seinen enthusiastischen Freund, den Dr. Härtel aus Leipzig, aufgefordert wurde, dessen Haus mit Fresken zu schmücken, schien ein Leben voll glänzender Erfolge für den Künstler anzubrechen. Mit zartem Takt bemerkt der Verf., jenes Verhältniß habe sich „aus ihm unbekannten" Gründen aufgelöst. Wollen wir aber unsererseits gerecht sein, so darf nicht verschwiegen werden, daß nur durch Genellis Schuld der Auftrag zurückgezogen wurde. War es das Gefühl, daß er für die Freskomalerei nicht genügend vorbereitet sei; war es eine gewisse Indolenz, die ihn abhielt, energisch sich mit dieser Technik vertraut zu machen: genug, es darf nicht verschwiegen werden, daß es nicht Härtels Schuld war, wenn er zuletzt, nachdem Genelli seine Geduld auf die äußerste Probe gestellt hatte, ihm den Auftrag entzog. Daß dieser Vorgang, der damals nicht unbekannt blieb, auf König Ludwig nicht ermuthigend wirken konnte, liegt auf der Hand, und so wäre es denn ein Unrecht, wenn man die Schuld späterer Vernachlässigung, die Genelli in München erfuhr, anderswo als bei ihm selbst suchen wollte. Daß der geniale Künstler unter diesen Verhältnissen immer

mehr die Fähigkeit verlor, seine Gestalten in Lebensgröße auszuführen und durchzubilden ist selbstverständlich, und Graf Schack spricht dies denn auch in klarem Urtheil selber aus. Das war der eigentliche Grund der Tragödie dieses Künstlerlebens, und wenn die Pflicht gegen alle dabei Betheiligten uns die volle Wahrheit abnöthigt, so kann das die Bewunderung der eigenartigen Größe dieses Genius nicht mindern, wie denn auch die fast antike Hoheit, mit der er sein Geschick trug, uns Sympathie einflößt.

Mit gleicher Wärme nimmt sich der Verfasser des viel verkannten Anselm Feuerbach an. Auch dieser ausgezeichnete Künstler hat die Kunst stets als etwas Hohes aufgefaßt und auf den Beifall jenes großen Haufens von vornherein verzichtet, der in trivialen Stoffen und den blendenden Effecten des Virtuosenthums sein Behagen findet. Bei aller Begeisterung, mit welcher der Verfasser seine edlen Werke schildert, leugnet er doch nicht, daß leidenschaftlich bewegte Compositionen wie die Amazonenschlacht und der Titanensturz nicht eigentlich innerhalb des Kreises seiner Begabung lagen, die im Lyrischen und Elegischen ihre herrlichsten Triumphe feierte. Aber mit Recht weist Graf Schack die Rohheit jener Kunstkritik zurück, welche, wie namentlich damals gewisse Wiener Blätter, über die Amazonenschlacht eine Fluth von Schmähungen ausgossen und später seinem Titanensturz noch übler mitspielten. Daß es ein einfaches Gebot der Schicklichkeit sei, bei einem tüchtigen Künstler, wenn er einmal minder Gelungenes hervorbringt, mit Achtung, wenigstens mit Schonung in Rücksicht auf seine sonstigen Leistungen sich auszusprechen, sollte sich ja von selbst verstehen. Aber welcher Art ist die Kunstkritik, die sich in unseren meisten Blättern breit macht! welche Summe von Unwissenheit und Keckheit vereint sich in unzähligen Produkten dieser Gattung, die dem gläubigen und gedankenlosen Publicum als kritische Weisheit dargeboten werden! Kein Gebiet ist so sehr der rücksichtslosen literarischen Buschklepperei preisgegeben wie die gesammte Kunst. Haben wir es doch kürzlich erlebt, daß der Verfasser eines bodenlos unwissend zusammengestoppelten Handbuchs der Kunstgeschichte, der in den Elementen des Faches nicht zu Hause ist, plötzlich als Redacteur einer neuen Kunstzeitschrift auftaucht, und daß namhafte Schriftsteller sich nicht zu gut halten, unter solcher Flagge der Ignoranz und Incompetenz in See zu stechen! Einige Proben von dem, was diese Art von Kunstkritik dem Publicum in fröhlicher Unverschüchtertheit zu bieten wagt, habe ich oben angeführt. Wahrlich, solchen Leistungen gegenüber ist es kein Wunder, wenn die Künstler, ohne die Persönlichkeiten zu unterscheiden und zu wägen, vor der gesammten modernen Kunstschriftstellerei sehr wenig Respect zeigen.

Um so lieber kehren wir schließlich zu dem Buche des Grafen Schack zurück, aus welchem uns liebevolle Hingabe, feines Verständniß, warme Begeisterung und vor Allem eine hohe Gesinnung überall entgegen leuchtet. Wenn man nicht durchweg und in jedem Punkte mit dem verehrten Manne übereinstimmt, so begegnet man doch bei ihm einer Anschauung und Denkweise, die in einer stets materialistischer werdenden Welt um so wärmer und sympathischer berührt, je seltener sie gefunden wird. Das Buch ist zudem so anziehend geschrieben, eröffnet aller Orten so weite Perspectiven, zeigt in so hohem Grade den Meister stilistischer Behandlung und den offnen Blick des Poeten, daß es als eine werthvolle Bereicherung unserer Kunstliteratur und als ein Genuß für jeden Gebildeten bezeichnet werden muß.

Angela.

Roman von Friedrich Spielhagen.*)

Es ist nicht ganz leicht, für das jüngste Kind der Spielhagen'schen Muse das richtige Geleitwort zu finden. Ein Wesen eigener Art, das sich eigenwillig geberdet, in keiner Lage unserm guten Willen das geringste Zugeständniß macht, das beständig verletzt und erschreckt, obwohl wir, angezogen durch so viel äußere Schönheit, ihm immer freundlich zureden möchten, uns doch nur ein einziges gutes Wort zu gönnen.

Ich meine damit nicht jene sogenannte Verletzung, welche die löbliche Obrigkeit zu empfinden glaubte, als sie das vielberufene Kapitel 12 des zweiten Bandes beanstandete, und dadurch dem Roman bei einem großen bis dahin theilnahmslosen Theil des Publicums Reclame machte, sondern vielmehr das, was wir, ungestört durch sittenpolizeiliche Bedenken, empfinden, wenn wir die Heldin des Romans vor uns sich entwickeln, handeln und zu Grunde gehen sehen. Immer wieder möchten wir — gutherzig, wie uns die Schule Marlitt gemacht hat — dazwischen rufen: Halt! Augen auf! Rechts ist der gute Weg! Warum durch Dornen bringen? Warum den lieben, guten, braven gesunden Menschenverstand verachten, der dich retten will? Und wenn das niemals hilft, wenn das eigensinnige Geschöpf durchaus immer anders handelt, als wir wollen, dann müssen sich solide Menschen, wie wir, nicht wenig ärgern. Entschlossen legen wir das Buch bei Seite, — um in der nächsten Minute weiter zu lesen und uns noch ein bischen mehr zu ärgern.

Wer das Buch gelesen, wird mich verstehen. Ich glaube, vielmehr ich weiß, daß Mancher in dieser Stimmung über das Buch absolut den Stab bricht. Dem aber, der es noch nicht gelesen hat, möchte ich einen Schlüssel in die Hand geben, der vielleicht ein Verständniß für das Werk erschließt, von wo aus ein zu schnelles Urtheil verhindert wird. Wohlverstanden: ich kann mich intimerer Einblicke in die Werkstatt des Meisters nicht entfernt rühmen. Nur in der Ueberzeugung, daß man ein Buch von Spielhagen, der uns in andern Dichtungen so manchen geistigen Genuß gewährte, zuerst widerspruchslos auf sich wirken lassen solle, glaube ich eben so den Grundgedanken gefunden zu haben, welcher uns auf einmal statt der Willkür ein in vollster Folgerichtigkeit ausgeführtes Kunstwerk erblicken läßt.

Es handelt sich dabei nur um den Charakter der Heldin. Alle Anderen sind, trotz mancher absonderlichen Züge, leicht verständlich.

Der Name der Heldin, Angela, ist symbolisch, doch nur halb, denn Engel gehen nicht zu Grunde. Sie ist die Tochter armer Eltern. Der Vater, aus altem Adel, muß seine Offizierstellung aufgeben, weil er eine Sängerin heirathet. Fortan leben Beide von mühsamer Arbeit, sich ehrlich durchschlagend. Von vornherein wird dem durch wunderbare Schönheit ausgezeichneten Mädchen, welches den hochfliegenden und hochbegabten Geist des Vaters nebst den musikalischen Talenten der Mutter geerbt hat, das strengste Gefühl für Pflicht und eisernen Fleiß und die Liebe zu allem Edlen eingeimpft, oder dies ist der schönen Seele des Mädchens vielmehr eingeboren, wird nur aus derselben herausentwickelt. Ihr Geist ist bereits mit siebenzehn Jahren so reif, daß sie es vermag, als Vater und Mutter sterben, zweien Brüdern den Verfolg ihrer Studien durch den Erlös ihrer Musikstunden u. dgl. zu ermöglichen, wodurch Jene denn auch nach etwa sieben Jahren als tüchtige Menschen auf eigenen Füßen stehen. Durch diese Grundlage ihres Lebens, durch diesen Erfolg, welchen ihre Energie errungen, ist in ihr nicht nur die Ueberzeugung von der Richtigkeit ihrer Grundanschauungen unerschütterlich geworden, sondern auch eine gewisse Unerbittlichkeit gegen Andere, insofern sie nun auch von Allen gleiche Strenge gegen die eigene Person verlangt und nur nach Maßgabe, wie sie diese Forderung erfüllen, Achtung vor ihnen hat.

In dieser Zeit ist auch das verhängnißvolle Erwachen des Mädchenherzens erfolgt. Im Hause ihrer Eltern hat ein genialer junger Maler verkehrt, der bereits mit seinen ersten Werken ein solches Aufsehen erregt, daß die Meister des Faches ihm die größte Zukunft prophezeien, wenn er nur — fleißig sein wolle. Arnold aber, obwohl bisher keineswegs faul, liebt doch zeitweise auszuspannen und sich jenem dolce far niente zu ergeben, in welchem so viele Künstler Kraft zu folgenden Anläufen gewinnen müssen, auch wohl die schönsten Inspirationen erhalten. Für diese Seite des Genies hat die junge, immerhin lebensunerfahrene

*) 2 Bde. Leipzig, L. Staackmann.

Angela, obwohl sie jedem Fluge von Arnolds Genie im Uebrigen sehr gut folgen kann, kein Verständniß. Ihre Losung ist: rastlose Arbeit bei Tag und Nacht. Dazu kommt, daß die Schulbildung des jungen Mannes vernachlässigt ist, sodaß, wie hoch auch seine Gedanken fliegen, sie ihn in Manchem doch ebenso übersieht, wie sie erkennt, daß er (naturgemäß) noch ungleich in seinen Leistungen ist. Daß sie dies nicht nur erkennt, daß sie es auch ausspricht, daß sie den auf sein schon erfolgreiches Talent vertrauenden jungen Mann wohl in nicht glücklich gewählten Momenten anstachelt, fleißig zu sein, führt zu Meinungsdifferenzen, welche aber ihre beiderseitige Liebe immer überwindet. Auf diese letztere vertrauend, verlangt er sie zur Gattin, — und erhält eine Zurückweisung. Nicht, daß sie ihn definitiv verwirft. Sie will aber zuerst die Zukunft ihrer Brüder gesichert haben, und erklärt stolz, sie werde an dieser Last keinen Andern theilnehmen lassen. Bis dahin will sie auch in keiner Weise sich binden. Bis dahin — so deutet sie ihm an — solle auch Arnold an seiner eigenen Reife noch arbeiten.

Hiermit hat Angela den Fluch der Schuld auf sich geladen. Denn sie hat allerdings in der Theorie nicht Unrecht, aber sie handelt unrecht im Einzelfalle. Wenn sie dem Manne, den sie doch selbst zu lieben glaubt, and wirklich mit der Kraft, deren sie überhaupt dazu fähig ist, liebt, die Hand gereicht hätte, so hätte er unter ihrem begeisternden Einflusse Meisterwerke ersten Ranges geschaffen, hohe Summen erworben, und leicht ihren Brüdern auf den Weg zu ihrem Berufe helfen können. Was aber ist naturgemäßer, als daß das Weib sich bei der Last, die ihr das Leben auferlegt, von dem Manne ihrer Wahl helfen lasse? Demüthigt denn die Gabe der Liebe? — So wenig, daß ja auch andererseits der Mann durch das, was sein Weib aus Glücksumständen oder aus ihrer Arbeit für ihrer Beider Lebensführung hingibt, nicht gedemüthigt wird.

Wir sind aber hier bei dem springenden Punkte im Charakter Angelas, der in sich das Unheil der ganzen Folgezeit birgt. Ihr Charakter hat nämlich Eins zu viel und Eins zu wenig.

Sie hat zu viel Stolz. Freilich hat sie Grund zum edelsten Stolz einer edlen, nur dem reinen Ideal zugewandten, absolut reinen Seele. Aber der Stolz ist eine sehr unproduktive Tugend, und das Weib, das sich von ihm ohne anderweitigen Regulator leiten läßt, ist dem Berufe des Weibes und seinem Glücke so lange verloren, als es nicht erkennt, daß die Natur ihm selbst nur durch eine gewisse Unterordnung auf einigen Seiten des Lebens die Herrschaft auf vielen andern hat geben wollen.

Sie hat zu wenig Sinnlichkeit. Möge der Leser hier nicht das Kreuz der Wohlanständigkeit schlagen, ich denke mich mit ihm zu verständigen. Ich spreche nicht von der modernen Sinnlichkeit, die man den Romanen unserer westlichen Nachbarn vorwirft. Ich spreche von dem Theil gesunder Sinnlichkeit, welcher naturgemäß in dem Wesen eines richtig veranlagten Weibes liegt. In dieser Sinnlichkeit, richtig umschränkt und veredelt vom Geiste, gelenkt auf das richtige Ziel, liegt die Hälfte des Zaubers, vermöge dessen das Weib ihr weites Gebiet beherrscht. Aus ihr webt sie zu einem wichtigen Theile das fesselnde Band für den, welchen sie sich zum „Herrn" erkoren. Sie ist aber ebenso der von der Natur in das Weib gelegte wunderbare Regulator, welcher sie vor Ausschreitungen auf gewissen Gebieten bewahrt, wie dem eben genannten des Stolzes. Ich habe damit an eins der tiefsten Mysterien der schaffenden Natur gerührt, das eingehend zu erörtern hier nicht der Ort ist. Aber Spielhagens anerkennenswerthe That in diesem Roman ist es, dieses Mysterium durch ein Beispiel a contrario in tief ergreifender Weise vorgeführt zu haben, und Niemand kann, wenn er von diesem Standpunkt aus das Dichterwerk liest, leugnen, daß er diese Wahrheit erschütternd, überzeugend und mit kunstvoller Durchführung zur Darstellung gebracht hat. Nicht ein einziges Mal wird das Problem formulirt ausgesprochen. Aber das Thun und Treiben fast jeder einzelnen Person ist eine Zahl in dem Exempel, das es hier auszurechnen gilt, und nur einmal streift Arnold nahe daran, als er Angela vorwirft: „Du hast mich nie geliebt." Er hat Recht, aber nur halb, und Angela hat deshalb ihrerseits Recht, daß sie ihm leidenschaftlich entgegenwirft: „Ja, ja, ja!" — und auch wieder nur halb, denn es fehlte ihr der eine Theil der Liebe, der zum vollen Begriff absolute Voraussetzung ist, die Sinnlichkeit. — Dieser Charaktermangel verschuldet auch einen anscheinenden Fehler der Darstellung: daß wir das Mädchen, dem wegen seiner engelhaften Schönheit und dem Duft von Geistesreinheit, welchen sie auszuhauchen scheint, Aller Herzen zufliegen, in keiner bedeutenden Scene in wahrhaft herzerwärmender Weise sprechen, handeln sehen. Großherzig, mildthätig, aufopferungsfähig sehen wir sie, nicht einmal erwärmt sie unser Herz. Es fehlten ihrem Charakter die runden Linien, welche das Weib auszeichnen.

Der zurückgewiesene Arnold thut, was Tausende in dieser Welt, welche in sich selbst ihren Halt zu finden wissen, ohne Schaden thun: er heirathet ein reiches Mädchen, das ihn zu lieben scheint, das schön, „reizend" ist, eitel auf den berühmten Mann, seinen Gedankenflug freilich gar nicht begreift, dagegen in bestrickendem Maße hat, was Jener fehlt, und deshalb auch später, wo beide Frauen vom Schicksal einander gegenübergestellt werden, noch momentan den Sieg über ihre Gegnerin zur Demüthigung Angelas davontragen muß.

Angela hingegen, ins Innerste gekränkt von Arnolds, wie sie selbst eingesteht, sehr natürlicher Handlungsweise, geht nach England, wo eine Stellung ihr die Mittel gewährt, ihren Brüdern weiterzuhelfen. Eine Stellung bei einem Teufel von Weibe, nämlich einer Frau aus den vornehmsten und unschätzbar reichen Familien des Landes, besessen von einem Teufel des Hochmuthes, der mit Angelas Stolz den Kampf aufnimmt. Angela, welche in ihrer Seelenreinheit alle die Eigenschaften besitzt, vermöge derer, den alten Zauberbüchern nach, der Mensch die Gewalt hat, die Dämonen zu beherrschen, bezwingt diesen Teufel, weil der unreine Stolz der Dame in einem von schwerer Schuld beladenen Herzen lebt. Aber als der Sohn der Lady von Indien zurückkehrt und sein Herz an Angela verliert, entweicht diese, die den an sich trefflichen Mann „langweilig" findet, da sie gerade jetzt beider Brüder Zukunft gesichert sieht, aus England, und nimmt eine Stellung bei einer alten pommerschen Baronin an, einem Herz von Weibe (ganz prächtig geschildert!), die sofort das Mädchen gleich einer Tochter liebt.

Und jetzt führt der Dichter alle diese und eine Anzahl anderer, noch wichtig werdender Personen am Genfer See zusammen. Mit jener Kunst, welche wir an ihm gewöhnt sind, verwebt er, im Gegensatz zu der gewaltig ringenden Welt der Geister, die gewöhnlichsten, kleinlichsten Lebensverhältnisse zu einem ungezwungenen, aber gerade so zu seinem Zwecke nöthigen Ganzen. — Das ist die Vorgeschichte des Romans, die wir gelegentlich stückweis erfahren.

Hier aber ist unser Geleitwort zu Ende, denn ich beabsichtige nicht, die Tragödie zu erzählen, die sich nun hier abrollt, unerbittlich, mit bemerkenswerther architektonischer Kunst aufgebaut.

Ich überlasse vielmehr dem Leser zu verfolgen, wie Angela Arnold wiedertrifft und erkennt, daß an der Kleinlichkeit der Natur seiner „reizenden" Frau sein Gedankenflug erlahmt, sein Talent verdorrt ist, daß er seine Kraft ersterben fühlt, kurz, daß er unglücklich ist, weil er Jene verloren, die seines Lebens Stern hätte sein sollen. Wie Angela ihre Schuld an diesem Manne auf die Seele fällt; wie sie im Stolz ihres Selbstbewußtseins, nur das Edelste gewollt zu haben, vergeblich sich gegen dieses Schuldbewußtsein sträubt, welches sie um so gewaltiger niederdrückt, je mehr die alte Neigung zu Arnold sich wieder emporrichtet. Wie sie sucht ihn zu retten, aber vergeblich, weil das ohne Hingabe ihrer Persönlichkeit unmöglich ist, und wie ihre reine Seele diese Schuld schaudernd von sich weist. Wie sie dann theilweis aus dem Streben, ihm thörichte Hoffnungen abzuschneiden und ihn auf seine Pflicht zu verweisen, theils um sich selbst vor ihrem Herzen zu retten, die Werbung jenes Engländers annimmt. Wie sie sogleich mit Entsetzen inne wird, daß sie mit diesem Schritt die ärgste Sünde begangen: sich in Lüge und Heuchelei zu stürzen. Wie der unselige Stolz

sie hindert, volles Vertrauen zu der mit Liebe ihr entgegenkommenden Freundin zu fassen, das freie offene Wort zu sprechen, das wenigstens das letzte Unrecht verhüten könnte. Wie sie sich immer tiefer in die Fesseln dieser Ehe verstrickt, indem sie ein falsches Spiel beginnt, sie zu sprengen. Wie sie entdeckt, daß der Mann, an dem ihr Herz noch hängt, nicht nur unglücklich, sondern ein Schwächling, selbst gemeinen Regungen zugänglich geworden, und wie ihre reine Seele nun die nicht zu ertödtende Neigung als eine Schmach empfindet. Wie endlich jetzt dennoch — zu spät — Regungen der Sinnlichkeit erwachen, welche ihr unter solchen Umständen als ein scheußliches Zerrbild, ein Abscheu erweckender Sumpf erscheinen müssen. Wie sie, da die Möglichkeit sich bietet, Arnold anzugehören, welchen seine leichtsinnige Frau verläßt, den Gedanken mit Entsetzen verwerfen muß, nicht nur, weil ihr Stolz sie an ihr Wort bindet, sondern weil Arnold ihr zum Ekel geworden. Wie sie die Demüthigung erleben muß, daß ihr Bräutigam, gerade weil er sie wahrhaft liebt, sie frei läßt. Wie sie durch ihre Verachtung den Jugendgeliebten in den wiederholt aufgesuchten Tod treibt. Wie sie Schritt vor Schritt die Einsicht gewinnt, daß unterdessen Theil für Theil ihres Charakters unsicher, wankend, widerspruchsvoll, ja unwahr und entheiligt worden ist, daß ihr Wesen zerbröckelt wie der Damm am Seeufer, welchen das Unwetter stückweis ablöst. Wie sie des Lebens Qual nicht mehr zu ertragen vermag, den Tod im See sucht und ihn schließlich findet, indem sie vor den Sturmfluthen des Sees großherzig — aber eine Sühne, die nicht mehr voll sein kann! — Arnolds Sohn rettet — — kurz, wie der Fluch, den sie auf sich geladen, sich erfüllt.

Das Alles muß man selbst lesen. Ich habe hier nur einen Schlüssel geben wollen. Zwar habe ich ihn, wie gesagt, nicht von dem Schreibtisch des Dichters genommen, sondern ich fand ihn, als ich das wieder einmal verstimmt bei Seite gelegte Buch wieder aufnahm, fast unerwartet zwischen seinen Blättern. Da er mir aber auf einmal alle Thüren zu den verschlossenen Gemächern weit aufthat, so ist er doch vielleicht der richtige. Wenn man aber dann schließlich trauert, daß so viel Schönes und des besten Glückes Würdiges dem Untergang geweiht, daß es nicht zu einem dem platten Menschenverstande so naheliegend scheinenden guten Ausgange geführt wurde, — dafür gibt es freilich keine Rechtfertigung als etwa die, daß sich dem Dichter der Gedanke in keiner andern körperlichen Erscheinung geboten hat, als in der tragischen. „Angela" ist nun einmal eine Blutsverwandte des Helden der „problematischen Naturen".

G. v. Seydlitz.

Zur Entstehung und Bedeutung der Mode.

Von J. v. Falke.

II.

(Schluß.)

Wie in Wirklichkeit in der Geschichte der Moden und Trachten die Dinge ganz anders gehen, wie wenig persönliche Einfälle oder Erfindungen von Bedeutung sind, das mögen einige Beispiele lehren, aus denen wir dann die Schlußfolgerungen ziehen werden. Ich werde in ihrer Darlegung so kurz wie möglich sein, und verweise denjenigen, der die nähere Begründung sucht und sich des Weiteren dafür interessirt, auf meine illustrirte „Kostümgeschichte der Culturvölker". Ich nehme die Beispiele nur aus der neueren Zeit. Zunächst der Hut.

Das fünfzehnte Jahrhundert, die Zeit der Auflösung und der Neugeburten und der bunten excentrischen Moden, hatte zahllose Formen von Hüten und sonstigen Kopfbedeckungen. Da kam das Zeitalter der Reformation, machte alle Köpfe gleich und brachte als einzige Bedeckung das Barett, welches, jedem Kopfe nach seiner Art gerecht, vortrefflich zu der männlichen, bewegten und malerischen Epoche paßte. Diesem malerischen Kostüm folgten mit der Reaction und der Herrschaft Spaniens die steifen Moden und der steife Hut von Seide und Sammet. Und dieser steife Hut verwandelte sich oder wurde vertauscht gegen den schlaffen, beweglichen, großkrämpigen, federgeschmückten Filzhut, als der dreißigjährige Krieg die Welt mit seinem freien, kriegerischen und wilden Geiste erfüllte. Diesen Hut trug der Soldat und der Bürger, der Deutsche und der Italiener, der Schwede und der Franzose, der Holländer und der Engländer. Ihn kannte der Pariser Salon so gut wie das deutsche Schlachtfeld.

Nun nach dem Kriege kam die pompöse und versteifende Zeit Ludwigs XIV., die Epoche der Staatsperrücke, und dann die Zeit der Bagatellen und der Capricen, die Zeit des Rococo. Der Hut wird wieder steif, verkürzt das lange Gefieder, verwandelt es in Randplumage, krämpt drei Seiten empor, und wird endlich (mit Uebergängen) zum zweiseitigen Klapphut, da die kunstvolle Perrücke, selber eine Kopfbedeckung, ihn nicht mehr auf dem Haupte duldete, sondern ihm seinen Platz unter dem Arme anwies. So entstanden die Hutformen des achtzehnten Jahrhunderts, der Rococozeit, die Hutform des ancien régime, der alten Hoftracht, die uns heute nur noch zu einzelnen Uniformen in versteinerter Gestalt übrig geblieben ist.

Da erschien in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder der simple, schwarze Cylinderhut in der Form, wie wir ihn noch heute tragen. Woher kam er so plötzlich? war er die Erfindung eines Schneiders? eines Stutzers? eines hohen gebietenden Herren, der sich aristokratisch von den Unteren unterscheiden wollte? Ach nein — in Allem das Gegentheil. Er kam weit aus der Fremde und von unten her.

Den ungeberdigen Hut des dreißigjährigen Krieges hatten auch die englischen Revolutionäre getragen, die Puritaner und Independenten, und wie sie neben dem Schwerte auch die Bibel führten und fromm und ernst thaten und predigten und beteten, so bändigten sie auch die wilde Form des Hutes zu ernsterer und schlichterer Gestalt. In dieser Gestalt nahmen ihn die Puritaner und Quäker mit nach Amerika hinüber, und ließen dort die europäischen Moden an ihm vorübergehen. So blieb er ungefähr, wie er war.

Nun geschah es, daß der amerikanische Befreiungskrieg Amerika selbst in Mode brachte, wenigstens bei allen Liberalen. Mit dieser politischen Mode kam auch der alte, nunmehr amerikanische Hut über das Meer herüber und wurde mit der Begeisterung für Amerika von den Liberalen adoptirt. Bei dem Zusammentritt der französischen Nationalversammlung gab ihm der dritte Stand die Weihe. Er wurde Symbol des Liberalismus.

Aber der alte Hut war nicht aus der Welt geschafft, und es entbrannte nun der Kampf um das Recht — der Köpfe, der Kampf zwischen dem neuen Hut, dem Zeichen der Revolution, und dem alten Hut, für den die Aristokraten Gewalt und Sitte in das Gefecht führten. Natürlich unterlag der alte Hut, und die Aristokraten bequemten sich zu dem neuen. Ein paar Jahrzehnte unseres Jahrhunderts herrschte dieser nun unbeschränkt.

Da aber, da er mit Zeit und Dauer selber aristokratisch geworden, erstand ihm seinerseits ein Gegner, und er war gezwungen zu neuem Kampfe, seine Stellung zu behaupten. Denn diesmal stand die Sache gerade umgekehrt. Er selber, der als Revolutionär begonnen und als Zeichen des Jakobinerthums Verfolgung erlitten hatte, er war nun der Conservative, der Aristokrat geworden, und sein Gegner, der schlaffe, breitkrämpige, graue Filzhut, kam als Mitverschworner, als politischer Flüchtling, als Carbonarihut. Reaction und Liberalismus, die Starrheit des Alten und das Ringen des Neuen führten wiederum ihren Kampf auf den Köpfen der Männer, einen politischen und socialen Kampf, der mit den gleichen Waffen, mit Verbot, Verfolgung und selbst Gefängniß geführt wurde, bis der neue Hut, selber freilich in den Phasen des Kampfes verändert und civilisirt, sich sein Recht errungen.

Wir wollen die interessanten Wechselfälle dieses letzten Krieges der Hüte nicht weiter erörtern, aber das ist sicher, daß

hier die Phantasie der Hutmacher eine sehr geringe und die Standeseitelkeit gar keine Rolle gespielt hat.

Nun, gerade so, was die Motive und Ursachen betrifft, steht es mit aller übrigen Kleidung, mit Haar und Bart, selbst mit dem Stiefel.

Auch der Stiefel hat seine Weltgeschichte, nicht als ob er gerade mit Donnergang durch die Epochen einhergeschritten wäre, obwohl er Anfangs schwer und bedeutend genug auftrat, aber seine Geschichte steht mitten in den großen Begebenheiten und Culturbewegungen und ist von ihnen abhängig.

Für uns beginnt die Geschichte des Stiefels — wir wollen sie nicht weiter zurückverfolgen — mit dem dreißigjährigen Kriege. Das sechzehnte Jahrhundert ging auf Schuhen einher, Bauern, Fuhrleute oder neu entstandene Kavalleristen ausgenommen. Jener große deutsche Krieg, der so Vieles aus den tiefen Gründen der Gesellschaft aufwühlte und in die Höhe trieb, brachte auch den Stiefel herauf. Mit dem Kriegsvolk wurde er Mode und dann salon- und hoffähig selbst in Paris, und nicht gerade in zierlicher Gestalt, sondern hoch und weit, mit umgelegten Stulpen, mit Spitzenbesatz, mit Rosetten, Schleifen und Sporen. Er war das völlige Seitenstück zum federgeschmückten Soldatenhute.

So hielt er sich, so lange der Krieg dauerte. Nun nach dem Ende desselben kam auch die Reaction der Sitte, das Hofceremoniell, die steifen Manieren, der unfreie Geist der Perrücke: das Zeitalter Ludwigs XIV. folgte dem Zeitalter des wilden Krieges. Zu dieser neuen Zeit stimmte der Stiefel nicht; er zog sich auf den Reiter zurück und blieb endlich fast nur Dragonern und Studenten, und das in der gänzlich versteiften Gestalt der „Kanonen". Der Schuh trat nach fast einem halben Jahrhundert aus seiner Verdrängung wieder hervor und nahm aufs Neue Besitz von Hof, Salon und Bürgerthum. Er behauptete diesen Besitz ausschließlich länger denn ein Jahrhundert. Da, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, erschien auch der Stiefel wieder aus seinem Dunkel auf dem Schauplatz der Welt.

Theils war es der siebenjährige Krieg, welcher ihm wieder einige Ehre verschafft hatte. Als neue Mode aber kam er von ganz anderer Seite. Damals in den siebziger Jahren, da die alte Zeit, die alte Sitte ins Wanken kamen, wurde eine Weile auch England zur Mode in Europa; es wurde Mode mit seiner Literatur, vor Allem mit den Sentimentalitätsromanen, mit seinem Sport, seinen Fuchsjagden, seinen Gärten und seiner Kleidung, so weit sie ihm eigenthümlich war. Diese eigenthümliche Kleidung war die der Sportsmen, der Landgentry, ein verwandelter, aber wohl erkennbarer Nachkomme der Modeformen aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, aus der Zeit der englischen Revolution. Dieses Kostüm nun kam mit der Vorliebe für England nach Deutschland, wo es den wohlbekannten Namen der Werthertracht erhielt, und zu dieser Tracht gehörten die Stiefel mit gelben Stulpen. So erschienen die Stiefel nach hundertjähriger Abwesenheit wieder im Bereich der Mode, wurden zuerst die Tracht der Freigeister und der Sportfreunde, und somit, wenn nicht gerade ein Zeichen des Liberalismus, doch eine Neuerung, die erst den Schuhen den Boden abgewinnen mußte. In langsamem Kampfe, der bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein dauerte, gewann der Stiefel erst das Recht der Oeffentlichkeit, die Straße, die Promenade, dann das Amt und endlich auch den Salon, den Ballsaal und den Hof. Die kriegerischen Zeiten der französischen Revolution und des Empire leisteten ihm Hülfe in diesem siegreichen Kampfe.

Diese Beispiele erlauben uns nun wohl den Schluß, daß Ursprung, Blüthe und Vergehen der Moden unter dem Einfluß der Geschichte stehen. Aber nicht blos das, nicht blos die einzelnen Theile der Kleidung kommen und vergehen mit den großen und kleinen Weltbegebenheiten, der ganze jedesmalige Charakter eines Kostüms, der sich aus der Gesammtheit der gleichzeitigen Moden zusammensetzt, ist von der Welt- und Culturgeschichte abhängig und ändert sich durch sie, mit ihr und nach ihrer Wesenheit.

Als im fünfzehnten Jahrhundert das Mittelalter in Trümmer ging, die Welt ihren Halt verlor, da zerlegte sich auch das Kostüm des Mittelalters in eine unübersehbare Fülle von Modeformen der verschiedensten, widerspruchvollsten Arten. Renaissance und Reformation aber, der Geist der neuen Zeit, drängten die Welt in eine neue und eine einheitliche Richtung, und ihr folgend nahm auch das Kostüm eine einheitliche, männliche und malerische Gestalt an, nur alsbald durch die Landsknechte ins Wilde und Phantastische getrieben. Dies aber schränkte die folgende Zeit wieder ein, die Zeit der Moralprediger, der katholischen Reaction, der spanischen Herrschaft und der spanischen Moden. Die Menschen verhüllten sich bis zur Nasenspitze, die freien Formen der Reformation versteiften sich; was weit und faltig gewesen, wurde ausgestopft und wuchs mit Reifrock und Puffen und Gänsebauch ins Groteske und Ungeheuerliche.

Da kam aber der dreißigjährige Krieg, eine wildbewegte Zeit, und befreite die ganze Welt wiederum von der schweren, unförmlichen Last und der quälenden Steifheit. Ein freies, flottes, malerisches Kostüm, die Lust der heutigen Künstler, wurde von den deutschen Kriegsleuten geschaffen und ging als allgemeine Mode zu aller Welt. Wir haben schon gesehen, wie sie den großen Filzhut und den Stulpstiefel in den Salon und an den Hof brachte. Aber die Dauer dieser Mode, dieses freien Kostüms, war auch nur die des Krieges. Mit dem Ende desselben begann, wie allbekannt, die Vormacht Frankreichs in Europa, seine Herrschaft in der Politik, in der Literatur, in der Kunst, in den Sitten und in den Moden. Die Moden, die seit dem Jahre 1500 erst deutsch, dann spanisch, dann wieder deutsch gewesen, wurden nun französisch und blieben es ununterbrochen länger denn ein Jahrhundert, oder vielmehr bis auf den heutigen Tag, wenn wir viele Moden ausnehmen, die zu Frankreich selber erst aus der Fremde, aus England, Deutschland, Amerika kamen, und wenn wir in Betracht ziehen, daß Frankreich selbst unter dem Einfluß der Geschichte steht.

Die Moden machen also seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts den Wandel des Geschmacks in dem leitenden Lande mit. Sie werden erst pompös, manierirt großartig, versteift und dann schrumpfen sie zusammen ins Kleine, Gezierte, Bizarre und Capriciöse. Aus der Epoche Ludwigs XIV., dem Zeitalter der Staatsperrücke, gehen sie über in das Zeitalter Ludwigs XV. zu Puder und Zopf, zum Charakter des Rococo und seinen Launen und Thorheiten. Da kommt die französische Revolution und macht mit Allem ein Ende, was noch vom alten Kostüm und seinen Seltsamkeiten übrig war, und versucht die antike Kleidung, ihrem republikanischen Geschmack entsprechend, an die Stelle zu setzen. Das zwar gelingt ihr nicht, dennoch schafft sie neue Modeformen, ein neues Kostüm, das wir in seinen wesentlichen Charakterformen noch heute tragen, soviel auch der Wandel der Zeit, der durch Romantik und Reaction zum Liberalismus hindurchging — Alles ließ erkennbare Spuren — mit mehr oder minder bedeutenden Spielformen daran herumgebildet hat.

So in der neuen Zeit. Und kaum anders im Alterthum, wo das Kostüm gleicherweise, wenn auch in langsamerem Tempo, den Wandel der Cultur und der Geschichte mitmacht. Es ist unschwer, eine Parallele zwischen den Veränderungen der griechischen Tracht und denen der griechischen Cultur zu ziehen, von der phrygisch-ionischen Zeit angefangen bis über Alexander den Großen hinaus. Und ebenso ist es mit Rom. Mit der Annahme der griechischen Bildung, mit den griechischen Studien, der griechischen Literatur und Kunst gräcisirte auch der Römer sein altes nationales Kleid, und diese gräcisirte römische Tracht wurde mit der Weltherrschaft auch das Kleid der Welt. Zwar ging auch die Toga mit dem römischen Bürgerrecht über die Welt, aber, gänzlich ihres stolzen Rechtes und ihres nationalen Charakters entkleidet, war sie nicht mehr das Kleid der Ehre, sondern der Unterwürfigkeit und höchstens noch das Kleid der Feste, genau den Fällen vorbehalten, wo der moderne Mensch den Frack anlegt. Der Client trug sie vor dem Patron, der Patron vor dem Kaiser. Sie war das Unterscheidungszeichen von unten nach oben, nicht mehr von oben nach unten.

Als das Kaiserreich auseinander ging und sich zunächst in ein abendländisches und ein morgenländisches theilte, da theilte sich auch die griechisch-römische Tracht in eine westliche und eine östliche Mode. Eine jede von ihnen ging ihren eigenen Gang, die eine, um in Byzanz nach gänzlicher Umwandlung des griechischen Charakters, nachdem sie eine Zeit lang den Völkern griechisch-katholischen Glaubens zum Vorbilde gedient hatte, zu erstarren, die andere, um die Grundlage aller abendländischen Trachten zu bilden. Denn in der That, die griechisch-römische Tracht der Kaiserzeit ging auf die neuen germanischen und romanischen Staaten über, und sie ist es, an welcher alle die Veränderungen der Mode vor sich gehen, welche die Kostümgeschichte des Mittelalters und der neuen Zeit bilden. Frack (oder Rock) und Weste sind — zwar nicht die Toga, aber die obere und untere Tunica der alten Welt, gespalten, verschnitten, verschrumpft; darum wissen sie aber eine ganze Geschichte ihrer Erlebnisse zu erzählen.

Sprechen wir es also aus, was hieraus hervorgeht: die Mode ist das Kleid der Cultur, der Bildung, heute wie vordem. Ob sie in einer Periode sich langsamer bewegt, in einer anderen schneller, so schnell, daß uns der Athem zu vergehen scheint, das thut nichts zur Sache. Ihr Werden und Vergehen ist ein Proceß, der einem Naturgesetze folgt, dem Gesetze, das die Geschichte lenkt. Darum gebietet sie absolut. Der Einzelne kann sich ausschließen und den Sonderling spielen; die Welt grämt und ändert sich darüber nicht. Ein Volk aber, das der modernen Cultur angehört, kann es so wenig, wie die Cultur selber. Es müßte denn der Bildung entsagen und in die Barbarei zurücksinken. Es ist darum der thörichtste Gedanke von der Welt, der zuweilen aufgetaucht ist und noch heute hier und da in unklaren Köpfen spukt, der Gedanke, den Deutschen eine Nationaltracht geben zu wollen. Da nicht gleichzeitig das Deutschthum der Barbarei zurückgegeben ist, so würde sich sofort die Mode dieser Nationaltracht bemächtigen und sie nach wenigen Jahren wieder in ihre allgemeine Strömung hineingelenkt haben.

Und wie verhält es sich denn eigentlich mit dieser sogenannten Nationaltracht, wie sie noch die östlichen Länder besitzen? oder mit den lokalen Trachten des Westens, die wir als Volkstracht bezeichnen? Woher stammen sie? wie alt sind sie? wer trägt sie oder wer trägt sie noch?

Es ist eine längst anerkannte Wahrheit, daß alle Volkstrachten ehemalige Moden sind, die auf ihrem Wege durch die Welt hier und da sitzen geblieben und erstarrt sind, auch wohl sich lokal verändert, verbauert und bei erneuertem Anstoß, wenn ihnen die Weltgeschichte wiederum nahe auf den Leib rückte, mit neueren Modeformen sich vermischt haben. Darum sind sie auch viel weniger alt, als man gewöhnlich annimmt. In sehr seltenen Fällen reichen sie in das Mittelalter hinauf, in vielen aber gehört ihre Entstehung dem Ende des achtzehnten oder selbst dem neunzehnten Jahrhundert an. So ist der verbauerte Werther eine sehr gewöhnliche Erscheinung unter den deutschen Dorfbewohnern. Alle diese Volkstrachten sind lokal, nicht national; sie gehören der Gegend, nicht dem Stamme. Eine eigentliche Nationaltracht haben weder jemals die Deutschen noch die Franzosen, noch überhaupt die Völker des westlichen Europa gehabt, wenigstens nicht seit den Zeiten, da sie die griechisch-römischen Kostümformen annahmen.

Und viel anders dürfte es sich kaum mit den Nationaltrachten im östlichen Europa verhalten, mit dem Kostüm, welches Russen, Polen, Ungarn als ihr nationales in Anspruch nehmen. Die Geschichte der Moden und Trachten im Osten ist noch nicht geschrieben, sonst würde man wahrscheinlich erfahren, daß diese östlichen Nationaltrachten sich zur byzantinischen Mode, zu der Geschichte der Tracht im griechischen Kaiserreich verhalten, wie die deutschen, französischen, spanischen Volkstrachten zur Geschichte der westlichen Mode. Denn, wie das schon angedeutet, Byzanz, von derselben Grundlage ausgehend, verfolgte im Kostüm seine eigenen Formen, nicht ohne Mithülfe des Orients, und diese Formen, die einen früher, die andern später, theilte es wie seine Cultur den Völkerschaften mit, auf welche sein politischer und religiöser Einfluß sich erstreckte. Darum sind diese Nationaltrachten verschieden, aber auch nahe verwandt, desselben Geistes Kinder. Und wer diesen Geist zu erkennen versteht, der wird darüber nicht im Unklaren sein, daß diese Kostüme viel eher einer Hypercultur wie jener zu Byzanz, denn einem barbarischen und rohen Zustande ihren Ursprung, ihre Formen verdanken.

Byzanz ist vergangen, die Nationaltrachten blieben, weil die Quelle des Wechsels für sie aufhörte. Und doch nicht ganz; die Geschichte für sie hat nicht aufgehört. Seitdem diese Völkerschaften in die Machtsphäre der europäischen Cultur eingetreten sind, seitdem hat ein neuer Kampf für die Nationaltrachten begonnen. In dem gleichen Grade, wie die Cultur vordringt, in dem gleichen Grade tritt die Nationaltracht zurück und macht der Mode Platz. Alle gebildeten Russen tragen schon lange das Kleid der europäischen Mode. Und so war es auch in Ungarn der Fall, bis die Furcht, Nationalität und Selbstständigkeit zugleich zu verlieren, die nationale Tracht wieder hervorrief, fast möchte man sagen künstlich aus der Phantasie, denn die alte Tracht war so gut wie vergessen, und was der Bauer in Ungarn trägt, ist doch etwas ganz Anderes als das prunkende Kostüm des heutigen Magnaten. Und selbst dieses dient nur gleich einer Uniform zu festlichen Gelegenheiten und ist nicht einmal von der Mode befreit, denn als die Politik in unseren Tagen es wieder zu erneuter Bedeutung brachte, da entstand gleichzeitig zu Pest ein Modejournal für die Nationaltracht. Das klingt wie Persiflage und war doch ehrlich und aufrichtig gemeint. Nichts vielleicht beweist besser die Unerläßlichkeit der Mode.

So erscheint uns der Kampf gegen die Mode — sollen wir selber aufrichtig sein — wie der Windmühlenkampf des edlen Ritters. Die Mode zum Stillstand bringen ist unmöglich, weil wir nicht die Geschichte und die Cultur zum Stillstand bringen können. Sie verändern, sie nach unserem Willen leiten, wenn wir das wollen, so müssen wir die Bedingungen, aus denen sie hervorgeht, verändern oder umschaffen. Wollen wir die Mode moralisch heben (gesetzt den Fall, wir hielten sie für unmoralisch), so müssen wir den Sittenzustand der Welt heben; wünschen wir sie ästhetisch schön, so müssen wir den Geschmack der Menschen bessern. Die Moden sind keineswegs unabhängig davon, denn die Epochen der Kunstblüthe haben allemal auch ein schönes Kostüm gehabt, und die Zeiten des Kunstverfalls haben Geschmack und Moden verfallen und verkommen gesehen. Und niemals waren die Moden reizloser, häßlicher als in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, in der Zeit der höchsten, der absoluten Geschmacklosigkeit.

Damit verglichen ist das, was wir heute an uns und um uns sehen, noch die reine Kunst. Wir sind durchaus nicht Bewunderer der „laufenden Mode“; wir geben den Mann, der Morgens sein Röhrensystem anlegt, um sich Abends gleich einer Zwiebel zu enthäuten, völlig preis, und das um so mehr, je eleganter, je salonmäßiger seine Kleidung ist. Aber alle Schönheit in diesen Dingen ist relativ, und selbst der Mann von heute in seiner gewöhnlichen Tagestracht hält noch den Vergleich mit den meisten Volkstrachten aus. Oder will man z. B. den schwäbischen Bauer mit seinem langen knopfbesetzten, gespaltenen Rock, mit Strümpfen und Schnallenschuhen, mit dem zwei- oder dreikrämpigen Hute, will man diese Carricatur Ludwigs XIV., dem modernen Manne in seiner einfachen, freilich farblosen Erscheinung vorziehen? oder ist etwa die Bäuerin von Rippoldsau und dem Kinzigthal mit ausgestopftem Höcker auf dem Rücken, hoher Taille und dem hohen Cylinderhut von gelbem Wachstuch (vor langen Jahren sah ich sie so auf meinen Wanderungen) — ist sie etwa anmuthiger, gefälliger unseren ästhetischen Augen als die moderne Dame mit schlanker Taille und anliegender Kleidung? Nicht einmal die Nationaltrachten wie die polnische, die ungarische, können mit Recht einen malerischen Vorzug in Anspruch nehmen. Im Gegentheil, mit ihren Quer- und Fangschnüren, ihren aufgenähten Litzen und Borten, mit ihren blanken Stiefelröhren sind sie geradezu unmalerisch, unkünstlerisch, wie ungarische Parade- und Schlachtenbilder jedes Auge leicht überzeugen können. Malerisch ist die einfach schwarze Tracht der

Rubenszeit in ihrer freien, losen Form, malerisch ist das Kostüm der Zeitgenossen Rafaels und der großen Humanisten und Reformatoren, durchaus nicht immer aber sind es die Volkstrachten, die mit queren und versteiften Formen nur zu oft carricaturmäßig an alte, veraltete Moden erinnern. Nicht selten sind sie gerade deshalb, weil sie an Carricatur streifen und ihre Komik besitzen, von den Genremalern gesucht und verwerthet. Was sie sonst bei Künstlern beliebt macht, das ist das Ungewöhnliche ihrer Erscheinung, wodurch immer das Auge gereizt wird, und zum großen Theil auch das Heitere ihrer Farben, ein Erbtheil besserer Kostümzeiten.

Diesen letzten Vorzug aber müssen sie heute schon der Damenkleidung lassen. Zwar ist die Straße noch immer zu grau in ihrer Staffage, aber Haus und Salon zeigen Farben, Farbentöne und Farbenverbindungen so schön, so malerisch und reich, wie die Welt deren seit den Zeiten der Renaissance nicht gesehen hat, außer im Orient. Das ist immerhin ein Etwas und ein Großes, dessen die moderne Damenkleidung — diejenige von heute nämlich — sich rühmen mag. Sie hat ihre Fehler, aber auch ihre Tugenden.

Ihr Hauptfehler ist wohl die häßliche, widernatürliche Behandlung der unteren Hälfte, der Behang und Besatz an ganz ungeschickter, ja unschicklicher Stelle, die Umschneidung mit schiefen und horizontalen Falten. Auch andere Fehler und Unschönheiten gibt es und werden mit Begierde ergriffen. Unser Geschmack sucht sich heute an den Formen und Motiven der Vergangenheit wieder zu bilden, und daher greift auch die Mode in die alten Zeiten hinein, zuweilen mit Glück, zuweilen auch mit entsetzlichem Ungeschick. Dahin gehört der Kohlenschaufelhut, welcher der schlimmsten Zeit, dem Anfang dieses Jahrhunderts, entlehnt ist. Es ist unbegreiflich, wie eine Dame sich den zusammengedrückten Pilz auf den Kopf setzen mag. Eine Dame, die wirklich Geschmack besitzt, thut es auch nicht.

Was wir aber nicht tadeln wollen, das ist die Behandlung der oberen Hälfte — im Princip nämlich, denn es kann eine Mode sehr schön sein, und sie wird häßlich durch ungeschickte Anwendung. Wir nehmen keinen Anstoß an der eng anschmiegenden Kleidung, die uns ja einmal wieder plastische Schönheit lebendig vor Augen bringt, vorausgesetzt freilich, daß diese vorhanden ist. Denn es ist mit dem schönen Wuchs wie mit dem Gelde: Geld allein macht nicht reich, man muß es auch haben. Selbst die nackten Schultern in Salon und Ballsaal erfüllen uns nicht mit Entsetzen, noch erregen sie den Wunsch für sie nach einem Feigenblatt. Heute, wo alle Welt Museen gründet und Museen besucht, gewöhnt sich das Auge wieder an die „göttliche Nacktheit". Die Welt hat schlimmere Zeiten in dieser Beziehung erlebt und ist darum doch nicht aus Rand und Banden gegangen. Mehr Nacktheit hat man kaum gesehen, als zu unserer Großmütter Zeit, und schlimmer stand es kaum je um die Moral als in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, da Mann und Frau sich ängstlich bis unter die Ohren verhüllten.

Doch wir wollten die moderne Kleidung nicht kritisiren, sie weder anklagen noch vertheidigen. Wir wollten nur zeigen, wie die Dinge der Mode sich anders verhalten, anders kommen und gehen, als der Tagesbeobachter annimmt. Wir wollten zeigen, daß der Kampf gegen sie vergeblich ist, wenn er nicht die Bedingungen angreift, aus denen sie hervorgehen, wenn er nicht die Bildung hebt und den Geschmack bessert, den allgemeinen wie den individuellen, denn diesem ist unter allen Umständen, und heute ganz besonders, eine große Freiheit innerhalb der laufenden Mode gestattet. Aus dem einen Worte darüber sind — wider Willen — viele Wörter geworden; mögen auch manche Worte darunter sein, welche sich dem Gedächtniß des Lesers als Ueberzeugung einprägen!

Sarah Bernhardt in Wien.

Sarah Bernhardt schildern, heißt sie als Künstlerin und Frau charakterisiren. Sie ist in diesem und jenem Betracht ganz einzig in ihrer Art; diese Nüance von künstlerischer Erscheinung ist mit ihr zum ersten Mal auf die Welt gekommen, sie hat mit gar keiner der großen Schauspielerinnen unserer Zeit, von denen wir nur die Schröder und die Bayer-Bürck, die Rachel und die Ristori nennen wollen, eine wahlverwandte Aehnlichkeit; wie alle wahrhaft genialen Naturen steht sie in der Geschichte der Kunst allein für sich da und wird auch also stehen bleiben; wenn durch sie Niemand ersetzt wird, wird auch sie niemals durch Jemand ersetzt werden.

Diese Ueberzeugung überkam mich schon, als ich sie bei ihrem ersten hiesigen Auftreten als Marguerite Gauthier sah, allerdings die vollendetste Rolle, welche sie in Wien gespielt. Gleich in der ersten Scene war sie ganz anders als alle ihre Vorgängerinnen, und zwar besser. Die lange Reihe von Künstlerinnen, welche vor ihr die Cameliendame darstellten, hatten schon den Anfang ihrer Aufgabe vergriffen, sie verstanden es nur lustig zu sein und selbst diese Lustigkeit war verfälscht. Die traurigen Schatten des Ausgangs fielen auf den hellen Uebermuth, der da aufblitzen soll; sie gaben im besten Falle eine weinerliche Heiterkeit, ihr Lachen war von der Phtisis angekränkelt, bevor ihre Augen den ersten Liebespfeil nach dem Herzen Armands schnellten, um es tödtlich zu verwunden. Die Unschuld dieses Mädchens, welche freilich nicht Reinheit ist, sondern lediglich darin liegt, daß es noch nie geliebt, begriffen sie entweder gar nicht oder brachten sie wenigstens nicht zum Ausdrucke.

Wie anders Sarah Bernhardt! Sie empfand, daß Marguerite, solange ihr Herz, trotz all des Lebens voll Lust und Eitelkeitsfreude, eigentlich noch unberührt geblieben, von unbefangener, ja überschäumender Heiterkeit sein könne; auch der Erbärmlichkeit ihrer Lage kann sie erst bewußt werden, wenn ein edleres Gefühl sie ergriffen. Sie hat nie geliebt und zweifelt nahezu selber so sehr daran, als ihre Freunde, daß sie jemals einer zärtlichen Neigung, die ja immer ausschließlich ist, zugänglich sein könne; da sie Niemanden liebt, achtet sie auch Niemand, es ist ihr ganz gleichgültig, was die Welt über sie denkt. Sie hat die Reinheit verloren, bevor sie auch nur geahnt, welch wichtiges und unersetzliches Gut diese sei; erst da sie liebt, erkennt sie den Werth derselben, mit der Liebe kommt ihr die Erkenntniß von gut und böse, da erwacht die Reflexion, da fallen ihr die Schuppen von den Augen; sie beginnt zu unterscheiden zwischen sich und Anderen, sie erkennt nun die volle Schmach ihrer Stellung; die Liebe macht sie nachdenklich, sie, die wie ein Schmetterling durch das Leben flatterte, und in einer unnachahmlichen Scene läßt sie die traurigen Früchte dieser Erkenntniß auf den vor ihr knienden Armand niederfallen. In sich gekehrt, grübelnd, findet sie die Wahrheit, ihr Auge haftet sinnend am Boden, unbeweglich, wie eine Statue ist ihr Leib und die Worte, die sonst mit dem Aufwand alles theatralischen Pathos declamirt werden, ringen sich in ergreifender Monotonie von ihren Lippen los, inhaltsvoll genug, um zur eindringlichsten Wirkung jeder künstlichen Betonung entbehren zu können; so spricht man, wenn man unwillkürlich seine Gedanken laut werden läßt und erzielt die höchste Theilnahme und die tiefgehendste Rührung, ohne sie irgendwie beabsichtigt zu haben. Solch vornehme Enthaltsamkeit bei so übergroßer Fülle von Ausdrucksmitteln mußte Jedem, der ein Auge für diese Dinge hat, auf alles Kommende Herz und Sinn Ueberwältigende vorbereiten, und so war ich denn nach dieser Scene durch Alles entzückt, aber durch nichts mehr überrascht; ich traute der Künstlerin von da ab Alles zu, ich wußte, daß sie in dieser Rolle weder etwas Ungenügendes, noch etwas Leeres bringen werde.

Ich müßte ein Buch schreiben, wollte ich alle ihre Rollen in dieser Weise kritisch beleuchten; ich will mich daher bescheiden, und sie im Allgemeinen festhalten und nur hier und da begründend ein Streiflicht auf Einzelheiten fallen lassen. Sarah Bernhardt hat von der [illegible]ur treffliche Mittel erhalten und hat diese in ganz erstaunlicher Weise künstlerisch ausgebildet. Sie ist freilich von einer Magerkeit, an welcher Andere so lange schon ihren stumpfen Witz übten, daß sie nun selber gerne darüber scherzt; so sagte sie gelegentlich eines ihr hier gegebenen Soupers auf die Bemerkung ihres Nachbars, warum sie denn gar so wenig und namentlich gar kein Fleisch zu sich nehme: „Ich und das Fleisch sind von jeher brouillirt!"

In ihrer Stimme liegt ein solcher Zauber, ihre Haltung und ihre Bewegungen sind so anmuthig, ihre Augen besitzen eine so fascinirende Beredtsamkeit, daß man über all diesen Reiz jedes Andere übersieht und vergißt. Ihr Kopf ist edel geformt, und sie trägt ihn schön, ihr Auge ist groß und vornehm geschnitten und sie blickt schön, ihr Mund ist wahrhaft verführerisch und ihr immerhin überschlanker Körper ist in Haltung und Bewegung voll Harmonie. Künstlerisch ist und bleibt sie immer schön, was um so mehr zu betonen, da sie mit höchster Energie eine ganze Skala von Empfindungen darstellt, die zuweilen an das Niedrige und Häßliche streifen. Mit höchster Meisterschaft versteht sie es, ihre Stimme in den mannichfaltigsten Abschattungen zu färben; sie schmollt, sie lockt, sie klagt, sie lacht, sie grollt, sie kost; sie zürnt, sie jubelt, sie droht, sie schmeichelt; von dem naiven Lachen des unerfahrenen Mädchens bis zu dem Verzweiflungsschrei des reifen Weibes, schlummern alle Töne in ihrer Kehle, und sie stehen ihr in jedem Augenblicke in der durch die reifste Kunst geadelten Naturwahrheit zu Gebote; und doch wirkt sie noch mehr mit Haltung und Geberde als durch Ton und Wort. Andere verstummen, wenn sie schweigen, sie aber wird erst dann recht beredt. Deshalb stört auch ihre an sich unbedeutende Umgebung nicht; denn all das, was von den Andern unzulänglich oder unbestimmt gegeben wird, gewinnt an Fülle und Bedeutung, indem es sich in ihrer lebensvollen Antheilnahme an der Handlung wiederspiegelt. Der alte Duval mag seine grausame Lebensweisheit in noch so nüchternem Pastortone herunter recitiren, um die volle Schärfe seiner Rede zu empfinden hat man nur die ungetheilte Aufmerksamkeit der armen Marguerite zuzuwenden; ihr die unbarmherzigen Worte des Moralisten begleitendes Mienen- und Geberdenspiel erhöht deren Wirkung so sehr, daß sie sich unwiderstehlich in unser Herz einbohren; das nervenerschütternde Wimmern der also Gequälten steigert sich mehr und mehr und gipfelt endlich in dem Klageruf „la réalité“, der so resignirt und so schmerzlich zugleich klingt, daß man ihn nicht mehr aus dem Gehör und aus dem Gemüthe bringt, wo er gewiß noch lange nachzittern wird.

Fast niemals begräbt Sarah Bernhardt ihr Antlitz verhüllend in ihre Hände; das kann ja nur geschehn, wenn der Schmerz, den wir empfinden, über allen Ausdruck erhaben ist. Wo ist aber die Grenze für ihr Vermögen, Empfindungen und Gefühle, welche unser innerstes Wesen aufwühlen und zur Anschauung zu bringen?

Gewisse Affecte, die im Allgemeinen für nahezu undarstellbar gelten, gelingen ihr so vollendet, als gehörten sie zum allergewöhnlichsten Rüstzeug der Schauspielerinnen; lustig sein auf der Bühne, das ist leicht, hingegen übermüthig erscheinen beinahe unerreichbar; Entsagung, Trauer, Demuth, Reue . . . das sieht man alle Tage recht gut „machen“, aber die bis zur ethischen Vernichtung einer Persönlichkeit gehende Zerknirschung — das gehört zu den Dingen, die sich eben nicht lernen lassen; die Fähigkeit, an solchen Aufgaben nicht zu erlahmen, ist entweder angeboren oder gar nicht vorhanden. Sarah Bernhardt hat diese Fähigkeit, sie versteht gerade so gut übermüthig oder zerknirscht, wie etwa heiter oder verstimmt zu sein!

Jadelselige Hingebung, die Ekstase der Verzweiflung und wahnsinnige Wuth wurden wohl niemals so packend und so schön zugleich dargestellt; Belege dazu finden sich in allen ihren Rollen, so wenn sie sich als Marguerite, des harrenden Grafen lachend, mit entzückendem Aufschrei in die Arme Armands wirft, wenn sie als Frou-Frou ihrer Schwester zuruft: „Mari, enfant, tu m'as tout pris ... c'est bien, garde tout! oder wenn sie als Sphinx siegesgewiß dem verblüfften Savigni entgegenschreit: Tu m'aime!“

Nach alle dem sollte man meinen, wir hätten ein Talent ohne Grenzen, das jeder Aufgabe gewachsen ist, vor uns! Dem ist nicht so, und es wird dies Niemand beklagen, der gesehen, wie vollkommen sie alle Rollen bewältigt, die innerhalb des Kreises ihrer Begabung liegen. Ihre körperlichen Mittel, von so seltener Vorzüglichkeit sie auch sind, verwehren es ihr doch, gewisse tragische Zustände und Momente zutreffend wiederzugeben. Wie ihrer Gestalt imponirende Größe und Fülle abgeht, so mangelt auch ihrem Organe die nöthige Wucht dazu und ebenso ihrem ganzen geistigen Wesen. Erhaben kann man sich Sarah Bernhardt gar nicht denken, und ebensowenig wird man ihr rücksichtslosen Neid oder todtbringenden Haß zutrauen, auch die in abgeklärter Schönheit ruhige, in sich selbst zusammengefaßte Größe einer Iphigenia wird ihr wohl immer fremd bleiben. Ihr Gebiet ist herzgewinnende Anmuth, heiteres Glück, tiefgehende Rührung, thränenvolle Verzweiflung, entsagendes Sterben. Zu all dem hat ihr die Natur ein Auge verliehen, das die gesammten Abschattungen sanfter und schmerzlicher Empfindungen wiederspiegelt, eine Stimme, die jede Regung des Gefühles ausdrücken kann, und eine Grazie der Bewegung, die alle Herzen zu hingebungsvoller Verehrung zwingt. Wenn sich diese harmonisch runden Arme um den Nacken des Geliebten legen, wenn sich dieser elastische, wie von Nervenzittern bebende Leib an dessen Körper schmiegt, dann fühlt man, daß er für immer an sie gekettet ist und man begreift die Armands und die Savignis. Sie weiß das Publicum weder zu schrecken noch zu verblüffen, aber sie versteht es, wie kaum eine zweite, es hinzureißen und in einen Taumel von Rührung und Begeisterung zu versetzen. Daß sie sich dennoch jedesmal von Neuem in die Gunst des Publicums hineinspielen muß, rührt wohl von einem bezeichnenden Zuge ihres Talentes her, das voll anziehender Liebenswürdigkeit und seelenvoller Schönheit nicht mit einem Schlage, sondern nach und nach unsere Theilnahme gewinnt und fesselt.

Bei allem Geist, der in ihr arbeitet, bei aller Empfindung, welche sie durchseelt, ist sie doch, abgesehen von aller Besonnenheit, auf der Bühne viel weniger Herrin ihres Talents, als dieses sie beherrscht und stets zu ruheloser Thätigkeit aufstachelt. Sie verfügt mit souveräner Willkür über ihre Mittel, und diese müssen immer leisten, was sie heischt, aber ihrer Begabung ist sie unterworfen wie einem Dämon, der gleich einem unerbittlichen Verhängniß ihr die Wege weist. Sie versteht die Poesie der Muße nicht, aufathmendes Ausruhen ist ganz wider ihre Natur.

Obwohl sie auf der Bühne nie unsicher, zaghaft oder ungenügend charakterisirt, ist ihre Redeweise und ihre Geberdensprache doch immer maßvoll, und der Zug zum Ungewöhnlichen, der in dem tiefsten Kerne ihres Wesens wacht, tritt da nie ungebührlich zu Tage. Also vorläufig scheint ihr Talent gegen alle und jede Geschmacklosigkeit durch die ihr eigene vornehme Empfindung geschützt. Eine andere Frage ist, ob dies immer so bleiben wird, denn in ihrer Eigenschaft als Malerin, Bildhauerin und überhaupt enthusiastische Kunstfreundin imponirt ihr eben das Außergewöhnliche in ganz auffallender Weise. Alles was sie angefaßt, treibt sie mit einem heftigen, hastigen und unablässigen Eifer; wie eine Uhr, die erst stille steht, wenn sie abgelaufen, ist sie in fortwährender Bewegung, in nie rastender Thätigkeit. Wer Gelegenheit hatte sie während ihres zehntägigen Aufenthaltes in Wien genau zu beobachten, der mußte sich die Frage vorlegen, wie lange wohl dieses zartorganisirte Wesen solchem Ansturm von Arbeit Stand halten könne. Um halb 11 Uhr längstens hatte sie Toilette gemacht, empfing ihre Freunde, fuhr dann zur Probe, von da begab sie sich in eine Ausstellung oder in ein Atelier, hielt bei dem Diner die Gäste durch ihre reichpointirte Conversation in Athem, machte in ihrem Kunstsalon die Honneurs, indem sie Büsten und Bilder erläuterte, empfing Besuche, eilte ins Theater, spielte mit einem Feuer, als ob ihr die jeweilige Rolle ganz neu wäre, kleidete sich um und erschien eine halbe Stunde nach der Vorstellung bei einem Souper von Verehrern, welche sie bis zwei oder drei Uhr Morgens festhielten. Das ging einen Tag wie den andern und Alles, was sie unternahm, that sie im Geiste der schöpferischen Künstlerin; so führt sie auch die Conversation, und wenn man mit ihr in Gesellschaft ist, so überkommt Einen unwillkürlich die Empfindung, sie lasse hier und da nur deshalb das Wort an Andere ab, um für sich immer wieder Gelegenheit zu finden, fein zugespitzte Bemerkungen zu machen; sie handhabt das Wort mit einer höchst wohlthuenden Gewandtheit und hält mit ihrer Meinung so wenig zurück, daß man denken muß, sie folge bei Allem, was sie sagt, einer Inspiration des Augenblicks. Vorsichtig ist sie niemals in ihren Aussprüchen, und sie urtheilt über Personen und Dinge stets ohne den geringsten Vorbedacht; zuweilen wird man durch die Feinfühligkeit, mit welcher sie das Richtige trifft, ebenso überrascht, wie durch die Ungezwungenheit, mit welcher sie ihrer Meinung Worte leiht.

Wien hat ihr einen entschieden günstigen Eindruck gemacht, es gefielen ihr die Leute ebensowohl wie die Stadt; als man ihr aber sagte, daß das Berliner Publicum ebenso liebenswürdig sei wie das Wiener und fragte, ob sie nicht doch sich entschließen werde, dort zu spielen, antwortete sie geradeheraus: „Ich kann dort nicht auftreten und mich bezahlen lassen, die Preußen haben mir, der Französin! zu wehe gethan; es gibt aber eine Form, unter der ich doch in Berlin spielen würde; wenn es sich darum handeln sollte, für die dortigen Armen eine Vorstellung zu geben, so bin ich jede Stunde bereit dazu.“

In Wien hatte sie beinahe nur Freunde, und wirkliche Gegner waren nur diejenigen, welche sie nicht auf dem Theater gesehen. Wer sie kennt, dem muß sie gefallen auch als Frau; sie ist keine Lärmmacherin, aber alle Welt geht drauf aus, für sie Lärm zu machen; und da sie ihre Freunde immer in Athem zu halten weiß, so ist es kein Wunder, wenn sie so viel und so unablässig von ihr reden.... Bei ihr decken sich Erscheinung und künstlerisches Wesen vollständig, sie — ja sie macht auch den Wortkargen zum Schwätzer, und ich unterbreche mich also und lege die Feder hin, um nur überhaupt aufhören zu können.

Wien. Em. Ronzani.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Salons.

Der November hat endlich Ernst gemacht. Die Tage werden immer kürzer und die Kohlenrechnung immer länger. Die brodelnden Frühnebel ballen sich zu immer dichteren Säulen zusammen und brauchen immer längere Zeit, bis sie zerflattern, denn die Sonne scheint ihre Demission geben zu wollen und sendet uns nur noch durch die schmalen Gucklöcher ihrer Wolkengardinen ein Paar dünne geizige Strählchen ins Zimmer. Die Bäume am Straßenrand stehen mit der Nacktheit der Skelette vor uns, daß man ihnen jeden Zweig zählen kann, und im Thiergarten zerbröckeln bei jedem Schritt unter unsern Füßen die gelben Blätter, die der Sommer als Visitenkarten pour prendre congé längst von den Bäumen geschüttelt hat. Auch in den behaglich temperirten Räumen der Kunstausstellung war der Eindruck zuletzt ein wehmüthig herbstlicher: Ringsum fielen die Blätter — aus den schlechtgehefteten Katalogen, und das Publicum, das andauernd in diesen Büchern nachsuchte, brachte jenes melancholische Geräusch hervor, das dem Rascheln des Herbstwindes so ähnlich ist. Ja, es ist Herbst geworden, und der quecksilbergraue nordische Himmel hängt wie die Kalkdecke eines Hospitalzimmers über uns. Das sind die Tage, von welchen der Naturfreund sagt: Sie gefallen mir nicht. Der Salonbummler der Großstadt aber begrüßt sie mit Freuden, denn sie verkünden ihm den Wiederbeginn der Saison.

Wann beginnt die Saison eigentlich? Im Kalender findet sich darüber keine aufklärende Mittheilung. Der Tag, an welchem der Frühling gewöhnlich — nicht anfängt, ist genau angegeben; über den Saisonbeginn fehlt jede kalendarische Aufzeichnung. Am Ende ist es mit der Saison wie mit der Liebe: Sie kommt und sie ist da . . . und ehe man sich's versieht, flattert uns ihr erstes Lebenszeichen in der Form einer Einladungskarte ins Haus. Jetzt wird vor Allem die Toilettenprüfung vorgenommen. Der Mann ist schnell damit fertig, denn unsere gegenwärtige Salonuniform ist nur sehr geringen Abweichungen unterworfen und macht wenig Sorgen. Vielleicht wird es aber in der Geschichte der Geschmacklosigkeit einst als Curiosum verzeichnet werden, daß wir uns diese Uniform so lange haben gefallen lassen, und sicherlich hat Wilkie Collins Recht, wenn er in seinem neuen Roman bemerkt: „Sei es, daß die Frauen keinen positiven Werth auf Schönheit der Farben und Formen legen, oder sei es, daß sie dem Gebot der Mode gegenüber auf eigene Meinung verzichten, soviel steht wenigstens fest, daß unter Tausenden nicht Eine etwas Anstößiges in dem düstern abscheulichen Abendanzuge eines Herrn des neunzehnten Jahrhunderts findet. Ein schöner Mann erscheint ihren Augen schöner denn je, wenn er seinen gräßlichen schwarzen Frack und die steife weiße Halsbinde angelegt hat, welche er gemeinsam mit dem Diener trägt, der ihm bei der Tafel aufwartet . . ." Und so unterwirft man sich denn auch diesmal wieder dem Modebefehl. Man freut sich, wenn man in der Seidenhaut des Chapeau Claque noch keine Runzel des Alters findet, man läßt den schwergeprüften Frack durch einen neuen ersetzen, und man ist für die Wintercampagne feldzugsmäßig ausgerüstet. Die Frau hat da ungleich schwerere Sorgen. Die kostspieligen „poèmes" aus Seide und Moiré möchten die Sparsamen gern aus der verflossenen Saison in die neue hinüberretten, aber entspricht auch das Storchnest von Falten, das man im letzten Winter trug, der gegenwärtigen Modelaune? Ist man auch noch berechtigt, denselben Taillenschnitt geschmackvoll zu finden, den man im vorigen Winter geschmackvoll gefunden hat? Die Frage wird erst nach behutsamer Prüfung der in den Modejournalen ausgebreiteten Akten beantwortet, und man darf gespannt sein, was uns die Saison auf diesem Gebiete für Ueberraschungen bieten wird. Man munkelt bereits in maßnehmenden Kreisen von einer in Paris neu aufgekommenen Ledertoille, die an Mittheilsamkeit selbst die Tricottoille noch übertrifft und die Körperformen wie ein Löschpapier durchpaust. Sie soll einen Superlativ von Indiscretion bilden, über welchen es kein Hinaus mehr gibt . . . Ich bin gespannt, ob diese Ledertaillen in Deutschland Eingang finden — ob wir die Damen dann mit einem Maroquin- oder Saffianeinband erscheinen sehen werden . . . Die Saison wird darüber Aufklärung geben.

Und wenn nun die Vorfragen der Toilette erledigt sind, beginnt sich auch die Berliner Geselligkeit wieder lebhafter zu regen, über deren verschiedene Formen so Mancherlei zu sagen ist. Ein oft vorkommender Typus ist noch immer der gesellschaftliche Gernegroß, der die Salonformen der großen Welt nachzuahmen liebt, ohne die Mittel zu ihrer behaglichen Herstellung zu besitzen. Sein Muster ist ein Banquier, der mir vor einigen Tagen wörtlich sagte:

„Ich hoffe Sie in diesem Winter öfter bei uns zu sehen. Wir haben uns nämlich einen Jour in der Woche gefixt!" . . .

Das Einrichten eines jour fixe, wie es mir da so seltsam angekündigt wurde, ist ein sehr beliebtes Pariser Muster, dessen Nachahmung indessen nicht thunlich ist, wenn man nicht eine im größeren Stil eingerichtete Häuslichkeit und vor Allem ausgebreitete Empfangsräume besitzt. Ehemals lud sich in der That Jedermann nur soviel Gäste ein, wie er gemächlich unterbringen konnte und oft hörte man das Wort des Aulus Gallius anführen, daß keine Gesellschaft die Zahl der Musen überschreiten dürfte. Heutzutage aber gilt in gewissen Kreisen keine Abendgesellschaft für fashionable, wenn nicht wenigstens das Schlafzimmer ausgeräumt und die Zahl der vorhandenen Rohrsessel und Fauteuils durch Anleihen in einem Möbelgeschäft ergänzt werden muß. Man ist zu einer Gesellschaft eingeladen und findet eine Volksversammlung, deren Bewirthung — man nennt es auch mit einem entsetzlich zoologischen Ausdruck „die Abfütterung" — kein Ziel des persönlichen Ehrgeizes für die Hausfrau, sondern die übertragene Arbeit eines jener drei oder vier Favorit-Köche ist, welche für die gesammte Berliner Gesellschaft kochen. Denn die Zeiten sind längst vorüber, da die Wirthinnen ihre Gäste mit den Erzeugnissen der eignen Kochkunst erfreuten, da bei dem Lobe der Gesellschaft ihre vom Herdfeuer überglühten Gesichter ein zufriedenes Lächeln schmückte. Jetzt lassen auch unsere Frauen mit Vorliebe außer dem Hause arbeiten und auch für unsere winterlichen Tafelfreuden ist eine Art Amtstracht eingeführt; die Individualität ist aus den Speiseschüsseln entwichen, auch die Soupers und Diners haben ihre Uniform — und erfahrene Gaumen schmecken schon aus den ersten Bissen einer Austernpastete oder eines Rehcotelettes die Straßennummer seines Koches heraus. Mit der geliehenen Kochkunst eines Fremden werden die Zungen der Schmausenden gekitzelt, auf einem geliehenen Service werden die Speisen aufgetragen, auf einem geliehenen Stuhle verzehrt sie der Gast und aus geliehenen Redensarten setzt sich die Tafelunterhaltung zusammen.

Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, in der man selbst interessante Gäste wird ausgeborgt erhalten können . . . Interessante Gäste! Darauf hält nämlich unser gesellschaftlicher Gernegroß am meisten . . . . und eine Art „Gastverleihinstitut", in welchem man gegen mäßige Vergütung für die Dauer des Abends einen Lohn-Dichter miethen könnte, um ihn als literarische Salonverzierung auszunutzen — es würde lebhaften Zuspruch finden. Nirgends hat man einen so ehrgeizigen Eifer, wie in Berlin, Gäste aus Schriftsteller- und Künstlerkreisen einzuladen, um das Haus den andern Gästen durch die „ästhetische Tapete" interessant zu machen. Einen eigentlichen literarischen Salon — die Welt, in der man sich langweilt — gibt es in Berlin kaum. Aber dafür giebt es Familien, welche wie die Hamster im Sommer einen Bekanntschaftsvorrath sammeln, um nur im Winter gut versorgt zu sein — und eine Dame, die mich durch ihr besonderes Vertrauen bevorzugt, gestand mir ganz ehrlich, daß sie diesmal selbst eine Reise nach Marienbad nicht gescheut habe, um für ihre Dienstage eine neue schriftstellerische Acquisition zu machen. Sie konnte sich in dem böhmischen Bade weder durch ein hinreichend vorgeschrittenes Magenleiden noch durch eine einigermaßen achtbare Fettleber für die Brunnenkur legitimiren. Aber sie wußte, daß dort einer unserer beliebtesten Schrift-

steller schlanker werden wollte, und so scheute sie denn den weiten Weg nicht, um sich diese Salon-Zugkraft durch jammerliche Liebenswürdigkeiten für ihre winterlichen Empfangsabende zu sichern. Es sind auch da natürlich Enttäuschungen nicht ausgeschlossen, und die Hoffnung, daß die literarischen Gäste zur Ausfüllung der Tafelpausen etwas Feuilleton reden und honorarfrei einige Druckbogen Geist von sich geben, geht durchaus nicht immer in Erfüllung. Octave Feuillet wurde einst in einem der vornehmsten Pariser Häuser zu Tafel gezogen und bei Tisch neben einen Obersten der Artillerie gesetzt. Vergebens erwartete die liebenswürdige Wirthin, daß der gefeierte Gast einige geistige Pfauenräder schlagen würde; der Verfasser des „Verarmten Edelmanns“ gefiel sich in trappistenähnlichem Schweigen. Endlich tritt die Wirthin an seinen Platz und raunt ihm ins Ohr:

„Aber Sie Bösewicht! Wann werden sie heute endlich das erste geistreiche Wort sprechen?“

„In demselben Augenblick,“ erwiedert Feuillet, „in welchem mein Nachbar, der Artillerie-Oberst, den ersten Kanonenschuß lösen wird . . .“

Die Historiette würde für uns eine lehrreiche Nutzanwendung haben, wenn nicht unsere Schriftsteller viel zu gutmüthige und arglose Leute wären. Sie folgen ihren Einladungen mit rührendem Eifer und halten sich für Gäste, während sie eigentlich — Gerichte sind, als ein Theil des Menus entre la poire et le fromage verwerthet und nach dem Dessert, ohne daß sie es selbst merken, von der Hausfrau gruppenweise herumgereicht werden:

„Vielleicht noch ein Kosthäppchen Lyriker gefällig?“

„Nein, danke! . . . Ich habe schon zuviel von dem Romanschriftsteller genommen!“

„Darf ich Ihnen etwas Lustspieldichter anbieten?“

„Wenn Sie erlauben, bediene ich mich lieber mit dem Afrikareisenden.“

„Kann ich Ihnen ebenfalls sehr empfehlen. Ganz frisch angekommen! . . .“

Das sind so die unausgesprochenen Dialoge, die beim Serviren des Menschen-Menus auf den Lippen von Wirth und Gästen schweben. Die Berliner Salons sind vielleicht die einzigen Orte in der Welt, wo man gewisse Dichter nicht — ungenießbar findet.

Al Haß.

Notizen.

Das Ministerium Gambetta hat seit über vierzehn Tagen die Signatur der auswärtigen Lage gebildet. Daß sie die Friedensaussichten keineswegs getrübt hat, wissen wir durch ein überaus glaubwürdiges Zeugniß, durch die kaiserliche Botschaft bei der Eröffnung des deutschen Reichstages, die im Uebrigen manche Enttäuschung brachte, nach außen hin aber an beruhigenden Versicherungen nichts zu wünschen übrig ließ. Schon manche Feder war für die Schilderung des bedenklichen Zustandes gespitzt, welchen das Erscheinen des Dictators an der Spitze der französischen Geschäfte herbeiführen werde. Man traut indessen in der Regel dem Verfasser der Botschaft vom 17. November eine für die richtige Beurtheilung der europäischen Lage ausreichende Information zu. So mußten sich die Pessimisten gedulden. Gambetta selbst kündigte sich friedlich an, und man wird sich überall vor der Unklugheit, ihn nicht beim Wort zu nehmen, selbstverständlich hüten. Daß er sich, ob freiwillig oder durch die Lage gezwungen, mit fragwürdigen Capacitäten umgab, ist seine Sache. Auch anderswo soll es ja vorkommen, daß ein allmächtiger Minister bei seinen Collegen eine unbedingte Ergebenheit gegen seine Person voraussetzt und sie im entgegengesetzten Falle nach einiger Zeit beseitigt. Gambetta hat offenbar lieber gleich mit dieser Operation begonnen und Jeden, der ihm nicht convenirte, sofort an die Thür gesetzt. Er mochte sich getrösten, daß, sollte ihm die Arbeitslast zu schwer werden, die für die erforderliche Mithülfe geeigneten Personen ihm zur rechten Zeit nicht fehlen würden. Inzwischen wird er selbst die für die auswärtigen Regierungen bestimmten Depeschen schreiben oder durch irgend einen stilgewandten Journalisten in seiner Nähe schreiben lassen. Es soll nicht so schwer sein, wie man glaubt. Die Diplomatie ist keine Geheimlehre mehr. Sind doch Tag für Tag Tausende von Zeitungsschreibern damit beschäftigt. Der Exminister Barthelemy de St. Hilaire hatte die Kunst, vieldeutige Rundschreiben zu redigiren, gewiß nicht in seinem Aristoteles gelernt, mit dem er bekanntlich sehr vertraut ist. Er war vor Allem stets ein gelehrter Kenner des Alterthums geblieben. Jemand, der ihn kannte und auf der Reise einmal mit ihm in demselben Eisenbahnwaggon zusammentraf, sah ihn wiederholt in einem Buche lesen, dann sich mit geschlossenen Augen zurücklehnen und durch eine Bewegung der Finger verrathen, daß er Verse scandire. Auf die höfliche, wenn auch etwas neugierige Frage, ob er etwa dichte, erwiederte Barthelemy, er vertreibe sich damit die Zeit, daß er im Geiste Homer übersetze. Im Verkehr mit Frankreichs Gesandten und Botschaftern zeigte er sich andererseits sehr liebenswürdig. Herr v. St. Vallier war hier stets seines Ruhmes voll. Jetzt muß man sich an den Gedanken gewöhnen, daß sie beide fort sind, denn wenigstens an dem Tage, wo diese Zeilen in den Druck gehen, schien es dem Herrn v. St. Vallier diesmal Ernst mit seinem Rücktritt. Schon früher hatte es fast bei jedem in Paris bevorstehenden Wechsel geheißen, Herr v. St. Vallier werde seine Demission geben. War indessen die veränderte Combination fertig, nannte der Botschafter den neuen Minister des Auswärtigen seinen alten Freund und blieb auf seinem Posten. Man konnte darin einen Beweis seiner vielseitigen guten Bezüge erblicken. Auch Gambetta als einen vieil ami zu bezeichnen, war schon schwieriger, aber doch vielleicht nicht unmöglich, wären nicht neben Gambetta einige andere Minister mit den Familienconnexionen des französischen Botschafters in zu schroffen Contrast gerathen. Daß Herr v. St. Vallier nun wirklich fortgeht, wird allgemein bedauert. Man sollte aber diese Empfindung nicht übertreiben und nicht glauben, daß der bisherige Bewohner des bekannten Palais auf dem Pariser Platz den Frieden Europas allein auf seinen Schultern trug. Bismarck und Gambetta, das ist die Hauptsache, werden sich wohl vertragen, auch wenn Frankreich in Berlin durch einen anderen Botschafter vertreten wird. Mißhelligkeiten mögen im Laufe der Zeit entstehen, werden aber bei allseitigem guten Willen bald ausgeglichen sein. Vorausgesetzt freilich, daß Gambetta uns nicht mit seiner tollen Idee des Rückkaufs wenigstens Lothringens um irgend einen Preis heimsucht. Das Publicum darf sich nur nicht bei jedem emportauchenden Zeitungsgerücht aus seiner Ruhe aufscheuchen lassen. Das jüngst enthüllte Märchen des Gambetta'schen Besuches in Varzin hat gezeigt, was es mit den landläufigen Conjecturen der Blätter auf sich hat. Bis auf Tag und Stunde hatten sie ausgerechnet, daß Gambetta in Varzin bei dem Reichskanzler gewesen sein müßte. Auch ließen die scharfsinnigsten Folgerungen nicht auf sich warten. Ein sächsisches Blatt sah schon eine mitteleuropäische politische und handelspolitische Union gebildet, gegen Rußland und besonders gegen England. Das Alles beschäftigte Wochen hindurch ganz ernsthafte politische Organe, entpuppte sich aber nach einiger Zeit als ein Hirngespinnst. Vielleicht wird man sich, wenn einmal umgekehrt Kriegsbesorgnisse aufsteigen, des Vorgangs erinnern und den Tageschronisten gegenüber auf seiner Hut sein.

* * *

Benno Bauer, Disraelis romantischer und Bismarcks socialistischer Imperialismus. Chemnitz, Ernst Schmeitzer.

Das vorliegende Werk bildet eine werthvolle Ergänzung und Fortsetzung der im vorigen Jahre erschienenen „Bismarck'schen Aera“ desselben Verfassers, deren Bedeutung in Band XVIII Nr. 35 der „Gegenwart“ charakterisirt wurde. Die neue Arbeit theilt die Vorzüge der früheren, den Text der Geschichte der letzten Jahre nicht nur kritisch gereinigt und festgestellt, sondern ihn auch mit einem gründlichen Wegweiser-Commentar versehen zu haben. Bauer ist kein Parteischriftsteller, der für oder wider den modernen Dictator sich abmüht, er ist ein Geschichtsschreiber, welcher über Bismarck und seine Zeit sich mit jener Vertheilung von Licht und Schatten, mit jener Unterscheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem verbreitet, welcher die rechte Wirkung gewiß ist. Der Verfasser rollt vor unserem gespannten Blick einfach die geschichtliche Nothwendigkeit einer Entwickelung auf, die sich in England durch Disraeli und Gladstone, in Frankreich durch Gambetta, in Deutschland durch den Kanzler Bismarck vollzieht und vollziehen muß. Der Kampf zwischen Imperialismus und Demokratie (oder constitutionellem Bürgerthum), der zwischen den Königen Macedoniens und den Republiken Griechenlands sich abspielte, findet in der Gegenwart sein Seitenstück. Die Periode dieses Kampfes, in welcher wir uns jetzt befinden, ist die der Vorbereitung zum entscheidenden Schluß. Die besondere Gestalt, welche sie jetzt überall in Europa angenommen hat, ist die einer allgemeinen Stockung nicht blos der politischen Beziehungen der Staaten untereinander, sondern des innern Lebens der Staaten selbst. Das Werk

Bauers zeigt die tiefer liegenden Ursachen dieser Erscheinung und ihre Bedeutung für die Zukunft. Den Hauptinhalt der Arbeit nimmt die Darlegung des Versuches der dictatorischen Neuerer, speciell Bismarcks, ein, die ewige Frage zwischen Arm und Reich, zwischen Kapital und Arbeit, mittelst Nationalwerkstätten, Unfallsversicherungen von Reichswegen, kurz mittelst eines sich immer weiter ausdehnenden Systems eines modernen Staatssocialismus zu lösen. Er prophezeit diesem Versuch keinen Erfolg, sondern nur ein Ende mit Schrecken und allgemeiner Noth. Die Völker werden durch letztere genöthigt, wieder bei sich selbst Hülfe zu suchen und aus neu erschlossener Kraft eine neue und bessere Zukunft sich zu erarbeiten. Die Demarcationslinie zwischen der alten, auf freier Concurrenz gegründeten Gesellschaft und der nun von Staatswegen jetzt zu schaffen versuchten centralistischen wird in der nach jahrelangem Kämpfen durchgesetzten Beseitigung des Haftpflichtgesetzes nachgewiesen. Dasselbe erscheint nur als Flickwerk, als ungenügende Concession gegenüber dem neuen Staatssocialismus, welcher sich anschickt, den Arbeiter von der Wiege bis zur Bahre unter seine väterlich bevormundende Leitung zu nehmen. Die Gegenwart steht in der That auf der Grenze, die zwei Welten und Lebenswege scheidet.

Bauer weist in Disraeli den romantischen Verkünder des neuen Evangeliums der socialistischen Dictaturen nach und in seinen Romanen die Wegweiser seiner später durchgeführten politischen Programme. Aus den Kämpfen der Gegenwart gibt Bauer den Ausblick in den „Europäer" der Zukunft, mit dessen Herausarbeitung die internationalen Conferenzen der Forscher und Kritiker beschäftigt sind. Der „Culturkampf", das sich gegen seinen Erneuerer wider Willen, Luther, wendende Papstthum erhalten neue und blendende Schlaglichter. In seinem Nachwort entfernt der Verfasser die Legende, welche zwanzig Jahre zurückgezogenen Lebens um dasselbe gewoben hatte und gibt uns die interessante Entstehungsgeschichte seiner Werke der letzten Jahre. Dem ernsten Denker wie dem in dem Labyrinth der Jetztzeit einen Führer suchenden Leser wird das neueste Werk zum Besten dienen. E. S.

* * *

Unsere neue Literatur geht in die Breite. Was früher kaum Stoff zu einer Erzählung geboten hätte, wird jetzt zu einer Novelle oder gar zu einem Romane verarbeitet. Dadurch wird das Gold der Poesie breit und also auch dünn geschlagen. Wie viele unserer zeitgenössischen Prosadichter wären im Stande, kleine Novelletten von künstlerischer Abrundung, worin ihre französischen Collegen so Vortreffliches leisten, einen ganzen Roman in ein paar Zeitungsspalten, eine Novelle en miniature zu verfassen? Wir, die wir gerade diesen Zweig der Prosa-Literatur hegen und pflegen möchten, könnten da mit den erstaunlichsten Geständnissen unserer berühmtesten Romanciers aufwarten. „Ich kann nicht mehr kurz schreiben," gesteht uns der Eine; ein Anderer meint unverhohlen, es lohne sich schon materiell besser, einen Roman als eine Novellette zu machen, und ein Dritter weist diese „untergeordnete Literatur" geringschätzig den Feuilletonisten zu . . . Umso willkommener müssen wir ein Buch heißen, das uns wie die „Milesischen Märchen von Oskar Linke" (Leipzig, Carl Reißner) in der knappsten Form eine Anzahl von künstlerisch abgerundeten Novelletten und Skizzen bietet, von denen mehr als eine in Form und Inhalt ein kleines Meisterwerk genannt zu werden verdient. Diese Miniatur-Novellen spielen sämmtlich auf dem Boden Altgriechenlands und treffen, ohne gelehrten Notenkram, den klassischen Lokalton viel besser, als manches groß angelegte Culturgemälde. Bei alledem leuchtet aus diesen winzigen Geschichten stets eine poetische Idee heraus und stört die moderne Gefühlswelt nur selten den nie affectirt alterthümelnden Ton. Namentlich „Hermione" ist ein Juwel archaisirender Ciselirkunst. Möge der talentvolle Verfasser auch ferner auf die wohlfeilen Lorbeeren der Romanfabrikation verzichten!

* * *

„Zehn Jahre. Dichtungen von Eugen Reichel." (Wien, Konegen.) Unter diesem Titel veröffentlicht ein österreichischer Dichter seine poetischen Erzeugnisse eines Decenniums. Eine entschiedene Formgewandtheit und Noblesse des Gedankens ist diesen mühsam polirten Versen nicht abzusprechen. Leider wimmeln sie von Reminiscenzen aus Horaz, Goethe, Uhland, Heyse, Lingg, Geibel, und dabei begeht der Poet noch die Unvorsichtigkeit, fast jedem Gedicht, ja sogar dem kleinsten Epigramm ein Motto aus unseren Klassikern voranzusetzen, wobei der billige Vergleich sehr selten zu seinen Gunsten ausfällt. Daß Eugen Reichel kaum dieser Ansicht ist, erkennt man aus folgendem Pröbchen seiner Bescheidenheit:

„Früh' schon hab' ich, ein Jüngling, geübt in der Kunst mich des Versbau's,
Immer zum Höchsten gestrebt, immer geformt und gefeilt.
Früh' schon lernt ich versteh'n, daß der schönste Gedanke sich abschwächt,
Fehlt ihm die rundende Form, welche den Sinnen gefällt.
So fand frühe den Pfad ich zur selten erreichten Vollendung:
Deutschland bildete nie schönere Verse dem Ohr."

* * *

Friedrich Freiherr von Reden-Esbeck, der sich durch sein „Deutsches Bühnenlexikon" bereits als fleißiger Theaterhistoriograph bewährt hat, gibt soeben bei J. A. Bach in Leipzig einen Prachtband mit Porträt und Autographen heraus unter dem Titel: „Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen." Es ist eine sehr gewissenhafte Quellenstudie über die Anfänge des neuen deutschen Theaters, wobei uns nur das Eine nicht gefallen will, daß der ruhige Fluß der Darstellung fortwährend durch lange Citate aus alten und neuen Schriftstellern und wörtlich abgedruckte Documente unterbrochen wird, die besser in den Anhang verwiesen würden. Alles in Allem ist es aber eine dankenswerthe und vollständige Geschichte dieser trefflichen Frau, welche für das Edelste begeistert war und auf Kosten von Hab und Gut auf den Beifall des Pöbels verzichtete. Leider weiß uns der Autor gerade über den wichtigsten Act ihres Lebens nur wenig zu erzählen, über die in ihrer Bude vor dem Grimmaischen Thore zu Leipzig executirte feierliche Verbrennung des Hanswursts, jenen „Gottschädlichen" Gedanken, welcher Lessing zu dem witzigen Ausspruche veranlaßte: „Was thut's, daß der Hanswurst ein ausländisches Geschöpf war? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären!"

* * *

Ferdinand Avenarius erweist sich in seiner Gedichtsammlung: „Wandern und Werden" (Dresden, Ehlermann) als echter Poet. Da ist Alles frisch, burschikos, gefühlt, sonnig, jung, — letzteres verräth sich besonders in der weltschmerzlichen Draperie, die ihm nicht wohl zu Gesichte steht.

„Dichter, dem der Sturm der Zeiten
Brauste über theure Herzen,
Fühlst du, daß dich erst die Schmerzen
Zu der Schönheit Priester weihten?"

Dies und Aehnliches klingt gemacht, papierblumenhaft, affectirt. Um so bedeutender ist Avenarius dort, wo er seinem Jugendübermuthe die Zügel schießen läßt; da findet er treffende sarkastische oder fein humorvolle Wendungen und erhebt sich sogar zur mörderischen Satire. Tiefes Naturgefühl, nachdenkliche Beschaulichkeit, gedankenreiche Sentenzen und überraschende Pointen — er ist in allen Sätteln gerecht und weiß in den meisten Fällen originell zu bleiben.

* * *

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Vierte Auflage, 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta). Zum erstenmale gelangt hier das gesammte vorhandene Material vollständig und in diplomatischer Treue zur Veröffentlichung. Beigaben, Noten und ein gutes Register erleichtern das Verständniß und die Uebersicht, und auch die oft ergötzlichen Hörfehler von Goethes Schreiber sind gewissenhaft richtig gestellt. Der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart gebührt aber nicht blos der Dank für die würdige Ausstattung, die sie diesen zwei Bänden angedeihen ließ, sondern auch für die Erhaltung der Originalien. Als im Jahre 1878 in Folge letztwilliger Verfügung Goethes die Handschriften seines Briefwechsels mit Schiller zum Verkaufe kamen, da erwarb sie der Freiherr Carl von Cotta, eingedenk der ruhmvollen Beziehungen, welche jene beiden Namen mit dem seinigen verknüpfen. Es wurde dadurch die drohende Gefahr, dieser kostbare Schatz möchte zersplittert werden oder ins Ausland wandern, glücklich beseitigt, und das schöne Besitzthum dem Vaterlande erhalten und, wie die vorliegende Ausgabe beweist, bereits in pietätvoller Weise nutzbar gemacht.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher &c. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Unbetretene Reisepfade in Japan.

Eine Reise in das Innere des Landes und nach den heiligen Stätten von Nikko und Yezo.

Von

Miß Isabella L. Bird.

Aus dem Englischen.

2 Bde. gr. 8. Mit Illustrationen und 1 Karte. Broch. ℳ 10.—, geb. ℳ 12.

In sehr fesselnder Darstellung beschreibt die Verfasserin das Volk Japans in seiner Heimath im Innern des Landes, in seinem täglichen Leben und seiner Umgebung und wird das Buch durch die Schilderungen des Familienlebens eine höchst anziehende Lectüre besonders auch für die Damenwelt. Dasselbe erlebte in England binnen wenigen Monaten fünf Auflagen.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:

Alte französische Volkslieder.

Uebersetzt von **Karl Bartsch.** Nebst einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts. 8. Broschirt ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—

☛ Eine Sammlung charakteristischer, naturwüchsiger französischer Volkslieder in vorzüglicher Uebersetzung.

G. Eichler,

Plastische Kunstanstalt.

Berlin W., Behrenstrasse 27.

Vollständ. v. Stoschische Daktyliothek,

nach Winkelmann's Katalog geordnet.

Sammlung mittelalterlicher Medaillen von Pisano, Sperandeo, Albr. Dürer, Jamitzer, Tob. Woost etc.

Katalog einer reichen Sammlung antiker und moderner Skulpturen gratis u. fr.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die

Verhütung von Krankheiten

des Leibes und der Seele des Einzelnen und der Gesellschaft.

Studien von

Dr. Eduard Reich.

Ein starker Band. 8. ℳ 10.—

Der Herr Verfasser behandelt den im höchsten Grade anziehenden Gegenstand in klarer, wissenschaftlicher und dabei verständlicher, ja unterhaltender Sprache und sollte daher das Buch in keiner Familie fehlen.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Hettner, Hermann, Prof. Dr., **Geschichte der englischen Literatur von 1660—1770.** Vierte Auflage. gr. 8. geh. Preis 8 ℳ

——— **Geschichte der französischen Literatur.** Vierte Auflage. gr. 8. geh. Preis 8 ℳ

——— **Geschichte der deutschen Literatur.** Dritte Auflage. gr. 8. geh. I. II. III. 1. 2. Preis zusammen 30 ℳ 50 ₰.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts

von

Dr. **Hermann Schulze,**

Grossh. badischem Geheimen Rathe u. Königl. preussischem Geheimen Justizrathe, ordentlichem Professor des Staatsrechts an der Universität Heidelberg.

Dritte Lieferung. gr. 8. IV u. VIII, S. 515—690. ℳ 4.—
Erste Lieferung. 1880. X, 308 S. ℳ 5.—
Zweite Lieferung. IV, S. 309—514. ℳ 4.—

Nach einer veränderten Disposition des Verfassers erscheint schon jetzt die dritte Lieferung des Lehrbuchs des Deutschen Staatsrechts, welche das deutsche Landesstaatsrecht abschliesst. Da die drei ersten Lieferungen ein in sich geschlossenes Ganze bilden, so ist denselben ein Gesammttitel und ein Gesammtinhaltsverzeichnis beigegeben. Der Verfasser wird das zweite Buch: „Das deutsche Reichsstaatsrecht" (20 Bogen) baldmöglichst nachfolgen lassen.

NEUE (13) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

ERSCHEINT IN 240 HEFTEN

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

Preis à Heft 50 Pf.

MONATLICH 3-4 HEFTE.

ABBILDUNGEN UND KARTEN AUF 400 TAFELN U. IM TEXTE.

In J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau ist soeben erschienen:

Farben und Schöpfung.

Acht Vorlesungen über die Beziehungen der Farben zum Menschen und zur Natur.

Von

Dr. **Hugo Magnus,**

Docent der Augenheilkunde an der Universität zu Breslau.

Mit einer Tafel. Preis geheftet ℳ 5.—, elegant gebunden ℳ 6.—

Inhalt: Ueber das Wesen der Farbe. — Die Farbenempfindung. — Die biologischen Aufgaben der Farben. — Der Farbensinn der Thiere. — Die Entwicklung des Farbensinnes — Die Farbenblindheit. — Die Aesthetik der Farben. — Die Erziehung des Farbensinnes.

Kin-ku-ki-kuan. Neue und alte Novellen der chinesischen 1001 Nacht. Deutsch von **Eduard Grisebach.** Kl. 8. brochirt ℳ 3. — Elegant gebunden ℳ 4.—

Der Pinsel Mings. Eine chinesische Geschichte von **Hans Hopfen.** Zweite Aufl. Miniatur-Ausgabe. Eleg. cart. ℳ 1.50.

Verlag von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie

von

H. Eisenhart.

Professor an der Universität Halle.

Preis 4 ℳ

Der „Hamb. Korrespondent" schließt eine längere Besprechung des Buches mit den Worten: **„Wir können nach Allem dem Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen, es wird dann wesentlich zur Klärung der Anschauungen über unsere wirthschaftlichen Aufgaben beitragen."**

Ein junger Schriftsteller,

gewandter Feuilletonist, bisher Mitredacteur einer hervorragenden Berliner Zeitung, wünscht seine Stellung zu verändern und womöglich zu einem belletristischen Blatte überzugehen.

Offerten sub **B. H.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Ein Journalist,

Katholik, junge strebsame Kraft, gegenwärtig Mitredacteur einer großen Berliner Tageszeitung, als Feuilletonist, Kunst- und Theaterkritiker &c., so wie auf belletristischem Gebiete thätig, wünscht vom Januar ab in Berlin eine ähnliche Stellung anzunehmen. — Probearbeiten und beste Referenzen über persönliche Verhältnisse u. s. w. stehen zu Diensten.

Gefällige Offerten sub Chiffre „1881" erbeten an die Expedition der „Gegenwart" Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. G. Teubner in Leipzig.

№ 49. Berlin, den 3. December 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt:

Das neue Innungsrecht.

Es liegt mir sehr fern, einzustimmen in die Anklagen derjenigen, welche diese oder jene politische Partei, diese oder jene socialpolitische Richtung für den tiefen Mißstand, in welchem das Handwerk sich befindet, allein verantwortlich machen wollen. Es ist viel zu schwer, auch nur zu ahnen, welche Entwickelung unser Kleingewerbe genommen hätte, wenn auf die Neuordnung von 1869 nicht unmittelbar Krieg, Gründungen, Krach gekommen wären, und es ist heute wahrlich nicht Zeit, durch Anklagen zu spalten, sondern durch Versöhnung zu vereinen; aber das darf man heute doch endlich allgemein anerkannt wünschen, was schon um die Mitte der siebenziger Jahre den wirklich unbefangenen, vom politischen Parteitreiben unabhängigen Sachkennern klar wurde, daß die Lage des deutschen Handwerks, mochte nun Schuld daran sein, was da wolle, eine so trostlos unerquickliche geworden sei, daß helfend eingegriffen werden müsse.

Freilich, wo und wie hier einzugreifen sei, dies zu ermitteln war die Sache eingehendster, unbefangenster Erwägungen und Beobachtungen. Großartige, aus dem Aermel geschüttelte Gedanken, neue, kühn construirte Systeme sind hier wahrlich nicht am Platze, wie sie überhaupt nur zu oft das Verkehrteste und Unpraktischste, wenn nicht das Vermessenste und Gefährlichste sind, auf was die socialen Heilkünstler in solchen Calamitäten verfallen können. Wenn das socialistische Princip, die Rücksicht auf die Gesammtheit, vielleicht etwas zu sehr hintenan gesetzt wurde in der jüngsten Geschichte unserer wirthschaftlichen Gesetzgebung gegen das individualistische Princip, so hüte man sich jetzt, sofort in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und, statt das richtige Gleichgewicht dieser beiden gleichberechtigten Fundamentalprincipien unseres Gesellschaftslebens wieder herzustellen, den Socialismus als alleinherrschendes System zu etabliren. Diese Consequenz mag im akademischen Hörsaal imponiren, dieses „Entweder oder“ mag dort als Sache der großen Geister und der ganzen Männer gepriesen werden, in der praktischen Wirthschaftspolitik muß man bescheiden an oft recht kleinliche Aufgaben herangehen.

Unendlich viel ist über das, was für das Handwerk zu geschehen habe, gesprochen und geschrieben worden, und es ist nicht gerade schwer zu ermitteln, in welchen Punkten die Ansicht, daß eine Aenderung der Gesetzgebung nothwendig sei, von vielen einsichtsvollen Männern verschiedener Parteistellung besonders häufig und besonders dringend ausgesprochen wurde. Unter diesen Punkten nimmt jedenfalls das Lehrlingswesen die erste Stelle ein. Gewiß war auch in dem Darniederliegen der Lehrzucht der Mangel an Pflichtgefühl bei den Einzelnen, zumal bei den Meistern, hauptsächlich Schuld, gewiß konnten Gesetzesbestimmungen nicht allein helfen, wenn nicht der einzelne Handwerker ein strengeres Pflichtbewußtsein wieder gewann; aber dem widersprach es nicht, daß man doch einzelne gesetzliche Maßnahmen für nothwendig hielt, ohne welche das ungesund darniederliegende Pflichtgefühl sich nicht wohl aufraffen konnte. Einzelne der darauf bezüglichen Forderungen sind bereits durch die Gewerbenovelle vom 19. Juli 1878 in anerkennenswerther Weise erfüllt worden, andere blieben bis heute unerfüllt.

Ganz besonders aber erschien es nothwendig zur Stärkung des Standes- und Pflichtgefühls, zur Anbahnung auch des Zusammenwirkens für materielle Zwecke, die segensreichen Wirkungen eines gesunden Vereinslebens den Handwerkern wieder in ausgedehnterer und zugleich intensiverer Weise zu vermitteln, als dies unter den dermaligen Verhältnissen der Fall war. Ich bin weit entfernt, die gute Wirkung des modernen Vereinslebens auf die Handwerker zu verkennen. Ein unparteiischer Beobachter wird jedoch nicht leugnen können, daß die so überaus zahlreichen modernen gewerblichen Vereine, die Handwerker- und Gewerbevereine namentlich, denn doch den größten Theil der Handwerker völlig unberührt ließen, daß diese Vereine, nachdem sie 1869 über die Innungen gesiegt hatten, außerordentlich vielfach in eine Stagnation hinein geriethen, in ein geschäftiges Nichtsthun, welches durch immer lauter aber wahrhaftig auch immer unwahrer werdendes Selbstlob nicht in eine praktische Wirksamkeit umgewandelt wurde. Ihr Nutzen für die breite Masse der Handwerker, namentlich für jene Mehrheit in den minder großen Städten und in den minder industriellen Bezirken, wurde immer geringer, und da die Innungen noch immer schmollend in ihrem Nichtsthun verharrten, entbehrten die Handwerker thatsächlich jedes Zusammenhalts, jedes eigenen Vereinslebens.

Das Rundschreiben des preußischen Handelsministers vom 4. Januar 1879 war der erste erfreuliche Schritt, den die Staatsregierung in dieser Richtung that.

Der durch den Minister in diesem Rundschreiben vorgezeichnete Weg war durchaus richtig und sachgemäß. Hätte man ihn mit mehr gutem Willen und mit vollerer Hingabe an die Sache weiter verfolgt, die Wiederbelebung der Innungen dürfte dann bereits auf einem gedeihlicheren Punkte angelangt sein als heute; jedenfalls würden dann die etwa als nöthig erkannten Aenderungen der Gesetzgebung sich dem praktischen Bedürfniß angepaßt haben oder anpassen und ihre Durchführung würde bei weitem nicht die Schwierigkeiten, Unklarheiten und Bedenken zu überwinden haben, wie sie leider zweifellos das gegenwärtige

Innungsgesetz zu überwinden haben wird. Man hätte dem Wunsche des Ministers gemäß mit mehr Energie auf dem Boden des bestehenden Rechts die praktische Thätigkeit der Innungen zur Entfaltung treiben sollen, statt ohne diesen Versuch zu machen, gleich nach weitgehenden Aenderungen der Gesetzgebung zu verlangen. Man gab leider nur zu zeitig die Parole des Innungszwanges aus, des directen oder des indirecten, und man verhinderte dadurch die Handwerker, mit gutem Willen an die Arbeit zu gehen, ehe nicht diese zweifelhafte Forderung erfüllt wäre.

Während in den vielen Berathungen und Erklärungen derjenigen Gewerbtreibenden, welche in der Gewerbefreiheit von 1869 den Grund für den Niedergang des Handwerks erblickten, die Forderung eine Hauptrolle spielte, daß der Nachweis der Befähigung zum selbstständigen Betriebe des Gewerbes wieder in ausgedehnterer Weise gesetzlich verlangt werden solle, während auch in den dem Handwerk ferner stehenden Kreisen der Gedanke, daß ein geprüfter Meister dem Kunden die bessere Arbeit, dem Lehrling die bessere Lehre in Aussicht stelle, dem Kampf gegen das bestehende Gewerberecht zahlreiche Anhänger warb, ist eigenthümlicher Weise weder in dem Antrage von Seydewitz und Genossen vom 5. März 1880, noch in der Resolution des Reichstags vom 5. Mai 1880 der Befähigungsnachweis, die Meisterprüfung, als obligatorisch in weiterem Umfange als bisher verlangt. Ich kann es nicht leugnen, daß gerade die Forderung einer Prüfung, wie sie z. B. die Baugewerksmeister vielfach verlangen, der ernstesten Erwägung werth erscheint und daß dieses Verlangen wohl auch in den Reichstagsberathungen über das neue Gesetz eine gründlichere Erörterung verdient hätte. Ich halte es für ganz unrichtig, weil man die Prüfung für den Schuhmacher als überflüssig erklärt, sie deshalb nun auch für das Baugewerk nicht einführen zu wollen, und ebenso sollten die Baugewerksmeister nicht ihr Verlangen dadurch zu fördern glauben, daß sie sich zu Herolden des Prüfungszwanges für alle noch so weit von dem ihrigen verschiedenen Handwerke machen.

Die Prüfungsfrage ist in dem neuen Gesetz eine wesentliche Rolle nicht eingeräumt, die Meisterprüfung hat in ihm lediglich unter den facultativen Aufgaben der Innungen einen Platz gefunden und dieser Umstand bezeichnet für mich einen überaus schwerwiegenden Unterschied des neuen Rechts von dem Recht von 1845/49. Damals kamen die Vorrechte eigentlich den geprüften Meistern zugute und den Innungsmitgliedern nur insofern sie eben geprüfte Meister waren, das neue Recht sollte dagegen die Innungsmeister bevorrechten und bevorrechtet sie auch in gewissem Grade in der That, ohne darnach zu fragen, ob und wie sie geprüft werden.

Freilich bestimmt die Innungsnovelle in § 100 Alinea 2: „Von der Ablegung einer Prüfung kann die Aufnahme nur abhängig gemacht werden, wenn Art und Umfang derselben durch das Statut geregelt sind; die Prüfung darf nur den Nachweis der Befähigung zur selbstständigen Ausführung der gewöhnlichen Arbeiten des Gewerbes bezwecken", aber welch unendlicher Spielraum ist da doch noch der freien statutarischen Festsetzung und dann vor Allem ihrer Anwendung in der Praxis gelassen, ohne daß eine Aufsichts- und Berufungsinstanz der Willkür darin gerade wirksame Schranken setzen könnte. Rechnet man nun noch dazu, daß nach dem neuen Recht es den Innungen zusteht, für den Eintritt den Nachweis zu verlangen, daß der Einwerbende so und so lange als Lehrling und als Geselle in dem Handwerk gearbeitet habe, ja daß sie diejenigen ausschließen können, welche nach Ansicht der Innungsversammlung die Annahme rechtfertigen, daß sie den an die Mitglieder der Innung zu stellenden Anforderungen in Beziehung auf ehrenhaften Lebenswandel und ordnungsmäßigen Gewerbebetrieb nicht genügen werden, so wird man zugeben müssen, daß das neue Innungsrecht im weitesten Maße den Innungen die Möglichkeit gibt, nicht genehme Elemente von sich fern zu halten.

Die wichtigsten Vorrechte, welche die Innungsmeister vor den Handwerksgenossen außerhalb der Innung nach dem Antrage von Seydewitz erhalten sollten, bestanden in der ausschließlichen Befugniß zur Lehrlingshaltung und in dem Aufsichtsrecht über das Gesellenwesen ohne Einschränkung auf den Kreis der Innung, zwei Rechte, welche weit über die Innungsprivilegien von 1845/49 hinausgingen. Die Resolution vom 5. Mai 1880 modificirt die verlangten Vorrechte dahin, daß durch die höhere Verwaltungsbehörde nach Anhörung der Gemeindebehörde Innungen die Aufsicht über das gesammte Lehrlings- und Gesellenwesen ihres Gewerbes übertragen, ja daß geeigneten Falls sogar bestimmt werden könne, daß, beziehungsweise mit welchen Einschränkungen, für diejenigen Gewerbe, für welche Innungen gemäß den Bestimmungen des Gesetzes bestehen, nur Mitglieder der Innung Lehrlinge zur Ausbildung annehmen dürften, Vorrechte, welche auch noch ganz wesentlich über die Befugnisse hinausgingen, welche nach § 45 der Verordnung vom 9. Februar 1849 den Innungen durch Ortsstatut beigelegt werden konnten.

Auch der Entwurf und das Gesetz selbst enthalten noch Vorrechte der Innungen von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Der § 100e in seiner angenommenen Fassung lautet:

„Für den Bezirk einer Innung, deren Thätigkeit auf dem Gebiete des Lehrlingswesens sich bewährt hat, kann durch die höhere Verwaltungsbehörde nach Anhörung der Aufsichtsbehörde bestimmt werden:

1. daß Streitigkeiten aus den Lehrverhältnissen der im § 120a bezeichneten Art auf Anrufung eines der streitenden Theile von der zuständigen Innungsbehörde auch dann zu entscheiden sind, wenn der Arbeitgeber, obwohl er ein in der Innung vertretenes Gewerbe betreibt und selbst zur Aufnahme in die Innung fähig sein würde, gleichwohl der Innung nicht angehört,
2. daß und inwieweit die von der Innung erlassenen Vorschriften über die Regelung des Lehrlingsverhältnisses, sowie über die Ausbildung und Prüfung der Lehrlinge, auch dann bindend sind, wenn deren Lehrherr zu den unter Nr. 1 bezeichneten Arbeitgebern gehört. Haben sich hiernach Lehrlinge solcher Gewerbtreibenden, welche der Innung nicht angehören, einer Prüfung zu unterziehen, so ist dieselbe von einer Commission vorzunehmen, deren Mitglieder zur Hälfte von der Innung, zur Hälfte von der Aufsichtsbehörde berufen werden."

Der Entwurf des Gesetzes enthielt noch den Punkt:

3. daß Arbeitgeber der unter Nr. 1 bezeichneten Art von einem bestimmten Zeitpunkte an Lehrlinge nicht mehr annehmen dürfen.

Dieser Punkt 3 ist durch den Reichstag gestrichen worden und somit ist der Einfluß, welchen die Innungen über den Kreis ihrer Genossen hinaus gewinnen können, sowohl gegen den Antrag von Seydewitz wie gegen die Resolution vom 5. Mai 1880 wesentlich beschränkt worden.

Aber bevorrechtet ist die Innung wie gesagt noch immer in einer Weise, welche anomal genannt werden muß im Verhältniß zu ihrer Macht, mißliebige Handwerkgenossen auszuschließen. Die Innungsbehörde kann Richter sein über Nichtinnungsmeister und sie kann das Recht bekommen, dem Nichtmitgliede in seine Lehrlingserziehung und damit, das muß man zugeben, in seinen Geschäftsbetrieb hineinzureden, schwerwiegende Vorrechte, welche eine ganz irrationelle Härte bedeuten gegen diejenigen Meister, welche von der gesetzlich ihnen garantirten Freiheit, außerhalb der Innung zu bleiben, Gebrauch machen. Ich kann hier nicht mehr eingehen auf die unendlich weitgehende Verschärfung dieser Härte, auf die vielen Unzuträglichkeiten überhaupt, welche aus der gerade durch diese unglücklichen Vorrechte und allein durch sie bedingte Abgrenzung der einzelnen Handwerksarten resultiren; diese Unzuträglichkeiten sind seit Jahrhunderten notorisch, und wer sie heute leugnet, von dem kann man annehmen, daß die Parteisache ihn blind machte gegen die Handwerks- und Innungssache.

Doch allzu gefährlich, so glaube ich, dürfte in der Praxis der stehen gebl[illegible]ne Rest des § 100e nicht werden. Die Ein-

richtung solch anomaler Verhältnisse wird der Behörde auf alle Fälle so viel Bedenken und Schwierigkeiten verursachen, daß man nicht viel Lust verspüren wird, sie herbeizuführen. Aber die die übelste Wirkung des § 100e liegt in etwas Anderem. Er ist Handhabe für die unverantwortliche Agitation, welche sich bestrebt, das neue Gesetz den Handwerksmeistern zu verleiden, noch ehe es angewendet wird, und deshalb halte ich es für einen schwerwiegenden Fehler, daß die Regierung der zünftlerischen Strömung überhaupt so weit entgegenkommen zu müssen geglaubt hat, den § 100e in den Entwurf aufzunehmen. Das Rundschreiben des Ministers vom 4. Januar 1879 ist diesem Paragraphen so entgegengesetzt in seinem ganzen Inhalt, daß man fast glauben möchte, die Regierung sei nicht mit allzu freudigem Herzen gerade an die Ausarbeitung dieses Paragraphen herangegangen. Das arme Gesetz ist eben ein trauriger Beweis für den mangelhaften Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung, es krankt an den Einflüssen der übeln Parteiverhältnisse, an denen das Vaterland leidet. Niemandem zur Freude, eher Allen zu Leide ist es so zeitig in die Welt gekommen. Wenn Freiherr von Hertling schon am 16. März 1880 im Reichstage davor warnte, nicht entschieden Stellung zu nehmen gegen die Forderung von Zwangsinnungen, wenn er es bestimmt ausgesprochen haben wollte, daß der Innungszwang unter den modernen Verhältnissen nicht möglich sei, „damit nicht falsche Hoffnungen in den betheiligten Kreisen gehegt werden", der § 100e war ein Ausdruck der Unentschiedenheit gegenüber dem durch die Agitation erregten Verlangen nach ungerechtfertigten Privilegien in den Handwerkerkreisen und an ihn werden sich die falschen Hoffnungen festklammern zum Schaden der Innungen und zum Schaden des Handwerks.

Möchten die deutschen Handwerker einsehen, welch große Vortheile ihnen das neue Gesetz durch die volle Freiheit bei der Aufnahme ihrer Mitglieder gewährt. Möchten diese jetzt erst wirklich freien Innungen sich zu Vereinigungen der tüchtigsten Mitglieder des Standes entwickeln und endlich den ganzen Stand zur Tüchtigkeit erziehen. Der Boden dafür ist geschaffen. Das neue Innungsrecht hat die Hindernisse beseitigt; aber nur dann wird es damit gelingen, wenn der Handwerkerstand vergißt, daß ein Paragraph 100e im Gesetz steht.

Georg Bobertag.

Die Meetings-Seuche in Paris.

In einer deutschen Stadt, deren Namen nichts zur Sache thut, lebte einst ein Theaterdirector, welcher dem großen Napoleon, höchstseligen Angedenkens, das plötzliche Emporblühen seines sogenannten Kunstinstitutes verdankte. Unser Mann fand nämlich eines schönen Tages einen Schauspieler, dem sein kurzer, gedrungener, auf weitausgreifenden Beinen ruhender Leib viel Verdruß bereitete, weil er ihn unfähig machte, Liebhaber zu spielen, wofür der Mime eine ganz besondere Befähigung zu haben glaubte. Gerade aber besagter gedrungener Leib und noch mehr der massige Kopf mit dem unbeweglichen Gesicht, ferner die Adlernase und die scharf ausblickenden Geieraugen sollten den Ruhm des vom Weltschmerz ergriffenen Histrionen ausmachen. Und zwar so: Als der Theaterdirector ein Spektakelstück, betitelt „Napoleon" (keines von unseren deutschen Klassikern) aufführen wollte, da suchte er, ein zweiter Diogenes, einen Menschen — der dem großen Corsen ähnlich sah. In dem mißglückten Liebhaber fand er, was er brauchte. Bald konnte dieser gespreizt und gravitätisch mit dem unvermeidlichen Fernrohr in der Hand über die Scene schreiten. Das Publicum, vom verehrungswürdigsten Adel bis zum elendesten, in Hemdärmeln seine Zuschauerarbeit verrichtenden Galeriebewohner hinauf war voll staunender Bewunderung, und der einstimmige Ausruf lief durchs Haus: „Nein! Der ganze Napoleon!" War das ein Zudrang! Der Schauspieler wurde mit jedem Tage populärer und der Director immer reicher, bis er mit seiner wohlgefüllten Kasse vom Schauplatz verschwand ... Darüber sind nun Jahre vergangen. Der Theaterdirector hatte das durch Napoleon I. gewonnene Geld an die Nachkommen der Makkabäer auf dem schlüpfrigen Parquet der Börse hergeben müssen und erschien bald von Neuem auf dem Schauplatz seiner einstigen Thaten. Er suchte vor Allem seinen damaligen Helden. Er schien noch kürzer, dicklicher und dem großen Empereur noch ähnlicher geworden zu sein. Geschwind wurde er engagirt und mußte wieder den Heldenanzug des großen Kaisers anziehen. Allein je mehr er sich spreizte, durchs Fernrohr blickte, mit gekreuzten Armen dastand, den Feldherrnblick spielen ließ, desto heiterer wurde das Publicum. Am nächsten Tage schon agirte er vor leeren Bänken. Man sprach geringschätzig über den Director, den Mimen, ja sogar vom großen Napoleon. Was man mit solchen Naivetäten heutzutage noch wolle, fragten die jüngsten Leute; mit so abgespielten Monarchenkomödien!

Wie diesen beiden Edlen, so ergeht es den Communisten, Anarchisten, Socialrevolutionären und Genossen im gegenwärtigen Frankreich. Auch sie hatten eine, just durch einen Napoleon verursachte Blüthezeit. Als es nämlich galt, gegen Napoleon den Dritten Revolution zu machen, wurden diese Herrn großgeschmeichelt. Ihr Elend, ihre Armuth, ihre geistige Mißgestalt gerade machten ihr politisches Glück. Die Revolution war vollzogen, der Monarch gefallen. Sie bemächtigten sich der Herrschaft und verbreiteten Schrecken und Tod. Die Ruinen niedergebrannter Paläste und die stummen Gräber gemordeter Geiseln sind Zeugen ihres Wirkens im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! Aber die blutige Orgie, die Herrschaft der anarchistischen Presse fanden ihr Ende, und die traurigen Acteurs verschwanden vom Schauplatze. Darüber vergingen Jahre. Als sie wieder auftraten, kümmerte man sich nicht um sie. Da holten sie aus ihrem Arsenale die verrosteten Waffen hervor. Von Neuem begannen sie die marktschreierische Schreckensberedtsamkeit spielen zu lassen. Aber mit welch kläglichem Erfolge. Die früher vor ihnen gezittert, machten sich jetzt über sie lustig! Ach, die Wiedergekehrten vergaßen, daß nicht mehr sie die Herren von Paris sind, daß die Waffen und Kanonen nicht mehr im Besitze ihrer trefflichen Generale, sondern in den Händen der Generale der professionellen Armee sind. Ohnmächtiger Zorn wird verspottet. Während früher die schlechte Laune einer Communegröße zehn unschuldigen Bürgern das Leben kosten konnte, bedarf es heute der möderischesten Anstrengungen, um einem ausgedienten Hasenfuß einiges Bangen einzuflößen. Da also die Herren nichts Anderes zu thun vermögen, schlagen sie einen Heidenlärm an und veranstalten Meetings. Alle Wochen mindestens drei. Einen Tag, um einen der Ihrigen „moralisch" zu strangulieren, den andern Tag, um die Minister als Verräther zu erklären, und den dritten Tag, um gegen Gambetta Mord zu predigen, namentlich jetzt, seitdem er selbst Minister geworden.

Schreiber dieses hat die Communardenversammlungen und Meetings bis zum Ueberdrusse mitgemacht, und vermag also schon als beeideter Schätzmeister und Sachverständiger in Bourgeoisvernichtungen zu fungiren. Er kann in Hinblick auf seine eigenen Wahrnehmungen sagen, das es fast immer dieselben „Capacitäten" sind, welche das große Wort in diesen tumultuösen Versammlungen führen, und daß ein aufmerksamer Beobachter stets dieselben Figuren in der beifallklatschenden, brüllenden, tobenden und wüthenden Menge bemerken kann. In dieser Masse trifft man Phlegmatiker, die gerne eine stark gepfefferte Rede hören, um eine kleine Emotion zu haben, Cyniker, welche muthwillig den Lärm vergrößern und sich die Haut voll lachen, wenn Alles recht durcheinander geht, und dann aber die eigentlichen Eiferer, welche mit unglaublicher Raschheit in Wuth versetzt werden können, so wie Froschschenkel unter dem galvanischem Strom zusammenzucken. Der äußerste Flügel der revolutionären Partei, die streitbaren Schreier, Conspiratoren und Bluthertscher, sind die Blanquisten, nämlich diejenigen, welche das Testament des alten Verschwörers Blanqui auszuführen bestrebt sind, ein Testament, das sich in den zwei Worten erschöpft: Ewige Conspiration und ewige Insurrection, gleichviel gegen wen. Ihrer sind vielleicht im Ganzen fünfhundert, aber wie ein Narr zehne macht, so lärmt

ein Blanquist für tausend Korybanten. Die Blanquisten sind auch schon untergetheilt in Communisten, die noch etwas wie einen Schatten von einer Regierung gelten lassen, und Socialrevolutionär-Anarchisten, welche das ganze Staatswesen in ein Nichts auflösen wollen. Diejenigen Versammlungen, welchen Tony Revillon, diese neue Berühmtheit von Poris, vorsitzt, zählen dagegen nicht mehr zum pur-sang; denn Revillons Anhänger haben einen meektichen Ansatz zum Oppoetunismus und sind die sogenannten Intransigenten, deren hauptsächlichstes Programm darin besteht, zur Regieeung zu kommen. Wie lange noch, und Tony Revillon — wie Veilchenduft muthet uns dieser Name an — wird als ein abjecter Opportunist dastehen, nicht werth, daß ihn der geheiligte Erdboden von Choronne, dieses Centrum der Welt, trage. Wenn man den Wahllisten glauben daef, zählt die vereinigte Partei 44,000, die Frauen ungerechnet, im gesammten Frankreich. Sie bedeutet nichts in Zeiten des Friedens, sie kann viel bedeuten, wenn Frankreich sich in einen Krieg stürzen wollte. Verstärkt wird sie durch die Reaction, die sich ihrer bedient, um der Republik einen Pfahl ins Fleisch zu jagen. Hört man sie reden, dann sind sie dos ganze Volk von Frankreich, die eigentlichen honetten Menschen, während die Anderen gerade gnt genug sind, vor einem Geaben niederzuknien, um von einer communistischen Kugel niedergestreckt zu werden.

Weniger lächerlich als die anarchistischen Meetings sind die sogenannten radicalen und antiopportunistischen. Hier ist Tony Revillon der ewige Präsident. Ein herrlicher Mensch! Sein runder Kopf mit dem gutmüthigen Gesicht, dessen beredter Mund von einem grauen Schnurrbart überdeckt ist; seine großen, Milde nnd Zuvorkommenheit ausstrohlenden Augen; seine hochgediehene, von zwei ausflatternden grauen Haarbüscheln flankirte Stirne; seine elegonte, Ordnung, Behaglichkeit und sogar etwos Koketterie verrathende Kleidung; sein breitkrämpiger großartiger Cylinder, ein Muster hutmocherischer Architektur, würden in ihm den Präsidenten eines geselligen Vereines, den Vorstand eines Sängerbundes, vielleicht einen Theaterdirector, Alles eher als den rothradicalen Führer der Intransigenten vermuthen lassen. Ju seinem Munde hat der Schrecken nichts Schreckliches, und ich glaube, er würde ein Todesurtheil mit solcher Eleganz und Rundung verkünden, daß der Verurtheilte sich verpflichtet fühlen müßte, ihm in den verbindlichsten Worten den tiefgefühlten Dank auszudrücken, worauf allerdings ein Chor feierlich: „Es muß geschieden sein" anstimmen müßte. Hat Tony Revillon seine Einleitungsrede beendet, donn setzt er sich gewöhnlich in träumerischer Stellung vor die Präsidentenglocke hin und das Schicksal nimmt seinen Lauf. Regelmäßig wird vor Allem ein Citoyen hinausgeworfen, ein beliebtes Gesellschaftsspiel, wie in den gewissen Vereinen, wo die Mitglieder als Banern verkleidet erscheinen und wo der bäuerliche Geist sich darin offenbart, daß irgend Einer, natürlich im Spaß, ernsthaft durchgeprügelt und an die Luft gesetzt wird. Reeept für alle Redner in diesen Versammlungen: Gambetta und seine Minister sind Räuber (Bravo), Diebe (Stüemischer Beifall), Leuteschinder (Enthusiostischer Applaus), Verräther (Auhaltender Beifallssturm), Elende (Nicht enden wollender Beifall) und müssen in Anklagezustand versetzt werden (Dreifache Salve, Hüteschwenken, stürmische Acclamation). Was außerhalb dieses Receptes liegt zieht nicht. Ich habe z. B. kürzlich den ehemoligen Ministerresidenten und Bonapartisten Boron Billing in einem radicalen Meeting sprechen gehört. Baron und Bonapartist! Das wäre eigentlich ein Rechtstitel für den patentirten Haß der Intransigenten. Allein man wußte, daß Baron Billing gegen die Regierung einige Anklagen vorbringen wolle, und so fuhr man denn mit einem Schwamm über seine Conduitenliste, und wie ein Phönix stieg er aus der Asche, als „Citoyen-Baron" veejüngt empor! ... Sein glattes Wesen, der dunkelschwarz gefärbte Bort, der Orden im Knopfloch gaben ihm wahrhoftig kein radikales Aussehen, und seine rasche, farb- und tonlose Sprechweise war nichts wenigee als geeignet, die Leidenschaften zu entflammen. So geschah ihm denn auch, daß die Citoyens gähnten, ihre Stirnen runzelten und sogar „Assez!" riefen, aber nur so lange er mit sogenannten Thatsachen dienen wollte. Erst ols er die Regierung Elende und Schuldige nannte, da erdröhnte das Haus vom tobenden Beifall; der Redner erbleichte über die Wirkung, die er hervorgebeacht, und ein Zug befriedigter Rache erschien donn auf seinem Gesichte. Also darum nur immerfort Räuber und Mörder! Drei Stunden lang! — Hierauf kommt die Resolution, die meist mit allen gegen drei Stimmen angenommen wird, und dann ist das schöne Spiel zu Ende. Diese Aet Meetings befriedigen nicht. Es ist Einem zu Muthe, wie wenn man sich mit Naschwerk den Appetit verdorben und nichts Rechtes gegessen hätte. Wer ein Freund ist einer substanzielleren Speise, möge uns nun in ein auarchistisches Meeting folgen.

Ort der Handlung: ein Tanzsaal, durch dessen schmutzige Scheiben mühsam das Licht dringt. Der Plafond von Rauch geschwärzt, an den Wänden schmutzige Landschaften mit trostlosen Aussichten. Auf dem Podium steht ein von rothen Fahnen umgebener Tisch, die Guillotine für die regierenden Bourgeois. Also Alles einfoch und bescheiden. Zuerst wird bei einem geheimen Eingang gegen besondere, natürlich blutrothe Einlaßkarten, das Comité eingeführt. Comité! Das ist blos eine Schäkerei. In der That ist es die Meetingspolizei. Das heißt, eine sehr stattliche Anzahl von verläßlichen Citoyens, welche die ersten Bänke und von den Versommlungsstrategen geschickt ausgemittelte Plätze besetzen, um von da aus ihre Mitbürger gut überwachen und das Signal zum Applans geben zu können. Dann erst, wie die Menge, wenn eine solche da ist, werden die ahnungslosen Helfer der organisirten Würgengelgesellschaft eingelassen: junge Burschen mit langen Hälsen, die einen Scharfrichter in Versuchung führen könnten, alte Arbeiter, schwatzhaft, boshaft, mit irren Angen und krampfhaften Geberden; kleine Genies mit langen Haaren, schmutzigen Hemdkragen und zersprungenen Augengläsern, und endlich eine Summe von nichtssagenden Leuten, die mit offenem Munde zuhören und mechanisch mitklatschen und mitschreien, sobald ihr Nachbar zu klotschen und zu schreien anfängt. Die wiederkehrenden Communisten spielen hier die Aristokratie. Je nach ihrer Berühmtheit werden sie mehe oder minder angestaunt. Sie commandiren und leiten sozusagen den Lebensorganismus des Meetings. So wie in der Kirche der Klingelbeutel umgeht, so hat auch da jeder Eintretende seinen bescheidenen Betrag entrichtet. Der Dienst der scheankenlosen Freiheit kostet Geld. Nicht viel, aber doch etwas. Außerdem kommen die indirecten Steuern, nämlich die Ausgaben für die ausgebotenen Broschüren. Echte Bassermann'sche Gestalten rufen im höchsten Rednertone: „Gambetta an den Schandpfahl!" — „Der scheußliche Massacreur Gallifet!" — „Die schmählichen Schandthaten des unveeschämten Polizeicommissärs!" — „Der Volkslöwe und der opportunistische Drache Gambetta!" — „Der edle Königsmörder Brzezowski." — Wenn aber die angesagte Stunde kommt, dann ruft Alles: „Le bureau!" Und wenn nicht sofort angefangen wird, dann geht es im Takt: „Le—bu—reau! — Le—bu—reau!" Dieser so liebenswürdigen Einladung dürfen die Arrangeure nicht widerstehen. Sowie sich einer am Rednertische zeigt, erhebt sich ein tobendes Gebrülle, womit die Nomhaftmachung des Präsidenten vollzogen wird. Gewöhnlich wird der schreckliche Communegeneral Eudès gewählt, ein ehemaliger Offizier, der unter der Commune sofort zum Corpsführer ohne Corps ernonnt worden ist. Im Gegensatze zu Tony Revillons milder Sprechart, hat sich General Eudès eine zweckmäßig-unheilvolle Redeweise ongewöhnt. Wenn er nichts Andeees sagt, als: „Die Sitzung ist eröffnet", so rollt sein Auge in wildem Wahnsinn und durch die Stimme geht ein verhängnißvoll, tragischer, Unglück verkündigender, heulender Ton! Deshalb wird ihm immer Beifall gezollt, wie es einem Helden gebühet. Man kann mit fast mathematischer Sicherheit annehmen, daß als erster Redner Citoyen Poulet (Hühnchen) fungirt. Obwohl er mit Ausdrücken arbeitet, die einem Dragoner das Blut erstarren machen könnten, so bildet seine Rede doch nur die kleine Vorspeise, den Appetitreizer. Denn Citoyen Poulet vermag nicht hinzureißen. Es geht ihm nicht recht vom Schnabel weg und oft muß er sich umwenden, um von einem Papiere

abzulesen, was er hat sagen wollen. Als zweiter pflegt gewöhnlich ein kuriaser Herr, der sehr gelehrte Doctor Castelnau ins Treffen zu gehen. Ein ältlicher Mann in reducirtem Anzug. Die Natur hat mit seinem Gesicht ein grausam Spiel getrieben. Dasselbe ist ganz verschoben, die Nase fehlt beinahe, nur einen großen, vorstehenden, breiten Mund hat sie ihm gelassen; und diesen benutzt er zu Reden von gerade zweistündiger Dauer. Castelnau, obwohl Medieiner, bildet gewöhnlich den General-Staatsanwalt, der nie ohne das „Dossier" ausgeht. Aber welches Actenbündel, welche Beweise! Auf Papierbogen aufgeklebte Zeitungsschnitzel aus allen möglichen Journalen. Das ist das Dossier! Da ihm doch von vornherein Alles geglaubt wird, wenn es nur gegen die verhaßte Regierung geht, wozu diese Acten? Einer der heitersten Menschen ist der Königsmörder par excellence, Citoyen Michel, der in dem republikanischen Tyrannenmörder Pierron ein würdiges Seitenstück hat. Citoyen Michel bekennt sich mit leichter Grazie und dem gewinnendsten Lächeln zu seinem monarchenfeindlichen Berufe. Nie haben wir vom Tode in einer so gentlemanliken Weise sprechen hören. Viel gefährlicher als all diese ist ein junger, schwarzbärtiger Mann, dessen durch eine Brille gemilderten, glänzenden Augen einen lebhaften Geist verrathen; dessen weiche, einschmeichelnde Stimme zum Zuhören einladet, und dessen Dialektik voll witziger oder wenn man will paradoxaler Antithesen unwillkürlich Aufmerksamkeit erregt. Dies ist Herr Gauthier, das Haupt der anarchischesten Anarchisten, welcher gegen die Arbeit als solche hetzt, und die Welt in ihre Atome auflösen möchte. Im bürgerlichen Leben ist er Corrector bei dem Journal „La France", Besitzer einer jährlichen Rente von 4000 Francs, welche er an seine ärmeren Brüder noch nicht vertheilt hat, und schreibt einen Roman in Gemeinschaft mit — Louise Michel!

Wir haben diesen allen Communisten heiligen Namen genannt. Schön war sie nie und das war ihr Verderben! Weiß Gott, wie aus der Schullehrerin, die einst fromme und gottergebene Gedichte gedichtet, die blutigste unter allen Louisen geworden ist. Man denke sich das Gesicht eines Klostergeistlichen von der giftgelben, mageren Sorte: breiter Mund, lange Nase, niedrige Stirn, einen schmalen, von kurzen dunklen Haaren bedeckten Kopf. Keine Spur weiblicher Milde malt sich in diesen herben, steifen Zügen. Dem Munde entströmt eine schneidig-rauhe Stimme, wie sie französische Chansonnettensängerinnen hören lassen, wenn sie ihre keckten Lieder vortragen. Sie trägt ein schwarzes Kleid, dessen Aermel die langen Arme bis an die Handgelenke bedecken. Auf dem Kopfe etwas, wie ein Hut oder eine Sturmhaube, vervollständigt das äußere Bild von Louise Michel. Mag auch ein zischender Laut die Reinheit ihrer Aussprache beeinträchtigen, so muß man doch anerkennen, daß die große Bürgerin mit erheblicher Gewandtheit spricht und zwar in einer aufreizend-eintönigen Art, mit dem Ausdruck des ungerechten Leidens und zur Empörung auffordernden Denunciation. Die Worte kommen wie aneinander gekettet hervor, aber sie greifen erbarmungslos dem Hörer ins Herz. Und was sie spricht ist Schrecken und was sie schreit ist Blut. Sie berauscht sich an den gräulichen Bildern, an der blutigen Schlächterei, an der idealen Commune, welche eine ausschweifende Phantasie ihr vor die Seele gaukelt. So wie sie erbarmungslos andern den Gnadenstoß geben möchte, so schont sie auch die Eigenen nicht — in ihrem Gemüthe feiert der Mord Orgien. Erschießt man uns, desto besser! Jeder Todte wird zehn Lebendige zum Aufruhr bringen! Das ist die Quintessenz ihrer Argumentation. Niemand übt solche Macht auf die Masse, wie sie. Ihre Rede ist der Gipfelpunkt jedes Meetings. Je mehr sie mit ihren Mordgedanken losfährt, desto glänzender werden die Augen ihrer Hörer, desto wahnsinniger deren Lachen, desto wuthheiserer der Racheschrei! Und wenn sie geendet, dann ertönt es tausendstimmig: „Vive la Commune!" und „Vive Louise Michel!" auch dann noch, wenn Andere das Glück der Rednerbühne nach ihr versuchen. Freilich, die eigentlichen Führer lachen ihrer, benutzen sie aber als Schürmittel. Denn was sie in dieser Hinsicht vermag, ist ihr Geheimniß. Die Weiblichkeit ist's sicherlich nicht. Niemand kann sich rühmen, ihr Herz in Liebe entzündet zu haben. Mit Antigane wird sie klagen können:

— — — „Hymenäen
Empfing ich nicht, kein bräutliches Lied
Feierte mich mit Fest-
Klängen; Acheron führt als Braut mich heim."

Auffällig ist nur, daß bei diesen Meetings gar nicht gegen die Aristokratie gewüthet wird, sondern nur gegen die Söhne des „Volkes", die es durch Arbeit so weit gebracht haben, täglich ein Bad nehmen zu können; so wie der Marquis de Rochefort-Luçay mit seinen giftigen Angriffen niemals die Bewohner des Faubourg St. Germain, sondern stets die dem Volk entsprungenen Machthaber verfolgt. Was den verehrten Marquis betrifft, so huldigt er überhaupt gern aristokratischen Passionen und mischt sich nur wenn es durchaus sein muß unter den Pöbel. Die Meetings besucht er nicht. Er nennt sie freilich am nächsten Tage in seinem Blatte: „eine der „bedeutsamsten Manifestationen des französischen Volkes". Das ist aber auch Alles. Sonst ist ihm ein Wettrennen lieber, als alle Donnerreden des gelehrten Doctor Castelnau, des Königsmörders Michel und die Redekämpfe des General Eudes ... Der Marquis ist eben ein Mann von Geschmack.

Paris. Wilhelm Singer.

Literatur und Kunst.

Die Frage nach dem Zweck des Weltalls

kann in verschiedenem Sinne gestellt werden: metaphysisch, philosophisch und naturwissenschaftlich. Metaphysisch verstand sie jener indische König, welcher beständig wissen wollte: warum ist überhaupt etwas, und nicht Nichts? Aber diese Frage läßt sich nicht beantworten, mag sie nun bedeuten: aus welcher ersten Ursache entstand die Welt? aber: zu welchem Endzwecke läuft der Naturproceß ab? In erster Hinsicht ist nämlich zu sagen, daß die Frage, warum etwas ist, das Causalitätsgesetz, nur von Veränderungen an Dingen gilt, aber nicht von den Dingen selbst; denn in aller Welt sehen wir zwar die Dinge in beständiger Veränderung, aber nirgend sehen wir, daß etwas aus nichts entstünde. Weil aber jede Veränderung ein Ding, woran sie geschieht, schon voraussetzt und jede eine Ursache erfordert, ist es unlogisch, irgend eine Veränderung als die zeitlich erste, also ursachlose, annehmen zu wollen. Wer also auf dem Wege des Warum? immer weiter zurückgehend zu einem Ruhepunkte der Forschung zu gelangen hofft, gleicht jenem Manne bei Horaz:

Rusticus expectat, dum defluat amnis, at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Ebenso verbirgt sich uns der Endzweck der Welt, den religiöse und metaphysische Systeme beständig suchen. So lange wir aber diesen nicht kennen, läßt sich nicht einmal darüber urtheilen, ob der Naturproceß das richtige Mittel zur Erreichung dieses Endzweckes ist; und wäre es selbst ausgemacht, daß der gerade Weg zum Endziele mit der Entwicklungsrichtung des Naturprocesses sich deckt, so müßten wir doch von diesem ein viel längeres Stück kennen, um hieraus den Endzweck zu errathen. Wenn Jemand von Berlin abreist, so läßt sich auf der ersten Eisenbahnstation sein Ziel noch nicht erkennen, und erst etwa auf dem Brenner läßt sich vermuthen, daß er vielleicht nach Rom strebe.

Räumlich genommen überblicken wir allerdings einen unermeßlichen Theil des Kosmos, sind aber an ein Sandkorn desselben gebunden. Wir kennen sehr wenig aus seiner Vergangenheit, die Zukunft ist uns verhüllt. Zudem ist das ganze Weltbild Produkt unserer sinnlichen Organisation; so viele Wahrnehmungsweisen aber möglich sind, so viele Welten sind möglich, von deren Beschaffenheit wir nichts wissen. Selbst das Wesen der uns

wahrnehmbaren Dinge ist uns unverständlich. Kraft und Atom, die letzten Worte der Naturwissenschaft, geben uns darüber keine Aufschlüsse. Das größte Räthsel ist der Mensch sich selbst. Die letzten Probleme sind für unseren Geist unauflösbar; ja die tiefsten Probleme kommen uns gar nicht zum Bewußtsein, so daß, wenn wir die Wahrheit über den Zweck des Naturprocesses selbst vernähmen, wir sie nicht verstehen könnten.

Einfacher freilich gestaltet sich die Sache, wenn wir mit den Materialisten sagen, die ganze Welt sei ein zweckloses Spiel von Kräften; aber über diese Behauptung, die dem Stumpfsinne eines Feuerländers Ehre machen würde, ist wohl jede weitere Bemerkung überflüssig.

Verlassen wir das Gebiet der Metaphysik — instabilis terra, innabilis unda — und beschränken uns auf die näher bekannten irdischen Verhältnisse, so hat die Philosophie die Frage nach der Zweckmäßigkeit in der Natur längst in die Hand genommen. Diese Zweckmäßigkeit könnte für unser Verständniß günstigsten Falls nur hervorschimmern aus den höchsten Erscheinungsprodukten des irdischen Processes, weil dieselben auf die Quelle, der dieser Proceß entstammt, das relativ hellste Licht werfen, und weil sie die zeitlich letzten und dem Endziele relativ nächsten sind, also auch dieses deutlicher verkünden könnten. Diese höchsten Erscheinungen nun finden wir in der biologischen Entwicklung, im Leben und Bewußtsein, in der Vernunft und Moral. Dagegen wissen wir wiederum nicht, ob selbst in diesen höchsten Erscheinungen der Erde ein beträchtlicher Beitrag zum Endzweck der Welt geleistet ist, oder ob der irdische Proceß sich auf Nebenwegen verliert, oder vielleicht gar im Sande verlaufen wird. Das Einzige, was wir wirklich erkennen, ist, daß ein sehr deutlicher rother Faden den irdischen Proceß durchzieht, daß die biologische Entwicklung eine Höherentwicklung, eine beständige Steigerung der Lebensformen und des Bewußtseins ist. So kurz auch das Stück des rothen Fadens ist, das wir übersehen, so läuft es doch in einer sehr bestimmten Richtung. Läge nun das Endziel gerade in dieser verlängerten Richtung, so könnten wir den irdischen Proceß zweckmäßig nennen. Davon läßt sich aber wieder nichts sagen, und so beweist die bestimmte Richtung des rothen Fadens nur so viel, daß im Naturprocesse **Zielstrebigkeit** liegt. Der irdische Proceß ist also ohne Zweifel teleologisch. Die Materialisten leugnen das und machen hiegegen geltend, daß ja der Naturproceß nach mechanischen Gesetzen verläuft, welche theilweise bereits ergründet seien. Aber wenn ein Mensch auf der Straße geht vermöge eines ganz mechanischen Spieles seiner Muskeln und Gelenke, so ist doch damit noch nicht bewiesen, daß er ziellos geht. Mechanismus und Teleologie schließen sich nicht aus; die Naturgesetze könnten ja eben das Mittel sein, vermöge dessen der Proceß teleologisch verläuft. Wenn die Materialisten ihre bedenkliche Logik in die Praxis übertragen würden, so dürften sie nicht einmal ihre Taschenuhren ziehen; denn der Gang derselben ist ohne Zweifel ganz mechanisch, und wenn das die Teleologie ausschlösse, könnte uns das Instrument einen Orientirungsdienst über die Zeit gar nicht leisten. Die Frage, aus welcher Ursache etwas geschieht, und die weitere, zu welchem Zwecke es geschieht, sind eben ganz verschiedenartige Fragen; darum beweist der Nachweis einer mechanischen Ursache noch gar nichts weder für noch gegen die Teleologie.

Der biologische Proceß könnte in zweierlei Weise zweckmäßig sein, entweder schon als solcher, oder vermöge seiner bloßen Richtung und Annäherung an ein Endziel. Im letzteren Falle wäre sein Zweck erreicht bei der Ankunft am Ziele, im ersteren würde er sich auf der ganzen Linie erfüllen. Betrachten wir z. B. jenes Stück des Processes, den wir Geschichte nennen, so ließe sich entweder sagen, daß der Zweck am Ende der Bahn in der höchsterreichbaren Culturstufe liege, oder daß die Betheiligung an dem ganzen Processe allen Mitarbeitern im metaphysischen Sinne zugut käme, die aber alsdann einen metaphysischen Wesenskern haben müßten, der die leibliche Existenz überdauert. Im ersteren Falle läge also der Accent auf dem Produkt der Geschichte, im letzteren auf den Producenten. Endlich könnte es auch sein, daß beide Zwecke gleichzeitig sich erfüllten, und daß, etwa durch spectralanalytische Verbindung der Gestirne, für das Produkt der Geschichte sich einst ein kosmischer Erbe der Menschheit einstellen würde.

Um bei solchen Möglichkeiten nicht zu verweilen, so ist vorläufig nur Eines sicher: daß, wenn wir ein größeres Stück des biologischen Processes überblicken, zwar noch nicht die Zweckmäßigkeit, wohl aber die Zielstrebigkeit desselben außer Frage steht.

Die Zweckmäßigkeit der Natur gestattet endlich noch eine dritte Auffassung, die im naturwissenschaftlichen Sinne, wobei die Naturprodukte nicht in ihrer Reihenfolge, sondern vereinzelt in Betracht kommen. Ohne Zweifel sind Pflanzen und Thiere höchst zweckmäßig für ihre Lebensverhältnisse eingerichtet; aber der Zweck, der sich darin verräth, ist ein höchst beschränkter: die Erhaltung des Daseins. Es ist klar, daß sich aus einer solchen Betrachtung der Naturdinge ein Gesammtzweck des irdischen Processes nicht ableiten läßt, sondern die Natur nur in die Verwirklichung ungezählter atomistischer Einzelzwecke zerfallen würde. Es war demnach Ueberschwänglichkeit, wenn die frühere Teleologie aus **dieser** Betrachtung der Naturdinge — wozu dieselbe gar nicht ausreichend ist — nicht nur die im Kosmos waltende Vernunft — man erinnere sich etwa der Insectotheologien und Ichthyotheologien der Bridgewaterperiode —, sondern sogar die optimistische Weltanschauung, die bestmögliche Welt ableiten wollte. Bei dieser Art, aus einer Einzelerscheinung zu viel beweisen zu wollen, würde man schließlich zu der Folgerung kommen, daß die Nasen der Brillen wegen da seien.

Die blos naturwissenschaftliche Zweckmäßigkeit verrathen also alle Organismen durch die Vollkommenheit ihrer Anpassung an die Existenzverhältnisse, worin sich ihre Existenzfähigkeit als Zweck verräth. Der Darwinismus ändert daran nichts; denn allerdings beruht diese Anpassungsvollkommenheit auf den natürlichen Entwicklungsgesetzen und wird durch indirecte Auslese erzielt, d. h. also: die Existenzverhältnisse selbst sind es, durch welche die Anpassung besorgt wird. Weil aber eine natürliche Ursache zugleich teleologisch sein kann, läßt sich auch sagen, daß die Anpassung für die Existenzverhältnisse berechnet sei, wie ja auch Artefacte zugleich durch und für den Menschen erzeugt werden. Aber die Zweckmäßigkeit, die sich daraus ergibt, ist lediglich naturwissenschaftlich und auf die Existenzfähigkeit der Einzelwesen gerichtet. Kapital für eine optimistische Weltanschauung läßt sich daraus nicht schlagen; denn so wenig, als ein Arsenal von noch so vorzüglichen Waffen die Gerechtigkeit des damit geführten Krieges beweist, so wenig beweisen die noch so zweckmäßigen Waffen, die im Kampfe ums Dasein geführt werden, irgend etwas dafür, daß dieser Kampf eine weise Einrichtung der Natur sei. Wenn zudem die Anpassung der Organismen durch die Existenzverhältnisse selbst besorgt wird, so muß in der Natur die Alternative immer gegeben sein, daß entweder zweckmäßige Organismen sich finden, oder gar keine, während die dritte Möglichkeit unzweckmäßiger Organismen ausgeschlossen ist; wenn also Jemand aus der Anpassung eine höhere Art von Zweckmäßigkeit beweisen wollte, als die naturwissenschaftliche, so könnte er sich als auf einen gleichwerthigen Fall von Naturvernunft, der ebenfalls optimistisch auslegbar wäre, ebenso gut auf das Fehlen von Organismen an unbewohnbaren Orten berufen, welches ja durch dieselben, nur energischer wirkenden Vertilgungsfactoren erzielt wird, wie die Anpassung. Damit wäre aber am besten bewiesen, daß aus der Betrachtung biologischer Erscheinungen eben nur die naturwissenschaftliche, für die Existenzfähigkeit der Organismen ausreichende Zweckmäßigkeit bewiesen werden kann, aber noch keine philosophische Teleologie des Naturganzen. Diese kann sich erst ergeben aus einer Reihe biologischer Erscheinungen, wenn sich in derselben eine continuirliche Steigerung kundgeben sollte.

Eine solche aufsteigende Reihe von Anpassungsfällen, oder Reihe von Fällen gesteigerter Anpassung, liegt nun unbedingt in der biologischen Entwicklung vor, wie auch in ihrer Fortsetzung, in der Culturgeschichte, worin die beständig gesteigerte Ausnützung der Naturkräfte so sehr auf Anpassung hinauskommt,

daß uns die Hülfsmittel der Technik neue Organe ersetzen, während der Fortschritt in den theoretischen Wissenschaften Anpassung unserer Vorstellungen an die Wirklichkeit bedeutet. Daß gleichwohl diese ganze Erscheinungsreihe nur die Zielstrebigkeit der Natur beweist, nicht ihee Zweckmäßigkeit, dos zeigt sich am besten, wenn wir das Sonnensystem vom Standpunkte seiner Bewohnbarkeit betrachten. Dabei finden sich mancherlei Anhaltspunkte zur Kritik von Seite des Pessimisten. Denn wenn die aufsteigende biologische Reihe Zielstrebigkeit verräth, wenn es also der Natur um Steigerung des Lebens und Bewußtseins zu thun ist, wie höchst unzweckmäßig erscheint es alsdann, daß von der Ueberzahl von Gestirnen nur einige von den Planeten als bewohnbar angesehen werben können, und daß noch dazu auf diesen wenigen ein kolossales Mißverständniß besteht zwischen den astronomischen und biologischen Zeitlängen!

Zielstrebigkeit und Zweckmäßigkeit sind demnach nicht identische Begeiffe; sie können zwar, müssen aber nicht zusammenfallen. Daß sie nun, wenn auch nicht begeifflich, so doch in unserem Kosmos real zusammenfallen, ist gleichwohl sehr wahrscheinlich. Denn bei dem erwähnten Mißverhältnisse zwischen den astronomischen und biologischen Zeitlängen eines Sternes woe eben die Voraussetzung gemacht, daß alle kosmischen Wesen um das Grundverhältniß irdischer Organismen herumschwanken, daß es also nur sogenannte Eiweißgeschöpfe gibt. Diese Voraussetzung aber ist wohl nur eine Phantasielosigkeit der Materialisten, die wir uns nicht aufdrängen zu lassen brauchen, und wonach auch die Folgerung hinwegfiele, daß nur wenige Planeten und nur für eine kurze Zeitspanne bewohnbar seien.

Nach den Untersuchungen der namhaftesten Mathematiker und Philosophen ist es nämlich sehr wahrscheinlich, daß die dreifache Ausdehnung des Raumes nur an bee Beschaffenheit unseres Erkenntnißorgans liegt, also blos subjectiv ist; wenn es aber eine vierte Dimension des Raumes gibt, dann haben wir kein Recht, aus dieser das Phänomen des Lebens und Bewußtseins auszuschließen, mögen wir ihnen welche Formen immer geben. Wenn wir ferner in Wahrheit Monisten sein, d. h. Geist und Natur aus Einem Quellpunkte herleiten wollen, so werden wir den schon irdisch genommen erstaunlichen Reichthum der Natur auch daein suchen, daß alle technischen Produkte unseres Geistes, die uns den Dienst von Organen leisten, auf anderen Gestirnen in der That organisch verwerthet sind, so daß die irdische Trennungslinie zwischen Natur- und Geistesproceß kosmisch genommen flüssig wäre. Ich habe dieses anderwärts ausführlich zu zeigen versucht. (Vgl. die „Planetenbewohner". Leipzig 1880.)

Endlich gibt es aber noch eine dritte Quelle, aus der wir unsere Vorstellungen übee die im großen Kosmos möglichen Bewußtseinsformen schöpfen können: die abnormen Functionen des Menschengeistes im somnambulen Schlaf, Hellsehen, im zweiten Gesicht, in bee Extase und allen verwandten Zuständen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei allen diesen abnormen Functionen in allerdings sehr undeutlicher Weise solche Geistesfähigkeiten durchschimmern, die wir anderen kosmischen Wesen als normalen Besitz zusprechen dürfen.

Wenn wir derartige Gedanken mit ihren Consequenzen ausdenken wollen, dann verlieren wir uns allerdings in metaphysisches Dunkel; aber jedenfalls gewinnen wir dabei hinlängliche Anhaltspunkte, die uns zur Vorsicht mahnen, über das Problem des Weltzweckes nicht nur solche Dinge auszusagen, deren scheinbare Richtigkeit sich blos aus der Beschränktheit unseres Gesichtskreises ergibt.

Wollen wir dagegen auf ganz klarem Gebiete bleiben, dann dürfen wie die Zweckmäßigkeit auch in Ansehung des ganzen Kosmos nur naturwissenschaftlich betrachten, d. h. so weit als sie die Existenzfähigkeit garantirt. Alsdann müssen wir aber den biologischen Standpunkt und unsere Speculationen über die kosmischen Wesen ganz verlassen und auf den astronomischen Standpunkt uns begeben. Nur als mechanisches Kunstwerk darf dann die Welt beurtheilt werden. Die Frage nach der Zweckmäßigkeit des Kosmos, die wir als Mechaniker stellen, lautet nun ganz klar: Liegt in den mechanischen Gesetzen, welche die Bewegungen der Gestirne regeln, die Bedingung einer harmonischen Gestaltung des Kosmos, und garantiren dieselben die Existenzfähigkeit, d. h. die Erhaltung der zahllosen Systeme? Dieses klare Problem läßt sich mit Hülfe des mothematischen Calcüls auch in der exactesten Weise behandeln.

Die Astronomie hat dieses Problem längst gelöst. Den ersten Theil der Frage hat sie bejaht und nachgewiesen, daß die siderischen Systeme von erstaunlicher Harmonie und Zweckmäßigkeit sind. Sie hat aber den zweiten Theil der Frage verneint und gezeigt, doß eine ewige Douer der Systeme nicht anzunehmen ist. Wenn einst die Tangentialbewegung unserer Planeten, welche der Aetherwiderstand hemmt, ganz aufgezehrt sein wird, dann werden sie in die Sonne stürzen.

> Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
> Ein müdes Schwalbenvolk, heruntersinken. (Lenau.)

In der Region der Fixsterne herrschen die gleichen Gesetze, wie im Sonnensystem. Daraus ergibt sich, daß alle derzeitigen kosmischen Nebel mit der Zeit in Sternhaufen verwandelt sein werden; es ergibt sich aber auch, doß die derzeitigen Sternhaufen mit ihrem Anziehungscentrum sich vereinigen müssen. Das Wort des sterbenden Buddha: Alles ist dauerlos! gilt auch im Kosmos.

Es wäre jedoch verfehlt, wenn wir uns darum schon dem Pessimismus ergeben würden. Noch weiß es die Menschheit nicht, was der Mensch ist, und welche metaphysische Bedeutung sein Dasein hat; wir haben also kein Recht, unser Urtheil über die Natur anthropocentrisch zu gestolten und die irdischen Geschicke zum Maßstab des Metaphysischen zu nehmen. Hier, wie überoll, endet eben unser Denken in Widersprüchen, und wenn auch dieselben nicht in der Natur liegen, sondern nur subjectiv sein können, so sind wir derzeit doch unfähig, sie aufzulösen: Einerseits nämlich gehört die Erde einem System an, dessen bewunderswerthe mechanische Zweckmäßigkeit ganz zu ergründen die Arbeit von Jahrtausenden noch nicht hingereicht hat. Andrerseits haben wir doch den Untergang dieses Systems vor Augen, und wenn wir zusehen, was denn das Centralgestirn dieses mechonischen Kunstwerks für Scenen bescheint, sind wir auf das erschütternde Bild des irdischen Kampfes ums Dasein verwiesen. So offenbart uns die Natur zwei Seiten, die sich zu widersprechen scheinen, und beide verlangen ihre Berücksichtigung in unserem Urtheil über das Wesen der Dinge. Die einseitige Betrachtung der einen Seite hat uns zum Optimismus und Theismus, die der anderen zum Pessimismus und Atheismus geführt. Die erstere Partei hält den Atheismus für unvereinbar mit der unbestrittenen Großartigkeit und Zweckmäßigkeit der Natur, die andere Partei vermag den Theismus mit dem irdischen Elend nicht in Einklang zu bringen. Bei unserer vollständigen metaphysischen Unwissenheit müssen wir uns also vorläufig an das Gegebene halten. Dann werden wir allerdings dem irdischen Pessimismus nicht verkennen; aber wir werden ihm nicht die Bedeutung eines abschließenden Urtheils über die Natur ertheilen, weil dieser irdische Kampf ums Dasein, mag er auch leidensvoll sein, doch die Bedingung einer beständigen Organisationssteigerung und damit Bewußtseinssteigerung ist. Wir werden den irdischen Pessimismus nicht kosmisch erweitern, etwa weil die siderischen Systeme bei aller Großartigkeit den Keim des Untergangs in sich tragen; denn aus ihrem Verfalle müssen immer wieder neue Gestaltungen der Materie hervorgehen. Nach physikalischen Gesetzen müssen Sternhaufen, wenn sie zerfallen, wieder in kosmische Nebel zurückverwandelt werden. Die Natur, wie Kant sagt, ist ein Phönix, der sich nur darum verbrennt, um aus seiner Asche wieder veejüngt aufzuleben.

Wenn wie also bei dem anscheinenden Widerspruch dieser beiden Seiten der Natur, deren Gegensatz eine frühere Menschheit zum Dualismus von Ormuzd und Ahriman personificirt hat, nicht stehen bleiben wollen, so müssen wir uns noch einem Weltpeincip umsehen, das beide Seiten der Dinge widerspruchslos umfaßt. An einem solchen fehlt es uns aber. Daher sehen wir vorläufig den Kampf zwischen Wissenschaft und Religion —

näher bezeichnet: zwischen Naturwissenschaft und Theismus — noch immer in erbitterter Weise geführt. Wenn Klarheit des Denkens ebenso häufig wäre, als sie selten ist, dann würde man allerdings einsehen, daß dieser Streit gar sehr durch Mißverständnisse genährt wird. Der Naturforscher behauptet, daß innerhalb der Erscheinungswelt Alles nach natürlichen Gesetzen geschieht; die empirische Existenz dieser Gesetze nachzuweisen ist seine alleinige Aufgabe. Das Wesen dieser Gesetze metaphysisch zu erklären ist nun eine ganz und gar andere Aufgabe, und die letztere ist es, die der Theismus in seiner Weise löst. Es liegt also gar kein Streitobject vor. Der Theist kann dem Naturforscher zugeben, daß alle Veränderungen gesetzmäßig geschehen — nur etwa die Willensfreiheit wird er sich reserviren — und der Naturforscher kann als solcher den Theisten nicht widerlegen, wenn dieser eben in diesen Naturgesetzen die Vollzieher eines göttlichen Willens erkennt. Wenn der Naturforscher sagt, daß der Weltproceß mechanisch abläuft, so kann der Philosoph dem beifügen: dieser Mechanismus ist zugleich teleologisch; und der Theist kann beifügen: dieser Mechanismus ist zugleich physikotheologisch. Dagegen läßt sich logisch nichts einwenden. Unrecht aber hat der Gläubige, und erweist sogar dem Theismus einen sehr schlechten Dienst, wenn er diesen am unrechten Orte, nämlich innerhalb des naturwissenschaftlichen Gebietes begründen will; denn alsdann ist ein Streitobject allerdings gegeben, und dieser Streit kann nur zu Ungunsten des Theisten ausfallen. Bleibt dagegen der Theist auf seinem Gebiete, so ist er gegen alle Angriffe des Naturforschers gesichert, wenngleich der Philosoph gegen ihn Bedenken verschiedener Art erheben wird, die sich gegen seinen Dualismus und Anthropomorphismus richten werden.

Andrerseits ist die Naturwissenschaft im Unrecht, wenn sie in ihrem Kampfe gegen den Glauben den veralteten Theismus, der das Wunder zwischen die Gesetze schiebt, mit dem wissenschaftlichen Theismus verwechselt, der das Causalitätsgesetz gelten läßt und dem sogar zahlreiche sehr verdiente Naturforscher anhängen. Es liegt nur ein scheinbarer Widerspruch darin, daß gerade die Astronomen dem Theismus zugeneigt sind, obwohl doch die Astronomie die exacteste der Wissenschaften ist, und dem wissenschaftlichen Ideale, alle Erscheinungen auf feste Gesetze zurückzuführen, näher steht, als alle anderen Wissenszweige. In diesem Obwohl liegt nämlich eben das Weil. Denn wenn dieses Ideal in der Astronomie ganz erreicht sein wird, dann erst recht wird sich dem Bewußtsein der Menschheit der Gedanke aufdrängen, daß die Naturgesetze ein letzter Erklärungsgrund der Welt nicht sind, sondern daß sie selbst wiederum ein Problem metaphysischer Art bilden. Dieses Problem wird von der Rechten gelöst durch den Theismus, während am linken Flügel etwa Auguste Comte steht mit seinem extremen Worte, daß der Himmel nicht, wie es im 19. Psalme heißt, die Ehre Gottes erzähle, sondern den Ruhm eines Hipparch, Kepler, Newton. (Phil. pos. II. 25.) Wenn das heißen soll, daß nach Auffindung der Bewegungsgesetze die Forschung zu Ende sei, so ist dies ein sehr oberflächlicher Ausspruch. Es hat wohl niemals einen tief angelegten Geist gegeben, dem der Anblick des Himmels nicht die Wahrheit vor Augen gerückt hätte: es gibt eine Metaphysik. Diese Wahrheit wird erst recht offenbar sein, wenn einst alle Erscheinungen des Himmels ihren mathematischen Ausdruck gefunden haben werden, und wenn wir dann auch die Geheimnisse der Milchstraße kennen, werden wir uns bei dem Gravitationsgesetze noch weniger beruhigen können, als heute. So ist es sehr erklärlich, daß die Astronomen lieber dem Theismus sich zuneigen, als daß sie dem Materialismus zugestehen, die Naturgesetze bedürften keiner weiteren Erklärung.

Der Materialismus versteht also den Theismus gar nicht, wenn er meint, ihr Unterschied liege in den Erklärungsgründen; der Unterschied betrifft schon die Erklärungsobjecte, indem die Naturforschung die Erscheinungen der Natur, der Theismus die Gesetze der Erscheinungen zum Gegenstande hat. Gesetz und Wunder schließen sich gegenseitig aus; Gesetz und Gesetzgeber widersprechen sich logisch wenigstens nicht, und die Frage ist nur, ob nicht eine solche dualistische Vorstellung nur ein menschlicher Ausdruck für ein unbekanntes Verhältniß ist. Diese Frage gehört aber nicht mehr der Naturwissenschaft an, sondern der Philosophie.

Wer einsieht, daß das Naturgesetz unser letztes Wort nicht sein darf, daß aber auch der Theismus ungeheuere Schwierigkeiten birgt, der wird über beiden Parteien stehend sich bescheiden dahin äußern, daß es dem menschlichen Geiste verwehrt ist, den Kern des Welträthsels zu erfassen. Unsere Vorstellungen von der Weltsubstanz haben sich im geschichtlichen Processe beständig verändert, werden es auch im weiteren Verlaufe thun, und nur die zunächstliegende Entwicklungsstufe dieser Vorstellung kann jeweilig eingesehen werden. In dieser Hinsicht läßt sich aber heute nur sagen, daß die Naturwissenschaft unfähig ist, das Welträthsel zu lösen, daß aber das Causalitätsgesetz unfehlbar in unsere Weltanschauung aufgenommen werden wird. Wir haben also Causalität und Zweckmäßigkeit zu verbinden, und zwar, weil die ganze moderne Wissenschaft dem Monismus zustrebt, monistisch zu verbinden. So scheint also die zu erwartende Weltformel zunächst der Pantheismus zu sein, — ein Begriff, der sehr verschwommen ist und bei dem sich gegenwärtig noch zu vielerlei denken läßt, als daß seine Aufnahme wahrscheinlich wäre, so lange er seine deutliche Definition noch nicht gefunden hat.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Philosophie in ihren Speculationen über das Weltprincip nur zu unsicheren Resultaten gelangt. Dieses Princip kann nur erschlossen werden aus der Erscheinungswelt, von der wir so wenig kennen, und noch dazu nur insofern aus ihr, als sich darin ein Zweck verräth. Nun hat sich aber im ersteren Theil der Untersuchung gezeigt, daß wir über einen Zweck in der Natur nur wenig Sicheres aussagen können, es muß sich also die magere Ausbeute jener Untersuchung unvermeidlich auch wiederspiegeln in der Forschung nach dem Weltprincip, das uns so verhüllt bleibt. In Hinsicht des Zweckes hat sich ergeben, daß ein solcher im naturwissenschaftlichen Sinne gegeben ist in den astronomischen Anordnungen der Materie, welche die Erhaltung des mechanischen Kosmos bezwecken, in den biologischen Erscheinungen aber nur als einzelnen, insofern die organische Anpassung die Existenzfähigkeit der Organismen erzielt. Der metaphysische Endzweck des Kosmos ist uns unergründlich; aber wir können auf seine Existenz daraus schließen, daß sich aus der aufsteigenden Reihe des Lebens mehr verräth, als die blos naturwissenschaftliche Zweckmäßigkeit. Es ist der Natur um das Leben zu thun, und zwar — das beweist die Steigerung — um die höchsten Erscheinungen des Lebens. Die höchsten Erscheinungsthatsachen, aus dieser aufsteigenden Reihe herauswachsend, sind nun Vernunft und Moral. Diese ihre Abkunft ist vielleicht wichtiger, als ihr Inhalt. Sie entstammen gerade demjenigen Gebiete, in welchem allein sich ein metaphysischer Zweck der Natur mit Sicherheit verräth; also müssen Vernunft und Moral dem metaphysischen Kern der Natur entspringen. Wenn also theoretisch genommen die Ausbeute der ersteren Untersuchung sehr mager ausfiel, so zeigt sich nun doch, daß sie praktisch genommen ungeheuer wichtig ist. Wir wissen nun, daß wir den metaphysischen Zweck unseres Daseins und der Natur nur dann fördern, wenn Vernunft und Moral die Leitsterne unseres Lebens sind. Daraus folgt, daß jede wahre Metaphysik auch Ethik sein muß, und die Bedeutung des Christenthums als moralischer Weltanschauung nicht hoch genug angeschlagen werden kann, daß sie aber ihre Ergänzung insofern verlangt, als auch dem Streben nach Vernunfterkenntniß ein metaphysischer Werth zugesprochen werden muß. Wenn also unsere Zeit die unsicheren Ergebnisse der Philosophie betont, so sollte sie an den wenigen sicheren um so fester halten. Das Recht zur Klage steht vielleicht keiner Generation weniger an, als der jetzigen, welche in Materialismus versunken, das christliche Moralprincip verloren hat, der Vernunfterkenntniß aber nur die irdische Bedeutung zuerkennt: Wissen ist Macht! So haben wir zwar vergessen, aber nichts gelernt, und klagen über das Wenige, was gelernt werden kann, noch bevor wir uns angeeignet haben, was zu lernen ist.

Carl du Prel.

William Hogarth und seine Umgebung.

Von Gottfried Kinkel.

III.

(Schluß.)

Hogarths Charakter war wie sein Selbstporträt. Er ist in die geistreiche Gesellschaft eingedrungen, Fielding, Goldsmith, Johnson, Garrick waren seine Freunde, aber für die höchsten Gesellschaftskreise blieb er zu ungeschliffen. Erst Sir Joshua Reynalds gewann seiner Kunst eine gesellschaftliche Stellung, besanders als Porträtmaler; von Hogarth hat, glaube ich, nur einmal eine Dame der Aristokratie sich malen lassen. Er war und blieb ein echter Jahn Bull, voll von Barurtheilen gegen Frankreich, Kathaliken und italienischen Idealismus in der Kunst. Er kounte über Rembrandt und dessen Bewunderer spatten, weil ihm selber die Modellirung des Niederländers durch Schatten, Licht und Halbtöne abging, während er sich nur an Rembrandts oft häßliche Modelle stieß. Seine Sitten blieben eckig und dabei ungenirt. Seine Fran hat gelegentlich den Freunden erzählt, daß er manchmal komische Gesichter, die ihm auf der Straße auffielen, rasch auf den Daumennagel skizzirt habe, um die Züge nicht zu vergessen. Ja er schonte in seiner Laune selbst die besten Bekannten nicht. In der Carricatur „France" ist der feiste Mönch, der lächelnd das Roastbeef begrüßt, das Parträt seines Reisegefährten, des Malers Pine. Dieser bat Hogarth, den Kapf zu ändern, aber Hogarth blieb grausam, und an dem Aermsten ist der Spitzname Friar Pine bis an sein seliges Ende haften geblieben. In Geschäften war Hagarth ein scharfer Rechner, seine Kupferstecher haben sich gelegentlich über ihn beklagt, weil sie bei den Contracten nicht bestehen konnten. Aber sonst galt er für rechtlich in allen Geschäften, und in allen großen Lebensfragen ist er grob aber treu gewesen. Mit diesen Eigenschaften hat er ein bedeutendes Vermögen erworben; außer einem Haus in London besaß er eine Villa in der hübschen Ländlichkeit von Chiswick, und auf diesem seinem Eigenthume hat er seine letzte Ruhestatt gefunden.

Die letzten Jahre seines Lebens sind ihm durch eigne Schuld verbittert worden. Er hatte 1757, noch unter Georg II., den Titel als Hofmaler erhalten, und als nun unter dem Nachfolger, Georg III., die heftigen Kämpfe gegen das Parlament losbrachen, da glaubte er sich zur Hofpartei halten zu müssen, und gab eine Reihe satirischer Blätter gegen die Verfassungskämpfer heraus, die ihm auch schon damals keine Ehre brachten. Die Satire steht ja nie zu ihrem Vortheil auf Seiten der Machthaber; in die Wunden einer verfolgten Partei ist der Pritschenhieb des Hanswurstes immer eine empörende Gemeinheit. Dazu kam nun aber der Ehrgeiz, als erster Maler des Landes, zu welchem Anspruch der neue Titel ihn berechtigte, auch in graßem Stil zu componiren und sich als Historienmaler zu zeigen. Ein Komiker auf der Bühne ist stets in Gefahr zu scheitern, wenn er vor seinem gewahnten Publicum an eine tragische Rolle sich wagt, und schon dies stand hierbei Hogarth entgegen; aber es fehlte ihm auch wirklich die Fähigkeit, auf einen hohen Stil einzugehen. Im Wetteifer mit einem italienischen Bilde von Furini, welches damals in London sehr bewundert wurde, malte er nach Baccaccio die Ghismanda, welche das blutige Herz ihres Geliebten in der Urne vor sich auf dem Tische stehen hat. Das Bild ist wahrlich nicht schlecht, die Gestalt schön, die Tracht einfach und geschmackvoll, aber in jenen Tagen erregte es nur Spott, und die gemeinen Witze, welche auf die Figur gemacht wurden, müssen Hogarth um so mehr verdrossen haben, wenn er, was ich übrigens nicht glaube, für die Ghismonda seine eigne hübsche Frau zum Modell genommen hatte.

Die palitischen Kämpfe, bei denen er nothwendig den Kürzeren zog, und diese verfehlten Versuche, mit der italienischen Malerei zu wetteifern, haben Hagarths letzte Lebensjahre verbittert. Er starb 1764 an der Brustwassersucht und warde auf seinem Landgute zu Chiswick bestattet, wo die von seinem Freunde Garrick verfaßte Grabschrift noch heute zu lesen ist.

Ueber Hogarth als Maler ein gültiges Urtheil abzugeben ist nicht leicht, denn Bilder von ihm gibt es nur in England, und man hat in den öffentlichen Sammlungen von London zum Studium zwar einige der großen Folgen, aber die Bilder, wa ein einziges Gemälde den ganzen Gegenstand erschöpft, sind weit in Privatbesitz zerstreut. Daher hatten schan im Jahre 1814 die Verehrer des Meisters eine Ausstellung seiner Werke aus Privatbesitz veranstaltet, welche August Wilhelm von Schlegel damals in London sah und sehr heeb verurtheilte. Ich selbst habe Gelegenheit gehabt, auf der großen Londoner Weltausstellung von 1862, wo man die ganze englische Malerschule studiren konnte, auch Hogarth in fast allen seinen erhaltenen Oelgemälden kennen zu lernen. Gewiß war er kein Calorist im modernen Sinne, es kam ihm auf Zeichnung und scharfen Charakter an, und die Farbe, auch wenn er das Oelmalen in einer ordentlichen Schule gelernt hätte, durfte ihm nie zur Hauptsache werden. Ein Meister, dee var Allem Bestimmtheit des Umrisses sucht, wird im Halbdunkel nicht glänzen können. Auch sind seine Farben, um Waagens Urtheil über die Mariage zu wiederholen, „im Ganzen unscheinbar, mehr wie ein Guasch- als wie ein Oelbild, aber das Fleisch ist oft van kräftiger Färbung, die sehr gebrochenen Farben mit viel feinem Sinn für eine harmonische Wirkung zusammengestellt". Besanders in den Partäts finde ich die Carnation sehr treu und individuell, der Auftrag ist solid, und alle Farben haben sich gut erhalten.

Die aben erwähnte Grabschrift Garricks drückt nicht blos die Ansicht der Zeitgenossen aus, sondern man wird sie auch heute noch für ein richtiges Urtheil über den Künstler halten dürfen.

Fare well, great painter of mankind,
Who reached the noblest point of art:
Whose pictured morals charm the mind
And through the eye correct the heart.
If genius fire thee, reader, stay;
If nature touch thee, drop a tear;
If neither, move thee turn away,
For Hogarth's honoured dust lies here.

Fahr wohl, der Menschen schuf, ein graßer Meister!
Das höchste Ziel der Kunst hast du erreicht:
Die Sittenlehr' in Bildern reizt die Geister,
Und durch das Auge wird das Herz erweicht.
Wandrer, wenn dich der Geist bezaubert, weile!
Rührt dich Natur, spend' auf dies Grab die Zähre!
Doch fühlst du nichts, so wende dich in Eile,
Denn Hogarths theurer Staub ruht hier in Ehre.

So weit werden wir freilich nicht mehr mit dem begeisterten Freunde gehen wollen, daß wir die Moral als den edelsten Zweck der Kunst ansehen. Das aber ist richtig: Hogarth ist der Abdruck der moralischen Tendenz seiner ganzen Zeit. Er kämpft gegen die kalte und doch fanatische Orthodoxie, die keine erhebende Wirkung mehr auf die Gemeinde üben konnte. Den Prediger Sacheverell, einem Eiferer der orthodoxen Kirche gegen die Sekten, hängt er als Porträt in einem schlechten Hause auf; in der „sleeping congregation" verspottet er die Langeweile der abgelesenen Predigten, und den Pfarrer schant er nicht, der im heiligen Amt bei der Bestattung einer leichten Persan doch die Versuchung durch eine andere leichte Person nicht überwindet. Aber als echter Engländer blieb er doch durchaus Kirchenmann, und ebensowohl als den rechtgläubigen Formalismus hat er den Aberglauben, die Leichtgläubigkeit und die forcirte Religiosität in der Darstellung des Gattesdienstes einer Methodistengemeinde blosgestellt. Unter den Tugenden seines fleißigen Lehrlings ist eine der hauptsächlichsten, daß er, wie die Unterschrift des Blattes sagt, „seine Pflicht als Christ erfüllt", indem er die Kirche besucht und mit der hübschen Tochter seines Principals andächtig aus demselben Liederbuch singt. Der Athem

der beiden frischen und gesunden jungen Leute vermischt sich dabei, und man wird diese Art, seine Christenpflicht zu erfüllen, ohne Zweifel recht angenehm finden. Wenn Hogarth das französische Wesen verachtete, so war er darin in jenen Tagen sehr berechtigt, denn seit der Restauration war aus Frankreich die fashionable Liederlichkeit vergiftend in die höheren Stände eingedrungen. In diesem Kampfe fand Hogarth an Garrick einen Mitkämpfer. „In England“, so schrieb damals Helfrich Peter Sturz, der Freund Klopstocks, in seinen Briefen aus London, „hatte man auch auf der Bühne die thätigen Briten in flache gallische Schwätzer verwandelt, und Garrick verdiente den Dank seiner Zeit, daß er durch die Wiederbelebung Shakespeares die elende Gattung verdrängte.“ Hogarths Ingrimm gegen alle Modethorheiten und gegen das Laster in all seinen Masken war höchst ehrenwerth. Man kann es mit Recht tadeln, daß er auf dies Lehrhafte, auf das Predigen durch die Kunst zu viel Werth gelegt hat; man kann es lächerlich finden, daß er oft, wo die Mittel der darstellenden Kunst nicht ausreichten, eine satirische oder moralische Inschrift beigefetzt hat, um noch einen Witz oder eine Lehre hinzuzufügen. Aber was unvergleichlich bei ihm bleibt, ist die Kraft des Ausdrucks und der Individualisirung in den einzelnen Figuren. Der Ausdruck beschränkt sich bei ihm nicht auf die Gesichtszüge: Stellung, Gestalt, zufällige Körperfehler, Kleidung, Perücke, Alles wirkt dazu mit. Hierin unterstützte ihn freilich die starke Eigenthümlichkeit des einzelnen Menschen in England. „Die Franzosen,“ so schrieb Garrick in einem Brief vom Jahre 1769 an Sturz, „sind durch ihre Politur so einförmig geworden, daß man die ganze Nation kennt, wenn man ein halbes Dutzend Männer und Weiber gesehen hat; in England dagegen ist jeder Mensch ein Wesen für sich, jeder erfordert ein besonderes Studium, wenn man ihn durchforschen will. Es ist eine Folge dieser Mannichfaltigkeit, daß unsere Lustspiele weniger eintönig und unsere Charaktere stärker und dramatischer sind.“ Hogarth hat diese englische Art einzig verstanden.

Ich glaube, daß zu Hogarths sittlicher Beurtheilung zwei Seiten seines Wesens wohl ins Auge zu fassen sind.

Zuerst hat er das Laster, wie ein rechter Mann, gründlich gehaßt. Die „Anatomie moralischer Verwesung“, die A. W. von Schlegel ihm einmal vorwirft, ist kein lüsternes Wühlen in der Unsitte, kein juvenalisches Darstellen der Sünde als des pikantesten Phänomens der Psychologie. Das Laster zeigt er auf wie es ist, als ein häßliches und gemeines Ding, als das Verderben ganzer Geschlechter. Seine Verbrecher sind keine romanhaften ritterlichen Fra Diavolos, und aus der Dirne hat er nie die Heldin einer sentimentalen Tragödie gemacht. Ein menschliches Mitgefühl mit dem Opfer der eignen Sünde fehlt ihm durchaus nicht; seine Sarah Young begleitet den Niedergang ihres ruinirten Geliebten mit ihrer Theilnahme, ihrer Hülfe und ihren Thränen, und als die unglückliche Frau aus der Mariage ihre Schande mit Gift ausgebrannt hat, kommt ungeheißen die Amme und bringt das Töchterchen, damit es die Mutter noch einmal küsse, ehe sie kalt wird und dem Kind Schauder einflößt. Aber die Sünde selbst schminkt und parfümirt er niemals; da ist er unbestechlich.

Daneben aber, und das macht mir Hogarth so groß, wird ihm die Menschheit nicht durchweg zur Carikatur. Als Satiriker hat er das Häßliche nicht entbehren können, hat es also auch nicht vermeiden wollen. Die moralische Schönheit hat er oft verletzt, aber die schönen physischen Elemente, welche die glückliche englische Nation in allen Ständen zieren, hat er sogar mit Vorliebe behandelt: Kraft bei den Männern, und bei den Frauen Fülle der Form und gefällige Züge des Antlitzes. Es ist doch sehr charakteristisch für ihn, daß er als Gegenfolge zur Mariage à la mode später eine glückliche Heirath malen wollte. Man erzählt, daß seine englischen Freunde ihn davon abbrachten, weil der Kopf der Braut, den er zu malen angefangen, wohl für ein Mädchen des Volkes, aber nicht für eine Tochter der höhern Stände gepaßt habe. Für diesen Kopf haben wir aber das Zeugniß unseres Sturz, eines achtungswerthen Kunstfreundes, der das angefangene erste Bild aus der glücklichen Ehe in Garricks Besitz auf dessen Landgut sah. „Hogarth,“ schreibt er, „zeigt sich hier auch als ein Maler der Schönheit, denn es ist das sanftste, liebevollste Gesicht.“ Dies Urtheil unseres Landsmannes wird Jeder bestätigen, der Hogarth nicht blos durchblättert, sondern studirt. Wie schön ist die entsetzte Frau in der Mariage, als sie im Nachtkleid knieend die Vergebung des Gatten erfleht, dem ihr Leichtsinn den Tod gegeben hat! Wie lieblich ist das Köpfchen der Bürgerstochter, wo sie mit dem Lehrling ihres Vaters aus dem Liederbuch singt! Wie viel Anmuth der Bewegung sogar noch in der schon tief gesunkenen Mary Hackabout, als sie im Arbeitshaus so kläglich mit dem schweren Hammer Werg klopfen muß! Ja selbst die liederlichen Roués der höchsten Stände — so schön sind sie durch Geburt und Race, daß wir begreifen, wie gefährlich sie den Mädchen der untern Stände als Verführer erscheinen!

Es ist diese Seite der körperlichen Schönheit, wodurch Hogarth bis auf unsere Zeit erhebend auf die illustrirten englischen Witzblätter einwirkt. Gewiß greift Punch auch in die unteren Stände seines Volkes und der Nachbarvölker, der Schotten und Irländer, hinunter, und da zeichnet er ja keine Ideale. Aber Mr. Punch ist trotz seines Höckers ein Gentleman und kennt die höhern Kreise der englischen Gesellschaft, wo man die schönsten Menschen der europäischen Racen antrifft. Wie reizend zeichnet er das Kind, das naive Kind bis zum enfant terrible, die superkluge Miss in her teens, die blühende Hausfrau, die noch lebensfrohe Mutter und Matrone! Auch der Seemann von guter Familie, der junge Adlige von echt normännischem Blut, der wohlwollende angelsächsische Landedelmann — welche Typen von Kraft und männlicher Schönheit! Es ist, als fähe der Zeichner eine Ehre darin, daß er seine Nation immer edle und vor anderen Nationen auszeichne.

Und wir?

Darf der Deutsche es sich leugnen, daß seine Witzblätter ihn vor den Völkern Europas blosstellen? Vom Text rede ich nicht, der ist durchweg bei uns schneidiger als der alte etwas lebensmüde Punch. Aber die Zeichnungen! Ist ein Witzblatt unserer Weltstellung entsprechend, wenn es in jeder Nummer einem leitenden Staatsmann sein Compliment macht, aber daneben in jeder Nummer unserm Volk ins Gesicht haut? Stolze Nationen umgeben uns als Nachbarn — daß vor ihnen wir uns selbst prostituiren, treibt mir oft die Schamröthe ins Gesicht. Denn wer diese Witzblätter ansieht, muß der nicht uns für eine rhachitische, kartoffelnäsige, kniebeinige Nation ansehen, die im Entwurf von der Natur verzeichnet, im Thangebäck ringelaufen und schief getrocknet ist! Die deutsche Frau hat nicht die klassische gerundete Schönheit der Italienerin noch den hohen kraftvollen Wuchs der Britin, aber sie hat große Zierlichkeit in den Formen, Leichtigkeit in der Bewegung und den Ausdruck ausgebildeten Gemüthes im Gesicht, der ihre Conversation sehr anmuthig macht. Deutsche Männer aber soll man etwa im Vollbart und im Waffenschmuck der Landwehr sehen, so wird man ihre kraftvolle Schönheit wohl schätzen. Wer aber zumal unsere süddeutschen Blätter ansieht, was muß der von der deutschen Gesellschaft unserer Hauptstädte denken? Kennen denn die Zeichner unsere höhern Stände so gar nicht, daß ihre Commerzienräthe alle Zwickauer, ihre Damen alle entweder Schlumpen oder Modepuppen werden müssen? Es scheint, wir sind so boshaft, daß uns nur das Freude macht, wenn man uns die andern Menschen als garstig schildert. Aber Häßlichkeit, Häßlichkeit an sich — das ist doch kein Witz!

Das achtzehnte Jahrhundert trat in die Kunst als eine akademische Zeit herein. Dem Leben abgewendet erging es sich in Allegorie und Nachahmung der typischen, aus der Renaissance ererbten und in der Gypsklasse erkälteten Form. Götter, an die Niemand mehr glaubte, schwebten wenigstens gemalt über einer begeisterungslosen Menschheit. Da kam Hogarth, und sein scharfer Blick sah den neuen Pfad. Er blickte sich im Leben um, das mit tausendfacher Eigenthümlichkeit ihn umgab, und fühlte sich als Sohn einer Zeit, wo die modernen Ideen der Denkfreiheit, der Volksrechte, der naturgemäßen Sitte und Diät durch die

starrgewordenen Formen allwärts hindurchwuchsen, ohne doch noch den geschnitzten und bunten Rahmen einer untergehenden Gesellschaftsform gänzlich zu zerbrechen. Diese Welt, wie sie ihn anschaute, zeichnete er in Häßlichkeit wie in Schönheit treu wie sie war. Mit ihm beginnt die moderne Kunst. Vor seinen Gemälden und Kupferstichen verschwand der verblasene Idealismus. Man mag über die ausschließliche Herrschaft der Wirklichkeit in unseren Tagen denken wie man will — das aber bleibt wahr, und keine abschätzige Kritik kann daran rütteln: Hogarth ist es, der entschlossen und vollbewußt den Realismus mit Pauken und Trompeten in unsere Welt eingeführt hat.

Neue Lyrik.

Platen mit seiner marmorglatten Form, die das innere Feuer kaum durchschimmern läßt, und Heine mit seinem lyrisch beschwingten oder witzig pointirten Weltschmerz zählen unter unseren jetzigen Poeten noch die meisten Schüler. Gleichwohl kann heute constatirt werden, daß die jungen Verskünstler, die Heines empfindsamen Schmelz, seine Ironie und vor Allem seine saloppen Rhythmen nachahmen, von Tag zu Tag seltener werden. Ein anderer Poet hat ihn verdrängt: Scheffel. Den Humpen in der Hand, die Gelehrtenbrille auf der Nase und ein fröhliches Gaudeamus auf den Lippen hielt er seinen glorreichen Einzug in die Literatur. Mit ihm begann eine Renaissance des Minnesangs, welche statt dem Weltschmerz der Weltlust gewidmet war und etwa Meister Gottfried von Straßburgs Spruch:

„Dem Leben hab' ich mich ergeben,
Der Welt will ich ein Weltkind sein ..."

als Motto tragen könnte. Lenz, Lied, Wein, Weib sind die unabänderlichen Themata; oft wird auch in schalkhaft poetischer Weise Naturwissenschaft und Culturgeschichte getrieben, in der Regel aber nur in weinseligster Stimmung. Es ist der berühmte Paragraph Elf in Liedern. Kein Wunder, daß der schwäbische Meister bald zahlreiche Schüler fand; aber bei den weniger begabten schlug der Ton bald aus dem altdeutsch Biderben ins moderne Derbe und oft sogar ins Rohe und Gemeine um. Ein Blick in die neueren Commersbücher, wo viele dieser „trinkbaren" Lieder das akademische Bürgerrecht erwarben, wird hierüber bestätigende Aufschlüsse geben. Nur zwei Schüler Scheffels sind dem Meister in mehrfacher Beziehung vollkommen ebenbürtig: Julius Wolff, dem eine überaus erfolgreiche Resurrection des volksthümlichen Rattenfängers von Hameln gelungen ist und der soeben ein neues Bändchen Dichtungen: „Singuf" (Berlin, G. Grote) ausgibt, und Rudolf Baumbach, dessen neuestes Opus den Titel: „Spielmannslieder" (Leipzig, A. G. Liebeskind) führt.

Wolffs Hunold Singuf, so heißt der vielkundige Mäuse- und Mädchenfänger, und Baumbachs Spielmann sind Lebensvirtuosen und harmlose Optimisten. Der Erste ist ein Mann des Mittelalters und frischer; der Andere ein ganz moderner Mensch und witziger. Beiden versagt die komische Pointe nur selten, und auch den Kehrreim, obgleich ihm manchmal die Steigerung fehlt, wissen sie wohl anzuwenden. Beim Spielmann klingt noch etwas Heine nach, von dem Singuf noch nichts weiß, obwohl er, aus der untadeligen Form zu schließen, offenbar Platen wenigstens ahnt. Hier und da unterbricht bei Wolff das heiße Bemühen, die Weise der Vaganten des zwölften, der Gumpelmänner des dreizehnten Jahrhunderts und der Meistersänger und Spielleute des ausgehenden Mittelalters zu treffen, ziemlich fremdartig die voll und weich angeschlagenen Herzenslaute. Blitzt aber einmal etwas moderne Empfindung hinein, so entsteht ein Widerstreit zwischen Inhalt und Form, und die Stimmung wird dadurch beeinträchtigt, wo nicht gar zerrissen. All diesen altdeutschen Brocken merkt man leider manchmal die Absicht, Lokalfarbe zu geben, allzu deutlich an, wie sehr der Dichter sich auch von manierirter Alterthümelei frei halten mag. Für Wörter wie: Wat, Gilgen, leisiren, Tjost, Buhurd, gatlich, Ridewanz, scharwerken, Rasaunen fehlt dem modernen Deutschen, wenn er sich nicht gerade mit Grimm und Müllenhoff beschäftigt hat, in der Regel das Verständniß; anderseits ist der Dichter zu geschmackvoll, um seinen Liedern ein Glossar oder gelehrte Fußnoten anzuhängen. Auch Baumbachs Spielmann liebt derlei altfränkische Redensarten, allein sie fließen ihm nicht so ungezwungen zu; er bedient sich ihrer stets mit Absicht, zumal für komische Reime. Im Uebrigen singt er mehr als Wolff, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Beide Dichter aber sind wahre Künstler in ihrem Handwerk. Die schwierigsten Rhythmen sind ihnen geläufig; die naheliegenden Gemeinplätze werden fast durchgängig streng vermieden; ihre Weisen sind immer sangbar und nicht nur äußerlich volksthümlich. Beide besitzen den wahren Humor, der von Liebe für die verspottete Welt erfüllt ist; sie kennen jedoch auch jenes bittere, beißende Lachen, das Heine am souverainsten handhabt: den Galgenhumor. Und über welch reiches Repertoire verfügen sie! Lob- und Schelmenreime, Tage-, Scheide-, Tanz- und Trinklieder, Chorgesänge und Streitgedichte, viel volksthümliche und wenig höfische Poesie. Aber nun mögen sich die beiden Sänger selbst charakterisiren. Zuerst spiele uns der Rattenfänger eins auf!

„Wenn Singuf seine Lieder singt,
So wägt er nicht die Worte,
Es sprudelt ihm und quillt und springt
Aus offner Herzenspforte.
Die Hörer tragen sie hinaus,
Der Eine sagt sie dem Andern,
Denn Lieder bleiben nicht zu Haus,
Sie sterben, wenn sie nicht wandern."

Lustig schildert er sein Ich nach seinem Schatten, so daß wir ihn selbst vor uns zu sehen glauben: ein flotter Geselle, ein wackerer Minnesänger, ein ganzer Vagant, ein würdiger Nachfahr des tanzlustigen Neidhart, voller Schalkspossen und toller Streiche. Er versteht ausnehmend die Kunst, „sich in der Frauen Huld und Gunst tieftraulich einzunisten," und Kuß, Lied und Pfeife heißen seine Waffen in dem ewigen, abwechslungsreichen und nie platonisch gestimmten Minnewerben. Er ist voll und ganz ein Mann und fühlt sich als solcher, das richtige Ideal des jugendlichen Schiller, ohne ethische Ziele und moralische Bedenken, dem „lombadischen Geschlechte" feind, ein ausgelassener Don Juan. Und wie schlau er zu operiren weiß, sobald es gilt, ein braun- oder blauäugig Magedin zu kirren! Er hat wohl alle seine Kniffe beim Mäusefangen gelernt, und wenn er einer Spröden mit siegesstcherem Hohne zuruft: „Gehst doch noch in die Falle!" so nimmt er einen ganz mephistophelischen Zug an. Ja, dieser Naturmensch nimmt selbst die Religion und ihre Diener zu Hülfe, um seine Opfer gewisser zu bethören. Der dicke Pater Guardian hilft ihm bei seinen Schlichen. Daher ist er kein besonderer Freund des Culturkampfs und singt sogar einen tiefgefühlten Lobpsalm: „Wie gut sich's unterm Krummstab lebt!" Von seinen braunkuttigen Freunden hat er wohl auch das Küchenlatein gelernt, das er in lustiger latein-deutscher Mischpoesie virtuos zu citiren und zu reimen versteht. Ein Dutzend Trinklieder, ein Handwerksburschengesang sind besonders zu erwähnen. Die Strophen in der Weingeographie der Rheingegend haben etwas von dem duftig feuchten genius loci, den sie besingen; und das Gedicht „Feuer im Keller" athmet liebenswürdige Schalkhaftigkeit und burschikosen Humor:

„Im Keller brennt es lichterloh,
Die Fässer stehn in Flammen!
Der Wein fängt Feuer! Feurio!
Die Wölbung bricht zusammen!

Doch Alles schläft; der Wirth allein
Erhebt sich um so schneller,
Hantirt mit Wasser, löscht mit Wein
Und rettet seinen Keller.

Und als das Hausgesind erwacht,
Schwant Keinem, was geschehen,
Der Wirth nur schmunzelt, wie zur Nacht
Die Gäste von ihm gehen.

Blieb von der heimlichen Gefahr
Dem Retter doch die Klarheit,
Daß nur ein Traum das Feuer war,
Das Wasser aber Wahrheit."

Kein Wunder, daß er nächst den spröden Mädchen auch den geizigen Wirthen gram ist und Beide förmlich und feierlich in Acht und Bann erklärt. Auch seine Kunst liebt er leidenschaftlich, und in reizenden Strophen preist er sein Geigenliebchen. Weniger gelingt ihm die sentimentale, leidvolle Lyrik, obwohl sie manchmal auch den geheimnißvollen, undefinirbaren Reiz echt lyrischer Empfindung erreicht.

„Du kommst zu mir im Traume,
So wie du leibst und lebst,
Und weilst bei mir im Raume
Voll Huld, bis du entschwebst,
— Die Lippen, so roth und minnig,
Sie lächeln den meinen so nah,
Sie plaudern so süß und sinnig
Von Glück, und das Glück ist da

So spiegeln meine Träume
Mir deines Bildes Glanz
Wie sprühende Wellenschäume
Des Regenbogens Kranz.
Du aber, du Strahlende, sage:
Darf ich mit Liebesmacht
Zu dir nicht kommen bei Tage
Wie du zu mir bei Nacht?"

Der Spielmann — Rudolf Baumbach heißt er also — ist eine verwandte Seele. Auch er will nicht das Leid der Welt im Lied verklären, und wenn ihm sein böser Dämon gerade am Schluß noch den schlimmen Rath gibt, seine lebensfrohe Minne in trübselige Falten zu legen und zu seufzen:

„Der Ulmenbaum, der starke
Zum Himmel fröhlich ragt,
Derweil in seinem Marke
Tödtend der Holzwurm nagt.
Ich singe frohe Lieder
Von Lenz und Lustbarkeit,
Sie hallen im Lande wieder. —
Mein Herz trägt heimliches Leid . . ."

oder wenn er melancholisch beginnt:

„Acht Knöpfe trug ich am Reisegewand,
Von achten fehlen mir sieben.
Von all den Freunden, die ich gekannt,
Ist einer mir treu geblieben . . ."

so braucht man sich nicht um ihn zu ängstigen. Verräth er uns doch gleich darauf, daß er noch immer einen trefflichen Gesellen sein nennt, der ihm jeden Schmerz hinweg klimpert, im Winter lenzwarme Frühlingslieder singt und ihm aus dem Spiegelglas entgegenlacht. Sonst hat er verwandte Neigungen, wie sein mittelalterlicher College Singuf. Die Gelahrtheit ist ihm verhaßt. Seine liebste Bücherei liegt im Keller zum Goldnen Stern, wo der Bibliothekar ein Schurzfell trägt und der Bücher Einband von Holz ist und sechs Reifen hat. Auch er ist auf die Wirthe nicht gut zu sprechen. (Sie scheinen sich im Laufe der Jahrhunderte nicht sonderlich gebessert zu haben.) Schenkt ihm da die Frau Müllerin rothen Wein im irdenen Krug ein —

„Ach, wie war der kühle,
So kühle!"

Doch die reine Menschenliebe feuerte sie keineswegs zu diesem milden Werk an:

„Lächelnd sah sie dem Trinker zu. —
Milde Frau, ach wüßtest du,
Was ich dankbar fühle! —
Als ich meinen Hut gerückt,
Nichts ihr in die Hand gedrückt,
Ach, wie ward sie kühle,
So kühle!"

Zum Glück sind nicht alle Schenkinnen so materialistisch gesinnt. Beweis: die drei Schlüssel der Schönen vom Goldnen Leu. Der erste führt zum Küchenschrank, der zweite führt zum Keller und der dritte „zu ihrem Kämmerleine". Die zwei ersten Thüren werden dem Durstigen und Hungrigen aufgethan. Ob aber auch die dritte? „Wollt ihr mich darum fragen," erwiedert der Sänger, der auch ein Freund des volksliedmäßigen Errathenlassens scheint, „ich thät es doch nicht sagen."

Abergläubisch ist er mit nichten, mag er auch hier und da sehr erwartungsvoll an seinen Knöpfen abzählen, was er thun oder lassen soll. Da befragt er z. B. das Knopf-Orakel, ob er heut beim Tintenfaß bleiben oder ins Wirthshaus soll.

„Knopf spricht: „Geh'n!"
Was des Schicksals Stimme spricht,
Muß gescheh'n."

Desgleichen räth ihm sein Privat-Orakel, im Blauen Hecht nicht zu zahlen, sondern zu borgen, und auch dieser Schicksalsstimme beugt er sich in frommer Ergebenheit. Bei seiner dritten Frage, ob er zum Liebchen gehen soll, ändert sich jedoch die Sache wesentlich.

„Thu' ich's oder laß ich's heut'?
„Laß!" spricht Knopf. —
„Wer nicht Trotz dem Schicksal beut,
Ist ein Tropf."

Und damit wären wir denn bei dem wichtigen Punkte angelangt, wie der Spielmann über die Liebe denkt. Er hat ein zartempfindendes Herz, gleich seinem mäusefeindlichen Altvordern. Die Treue ist seine Sache ebenfalls nicht, aber es hat damit eine eigene Bewandtniß, wie er seinem Liebchen offen erklärt:

„Und schwenk' ich Dirnen schlank und leicht
Zu lust'gen Flötentönen,
So denk' ich: Keine Einz'ge reicht
Das Wasser meiner Schönen.
Und küss' ich einen rothen Mund,
So hat das weiter keinen Grund,
Als daß ich in der Ferne
Das Küssen nicht verlerne."

Daß ihm jedoch das sentimentale Schmachten nicht ganz gelingen will, beweist das Gedicht: „Vorbei, Vorbei!" von dessen zwei Strophen nur die folgende erste gelungen ist.

„Ich habe geträumt bis morgens früh
Den schönsten Traum; mein Traum warst du.
Ich durfte im Traum dein Stirnlein küssen;
Am Morgen hab' ich weinen müssen."

Besser ist die längere Romanze: „Das begrabene Lied", die Geschichte eines Edelknechts, dem die Königin den Trank der Minne kredenzt und der deshalb vom König erschlagen wird; allein die Vögelein haben sein verrätherisches Liebeslied belauscht, sie singen es einem Spielmann, der es wieder dem ganzen Volke lehrt, so daß es bis in den Königssaal dringt;

„Der König starb, sein Reich verging. —
Ein Lied kann nie ersterben."

Doch wie gesagt, der Spielmann ist in seinem eigentlichsten Elemente dort, wo er etwa, ganz in Scheffels Manier, die göttliche Betrunkenheit der julmethseligen Asen, Einherier und Walküren besingt, oder in dem schalkhaften Gedicht von Friedrich des Andern schwäbischem Fiedelmann, der beim ersten Schlucke Lacrimae Christi schaudernd an den Sauern seiner engen Heimat dachte.

„Und betend sank er nieder
Den Blick empor gewandt,
„Herr, weinst du einmal wieder,
So wein' im Schwabenland."

Das Alles ist naive, liebenswürdige Poesie, welche, dem betrachtenden Verstande unbewußt, aus dem Gemüth des Dichters hervorsprudelt. Auch Jene, denen das weise, behagliche Zechen nicht die Quintessenz des Lebens und der einzige Vorwurf der Poesie ist, und welche auch etwas mehr geistigen Gehalt wünschten, sie werden ebenso wenig als die unverbesserlichsten Grillenfänger dem Zauber dieser gesunden, frischen, echt deutschen Poesie widerstehen können. Hat sie doch alle Eigenschaften um jenes schöne Ziel zu erreichen, das sich einst der Verfasser des „Ulenspiegels" gesteckt hat: ein fröhlich Gemüth zu machen in schweren Zeitläuften.

Theophil Zolling.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Prinzessin von Bagdad.

Schauspiel in drei Acten von Alexander Dumas fils.
Deutsch von E. Bukowics.

Als das neueste dramatische Erzeugniß des jüngeren Dumas im Théâtre français das Licht der Rampe erblickte, wurde der Abend so stürmisch, daß die berüchtigten ältesten Leute, die sich bekanntlich auf gar nichts besinnen können, höchstens die lärmvolle Première von Victor Hugos „Hernani" als passenden Vergleich zu finden wußten. Die Aufnahme des ersten Actes war noch leidlich warm, und jedes witzige oder bedeutende Wort fand von der Bühne herab sein beifälliges Echo im Saale. Aber schon der zweite Aufzug rief eine allgemeine Mißstimmung hervor, die sich während und nach der allerdings gewagten Entkleidungsscene zu wüthenden Protestrufen und während des letzten Actes zu einem wilden Tumult der Entrüstung steigerte. Der Vorhang schien sich über einem todten und endgültig begrabenen Stücke zu senken, und nur Einer im ganzen Hause, der Verfasser selbst, welcher in sichtbarer Aufregung neben der ersten Coulisse stand, citirte vertrauensvoll das bekannte Wort, das Beaumarchais nach der ersten Aufführung des „Mariage de Figaro" ausgesprochen: „Mein Stück wird fünfhundertmal hintereinander durchfallen." In der That hat „Die Prinzessin von Bagdad" in Paris seither an zweihundert Aufführungen vor ausverkauftem Hause erlebt und wird voraussichtlich das Repertoire der ersten Bühne Frankreichs noch auf lange hinaus beherrschen. Auch beinahe das ganze Ausland cassirte das Urtheil des nervösesten und überhaupt unausstehlichsten Theaterpublicums der Welt: in deutschem Gewande errang es bereits in Wien einen großen Erfolg, und das Nämliche ist wohl auch von der ersten Berliner Aufführung zu berichten, die jetzt im Nationaltheater stattfand.

Der übertrieben einfache Inhalt des Stückes ist in diesen Blättern bald nach Erscheinen der französischen Buchausgabe eingehend erzählt worden.*) Es sei nur in Kürze daran erinnert, daß Lionnette de Hun die Tochter eines phantastischen Prinzen von Bagdad und einer Pariser Halbweltdame ist und ihren hochadeligen Gemahl durch ihre luxoriösen Launen an die Schwelle des Banlerotts bringt. In dieser Lage macht ihr der vierzigfache Millionär Nourvady den Antrag, sie zu entführen, was sie scheinbar erst dann annimmt, als sie durch das Mißtrauen ihres Gemahls gereizt und beleidigt wird. Vor diesem und dem Polizeicommissär, welche Beide sie flagrante delicto überraschen wollten, ahmt sie ein compromittirendes Deshabillé nach und beschuldigt sie sich, die Schuldlose, des Ehebruchs, um den Zweifler noch mehr in Verzweiflung zu bringen. Nur das zufällige Dazwischentreten ihres Knaben, den ihr Geliebter so unsanft bei Seite schiebt, daß er zu Boden fällt, weckt in ihr die Mutterliebe und führt sie nach dieser selbsterniedrigenden Lüge und Verirrung wieder reuig in die Arme ihres Mannes zurück.

Sagen wir es gleich heraus: es ist ein unerquickliches, aber trotz alledem interessantes Stück. Kühnheit des Gedankens, die bis zur Rohheit und Unnatur geht; Gewandtheit in der Führung der Personen bis zum virtuosenhaften Spielen mit ihren Gefühlen und Thaten; ein geistsprühender, lebendiger Dialog, verstandesscharf bis zur plattesten Prosa — es ist ein wirkungsvolles Ganzes, das zugleich Bewunderung und Entrüstung weckt und zum Nachdenken wie zum Spotte anregt; eines von jenen „starken" Stücken, denen gegenüber Gleichgültigkeit unmöglich ist und welche Anhänger und Gegner zu leidenschaftlicher Parteinahme zwingen. Quintilians Wort: Scribitur ad narrandum, non ad probandum paßt nicht auf Dumas. Er schreibt, um etwas zu beweisen. Wie er ehemals die Theorie von der Reinigung der Unreinen und später die nicht weniger fragwürdige des „Tue-la!", der homme-femme und des Vibrions aufgestellt und mit mystischem Nebel umschleiert hat, so bekommen wir hier sibyllinische Sprüche zur Verherrlichung der Mutterliebe zu hören. Dumas tritt diesmal als Hoherpriester der Familie auf, und seine These lautet etwa: Zwischen dem imbécile d. i. dem Ehemann und dem insolent d. i. dem Geliebten bleibt dem Weibe nur eine echte Liebe: das Kind. — Und auch an ein zweites Paradoxon wird man erinnert, das sich schon in der Vorrede zum „Monsieur Alphonse" findet: „Der Mensch besitzt im Allgemeinen weniger Seele als das Thier, denn dieses entzieht sich seinen Mutterpflichten niemals." So erwacht in Lionnette, die zwischen dem „dummen" Gemahl und dem „unverschämten" Liebhaber schwankt, die Stimme der Natur erst im Augenblicke, da sie ihr Kind in Gefahr sieht. Das ganze Stück ist ein dramatisirtes Paradoxon, gekünstelt, mechanisch, ohne Beachtung der Wirklichkeit, abstract und nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Verstande geschrieben. Und doch gebricht es just an jener Logik, auf die der gefeierte Autor so stolz ist. Die Liebeserklärung Nourvadys im ersten Act und seine Gegenwart im Hause der compromittirten Frau im dritten Aufzuge sind gesellschaftlich gerade so unmöglich, wie das Niemand befriedigende Ende mit seinem aus Kotzebues noch heute in Frankreich populärem Rührstück „Menschenhaß und Reue" herbeigeholten Knalleffect. Ueberdies bietet die ganze naive Lösung gar keinen Abschluß. Denn nach dem sehr formellen französischen Codex der Ehre genügt es keineswegs, daß der Ehemann dem ungebetenen Schuldenzahler das Geld zurückgibt: er muß sich nothwendig mit ihm schlagen. Von einem Duell spricht aber Niemand mehr in diesem sonderbaren Stück. Und dann überhaupt diese Menschen! Nicht nur, daß wieder einmal Alle, Groß und Klein, Hoch und Niedrig dieselbe geistige Physiognomie, den nämlichen Boulevardesprit haben und in des Verfassers alter Manier immer in Pointen, Axiomen, Epigrammen reden, — sie sind auch insgesammt unsympathische Abstractionen ohne wirklich menschliche Leidenschaften. Der Ehemann erscheint zuerst als ein Muster von Takt, Liebe, Galanterie, um im zweiten Aufzug eine für einen Edelmann aus uraltem Geschlechte empörende Tölpelhaftigkeit zu entwickeln und im dritten als ein Wunder an Vertrauensseligkeit zu erscheinen. Aehnlich zeigt der rohe Liebhaber, aus dem Dumas natürlich einen Ausländer, einen Barbaren gemacht hat — im Original ist er Ungar, in der deutschen Bearbeitung Spanier — eine verbrecherische Verwegenheit, um die Frau seines Freundes zu verführen, doch der Fehltritt eines Kindes und der Schrei einer Mutter bewegen ihn sogleich, die Partie verloren zu geben und kläglich das Feld zu räumen.

Allein das psychologische und ethische Problem verwickelt sich erst recht im Charakter der Titelheldin. Sie ist eine „Luxus-Creatur" mit königlichem und halbweltlichem Blut, ihre Mutter verachtend, vom Vater nicht als sein Kind anerkannt, reich, von ihrem Gemahl angebetet, aber an ihrem Herzen nagen Ekel, Langeweile, Spleen. Jeder Wunsch wird ihr erfüllt; doch in dem glänzenden Taumel fand sie keine Zeit, liebende Gattin und Mutter zu sein. Durch sieben Jahre ließ sie sich von ihrem Manne vergöttern, und ihr Sohn ist sechs Jahre alt geworden, ohne daß sich in ihrem Herzen ein zärtliches Gefühl für Beide geregt hätte. Wie dürfen diese Frau, deren Absonderlichkeiten durch ihre Abstammung und Erziehung motivirt werden sollen, nicht mit dem sicheren Maßstab des Verstandes oder des Herzens messen. Ihre Nerven bestimmen ihr Thun und Denken. Es ist ein Ausnahmefall und also der denkbarst undramatische Charakter. Ihr Dichten und Trachten ist so unvermittelt und sprunghaft, daß nur eine wahlverwandte Frau sie ganz verstehen kann. Wir Männer stehen da vor einem verschleierten Bilde und kommen aus dem Fragen nicht mehr heraus. Warum z. B. ihre Entrüstung über

*) „Die Gegenwart", 1881, Nr. 8, S. 120.

ihren Mann, der sie in einer äußerst schiefen Situation trifft? Warum begibt sie sich überhaupt in die Löwengrube des zweiten Actes? Wozu ihre Unterredung mit dem frechen Liebhaber, den sie nicht wieder liebt? Warum reinigt sie sich nicht von dem ungerechten Verdacht? Warum willigt sie am Ende plötzlich in den immerhin undelicaten Verkauf der Liebesbriefe ihres Vaters? Wird sie sich in das schlichte, arbeitsvolle Leben, das sich am Ende vor ihr öffnet, schicken können? Wird sie über Nacht eine gute Mutter werden? Wird ein Störenfried sie nicht wieder ihre Pflicht vergessen machen? Wird das Kind dann aber noch einmal fallen, damit die Mutter nicht fallen soll?...

Der Gast des Nationaltheaters, Fräulein Kathi Frank, welche die Titelrolle auch in Wien creirte, unterscheidet sich wesentlich von Madame Croizette, der Original-Lionnette. Die ausgezeichnete Heroine der Comédie française ist mehr Salondame, geistreicher, feiner, eher Königstochter als Kind der Halbwelt. Frln. Frank übertrifft ihre französische Collegin vielleicht an Schönheit und charakteristischer Maske (sie spielt die „Löwin" Lionnette in hochblonder Perrücke), aber ihre Auffassung, welche den Uebergang aus Gefühllosigkeit in Gefühlsraserei sorgfältig vorbereitet und daher mildert, macht die Rolle und das ganze Stück noch unverständlicher. Eine solche leidenschaftliche, temperamentvolle, üppige, sentimentale deutsche Dame ist unfähig eines derartigen apathischen Traumlebens, in welchem sie nicht einmal Gelegenheit fand, die Liebe ihres Sohnes zu verdienen. Die Frage ist nur, ob eine den Intentionen des Dichters entsprechende consequente Durchführung eines so unsympathischen Frauencharakters, wie sie die französische Schauspielerin bot, dem ohnehin nicht eben erfreulichen Stücke den Beifall eines deutschen Publicums gewonnen hätte. Ich glaube nicht. Z.

Notizen.

Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten von Stephan Gätschenberger. Leipzig 1881, Verlag von Otto Wigand.

Der Leser, welcher den Titel des Werkes beim Wort nehmen wollte, würde sich einigermaßen getäuscht finden. Man erwartet von einem Geschichtswerke eine Erzählung der Thatsachen, und es ist die Aufgabe des Geschichtschreibers, diese aus einander vor dem Auge des Lesers entstehen und damit den Grundgedanken sich entwickeln zu lassen, den er in dem Gange der beschriebenen Zeitereignisse als wirkend zu erkennen vermochte. Verfasser aber verfällt so zu sagen aus dem Epos in die Lyrik. Selbstverständlich sind in seinem Werke eine Menge Thatsachen erwähnt (sein tiefes Quellenstudium ist ja nicht zu bezweifeln), aber völlige Gleichgültigkeit gegen die Zeitfolge, fast vollständige Verschmähung der Jahreszahlen, gründliche Beiseitesetzung alles beschreibenden, erzählenden und darstellenden Details würden es unmöglich machen, aus diesem Buche Geschichte zu lernen. Man muß vielmehr die Geschichte schon kennen, um des Verfassers Anspielungen auf Thatsachen zu verstehen, und wer die Geschichte der letzten Jahrhunderte nicht bereits inne hat, würde den Ausführungen des Verfassers gar nicht folgen können. Die Darstellung ist, wenn auch der Stil nicht immer mustergültig genannt werden dürfte, klar und leicht verständlich. Ein freisinniger, muthiger, ehrlicher Geist spricht aus ihnen, der zudem noch der Begeisterung fähig ist, ganz nach Goethes trefflichem Worte: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist die Begeisterung, die sie erregt." Von ganz besonders treffender Gewalt sind die Ausführungen des 19. Kapitels: Friedrichs II. Steuer- und Handelspolitik. Niemand wird die schlagende Parallele mit den heutigen Bestrebungen entgehen, welche sich hiernach als keineswegs neu, sondern als schon vor hundert Jahren erbärmlich gescheiterte erweisen, durch welche das Volk verarmte. Bei der Gegenüberstellung der beiden größten Träger der aufgeklärten Selbstherrschaft kommt gegenüber dem edlen, liebenswürdigen Märtyrer dieses Gedankens, Joseph II., Preußens großer König wohl zu schlecht weg. Es ist unmöglich zu leugnen, daß Friedrich gemeint hat, dem Besten nicht nur der Staatsmaschine, sondern seiner Unterthanen zu dienen. Erkennt doch der Verfasser selbst an, daß es der Staat Friedrichs und nicht Oestreich war, der Erfolge von Bedeutung auf dem Wege gesunden Fortschrittes erreichte, und dies würde, ohne daß durch des großen Königs Maßnahmen neben den Mißgriffen ein Kern von lebens- und entwicklungsfähigen fortschrittlichen Gedanken gepflanzt worden wäre, nicht wohl möglich gewesen sein. Dies beeinträchtigt aber die schlagende Beweiskraft von Gätschenbergers Darlegungen nicht, so wenig wie sein Endresultat: daß wir keine dringendere Aufgabe haben, als das wiedererstandene Princip des aufgeklärten Absolutismus durch den echt germanischen Gedanken der freien Mitwirkung der Nation mit ihrem durch sie berathenen Herrscher an ihren Geschicken zu bekämpfen, welchen Joseph II., als er auf seinem Sterbelager fast alle seine menschenfreundlichen Reformen scheitern sah, ausdrücklich für den allein richtigen erkannte. G. v. S.

* * *

Der Herr Etatsrath. Die Söhne des Senators. Novellen von Theodor Storm. Berlin 1881, Gebr. Paetel.

Der Etatsrath und der Senator haben jeder zwei Kinder. Die Söhne des Senators sind in den alten Traditionen des ehrenfesten Bürgerhauses aufgewachsen und wie ihr Vater Zierden des Städtchens. Haus, Hof und Handel bleiben auch unter ihnen im Wohlstande. Die Kinder des Etatsraths verkommen noch zu Lebzeiten ihres Vaters, der ein verkanntes Genie, einer jener Sklaven der Begier ist, welche ihr Glück und ihr Talent allmählich vertrinken. Wie des Vaters Sünde der Fluch der Kinder wird, ist Storms Thema in der ersten Novelle. Eine unheimliche Geschichte, erzählt, wie man unheimliche Geschichten zu erzählen pflegt: heimlich raunend, Dunkles Dunkel andeutend, abbrechend und wieder anfangend, das Gräßlichste verschweigend. So erzählt der Novellist einem jungen Freunde was vor Jahren beim Etatsrath geschah. Und dieser, Alles errathend, hat zur Entgegnung nur den Fluch: „Das hol' der Teufel." Auch uns fehlt ein anderes Wort. Wir wollen den Schleier der Poesie nicht lüften noch zerfädeln, den eine feine Dichterhand hier über Abgründe wüster Leidenschaft legte.

Auch zwischen den Nachbarhöfen der Söhne des Senator thürmt sich in Gestalt einer höher und höher steigenden Mauer der Bruderzwist und droht Unheil für die Familie. Nicht Eigennutz, sondern Eigensinn bringt den Erbschaftsstreit. Schätze und Raritäten hat man einmüthig vertheilt. Nur hinten den Garten will Jeder für sich. Dort hatten die Knaben gespielt, dort beging die Familie ihre Tage. Es kommt zum Proceß, obwohl der ältere Bruder stets zum Vertrage neigt. Auch den härteren Sinn des Andern erweicht bald eine etwas sentimentale Morgenbetrachtung am Grabe der Eltern. Die Mauer fällt so weit, daß der Bruder zum Bruder hinüberspringen kann, und man hofft, die Eintracht der braven Leute werde auf Lebenszeit dauern. Die einfache Geschichte, welche im Detail mit kleinen echt Storm'schen Meisterzügen humorvoller Charakteristik ausgestattet ist, würde mehr ansprechen, wenn der Dichter uns nicht gerade in den letzten Jahren durch Erfassung und Durchführung tieferer Probleme verwöhnt hätte. P. Schl.

* * *

Die Fortsetzung der „Weltgeschichte von Leopold von Ranke" (Leipzig, Duncker u. Humblot), wird in den ersten Tagen des December erscheinen, und für die große Zahl derer, welche in Ranke den unbestrittenen Groß- und Altmeister der klassischen deutschen Geschichtschreibung verehren, wird diese zweite Abtheilung ein nicht minder willkommenes Weihnachtsgeschenk werden, als es vor einem Jahre die erste gewesen.

Jene, die erste, brachte uns die Geschichte der ältesten historischen Völkergruppen (Aegypten, Israel, Tyrus, Assur, Medopersien) und der Griechen. Diese, die zweite, wird uns die Geschichte der römischen Republik und ihrer Weltherrschaft bringen. Darauf folgt dann die Geschichte der Imperatoren sowie des Sinkens und Falles des römischen Reiches u. s. w.

Wir sehen schon aus dieser Gruppirung die sichere Hand des Meisters, welcher in einer seltenen Weise die Gründlichkeit des Forschers mit der Kunst des Darstellers vereinigt und trotz seines scharfen und feinen Blickes für das Detail, für die Personen und die Zustände, niemals das Ganze aus dem Auge verliert, niemals über dem Vergänglichen das Bleibende vergißt, niemals über der Vielheit die Einheit — nämlich die Entwickelung und den Culturfortschritt der Menschheit.

So haben wir denn die Hoffnung, daß der greise Meister dieses groß angelegte Werk noch vollendet, in welchem er das Gesammtergebniß seiner Wissenschaft für die ganze gebildete Welt niederlegt in einer ähnlichen Weise, wie dies auf einem anderen Gebiete Alexander von Humboldt in seinem „Kosmos" gethan hat. K. B.-W.

Gedichte von Hermann Kletke, dritte Auflage (Berlin, Habel). Es ist ein stattlicher Band, den uns da der beliebte Dichter als das Ergebniß seines poetischen Strebens auf den Weihnachtstisch legt. Sinnigkeit und Innigkeit ist die Signatur seines Schaffens. Ob er der Jugend Lust und Leid oder die Natur in ihren tausendfältigen Erscheinungen besingt, ob er aus dem Sagen- und Märchenwald oder aus unserer Literaturgeschichte seine Stoffe schöpft, immer und überall bewahrt seine einfache, schöne Sprache jenes unbeschreibliche Etwas, das allein tiefgehende dichterische Stimmung zu erzeugen vermag. Man höre nur einmal ein Lied, wie das folgende: „Echo“:

Was ich dir gebe, gibst du wieder;
Weckt dich die Sehnsucht meiner Lieder,
Gibst du die Sehnsucht mir zurück?
So traumgeboren, so traumverloren
Ist all mein Glück.

* * *

Im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin gibt Herman Grimm soeben die dritte Auflage von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ heraus. Da das Honorar zur Hälfte dem Berliner Goethe-Monumente zu Gute kommen soll, so erfüllt das merkwürdige Buch also nach langen Jahren noch zum Theil den Zweck, dem es ursprünglich gewidmet war; die andere Hälfte soll den Anfang eines Fonds bilden, aus dem vielleicht einmal zum Andenken an Achim von Arnim, Bettinas Gemahl, etwas unternommen werden kann. Der Herausgeber hat dem Buche eine kurze, aber lichtvolle Lebensgeschichte vorgedruckt, welche den Leser trefflich in die Verhältnisse einführt, unter denen diese erdichtete Correspondenz entstand. Es ist ein liebenswürdiges Phantasiestück einer edlen und genialen Frau, welche mit prächtiger Gestaltungskraft das Erlebte zum Mythus umzuformen und Nie-Erlebtes wie geschehen zu erzählen weiß. Aus diesen erträumten Dingen und Scenen entwickelt sich aber die herrliche Gestalt Goethes in so faßbarer und prächtiger Modellirung, daß dies Buch ein anregendes unvergängliches Supplement zu seinen Schriften wird.

* * *

Zwei Vorträge von Emil Du Bois-Reymond (Leipzig, Veit & Comp.). Der erste dieser beiden Vorträge: „Ueber die Grenzen des Naturerkennens“, der hier in fünfter Auflage erscheint, veranlaßte vor neun Jahren, als er gehalten wurde, allerlei Einwände und Mißverständnisse, welche jetzt die zweite Rede: „Die sieben Welträthsel“ besprechen und berichtigen soll. Es sind zwei überaus werthvolle Untersuchungen über die der mechanischen Auffassung der Welt gezogenen Schranken. In der objectiven Zergliederung der Erscheinungswelt, von welcher diese klar und geistvoll geschriebenen Untersuchungen ausgehen, sieht der gefeierte Verfasser eine nothwendige Ergänzung der Erkenntnißtheorie und die wahre Naturphilosophie.

* * *

Adolf Stern hat die verdienstvolle Arbeit unternommen, die verstreuten und vergessenen Werke von Körner, Schillers Herzensfreund, zu sammeln. Aus seinem stattlichen Bande: „Christian Gottfried Körners gesammelte Schriften“ (Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow), denen eine eingehende Biographie vorgedruckt ist, gewinnen wir ein freundliches und vollständiges Bild des charakterfesten, warmempfänglichen und hochgebildeten Mannes, dem zwar wahrhaft schöpferische Productivität versagt blieb — sein längeres philosophisches Werk, von dem er öfter an Schiller schreibt, ist nie zur Ausführung gekommen —, der aber durch seinen klaren, reinen Sinn und seinen geläuterten Idealismus im Umgang und Briefwechsel äußerst anregend auf seine Freunde wirkte. Von diesen meist aus Schillers „Thalia“ und aus den „Horen“ abgedruckten philosophischen, literarischen, ästhetischen, biographischen und politischen Aufsätzen sind wohl das Werthvollste die Notizen über Schiller und seinen Sohn Theodor Körner und die scharfsinnigen „Philosophischen Briefe“, fast Alles in dem denkwürdigen Loschwitzer Weinbergshäuschen entstanden, wo Schiller am „Don Carlos“ dichtete und hunderte der hervorragendsten und besten Menschen jener Zeit als Gäste ein- und ausgingen.

* * *

Alte französische Volkslieder, übersetzt von Karl Bartsch (Heidelberg, Winter). Die volksmäßige Lyrik, wie sie sich seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts in Nordfrankreich unter dem Einfluß der früher gereiften Poesie der Troubadours bis ins sechszehnte Jahrhundert entwickelt hat, ist hier in ihren schönsten und eigenartigsten Erzeugnissen vertreten. Die Uebersetzungen sind ganz vortrefflich und lesen sich wie echt deutsche Volkslieder. Im Vergleich zu diesen ist die französische Volkspoesie allerdings weniger tief und innig, aber dafür hat sie graziösere Form, Schalkhaftigkeit, gesunde, frische Sinnlichkeit, welche selbst bei der Behandlung bedenklicher Dinge nie beleidigt. Dem Herausgeber gebührt doppelter Dank: zuerst als dem trefflichen Nachdichter, dann als dem sammelnden Literarhistoriker und Verfasser der ausgezeichneten Abhandlung über das französische Volkslied des Mittelalters, welche das Buch einleitet.

* * *

König Winter, ein Märchen von Adolf Kutsch, ist die Geschichte des bekannten alten Landstreichers und seines bösen Lebenswandels: wie gröblich er sich bei der Mutter Erde zum Besuch anmelden läßt, ihr schweren Kummer bereitet, sich verliebt, ein Reich erobert, die Frau Sonne besiegt und die Menschen so lange ärgert, bis er per Schub über die Grenze gebracht wird. Dies geschmackvoll ausgestattete und hübsch geschriebene Büchlein ist bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig erschienen, ebenso wie v. Redens Buch über Karoline Neuberin, das in unserer letzten Nummer irrthümlich einer andern Verlagsfirma zugeschrieben wurde.

Offene Briefe und Antworten.

Die dringlichen Aufgaben der Reichsgesetzgebung.

Berlin, Ende November.

Der Satz in dem Artikel „Zur Eröffnung des Reichstages“ in Nr. 47, Inhalts dessen es als der gemeinsame Grundgedanke der Liberalen aller Schattirungen angesehen wird, daß fortan es die große politische Verfassungsfrage sei, die den Mittelpunkt des parlamentarischen Kampfes bilden werde, entspricht einer Auffassung, welche vielfach namentlich auch in denjenigen politischen Kreisen, welche die Bildung einer großen liberalen Partei anstreben, getheilt wird. Ohne Zweifel erscheint die Idee, aus den materiellen Interessenkämpfen in die reinere Atmosphäre des Verfassungsrechts zu flüchten, idealer angelegten Naturen auf den ersten Blick ungemein ansprechend, bei näherer Betrachtung aber wird man der Ueberzeugung sich nicht verschließen dürfen, daß ihre Durchführung ernste Gefahren für die gesunde Entwickelung unseres nationalen Gemeinwesens mit sich bringen würde.

Denn die Verfassungsfragen bilden zur Zeit keineswegs die dringendsten und schwerwiegendsten Aufgaben, welche der deutschen Nation gestellt sind.

Das Verfassungsrecht in Deutschland wie nicht minder in Preußen entbehrt der erforderlichen Klarheit und Bestimmtheit nicht. Die positiven Vorschriften der Grundgesetze sind durch langjährige Uebung in allen wesentlichen Theilen zweifelsfrei gestellt. Nur ausnahmsweise und bei Fragen von mehr untergeordneter Bedeutung treten Meinungsverschiedenheiten zu Tage, deren Beseitigung überdies regelmäßig ohne große Mühe sich herbeiführen läßt. Den Postulaten des Parlamentarismus entspricht allerdings weder das im Reich noch das in Preußen geltende Verfassungsrecht. Beide erkennen die Regierung neben der Volksvertretung als selbstständigen und gleichwerthigen Factor an; beide binden die Krone insbesondere in der Wahl ihrer verantwortlichen Räthe nicht an die Zustimmung der Mehrheit in der Volksvertretung und gewähren letzterer das Zwangsmittel der Steuerverweigerung theils gar nicht, theils in sehr beschränktem Umfange. Um das preußisch-deutsche Verfassungsrecht den Grundsätzen des parlamentarischen Regiments anzupassen, bedürfte es daher allerdings sehr erheblicher Verfassungsänderungen.

Selbst wer für Deutschland die parlamentarische Regierungsform für erstrebenswerth erachtet, wird aber doch im Ernste kaum behaupten wollen, daß das Wohl unseres Volkes die dadurch bedingte wesentliche Verminderung der verfassungsmäßigen Rechte des Herrscherhauses bezw. der verbündeten Regierungen besonders dringlich machte. Ein Mißbrauch der letzteren zur Schmälerung der Rechte der Landesvertretung ist nicht zu fürchten; die Traditionen des Herrscherhauses gewähren vielmehr die Gewähr, daß von denselben lediglich zur Förderung der salus publica Gebrauch gemacht werden wird.

Weit dringlicher als die Fragen der äußeren Ordnung unseres Staatswesens sind die Aufgaben socialer Natur, Aufgaben, welche tief in die innere Entwickelung der Nation eingreifen.

Daß die bloße Repression zur wirksamen Bekämpfung der Socialdemokratie nicht ausreicht, beweist die Stärke, mit der die Socialdemokraten eben noch in die Wahl eingetreten sind. Will man die Gefahr der socialen Revolution beseitigen, so muß demnach der Weg positiver Socialreform nothwendig betreten werden. Ganz mit Recht hat Herr von Bennigsen in der Programmrede zu Hannover es daher als ein hervorragendes Verdienst des leitenden Staatsmannes bezeichnet, daß er an die Lösung der hier sich darbietenden Aufgaben heranzugehen gewagt hat.

In der That ist es ein gewaltiges Unternehmen. Denn wenn es als Ziel die Sicherung der Existenz derjenigen Theile der Bevölkerung, deren Lebensunterhalt lediglich auf ihrer Arbeitsfähigkeit beruht, für die Zeit sich steckt, in welcher diese im natürlichen Laufe des menschlichen Lebens oder durch Unfall schwindet, so gilt es zunächst das Gebiet der Aufgaben des Gemeinwesens gegenüber der privaten Thätigkeit abzugrenzen, den Punkt zu finden, in welchem jene gegensätzlichen Auffassungen, von denen den einen Pol die manchesterliche, dem Staat lediglich die Aufgabe des Rechtsschutzes vindicirende Lehre, den anderen die socialistische, die Privatwirthschaft in der Gemeinwirthschaft absorbirende Theorie bildet, sich harmonisch vereinigen lassen.

Die weitere Aufgabe, die Anforderungen der Individualfreiheit mit derjenigen des Gemeinwohls in Einklang zu bringen, das Seitenstück zu dem großen politischen Problem, Freiheit und Ordnung zu verbinden, ist jener ersten verwandt, deckt sich mit ihr aber nicht völlig, denn auch auf Gebieten, deren Regelung der öffentlichen Gewalt zufällt, kann die Lösung lediglich unter dem Gesichtspunkt freiwilliger Thätigkeit gesucht werden. Sind aber jene Präjudizialfragen der äußeren Zuständigkeit und der inneren ethischen Berechtigung eines Eingreifens der öffentlichen Gewalt befriedigend gelöst, so tritt dem Beobachter sofort eine neue Doppelreihe von Problemen secundärer Natur, aber von nicht minderer Bedeutung entgegen. Die erste derselben betrifft die Vertheilung der dem Gemeinwesen zufallenden Aufgaben unter die verschiedenen Organe, welche den Zwecken des Gemeinwohls dienen, also die Festsetzung derjenigen Functionen, welche corporativen Verbänden, den Communen verschiedener Ordnung, dem Staat und dem Reich zufallen sollen. Die Entscheidung wird wiederum wesentlich bedingt werden durch die Lösung der zweiten Reihe von Problemen, der nämlich, in welcher Weise die öffentliche Gewalt eingreifen, insbesondere, ob sie sich darauf beschränken soll, den Kreis der zur Sicherung der Existenz der arbeitsunfähigen Arbeiter verpflichteten Privatpersonen anderweit und ausreichend zu normiren und die Erfüllung der Verpflichtung sicher zu stellen, oder ob die öffentlichen Körperschaften direct oder indirect durch Einrichtung der erforderlichen Institute (Kassen) an der Fürsorge sich betheiligen, ersteren Falls, ob sie nur aushülfsweise bei Leistungsunfähigkeit der zunächst Verpflichteten eintreten oder von vornherein mit öffentlichen Mitteln eingreifen sollen.

Last not least bleibt zu entscheiden, welches Maß der Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klassen einerseits die gegenwärtige wirthschaftliche Lage Deutschlands, andererseits der moralische Gesundheitszustand der arbeitenden Bevölkerung verträgt. Denn die Concurrenzfähigkeit Deutschlands in dem wirthschaftlichen Wettbewerb der Nationen, die Erhaltung eines kräftigen, zunächst die Zukunft der eigenen Thätigkeit und Wirthschaftlichkeit anvertrauenden Arbeiterstandes bilden die von jeder Reformgesetzgebung nothwendigerweise einzuhaltenden Schranken.

Erwägt man einerseits diese Fülle der weittragenden Probleme, bei denen theedles Gesichtspunkte ethischer und wirthschaftlicher, nationaler und reinpolitischer Natur sich fortwährend kreuzen, und andererseits die nationale Schwäche der Deutschen, die individuellen Ansichten auch auf die Gefahr hin aufrecht zu erhalten, die Verständigung auf einer in der Hauptsache auf demselben Boden sich begegnenden Grundlage zu vereiteln, so erscheint es geradezu geboten, sorgsam Alles zu vermeiden, was von außen her trennende Momente in das Zusammenwirken der gesetzgebenden Factoren zur gedeihlichen Erledigung dieser für die gesunde Entwickelung der Nation entscheidenden Frage hineintragen könnte.

Daß dies im höchsten Maße geschehen würde, wenn zur Zeit die Durchführung des parlamentarischen Regimentes in Angriff und damit eine Aera der schwersten Verfassungskämpfe eingeleitet werden sollte, liegt auf der Hand.

Statt den Schauplatz von Machtkämpfen, in denen die Kräfte der gesetzgebenden Factoren sich paralysiren, sollte die bestehende Verfassung vielmehr den festen Rechtsboden bilden, von dem aus Regierung und Landesvertretung unter dem gemeinsamen Gesichtspunkt des Gemeinwohls an die Lösung der in unseren socialen Verhältnissen herrschenden Schwierigkeiten herantreten.

Nicht also die Geltendmachung des abstracten Verfassungsgedankens gegenüber dem concreten Verfassungsrechte, sondern das loyale Zusammenwirken der gesetzgebenden Factoren auf dem Boden des letzteren zur Heilung der socialen Schäden ist es, was das wohlverstandene Interesse unserer Nation im Augenblick erheischt.

von Zedlitz-Neukirch.

Bibliographie.

Katscher, Leopold. Bilder aus dem Chinesischen Leben. Mit besondrer Rücksicht auf Sitten und Gebräuche. 8. XI u. 367 S. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter.

Caspari, Dr. Otto. Der Zusammenhang der Dinge. Gesammelte philosophische Aufsätze. 8. VI u. 488 S. Breslau 1881, Eduard Trewendt. 8. —

Bluntschli, J. C. Gesammelte kleine Schriften. Zweiter (Schluß-)Band. Aufsätze über Politik und Völkerrecht. 8. 312 S. Nördlingen 1881, C. H. Beck.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher &c. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Inserate.

Verlag von **W. Kohlhammer** in **Stuttgart.**

Soeben erschien:

(Preis 6 *M.*)

Holländisch-Guiana.

Erlebnisse und Erfahrungen während eines 43jährigen Aufenthalts in der Kolonie Surinam von **A. Kappler,** pens. Beamten der Kolonialregierung. Mit einer Ansicht und einer Karte.

Der Verfasser dieses interessanten Buches ist durch seine zahlreichen zoologischen Lieferungen in viele europäische Museen eine rühmlichst bekannte Persönlichkeit geworden.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Wilh. Engelmann** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Durch Gosen zum Sinai.

Aus dem

Wanderbuche und der Bibliothek.

Von

Georg Ebers.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit Ansichten und Karten. 8. geh. *M.* 10.— gebunden *M.* 12.—

Essays

von

Max Müller.

Zweiter Band:

Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethologie.

Mit Register zum I. und II. Bande.

Zweite vermehrte Auflage.

Besorgt von Dr. **O. Francke.**

8. geheftet *M.* 10.—, gebunden *M.* 11.50.

Ersparnisse am preußischen Militär-Etat.

Nachgewiesen am Etat pro 1881/82.

Von **A. von Ehrenberg,**

Preuß. Artillerie-Hauptmann a. D.

Preis 60 ₰.

Der Verfasser ist bekanntermaßen neuerdings vom Kriegsminister in Anklagezustand versetzt und soll vor ein Kriegsgericht gestellt werden. v. Ehrenberg kritisirt nämlich mit Schärfe aber mit wahrstem Patriotismus die **Mängel** im preußischen Heere d. h. **Volksheere**; die Broschüre ist nach dem Urtheil der Sachverständigen gut geschrieben. Sie ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig. **Literarisches Verlags-Institut.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Geschenk für Bankiers und Kapitalisten.

Zweite unveränderte Auflage.

Saling's Börsen-Jahrbuch 1881/82.

Fortsetzung von „Saling's Börsenpapieren".

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

63 Bogen. — Preis geheftet 9 *M.*, elegant gebunden 10 *M.*

Die ausserordentlich günstige Aufnahme, welche „Saling's Börsenpapiere" in ihrer neuen Gestalt gefunden haben, machte wenige Wochen nach dem Erscheinen der ersten Auflage (im September d. J.) **die vorliegende zweite unveränderte nöthig; das Buch ist bereits ein unentbehrliches Nachschlagebuch für Bankiers und Kapitalisten geworden.** Es enthält sämmtliche

an der Berliner und übrigen Deutschen Hauptbörsen

gehandelten **Staats-, Communal-, Bank-, Eisenbahn-, Versicherungs-, Bergwerks- und Industriepapiere.** ☞ **Mit Bilanzen und Betriebsergebnissen für 1880, resp. 1880/81 und Nachträgen bis 1. September.** ☜

☞ Nach Orten ohne Buchhandlungen wird auf Bestellung durch Postanweisung franko geliefert. ☜

Verlag der **Haude- & Spener'**schen **Buchhandlung** (F. Weidling) in **Berlin.**

Soeben erschien in meinem Verlage:

Stürme

von

Carmen Sylva

(Königin Elisabeth von Rumänien).

Kl. 8. geheftet *M.* 4.—, in elegantem Einband *M.* 5.20.

Elisabeth von Rumänien, eine deutsche Fürstentochter aus dem Hause Wied, unter dem Dichternamen „Carmen Sylva" den Freunden echter Poesie wohlbekannt, gibt hier zum ersten Male eine Sammlung eigener Dichtungen (vier Novellen in Versen) heraus. Bedingt schon die hohe Lebensstellung der Dichterin eine allgemeine Beachtung dieser Publication, so wird man dieses Büchlein der hohen poetischen Schönheit, der vollendeten Form und dramatischen Kraft der darin gebotenen Dichtungen wegen zu den besten Hervorbringungen der deutschen Poesie der Gegenwart rechnen müssen.

Emil Strauß Verlagsbuchhandlung in **Bonn.**

Am 15. Dezember wird in allen Buchhandlungen ausgegeben:

Brehms Tierleben, der **erste Band** (Vögel) der neuen prächtigen

Chromo-Ausgabe

mit 17 Tafeln in Farbendruck und 140 Textbildern, schön Halbfranzband gebunden, Preis 16 Mark. — Die folgenden Bände erscheinen in vierteljährlichen Zwischenräumen; das ganze Werk enthält in zehn Bänden 171 Chromotafeln und 1843 Textbilder.

Verlag des **Bibliographischen Instituts in Leipzig.**

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Carmen,

Novelle von **Prosper Merimée.**

Deutsch von **Rudolf Weiss.**

kl. 8. 1 *M.* 50 ₰, eleg. geb. m. Goldschnitt 2 *M.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

☞ **Für den Weihnachtstisch.** ☜

Im Verlage von **F. C. Eulrich** in **Berlin** NO ist soeben erschienen:

„Unter Palmen und Cypressen."

Italienisches Mosaik von **A. C. Strahl.**

13 Bogen 8. Ladenpreis: Elegant geh. *M.* 3.50.

In Prachtband mit Goldschnitt *M.* 4.50.

— Auch durch jede Buchhandlung zu beziehen. —

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

C. Fortlage,

weiland Professor an der Universität Jena,

Acht psychologische Vorträge.

Zweite Auflage. Preis 5 ℳ

Inhalt: Ueber die Natur der Seele. — Ueber das Gedächtniß. — Ueber die Einbildungskraft. — Ueber den Charakter. — Ueber die Temperamente. — Ueber den Instinkt. — Ueber die Freundschaft. — Ueber Materialismus und Idealismus.

Sechs philosophische Vorträge.

Zweite Ausgabe. Preis 4 ℳ

Inhalt: Ueber die Kantische Philosophie. — Ueber Jena's philosophischen Ruhm. — Ueber Novalis und die Romantik. — Ueber die Glückseligkeitslehre der Stoiker. — Ueber das Gastmahl des Plato. — Ueber die Anfänge der Musik.

Vier psychologische Vorträge.

Preis 3 ℳ

Inhalt: Ueber den inneren Sinn. — Ueber die Verschmelzung des Gleichen in der Seele. — Ueber das Verhältniß von Leib und Geist. — Ueber den psychologischen Begriff des Wunders.

Verlag von **Moritz Schauenburg** in **Lahr.**

Soeben erscheint und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Buchner, Wilh., Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben. 2 Bde. mit 2 Portraits. 1881. Eleg. brosch. Preis ℳ 15.—, eleg. in Leinwand mit reicher Goldpressung gebunden Preis ℳ 18.—

Eine hochinteressante, schöne Festgabe für die vielen Verehrer der Freiligrath'schen Muse.

Soeben erschien im Verlage von **Richter & Kappler** in **Stuttgart:**

Leonora Malaspina.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

Marie L. L. Mohr.

Preis eleg. geb. 4 ℳ

Zu bez. d. a. Buchhandlungen wie direct v. d. Verlagshandlung.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien soeben:

Baumbach, R., Spielmannslieder. ℳ 2.— broschirt.

—— Sommermärchen. 2. Aufl. Billige Ausg. ℳ 3.—

Marterstieg, M., Zella und Ruben. Eine Novelle in Versen. ℳ 2.— brosch.

Das Erstere ist in Kalbleder, die zwei Anderen in f. Orig. Lwdbd. geb. zu haben.

G. Eichler,

Plastische Kunstanstalt.

Berlin W., Behrenstrasse 27.

Vollständ. v. Stoschische Daktyliothek,

nach Winkelmann's Katalog geordnet.

Sammlung mittelalterlicher Medaillen von Pisano, Sperandeo, Albr. Dürer, Jamitzer, Tob. Woost etc.

Katalog einer reichen Sammlung antiker und moderner Skulpturen gratis u. fr.

Gedichte

von

Alfred Friedmann.

16. 17 Bogen. Brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ

Diese formvollendeten Gedichte, die der bekannte Wiener Poet hier zum ersten Male gesammelt erscheinen läßt, sind so voll neuer, anregender Gedanken, daß kein vorurtheilsfreier Leser dieselben unbefriedigt aus der Hand legen wird. Die „Gedichte" sind Fr. v. Bodenstedt, dem Sänger des Mirza-Schaffy, gewidmet und enthalten folgende Abschnitte: **Durch's Leben. Formversuche. Uebersetzungen. Balladen. Sonette. Auf Reisen. Jahreszeiten.**

Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Verlag von **Wilhelm Koebner** in **Breslau.**

Geschichte Roms

während des

Verfalles der Republik.

Von

Dr. Carl Neumann,

Geh. Reg.-Rath und Professor an der Universität Breslau.

Aus seinem Nachlasse herausgegeben

von

Dr. E. **Gothein.**

Preis 12 ℳ

Grundzüge

der

Ethik und Rechtsphilosophie

von

Dr. Wilhelm Schuppe,

ord. Prof der Philosophie an der Universität Greifswald.

Preis 9 ℳ

Ein Journalist,

Katholik, junge strebsame Kraft, gegenwärtig Mitredacteur einer großen Berliner Tageszeitung, als Feuilletonist, Kunst- und Theaterkritiker etc., so wie auf belletristischem Gebiete thätig, wünscht vom Januar ab in Berlin eine ähnliche Stellung anzunehmen. — Probearbeiten und beste Referenzen über persönliche Verhältnisse u. s. w. stehen zu Diensten.

Gefällige Offerten sub Chiffre „1881" erbeten an die Expedition der „Gegenwart" Berlin.

Weihnachts-Kataloge der

reichen Geschenk-Literatur

ihres Verlages liefert **gratis** und **franco**

Oldenburg. Schulze'sche Hof-Buchhandlung.

Hinterlassene Papiere eines

lachenden

Philosophen.

Munterer Scherz — Sprudelnder Witz — Beißende Satire — Köstlicher Humor

Original-Prachtband 5 Mark.

in **allen** Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Physiognomische Studien

von

Sophus Schack,

Major und Historienmaler.

Aus dem Dänischen.

Mit 127 Holzschnitten. gr. 8. br. ℳ 7.50.

In **populärer Form** werden in diesem **für jeden Gebildeten** bestimmten Buche die Resultate **langjähriger Beobachtungen und Erfahrungen** veröffentlicht, welche den Autor als **praktischen Physiognomiker** den bedeutendsten seiner Vorgänger würdig an die Seite stellen.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig:**

Börnstein, Heinrich, Fünfundsiebzig Jahre in der alten und neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden. 2 Bde. Preis 10 ℳ

Fröbel, Julius, Die realistische Weltansicht und utilitarische Civilisation. Preis ℳ 1.20

Gätschenberger, Stephan, Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten. Preis 6 ℳ

Scherzer, Dr. **Karl von, Wirthschaftliche Thatsachen** zum Nachdenken. Preis 1 ℳ

= Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. =

Hierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlungen **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** und **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 10. December 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Austriacae Res.

Von Karl von Thaler.

Die Völker Oestreichs, deren Eintracht durch die beiden einander abgewendeten Köpfe des Doppeladlers so treffend symbolisirt wird, haben heuer ihre Weihnachtsbescheerung im November erhalten. Ein Wehrgesetz für Bosnien, einen neuen Minister des Auswärtigen und zwei neue parlamentarische Clubs; — mehr Ueberraschung auf einmal können genügsame Unterthanen nicht verlangen.

An dem bosnischen Wehrgesetze hat man im Schooße der Regierung lange berathen und gearbeitet. Die Frage, ob Oestreich überhaupt ein Recht habe, in den occupirten Provinzen Rekruten für sich auszuheben, scheint gar nicht erörtert worden zu sein. Dennoch ist sie mindestens sehr zweifelhaft. Der Berliner Vertrag räumte Oestreich das Recht ein, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und die Verwaltung der beiden Länder zu übernehmen. Zur Verwaltung gehört wohl auch die Rekrutirung, allein nachdem Oestreich durch die Convention vom April 1879 die Souveränität des Sultans in Bosnien und der Herzegowina ausdrücklich und förmlich anerkannt hat, so will uns scheinen, als ob die östreichische Regierung nach dem Völkerrechte blos die Befugniß hätte, im Namen und in Stellvertretung der Pforte die Rekrutirung in den occupirten Provinzen vorzunehmen. Das wäre nun aus praktischen Gründen allerdings schwierig durchzuführen, denn die bosnischen Truppen müßten dann folgerichtig dem Sultan den Fahneneid schwören. Daß man sich darauf nicht einlassen wollte und konnte, läßt sich begreifen. Aber man hätte wenigstens so vorsichtig sein sollen, in das Wehrgesetz für Bosnien die ausdrückliche Bestimmung aufzunehmen, daß die dort eingereihten Landeskinder nur die Verpflichtung haben, das eigene Land zu vertheidigen. Dadurch hätte man die mißtrauische und widerspenstige Bevölkerung „Neu-Oestreichs“ vielleicht mit der Wehrpflicht versöhnt und der Türkei den triftigsten Grund zum Widerspruche genommen. Allein man war nicht so klug. Das Wehrgesetz für Bosnien verfügt, daß die künftigen k. k. Zwangssoldaten zur Vertheidigung des Landes „und der Monarchie“ verpflichtet seien. Dieser Beisatz wird nicht nur die Rekrutirung selbst außerordentlich erschweren, sondern er hat auch der Pforte den Hauptanlaß zu dem heftigen Proteste gegeben, der zunächst nur an Oestreich gerichtet ist, später aber, wenn er wie vorauszusehen auf die hiesige Regierung keinen Eindruck macht, allen Unterzeichnern des Berliner Vertroges mitgetheilt werden soll.

In unseren officiellen Kreisen macht man sich über den türkischen Protest einfach lustig. Weiß man doch nur zu gut, daß der Türkei alle und jede Kraft fehlt, ihr Recht geltend zu machen! Ob ihr Protest nicht dazu beitragen wird, die in Bosnien herrschende furchtbare Unzufriedenheit zu steigern, diese Frage legt man sich ebenso wenig vor wie die andere, für uns wichtigere, wer die Kosten der bosnischen Armee tragen soll, wenn die Einkünfte des Landes nicht ausreichen, die bewaffnete Macht zu bestreiten. In letzterer Beziehung hat man die Delegationen mit der Versicherung getröstet, es würden in den ersten Jahren nur einige tausend Mann ausgehoben und die nöthigen Mittel aus dem bosnischen Budget entnommen werden. Ob dasselbe auch nur für ein paar Bataillone ausreicht, ist nach den bisherigen Ergebnissen keineswegs ausgemacht; und was geschieht, wenn sich im Laufe der Zeit die bosnische Armee vergrößert? Wer wird dann den nöthigen Zuschuß leisten; Cisleithanien oder Ungarn, oder beide zusammen, und in welchem Verhältnisse? Darüber herrscht völlige Unklarheit, und die Regierung vermeidet es sorgfältig, derlei Fragen zu beantworten. Sie begnügt sich damit, wie sie das in allen wichtigen Angelegenheiten zu thun pflegt, die Delegationen vor eine fertige Thatsache zu stellen, die nicht mehr rückgängig zu machen ist, und ihnen die Wahl zu lassen, ob sie eine Maßregel mit ihrer nachträglichen Zustimmung oder ohne dieselbe durchgeführt sehen wollen. Darin besteht die Eigenart unseres constitutionellen Lebens, welches Herr von Schmerling neulich mit hochmüthigem Seitenblick auf die gegenwärtigen Zustände im deutschen Reiche anzugreifen für gut und schicklich befunden.

Auf welche Schwierigkeiten man bei der Rekrutirung in Bosnien und der Herzegowina stoßen wird, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, was gegenwärtig in Süddalmatien vorgeht. Zwölf Jahre sind seit dem berühmten „Frieden von Knezlac̆“ verstrichen, den „Väterchen“ Rodich mit den aufständischen Bochesen schloß. Damals erhielt jeder dieser wilden Bergbewohner, die verwundete und gefangene kaiserliche Soldaten in unsagbarer Weise verstümmelt und den Kampf nach bestialischem Landesgebrauch geführt hatten, ein schönes Handgeld für das Versprechen, sich künftig ruhig zu verhalten und dem Wehrgesetze zu fügen. Man ließ ein Dutzend Jahre vergehen, ehe man es wagte, den Versuch zu machen, die Bewohner der Bocche, besonders die Krivoscianer, zum Landwehrdienste heranzuziehen; — auf ihre Einreihung in das stehende Heer hatte man ohnedies verzichtet. Allein der Versuch mißlang an den meisten Orten, und plötzlich hörte man von „Räuberbanden“, die aus der

Herzegowina in Dalmatien eingefallen seien. Alle Welt hätte sofort gewußt, daß die angeblichen Räuber — Insurgenten wären, auch wenn der dalmatinische Abgeordnete Klaic nicht im Reichsrathe dagegen protestirt hätte, seine aufrührerischen Landsleute als Räuber zu bezeichnen. Man muß sich beinahe wundern, daß er nicht ihre Anerkennung als kriegführende Macht verlangte. Sie beschränken sich vorläufig darauf, Gendarmerieposten aufzuheben, Blockhäuser zu zerstören und den Truppen kleine Scharmützel zu liefern, aber sie deuten dadurch handgreiflich an, daß sie keine Lust haben, die östreichische Uniform anzuziehen, und der neue Statthalter Jovanovich wird seine liebe Noth haben, die sogenannten Räuber wieder in friedfertige Unterthanen zu verwandeln.

Wie soll das erst in Bosnien werden, wenn dort die Rekrutirung beginnt? Es sind nicht die Mohamedaner, von denen der heftigste Widerstand zu befürchten ist. Sie verabscheuen zwar die fremde Herrschaft, aber ihre Treue gegen den Sultan war nie ganz echtfärbig und sie werden sich, waffenkundig und waffenfroh, wie sie insgesammt sind, vielleicht darein finden, unter Oestreichs Fahnen zu dienen. Auf ihre religiösen Anschauungen und Vorurtheile nimmt das bosnische Wehrgesetz besondere Rücksicht und sie haben sich, wie es Bekennern des Islam geziemt, mit der Ueberzeugung, daß es „also geschrieben stand", in ihr Schicksal gefügt. Ganz anders die griechisch-orthodoxe christliche Bevölkerung. Sie setzte auf die östreichische Occupation Hoffnungen, die ebenso ausschweifend als thöricht waren. Sie glaubte allen Ernstes, mit dem Einmarsch der Oestreicher werde für sie eine goldene Zeit anbrechen, man werde den mohamedanischen Grundeigenthümern ihr Land wegnehmen und an die Rajah vertheilen, Steuern und Abgaben abschaffen und außerdem dem christlichen Bauer erlauben, seine bisherigen Bedrücker todtzuschlagen und auszuplündern. Als diese Erwartungen sich nicht erfüllten, als die christlichen Bosniaken die betrübende Entdeckung machten, daß sie unter der östreichischen Herrschaft weit höhere Steuern zu entrichten hätten als früher unter der türkischen, da verwandelte sich ihre Freundschaft in heftige Abneigung. Sie haben nie das geflügelte Wort Hansemanns vernommen, daß in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhöre, aber ihr Instinkt leitet sie zu derselben Ansicht, und die jungen Helden aus ihrer Mitte schlagen sich frisch und frei in die Berge, um den verhaßten Anblick des Steuerbogens nicht ertragen zu müssen; sie werden, um den landesüblichen Ausdruck zu gebrauchen, Haiducken, und wie sie einst die lange Steinschloßflinte gegen den Spahi und Zaptieh gerichtet, so wenden sie jetzt das Repetirgewehr wider den östreichischen Gendarmen und Beamten. Nun sollen sie, die seit Jahrhunderten von allem Kriegsdienste frei gewesen und die Waffen nur als edle Räuber getragen, sich dem Zwange des Reglements und der Kaserne fügen. Das erscheint ihnen als die größte Ungerechtigkeit. Sie werden sich dagegen wehren, wo und wie sie nur können; die Aushebung wird wahrscheinlich Blut kosten; und wenn man endlich mit Mühe und Noth das kleine Contingent beisammen hat, so wird man neben jeden Rekruten zwei Mann zur Wache stellen müssen, damit er nicht sammt Gewehr und Ausrüstung davonläuft.

Man hätte mit der Einführung des Wehrgesetzes in Bosnien warten sollen, bis dort klare und natürliche Verhältnisse geschaffen worden sind und die Einwohner nicht länger darüber im Ungewissen schweben, ob der Sultan oder der Kaiser von Oestreich ihr Landesherr sei. Dies zu erreichen, gibt es nur ein einziges Mittel, und auf die Gefahr hin, das Entsetzen der gesammten deutsch-östreichischen Verfassungspartei zu erregen, wollen wir es rückhaltlos aussprechen. Der Einmarsch in Bosnien war ein großer, verhängnißvoller Fehler, und es war ein Verdienst, sich vor drei Jahren der Politik Andrassys zu widersetzen. Da aber der Widerwille der Deutschen und der Magyaren gegen das bosnische Abenteuer es nicht verhindern konnte, da die östreichischen Truppen einmal südlich der Save stehen und Niemand und nichts in der Welt den Kaiser Franz Josef dazu bewegen wird, die beiden Provinzen freiwillig zu räumen, so bleibt kein anderer Ausweg übrig, um aus dem heillosen Zwitterzustand herauszukommen, der in den occupirten Ländern herrscht, als die Annexion.

Wir glauben nicht, daß die anderen Mächte Oestreich besondere Schwierigkeiten machen werden, wenn es mit dem Vorschlage an sie herantritt, sie möchten der Einverleibung Bosniens und der Herzegowina in die Monarchie zustimmen. Allerdings hat Lord Beaconsfield seiner Zeit im englischen Parlamente erklärt, daß die östreichische Occupation nur eine zeitweilige, vorübergehende sein werde, und sein Nachfolger, der Oestreich in der Donaufrage harcelirt und Rumänien zu hartnäckigem Widerstande gegen die Forderungen der Wiener Regierung aufhetzt, wird vielleicht einigen Lärm schlagen. Aber England wird schließlich nachgeben, weil es gerade in orientalischen Fragen jetzt allezeit zurückweicht, und weil es nicht verhindern kann, daß Oestreich de facto ohnedies die bewußten Provinzen besitzt. Wir halten die Annexion für die beste Lösung, aber nur unter der Voraussetzung, daß die Regierung sich vorher darüber klar geworden ist, was sie mit dem neuen Territorium beginnen will, ob es zu Ungarn oder zu Cisleithanien geschlagen oder nach dem Muster von Elsaß-Lothringen als gemeinsames Reichsland auf gemeinsame Kosten beider Reichshälften verwaltet werden soll. Hat man dies festgestellt, dann wird es Sache des neuen Ministers des Auswärtigen sein, die Einwilligung der fremden Mächte zu erlangen und den türkischen Protest zu den Acten zu legen.

Vielleicht ist Graf Gustav Kalnoky darum ernannt worden, weil man ihn bei Hofe für den geeigneten Mann hält, die Annexion Bosniens und der Herzegowina durchzuführen. Er erfreut sich in Petersburg besonderer Beliebtheit, und es dürfte ihm leichter werden als einem Andern, Rußland mit der Vergrößerung Oestreichs zu versöhnen. Man kommt unwillkürlich auf die Vermuthung, ein besonderer Grund müsse seine Wahl herbeigeführt haben, denn ohne diesen vermag man sie nur schwer zu begreifen. Als Kalnokys Ernennung vollzogen war, wußten selbst die Officiösen nichts über ihn mitzutheilen als Personalien. Niemand kannte ihn; Niemand konnte sagen, welche Anschauung, welche Richtung mit ihm in das auswärtige Amt einziehen würde. In London, wo er beinahe zehn Jahre seiner diplomatischen Laufbahn zugebracht hatte, schwiegen die Blätter über seine Ernennung bis auf die Times vollständig, und die letztere erklärte, Kalnoky sei ein großes Räthsel. Das ist er auch für uns. Wir sind auf Vermuthungen angewiesen, und nur das Eine kann man mit einiger Gewißheit aussprechen, daß der neue Minister gleich Haymerle nicht sowohl seine eigene Politik, sondern die ihm von höherer Hand vorgezeichnete befolgen werde. Er ist nicht bloß Diplomat, vielmehr in erster Linie General, und er wird seine neue Stellung echt militärisch dahin auffassen, daß er auf den Posten eines Ministers des Auswärtigen commandirt worden sei. Ob er im Herzen ultramontan ist, wie man ihm nachsagt, oder nicht, was bei einem Militär wahrscheinlicher klingt, wird auf seine Haltung nicht den mindesten Einfluß haben. Er wird das Portefeuille des Auswärtigen führen wie es Feldmarschall-Lieutenant Graf Mensdorff-Pouilly geführt hat, und sich um die inneren Kämpfe und Zwistigkeiten wo möglich noch weniger kümmern als Baron Haymerle. Mit Graf Taaffe hatte er, wie die Officiösen uns erzählten, eine lange Unterredung, in welcher sich die schönste Uebereinstimmung zwischen beiden Ministern zeigte. „Zwei Seelen und ein Gedanke!" — Das Citat paßt indeß nur halb, denn der leitende Gedanke, den sie gemein haben, kömmt Beiden von oben, wo noch immer die Regel gilt, die der loyalste aller östreichischen Dichter in die berühmten Verse zusammenfaßte:

„Auf halben Wegen und zu halber That
Mit halben Mitteln zauderhaft zu streben."

Unsere Liberalen thun leider dasselbe; das Wort Grillparzers könnte für die Verfassungspartei geschrieben worden

sein. Man hatte erwartet, daß der czechische Uebermuth sie aufrütteln und zu einer entschlossenen That drängen werde. Seit Monaten hielten ihr die eigenen Organe ihre Uneinigkeit und Zersplitterung vor, ermahnten sie zur Eintracht, zum strategischen Aufmarsch auf dem deutschnationalen Standpunkt. Dr. Herbst hielt vor seinen Wählern einige Reden, die seine Freunde überraschten. Es schien, als wolle der sonst so zahme Führer der Opposition endlich etwas Energie lernen. Allein als es sich nun darum handelte, die Verfassungspartei in einen einzigen Club zu vereinigen, brachte man den Halben und Vorsichtigen jedes mögliche Opfer. Vergeblich drangen namentlich die jüngeren deutsch-böhmischen Abgeordneten darauf, daß der neue Club schon im Namen seine deutsche Gesinnung ausdrücken solle. Die „Auchdeutschen" machten dagegen alle möglichen Gründe geltend. Sie fürchteten den Vorwurf, schlechte Oestreicher zu sein. Herbst selbst meinte in seiner bedächtigen Weise, die Großgrundbesitzer der Partei, die immer mit einem Auge nach der Ministerbank schielen, würden nicht in den Club eintreten, wenn er das Deutschthum allein betonte, und die verfassungstreuen Südländer, die Görzer, Istrianer und Dalmatiner könnten es aus nationalen Ursachen nicht. Als das nicht fruchtete und viele Parteigenossen die Ansicht äußerten, sie wollten lieber eine an Zahl geringere, aber vollständig einige, von allen zweifelhaften und unverläßlichen Elementen gesäuberte Phalanx bilden, da erklärte Dr. Herbst zu nicht geringem Erstaunen so mancher anderen Abgeordneten, er selbst würde einem deutschnationalen Club fernbleiben. Nun war die Sache entschieden. Der Berg kreiste und die „Vereinigte Linke" ward geboren. Ihr Programm versöhnt theilweise mit ihrem faulen Titel. Es spricht von den Gefahren, denen die geschichtlich begründete Stellung der Deutschen in Oestreich durch die gegenwärtige Regierung ausgesetzt sei, und von den nationalen Interessen, welche man vertheidigen müsse. Diese Worte bilden wenigstens eine Abschlagszahlung auf die Forderungen der Wähler, die nicht so „staatsmännisch" denken wie der Abgeordnete für Schluckenau. Daß seine Voraussicht nicht unfehlbar ist, dafür droht ein unliebsamer Beweis. Man spricht stark davon, daß die Südländer unter Führung des Grafen Coronini, des ewigen Ministercandidaten mit dem schönen Barte, einen eigenen Club des linken Centrums bilden wollen. Verwirklichen sie ihr Project, dann ist das Opfer des deutschnationalen Titels von Seiten der „Vereinigten Linken" vergeblich gewesen.

Uebrigens herrscht in den Reihen der Verfassungspartei große Freude über die Spaltung der Rechten. Man muß allerdings sehr genügsam sein, um in der Bildung des Centrumclubs einen Anstoß zur Genugthuung zu erblicken, denn der neue Club wird mit dem alten, unter Vorsitz des Grafen Hohenwart, von dem er sich abgelöst hat, schwerlich je in Fehde gerathen. Die beiden Clubs werden getrennt marschiren und vereint schlagen. Für die Regierung mag indeß der neue Club immerhin unangenehm sein. Es haben sich da unter der Führung des Fürsten Liechtenstein und des ehemaligen, bei der Wiener Presse in bösem Andenken stehenden Staatsanwaltes Lienbacher, die Clerikalen von reinem Wasser zusammengethan, und sie werden nicht ermangeln, sich von dem Ministerium Taaffe für die Heerfolge, die sie ihm leisten, theuer bezahlen zu lassen. Durch die Gründung des neuen Clubs ist die Majorität, auf welche sich die Regierung stützt, noch etwas buntscheckiger geworden. Polen, Czechen, rechtes Centrum und Centrum sind die vier Räder am Triumphwagen Taaffes. Als fünftes Rad kommt vielleicht nächstens der erwähnte Club des Grafen Coronini hinzu. Diese Räder wollen fortwährend geschmiert sein; die Fractionen sind wie die Regimenter im dreißigjährigen Kriege: erhalten sie nicht pünktlichen Sold, so drohen sie zu meutern. Keine Regierung der Welt hat je ihrer parlamentarischen Garde so viele Zugeständnisse gemacht; keine befand sich noch in der drückenden Lage, vor jeder Entscheidung über eine wichtige Frage ihren Freunden irgend einen Wunsch bewilligen zu müssen, damit sie auf ihre Stimmen rechnen kann. Insofern vermehrt die Gründung des Centrumclubs die Verlegenheiten des Ministeriums; aber Graf Taaffe wird thun, was Herr Lienbacher verlangt, — er hat ja schon durch den letzten Pairsschub ein Dutzend Ultramontaner in das Herrenhaus gebracht — und so werden sie sich miteinander verständigen.

Auch die Interpellation Neuwirth konnte das Kabinet nicht erschüttern. Es ist wohl ein arger Skandal, daß die Regierung der Länderbank im Widerspruch mit dem Regulativ vom 7. März 1872 die Erlaubniß ertheilte, zweimalhunderttausend „junge" Actien auszugeben, obwohl die alten noch nicht voll, sondern nur zur Hälfte eingezahlt sind, und es ist überaus bezeichnend für die zarten Beziehungen zwischen der Länderbank und der Regierung, daß das betreffende Gesuch der ersteren binnen vierundzwanzig Stunden günstig erledigt ward. Aber ein Regulativ ist kein Gesetz, und Graf Taaffe hat es daher nicht allzu schwer gefunden, das Verhalten seines polnischen Collegen formell zu rechtfertigen. Vielleicht würde er besser gethan haben, wenn er seine lange und breite Rede gekürzt und sich damit begnügt hätte, die Vorliebe des Finanzministers für die Länderbank aus nationaler Sentimentalität zu erklären. Heißt der Gouverneur der bewußten Bank nicht Wodzicki, und kann Dunajewski hart bleiben, wenn Wodzicki ihn um eine Gefälligkeit bittet? Bei uns werden solche Angelegenheiten immer gemüthlich abgemacht; eckiges Pflichtgefühl schleift sich hier leichter ab wie anderwärts. Wir gerathen also darüber, daß die Schöpfung des Herrn von Bontoux sich in der Gunst des Ministeriums sonnt, nicht in sittliche Entrüstung, sondern wir murmeln nur zwischen den Zähnen:

„Dunajewski und Wodzicki" . . .

Im Uebrigen wissen wir ja, daß jetzt in Oestreich die Polen regieren. Im Auslande nennt man das merkwürdig, sonderbar, unbegreiflich; wir schreiben das Curiosum ruhig in die Rubrik: Austriacae Res.

Die Entstehung der Korallenriffe.

Von Ernst Voges.

Es war im Jahre 1842, als Charles Darwin seine epochemachenden Untersuchungen über die Korallenriffe in einem Werke niederlegte, das in seiner neuen Auflage noch Ergänzungen und Berichtigungen erfahren hat. Seit jenem Zeitpunkt ist die Darwin'sche Theorie über die Entstehung der Korallenriffe wohl allgemein angenommen und vielen der Leser vielleicht noch von den Schulbänken her bekannt. Darwins Theorie zeichnet sich besonders durch ihre Einfachheit und Faßlichkeit aus, ein Umstand, der viel zu ihrer Popularität beigetragen hat. Indeß neuerdings ist Professor Semper in Würzburg mit einer Hypothese über denselben Gegenstand hervorgetreten, die der Darwinschen Unterschicht nicht zu unterschätzende Einbuße thut.

Die Korallenriffe sind bekanntlich die wunderbaren Produkte winziger Thierchen, denen es kaum zuzutrauen wäre, daß sie Barrieren in die tosenden Meeresfluthen setzen, an denen sich die stärksten Wellen brechen. Sie stehen im System auf der zweitniedrigsten Stufe der Organisation und gehören zu den prächtig gefärbten Polypen. Charakteristisch an den Thieren ist, daß ihnen ein Darm fehlt. Der ganze Körper stellt nämlich einen Sack vor, dessen offenes Ende von Tentakeln umgeben ist, in deren Mitte der Mund liegt. Dieser führt in ein kurzes Magenrohr, das an seinem hinteren Ende eine verschließbare Oeffnung hat, durch die es mit dem übrigen Leibeshohlraum communicirt. Der Hohlraum des Sackes ist durch radiale Scheidewände in senkrechte Taschen zerlegt, die nach aufwärts kanalartig in die Tentakeln übergehn und mit der Wand des Magenrohrs verwachsen. Die Körperwandung besteht aus drei aufeinanderfolgenden Gewebsschichten: dem Ektoderm, Mesoderm und Entoderm. Von ihnen hat die äußere Lage bei der Edel-

koralle kleine Zellen mit Nesselkapseln, die mittlere Schicht ist eine Bindesubstanz und die innere Schicht, welche die Leibeshöhle auskleidet, besteht aus großen Flimmerzellen mit fettigem Inhalt.

Erwähnen wir schließlich noch, daß die Körperwand saftführende Gänge enthält, daß weder ein Nervensystem, noch viel weniger Sinnesorgane sicher nachgewiesen sind und die Geschlechtsprodukte an den Rändern der Scheidewände entstehen, daß endlich eine mannichfaltige Skeletbildung in den Geweben vor sich geht, so sind damit die wichtigsten anatomischen Details der Personalacte der kleinen Meeresbewohner gegeben.

Gerade letzterer Eigenschaft, der skeletbildenden Thätigkeit der Thiere, verdanken die Riffe ihre Entstehung. Es lagert sich nämlich im Körpergrunde kohlensaurer Kalk zu einem Fußblatt ab, das ergänzt wird, indem die Seitenwände zu einem becherförmigen Mauerblatt werden, von dem zahlreiche senkrechte Plättchen abgehen, die wiederum mit anderen architektonischen Skeletbildungen in Verbindung treten.

Vermehrt sich nun das Einzelthier, indem aus ihm neue Individuen hervorknospen, so entstehen rasenartige oder baumförmige Thierkolonien, denen die kalkige, von einem Kanalsystem durchzogene Verbindungsmasse gemeinsam ist. Und denkt man sich ferner Millionen dieser Thiere auf gemeinsamem Raume in solcher aufbauenden Thätigkeit, dann haben wir eben eine lebendige Korallenbank vor uns.

Je noch der Form unterscheidet man diese Riffe wie bekannt als Atolls, Kanal- und Küstenriffe. Die Atolls sind meist ringförmige, langgezogene Riffe, welche eine Lagune umschließen. Die Inselgruppe der Karolinen zeigt derartige Verhältnisse. Die Kanal- oder die Barriereriffe sind von gleicher Gestalt wie die Atolle. Sie umgeben ebenfalls wallartig eine Lagune, in der aber eine Insel liegt. Das Riff an der Westküste von Neu-Caledonien, welches die Inselspitzen umrahmt, gehört hierher. Die Küsten- oder Strandriffe endlich lehnen sich unmittelbar ohne Lagune an die Küste. Als Beispiel gelten die Marianen, Neu-Hebriden und andere.

Hinsichtlich ihrer Verbreitung sind die Korallenbänke auf eine schmale Zone beschränkt, die sich zu beiden Seiten des Aequators bis zum dreißigsten Grade ausdehnt. Und innerhalb dieser Zone ist ihre Verbreitung auch noch eine begrenzte. Weder an der Westküste Nord-Amerikas noch Afrikas finden sich Riffe und wenige nur an der Ostküste von Süd-Amerika, während im stillen wie indischen Ocean und im caraibischen Meere Hunderte von Quadratmeilen von ihnen bedeckt werden.

Die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung sind nicht bekannt, obschon wir wohl die Existenzbedingungen der Korallen größtentheils kennen. Zur Anlage der Korallenkolonie gehört vor Allem ein passender Untergrund, der nicht allzu tief, etwa zwanzig Faden, unter dem Meeresspiegel liegen darf. Denn in größeren Tiefen scheinen die Thiere nicht gedeihen zu können.

Aber wie entstehen nun die Korallenriffe?

Eine interessante Frage, die sich wohl jeder Naturforscher vorgelegt hat, wenn er in jene riffreichen Regionen kam. Und die Antwort war dann wohl bald gegeben, wenn eine Küste, allmählich abfallend, sich ins Meer erstreckte. Hier brauchten, wenn die Bedingungen sonst günstig waren, die Polypen ihre Kolonien nur auf dem gebotenen Untergrund anzulegen. Und aus der Tiefe nach und nach emporwachsend, junge Kolonien auf den abgestorbenen alten, erreichten sie schließlich den Meeresspiegel, indem so eine Terrasse entstand, die mit steiler Wand endigte.

Aber wo diese sichere Basis zur Kolonisation fehlt — da legt des Menschen Phantasie den Untergrund. So nahm man an, daß die auffallenden Korallenringe oder Atolle, welche plötzlich aus der Meerestiefe auftauchten, ein von Korallen umkränzter Krater sei.

Diese Erklärung geht an, sobald ein Atoll den Größen- und Gestaltverhältnissen eines Kraters entspricht, wo das aber fehlt, da reicht sie nicht aus. Ueberdies müßten auch, wie Darwin weiter ausführt, zahlreiche immense Krater unterhalb des Meeresspiegels in nahezu gleichem Niveau dicht zusammengedrängt sein. Eine Annahme, die doch wohl etwas ungeheuerlich ist.

Anders suchte Chamisso die Entstehung der Atolle zu erklären. Er nimmt an, daß die äußeren Theile eines Riffes zuerst die Meeresoberfläche erreichen und so einen Ring bilden würden, weil gerade an den der Brandung ausgesetzten Rändern des Riffes das Wachsthum der Korallen am lebhaftesten ist. Diese Annahme verdient Beachtung, wenn nachgewiesen wird, daß im Meere zahlreiche zur Ansiedelung verwendbare Bänke vorhanden waren.

Am plausibelsten sind indeß die Ansichten Darwins und Sempers, obwohl beide sich schnurstracks entgegen stehen. Während nämlich Darwin seinen nöthigen Riffuntergrund sinken läßt, läßt ihn Semper sich heben! Indeß diese neue Hypothese verdient die größte Beachtung, zumal sich Semper als einer unserer geistreichsten Zoologen durch glückliche und scharfsinnige Beobachtungen hervorthut. Während eines längeren Aufenthaltes auf der philippinischen Inselgruppe hatte unser Forscher vielfach Gelegenheit, die Darwin'sche Theorie auf die dortigen Korallenriffe hin zu prüfen und da fand er denn, daß die Senkungstheorie Darwins die sich dargebotenen Schwierigkeiten nicht hob.

Als Ausgangspunkt der letzteren Theorie führt Darwin die beiden Umstände an, daß einmal die riffbildenden Korallen nur in begrenzter Tiefe üppig gedeihen und daß zum anderen die Riffe und Inseln sich nur wenig über dem Meeresspiegel erheben. Die Bildung eines Riffes ginge nun etwa in dieser Weise vor sich:

Man denke sich eine Insel, die langsam sinkt, jedoch nicht schneller, als die Korallen aufwärts wachsen. Wie der Rand allmählich sinkt, wachsen die Korallen immer weiter nach aufwärts, und da unsere Polypen besonders in der Brandung gedeihen, wächst der Rand am schnellsten. Während sich also der Inselrand stets für die Senkung ausgleicht, findet innerhalb des Riffes nur eine theilweise Ausgleichung statt durch Ablagerung von Trümmern und Meeresschlamm. Sinkt allgemach die Insel bis zum höchsten Gipfel, unter stetigem Aufbau der Kolonien, so bleibt eine Insel übrig, die von einem Dammriff umgeben ist. Und nach einer weiteren Senkung verschwindet auch die Insel und es bleibt nur ein Korallenring oder Atoll übrig. Wenn andererseits statt einer Insel die Küste eines Continents sinkt, so entsteht ein großes barrierenartiges Riff, das durch einen breiten und tiefen Kanal vom Festlande getrennt ist.

Nach dieser Theorie gehen während der Senkung die Riffarten allmählich in einander über. Rings umschließende Kanalriffe gehen in Atolle über, sobald die letzte Spitze des umschlossenen Landes unter die Meeresoberfläche sinkt. Auch können größere Atolle durch stetige Senkung in kleinere zerbröckelt werden und in Bänke von todtem Gestein übergehen. Somit besteht kein genereller Unterschied zwischen den einzelnen Riffen: ein Kanalriff umschließt Land, das bei einem Atoll schon unter die Meeresfläche hinabgesunken ist. Und ein Strandriff ist nur ein näher an das Festland gerücktes Kanalriff.

Das kurz die Senkungstheorie Darwins!

Gegen sie ist Professor Semper zu Felde gezogen, obwohl er sich nicht verhehlt, daß es eine schwierige und nicht selten eine unangenehme Aufgabe sei, einer Ansicht zu widersprechen, die allgemein als wahr angenommen ist.

Semper geht auch wie Darwin von einer naturgeschichtlichen Thatsache aus, die freilich auf den ersten Blick unbedeutend erscheint, aber in ihrer Anwendung von größtem Belang ist. Es ist dies der Einfluß des bewegten Wassers auf das Wachsthum der Korallen. Die Thiere haben nämlich das Bestreben, die Richtung und Energie ihres Wachsthums mit der Stärke und Richtung des Wasserstromes, der sie trifft, in Gleichgewicht zu bringen.

Diese Beobachtung macht man an Polypen, die von gewissen Krebsen bewohnt werden. Solche Wohnungsgenossen erzeugen in den Korallen eigenthümliche Auswüchse, deren Seitenwände, indem sie dem Wachsthumsgesetze der Koralle folgen, gegen ein-

ander zu wachsen streben. Allein je mehr sich die seitlichen Korallenäste einander nähern, um so energischer wird der Wasserstrom, der sich hindurchzwängt. Schließlich kann das Breitenwachsthum der Koralle diesen Widerstand nicht mehr überwinden und sie wächst statt dessen in die Höhe. In Folge davon entsteht ein Spalt, dessen Ränder sich nur da einander mehr nähern, wo sie der Strom nicht so stark trifft.

Je nachdem also ein constanter Wasserstrom die Korallenäste stark tangirt oder allseitig darüber hinwegfließt, wird ein senkrechtes Höhenwachsthum erzwungen oder das gewöhnliche Flächenwachsthum erfolgen.

Was die allgemeinen Wachsthumsvorgänge betrifft, so bietet die Lochkoralle ein anschauliches Bild davon. Kleine Kolonien, die stets unter der Meeresoberfläche bleiben, haben ein gleichmäßiges Wachsthum und ihre Oberfläche ist convex. Die größeren Blöcke hingegen, zumal deren Kuppen, welche während starker Ebben den übermeerischen Einflüssen ausgesetzt waren, besitzen eine plane Fläche, die in ihrem centralen Theile schon kümmerliche Polypen und Schlamm erkennen läßt. Und die größten Kolonien, welche schon bei gewöhnlicher Ebbe den nachtheiligen Einflüssen ausgesetzt waren, hatten sogar eine ausgehöhlte centrale Fläche mit erhöhtem Rande.

Das sind die Stützpunkte der Semper'schen Theorie. Und an den Palaosinseln sollte sich zunächst ihre Haltbarkeit erweisen. Diese Inselgruppe liegt bekanntlich, von Norden nach Süden streichend, im großen Ocean. Auf engem Raume finden sich hier alle Riffarten vertreten. Im Norden liegen Atolls, dann folgt ein großes Korallenriff, darauf echte Küstenriffe und an der Südspitze der Inselkette verschwinden sogar die Riffe gänzlich. Immerhin eine merkwürdige Erscheinung, die Darwin etwas willkürlich und doch nicht ausreichend durch abwechselnd stattgefundene Hebungen und Senkungen zu erklären sucht.

Annehmbarer scheint mir die Erklärung Sempers zu sein. Er schließt aus einer Reihe eigenthümlicher Erscheinungen auf eine stattgehabte Hebung. Und aus ihr wie aus den schon erwähnten Wassereinwirkungen sucht er die Form und Structur der einzelnen Inseln zu erklären.

Nach der Senkungstheorie ist hingegen beispielsweise durchaus nicht zu erklären, wie große todte Korallenblöcke, welche über der Fluthlinie liegen, auf jene Riffe gelangt sind. Denn selbst starke Meeresfluthen könnten sie wegen ihrer Schwere nicht hinauf geworfen haben. Ueberdies liegen die Blöcke oft noch an solchen Orten, die am meisten gegen Sturmfluthen geschützt sind. Ihr Vorhandensein findet aber Erklärung, sobald wir eine Hebung des Riffes annehmen.

Ebenso wenig läßt sich ferner die hohe Lage eines alten Kanals auf einer dieser Inseln, den Semper vorfand und den frühere Schiffer angelegt haben sollen, nach dieser Theorie erklären, da der Kanal jetzt viel zu flach ist, um wie einst noch Schiffe einlaufen zu lassen.

Nimmt man überhaupt, wie es die Darwin'sche Theorie wohl verlangt, eine allgemeine Senkung an, so sollte man erwarten, daß auf dem engbegrenzten Raume der Palaos auch im Süden der Inselgruppe Riffe vorkämen, was, wie wir bereits erwähnt, doch nicht der Fall ist.

Es legt Darwin ferner Gewicht darauf, daß die Koralleninseln niedrig seien. Die Palaos aber sind umgekehrt zum Theil recht hoch. Es sollen gegen siebenhundert Meter hohe Berge vorhanden sein. Und aus ihrer Constitution schließt man ebenfalls auf eine Erhebung und zwar vulkanischer Natur. Wie die geologische Untersuchung der Gesteine ergibt, muß im Norden eine Eruption stattgefunden haben, während die südlichen Inseln kein Eruptivgestein besitzen, wohl aber gehobenen Korallenkalk. Ebenso sprechen für eine Hebung die aufgefundenen Versteinerungen und der Umstand, daß ein lebendes Riff die directe Fortsetzung eines todten Korallenriffs war.

Wie man sieht, fallen jedoch die Schwierigkeiten hinweg, wenn man mit Semper eine Hebung unter gleichzeitiger Wirkung der verschiedenen Wasserströme annimmt. Die Anlage des Riffes würde hiernach so vor sich gehen:

An irgend einer Stelle hebt sich der Meeresgrund, der durch die aufbauende Thätigkeit gewisser Meeresthiere, welche, wie die jüngsten Tiefseeforschungen gelehrt haben, in beträchtlichen Tiefen leben können, noch dazu vorbereitet sein kann. Sobald dieser Untergrund in die Region der Korallen kam, werden diese, je nachdem sie von den Wasserströmen tangirend oder senkrecht getroffen werden, senkrecht oder in die Fläche wachsen. Bauen die Korallen nun immer höher, während der Untergrund sich langsam hebt, so erreichen die höchsten Korallenkuppen schließlich die Meeresoberfläche. Hier sind sie dann den Witterungs- und anderen Einflüssen ausgesetzt, die noch weiter dazu beitragen, die Form und Structur der Riffe zu bedingen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Semper'sche Hypothese viel für sich hat. Aber sie so wenig wie die Darwin'sche dürfte verallgemeinert werden. Es ist immerhin denkbar, daß da, wo die eine zur Erklärung lokaler Verhältnisse nicht ausreicht, die andere die Schwierigkeiten löst. Das wird zumal dann geschehen, wenn es sich um den Untergrund der Korallenriffe handelt. Der muß doch erst einmal geschaffen sein, ehe das Riff in das Dasein tritt. Ob nun die nöthige Fläche von einer untermeerischen Gebirgskette, von einzelnen Kratern herrührt, oder ob allmählich im Sinken begriffenes Land oder ein sich hebender Meeresgrund die Baufläche hergibt, das ist zunächst gleichgültig. Wenn hier die Thiere die passenden Lebensbedingungen vorfinden, wenn Licht, Wärme, entsprechende Wasserqualität nicht mangelt und der Kampf um die Existenz mit anderen Concurrenten oder hemmenden Einflüssen erfolgreich geführt werden kann, dann wird es auch nicht ausbleiben, daß sich dort Kolonien vorfinden.

Zu wahrer Bedeutung erst gelangen die Theorien, sobald die jeweilige Topographie der Riffe zu erklären ist. Und in diesem Falle hat die Semper'sche Hypothese Gewichtiges für sich. Vielleicht werden wir in der Folgezeit noch von anderen Korallenriffen hören, deren Form und Structur besser nach Semper als nach Darwin zu erklären ist. Schon Darwin gibt diesbezügliche Daten über einzelne Riffe, so besonders über die des rothen Meeres, welche nach dieser Richtung hin vielleicht zu verwerthen sind. Aber eine Entscheidung kann nur durch eine vorurtheilsfreie Untersuchung an Ort und Stelle erfolgen, da auch selbst die ausführlichsten Beschreibungen oft gerade jene Momente auslassen, auf die es eben bei einer Erklärung ankommt.

Jedenfalls hat sich Semper das unbestrittene Verdienst erworben, eine alte allgemein angenommene Theorie auf ihre Haltbarkeit hin geprüft zu haben und so die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu richten, der von jeher das Interesse Aller erweckt hat und jetzt wiederum in den Vordergrund der Discussion tritt.

Literatur und Kunst.

In Granada.

Wie oft mit ihr vom Winterherde,
Wenn außen kalt die Flocke fiel,
Träumt' ich mich nach dem Lenz der Erde,
Dem grünen Hochthal am Genil.

Da durch der Mondnacht Dämmerhelle
Zu der Alhambra Zackenthor
Trug sie beim hellen Klang der Schelle
Das Saumthier neben mir empor.

Wir ruhten in den Zauberhallen,
Wo einsam nun der Brunnen rauscht,
Und mit des Westens Nachtigallen
Die Peri Bagdads Worte tauscht,

Und unten aus der Schlucht der Myrthen
Stob mit der wilden Sträuche Duft
Zu uns das nächt'ge Lied der Hirten
Empor durch die berauschte Luft.

Es war ein Traum; nicht nach dem Süden,
Zu fernern Küsten brach sie auf,
Und weiter trug allein mich Müden
Des Lebensstromes irrer Lauf.

Nun spielt um mich auf weißen Platten
Im Löwenhof der Mondenschein;
Allein er wirft nur Einen Schatten,
Nur meinen auf den Marmorstein.

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Ein literarisches Gespräch.

Von Johannes Scherr.

Mein alter Freund, der Justizrath Heißgrätig, lehnte seinen massigen Leib in den Lehnstuhl zurück, ließ seinen Blick die Bücherständer an den Wänden entlang gehen, blies eine Rauchwolke durch die Nase, nahm einen Schluck Serbischen und sagte: „Wie gut Sie es haben, lieber Freund! So fern von all der Unruhe, Sorge und Verbitterung der Tageskämpfe! Sie müssen ja Angesichts unserer Pein und Qual ganz das Gefühl haben, wie beim Lukrez geschrieben steht:

Angenehm ist's, bei hoher See, wann Sturm durchwühlt die Meerfluth,
Vom Gestad auf die Noth der Anderen niederzublicken —

wie Sie mal, glaub' ich, die berüchtigten Verse des alten Epikuräers verdeutschten, der lange vor Helvetius „le secret de tout le monde" verlautbarte, wissen Sie?"

„Nun, mein Bester, es ist ja dafür gesorgt, daß auch abseits vom politischen Trubel oder, um in dem von Ihnen gebrauchten Bilde zu bleiben, auf dem Gestade das Dasein kein zwischen blumigen Wiesen idyllisch dahinfließendes Murmelbächlein sei. Das Menschenleben ist nun einmal, mit der Großmutter in Schwabs schöner Ballade zu sprechen, „überall Sorg' und viel Arbeit"."

„Gewiß. Aber was sind alle die Sorgen und Kümmernisse einer so abseits gelegenen, stillumfriedeten Existenz, wie die Ihrige ist, verglichen mit den Aufregungen und Aufreibungen des Parteitreibens und den gehässigen Ränken und Schwänken parlamentarischer Strategie und Taktik? Dank den Göttern, daß ich all diesem Lärm und Staub entronnen bin."

Diese Danksagung hatte aber mehr den Ausdruck des Bedauerns als der Freude und war von einem ganz offenbaren Seufzer begleitet.

Ich konnte mich nicht enthalten, leise zu lachen. Natürlich nicht spöttisch, sondern nur theilnehmend.

Der gute Heißgrätig war vor wenigen Tagen in den Reichstagswahlen auf den Namen Bismarcks durchgefallen.

Grimmig sagte er:

„Sie haben gut lachen! Sie wissen nicht, wie das thut, einem als Demokrat verkleideten Jämmerling von Particularisten unterlegen zu sein."

„O, lieber Freund, auch ich habe vor Zeiten den Wankelmuth der blödsichtigen und urtheilslosen Menge sattsam erfahren."

„Ja, man kann die Menschen nie für dumm genug halten."

„Wenigstens irrt man dabei viel seltener, als wenn man sie für gescheidt und anständig genug hält, dem Schein das Sein und der Lüge die Wahrheit vorzuziehen."

„Aber was sagen denn Sie zu diesen Reichstagswahlen?"

„Ich habe gar keine Veranlassung, dazu oder darüber etwas zu sagen. Um so weniger, da Ihnen bekannt, was ich vom Parlamentarismus in Monarchien halte und — in Republiken."

„Ja, ja, am Ende kommt man doch dahin, zu sagen, man müsse in der Republik leben, um Monarchist, in der Monarchie, um Republikaner zu sein. Schwindel hie, Schwindel da! Nil expedit, wie der höchstselige oder auch tiefstunselige Kaiser Septimius Severus zu sagen pflegte."

„Thun Sie doch nicht so! Sie langten schon zweimal in Ihren Schulsack, lassen Sie darum auch mich einmal in den meinigen langen und Ihnen sagen, daß Sie mir vorkommen wie jener schiffbrüchige Händler des römischen Poeten, welcher Händler die stürmische See verwünscht, der er mit knapper Noth entronnen, aber von geschäftswegen doch schon am folgenden Tage bereit ist, abermals unter Segel zu gehen."

„Was wollen Sie? Der Parlamentsteufel ist wie der Schreibteufel. Wen er einmal beim Kragen genommen, den läßt er nicht wieder los."

„Richtig. Falls Goethes Egmont heute gedichtet würde, müßte er zweifelsohne declamiren: „Süßes Parlament! Schöne freundliche Gewohnheit des Redenhaltens, von dir soll ich scheiden?""

„Spotten Sie immerhin! Aber hätten Sie wohl die Gewogenheit, mir zu sagen, womit man den Parlamentarismus ersetzen soll?"

„Womit? Nun, mit irgend einem andern Spielzeug für die großen Kinder, die Völker."

„Das heißt doch über eine sehr ernsthafte Sache sehr leichtfertig reden."

„Gar nicht, maßen es meine feste Ueberzeugung, daß die Menschen und die Völker Spielzeuge, will sagen Illusionen haben müssen, schlechterdings haben müssen. Illusionen sind ihnen so nothwendig wie das tägliche Brot. In der Vorderreihe der jetzt herrschenden Illusionen steht aber der Parlamentarismus. Er ist also eine Macht, eine Großmacht, vor der man den Hut ziehen muß."

„Aha?"

„Was aha? Als ob in dieser unserer Welt, wie sie nun einmal ist, immer war und immer sein wird, die Form nicht mehr gälte als die Substanz! Der Parlamentarismus ist dermalen und allem nach noch für lange Zeit die beliebteste Form des Staatslebens, ganz einerlei, wie es mit seiner Substanz beschaffen sei, ja ob er überhaupt eine solche habe. Die Auguren thun so, als ob sie an ihn glaubten; die Leute und die Völker glauben wirklich an ihn. Folglich ist er wirklich und sollte daher von rechtswegen respectirt werden. Das ist auch, will mir scheinen, der Sinn der soeben beendigten Reichstagswahlen. Was bisher nur eine mehr oder weniger lächerliche Komödie war, will zu einer ernsthaften Haupt- und Staatsaction werden, welche verlangt, daß man sie mit Anstand und Würde spiele."

„Unterstützt! Aber glauben Sie, daß dies möglich sein werde bei solcher Zusammensetzung des Reichstags?"

„Ah, weil Sie diesmal nicht mitspielen? Nun, trösten Sie sich. Wetterwendisch, wie die Volksgunst ist, wird sie sich bei veränderter Wetterconstellation wohl auch Ihnen wieder zuwenden. Ich bin überzeugt, die Bismärcker auf Gnade und Ungnade haben noch lange nicht ausgespielt."

„Hoffentlich nicht! Aber was inzwischen anfangen? Ich bin nun einmal den lieben Parlamentsbummel so gewohnt! „Dulce et decorum est, pro patria loqui" — sagt der alte Horaz; nämlich mit einer kleinen Variante, so aber ganz ins Metrum paßt, wissen Sie?"

„Schon wieder ein klassisches Citat? Sie wissen doch, daß die Klassik jetzt schlankweg für Rococo gilt? Heutzutage haben die Leute Anderes zu thun als sich um die alten Schmöker zu kümmern."

„Die Leute ja; den Menschen aber muß doch immer noch erlaubt sein, der verbannten Götter und ihrer Seher und Priester sich zu erinnern. Dieses grauenhafte Banausenthum, in welchem unsere Jugend heranwächst und zu welchem sie dressirt wird! Und ist dann der hochgelobte Realismus von heute bei genauerem Zusehen nicht selten etwas Anderes als Wind und Phrase? Nehmen Sie z. B. die dermalen von allen Dächern gepredigte

„Hygiene". Was und wie wird damit humbugsirt! Wollte man auf das ewige Gestunker achten, so dürfte man keinen Athemzug mehr thun, ohne sich ängstigen zu müssen, irgend ein mikroskopisches Ungeheuer einzuathmen, keinen Schluck Wasser nehmen, ohne von der Sorge gequält zu werden, einen mörderischen Pilz zu verschlucken, keinen Schritt mehr thun, ohne befürchten zu müssen, über einen Seuchenherd zu stolpern. Diesen Gesundheitsaposteln zufolge wäre unsere ganze Erde nur ein kolossales Giftloch. Wer möchte darin überhaupt noch leben? Wir haben doch auch unsern Platz ausgefüllt in der Welt, sind jung gewesen und sind alt geworden, ohne von alle dem Krimskrams zu wissen."

„Erinnern Sie sich der Schlußstrophe vom »Atta Troll«?"

„Ja wohl:

„Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Sie gefielen mir vielleicht,
Wenn ich andre Ohren hätte.""

„Sie wollen sagen: lange?"

„Sehr lange. Als wir jung waren, verkündigte Friedrich Rückert in gotttrunkenen, gedankenreifen, von Schönheit funkelnden Liedern die frohe Botschaft eines westöstlichen Sufismus. Wie haben wir uns daran erbaut, erinnern Sie sich? Heutzutage wird man ein berühmter Dichter, wenn man in nach der Bierkneipe riechenden Reimen den Suffismus verherrlicht, den Saufbold mit Brillantfeuer beleuchtet und zur Abwechselung den Katzenjämmerling besingt."

„Warum sich darüber verwundern oder gar erbosen? Die Nachfrage bestimmt eben den Preis der Waare."

„Damit machen Sie dem hochzuverehrenden Publicum kein Compliment."

„Ich habe mir nie eingebildet, zum Complimentemachen Talent zu haben. Uebrigens thäte man dem Publicum doch unrecht, so man sagte, daß es einzig und allein oder auch nur vorzugsweise das Rohe, Gemeine und Sensationelle begünstige. Der Lesepöbel und der Theaterpöbel — und diese Pöbelei reicht mitunter weit, sehr weit hinauf — ja, die thun das, wie sie es immer gethan haben und immer thun werden. Aber eine unbefangene Beobachtung muß doch finden, daß in Deutschland die Geschmacksbildung und das literarische Wissen und Urtheilen binnen der letzten Jahrzehnte ganz bedeutend sich gehoben haben. Zwar der Menge gefällt, was — ein kennzeichnendes Wort Hölderlins zu gebrauchen — »was auf den Marktplatz taugt«..."

„Exempli gratia die antiquarischen Wassersuppenromane und die zuckerwässerigen altneuromantischen Singsange —"

„Aber, wollt' ich sagen, es taucht doch in unsern Tagen kein wirkliches Dichterwerk auf, kein gelungenes Product der Novellistik, auch kein gehaltreiches und lesbar geschriebenes Geschichtebuch, welches nicht auf Erfolg zu rechnen hätte. Auf mehr oder minder Erfolg, aber doch immer auf Erfolg. Es hat sich denn doch nachgerade eine große Gemeinde von ernsthaften, gebildeten und, was sehr hoch anzuschlagen, von patriotisch fühlenden und freisinnig denkenden Lesern und Leserinnen angesammelt im deutschen Reiche und draußen, soweit deutsch gesprochen, geschrieben und gelesen wird."

„Eine Gemeinde, deren Mitglieder aber immerhin sehr bedenklich sich beeinflussen lassen durch unsere kritischen Orakelsprecher und mehr noch durch die Janitscharenmusik der Rotte Reclame."

„Keineswegs. Was die kritischen Orakelsprüche ex cathedra angeht, so erschallen diese zumeist hintennach, wann das Schicksal eines Buches längst entschieden ist. Die reclamatorische Janitscharenmusik ihrerseits ist zu barbarisch-geschmacklos, als daß sie Jemand anlocken könnte, den Lese- und Theaterpöbel natürlich ausgenommen."

„Was Sie für optimistische Anwandlungen haben!" meinte Heißgrätig, halb zerstreut unter den alten und neuen Büchern auf dem großen, seinem Lehnstuhl zur Seite stehenden Tische herumklaubend.

„Schlagen Sie doch das grüngebundene Büchlein auf, das Ihnen gerade zur Hand."

„Ah, »Huttens letzte Tage von Konrad Ferdinand Meyer.«. Das kenn' ich, das lass' ich gelten, das ist etwas."

„Sehen Sie? Da haben Sie einen Beweis für das Vorhandensein der von mir bezeichneten Gemeinde. Keine gefällige Kameradschaft hat diese edle Dichtung ausgeposaunt, keine liebedienerische Kneipbruderschaft hat dafür die Pauke der Reclame gerührt. Und trotzdem hat sich dieses still und anspruchslos in die Welt getretene Gedicht die Theilnahme und den Dank von Tausenden von empfänglichen und urtheilsfähigen Deutschen und Deutschinnen erworben. Meyer hat einen ganz meisterlichen Griff in dieser neuen Auflage gethan in dem „Huttens Gast" überschriebenen Canto, wo Don Inigo de Loyola, als Pilger auf dem Wege nach Einfiedeln begriffen, mit dem deutschen Ritter zusammengeführt wird. Hier sind die Gegensätze der Zeit zu einer plastischen Gruppe herausgearbeitet.... Aber was sagen Sie denn dazu, lieber Freund, daß, wie man hört, die guten Väter der Gesellschaft Jesu bald wieder nach Deutschland zurückkehren sollen?"

„Wenn der Herr Reichskanzler denselben die Rückkehr gestattet, wird er dafür wohl seine guten Gründe haben."

„Zweifelsohne. Bessere Werkzeuge zur Einführung des Staatssocialismus, zur Umwandlung des deutschen Reiches in eine Reichsarbeitskaserne mit daran gebautem Reichsspittel könnte er gar nicht finden. Die Aussicht auf die Herstellung eines großen Paraguay deutscher Zunge ist ja recht erfreulich."

„Ach was, Narrenpossen! Das heißt, ich will sagen, der Herr Reichskanzler wird, wie in Allem und Jedem, so auch hierin die richtigen Wege finden und die zweckdienlichsten Mittel schaffen. Es ist doch, entschuldigen Sie, recht philisterlich, kleingeistig, mikrologisch, göthephilologisch so zu sagen, an dem großen Staatsmann immerfort herumzunörgeln. Ihnen wahrlich hätt' ich Besseres zugetraut."

„Das durften und dürfen Sie auch. Aber besteht denn die wahre und würdige Werthung einer historischen Erscheinung etwa darin, daß man die derselben anhaftenden Flecken nicht sieht, nicht sehen will? Als ob das Licht ohne Schatten, ein Mensch ohne Mängel auch nur gedacht werden könnte! Blinde Bewunderung und knechtische Hingebung sind der schlechteste Dank, welchen man großen Männern erweisen kann. Warum sagte Friedrich der Große am Ende seiner Laufbahn, er sei es müde, über Sklaven zu herrschen? Darum, weil ihn die Ahnung durchschauern mochte, daß ein Staat, in welchem Alles auf einen Einzelwillen gestellt wäre, nicht von Dauer sein könnte. Die Ahnung ist zur traurigen Thatsache geworden in jenen Herbsttagen von 1806, wo die mumisirte Legende von Friedrich dem Einzigen an neuen Verhältnissen und neuen Menschen zerschellte wie Glas."

„Ich merke, wohinaus Sie wollen, bin aber nicht zu Ihnen in die Schweiz gekommen, um mich in politischen Disputen zu ergehen oder gar zu erhitzen. Warten wir die Ereignisse ab und plaudern wir einstweilen über weniger streitige Sachen. Sehen Sie, da ist ein anderes Dichterbuch, sehr solid und vornehm ausgestattet. Das kenn' ich auch. »Gedichte von Ernst Ziel. Zweite vermehrte Auflage.« Haben Sie darin gelesen?"

„Ja, und zwar mit Theilnahme und Genuß."

„Ich ebenfalls und ich hoffe, daß es recht Viele gethan und noch recht Viele thun werden. Der Dichter hat sich an Platen, Geibel und Lingg herausgebildet, ohne jedoch seinen Lehrmeistern einen übermächtigen Einfluß zu gestatten. Er bewegt sich, selbstständig in der Anschauung und gewandt in der Form, in den verschiedenen Regionen der Lyrik, obzwar nicht in sämmtlichen mit derselben Kraft."

„Wer vermöchte das überhaupt? Mir scheint, Ziel hat seine eigentliche Stärke im Liede und in der betrachtenden Rhapsodie. Lieder wie die „An die Mutter" und „An Willy" halten die Stimmung vom ersten bis zum letzten Ton. Seine Betrachtungen kleidet der Dichter mit Vorliebe in das saumnachschleppende Prachtgewand der Canzone. Das schimmert und rauscht! Aber

der Schimmer ist der von echtem Gold und dos Rauschen rührt von großen Gedanken her."

„Ja, es ist wahrhaft tröstlich, daß es noch Poeten gibt, die in Versen nicht blos dudeln, sondern vielmehr denken. Auch die Gedankenpoesie kann Empfindungspoesie, also rechte Lyrik sein. Schiller und Rückert haben das herrlich erwiesen. Des Einen wie des Andern ist vollkommen würdig die echt dichterische Entwicklung einer Gedankenreihe, wie Ziel sie z. B. in seiner »Apotheose des Herakles« gibt. Im übrigen hab' ich mich schon oft verwundert, daß in unserer realistisch rechnenden Zeit noch immer jahraus jahrein so viele Gedichte geschrieben, gedruckt und ouch gekauft und gelesen werden."

„Das kommt wohl davon, daß der Gegensatz den Gegensatz hervorruft. Den Menschen wird doch gar zu grauenhost öde in dieser kohtendampfgeschwängerten Zeitatmosphäre voll Maschinengerassel und da lassen sie sich denn nicht ungern in der Montgolfière eines Poeten in reinere und stillere Regionen zeitweitig emportragen."

„Wohl, aber schon unser infames Klima müßte, sollt' ich meinen, den Poeten das Handwerk verleiden."

„Im Gegentheil. Alle die Schwerenoth unseres teufelmäßig gemäßigten Klimas drängt die Empfindung nach innen, verdichtet und potenzirt Phantasie und Gefühl. Scheint dann die Sonne, was ja einstweilen noch mitunter der Fall ist, so thaut sie die in der Seele zusammengepreßten Stimmungen auf und die Liederströme quellen hervor."

„Die meisten aber versonden sehr bald. Ich wette, auf 50, ja auf 100 neu erscheinende Gedichtesammlungen kommt nur eine, wetche länger lebt als ein Tagesfalter."

„Auch ein Tagesfalter vermag mit dem Fardenspiel seines Flügetschlags das Auge zu erfreuen und ein dankbares Auge wird dem raschen Verschwinden des anmuthigen Flatterers theilnahmevoll nachblicken."

„Ich würde dedauern, wenn dem allerliebsten Büchlein da, dessen Titel lautet, »Novellen in Oktaven von Hermann Oelschläger«, auch nur so ein Schmettertingsdasein gegönnt wäre. Ich sehe, es ist viel Heiterkeit und Humor darin."

„Ja, und von der ersten bis zur letzten Oltave eine werkthätige Achtung vor den Ansprüchen, welche heutzutoge ein gebildeter Gehörsinn hinsichtlich des dichterischen Stils, des Rhythmus und Reims erheben darf und muß. Gegenüber der stilistischen Lotterei und Schtuderei, welche in der Tagespresse grassirt und das ohnehin nicht sehr rege Formgefühl der Deutschen noch stumpfer macht, muß es schon ats ein Verdienst und als ein Gewinn erachtet werden, wenn junge, aufstrebende Autoren auf künstlerische Durchbildung der Form holten und dadurch wenigstens den Empfänglichen zu fühten geden, was für ein Unterschied sei zwischen rohnaturalistischer Coulissenreißerei und dem feinen Zusammenspiel dichterischer Kräfte innerhalb der Schranken ästhetischer Gesetzmäßigkeit. Ich gestehe, daß ich mich mit Frohbehagen von dem klaren Stroai dieser Novellen in Versen forttragen ließ, von einem hübsch vorgetragenen Abenteuer zum andern. Dem Dichter steht Ernst und Scherz gleich gut zu Gesichte. Jener ist empfunden, dieser zumeist gutmüthig und harmlos, weiß aber dann nad wann am rechten Ort auch einen tüchtigen Stachel anzusetzen."

„Desto besser für den Dichter und sein Buch. Unsere Zeit verträgt das langathmige Pathos nur widerwillig, wenn überhaupt. Das Kothurngestelze langweilt sie. Sie will lieber den Soccus schleifen und schlurfen hören."

„Das degreist sich. Sie ist ja so arbeitsschwer und sorgenvoll, doß man es ihr nicht verübeln darf, wenn sie lieber erheitert als gerührt, lieber belustigt als erschüttert sein will. Trotzdem glaube ich, daß die Liebesgeschichte, welche Johann Georg Fischer unlängst in seinem in trochäischen Vierfüßlern geschriebenen Idyll »Der glückliche Knecht« rasch und rund erzählt hat, viele Freunde finden wird."

„Hörte davon. Ein schwäbische Dorfgeschichte in Versen?"

„Ja, und zwar eine aaturschwäbische, wohlverstanden! Da athmet man Ton und Duft der schwäbischen Landschaft nad des schwäbischen, noch genauer gesprochen, des mittelschwäbischen Dorfes und Bouernhofes. Hier ist auch Realismus, aber nicht der Realismus der Fäulniß, sondern der des Lebens. Ich gestehe, mir war bei der Lesung dieses Idylls, als wehten Heimatlüfte mich an, aus Tagen, die weit, weit hinter mir liegen."

„Ei, ihr Schwoben dteibt eben immer Heimwehlinge. Aber lossen Sie sich sagen, mir ist die ganze Dorfgeschichteschreidung von Anfang an nicht sehr sympathisch gewesen. Immermanns Hofschulzen, ja, auch etliche Bauernkerle des streitbaren Pastors Bitzius und den einen oder andern Dorfsonderling von Anzengruber oder Rosegger, die lass' ich mir gefallen; aber im Uebrigen: Pappendeckel! Pappendeckel!"

„Das ist eine große Ungerechtigkeit, tieber Freund. Sie vergessen, daß, wie Auerbach, so auch Keller gerade als Dorfnovellisten ihr weitaus Bestes geschaffen haben."

„Nun ja, das ist wahr. Allein der ganze Genre ist mir, offen gestanden, zu eng und zu flach."

„Als ob derselbe nicht zu erweitern und nicht zu vertiefen wäre! Ats ob ein rechter Poet nicht auch aus einer Dorfgeschichte ein Weltbild zu machen verstände! Strecken Sie doch mal Ihre Hond aus, dorthin, nach der rechtseitigen Tischecke."

„Ah, die zwei ziemlich starken Bände da? »Ein Kampf ums Recht. Roman von Korl Emil Franzos.«"

„Sehen Sie? Das ist auch nur eine Dorfgeschichte und doch ein Wettbild. Reatistisch und idealistisch zugleich. Ein mit der Sicherheit und Deutlichkeit ethnographischer Autopsie entworfenes und ausgeführtes Gemälde slavischen Volkstebens und zugleich eine Tragödie des Reinmenschtichen. Der Verfasser hat etwas gewagt, was nur wagen durfte, wer sich im Besitze einer großen Kraft fühtte. Nämtich einen Roman zu schreiben, welcher sich nicht um die Frage dreht: Kriegen sie sich oder kriegen sie sich nicht? Einen Roman, welcher keine Liebesgeschichte enthält."

„Das ist allerdings ein Wagniß. Was werden die Damen dazu sagen?"

„Solche, die überhaupt fähig sind, ein ernstes Buch zu lesen und zu verstehen, werdea es mit Spannung und Aatheitnahme lesen. Für den Lesepöbel ist es nicht geschrieben, weder für den männlichen noch für den weibtichen. Urtheilsfähige dürften, wenn ich recht erwäge, nicht anstehen, in dein Helden dieses Romans, dem Bauer Taras Barabola, wohnhaft im Huzulendorfe Zulawce, eine der eigenwüchsigsten und bedeutendsten Gestalten anzuerkennen, wetche in unserer Zeit durch eine Poetenfeder ins Leben gerufen worden. Dieser Taras ist der Träger der Rechtsidee, auf welcher das ganze Werk als auf einem granitnen Fundamente sich aufbaut. Die Aufgabe, welche der Dichter sich gestellt und mit bewuadernswerther Energie gelöst hat, war, „die Macht der sittlichen Idee über das menschliche Gemüth" aufzuzeigen, wie es das dem Buche vorangestellte, aus Iherings „Kompf ums Recht" genommeae Motto angibt. Mit fein adgetönter Psychologie und doch höchst anschaulich führt Franzos die Chorakterentwickelung seines Helden bis zu der Stufe hinauf, wo diese Macht der sittichen Idee in ihm zum heiligen, unwiderstehlichen Sturm und Drang wird und er demzufolge Haus und Hof, Weib und Kind verläßt, um als Rächer des vertetzten Rechtes der Gesellschoft, welche die Rechtsfühanng weigert, den Krieg zu machen."

„Das ist ja wie Kleists Michel Kohlhaas."

„Etzliche Aehnlichkeit ist vorhanden, aber nur beim ersten Andlick. Genaueres Zusehen ergibt die Grundverschiedenheit der beiden Rechtsverfechter. Sie liegt darin, daß Kohlhaas für sein persönliches Recht kämpft, Taras dagegen für das Recht Anderer, für das Recht als solches. Das ist ein ganz ander Ding und es liegt auf der Hand, daß es bedeutend schwieriger war, uns das Fühlen, Denken und Thun des Taras begreiflich and glaubhaft zu mochen und nahezubringen als dos des Kohlhaas."

„Ist dem Verfosser das gelungen?"

„Vollständig. Sein Taras erscheint durchweg lebenswahr vom ersten Auftreten bis zum Ende, eine mächtige und fesselnde Erscheinung. Er geht an sich selbst zu Grunde oder, was das-

selbe ist, an dee Unmöglichkeit, die ihn erfüllende und besitzende Idee zu verwirklichen und in dieser Welt, wie sie eben ist, Recht und Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen. Das ist der tragische Zauber, welcher die Gestalt dieses Bauers umwittert und welcher uns drängt, am Schlusse der Laufbahn des Helden wieder einmal mit Bodenstedt zu sagen:

„Wann wir in urgewalt'gem Streit
Die großen Menschen seh'n
Aus innerster Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengeh'n,
Dann möchten wir dem Heldenschwung
In des Geschickes Zwang
Zurufen mit Begeisterung:
Glückauf zum Untergang!" "

„Sie machen mich jo recht neugierig auf das Buch. Ich werde es unverweilt lesen. Es ist immer erfrischend, so man in der unendlichen Druckpapiersteppe unserer Toge ouf eine Oase von Eigenortigem stößt. Ich will auch auf Ihre Autorität hin annehmen, doß das in Rede stehende Eigenartige mehr sei als ein Experiment. Sie wissen, wos ich von dem dermalen in unserer Literatur gäng und gäben Experimentiren hatte."

„Nicht mehr als ich. Aber Sie müssen bedenken, daß die Zahl der Dichter und Dichterlinge in deutschen Landen Legion ist, von den Dichterinnen und solchen, die es sein wollen, gar nicht zu reden. Da will nun Jeder und Jede etwas bringen, was entweder in der Mode ist oder in die Mode kommen köante. Es ist ja auch Diesem oder Jener geglückt, aus allerhand alten Lappen ein wie neu aussehendes Kleid zusammenzuplätzen, das dann richtig in die Mode kam."

„Ja, das ist ein Herumtappen, um nicht zu sagen ein Heerumtrappen und Herumtrampeln an allen Orten und Enden, um die Fetzen zusammenzusuchen, womit sich alter Kram neu aufflittern ließe. Heute kohlt man den wüsten Unzucht- und Blutkohl der römischen Cäsarenzeit episch oder dromotisch wieder auf, morgen fährt man mit der hölzernen, ach, wie! hölzernen Stange des Stabreims im bleigrauen Edda-Nebel herum. Recht charakteristisch ist auch die geflissentliche Hintansetzung Schillers, welchen jeder Laffe odee Lump schulmeistern zu dürfen glaubt."

„Das ist nur zeitgemäß. Jedesmal, wann das sittliche Niveau der Nation tief steht, in Perioden der Charakterlosigkeit, wann die Anbequemerei, die Gaukelei und Schaukelei, das Feilschen um Opfer des Intellects und der Ueberzeugung, das Schochern mit Compromissen, die wechselseitige Wäsche schmutzigee Hände und alle die übrigen Ränke und Schwänke einer Von-der-Hand-in-den-Mund-Politik und ihrer Wirkungen und Folgen obenauf sind, tritt Schillers Bedeutung zurück. Aber wann wieder Zeiten kommen, wo Noth an Mann geht, wo es um die höchsten Güter, um das Sein oder Nichtsein der Nation, um „der Menschheit große Gegenstände", um Herrschaft oder um Freiheit sich handelt, dann fühlen die Deutschen immer wieder, daß sie statt der Ovide und Properze einen Tyrtäos nöthig haben, dann kehren sie mit ganzer Liebe zurück zu dem Dichter, dessen Muse das Gewissen war."

Spätherbsttage in Venedig.

Von Alfred Meißnee.

So viele Gasthöse ich auch in meinem Leben betreten, es hat mich vielleicht keines überrascht wie das Hotel Danieli; ich wüßte keines, das diesem vergleichbor wäre. Ob mon von der Kanalseite anlege, oder ob man von der Rivo komme, man tritt fast augenblicklich in ein Stiegenvestibül von ganz erstaunlichen Dimensionen, das sich als Eingang eines alten Palastes aus der Blüthezeit venetianischer Baukunst ankündigt. Dies Vorhaus, mit Glas gedeckt, geht durch alle Stockwerke; von der Höhe blicken gothische Loggienfenster herunter, eine weiße Mar-mortreppe führt zu zwei mit einander verbundenen Trakten des weitläufigen Gebäudes. Der schön getäfelte Boden, allerlei plastischer Schmuck, Büsten aus der Renaissance, welche sich vom Grün hoher Pflanzengruppen abheben, nehmen diesem quadratischen Vorhof den düstern Ernst, den es ohne sie hätte, und wandeln ihn fast in einen Festsaal um.

Als ich eintrat war es Abend, das Vorhaus hell beleuchtet. Zwei Sänger, ein alter und ein junger, ließen in dem wiederhallenden Raume ihre Stimmen in einem heroischen Duett erklingen, an der Ballustrade der schönen Marmorteeppe lehnten Gestalten von Heeren und Damen, die eben mit ihrer Table d'hote fertig geworden, dazwischen bewegten sich Kellner mit weißer Halsbinde — es war nur ein vom Hotel arrangirter Spektakel, machte aber den Eindruck eines Festes. Ich wurde hinaufgeführt durch allerlei Gänge, ein Zimmer wurde mir aufgethan — das Balkonfenster stand offen, ich hatte den schönsten Ausblick auf den Hafen, seine Schiffe, seine Lichter, von unten herauf ertönte noch immer das Furioso des Gesanges.

Es litt mich aber keinen Moment im Zimmer mit der wunderbaren Aussicht. Es drängte mich die altbekannten Bilder zu sehen. Der Mond, beinahe voll, stand am Himmel, mitten untee silbernen Wölkchen. Ich schritt rasch über die Brücke, um die Ecke der Piazetta, vorüber an den zwei mächtigen Granitsäulen, von denen St. Theodoe und der geflügelte Löwe herabsehen, vorüber an der Front des Dogenpalastes, der sich wie eine hingezauberte Lustgestatt erhebt. Nun einen Blick zum Campanile, einen Blick der Markuskirche, deren byzantinische Formen mit der verdüsterten Goldpracht ihrer Mosaiken aus dem Holbdunkel hervorleuchtet, vorbei am bunten Uhrthurm und nun rasch zu den Procuratien, um noch einen Blick auf das venetianische Volksleben zu erhaschen. Die Octobernacht ist mild und lau, fast wie deutscher Juni, die Militärmusik spielt, in dem auf drei Seiten von Bogengängen umgebenen Viereck wogt es von Menschen, die ihren Weg langsam immer der alten Kirche zu und wieder zurück nehmen. Tausend Stimmen mischen sich in die Klänge der Musik, Alles lustwandelt in scheinbarer Heiterkeit, denn Sitte und guter Ton verlangen es, sich nach beendigter Mahlzeit auf dem Markusplatze zu ergehen. Kaufladen und Kaffeehäuser strahlen im hellsten Glanze, an winzigen Tischlein sitzen Hunderte, ihren café noro im Freien zu trinken. Zu solcher Stunde scheint Venedig noch immer das zu sein, was es einst war: der Versammlungsplatz der feinsten Müßiggänger Europas. Sanft bewegen sich in der Luft die Fahnen auf den mächtigen Antennen, die als Trophäen der Herrschaft Venedigs über Cypern, Candia und Morea aufgerichtet worden. Und über Allem steht der Mond, gleichsam nur wie die Lampe dieses Peachtsaals.

Den Moment zu benutzen, wurde nun eine Gondel bestiegen, um eine Fohrt in den großen Kanal zu machen. Spiegelglatt lag die Wasserfläche da, von zarten Silber- und Goldströmen durchflossen. Scharf umrissen stand linkee Hand die Kuppel von San Giorgio maggiore, ein wunderbares Architekturbild, vor uns, jetzt rückte sie uns ferner und ferner, entschwand, die malerischen Linien der Giudecca lösten sie ab, jetzt woren wir in den großen Kanal eingetreten, den zwei Reihen von Palästen umfassen. Welche Fotge von Bildern! Hier Säulenlogen, welche sich nach außen drängen, verschlungene Bogen, fast orientalisch, deren steinernes Rosettenwerk, von Frou Lunas Licht beschienen, sich bis auf die feinste Contur vom Hintergrunde obschattet, dort wieder finstere, massige Procht. Das Ganze scheint mehr Dunstgemälde, als Wahrheit, es versetzt uns in eine märchenhafte Stimmung, mit der Empfindung eines wachen Traumes gleiten wir über die stille, schweigsame, unbefahrene Wasserfläche hin......

Am andern Tage welch andrer Eindruck! Es ist nicht zu sagen, wie Venedig herabgekommen, bergob gegangen seit 1843, wo ich es das erste Mal gesehen. Damots gab's noch ein Volksleben auf der Riva, dieses war ein heiteres und bizarres Theater, dem die Volkstracht noch Charaktee verlieh. Kaffeebuden und Weinkneipen waeen voll von Gästen von Morgens bis Mittee-

nacht, Gruppen von Facchini und Schiffern umstanden hier einen Taschenspieler, dort einen Komödianten, der mit allerhand Stimmen ganze Lustspiele aufzuführen verstand. Es fehlte in diesem Volkstreiben nicht an Sängern. Ein liebliches Mädchen in südslavischer Tracht, das in Begleitung ihres alten Vaters bald sang, bald das Tambourin schlug, steht noch unvergeßlich in meiner Erinnerung: ich stellte mich jedes Mal ein, wo ihr Lied erklang. Jetzt fehlt der Riva bei Sciavoni jeder Schein von Hafenleben, Hafengewirr. Damals lagen noch große Schiffe der östreichischen Marine vor der Riva vor Anker; sie waren fürs offene Meer untauglich, bildeten aber eine schöne Staffage der alten Lagunenstadt: heute sehe ich außer einem großen englischen Dampfer der Peninsular und Oriental Company kaum einige Masten mäßiger Lastschiffe. Die Volkstrachten sind vollständig verschwunden. Selbst die Bevölkerungszahl der Stadt muß sich schrecklich verringert haben, der Beweis ist auch ohne statistische Ziffern zu führen. Wenn man damals vom Markusplatze aus den allerdings labyrinthischen Weg zum Rialto finden wollte, erhielt man den Rath: überlassen Sie sich dem Menschenstrome, der von der Merceria aus kreuz und quer durch kleine Gassen bis zum Rialto geht, der führt Sie sicher! Heutzutage mißlingt das Experiment. Auf halbem Wege wird man das Menschenbächlein versiegen sehen und rathlos nach dem Wege fragen müssen. Und wie herabgekommen sieht die Bevölkerung heute aus! Wie verlumpt und verlottert! Die Rasse muß sich in Folge karger Kost verschlechtert haben, vergeblich sieht sich das Auge nach einem schönen Frauenantlitz um, die Blondinen des ehemaligen Venedigs sind vollends eine Mythe! Man sagt allerdings, es seien jetzt, im Spätherbst, wo der Adel und der größere Besitz noch auf den Landgütern an der Brenta verweile, die begüterteren Klassen schwächer als sonst vertreten, aber das kann doch an der Physiognomie der Bevölkerung, wie sie eben erscheint, so gar viel nicht ändern. Thatsache ist ferner, daß neun Zehntel der Leute, denen man begegnet, in Kleidern stecken, die nicht für sie gemacht, sondern im Trödelladen erstanden sind. Venedig hat eine Bevölkerung von Proletariern bekommen, durch die sich ein Völklein fremder Touristen, meist Engländer, seltsam abstechend bewegt.

Schon damals, als ich es zuerst sah, war Venedig im raschen Niedergange begriffen. Man suchte und fand, dem Geiste der Zeit gemäß, die Ursache des Uebels in der Fremdherrschaft. Das Gegentheil davon war wahr. Die Fremdherrschaft mit ihren vielen Beamten und Soldaten goß noch einiges Oel in die ersterbende Lampe. Zudem verwendete die östreichische Regierung von 1814—1848 ganz bedeutende Summen auf die Unterhaltung der öffentlichen Gebäude, der Kanäle und des Hafens. Das Uebel hatte einen andern Grund. Venedig fing schon an herabzugehen, als es seine Kolonien verlor und andere Handelsplätze emporstiegen; es geht jetzt, von Jahr zu Jahr schneller, dem unaufhaltsamen Verfall entgegen.

Schon jetzt kann man sehen, daß Venedig — abgesehen vom St. Markusplatz — das Tageslicht nicht mehr verträgt. Selbst der große Kanal bietet bei den Strahlen der Sonne nur ein Bild des Ruins. Seine Paläste waren schon längst als die Grabmonumente der venetianischen Aristokratie anzusehen; nun verfallen auch die Monumente. Palazzos, angethan, um Hunderte von Bewohnern zu beherbergen, stehen mit geschlossenen Jalousien scheinbar unbewohnt. Das Licht enthüllt einen gräßlichen Verfall. Jede Mauer ist fleckig, rissig, angefault, jede zeigt die Eisenklammern, die sie noch zusammenhalten. Keinen Steinzierrath, welcher ganz, keine Säule, die unverstümmelt wäre! Und wie still ist's auf der großen Fläche! Wie wenig Gondeln sind zu sehen! Die neuen Vaporetti, die Dampfer, die für wenige Centesimi das Volk von der Piazetta zur Eisenbahnstation befördern, setzen noch die letzten Gondolieri außer Dienst. Der Blick auf die verwitterten Palastfronten stimmt tief traurig, der Ausruf des Bedauerns ist nicht zu unterdrücken und der Gondolier versteht, was im Gemüth des Reisenden vorgeht. Manca molto reparazione! sagt er, „es fehlt sehr an Reparatur". „Ja, guter Freund, das will ich Dir glauben! Aber wo hätte diese anzufangen, wo zu enden? Es ist ja Alles morsch: Dach und Gebälk, Treppen, Mauern, Gesims und Fußböden. Und sollte man das Verlorengegangene ersetzen mit wohlfeiler Flickerei? Sollte man Gips und Cement dort verwenden, wo einst Marmor war? Die Restaurirung des einzigen Palastes Vendramin hat mehrere Millionen Lire gekostet; wie theuer würde wohl die Herstellung dieser ganzen Fronten invalider Paläste zu stehen kommen?"

Ein noch traurigeres Bild empfängt man, wenn man in die Seitenkanäle einfährt, da erscheint uns Venedig noch weit weniger als die „wunderbare Inselstadt" der schönfärbenden lyrischen Touristen. Man gleitet vorüber an schmalen Quais ohne Geländer, auf denen kaum hier und dort ein lebendes Wesen sichtbar. Mit der Architekturpracht ist's gründlich zu Ende, die hohen Häuser sehen einförmig trist und gewöhnlich aus. Ab und zu ist vielleicht ein gemeißeltes Portal zu erblicken, dagegen gleichen die meisten Eingänge denen der unheimlichsten Spelunken. Von den Häusermauern hat sich, vielleicht schon vor einem Jahrhundert, der Anwurf abgelöst, man hat ihn nicht erneuert, die dunkelrothen, scheinbar halbmorschen Ziegel liegen völlig blos und sind von großen Streifen grüner Algen überzogen. Das schwarze faulige Wasser zwischen den hochemporsteigenden Mauerwänden, theilweise von schwimmendem Seegras bedeckt, entwickelt einen das Herz umdrehenden Moder- und Kloakenduft. Man wird tief herabgestimmt. Alle widrigen Gefühle, die der Anblick des Verfalls, der Misère, des Ruins erzeugt, wallen auf. So stark soll man nicht an die Unbeständigkeit alles Lebens gemahnt werden! Tiefe Stille — die nur der Ruf des Gondoliers unterbricht, wenn er um eine Ecke biegt — man fragt sich, wie man dazu kommt, stundenlang unter dem Dache eines alten, mit schäbigem schwarzem Tuche ausgeschlagenen, auf dem Wasser schwimmenden Leichenwagens herum zu kutschiren! Wohl, wohl, es ist das romantische Venedig in dem man fährt, aber irgend ein stark herabgekommenes Nest, sei's in Böhmen an der Moldau, sei's in Polen an der Weichsel, sieht in Ueberschwemmungszeiten auch nicht viel anders aus.

Endlich legt man vor einem kleinen viereckigen Platze an, um sich irgend eine recht prachtvolle, alte Kirche aufschließen zu lassen. Der Platz ist ganz öde. Kein Verkaufsladen, kein Verkehr! Da und dort aus dem Fenster hängen Lumpen heraus. Ein paar Betteljungen, die uns gewittert haben, kommen herbei. Der eine will durch Komik auf uns wirken: er läuft auf allen Vieren, dabei wie ein Hund abwechselnd bellend und knurrend. Der andere hat es auf Erweckung des Mitleids angesehen: er schleicht an einer Krücke. Man bekömmt nicht viel Besseres von der Jugend in Venedig zu sehen.

Der Gondolier, offenbar in der Geschichte seiner Vaterstadt wohl bewandert, hat uns indeß auf allerlei merkwürdige Punkte, an denen wir vorübergekommen, aufmerksam gemacht. Die Namen eines Dutzend edler Geschlechter, eines Dutzend Dogen hat er uns genannt. Wenn man nur die melodischen Namen nicht so bald wieder vergäße! Schließlich behalten wir nur im Gedächtniß, daß wir das Geburtshaus Catharina Cornaros und das Haus der Bianca Capello gesehen haben. Auch den Palazzo der Lucrezia Borgia hat uns Antonio vorgeführt: doch das wird wohl eine Erfindung von ihm sein. Ich wüßte nicht, wann Lucrezia Borgia in Venedig gelebt haben sollte, wenngleich sie in Victor Hugos Schauspiel und in Donizettis Oper einen ganzen Act hindurch dort verweilt. Und nun, einmal in die retrospective Stimmung hineingerathen, würde ich mir gerne auch das Haus des Senators Brabantio zeigen lassen, wo die schöne, goldhaarige Desdemona aufgewachsen, ich bin sogar nahe daran, Antonio zu sagen, daß er mich in den Ghetto fahren möge, wo ihm zweifelsohne das Wohnhaus Shyloks bekannt ist.

Ich weiß, den geriebenen Gondolier aus dem Hotel reale Danieli hätte auch dieses Begehren keinen Moment in Verlegenheit gesetzt.....

(Schluß folgt.)

Ein neues Stück von Victorien Sardon.

Wenn der bloße Bühnenerfolg allein über ein Theaterstück zu richten hätte, so wäre in Sachen der jüngsten Komödie von Victorien Sardon das letzte Wort gesprochen. Die Kritik schloß sich aber der guten Meinung des Publicums nicht ohne gewisse Vorbehalte an. Jedenfalls ist „Odette“, das neulich im Vaudeville gegebene vieractige Schauspiel, jenes bedeutende Stück von bleibender Bedeutung nicht, das man ein Recht hat von dem ungemein begabten Dramatiker zu erwarten. Es leidet vor Allem an der Ueberladung mit Unterhaltungsstoff. Es ist ihm ein ganzes Lustspiel angehängt, welches die drei Hauptacteurs der eigentlichen Handlung mit etwa zwanzig Nebenpersonen umgibt, von denen kaum der vierte Theil in dieselbe eingreift. Diese episodischen Figuren sind keck und treffend gezeichnet und so wirksam, daß sie vorübergehend neben die Hauptpersonen in den Vordergrund gelangen, ohne sie zu drücken. Das Drama der Haupthandlung erscheint aber auch unter Vorantritt eines andern Dramas, das sich vollständig im ersten Act abspielt und ohne Störung des Verständnisses gestrichen werden könnte. Dieses Vorspiel jagt in unbeschreiblicher Hast von Effect zu Effect aufwärts und schließt mit einer erstaunlichen Wirkung. Die Eingangsscene des zweiten Actes, welche uns mit angemessener Ruhe und Klarheit in die eigentliche Handlung einführt, macht das ganze Vorspiel überflüssig und leitet uns trefflich in medias res. Sie mag hier folgen.*) Nach einigen einleitenden Worten, aus welchen wir entnehmen, daß der Pariser Philippe sich mit seiner jungen Frau Juliette auf der Hochzeitsreise befindet, Tags vorher in Nizza angekommen ist und hier unverhofft den Grafen Clermont-Latour mit seiner Tochter Bérangère getroffen hat, fragt Philippe seine Eheliebste, welchen Eindruck diese Beiden auf sie gemacht haben.

Juliette. Vater und Tochter gefallen mir auf den ersten Blick sehr gut. Er ist etwas ernst . . .

Philippe. Sein Leben verfinstert ein sehr trauriges Ereigniß.

Juliette. Welches?

Philippe. Vor fünfzehn Jahren hatte ich die Gräfin eines Abends, in Abwesenheit ihres Gatten, der auf seinen Gütern weilte, in Gesellschaft zweier Freunde des Hauses — eines jungen Mannes, den Du sicher noch kennen lernen wirst, denn er ist um diese Zeit immer in Monte Carlo, und eines gewissen Cardailhan, der sich nur zu geschäftig um die junge Frau zeigte — in die Oper begleitet und nach derselben den Thee mit ihnen genommen. Als ich fort wollte, kam der Graf unerwartet an. Der Bedauernswerthe wollte seine Gattin überraschen, — und wurde selbst überrascht und in entsetzlicher Weise! Wir plauderten noch, — die Gräfin war in ihrem Zimmer — da öffnet sich eine Thüre und ein Mann trat ein, der nur ein Dieb oder ein Liebhaber sein konnte. — Es war ein Liebhaber.

Juliette. Oh.

Philippe. Cardailhan, den ich Dir bereits nannte. Ich übergehe die folgende Scene, welche Du Dir leicht vorstellen kannst. Die Gräfin, auf der That ertappt, mußte gestehen.

Juliette. Er hat sie getödtet?

Philippe. Nein, er rief das Kammermädchen, hieß sie die nothwendigsten Kleider der Gräfin in einen Koffer packen und warf sie Alle in einen Miethwagen, die Herrin, den Koffer und die Zofe.

— — Philippe erzählt weiter, daß jenem Ereigniß ein Duell folgte, in welchem der Graf schwer verwundet, und ein Ehescheidungsproceß, in Folge dessen die zweijährige Tochter Bérangère dem Vater zugesprochen wurde. Dem Kind wurde später gesagt, daß seine Mutter, der Inbegriff aller Frauentugenden, gestorben sei, und da man kein Grab zeigen konnte, so erfand man die Fabel, daß sie bei einer Wasserpartie ins Meer gefallen und in den Wellen verschwunden sei. In Wahrheit ging sie von Hand zu Hand, feierte in Wien Triumphe, lebte dann in Neapel nur noch im matten Abglanz früherer Herrlichkeit und Schönheit und hing nun, nach fünfzehn Jahren, bereits an einem Falschspieler und Schwindler, der ihren hochadeligen Namen ausbeutete und sie selbst mißhandelte. Dieser ist eben mit ihr zur Carnevalssaison nach Nizza gekommen, um auch hier die vornehme Bauernfängerei zu betreiben. Noch wissen die Einen von der Gegenwart der Andern nichts, und umgekehrt. So wie sie von derselben erfahren, muß unverweilt ein auf das tragische Ziel losstürmendes Drama beginnen, dessen Kern offenbar eine reine Liebe der unwissenden und unschuldigen Bérangère sein muß. Sie liebt in der That einen in jeder Beziehung ausgezeichneten jungen Mann, den Herzog von Meryan, und wird auch von ihm wieder geliebt. Aber die Einwilligung seiner Mutter ist an drei Bedingungen geknüpft: daß die Gräfin Clermont-Latour diesen Namen ablege, daß sie niemals nach Frankreich zurückkehre und daß sie für immer darauf verzichte, sich ihrer Tochter zu erkennen zu geben.

Der Graf will Odette die Bedingungen abkaufen, welche die Herzogin von Meryan gestellt hat, aber das gesunkene Weib klammert sich an den vornehmen Namen, der ihr allein aus besseren Tagen geblieben ist. Da muß der Graf mit dem Geständniß herausrücken, daß es sich um das Glück der Tochter handle. „Ach, ich habe also eine Tochter?“ lautet die eisigkalte Antwort. Sie lehnt ab. Fünfzehn Jahre lang ward sie verleugnet, und nun will sie nimmermehr entsagen. Den heftigen Vorwürfen setzt sie kalte Ruhe entgegen. Und da er sich zu flehender Demuth zwingt, ermißt sie das Glück, das man ihr widerrechtlich geraubt, indem man an der Mutter Rache geübt für das Verbrechen des Weibes, und jene bäumt sich in diesem auf und steht mit Einemmale groß und zürnend da, um ihr Recht zu fordern. Sie will ihr Kind sehen.

Diese Unterredung zwischen Mutter und Tochter findet statt. Es ist der meisterhafte Auftritt des vierten Actes, die Hauptscene des ganzen Stückes. Der Graf wohnt der Unterredung bei. — —

Odette. Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein, daß Sie mich gerührt sehen. Der Klang Ihrer Stimme weckt so viele Erinnerungen in mir . . . . Ich kannte Sie, als Sie noch ein Kind waren, und jetzt sind Sie so groß, so hübsch . . . . Das letzte Mal — es war vor fünfzehn Jahren — da sah ich Sie mit Ihren langen blonden Locken, Ihrem kurzen Kleidchen . . . . Ja, das sind noch Ihre großen Augen . . . . Ihr seelenvoller, fragender Blick . . . . lächelnd . . . . ich finde Sie wieder . . . . aber erkennen Sie mich nicht mehr?

Bérangère. Nein, Madame.

Odette. Freilich, Sie waren so jung.

Bérangère. Papa sagte mir, daß Sie eine Freundin meiner Mutter gewesen.

Odette. Ich kannte sie von Jugend auf.

Bérangère. O wie beneide ich Sie darum! Haben Sie sie auch als Frau gekannt?

Odette. Ja.

Bérangère. Waren Sie bei ihrem Tode anwesend?

Odette. Nein, mein Kind.

Bérangère. Sie kennen doch ihr Ende?

Odette. Nicht genau. Ich war damals in der Ferne, auf Reisen.

Bérangère. Es war in Deauville . . . auf einer Kahnfahrt. Sie war allein mit einem Schiffer . . . Sie neigte sich, ohne Zweifel um ihren Schleier, der ins Meer gefallen, zu erwischen, verlor das Gleichgewicht und verschwand . . . Man hat ihre Leiche nicht wieder gefunden.

Odette. So daß Sie also, mein armes Kind, nicht einmal den traurigen Trost besitzen, an ihrem Grabe beten zu können?

Bérangère. Ach nein. Aber auf meine Bitte hat Papa ihr im Park ein Denkmal errichten lassen. Es ist nur zur Erinnerung, aber ich habe dort so oft gebetet, daß ich mir einbilde, sie sei wirklich dort.

Odette. Und Sie erinnern sich gar nicht ihrer Gesichtszüge?

Bérangère. Ganz und gar nicht. Und das thut mir sehr leid. Ich habe meine Gedanken vergeblich angestrengt, aber ich kann mich gar nicht auf sie besinnen. Sie war schön, nicht wahr?

Odette. Man fand sie schön, ja. Aber besitzen Sie kein Bild von ihr?

Bérangère. Nein, Madame, und das ist gerade so traurig. Ehemals gab es ein schönes Porträt von ihr in ihrem Zimmer . . .

Odette. Ja.

Bérangère. Ah, Sie haben es gesehen? . . . Ein großes Bild in Lebensgröße. Papa meinte, es sei sehr ähnlich. Aber eine ungeschickte Zofe steckte eines Tages die Vorhänge in Brand . . . Das Porträt verbrannte.

Odette. Ah, ich verstehe. Es wurde zerstört.

*) Bekanntlich übergibt Victorien Sardon seit Jahrzehnten seine Stücke nicht mehr dem Druck; auch „Odette“ wird nicht im Buchhandel erscheinen. Um so höher anerkennen wir die Freundlichkeit des gefeierten Dramatikers, der unserem Pariser Mitarbeiter zwei Probescenen aus seiner Novität eigens für die „Gegenwart“ zur Verfügung gestellt hat. D. Red.

Bérangère. Ich habe blos noch Photographien, und so blaß, so verwischt sind sie, daß man nichts mehr erkennt ... Auch ein Miniaturbild ... oh, darauf sieht sie sehr schön aus, aber sie war damals noch ganz klein ... kaum 13 Jahre alt ...

Odette. Ja, ich besinne mich.

Bérangère. Wollen Sie es sehen? Ich habe es in meinem Zimmer. Ich zeige es Ihnen. (Ab. Pause. Der Graf und Odette wechseln einen Blick. Bérangère kommt wieder mit einer Schatulle.) Da sind meine kleinen Reliquien. Das Alles war ihr Eigenthum ... Hier ein Häubchen, das sie mir gestickt hatte ... Hier die angefangene Broderie, die sie nicht beenden sollte. Dann andere Gegenstände, die ihr angehörten ... Eine kleine Brosche, ein Ballbüchlein ... und hier das Medaillon. Ich habe es oft betrachtet. Finden Sie, die Sie Mama schon ganz klein kannten, das Bild ähnlich?

Odette (verlegen). Sehr ähnlich.

Bérangère. Um so besser. Sie sind die erste Person, die mir dies bis jetzt bestätigen konnte. Es ist hübsch, nicht wahr?

Odette (bekämpft mühsam ihre Bewegung. Der Graf drückt seine Furcht aus, sie möchte sich verrathen). Sehr hübsch.

Bérangère. Wie sie gut und sanft aussieht! Sie war es auch.

Odette. Wer sagte es Ihnen?

Bérangère. Papa.

Odette. Ah, er spricht Ihnen manchmal von ihr?

Bérangère. Oh, fortwährend. Ich frage ihn, was sie liebte, wie sie sich kleidete, ihren Geschmack, ihre Liebhabereien. Sie war sehr musikalisch. Ich spiele ihm ihre Lieblingsstücke. Zum Beispiel, dies da von Haydn. (Setzt sich ans Piano und spielt.) Dies spielte Mama im Salon, als Papa nebenan bei ihrer Mutter um ihre Hand anhielt.

Odette (halblaut). Es ist so.

Bérangère. Papa wollte, daß man es in der Kirche bei ihrer Trauung spielen sollte.

Odette. Ja.

Bérangère (immer spielend). Sie waren dabei?

Odette. Ja.

Bérangère (zeigt auf eine Blumenvase). Dort habe ich ihre Lieblingsblumen ... weißer Flieder ...

Odette. So ist's.

Bérangère. Ich möchte Papa fortwährend an sie erinnern. Er behauptet, daß ich ihr im Gesicht nicht ähnlich sehe. Ich möchte ihr wenigstens in anderer Beziehung ähnlich sein. Sie war so liebevoll, so hingebend, so gut. Ach, Sie müssen hören, wie lieb er von ihr spricht! (Der Graf legt seinen Finger an seinen Mund und wendet sich ab. Bérangère leise.) Es schmerzt ihn. Er hat sich nie trösten können. Er liebte sie so sehr. Und sie! sie liebte ihn gewiß unendlich.

Odette (verwirrt). Man kann dies Medaillon öffnen, wissen Sie? (Bewegung des Grafen.)

Bérangère. Nein.

Odette. Doch, da ist ein Scharnier.

Bérangère. Daran habe ich noch nie gedacht, und Niemand sagte es mir.

Odette. Weil man es nicht wußte. Es sind Haare darin.

Bérangère. Von Mama! Ach welches Glück!

Odette (versucht noch immer, es zu öffnen). Sie fand, daß Ihre blonden Kinderhaare ganz den ihrigen gleichen, und so schnitt sie Ihnen eines Tages eine Locke ab ... hier an Ihrem Hals ... und sie legte sie hier neben die ihrigen, indem sie sie mit einer blauen Schleife verknüpfte.

Bérangère. Ach, wie danke ich Ihnen, Madame! Ohne Sie hätte ich nie darum gewußt. Schau doch, Papa ... hier sind meine ... da die ihrigen ... O wie danke ich Ihnen, Madame ... Ich möchte ... aber ich wage es nicht ... Ach, wenn ich dürfte! .. Erlauben Sie mir, daß ich Sie umarme? (Küßt sie.)

Odette (weinend). Mein Kind!

Bérangère. Wie gut Sie sind! .. Sie weinen bei der Erinnerung an meine Mutter.

Odette (hält sie noch umschlungen). Nein, bleiben Sie. Sie wäre so glücklich, an meiner Stelle zu sein, Sie anschauen zu können, Ihre Worte zu trinken, all Ihre Zärtlichkeit für sie zu genießen und sich sagen zu dürfen: Das Alles ist für mich!

Bérangère. Ach, wenn sie da wäre, würden wir allzu glücklich sein!

Odette (lebhaft). O, nicht wahr?

Bérangère. Welches Unglück, daß sie todt ist!

Odette. Ach, wenn nur der Tod uns trennte ... aber es gibt eine grausamere Trennung.

Bérangère. Wie so?

Odette (entschlossen). Ich kenne eine Frau in dieser Stadt ... (Bewegung des Grafen.) Ihr Vater kennt sie auch ... Eine Frau, die seit Jahren von ihrem Mann und ihrem Kinde getrennt lebt.

Bérangère. Warum?

Odette. Das Gericht hat sie geschieden.

Bérangère. Also eine schlechte Frau?

Odette. Eine Unglückliche.

Bérangère. Hat sie nie versucht, zu ihrem Manne zurückzukehren?

Odette. Er wollte sie nicht wieder sehen.

Bérangère. Und ihr Kind?

Odette. Man hat es ihr weggenommen, um es dem Vater anzuvertrauen.

Bérangère. Man hielt sie also für eine schlechte Mutter?

Odette (lebhaft). Mit Unrecht.

Bérangère. Und sie fügte sich?

Odette. Weil sie mußte.

Bérangère. Ohne zu versuchen, ihr Kind und ihren Mann wieder zu gewinnen?

Odette. Es wäre vergeblich gewesen.

Bérangère. Aber sie hätte gut, reuevoll, ganz anders als ehedem werden können, so daß man ihr hätte verzeihen müssen?

Odette. Ach!

Bérangère. Aber genug von dieser bösen Frau. Reden wir von Mama.

Odette (mit thränenerstickter Stimme). Nein, nichts mehr von ihr. Es ist zu Ende. Gott, gerechter Gott! ... Sie selbst hat mein Urtheil gesprochen! ... Welche Strafe!

Bérangère (verlegen). Vater!

Odette. Verzeihung, mein Kind ... Meine Thränen müssen Sie in Erstaunen setzen, aber Sie werden sie verstehen. Es ist natürlich ... Ich hatte eine Tochter, Ihnen ähnlich ... und ich verlor sie.

Bérangère. Ach, hätte ich das gewußt!

Odette (trocknet sich die Augen). Genug. Wie ich höre, stehen Sie im Begriffe, zu heirathen.

Bérangère. Ich hoffe es, Madame, aber es gibt noch ein Hinderniß zu überwinden, das ich nicht kenne.

Odette. Es darf keines mehr geben ... es soll nicht sein! Liebes Kind, Sie vermählen sich mit dem, der sie liebt, den Sie lieben und immer lieben werden ... und Sie werden all das Glück empfinden, das Sie verdienen. Bewahren Sie auf ewig in Ihrem Herzen das so schöne, so reine Bild Ihrer Mutter ... Sie wird Ihr Schutzengel sein. Befragen Sie sie in Ihren kleinen Leiden, theilen Sie mit ihr Ihre Freuden ... Thun Sie das für Jene, die nichts mehr für Sie thun kann.

— — Nach einer letzten Umarmung geht sie von dannen, wie sie sagt: auf Nimmerwiedersehen. Sie begreift, daß sie sich opfern muß. Sie stirbt wie die imaginäre Mutter Bérangères in den Fluthen des Oceans und realisirt so im Tode das Märchen, womit man dem Mädchen die Abwesenheit seiner Mutter erklärt hat. Die Wellen werfen ihre Leiche an den Strand. Bérangère will nicht, daß die arme Frau, die Freundin ihrer Mutter, anderswo sterbe, als in ihrer Kammer. Man erfüllt ihren Wunsch, und Vater und Tochter weinen zu ihren Füßen. Nun das letzte Hinderniß zum Glücke Bérangères beseitigt ist, wird sie dem Mann ihrer Wahl die Hand reichen.

Victorien Sardou ist nur als Bühnenpractiker groß. Wo er Politiker, Philosoph oder Moralist sein will, entwickelt er eine liebenswürdige Charakterlosigkeit. Er geht ganz ernst auf die These von der Nothwendigkeit der Ehescheidung los und läßt sie im Stich, kaum daß er sie recht entwickelt hat. Ueberdies vergißt er die Schuld des Weibes, da die Sühne hereinbrechen soll, um auf den Trümmern der Weiblichkeit das erhabene Ideal der Mutterliebe groß und herrlich emporwachsen zu lassen. Der Wagebalken der dramatischen Gerechtigkeit ist nicht genau eingestellt. Der Graf hat an der Mutter gerächt, was die Gattin verbrochen; der Vorwurf, der ihm bleibt, ist die Strafe dafür. Aber Odette? Sie wird uns in ihrer ganzen Verworfenheit als Weib gezeigt, um mit Einemmale als Mutter verherrlicht zu werden. Das Martyrium ist immer eine Glorification.

Paris. E. Bukovics.

Notizen.

Die innere Lage hat sich seit den letzten Wochen mehr und mehr verwirrt. Wohin wir steuern, weiß Niemand, und man versteht nicht einmal die Züge, wie sie hin und her zum Erstaunen der Zuschauer ausgeführt werden. Wäre Jemand verreist gewesen und nach Monatsfrist zurückgekehrt, so würde es keine leichte Aufgabe sein, wollte man ihm Alles, was in der Zwischenzeit bei uns gesprochen und prophezeit wurde, zum Verständniß bringen. Er würde an einen zweifelhaften Scherz des Erzählers glauben. Das Wahlergebniß hatte auf die conservative Heerschaar zuerst offenbar verblüffend gewirkt. Die ganze Agitation mit allen ihren nichts weniger als idealen Mitteln, mit ihren bedenklichen, oft sogar von der politischen und socialen Aesthetik verurtheilten Hetzereien war umsonst gewesen! Die gehoffte feste Majorität für die bekannten Entwürfe ohne jede Phrase hatte sich verflüchtigt. Eine ganze Reihe von feudalen Parteichefs, die protectionistischen in erster Reihe, waren zu Boden gestreckt. Die heiß ersehnte Mehrheit war nur noch auf dem peinlichen Wege nach Canossa zu haben, und auch da nicht mit voller Sicherheit. Die Organe der Rechten äußerten sich beklommen, hatten das früher zur Schau getragene Selbstvertrauen eingebüßt und den hochmüthigen Ton den Liberalen aller Schattierungen gegenüber merklich herabgestimmt. Das war der erste Act. Die übliche Pause wurde mit Conjecturen über die Eindrücke in Varzin ausgefüllt und mit dem Nachdenken über das, was nun wohl von oben herab geschehen oder unterbleiben werde. Da drangen zuerst Gerüchte von einer drohenden Kanzlerkrisis herüber, von einer möglichen Demission und dergleichen mehr. Es war wie ein Märchen aus alter Zeit oder doch aus früheren Jahren. Man glaubte sich zu erinnern, daß nach einer authentischen Versicherung aus bester Quelle das Publicum mit solchen Legenden nicht mehr gequält, nicht mehr in seinem Schlafe gestört werden sollte. Diese Parole verstummte auch sehr bald, oder wurde vielmehr gewechselt. Keine Demission, auch kein Conflict, und bis auf Weiteres auch keine Auflösung. Aber es sollte eine Aufforderung an die Führer der gegnerischen Fractionen ergehen, frisch von der Leber weg zu erklären, ob sie sich für die Uebernahme der Regierung Mannes genug fühlten. Wo nicht, müßte es schon der bisherige Steuermann mit einer Minoritätsmannschaft versuchen. Das war das neueste Thema, welches berufene Stimmen in den verschiedensten Tonarten modulirten. Dazwischen klang es auch wie ein Rückzug nach dem Altentheil des Ministeriums des Auswärtigen, während der clericale Franckenstein oder der liberale Bennigsen, oder auch beide zugleich sich mit den unverbesserlichen Gegnern im Innern herumzanken sollten. Mit dieser Perspective in mancherlei Variationen wurde die Neugier Tage hindurch abgespeist. Zu bezweifeln ist indessen, ob Herr von Franckenstein wirklich in der Erwartung eines Boten aus der Wilhelmstraße zu Hause blieb. Herr von Bennigsen hat dies sicher unterlassen. Er wußte noch von Anno 1877 her, wohin Portefeuilleangebote bei uns führen. Es war auch bald keine Rede mehr davon, und die ausgeschickten Fühler wurden bald im vollen Reichstage wieder desavouirt. Ende des zweiten Actes. Inzwischen war auch die Eröffnungsbotschaft erschienen, deren Programm zu jener vermeintlichen Schwenkung nach einer parlamentarischen Regierung hin durchaus nicht passen wollte. Die Verwirrung war größer als je. Aber es stellten sich schon Leute ein, die das geniale Geschick bewunderten, mit welchem auf dem Instrument der öffentlichen Meinung gespielt wurde. Ungefähr wie wenn Jemand einen Schlag erhält und noch mit dem Ausdrucke des Schmerzes im Angesicht die Kraft und Prästanz anstaunt, mit welcher derselbe ausgeführt wurde. Inmitten des Wirrwarrs war die von dem Gouvernement bei den Wahlen erlittene Niederlage so gut wie vergessen, und die Wenigsten bemerkten, daß es darauf gerade abgesehen war. Der großen Menge erschien wieder der allmächtige Minister wie der Beherrscher der Situation. Die Möglichkeit des Sieges war freilich nicht ausgeschlossen. Aber es handelte sich um den Preis. Ganz zuletzt wurde ein Vorstoß gegen Italien unternommen, der in den Reihen des Centrums wonniglich nachzitterte. Jetzt hatte das Chaos der Gefühle den höchsten Grad erreicht. Nun stand vor einem neuen Räthsel und war des Weiteren gewärtig. Bacon von Verulam sagte einmal, die Wahrheit erstehe leichter aus dem Irrthum als aus der Confusion. Wir befinden uns vor der Hand in dem letzteren Stadium, und man wird sich daher bis zur Offenbarung der Wahrheit noch etwas gedulden müssen.

* * *

Schillers Mädchen aus der Fremde, in dem ein scharfsinniger Literarhistoriker die bloße Personification des Musenalmanachs entdeckt hat, kommt bekanntlich mit jedem jungen Jahr, aber die Lyriker kehren sich mit ihrer Goldschnittsliteratur nicht an ein einziges Stadium des Jahres: sie kommen fortwährend und gehen nie. Zum Glück ertönt von Zeit zu Zeit im deutschen Dichterwald eine Stimme, welcher man gerne lauscht und der zu Liebe man den anderen Barden Schweigen gebieten möchte. Eine solche sympathische Lyrik bieten die „**Lieder an eine Frau von Alfred Wurzbach**“ (Stuttgart, Paul Neff). Der bekannte Wiener Kunsthistoriker, dem wir das schöne Buch über die französischen Maler des 18. Jahrhunderts verdanken, hat sich seit seiner nicht durchwegs gelungenen epischen Jugendsünde: „Laura“ die poetische Technik trefflich angeeignet. Seine Lieder sind aber nicht nur formschön, sondern auch gedanklich bedeutend und gehören zu den besten Erzeugnissen der neuesten Lyrik. Die Grundstimmung ist meist wehmüthig, aber hier und da durchbricht auch eine sarkastische Pointe die Marmorglätte von Form und Inhalt. Wurzbach hat weniger Originalität als Stil und feine Empfindung.

> Nicht eine Zeile, nicht ein Wort,
> Wie sehr ich sehnend mich auch quäle,
> Vergebens harret, seit sie fort,
> Auf ihre Grüße meine Seele.
> So sticht ein Schiff in off'ne See,
> Die Welle rauscht um seine Planke,
> Noch winkt das Segel dir: Ade!
> — Ein andrer Strand ist sein Gedanke!

* * *

Zwei bedeutende Dichter, die zudem treffliche Kunstschriftsteller und verdienstvolle Mäcene sind, haben uns fast zur selbigen Zeit zwei Werke geschenkt, welche nicht nur eine eingehende Beschreibung ihrer Kunstschätze, sondern auch kostbares autobiographisches Material bringen. Ueber Adolf Friedrich von Schacks Beschreibung seiner Gemäldesammlung haben wir bereits eingehend berichtet. „**La maison d'un artiste**“ heißt der zweite dieser gediegenen Kataloge, **Edmond de Goncourt**, der bekannte naturalistische Romancier, ist der Verfasser und Charpentier in Paris hat beide Bände verlegt. In eleganten und doch naturalistisch kernhaftem und farbigem Stil beschreibt der feinste Kenner der letztjahrhundertjährigen Kunst Frankreichs seine berühmte Galerie, die namentlich an unvergleichlichen Erzeugnissen des vorrevolutionären Kunsthandwerkes reich ist. Es gewährt ein seltenes Vergnügen, wenn der feinsinnige Cicerone uns die Schönheit einer Zeichnung von Boucher oder Watteau, einer Komode von Boule oder Riesener oder die phantastischen Reize der japanesischen Kunst erläutert und begreiflich macht.

* * *

Der beliebte Novellist **Rosenthal-Bonin** bekennt sich in seinem neuen Romane „**Der Diamantschleifer**“ (Stuttgart, Ed. Hallberger) zur Schule Hackländers, aber er übertrifft den Meister in mehr als einer Beziehung. Er schreibt ein correctes, fließendes und einfaches Deutsch, hütet sich vor geschmackloser Ueberspanntheit, hat mit dichterischem Auge die Alltäglichkeit beobachtet und weiß sie anschaulich zu schildern. Er bietet hier eine Criminalgeschichte mit Diebstahl und Mordbrennerei, mit Polizeispionage und Justizverhör, mit Proceßverhandlung und rührender Familienscene in öffentlichem Gerichtssaale und versteht es aus dem Fundament, und trotz Temme und Gaboriau stets für die nöthige Spannung zu sorgen. Der Titelheld ist ein schuldlos Verdächtigter und von Gefahr zu Gefahr laufender Märtyrer, der schließlich in den Hafen alles erdenklichen Glückes einfährt. Die Charakterzeichnung ist scharf und sicher. Rosenthal-Bonin ist auch ein trefflicher Kleinmaler, der uns die Umgebung seiner Helden in plastischer Weise darzustellen weiß, ohne sich in gleichgültigem Detail zu verlieren. Wie Turgenjew und Dickens gibt er dem Porträt seiner Leute kleine feine Striche, welche die innere Physiognomie des Menschen sichtbarer machen, und verweilt bei anscheinend geringfügigen Vorgängen und Thatsachen, die aber stets zu einer handelnden Person in charakteristischer Beziehung stehen. Es ist ein interessanter und lesenswerther Roman, der sich den früheren Werken und namentlich den feineren und künstlerisch edleren Novellen des trefflichen Erzählers würdig anreiht.

* * *

Zur stattgehabten Eröffnung des **Kunstgewerbe-Museums zu Berlin**, dem wir in Nr. 42 einen längeren Artikel gewidmet haben,

erscheint soeben eine prachtvoll ausgestattete Festschrift in Folio auf Büttenpapier mit meisterhaften Radirungen von Lorenz Ritter und in den Text gedruckten Illustrationen von Max Klinger. Sie ist des schönen Unternehmens würdig, welches bestimmt ist, das künstlerische Vermögen unserer Nation durch die Schule in das Leben zu tragen und Kunst und Handwerk wieder zu vereinigen.

* * *

Werther und seine Zeit. Zur Goetheliteratur von **J. W. Appell.** Oldenburg, Schulze. Das bekannte, beinahe klassische Buch des vielbelesenen Bibliothekars am South Kensington-Museum erscheint hier in gänzlich umgearbeiteter und stark vermehrter dritter Auflage, volle 26 Jahre nach seinem ersten Erscheinen. Es ist eine trefflich geschriebene und klar gegliederte Darstellung der Aufnahme und der tiefgreifenden, aber bisweilen auch recht komischen Wirkungen des epochemachenden Erstlings — literaturgeschichtliche Andeutungen, Anekdoten und Actenstücke zur näheren Charakteristik der Werther-Zeit nebst bibliographischen Angaben, welche u. A. für die Verbreitung des Werther im Auslande, namentlich unter den Franzosen, Engländern und Italienern, die vollständigsten Beweise liefern. Aus jeder Seite dieser meisterhaften Monographie glauben wir Goethes melancholische Klage zu vernehmen:

Hast an liebender Brust das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechselbalg nur gibt dir der Leser zurück.

* * *

Die rühmlichst bekannte Verlagshandlung von **Otto Spamer** in Leipzig, die in der von ihr gepflegten Specialität der Jugendliteratur höchstens in dem Pariser Editeur Hetzel an Umsicht der Leitung, Reichhaltigkeit des Stoffes und Geschmack von Inhalt und Form ihres Gleichen findet, bietet auch zu den bevorstehenden Festen wieder ein ganzes Füllhorn von Gaben, die wir alle ohne Ausnahme jeder Familie warm empfehlen können. Wir nennen unter den für die Kinderstube berechneten Novitäten: **Michaels Schönste Märchen aus 1001 Nacht** mit geschmackvollen Illustrationen von Erdmann Wagner und Hermann Vogel; dann desselben Verfassers **Mann mit der Wünschelruthe** und **Rings um die Welt**, zwei vortreffliche Erzählungen für erwachsene Töchter, ferner die lehrreichen Charakterbilder hochsinniger Menschen, wie sie uns **Raths Buch vom braven Mann** zeigt; endlich **Ottos Unter Kobolden und Unholden**, und **Pfeils Deutsche Sagen**, zwei sinnige Auswahlen unserer besten Sagen und Märchen, unter denen wir auch manches reizvolle Stück von August Kopisch und de la Motte-Fouqué finden. Besondere Anerkennung verdient es, daß Otto Spamer stets darauf bedacht ist, unsere kleinen Leute mit den allerneusten Entdeckungen und Erfindungen bekannt und ihnen die wichtigsten Fortschritte auf wissenschaftlichem Gebiete mundgerecht zu machen. So beschäftigt sich die Novität: **Aus dunklen Tiefen zum Sonnenlicht** von **Hermann Kunz** mit den Ausgrabungen auf Hissarlik, Samothrake, in Ninive, Karnak, Olympia, Pergamon, Tyrus und Pompeji, **Weinlands Rulaman** mit Ferdinand Kellers Pfahlbautenforschungen, und in den gleichzeitig erschienenen neuen Auflagen von **Wagners Hellas** und **Rom**, zu deren Empfehlung nichts mehr gesagt zu werden braucht, finden die Entdeckungen Schliemanns ebenfalls sorgfältige Berücksichtigung. Während sich der Prachtband: **Allgemeines Familien-Spielbuch** an alle Kreise wendet, welche in den besseren Spielen und Unterhaltungsweisen körperliche Erholung und geistig-gemüthliche Anregung suchen, und in faßlicher Weise Bedeutung, Geschichte, Kunstausdrücke und Gesetze fast aller Spiele erörtert und durch ein halbes Tausend vortrefflicher Illustrationen, Tabellen und musikalisch-dramatische Beilagen erläutert, wollen die zwei neuen Bände des vaterländischen Ehrenbuchs: **Franz Ottos Fünfzig Jahre aus Preußens und Deutschlands Geschichte** (1815—1870) und **Das große Jahr 1870 auf 1871** durch interessante Bilder und Schilderungen aus den neuesten Ehrentagen unserer Geschichte den Patriotismus und das historische Gefühl von Volk und Jugend wecken. Hierbei verweisen wir auch noch auf das ungemein verdienstvolle Unternehmen: Bibliothèque illustrée pour la jeunesse et la famille, welches für die Förderung des französischen Unterrichts im Elternhause berechnet ist und unsere wiedergewonnenen Stammesbrüder in Elsaß und Lothringen allmählich für deutsche Art und Bildung empfänglicher stimmen will, also einen höheren patriotisch-pädagogischen Gedanken verfolgt, der dem Spamer'schen Verlag Ehre macht.

Offene Briefe und Antworten.

Nord- und Südfrankreich.

(Auszug aus dem Pariser Journal: „Le Voltaire" vom 23. November.)

In der bekannten Berliner Zeitschrift: „Die Gegenwart" (Nr. 46) finden wir eine sehr eingehende Besprechung von Daudets „Numa Roumestan", von welcher namentlich der politische Beigeschmack für uns Franzosen von hohem Interesse ist. (Folgt eine ziemlich genaue Uebersetzung mit allerlei ironischen Ausrufungszeichen.) Der leichtgläubige Verfasser, Herr Theophil Zolling, hat offenbar die Phantasien des geistreichen Humoristen Daudet und die lyrischen Exaltationen der neuprovençalischen Dichter wörtlich genommen, denn er kommt auf den Schluß, daß sich Nord- und Südfrankreich mit gezücktem Messer gegenüberstehen und im Begriffe sind, handgemein zu werden. (?!) Und „Numa Roumestan" ist das Pfand dieses „Rassenhasses", denn Herr **Zolling bedient sich wirklich dieses Wortes** und freut sich offenbar auf den Ausrottungskrieg zwischen Nord und Süd. Ach, seine Hoffnung wird zu Schanden werden! Die Einheit unseres lieben Vaterlandes ist so vollständig und stark, daß sie in Zukunft nicht mehr compromittirt werden kann. Die dermaligen Ereignisse von jenseit des Rheines beweisen jedoch klar, daß Deutschland nicht ein Gleiches von sich selbst behaupten kann. Gerade weil Frankreich ein compactes und untheilbares Staatswesen und eine einzige Familie bildet, in welcher die Solidarität für eine der ersten Tugenden gehalten wird, just deshalb können wir uns erlauben, unsere Rassen-Eigenthümlichkeiten zu verspotten, die glücklicherweise mit dem deutschen Particularismus nichts gemeinsam haben.

Jean Saunier.

Antwort.

„Wir kennen das Lied, wir kennen den Text,
Wir kennen den Herrn Verfasser,"

denn es ist ja nicht das erste Mal, daß die Pariser Journale — auch die Zeitungen Le Gaulois, Gil Blas, Le Reveil, Le Temps secundiren dem Voltaire — über einen Deutschen herfallen, der die Thatsache zu constatiren wagte, daß zwei Fünftheile Frankreichs von einem Volke bewohnt sind, das nicht französisch spricht und denkt und den östlichen und westlichen Nachbarn weit näher verwandt ist, als den Nordfranzosen. Obwohl nicht im mindesten ein Franzosenfresser, ist mir diese liebenswürdige Aufmerksamkeit von Seiten der Pariser Tagespresse bereits früher einmal zu Theil geworden, und noch vor mir auch dem Straßburger Professor Dr. Eduard Boehmer, der nach einer Studienreise durch Südfrankreich 1870 eine treffliche Broschüre: „Die provençalische Poesie der Gegenwart" veröffentlichte und zum Lohne dafür als envoyé de Bismarck et agent prussien verunglimpft wurde. Herr Saunier — der, nebenbei gesagt, seine Argumente mehr durch Insulten ersetzt, die ich aus Reinlichkeitsgründen in dem obigen Auszug unterdrückt habe — vergißt vor Allem, daß ich mit meiner Ansicht über die antifranzösischen Neigungen der „Félibrige" genannten neuprovençalischen Dichterschule, die keineswegs nur „lyrische Exaltationen" hegt, nicht allein stehe. Eugène Garcin klagte schon 1875 in seiner Schrift: „Les Français du Nord et du Midi" (Paris, Didier) und in seiner späteren Broschüre: „Croisade du Provençal contre le Français" zuerst Mistral und seine Schüler des Hochverrathes an. „Ihre Theorien machen den Legitimisten Hoffnung, denn sie streiten für die alten Provinzialzustände; sie haben anderseits viel Verführerisches für die Republikaner, da sie den Bundesstaat anstreben. Deshalb schlägt ihr System in der Provence und in Catalonien Wurzel, und **selbst in den Cirkeln von Paris werben ihre Gedanken Legionen** ... Wenn jemals die Einheit Frankreichs bedroht werden könnte, so wird die darauf zielende Bewegung in der Provinz der Langue d'Oc und in den Gegenden um Bordeaux beginnen." Mein bester Gesinnungsgenosse ist aber der beliebte Pariser Romancier, Historiker und Feuilletonist Jules Claretie, der das antifranzösische Treiben jener Volksdichter ebenfalls denuncirt hat. „Man könnte," schreibt er im „Evénement" vom 20. Juli 1876, „man könnte über die feierliche Aufgeblasenheit dieser dichtenden Kirchthurmspolitiker lachen, wenn sich hinter ihren literarischen Prätentionen nicht

ein tiefer Haß gegen das moderne und republikanische Frankreich verbergen würde. Im Grunde zürnen diese unzufriedenen Söhne unserem Lande aus dem einfachen Grunde, weil es von ihren Gedichten nur dann hören will, wenn sie ihnen zugleich eine französische Uebersetzung beigeben, und sie grollen vor Allem der Republik, weil sie den Teufel nach ihren von scharfem Sakristeigeruch erfüllten provençalischen Versen fragt. Dieser Haß, diese separatistische Laune — denn es fehlte nicht viel und sie würden offen davon sprechen, sich vom Vaterlande zu trennen, aber was sage ich? sie reden und schreiben ja bis zum Ueberdrusse davon! — dies Alles kam bei Anlaß der zu Ehren Petrarcas in Avignon stattgehabten Festlichkeiten zum Vorschein. Niemand hätte sich beim Anhören aller dieser Reden, welche ebenso viele Lobgesänge zu Ehren des Papstes, als Angriffe auf das neue Frankreich waren*), noch auf französischem Boden geglaubt. Herr Nigra, der italienische Gesandte, wollte von der Brüderschaft Italiens und Frankreichs reden, aber seine Worte wurden mit eisiger Kühle und sogar mit brutalem Zischen begrüßt. Erst der gelehrte Alfred Mézières ließ inmitten dieses separatistischen Concertes ein wirklich französisches Wort ertönen. Zuletzt stand noch der liberale und patriotische Félibre Herr Felix Gras auf — rara avis! — und brachte unerwarteter, erstaunlicher, entsetzlicher, unmöglicher Weise einen Toast aus, der die ganze Sippschaft zu einer Grimasse veranlaßte ... einen Toast auf — die dreifarbige Fahne Frankreichs! Ja, vor zwei Jahren galt es für einen provençalischen Reimschmied für einen Act der Kühnheit, auf die nationale Tricolore ein Hoch auszubringen! Dieses einzige Factum mag den sogenannten Patriotismus der Félibres kennzeichnen! Allerdings wird die separatistische Strömung durch muthige Kräfte bekämpft und aufgehalten. Aber sie existirt, und das allein ist schon zu viel. Und von alledem ahnen die Pariser gar nichts! Man sage nicht: Das habe keine Bedeutung; es sei eine Gruppe in der Nation, ein verlorener Winkel im Vaterlande. Nach dem schrecklichen Jahre, wo das unsterbliche Frankreich am Sterben lag, muß man alle Gefahren kennen. Gerade damals, da Frankreich unter der Amputation zweier Provinzen seufzte, da redeten diese Leute davon, nun wollten sie von dem Mutterlande auch noch die „unglückliche“ Provence losreißen, die „schmerzenreiche Gefangene“, welche die „Männer von jenseit der Loire“ in Ketten geschlossen haben. . .“

Natürlich erregte dieser Artikel das peinlichste Aufsehen. Sofort beeilten sich aber die mit vereinten Kräften allmächtigen Pariser Roumestans an den Patriotismus des muthigen Claretie zu appelliren und diesem Schweigen aufzuerlegen, denn es ist ein Grundsatz der französischen Journalistik, dem Auslande gegenüber die schönste Eintracht im Hause Frankreich zu proclamiren. Allein das Wetter brach zum zweiten Mal wenige Monate später los. Aubanel und andere Sänger der Avignoner Dichterschule waren nämlich bald darauf nach Paris gekommen, wo sie sich von der provençalischen Landsmannschaft „La Cigale“ und ganz Paris mehrere Wochen lang feiern ließen. Aubanel gehört zu den wenigen Félibres, welche nicht für die Trennung der Provence von Frankreich sind, und so ließ er denn mehrfach „das gemeinsame große Vaterland“ Frankreich hoch leben. Jedoch als er und seine Getreuen in die Heimat zurückkehrten, da wurden sie von Mistral und den übrigen Dichtern mit dem ungnädigen Ausruf empfangen: „Vous avez trahi la Provence!“ So zu lesen im Marseiller Blatte: Le Peuple und Journal de Marseille vom 6. und 12. Januar 1879. Fast gleichzeitig erschienen meine Feuilletons: „Moderne Troubadours“ in der „Neuen freien Presse“ und wurden sofort durch den Pariser Journalisten Jules Mayer im Evénement vom 29. Januar 1879 als förmliche Anklageacte wider Mistral benutzt. Was hierauf geschah, habe ich bereits in meiner Recension angedeutet: Mistral gab mit einem Begleitbriefe Daudets im Evénement vom 10. Februar 1879 eine schielende Erklärung voller Widersprüche und Zweideutigkeiten, worin er sich als Opfer eines abscheulichen Mißverständnisses hinstellte. Herr Saunier mag dadurch beruhigt worden sein; weder die Herren Garcin und Claretie, noch ich und jeder Wissende theilen seine „Leichtgläubigkeit“.

Diese franzosenfeindliche Stimmung in gewissen Kreisen des Südens läßt sich aber bis in die neueste Zeit und bis in die Pariser Journale hinein verfolgen. Die bekannte legitimistische Zeitung: Le Constitutionnel bringt unterm 6. Juli 1880 unter dem Titel: La Garonne einen Leitartikel, dem ich folgende Stellen entnehme: „Söhne der Westgothen oder der Sarazenen, sind die Gascogner immer bereit, sich von Frankreich zu trennen. Im Februar 1871 hätten sie gerne Gambetta die Krone des Südens angeboten, wenn Jules Simon sich nicht ins Mittel gelegt hätte. Sie wollen nur dann zu Frankreich gehören, wenn sie die Franzosen unterdrücken können. Sie verfolgen offenbar noch immer die Revanche ihrer Väter, der Albigenser, welche von den Männern des Nordens zermalmt wurden. . .“*)

Besonders scheint Herr Saunier durch meine Bemerkung gekränkt, daß der neue Roman Daudets den Antagonismus zwischen Nord und Süd behandle. Wenn er wirklich daran zweifelt, so empfehle ich ihm das ganze Kapitel X: Nord et Midi; dann die Seiten 33, 107, 123, 179, wo die Abneigung der Lateiner und Kelten, ihre sich gegenseitig antipathische Verschiedenheit in Sprache, Sitte und Land (S. 33), ein instinct de race, wie es beschönigend heißt, constatirt wird. Am meisten fühlt sich aber Herr Saunier durch meinen Ausdruck: „Rassenhaß“ beleidigt. Nun, ich habe ihn ebenfalls Daudets Roman entlehnt. Er findet sich Seite 182 schwarz auf weiß.

Aber Herrn Sauniers Trumpf ist ja der stolze Hinweis auf die compacte Einheit Frankreichs, und er schüttelt sich ordentlich vor Lachen bei dem Gedanken eines Krieges zwischen Nord und Süd. Er scheint Anno 1870/71 noch sehr jung gewesen zu sein, sonst hätte er gewiß von einer Ligue du Midi läuten hören, welche die Sache des Südens von der des Nordens trennen und den Frieden um jeden Preis etiam manu militari wollte. Er kann hierüber in dem interessanten Buche seines Collegen Maxime Rude: „Confidences d'un Journaliste“ (Paris, Dreyfous 1876) viel Erbauliches erfahren. Damals besang Mistral höhnisch die „erniedrigte Babylon an der Seine“, der provençalische Almanach (1872) schrieb: „Der ganze Süden beginnt zu murren: Decentralisation! Das kraftvolle Catalonien, all seinen Schwestern voran, ruft laut „Föderation!“ und Auguste Fourès (Lauseta, II. Jahrgang, Montpellier) jubelte bei der Nachricht, daß Broglies und Talleyrand-Périgords im deutschen Heere dienen: „Lache in deinem Grabe, Henker der Albigenser, denn einer deiner Nachkommen naht an der Spitze eines preußischen Heeres, um die Franzosen zu tödten!“

Schließlich muß ich auch des hinkenden Vergleichs erwähnen, den Herr Saunier zwischen dem südfranzösischen und dem deutschen Particularismus zieht. In ganz Deutschland wird fast nur eine einzige Sprache, die deutsche, gesprochen. Die Mundart von vierzehn Millionen Franzosen und dreißig Departements ist aber weder die französische, noch ein französisches Patois, sondern die ganz selbstständige, uralte occitanische Schwestersprache des Französischen und Italienischen. Wie grundverschieden die beiden Sprachen Frankreichs sind, beweist Herr Saunier schon dadurch, daß er aus meinem „Capoulié (Haupt, Führer) der Avignoner Troubadours“ einen sehr ungewissen „troubadour avignonnais Capoulié“ gemacht hat!

*) An diesem Feste donnerte Mistral gegen „die immer wachsende Unterdrückung der Provence durch Paris“. (S Armana prouvençau, Avignon 1875.) Bei einer anderen Gelegenheit rief er aus: „Das kleine Vaterland kommt allerdings vor dem großen. Wir Provençalen sollten Franzmänner (francimands) werden? Niemals!“ (Vgl. Vorrede zu „Mireio“, 1. Aufl.)

*) Mistral, Note zum I. Gesang seines Epos: „Calendau“, worin die Prinzessin Esterelle (Provence) aus den Händen des Räubers Séveran (Frankreich) befreit wird: „Der Albigenserkrieg war weniger ein Religionskrieg, als ein Rassenkampf des Nordens gegen den Süden. Der Triumph der Francimonds über die Provençalen war der Sieg der Barbarei über die Civilisation und verzögerte den Fortschritt um zwei Jahrhunderte.“

Theophil Zolling.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher &c. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart“
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Inserate.

Hierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlungen Otto Spamer und Otto Wigand in Leipzig, Louis Ehlermann in Dresden und der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Redaktion und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von A. H. Teubner in Leipzig.

№ 51. Berlin, den 17. December 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt:

Farbige Bücher.

In allen Schattirungen des Regenbogens durchschillern sie unsere Bibliotheken, wo sie auch mit den Jahren einen stattlichen Raum einnehmen. Jeder Band hat seine vorgeschriebene Nüance. Blau, gelb, roth, grün, je nachdem sie aus England, Frankreich, Oestreich oder Italien stammen. Der Inhalt besteht aus amtlichen Depeschen und Telegrammen, die den Parlamenten und Kammern bei deren Eröffnung oder nach dem Abschluß einer wichtigen, meist internationalen Frage mitgetheilt werden. Die ältesten sind die englischen, weswegen man sie auch oft mit einem generellen Namen als Blaubücher bezeichnet.

Deutsche Schriftstücke wurden den Volksvertretungen in Preußen und im Reiche bis jetzt nur sehr selten, wenn überhaupt, zugänglich gemacht. Fürst Bismarck namentlich hat sich stets über derartige Collectionen etwas despectirlich geäußert. Eine wirkliche Bedeutung, meinte er, erlangten sie nur, wenn ein Conflict drohe oder schon ausgebrochen wäre. Er selbst hat denn auch einige Bündel officieller Depeschen nur für bestimmte augenblickliche Zwecke veröffentlicht. So auf einem Umwege beim Ausbruch des französischen Krieges zur Enthüllung der durch Benedettis Auftraggeber versuchten Conspiration gegen Belgien; directer bei Gelegenheit des Arnimprocesses, und wenn eine Wendung des Culturkampfes eine bezügliche Publication räthlich erscheinen ließ. Es waren Mittel der Kriegführung neben vielen anderen.

Von Zeit zu Zeit wird in der heimischen Presse der Wunsch nach deutschen Blaubüchern laut, aber nicht in sehr lebhafter Weise. Man weiß, daß bei uns die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nur in einer Hand ruht, bescheidet sich auch, wenig davon zu verstehen. Wozu also Blaubücher? Dazu kommen zwei gewichtige Argumente, die gegen die Einführung jenes Brauches in Deutschland vorgebracht werden. Das eine ist mehr allgemeiner Natur. Man will nämlich wissen, die bewußten blauen Bücher, oder welche Farbe sie sonst haben mögen, enthielten nur im Voraus und mit Rücksicht auf die parlamentarischen Parteien oder das Publicum präparirte Depeschen, während die wichtigsten Dinge in vertraulichen Zuschriften sowie chiffrirten Telegrammen ihre Erledigung fänden und in unzugänglichen Archiven zurückgehalten würden. Der gründliche und bekanntlich stets sehr aufrichtige Deutsche wolle sich aber nicht damit abspeisen lassen und verzichte daher lieber auf die lückenhafte und wenig ersprießliche Lectüre.

Der andere Grund in negativer Richtung ist scheinbar noch triftiger. Man behauptet, die Blaubücher würden bei uns nicht gelesen werden. Die von der modernen Presse verzogenen Leute interessirten sich ungleich mehr für irgend eine pikante Neuigkeit, als für das flüchtigste Studium abgethaner Dinge. Auch die Blätter wären nicht dafür eingerichtet. Könnten sie einmal irgend ein diplomatisches Actenstück zuerst, wie eine Art Enthüllung, mittheilen, so bereite das der Redaction und dem Verleger einen glücklichen Tag. Der Abdruck eines in einer andern, vielleicht gar rivalisirenden Zeitung erschienenen Exemplars beanspruche schon in der Regel einen zu großen Raum. Für irgendwie umfassende Auszüge aus einem Blaubuch wäre dieser aber gewiß nur in sehr seltenen Fällen und bei besonders packenden Gelegenheiten vorhanden.

Den äußeren Beweis dafür liefert allerdings die Art und Weise, wie Depeschenfascikel von jenseits der Grenze Seitens der öffentlichen Organe in Deutschland behandelt werden. Man begnügt sich mit einer möglichst kurzen Analyse, welcher im besten Falle ein den allgemeinen Eindruck skizzirender Leitartikel folgt, womit dem Bedürfniß genügt und die fragliche Geschichtsperiode abgeschlossen ist. So widerfuhr es beispielsweise dem jüngsten östreichischen Rothbuch über die Orientfrage. Man kannte dasselbe großentheils nur durch die Excerpte der Wiener Blätter, stutzte sie noch etwas compacter zurecht und verwerthete das Ganze für den Nachweis, daß das Ministerium Gladstone sich mit sehr bösen Plänen gegen die Türkei getragen habe, was indessen die conservativen Mächte, wie man sie nennt, noch zur rechten Stunde glücklich abgewendet hätten. Unter diesem Gesichtspunkte gewann auch das Rothbuch eine gewisse polemische Bedeutung. Die demselben auf Kosten der vermeintlichen Gegner der Türkei entlehnten Waffen nahmen sich allerdings gerade in den Händen derjenigen eigenthümlich aus, die Rußland bei dem Ausbruch des letzten Orientkrieges in seinem Vorgehen nichts weniger als entmuthigt hatten, und deren nachträgliche Türkenfreundlichkeit jetzt dem seiner europäischen Provinzen beraubten Sultan herzlich wenig nützen kann.

Das östreichische Rothbuch übrigens enthielt für den Leser, der es im Original zu Gesicht bekam und für eine halbwegs aufmerksame Durchsicht einige Zeit erübrigen konnte, manchen unerwarteten Fingerzeig zur Erklärung dessen, was in den verschiedenen Phasen des vorläufigen Schlußactes der orientalischen Frage im vorigen und diesem Jahre präparirt oder geschehen war. Man konnte dadurch auch über die künftige Stellung der verschiedenen Kabinete, wenn es einmal wieder losgehen sollte, einigermaßen orientirt werden.

Von einigem Interesse wäre auch vielleicht ein Vergleich der östreichischen Depeschen mit den in dem früher in London ausgegebenen Blaubuch enthaltenen englischen über dieselben oder verwandte Themata. Manches erscheint dadurch unter einem etwas verschiedenen Gesichtswinkel, ergänzt, ja berichtigt

sich vorkommenden Falles gegenseitig. Wollte man diesen oder jenen Punkt vorwiegend betonen, könnte daraus sogar ein öffentliches Wortgefecht entstehen, vor welchem friedfertige Geister um so mehr zurückschrecken dürften, als der Nutzen solcher retrospectiven Debatten fraglich ist. Der Historiker allerdings wird sich einmal später der näheren Untersuchung dieses oder jenes strittigen Punktes nicht ganz entziehen können.

Da waren unter Anderem in der sechsten Nummer des englischen Blaubuches über Griechenland einige Depeschen des Herrn Goschen aus Konstantinopel zu lesen, mit recht bemerkenswerthen Rückblicken auf seine vielbesprochene sogenannte Mission in Berlin im Monat Februar dieses Jahres. Man erfuhr dadurch Mancherlei über die Stellung Deutschlands zu den damaligen Verhandlungen, was früher nicht ganz so deutlich erkennbar war und deswegen im Vorbeigehen notirt zu werden verdiente.

Es gab nämlich eine Zeit, wo eine einflußreiche Militärpartei in Konstantinopel von den Beschlüssen der Berliner Conferenz über Griechenland nichts hören wollte und einen Conflict vorzog, der vielleicht der Türkei, wie man sich dort die Sache vorstellte, einen Ersatz für die in dem letzten Kriege verlorenen europäischen Provinzen auf Kosten Griechenlands einbringen konnte. Eine angemessene Pression auf die Pforte zur Stärkung der mehr weisen und maßvollen Rathgeber des Sultans erschien daher mehreren Kabineten unumgänglich. So schrieb denn Goschen an Granville aus Konstantinopel vom 22. Februar d. J. dem Sinne nach, die Botschafter thäten nichts, um unklugen Entschlüssen der türkischen Militärpartei vorzubeugen. Er wisse aber, daß die Verhinderung derartiger Schritte einen Theil des Programms des Fürsten Bismarck ausmache. Zwar kenne er nicht die Instructionen des Grafen Hatzfeldt, aber der deutsche Botschafter erörtere doch Maßregeln, die etwa nothwendig werden könnten, um die Türkei zur Raison zu bringen. Graf Hatzfeldt habe deswegen den Transport von 30,000 Mann griechischer Truppen auf Schiffen der Großmächte nach den Dardanellen als ein mögliches Mittel angedeutet. Zu dem Plane sollte auch gehören, daß die Türkei wissen müsse, die Griechen könnten eventuell zu Schiffe unterstützt werden. Goschen räth zur Vorsicht und fürchtet, die Unthätigkeit der Botschafter einerseits sowie irgend ein plötzlicher Entschluß der Türkei auf der anderen Seite, wenn diese nicht rechtzeitig gewarnt würde, möchten bedenkliche Folgen haben. Dabei beruft sich Goschen darauf, daß Graf Hatzfeldt die Genauigkeit seiner Erinnerungen von seinen Gesprächen mit Fürst Bismarck nicht bezweifelt habe.

In einer Depesche vom 3. März kommt Goschen ausführlicher auf seine Gespräche mit Bismarck zurück, bestätigt die früheren Mittheilungen und fügt hinzu, der Reichskanzler habe nach näherer Erwägung die Idee einer von den Botschaftern in Konstantinopel zu ziehenden neuen Linie angeregt, die das albanesische Epirus bei der Pforte ließe, aber Griechenland Kreta als Ersatz gewähren würde. Wenn Griechenland annehme, solle ihm die moralische Unterstützung der Mächte zugesagt werden. Fürst Bismarck faßte sogar den Gedanken einer mehr als moralischen Unterstützung ins Auge, wünschte aber für den Augenblick keinen weiteren Schritt in dieser Richtung zu bezeichnen. Doch zweifelt Goschen nicht, daß die mehr als moralische Unterstützung das Wesen des ganzen Planes ausmache. „Ich drang bei Seiner Durchlaucht," schreibt Goschen, „auf weitere Erklärungen über diesen Punkt, und er gab endlich die Zulässigkeit dessen zu, was er scherzend die unmoralische Unterstützung nannte. Ich fühlte einige Besorgniß, daß im letzten Augenblicke nur eine moralische Unterstützung versprochen werden dürfte und daß daher der ganze Plan zusammenbrechen könnte, aber jede Macht würde natürlich die Freiheit der Action behalten, mehr zu versprechen."

Es versteht sich, daß solche vertrauliche, zum Theil offenbar hypothetische Andeutungen keine genügende Handhabe für einen festgefaßten Plan bieten konnten. Die Eindrücke Goschens, wie der Schluß seiner Depesche beweist, waren bezüglich der Ausführung noch keineswegs zuverlässig. Auch wissen wir ja durch das östreichische Rothbuch, daß alle vorsichtigen Anstrengungen und Rathschläge Haymerles stets von Berlin aus die nachdrücklichste Unterstützung fanden. Der Bericht Goschens über seine Unterredungen mit Bismarck bleibt darum doch ein merkwürdiges Actenstück, das der Vergessenheit nicht ganz anheimfallen sollte. Bewiesen ist dadurch auch, daß es selbst England zu jener Zeit nur um eine auf die Pforte auszuübende Pression zu thun war, und auch das Ministerium Gladstone die hohe Bedeutung der ottomanischen Wache am Bosporus zur Abwehr russischer Gelüste keineswegs unterschätzte.

Jedermann weiß, daß das gegenwärtige englische Ministerium den liberalen Parteien in anderen Ländern, welche Ignatieff und den Panslavisten gegenüber trotz Danzig auf ihrer Hut sind und bleiben werden, ungleich weniger sympathisch ist, als es seine conservativen Vorgänger waren. Man hat Gladstone mit Recht oder Unrecht seine antitürkischen Wahlreden nicht vergessen. Auch waren die ungestümen Mittel und Wege, welche er bei der Dulcigno-Affaire anwenden wollte, nicht nach Jedermanns Geschmack. Sollte er aber in der griechischen Verwicklung auf Goschens Berichte hin geglaubt haben, daß er, um einen starken Druck in Konstantinopel im Sinne des Friedens auszuüben, auf Deutschlands Unterstützung rechnen dürfe, so wäre das begreiflich.

Dem einfachen Menschenverstande hat niemals einleuchten wollen, welches Interesse wir hätten, bei Rußland den Glauben zu erwecken, daß, sollte es einmal seine Pläne gegen die Türkei wieder aufnehmen, ihm Englands Unterstützung gesichert wäre. Der Beweis müßte erst noch erbracht werden, und eine gesunde Politik sollte sich bis dahin, wie es scheinen will, mit solchen Ermuthigungen vorsehen. Vielleicht wird diese bessere Erkenntniß am Ende doch durch eine gelegentliche Kenntnißnahme von dem Inhalt der blauen oder rothen Bücher etwas gefördert werden.

E. Frensdorff.

Die Parteien im Reichslande.

Was einem jeden, den elsaß-lothringischen Angelegenheiten auch noch so fernstehenden Beobachter bei den diesjährigen Wahlen von vorn herein ins Auge fällt, ist das ebenso plötzliche als vollständige Verschwinden der autonomistischen, oder, wie sie sich nannte, der elsässischen Partei und der Wiedereintritt einer geschlossenen Gruppe von Elsaß-Lothringern in den Reichstag, wo sich dieselbe, im directen Anschluß an die vorjährigen Protestler und Clerikalen, in nächster Nähe des Centrums ihre Plätze belegt haben. Die erste Frage, die uns das jetzige so veränderte Wahlergebniß aufdrängt, ist die, ob und in welchem Maße dasselbe uns andeuten soll, daß die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen mit der Wirksamkeit der Autonomisten und mit der direct aus derselben hervorgegangenen Neuconstituirung jenes Landes, folglich mit der Verlegung der Regierung nach Straßburg, und mit der Erweiterung der Befugnisse des Landesausschusses, nicht mehr einverstanden ist? Sollte sie es wirklich nicht sein, so wäre es ja ein Leichtes für die Regierung und für den Reichstag, die früheren Zustände, die nur für die Elsaß-Lothringer unangenehme waren, wieder herzustellen, und somit dem mit und gegen sich selber streitenden Lande seinen Willen zu thun. So einfach stellt sich aber die Frage nicht, und gerade darin, daß keine Frage in Elsaß-Lothringen sich einfach gestaltet, daß dort Alles in trübem, vernebeltem Wirrwarr durcheinander läuft, gerade darin liegt für Deutschland, für Volk wie Regierung, die Schwierigkeit, wenn es sich darum handelt, klar in dieser vielfach gewollten Unklarheit zu sehen, oder eine von verschiedenen Seiten gefürchtete Klärung dieser chaotischen Verhältnisse herbeizuführen.

Sieht man sich diese Wahlen genauer an, so bemerkt man zuvörderst, daß die dem äußern Anschein nach rührigste aller Parteien, die Protestpartei, diesmal noch viel größere Anstrengungen gemacht hat, als dies in früheren Wahlgängen der Fall war. Die Thätigkeit dieser Partei wächst in demselben Maße, in welcher die Macht der gambettistischen Partei in Frankreich

auch wächst. Der steigende Einfluß Gambettas bewährt sich auch auf diesem Gebiete. Vor wenigen Jahren gab es noch Zeitungen in Frankreich, welche die Berechtigung und die Correctheit der autonomistischen Bewegung in objectiver Form anzuerkennen wagten; diesmal waren alle Zeitungen einstimmig in ihrer Parteinahme für die reinsten Protestler. Ein prägnantes Bild der Veränderung, die in dieser Hinsicht zu Tage tritt, liefert nun der früher so gemäßigte, so zurückhaltende „Temps", der heute zu den grimmigsten Vorkämpfern der Protestpartei gehört und in den letzten Tagen der elsässischen Wahlen eine besondere, für das Reichsland bestimmte, mit Correspondenzen aus den elsaß-lothringischen Wahlkreisen erfüllte Ausgabe veröffentlichte. Daß die verschiedenen in Paris erscheinenden Organe der Elsässer Emigration sich ebenfalls an dem Kampfe betheiligten, braucht nicht weiter betont zu werden. Im Reichslande selber lag der Schwerpunkt der protestlerischen Agitation, wie natürlich, in der Hauptstadt, in Straßburg, und verzweigte sich von da in die größeren Städte. Als ein Zeichen der Zeit muß bemerkt werden, daß mehrere von den Candidaten, jetzt von den Abgeordneten, der Protestpartei frühere Autonomisten sind, die sich aus nicht weiter nachweisbaren Gründen zu der Fahne der Protestler gewandt haben und nun, wie dies zu geschehen pflegt, zu den Eifrigsten unter ihren neuen Gesinnungsgenossen gehören. Wenngleich nun aber die Thätigkeit der Protestpartei die lärmendste war, so muß doch dahingestellt bleiben, ob diese Partei, wenn sie nicht die Unterstützung der „katholischen Partei" erhalten hätte, eine der Rührigkeit, die ihre Anhänger entwickelten, entsprechende Macht über den Wahlkörper ausgeübt hätte; und mit dieser Frage treten wir auch dem eigentlichen Knoten der ganzen reichsländischen Entwickelung näher. Aus der Sprache des amtlichen Organs, der Elsaß-Lothringischen Zeitung, sowie aus verschiedenen Verwaltungsmaßregeln geht deutlich hervor, daß die Regierung die Macht der einen wie der anderen dieser beiden Parteien kennt und daß sie sich mit dem Plane herumträgt, die katholische Partei aus der protestlerischen Heeresfolge loszulösen. Das frühere Oberpräsidium hatte eine entgegengesetzte Taktik befolgt; da die katholische Partei ihm den Krieg erklärt hatte, so behandelte es dieselbe wie einen Gegner und suchte seine Unterstützung bei deren natürlichen Widersachern, bei den gemäßigten Liberalen, die sich auf den Boden der vertragsmäßigen Thatsachen stellen zu wollen erklärten. Der weitaus größte Theil des Landes ist aber katholischer Confession; die Führer der elsässischen Centrumskämpfer nutzten diesen Umstand mit großem Geschicke aus und drängten die rein confessionellen Verhältnisse und Gegensätze in den Vordergrund. Die Folge davon war, daß die liberalen Autonomisten bei dem katholischen Volke als sektirende Protestanten verschrien wurden und daß die Gesammtheit der katholischen Elsaß-Lothringer sich, wie das Centrum in Preußen und im Reiche, um ihren Krystallisationspunkt, die katholischen Abgeordneten, in eine feste Masse zusammenballte und Front gegen die Regierung, Front mit den Protestlern gegen Deutschland machte. Die beiden Strömungen aber, die in der katholischen Bevölkerung bestehen, und wovon die eine der Autonomie, freilich aber nicht einer specifisch protestantischen Autonomie, die andere der Revanche zutreibt, konnten sich unter dieser Constellation nicht entwickeln. Unter den Katholiken behielten die Clerikalen die Oberhand, und sie waren es, welche diese Partei mit dem Proteste aufs Engste zu verbinden bestrebt waren. Diese beiden Strömungen nun von einander zu trennen und die eine wie die andere in ihr betreffendes Bett zu leiten, scheint das Ziel der neuen Regierung seit Beginn ihrer Thätigkeit gewesen zu sein. Aus diesem Gedanken lassen sich auch gewisse, so verschiedenartig aufgenommene Maßregeln in dem Reichslande erklären. Der katholischen Bevölkerung mußte, unter Voraussetzung dieses Regierungsplanes, das Gefühl beigebracht werden, daß es unrichtig war, wenn man ihr gegenüber behauptete, Deutschland sei ein Feind des Katholicismus und nur Protestanten könnten sich mit dem Reiche versöhnen. Daß dies Verwaltungsprincip nicht ohne Folgen blieb, dies beweisen mehrere Momente, die freilich durch das endgültige Resultat des Wahlkampfes bedenklich zurückgedrängt wurden, denen man aber, auch jetzt noch, jedwede Bedeutung nicht absprechen darf. Wir denken dabei an die Sprache, die der bekannte Abgeordnete Pfarrer Guerber vor Monatsfrist auf einer Katholikenversammlung in Bonn führte, als er sagte: — „Wir kommen spät, aber wir kommen! und wir kommen zu danken aus vollem Herzen ... Das Herz des katholischen (deutschen) Volkes hat sich uns genähert und wir haben uns an demselben gestärkt und gewärmt, und an dieses Mutterherz schmiegen wir uns an, um mit demselben zu leben und zu sterben. So wird die Liebe zwischen Elsaß und Deutschland, die Verbindung dadurch hergestellt werden, daß wir einig werden, daß wir einig werden in der alles umspannenden Liebe zur heiligen katholischen Kirche." Wir denken an die Sprache, welche das Organ der katholischen Partei in Straßburg ebenfalls vor Monatsfrist führte, als dasselbe sagte, es sei nothwendig, daß eine Partei sich finde, die mit der Regierung arbeite, um sie zu unterrichten, um sie aufzuklären über die Wünsche des Landes, und als dasselbe den Frankfurter Vertrag anzunehmen ausdrücklich erklärte. Wir denken ferner an die Anläufe, die noch kurz vor den Wahlen von Seiten der moderirten Führer gemacht wurden, um gegen die Protestler vorzugehen, um die Candidaten des Bischofs Stumpf in Straßburg denjenigen der Protestcandidaten entgegenzustellen; um in einer Versammlung von katholischen Notabeln in Niederbronn die Politik des Statthalters durch einen entschiedenen Bruch mit der Protestpartei zu unterstützen. Diese Anläufe brachten es freilich nicht weiter als bis zum bloßen Anlaufen; die Hetzjagd begann in dem Schooße der katholischen Partei von Seiten ihrer französischen Freunde; die Gemäßigten wurden überstimmt und überschrien, und das Organ dieser Partei mußte sich selber desavouiren, indem es, heftiger als jemals, in die protestlerische Posaune blies, die eigenen katholischen Freunde, die sich gegen den Protest ausgesprochen hatten, verleugnete und bekämpfte, — was dasselbe freilich am folgenden Tage, als es aber zu spät war, um irgendwie ein praktisches Wahlresultat hervorzubringen, nicht hinderte die Fahne noch einmal zu wechseln und die Candidatur des Bischofs Stumpf zu empfehlen. Bei dieser Partei muß man bekanntlich auf solche Wandlungen und Unzuverlässigkeiten gefaßt sein. Vielleicht hatte die elsaß-lothringische Regierung zu fest auf diesen schwanken Boden gebaut. Jedenfalls aber verdient bemerkt zu werden, daß dieselbe die Hoffnung nicht aufgibt, bis zu den nächsten Wahlen die Loslösung der katholischen Partei, und somit die Majorität der Bevölkerung von dem Protest bewirkt zu haben. Diese Hoffnung spricht die „Elsaß-Lothringische Zeitung" unumwunden aus. Ob diese Hoffnung berechtigt ist, wird die Zukunft lehren.

Was aber ist aus den Autonomisten geworden? Diese Partei ist nicht blos aus dem Reichstag verschwunden. Im Lande selbst suchen wir sie vergeblich. Eigene Candidaten hat sie nicht aufgestellt. Ihr Organ hat an dem Kampfe nicht theilgenommen. Nach den hoffnungsreichen Anfängen von 1876 und 1878 ist die Partei plötzlich in sich selbst zusammengebrochen und will sich jetzt, nach Aussage ihres Journales, damit begnügen, im Landesausschuß und im Lande selbst thätig zu sein, den Reichstag aber, mit seiner „unfruchtbaren und undankbaren Mission", den Anderen überlassen. Es erinnert diese alles Ehrgeizes baare Beschränkung seiner Wünsche vielleicht an die bekannte Bescheidenheit des Fuchses vor den Trauben. Als politisch und klug berechnet können wir dieselbe aber nicht ansehen, falls sie wirklich etwas Anderes bedeuten sollte, als eine mehr oder minder geschickte Art sich aus der Klemme zu ziehen. Im Reichstage werden nach wie vor die großen, Elsaß-Lothringen betreffenden Gesammtfragen besprochen; wenn nun, um nur Eins zu erwähnen, ein Vorschlag zur Annexion der Reichslande an Preußen oder deren Vertheilung in und unter verschiedene Staatsgebiete vor diese Versammlung gebracht würde, so hätten doch die Autonomisten ein wichtiges Interesse, auch ihre Stimme erheben zu können; dies könnten sie aber nicht mehr. Die Ursachen, auf welche dieses plötzliche Zusammenbrechen der Autonomistenpartei zurückzuführen sein dürfte, hier zu untersuchen, würde zu

weit führen. Beklagenswerth ist dies Ereigniß jedenfalls, insofern die versöhnlicheren liberalen Elemente, die sich um diesen Kern gesammelt hatten, jetzt ohne Führung zerstieben und somit an Stelle einer jungen, die Zukunft vorbereitenden Kraft ein leerer Raum tritt, von dem man nicht vorauszusehen vermag, durch was und durch wen er ausgefüllt werden dürfte. Was nun schließlich die Regierung selbst betrifft, so scheint sich dieselbe mit dem schon oben angedeuteten Gedanken befreundet zu haben, daß im Grunde genommen nicht der Protest, sondern die katholische Partei gesiegt hat, und daß diese letztere sich in kurzer Frist von dem Protest lossagen dürfte. Ob diese Voraussetzungen zutreffen, muß die nächste Zukunft uns zeigen. Jedenfalls aber darf nicht vergessen werden, daß die junge reichsländische Regierung vor die Wahlen gestellt wurde in einem Augenblicke, als dieselbe mitten in der Umwandlung der Regierungsmaximen und Verwaltungsusancen begriffen war; sie war somit in dieselbe schwierige Lage versetzt, in welcher sich ein Feldherr befindet, der in den Krieg geschickt wird, derweil er mit der Reformirung seiner Armee, mit der Einübung neuer Gewehre, mit dem Einstudiren einer neuen Taktik beschäftigt ist. Durch die Wahlen soll gewöhnlich klar gelegt werden, in wie weit die Bevölkerung im Lande mit der von der Regierung befolgten Politik einverstanden ist; in Elsaß-Lothringen aber fiel der Termin, der den Wählern und der Regierung zu ihrer gegenseitigen Verständigung und Beurtheilung gelassen werden muß, augenscheinlich zu kurz aus. Ein Land, in welchem so Vieles noch, wie dies in Elsaß-Lothringen der Fall ist, im Flusse ist, so Vieles noch im Schwanken liegt, so viele Verhältnisse noch unklar sind, so viele Keime von principieller Voreingenommenheit gegen Alles, was von der Regierung kommt, umherliegen, ein solches Land bedarf noch eine längere Frist als andere, um sich ein Urtheil zu bilden, um das Auftreten eines neuen Regiments zu würdigen und zu verstehen. Es wäre somit wünschenswerth gewesen, wenn das Reichsland noch nicht jetzt schon in die Nothwendigkeit versetzt worden wäre, neue Abgeordnete zu wählen; und diesem Gefühl hatte auch der Statthalter selber Ausdruck verliehen, als er in einer seiner letzten Reden sich dahin äußerte, daß die Wahlen zu früh kämen. Das Wahlergebniß liefert den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Bemerkung.

Theophil Zolling.

Die Ueberbürdung der Schuljugend.

Von Dr. med. F. Dornblüth.

Seitdem aus den preußischen Directorial-Conferenzen bekannt geworden ist, daß man dort 10 bis 24 Stunden wöchentlicher Hausarbeit neben 28 bis 32 Schulstunden, also 6 1/3 bis 9 1/4 Stunden tägliche Schularbeit für 10 bis 18 oder 20jährige Knaben, nicht für Ueberbürdung hält, ist wohl Jeder, der nicht als Director oder Lehrer in vorgefaßter Meinung befangen ist, der Ueberzeugung geworden, daß hierin eine thatsächliche Anerkennung der Ueberbürdung der Gymnasiasten liegt. Denn selbst ein Mann in der Vollkraft seiner Arbeitsfähigkeit dürfte nur ganz ausnahmsweise im Stande sein, bei 9 bis 10 Stunden täglicher Kopfarbeit seine Empfänglichkeit und Geistesfrische zu bewahren. Wir brauchen auch zu jener officiell in Anspruch genommenen Arbeitszeit gar nicht hinzuzurechnen, was etwa an Strafarbeiten, Nachhülfestunden, Versetzungs- und Examenrepetitionen, durch Privatlectüre, die wenigstens für deutsche Literatur und Geschichte unumgänglich nothwendig ist, für Englisch und Privatliebhabereien (Botanik, Mineralogie, Chemie, Sammlungen aller Art u. dgl. m.), für Stenographie, Zeichnen, Musik rc. noch mit Stubensitzen und Kopfarbeit an Zeit aufgewendet wird, um begreiflich zu finden, daß Eltern, die ihre Kinder unter solcher Last welken und erliegen sehen, mit Kummer und Sorgen Erleichterung oder das Ende dieser Sklaverei herbeisehnen, der sie ihre Kinder schutz- und hülflos hingegeben finden. Und wie oft werden noch jene Durchschnittsforderungen durch stärkere Ansprüche einzelner Lehrer überschritten, gegen die auch einsichtige und aufmerksame Eltern nichts zu unternehmen wagen oder vermögen, weil nur zu allgemein die Furcht verbreitet ist, jede Vorstellung werde die Empfindlichkeit der auf unfehlbare Autorität haltenden Schulmänner kränken und an den Schülern, um derentwillen sie gemacht war, sich rächen!

Seit fünfzig Jahren haben viele hervorragende Aerzte nachtheilige Einflüsse der Schulen auf die Gesundheit öffentlich dargestellt und gezeigt, daß nicht nur die rein körperlichen Einflüsse, wie das anstrengende Nahesehen, das Krummsitzen, das Zusammensein Vieler in geschlossenen, oft zu engen und schlecht gelüfteten Räumen, mangelnde Körperübung und geringer Aufenthalt im Freien, sondern daneben auch die geistigen Anstrengungen als Ursachen häufiger Gesundheitsstörungen anzuschuldigen sind. Kurzsichtigkeit, Engbrüstigkeit, Unterleibsleiden, Blutarmuth, habituelle Kopfschmerzen (Schul-Kopfweh), nervöse Abspannung oder übermäßige Reizbarkeit (Nervosität), Uebersättigung und Abgestumpftheit gegen geistige Anstrengungen und Genüsse, Frühreife, Gleichgültigkeit gegen ideale Interessen, sogar die Anfänge wirklicher Geisteskrankheit werden von ärztlicher Seite als Folgen übermäßiger Schulanstrengungen bezichtigt. Wenn Hasses Befürchtungen wegen häufiger Entstehung von Geisteskrankheiten unter den Gymnasiasten sich glücklicher Weise nicht vollauf bestätigt haben, so stimmen doch die erfahrensten Irrenärzte — wie die Verhandlungen des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, besonders Professor Finkelnburgs Referat, und diejenigen der psychiatrischen Section der Naturforscherversammlung, wo Dr. Snell (Wiesbaden 1873) aussprach: „Es ist in der That eine nur durch lange Gewohnheit und durch allmähliche unmerkbare Steigerung erklärbare Toleranz, erträglich zu finden, wenn den Kindern zugemuthet wird, nach sechs Schulstunden noch weitere drei bis vier Stunden zu Hause zu arbeiten"; und endlich die neuesten Verhandlungen der Deutschen Irrenärzte beweisen — darin überein, daß die Anforderungen der Schule sehr häufig Schwächezustände und Störungen des Geistes unmittelbar hervorrufen oder für spätere Zeit begründen. Und wo anders als in der geistigen Ueberladung der deutschen Gymnasiasten sollte wohl jener bedauerliche Rückschlag begründet sein, der die deutschen Studenten treibt und die Eltern und Behörden entschuldigen läßt, daß sie die ersten Semester des Universitätslebens, statt wissensdurstig die Lehren der Meister in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, in nichtigem, Körper und Geist schädigendem Treiben verdummeln, bis die drängende Noth des Examens sie zwingt, das für Prüfung und Brodstudium Nothwendige in möglichst kurzer Zeit sich einzupauken, um dann, alles Idealismus baar, sich in den Frohndienst des Erwerbslebens einzuspannen!

Es bedarf heute keiner Beweise mehr für diese nachtheiligen Folgen des deutschen Unterrichtssystems, das sich keineswegs auf die Gymnasien allein beschränkt. Vorzugsweise unsere höheren Töchterschulen und die an dieselben angehängten Seminarien zur Ausbildung von Lehrerinnen leiden großentheils an der gleichen Ueberbürdung und deren schädlichen Folgen. Was etwa die Gymnasiasten der oberen Klassen an grammatikalischen und mathematischen Arbeiten mehr zu bewältigen haben, das wird reichlich aufgewogen durch das jugendlichere Alter der Schülerinnen, die mit 16 Jahren ihre Schulbildung vollendet haben und mit 18 Jahren examenreif abgeliefert werden sollen. Und dann kommen bei ihnen die Handarbeiten und die Musikstunden hinzu, die doch keineswegs blos Finger- und Armanstrengungen, sondern in ganz hervorragendem Maße Kopf- oder Gehirnarbeiten, höchst ermüdende und aufreibende Geistesthätigkeit erfordern.

Die Schäden werden auch hier wie dort kaum noch geleugnet. Man sucht nur etwa noch die Verantwortlichkeit von dem System und den Lehrern auf die Eltern und die Schüler abzuwälzen. Ersteren wird, und zwar vielfach mit größtem Rechte, vorgeworfen, daß sie den Kindern keinen geeigneten Raum und keine geeignete und ungestörte Zeit für ihre häuslichen Arbeiten gewähren, — daß sie unbegabte und schwächere Schüler über ihre Kräfte, durch

Belohnungen und Strafen, auch durch Privatstunden vorwärts treiben, statt ihnen Zeit zur Erholung, zur Sammlung von Kräften und zu langsamerem Vorschreiten zu geben, wenn doch zu raschem die Kräfte nicht ausreichen, — und daß sie endlich durch Nebenbeschäftigungen, namentlich durch Musik und weibliche Handarbeiten, die Anforderung an die jugendliche Leistungsfähigkeit ins Ungemessene steigern. Vorzüglich bei den Töchtern der gebildeteren Stände wird durch das unvermeidliche Klavierspiel und die Handarbeiten, besonders zu Geschenken an Eltern, Tanten und sonstige Familienmitglieder oder andere Personen, deren Gönnerschaft erworben oder erhalten werden soll, außerordentlich viel Schoden angerichtet.

Was die Musik anbetrifft, so sollten alle Kinder, die kein Talent dafür zeigen, entschieden ganz damit verschont werden, denn der Unterricht ist für sie selbst, ihr Spiel aber für alle diejenigen, welche unfreiwillig hören müssen, eine aufreibende Qual. Aber auch die eigentlich talentvollen Kinder sollten nicht früher dem Musikunterricht hingegeben werden, als bis ihre Nerven und Muskeln hinreichend erstarkt sind, um ohne Schaden ertragen und leisten zu können, was bei förderlichem Unterricht von ihnen verlangt werden muß, und um die merklichen Fortschritte machen zu können, die ihnen selbst nothwendig sind, falls sie nicht bald erlahmen und mit Unlust an der ganzen Musik erfüllt werden sollen. Um mit Nutzen Klavierunterricht nehmen zu können, muß das Auge bereits hinlänglich geübt sein, um die Noten rasch zu überblicken und aufzufassen; das Ohr soll die Gesichtseindrücke mit den entsprechenden Tonvorstellungen begleiten, das Gehirn und Nervensystem soll die Gesichts- und Tonvorstellungen in genau abgemessene Bewegungsantriebe übersetzen, die Muskeln sollen hinreichende Kraft besitzen, um die Bewegungen der Arme, Hände und Finger den Willensantrieben gemäß auszuführen. Alle diese Dinge werden natürlich leichter erlernt, wenn durch einfachere Uebungen, wie Lesen, Schreiben und die mancherlei in Spiel und Arbeit erworbenen Handfertigkeiten, bereits eine einigermaßen sichere Grundlage der complicirteren Thätigkeit des Musicirens erworben ist, was vor dem zwölften Lebensjahre nur sehr ausnahmsweise der Fall sein dürfte, als wenn den ungeübten Organen sechs- bis achtjähriger Kinder so verwickelte und anstrengende Leistungen zugemuthet werden. Es ist ein ganz unbegründetes Vorurtheil, daß die sogenannte Gelenkigkeit der Finger wesentlich auf der Biegsamkeit und Nachgiebigkeit der Gelenke (der Gelenkbänder) beruhe und deshalb in früher Kindheit leichter erlernt werde, als in späteren Jahren. Nachdem ich beim Turnen häufig die Erfahrung gemacht hatte, daß keineswegs diejenigen die besten Turner waren, die von früher Jugend auf geturnt hatten, sondern daß diese meistens auf einer niedrigeren Stufe stehen dlieben und sodann von Jünglingen, die erst in reiferem Alter begannen, rasch und weit überholt wurden; und nachdem ich bei Klavierspielern ganz ähnliche Erfahrungen gemacht hatte, habe ich in meiner Familie und soweit mein hausärztlicher Einfluß reichte, den Klavierunterricht nicht mehr vor vollendetem zwölften Jahr beginnen lassen, und stets gefunden, daß diese reiferen Schüler nicht nur alle Schwierigkeiten des Anfanges weit leichter überwanden, sondern auch schon nach 2 bis 3 Jahren die meisten Schüler überholt hatten, die bei denselben Lehrern 4 bis 6 Jahre früher oder jünger ihren Unterricht begonnen hatten. Der spätere Beginn des Musikunterrichts gewährt ferner den überaus großen Vortheil, daß man viel schneller als bei jüngeren Kindern erkennen kann, ob Lust und Talent genug vorhanden ist, um die Ueberwindung wenigstens der gröbsten Schwierigkeiten zu verheißen, oder ob man besser thut, von dem unnützen Versuche abzustehen. Wenn ich recht berichtet bin, gewinnt diese Ansicht, die vor wenigen Jahren noch hochketzerisch war, auch an competentesten Stellen mehr und mehr Anerkennung.

Für den Handarbeitsunterricht dürften ganz dieselben Grundsätze Anerkennung verdienen, indem auch hier alle technischen Schwierigkeiten in reiferen Jugendjahren viel leichter und rascher überwunden werden, als in den ersten Jahren des Schulalters. In Gemäßheit vielfältiger praktischer Erfahrungen stehe ich nicht an, den frühen Unterricht in Musik und Handarbeiten für Zeit- und Kräftevergeudung zu halten und würde beides am liebsten erst nach vollendeter Schulzeit beginnen lassen, wo nach dem Urtheil sehr verständiger und erfahrener Mütter Scheere nnd Nadel erst mit Verstand geführt zu werden pflegen. Wenn man die hierdurch gewonnene Zeit zur Erholung, zur Bewegung im Freien und zum Turnen verwendete, würde man sicher unter den heranwachsenden Mädchen nicht so viel engbrüstige, schiefe und krumme Jammergestalten erblicken, wie heut zu Tage, wo man an manchen Orten kaum noch zu wissen scheint, wie ein junges Mädchen gewachsen sein und sich halten und bewegen muß. Daß bei den Knaben ebenfalls viel Zeit gewonnen werden kann, ohne daß ihr Bildungsgang dadurch beeinträchtigt werden müsse, werden wir alsbald dorzuthun versuchen.

Der andere Vorwurf, daß viele Eltern zu hoch mit ihren Kindern hinauswollen und auch minder begabte durch Belohnungen und Strafen, durch Privatstunden ꝛc. über ihre Kräfte hinaus anstrengen, trifft gewiß nur sehr selten zu. An sich ist es ja natürlich und lobenswerth, daß Eltern ihren Kindern eine tiefere Bildung und eine bessere Ausrüstung mit Kenntnissen auf den Lebensweg mitzugeben trachten, als sie selber gehabt haben; darin liegt ja der Fortschritt der Menschheit wesentlich mitbegründet. Und wie oft hört man nicht Schülern die Begabung absprechen, wo ihr mangelhaftes Fortschreiten nur daran liegt, daß bei ihrem Unterrichte nicht die richtige Methode, vielleicht auch im Hause nicht die richtige Pflege und Schonung, oder Anspornung statthatte. Man braucht noch nicht an Alexander von Humboldt and andere Geistesheroen zu denken, denen im Schulalter sogar mittlere Begabung abgesprochen war: wir sehen alle Tage Schüler, die bei dem einen Lehrer, oder auf der einen Schnle nicht vorwärts kamen und nur Tadel erwarben, sich bei einem anderen Lehrer oder auf einer anderen Schule, vielleicht auch erst nach der Entfernung aus dem Elternhause, oder beim Wechsel der Pension, sich über alles Erwarten und Hoffen günstig entwickeln. Oft liegt es ja nur daran, daß dem Einzelnen auf einer großen Schule oder in überfüllten Klassen nicht die Aufmerksamkeit geschenkt wurde, deren er nach seiner Individualität bedurfte, um die schlummernden Kräfte und Keime zu wecken und ans Licht zu rufen. Manchen Schülern fehlt es auch nur an der Begabung und Lust für die eigenthümliche Methodik der höheren Schulen, deren grammatikalischem Formelwesen sie keine Neigung und verhältnißmäßig schweres Verständniß entgegenbringen, während sie später, wo Neigung und Begabung dem frei gewählten Studium zu Hülfe kommen, sich weit über die Erwartungen ihrer früheren Lehrer entwickeln.

Viele dagegen, die in der Schule sich hervorthaten und die also zu den gut begabten gerechnet wurden, erfüllen auf der Universität und im späteren Leben keineswegs die von ihnen gehegten Erwartungen. Waren diese wirklich nur für die Schnle begabt, oder sollten sie nicht vielleicht oft durch die Anstrengungen der Schule vorzeitig erschöpft sein? Derer, welche die Schule wirklich spielend überwinden, sind gewiß nur sehr wenige: sie werden auch später Ausgezeichnetes leisten. Viele andere gewinnen aber den Ruhm der vorzüglichen Begabung nur oder hauptsächlich dadurch, daß sie weit intensiver geistig arbeiten, als die Mehrzahl ihrer Mitschüler. Sie mögen dann auch kürzere Zeit arbeiten und schneller fertig werden, als diese, verbrauchen aber dabei so viel mehr Kraft, daß die geleistete Arbeit gerade so schwer, oder noch schwerer auf ihnen lastet, als auf den langsamer Arbeitenden. Der edle Renner durchfliegt freilich die Bahn in viel kürzerer Zeit als ein gewöhnliches Pferd, entwickelt dabei aber auch nicht weniger, sondern mehr Kraft und bedarf deshalb weit sorgfältigerer Pflege und besserer Ernährung, wenn er nicht sehr bald seine ausgezeichneten Eigenschaften verlieren soll. Selbstbeobachtung und sorgfältige Ueberwachung von Kindern, die zu den gut beanlagten gerechaet werden mußten, haben die Ueberzeugung in mir geweckt und gefestigt, daß gerade begabte Schüler und Schülerinnen durch die Schule körperlich und geistig viel mehr angegriffen zu werden pflegen, als ihre weniger begabten Gefährten. Jene folgen dem Unterrichte und machen

ihre Arbeiten mit gespannterer Aufmerksamkeit und werden deshalb früher erschöpft, als diese anderen, welche die Dinge gleichgültiger, passiver oder leidender an sich herantreten lassen und weniger eigene Kraft zu ihrer Bewältigung aufwenden. Wer diese Vorgänge sorgsam beobachten will, wird leicht die Erfahrung bestätigen können, daß solche „begabte" Schüler z. B. die vierte Unterrichtsstunde kaum noch ertragen, über die Unmöglichkeit klagen, dem Lehrer zu folgen, und mit Kopfschmerzen nach Hause kommen, während die anderen durch Unaufmerksamkeit ihrem Kopfe Erholung gewährt haben. Solcher „passive Widerstand" der Schuljugend gegen Anforderungen der Lehrer, der sich um so energischer geltend zu machen, auch wohl durch Ablesen, Abschreiben fremder Arbeiten und andere unerlaubte Mittel bis zu offener Widersetzlichkeit zu steigern pflegt, jemehr die Aufgaben das Maß der Kräfte überschreiten, ist freilich wenig förderlich für das Studium, oft verderblich für die Disciplin und den Geist der Schule, muß aber leider nur zu oft als eine gerechte und zum Schutze der Gesundheit heilsame Reaction anerkannt werden.

Es fehlt nicht an Anerkennung solcher Uebelstände von hervorragenden Schulmännern, noch an Maßregeln und Vorschlägen zur Abhülfe: die fortwährenden Verhandlungen der Angelegenheit in Wort und Schrift beweisen aber, daß wir von wirklicher Beseitigung des Grundübels noch weit entfernt sind.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die Anfänge des modernen Theaters in Deutschland.

Von Wilhelm Scherer.

In Nr. 40 des laufenden Jahrganges habe ich die Leser der „Gegenwart" für die Anfänge des modernen Geschmacks in der deutschen Literatur zu interessiren gesucht. Man wird die raschen Andeutungen, mit denen ich mich begnügen mußte, in dem mittlerweile erschienenen fünften Hefte meiner „Geschichte der deutschen Literatur" näher ausgeführt finden. Die Zeit, die ich dabei im Auge hatte, war vorzugsweise die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte des achtzehnten bis zum Regierungsantritte Friedrichs des Großen.

Es sei mir gestattet, nun auf die Bühnenzustände derselben Epoche einen Blick zu werfen und Beobachtungen darüber mitzutheilen, welche man künftig im sechsten Hefte des genannten Buches wiederfinden wird. Die Thatsachen, um die es sich handelt, sind wohl im Allgemeinen bekannt; aber es scheint geboten, sie in etwas schärfere Beleuchtung zu rücken und so zu zeigen, wie das deutsche Theater eigentlich beschaffen war, welches Gottsched zu zerstören suchte und zum Theil wirklich zerstörte.

Oper und Posse waren die theatralischen Großmächte der Zeit. Jene zog wie der schwülstige Stil aus Italien ihre Kraft; diese ruhte auf volksthümlichem Grunde, stand aber auch italienischer Einwirkung offen.

Die Oper war ein rechtes Product der Renaissance. Sie trat in Florenz zuerst ans Licht und entsprang aus dem Wunsche, das griechische Drama in seiner wahren Gestalt zu erneuen. Längst hatte man den Chor; nun gewann man das Recitativ: dieses Mittelding zwischen Gesang und Sprache hielt man für die dramatische Ausdrucksweise der Griechen und Römer; mit innerer Nothwendigkeit trat die Arie hinzu, um die Eintönigkeit des Recitatives zu beleben; der Chor fing an, sich an der Handlung zu betheiligen; die Instrumente wirkten zur Charakteristik mit; Tanz, reiche Ausstattung, alle Künste der Decoration und Verwandlung entzückten das Auge: und das Ganze erhielt die Bestimmung, großen höfischen Festen einen neuen Glanz zu verleihen. Die erste Oper, Dafne, Text von Rinuccini, Musik von Peri, wurde 1594 oder 1595 noch in einem Florentiner Privathause, die zweite, Euridice, ebenfalls von Rinuccini und Peri, 1600 zur Feier der Vermählung Heinrichs IV. von Frankreich mit Maria von Medicis am herzoglichen Hofe zu Florenz aufgeführt. Den Text jener Dafne übertrug Opitz ins Deutsche, und Heinrich Schütz, der größte deutsche Componist des siebzehnten Jahrhunderts, lieferte eine neue Musik dazu. Diese erste deutsche Oper ward zu Torgau am 13. April 1627 am Hofe des Kurfürsten Johann Georg I. zur Vermählung des Landgrafen von Hessen mit einer sächsischen Prinzessin aufgeführt. Ovidius, der Liebeslehrer, singt den Prolog; Hirten bilden den Chor. Apollo tödtet den Drachen Python, verspottet den Amor; dieser rächt sich und zeigt seine Macht: Daphne entzündet Apollos Leidenschaft, flieht und verwandelt sich vor den Augen des Publicums in den Lorberbaum. Hirten und Nymphen singen das Lob des Lorbers und des sächsischen Rautenstrauches. Ihr Gesang und das Stück schließt mit einem Ausblick auf den ersehnten Frieden.

Aber der langwährende Krieg war der Oper nicht günstig. Erst seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts findet sie sich wieder häufiger bei den Hoffesten ein und erfreut sich einer stetig anwachsenden Gunst. Liebe blieb ihr Hauptthema; Liebeslieder in süße Töne einzukleiden, war die höchste Aufgabe ihrer Componisten; und es gab deutsche Poeten, die sie für das Meisterstück der Dichtung überhaupt erklärten. Andreas Gryphius und viele andere stellten sich vorübergehend oder dauernd in ihren Dienst und lieferten ihr deutsche Texte. Meist aber führten italienische Truppen italienische Opern in italienischer Sprache an deutschen Höfen auf; und wenn sich unter den Sängern oder Componisten Deutsche befanden, so hatten sie gewiß italienische Bildung genossen. Wien, München und Dresden waren die wichtigsten Kolonien der italienischen Oper; die Städte wetteiferten mit den Fürstenhöfen in ihrer Pflege, und die deutsche Originaloper gelangte nur in Hamburg zu einer wahren und anhaltenden Blüthe. Während der sechzig Jahre ihres Bestandes, von 1678 bis 1738, sind mehr als 250 Opern gegeben worden: im siebzehnten Jahrhundert noch geistliche, welche die Mysterien der ältern Zeit fortsetzten, sonst großentheils Stoffe aus der alten Mythologie und Geschichte, Schäferspiele, wenig Modernes und Vaterländisches, zuletzt fast nur Spektakelstücke und Possen. Unter den Componisten entfaltete das leichte, aber reiche Talent von Richard Keiser die größte Productivität. Die Textdichter standen großentheils tief unter ihrer Aufgabe; italienische Libretti waren ihre Vorbilder, die sie nicht übertrafen, sondern verschlechterten; in den Jahren des Verfalles nahmen sie geradezu italienische Arien auf; und 1740 zog auch in Hamburg eine italienische Truppe ein.

Der Einfluß der Oper, die Freude an Ausstattung, Decoration, Maschinerie, machte sich vielfach im gesprochenen Drama bemerkbar. Kunstdrama und Volksdrama standen einander gegenüber, kamen sich aber immer näher; denn das Volksdrama wirkte auf das Kunstdrama und die Oper auf beide. Gelehrte waren die Verfasser des Kunstdramas; Studenten und Schüler führten es auf. Wandernde Schauspieler waren die Träger des Volksdramas; sie nahmen ihre Stoffe, wo sie sie fanden, und legten sich dieselben nach Willkür zurecht.

Das Kunstdrama geht von dem Schlesier Andreas Gryphius aus. Seine Landsleute Lohenstein und Hallmann suchen ihn in der Tragödie zu überbieten, indem sie die Mittel seiner Wirkung ins Maßlose steigern. Hinrichtungen, Kerkerscenen, Geistererscheinungen, Foltergräuel sind ihre Lust und die Gräßlichkeiten des Titus Andronicus und ähnlicher englischer Stücke scheinen sich fortzusetzen; starke sinnliche Effecte verbinden sich mit schwülstiger Rede, die in steifen Alexandrinern einherschreitet.

Viel höher steht Christian Weise aus Zittau. Er pflegt alle Gattungen des Dramas. Er lernt wie die Andern von Gryphius und von der Oper; aber wie Gryphius selbst lernt er auch direct von der Volksbühne, mischt Komisches und Tragisches und hängt in einzelnen Stoffen von Shakespeare ab. Er bedient sich fast ausschließlich der Prosa und strebt nach einer raschen dramatischen Sprache, die sich nur in ganz leidenschaftlichen Momenten höher hebt und dann auch dem Schwulst nicht entgeht. Er sucht wechselnde Stimmung, starke Verwirrung und

überraschende Lösung hervorzubringen. Er will eine treue Abschrift des Lebens gewähren, daher bei der Aufführung die hochdeutsche Rede den fürstlichen Personen vorbehalten bleibt und alle übrigen Dialekt sprechen müssen. Der Reichthum und die Leichtigkeit seiner Erfindung ist bewundernswerth; aber er nahm sich nicht die Mühe, seine Sachen zu feilen und durchzubilden. Er hat über fünfzig Dramen geschrieben, die er großentheils als Rector in Zittau 1679 bis 1688 und 1702 bis 1705 von seinen Schülern aufführen ließ. Er verfaßte noch biblische Dramen voll realistischer Elemente aus der Gegenwart; aber schon meidet er die neutestamentlichen, und nie bringt er den Teufel auf die Bühne: man merkt, daß die Gattung im Aussterben ist. Seine historischen Stücke, welche mit Vorliebe den Fall von Günstlingen oder auch Revolutionen behandeln, erinnern am meisten an die schlesischen Kunsttragödien, ohne daß sie ihnen im Gräßlichen gleichkämen; für die überwiegende Steifheit ihrer ernsten Partien entschädigen gelungene Volksscenen, ergötzliche Komik und einige menschlich ergreifende Situationen, in die sich der Verfasser warm hineinzufühlen verstanden. Seine freien Erfindungen beginnen mit lose gereihten satirischen Bildern und enden mit geschlossener Darstellung des kleinbürgerlichen Lebens. Sie gehen von der Posse zum Lustspiel über, werden aber in dem letzteren leicht steif, redselig und langweilig.

Christian Weise fand an Schulen und wohl auch sonst Nachahmung; das Schuldrama überhaupt stand noch immer in Kraft, wenn auch nicht überall in Blüthe; die Jesuiten und andere Orden suchten es an ihren Gymnasien so prächtig als möglich auszustatten, die Schaulust zu befriedigen und die Frömmigkeit zu befördern. Aber für die Entwicklung des Dramas als rein literarische Gattung war das vollkommen gleichgültig. Mit dem beginnenden achtzehnten Jahrhundert bis gegen 1730 hin verschwand das gesprochene Schauspiel beinahe aus der gedruckten Literatur; die Textbücher der Oper behaupteten allein das Feld, und die Volksdramen erhielten den gewohnten, ja einen gesteigerten Beifall. Aber sie traten wie die Schuldramen nur durch Programme oder Theaterzettel ans Licht. Ihre Texte existirten wie die poetischen Produkte der mittelalterlichen Spielleute lediglich in Handschriften oder in den Köpfen der wandernden Künstler. Auch die Handschriften waren zuweilen unvollständig, gaben bloße Scenarien oder ließen neben ausgeführten Partien der Improvisation freien Spielraum. Solche Manuscripte aber, Handwerkszeug wie Decorationen und Kostüme, nutzten sich ab und gingen verloren wie diese, so daß über dem Volksdrama des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ein ähnliches Dunkel liegt wie über der Volksdichtung des Mittelalters, daß uns von einem großen verschwundenen Reichthum nur geringe zufällige Trümmer geblieben sind.

Die Komödianten machten sich, wie gesagt, ihre Stücke selbst. Sie waren nicht blöde, nach fremdem Gute zu greifen: die auswärtigen Literaturen und die einheimischen, Kunstdrama und Schuldrama, Opern und Romane mochten ihnen willkommenes Material liefern. Aber sie legten sich dasselbe nach ihren Bedürfnissen, für ihre Lieblingseffecte und für die Neigungen ihres Publicums zurecht. Sie verfuhren dabei etwa wie die Straßburger um 1600 mit dem „Aiax“ des Sophokles oder wie Christoph Kormart 1669 mit dem „Polyeuct“ des Corneille: sie vertrauten nicht der Erzählung, sondern dem Schauen; sie ließen nichts Wesentliches hinter der Scene vor sich gehen, sondern zogen möglichst viel Handlung auf die Bühne; sie verhüllten nichts Schreckliches, sondern suchten es geflissentlich auf. Leiden der Menschheit sind die tragischen Stoffe; die Menschheit aber leidet am meisten, wenn ein Tyrann, ein Nero, ein Domitian sie decimirt. Solche Tyrannen wüthen in Rede, Befehl und That; sie haben schlechte Rathgeber und Schmeichler an der Seite; sie finden gesinnungsvolle Opposition, machen Märtyrer und Revolutionäre: sie sind daher die Lieblingshelden der Volksdramatiker wie ihrer gelehrten Collegen; die Tragödien, die von ihnen und überhaupt von Königen, Fürsten und anderen Staatsmännern handeln, bilden den Grundstock des Repertoires der Wandertruppen; sie sind die Hauptactionen der Theaterabende, von denen sich komische Intermezzi oder eine darauf folgende Posse abhebt und werden später unter dem Namen der Haupt- und Staatsactionen so berühmt wie berüchtigt.

Eine kurze Zeit lang schien es, als wenn die Veredelung der deutschen Bühne schon im siebzehnten Jahrhundert aus Frankreich komme, als wenn die herrliche Erscheinung Molières seinen deutschen Standesgenossen höhere Ziele zeigen sollte. Schon 1670, drei Jahre vor Molières Tod, erschienen fünf seiner Komödien und 1694 seine sämmtlichen Prosastücke in deutscher Uebersetzung. In den Jahren 1685 bis 1692 hielt man zu Dresden eine Truppe von Hofkomödianten, deren Seele der Magister Velthen war und welche verschiedene Molière'sche Stücke auf ihrem Repertoire hatte. Auch französische Tragödien standen in Uebersetzungen reichlich zu Gebote; in Braunschweig traten zwischen 1691 und 1695 mehrere neue hervor und kamen unter Herzog Anton Ulrich auf dem Hoftheater zur Aufführung. Aber dieser Zug zum regelmäßigen Drama fand zu wenig Unterstützung; die Gunst der Höfe, auf die er angewiesen war, blieb ihm nicht treu. Der französische Einfluß mußte bald hinter dem italienischen zurückstehen; denn dieser kam dem populärsten Elemente der deutschen Volksbühne entgegen: dem Hanswurst.

Schon das deutsche Volksdrama des sechzehnten Jahrhunderts verwendete zuweilen den Narren als ständigen Lustigmacher; und schon damals waren die Späße, die er zu machen hatte, manchmal seiner eigenen Erfindung überlassen. Die englischen Komödianten verpflanzten dann ihren Clown auf die deutsche Bühne, den Jacob Ayrer und der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig sofort sich aneigneten und der sich von da an immer entschiedener als das nützlichste Mitglied der wandernden Truppen bewährte. Er hatte das größte Publicum; denn er war der Träger der niederen Komik. Er beerbte alle komischen Volksfiguren der Deutschen: er war ein Stück Marolf, ein Stück Eulenspiegel; er war ein Narr, ein Grobianus, ein dummer Teufel und die letzte Metamorphose des fahrenden Spielmanns. Er war Diener, Bote, Spion, Intrigant, Tausendkünstler, buntgekleidet und mit der klatschenden Pritsche ausgerüstet wie der Spielmann. Er war unflätig und gemein, ein Fresser und Säufer, großsprecherisch und feige. Er war überall dabei: er war der Held der Posse und der Spaßmacher der Tragödie; er drängte sich in die Hamburger Oper ein; er gewann das Herz von Christian Weise und erhielt erst in dessen Lustspielen den Abschied. Er führte im Laufe der Zeiten verschiedene Namen, unter denen sich Pickelhering, Harlekin und Hanswurst besonders auszeichnen. Pickelhering war die lustige Person der englischen Komödianten, im ganzen siebzehnten Jahrhundert und noch bei Christian Weise berühmt. Harlekin stammt aus dem italienischen Arlecchino und ist eine uralte Maske der italienischen improvisirten Volkskomödie, welche letztere schon im fünfzehnten Jahrhundert auf andere Nationen wirkte und vollends im siebzehnten internationale Geltung erlangte. In Paris bestand ein italienisches Theater, das mit Molière wetteiferte und von dem Molière einzelne Stoffe entlehnte. Nach Deutschland kam gegen 1670 die erste italienische Truppe und brachte natürlich ihren Arlecchino mit. Die Pariser Gesellschaft ging zum Gebrauche der französischen Sprache über; die Stücke, die sie spielte, oder deren Entwürfe, wurden seit 1694 im Drucke gesammelt und auch in dieser Gestalt von den deutschen Schauspielern reichlich benutzt. Ueberall empfing man die italienische Posse mit Freuden; aber nirgends schlug sie so tiefe Wurzeln wie in Wien, wo das Possenhafte und aller derbe Spaß seit dem Mittelalter üppig gedieh. Schon 1708 erhielt die Kaiserstadt ein stehendes deutsches Theater, und dessen Begründer, Joseph Stranitzky aus Schlesien, benutzte in umfassender Weise die Masken und die Entwürfe der italienischen Posse; er selbst spielte den Arlecchino und gab ihm den alten deutschen Namen Hanswurst, den die lustige Person schon früher gelegentlich geführt hatte, zurück. Er rückte ihn den Wienern recht in heimatliche Nähe: ist Arlecchino aus Bergamo, so stammt Hanswurst aus Salzburg; spricht Arlecchino seine Landesmundart, so

thut Hanswurst desgleichen; trägt Arlechino seine Specialtracht aus vielfarbigen dreieckigen Läppchen, so erscheint Hanswurst als Bauer mit dem charakteristischen grünen Spitzhut.

Wie Hanswurst mit seinen Verwandten ein Element aus der Zeit um 1600 repräsentirt, so hat sich mit ihm das ganze Volksdrama auf derselben Stufe gehalten; alle literarische Einwirkung konnte an diesem Grundcharakter nichts ändern; einbürgern konnte sich nur, was sich mit ihm vertrug oder was ihn verstärkte. Der äußere Spektakel ward bereitwillig vermehrt: die Künste der Decoration, die Zaubereien, Flugmaschinen und Verwandlungen kamen nicht blos der Oper, sondern ebenso der Volksbühne zu gute. Auch der Schwulst der Kunsttragödie Lohenstein'scher und Hallmann'scher Mache bürgerte sich auf derselben ein; der Alexandriner und die kurze Wechselrede Vers um Vers pflanzte sich neben die Prosa; und in Versen wie in Prosa ergoß sich ein Schwall hochtönender Worte und tausendmal gebrauchter Bilder neben den schmutzigsten Späßen Hanswursts über das entzückte Publicum.

Diese Theaterzustände fand Gottsched vor und ihnen gegenüber suchte er ein neues Kunstdrama im Sinne des französischen Klassicismus zu begründen. Oper und Hanswurst erschienen ihm als die schlimmsten Feinde des guten Geschmackes. Um sie zu besiegen, drang er zunächst bei den Schauspielern auf eine Veränderung des tragischen Repertoires. In der That gelang es ihm, die Neuberische Truppe dafür zu gewinnen und 1728 den „Regulus" des Pradon als erstes regelmäßiges Trauerspiel von ihnen aufgeführt zu sehen. Bald verzichteten diese strebsamen Schauspieler auf die Haupt- und Staatsactionen; der Harlekin ward bei ihnen auf die Possen beschränkt und gegen 1740 überhaupt verbannt; mochte er auch unter dem Namen Peter sich wieder einschleichen, mochte hier und da ein gefräßiger Bedienter an ihn erinnern, so hatte doch im Literaturdrama seine letzte Stunde geschlagen; und von der deutschen Literatur machte Gottsched die deutsche Bühne wieder abhängig: das ist sein unvergängliches Verdienst um unser Theater. Leider wußte er dabei nichts Besseres zu thun, als die Nachahmung der Franzosen zu predigen und selbst zu üben: er dachte nicht daran, die brauchbaren Stoffe und Darstellungsmittel des Volksdramas zu retten, zu veredeln und so den nationalen Charakter des deutschen Schauspiels zu wahren. Er brach mit der Vergangenheit und machte dadurch Gegenwart und Zukunft ärmer. Der platte Rationalist verschmähte die Reform und unternahm seine Revolution im Dienste eines falschen Ideals.

Karl Frenzels neuer Roman.*)

Ein Kritiker, der selbst künstlerisch schaffend auftritt und die Feder zu einer Phantasiearbeit ansetzt, befindet sich in einer eigenthümlichen Lage. Er hat nicht nur seine Erinnerung anzurufen in Bezug auf Geschautes und Gehörtes, das ihm als Modell gedient hat, sondern auch die weit schwierigere Aufgabe, die bei einer zerstreuten Lectüre empfangenen Eindrücke theils unter höhere Gesichtspunkte zu bringen, so daß sie sich einzeln nicht mehr störend hervordrängen, theils sie ganz und gar zu vergessen. Zu viel kann der schaffende Künstler nicht wissen, wohl aber zu Vielerlei, und nichts ist für ihn verhängnißvoller als die Grübelei, die den Guß immer wieder trübt, weil sie keine innere Sammlung aufkommen läßt. Unter der Einwirkung dieses Fluches entstehen jene Nachahmungen, die gleichgültig ob mehr oder weniger bewußt die Kapellmeistermusik in die Literatur übertragen haben.

Bei Karl Frenzel sind jedoch die mannichfachen äußeren Einflüsse nicht im Stande gewesen, die Eigenart seiner Natur zu untergraben. Obwohl ihn Neigung und Beruf dazu veranlaßt haben, sich mit den Gedanken Anderer vielfach zu beschäftigen, hat er doch die eigenen dabei nicht eingebüßt und hinter dem Kritiker steht ein Künstler, dem man vielleicht eine etwas kräftigere Musculatur wünschen, indessen Phantasie und Geschmack nicht absprechen kann. Diese künstlerische Ader zeigte sich bereits in der ersten Sammlung seiner Essays „Dichter und Frauen" und hat bis zur letzten „Renaissance und Rococo" vorgehalten. In diesen Studien ist Frenzel seinem Vorbilde Macaulay in Bezug auf Anmuth der Sprache und kritische Urtheilsfähigkeit ganz nahe gekommen, sie sind nicht nur richtig gedacht, sondern auch rein empfunden und erheben sich von bloßen Nachzeichnungen zu selbstständigen plastischen Gestaltungen.

In seinen ersten Romanen zeigte sich der Autor durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und eine auffallende Scheu vor dem Modernen noch stark beeinflußt. Es steckt in ihm von Hause aus ein Etwas, das sich nirgends so wohl fühlt wie zwischen den Büchern und das sich nur schwer mit dem Actuellen auseinandersetzt. Das Gegenwärtige ist ihm in vieler Beziehung das Unfertige, daher verhält er sich gern abwartend, unter Umständen auch abweisend zu ihm. Dichterisch zeigte sich diese Neigung zunächst in einem vollständigen Absagebriefe, den er in den ersten Romanen der Realität schrieb. „Vanitas", „Melusine" und die „Drei Grazien" sind ganz und gar aus dem Dunstkreise der Romantik, dem Wunderlande der „blauen Blume" hervorgegangen, mehr geträumt als gestaltet und haften trotz der geistreichen Haltung nicht tiefer in der Phantasie des Lesers. Indem sich Frenzel von der Wirklichkeit lossagt, gelingt es ihm doch nicht, sich in der Weise der Romantiker, namentlich E. T. A. Hoffmanns, eine eigene Welt zu bauen und sie mit Originalen zu bevölkern. Dazu gehörte ein größerer Ueberschuß freiwaltender Phantasie als sie der zum Philosophischen und Kritischen neigende Autor besitzt. Er konnte wohl ein paar Figuren aus einer höheren, nur geahnten Sphäre erjagen, aber sie jagten ihn nicht wie den Verfasser der „Serapionsbrüder", der sich schließlich vor seinen eigenen Erfindungen zu entsetzen anfing.

Zu tieferer Geltung ist Frenzel erst auf dem Gebiete des historischen Romans gekommen, auf den er wie jeder künstlerische Kopf sowohl durch das Stoffliche wie das Psychologische verwiesen wurde. Für die Ausmalung des historischen Hintergrundes war er durch die Schule Rankes, zu dessen Füßen er gesessen hat, in glücklichster Weise befähigt. Es war aber eine persönliche Vorliebe, die ihn vorzugsweise aus dem achtzehnten Jahrhundert poetisches Material gewinnen ließ. Wenn er die geistige Aristokratie aus den Tagen Voltaires und Diderots betrachtet, erfüllt ihn Entzücken und Wehmuth zugleich. Er schwärmt für die Marquisen und Herzoginnen, für die Männer mit Allongeperrücken und Galanteriedegen, für die Frauen in Atlas und Seide, für die Verfeinerung der materiellen und geistigen Genüsse. Die Philosophie und die Literatur waren damals Sphären, innerhalb deren man sich ungestört bewegen konnte. Der Verfasser eines erfolgreichen Stückes, einer geistreichen Abhandlung lenkte die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf sich, Voltaire war in mancher Beziehung ein mächtigerer Herrscher als Ludwig XIV., die Farbe seines Ruhmes nahmen alle übrigen nichtliterarischen Interessen an. Wir begreifen das Wohlgefallen, mit welchem eine congeniale Natur an diese Zeit zurückdenken mag, aber auch die Wehmuth über die in den letzten hundert Jahren eingetretene Aenderung. Die realistische Weltanschauung unserer Tage verschafft einer mäßigen Parlamentsrede, einem oft nicht allzu geistreichen Kunststücke der Diplomatie eine Anerkennung, die sich keine literarische Leistung zu erreichen vermessen darf.

Und neben dem Historischen steht das Psychologische. Die geschichtlichen Höhepunkte zeigen die Menschen in ganz anderen Situationen, als sie die Alltäglichkeit aufweisen kann. Ob Hinz und Käthe oder Voltaire und die Marquise Chatelet sich lieben, ob man im Salon eines Berliner Parvenues oder bei der Du Deffand und l'Espinasse plaudert, gibt einen außerordentlichen Unterschied. Man wird es Frenzel lassen müssen, daß er in seinen Romanen „Watteau" und „Voltaire" jene Zeiten mit richtigen und glänzenden Farben gemalt hat. Er fühlt sich in seinem Inneren mit ihnen verwandt, seine Helden leben für ihn

*) Die Geschwister. Roman in vier Büchern. Vier Bände. Berlin, Gebrüder Paetel.

und daher auch für den Leser, und die Conflicte, welche sie beschäftigen, sind dieselben, die uns noch heute im Reiche des Geistes Freude und Leid, Vergnügen und Schmerz bereiten. So war der Dichter durch das Geschichtliche hindurch dem Zeitgemäßen immer näher gerückt.

Es ist hier nicht der Ort ausführlicher nachzuweisen, in welcher Weise der Sinn für das Moderne in Frenzel erweckt und gefördert wurde. Viel trug hierzu die Freundschaft und das Zusammenleben mit Gutzkow bei, dessen Geist so seine Fühlfäden für das Gegenwärtige besaß, noch mehr die journalistischen Verpflichtungen, die er seit dem Eintritt in die Redaction der „Nationalzeitung“ übernommen hatte. Die Tagesereignisse traten ihm gegenüber und verlangten Antwort, so weit sie Räthsel in sich bargen, das erzeugte ein schnelleres Orientirtsein und Auskunftgeben, als er es bisher gewohnt war, und brachte ihn dazu, seine Zeit und die Gesellschaft, in der er lebt, nicht nur ganz zu verstehen, sondern auch als dichterischen Vorwurf zu benutzen. Frenzel, selbst ein Berliner, hat für das geistige Leben der jungen Kaiserstadt ein feines Verständniß gewonnen und läßt seine Figuren in vollen Zügen diese Athmosphäre athmen. Auch sein neuester Roman „Die Geschwister“ trägt die Farbe des Berliner Lebens an sich, man darf in ihm etwas wie den Wiederschein des geistigen Ringens, der unbeugsamen Energie der Reichshauptstadt erblicken. Daß unser Roman, der in allen Zeiten und in allen Zonen spielt, wieder zur Hauptschlagader des vaterländischen Lebens, zur Residenz zurückkehrt, halten wir für eine erfreuliche Erscheinung. Nur auf diesem Wege kann sich diese Gattung der Poesie zu einem wahren Spiegelbilde des öffentlichen Lebens entwickeln.

Frenzel hat seine Dichtung auf sehr breitem Boden angelegt und in der Verknüpfung der einzelnen Stände und Berufsinteressen eine beachtenswerthe Virtuosität bekundet. Der Faden ist ganz unten bei dem Kunstreiter Poninski, seiner Schülerin Ada und dem Löwenbändiger Villon angeknüpft und reicht hinauf bis zum Fürsten Rybnik und seiner Gemahlin, einer Tochter dieses Thierbändigers. Doch ist dies bereits seine zweite Ehe, die erste war mit einer Schwester des Bahnhofsinspectors Fritz Barnim geschlossen worden und nur der Tod der durch die Untreue des Gatten beleidigten Frau hatte das Band gelöst. So stehen sich nun der Fürst in seinem Adelsstolze und dem Bewußtsein seiner Schuld und der Bürgerliche, der Mann der strengen Pflichterfüllung, gegenüber; was sie trennt ist der Schatten der Verstorbenen und die sich an dieselbe knüpfende schmerzliche Erinnerung. Die jetzige Fürstin, voll Geist, Leben und Anmuth, fühlt sich an der Seite ihres alten, von Geschäftssorgen und Gewissensbissen aller Art gequälten Mannes nicht glücklich und findet in dem jungen Fabrikbesitzer Egon Tornow einen Cavalier, der sie versteht und ihren Geschmack zu würdigen weiß. Sie vertraut sich ihm zunächst in der Angelegenheit mit dem Circusbesitzer an, Poninski muß die Stadt verlassen, damit Villon keine Veranlassung habe, seine wilden Bestien weiter vorzuführen, denn wie darf sie, die Fürstin, als die Tochter eines Löwenbändigers erkannt werden? Bei dem Bemühen, den Wunsch der Fürstin zu erfüllen, lernt Egon Tornow in der Circussphäre in Ada eine Art Mignon kennen, die er aus unwürdigen Verhältnissen befreit, in einem befreundeten Hause erziehen läßt und mit der Zeit liebgewinnt. Je mehr sich die Fürstin als geistig hochstehende Dame und als verführerische Schönheit, zugleich aber auch als unerreichbar für die Gedanken Tornows erweist, tritt das Bild der unglücklichen Ada in immer lichteren und freundlicheren Farben vor ihn hin. Frenzel hat diese seelische Wandlung, diese Abnahme des Gefühls nach der einen, diese Zunahme der Empfindung nach der andern Seite vielleicht nicht ausführlich genug dargestellt, es gibt hier Lücken in der Composition, die der einsichtsvolle Leser indessen bei dem vielen Anziehenden, welches die Fabel bietet, gern ausfüllen wird.

Eine andere Liebesgeschichte knüpft sich an Egon Tornows Schwester Magda, die vor Jahren das Opfer eines abscheulichen Betrugs von Seiten eines jungen Mannes im Geschäfte ihres Vaters geworden war. Die damals empfangene Wunde will nicht heilen, bei jeder Berührung schmerzt sie heftig, und erst die tiefe, echte, langwährende Leidenschaft des welterfahrenen Fritz Barnim bringt die Eisrinde, die sich um das Herz des Mädchens gelegt hat, zum Schmelzen. Während sich diese Liebe von einem dunklen Hintergrunde voll schwerer Prüfung abhebt, gleicht der Roman, der sich zwischen dem Maler Kraus und der schönen reichen Kaufmannstochter Clarissa abspielt, einem lachenden Maienmorgen. Frenzel hat in der Zeichnung dieser beiden jungen Leute eine überaus glückliche Hand bewiesen. Der Künstleridealismus des Malers gewinnt einen festeren Halt durch die schwesterliche Liebe Martha Lebrechts, die für ihn sorgt und arbeitet; eine unserer deutschen Empfindung besonders zusagende Figur. Das alte bedächtige Fräulein, das eine hartnäckige Idealistin ist, während Kraus zum modernen Realismus schwört, bildet ein allerliebstes Porträt. Clarissas silbernes Lachen, ihr Fluchtversuch aus dem Hause ihres Vaters, ihr an Magda Tornow gerichteter Brief gehören zu den erfreulichsten Eingebungen der Frenzel'schen Muse. Mit besonderer Liebe ist auch die Figur des Löwenbändigers Villon ausgeführt. Schon in seiner Sprache, diesem an Riccaut, Thorane und Bonjour erinnernden Gemisch aus Deutsch und Französisch, kommt die Eigenart seiner Natur zum Ausdruck. Der Umgang mit den Bestien hat sein Gefühl nicht verroht, seine herkulische Kraft kommt auch in der Art, wie er empfindet, zum Ausdruck. Aus den verschiedensten Gesichtspunkten heraus lernen wir diesen Mann verstehen als weitgereisten Circuskünstler, als braven, durch den Verlust seiner Tochter tief erschütterten Vater, als einen tüchtigen, für das Wohl seiner Mitmenschen erglühenden Beamten, denn nachdem ihm bei einer Circusproduction ein Panther den Arm zerrissen hatte, gab Villon seine Kunst auf, um an der Hand Fritz Barnims thätig zu sein in der Technik des Eisenbahnwesens. In solcher Stellung erleidet er heldenmüthig den Opfertod, indem er ein Bubenstück, das gegen einen Train gerichtet war, von seinem Ziele ablenkt und auf sich selbst richtet. Nicht so plastisch tritt der jesuitische Baron von Rodenschildt, der Erzieher des Sohnes des Fürsten hervor. Er wird als Masche in einem weit ausgedehnten Netz des Ultramontanismus aufgefaßt, macht sich eines Mordes an der alten Martha Lebrecht schuldig und verschwindet, gleichsam aufgefangen von den unsichtbar schützenden Armen seiner Partei.

In der zweiten Hälfte des Romans machen sich an einzelnen Stellen Brüche in der Handlung bemerkbar, die es deutlich zeigen, daß Frenzel nicht gleich auf den ersten Wurf das gefunden hat, was er erreichen wollte. Die Charaktere handeln hier nicht immer nach inneren Motiven, sondern oft nach dem Belieben des Autors, der sie so stellt, wie er sie gerade braucht. Doch wölbt sich der Bau des Romans im Ganzen in kühnen, festen Formen, und in seinen Räumen wird der gedankenvolle Leser gewiß zahlreiche Anregungen für Herz und Gemüth finden. Es spricht aus diesem Werke wie aus Allem, was wir dem Verfasser danken, ein wahrhaft vornehmer Geist, der gleichgestimmte Seelen unfehlbar anziehen wird. Die stilistischen Vorzüge der Dichtung zu erwähnen ist fast überflüssig. Die Eleganz, die Klarheit und der Schwung der Frenzel'schen Prosa sind aber um so rühmenswerther, je seltener man Veranlassung hat, solche Vorzüge in unserer Romanliteratur hervorzuheben.

Eugen Zabel.

Spätherbsttage in Venedig.

Von Alfred Meißner.

(Schluß.)

Ein junger Gelehrter, der seit mehreren Jahren, mit archivalischen Arbeiten beschäftigt, in Venedig lebt, Hermann Löhner, der Sohn eines längst verstorbenen, aber noch unvergessenen östreichischen Parlamentariers aus dem Jahre 1848, hat mir in einem engen Winkel der Merceria ein Haus gezeigt, das wohl eine Denktafel verdiente, wenn solcher Luxus hier bräuchlich

wäre, das Haus, in welchem Lord Byron zuerst in Venedig gewohnt. Es muß einem von einem verläßlichen Gewährsmann gesagt werden, sonst würde man es nimmer glauben. Die Gasse ist nicht viel breiter, als darin mit Bequemlichkeit einen Regenschirm aufspannen zu können, das Sonnenlicht dringt nicht hinein, die Luft ist feucht und übelriechend. Hier es monatelang auszuhalten — der Dichter hat von November 1816 bis in den Sommer 1817 hinein hier gelebt — ist nichts Geringes. Aber Lord Byron hatte seine guten Ursachen dazu. Er hatte sich in die Frau des Hausbesitzers, eines Leinwandhändlers, verliebt, eines Kaufmanns von Venedig, den seine Geschäfte sehr in Anspruch nahmen. Marianna war zweiundzwanzig Jahre alt, Mutter eines Töchterchens. „In ihrer Erscheinung," schreibt Lord Byron an seinen Freund Thomas Moore, „ist sie einer Antilope nicht unähnlich. Sie hat ganz die großen schwarzen orientalischen Augen mit dem eigenthümlichen Ausdruck, den man selten bei den Frauen des übrigen Europa findet. Ich kann den Einfluß, den diese Augen auf mich üben, gar nicht beschreiben..." Der neunundzwanzigjährige Lord war von apollonischer Schönheit, ein gefährlicher Inwohner. Er war von seiner Venetianerin bezaubert und — wie nun einmal die Sitten Venedigs beschaffen waren — die Beiden fanden sich bald. Da man aber nicht immer lieben kann, fuhr Byron fast täglich nach dem Kloster San Lazaro und studirte dort die armenische Sprache. Diese bat ihm viel Schwierigkeiten, Marianna weniger. (The lady has luckily for me, been less obdurate than the language, or between the two I should have lost my remains of sanity!) Große Kämpfe folgten. Sie gingen nicht vom Gemahl aus, dieser war ein gutmüthiger duldsamer Tropf: Marianna wurde eifersüchtig auf ihre Schwägerin — und Lord Byron siedelte zuerst nach La Mira bei Venedig, später im Juni 1818 nach dem Palazzo Mocenigo auf dem Canal grande um. Diese letztere Wohnung im prachtvollen alten Bau von Scamozzi ist es, die den Fremden von den Gondalieren als Casa Byron gezeigt wird.

Erst hier im Palaste Mocenigo trat Byron als der auch mit allen Erdengütern verschwenderisch ausgestattete Dichter und Prinz aus Genieland auf, als welcher er sich der Phantasie der Italiener für immer eingeprägt hat, während z. B. der gleichzeitig mit ihm in Venedig weilende, ihm im Genius nicht weit nachstehende Shelley völlig unbeachtet geblieben ist. Byron stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Er wohnte fürstlich, hatte sich mit einer zahlreichen Dienerschaft umgeben und führte in allen Punkten das Leben eines grand Seigneur. Auf dem Lido hatte er vier edle Pferde stehen, die ihm gehörten. Er ritt sie allabendlich mit seinen Freunden. Zu diesen gehörte Shelley, der von der englischen Presse völlig in Bann gethan war, und der noch übler beleumundete Trelawnay, der merkwürdige Mann, dem wir das außerordentliche Buch Adventures of a younger son verdanken — eine Art modernen Karl Moor, der auf einer der Cycladen des indischen Archipelagus ein Freibeuterleben geführt hatte — vermuthlich das Urbild des Korsaren Konrad...... Lord Byron war jetzt sehr reich. Murray zahlte ihm jede Summe, die er verlangte; als er für die hundertsechsundachtzig Strophen des vierten Gesangs des Childe Harald die Kleinigkeit von siebzehntausendfünfhundert Thalern forderte, erhielt er sie. Und in rascher Folge schrieb er weiter, entschlossen, wie er schrieb, „die Goldadern seines Talents bis auf die letzte auszumünzen", in rascher Folge erschienen Beppo, Marino Falieri, Theile des Don Juan. Seine Liebschaften setzte er fort. Die verheirathete zweiundzwanzigjährige Margarita Cogni verließ seinetwegen das Haus und zog als donna di governo bei ihm ein. Aber in der Thörin, die ihn einst angebetet hatte, entwickelte sich ein ungeheurer Hochmuth; sie gedachte Byron zu beherrschen. Er ließ es sich eine Weile gefallen. Aber Marianna, die Gattin des Kaufmanns aus der Merceria hatte noch immer nicht auf den Geliebten verzichtet. Wilde Eifersuchtsscenen erfolgten. Als Byron sich endlich genöthigt sah, Margarita Cogni fortzuschicken, sprang diese aus Verzweiflung in den Kanal. Sie wurde herausgefischt, wieder zum Leben gebracht, erholte sich und kehrte schließlich zu ihrem Gatten zurück, den sie den „schwindsüchtigen Hund" zu nennen pflegte.

Das Ganze ist aus Byrons Briefen an Thomas Moore herauszulesen; es ist ein ganzer Roman und er machte in London nicht wenig Aufsehen. Byron war ein Genie, den das regellose Leben reizte, um der Gefahren willen, die es mit sich führt.

Ich hätte schon 1843 gern die Räume betreten, in denen Lord Byron gelebt, geliebt und bei Rheinwein und Selterwasser unsterbliche Verse gedichtet. Ich besitze einen alten englischen Kupferstich, der sein prachtvolles Studirzimmer mit der Aussicht auf den Canal grande darstellt. Aber der Eintritt war nicht zu erwirken, auch diesmal war es mir nicht gegönnt, Einlaß zu erhalten.

Nun hätte ich auch gern das Haus gesehen, in welchem 1834 George Sand gelebt und André, Jacques, Mattea geschrieben. Aber das war eine bescheidene Wohnung im Innern der Stadt, und Niemand kennt sie mehr. Nur Einer könnte sie sicherlich noch bezeichnen, der Doctor, der Alfred de Musset in seiner schweren Krankheit behandelt hat. Es ist dies der Mann, der in der Geschichte der Frau, die angesichts des Todes ihres Geliebten einen neuen flüchtigen Bund geschlossen haben soll, eine so vielbesprochene Rolle spielt. Er wohnt, ein Greis, nahe den Achtzigen, heute noch in einer Bergstadt Oberitaliens. Er hat sich Allem gegenüber, was über die Sache geschrieben worden ist, still verhalten und nimmt sicherlich die Wahrheit, die er allein besitzt, mit sich ins Grab. Der Mann heißt Doctor Pagello; seinen Aufenthaltsort bezeichne ich nicht näher, um ihm zudringliche Briefe zu ersparen.

Für alle diese Poeten, die hier gelebt, muß die Stille und der Verfall Venedigs seinen Reiz gehabt haben. Der Mangel jedes Geräusches wirkte besänftigend auf ihre Nerven, und die sanfte Melancholie, die der Niedergang des Großen und Prächtigen mit sich bringt, stimmte sie zur Betrachtung. Der Verfall war noch nicht der complete Ruin von heute. Lebte doch auch Platen 1822 lange in Venedig und vergaß in der Betrachtung der Lagunen, daß er königl. bayrischer Offizier mit bestimmt bemessenem Urlaub sei. Er überschritt diesen und mußte die Gefühlsschwelgerei auf der Riva dei Sciavoni mit einem sehr prosaischen Arreste büßen.

* * *

Sieben Tage waren mit Besichtigung von Merkwürdigkeiten: Palästen, Kirchen, Bildern, angefüllt gewesen, aber der Eindruck der Herabstimmung, die der Anblick des Verfalls erzeugt, war nicht zu verwischen. Es ist nicht erfreulich, eine ehemalige Aspasia wiederzusehen, blatternarbig, hohläugig, mit verbundenem Kopfe und im fadenscheinigen Kleide — und eine solche Aspasia ist Venedig; sie kann sich nur noch bei Mondeslicht aber hinter dem rothen Dämmerschleier des Abends präsentiren.

Und doch hatte ich am letzten Tage noch ein paar Stunden reiner Freude. Wir hatten eine Fahrt nach San Lazaro, der Insel der Armenier, unternommen. Der Tag war so schön und warm, wie ein milder Frühlingstag, die Luft der klarste Aether. Die Front der Lagunenstadt verschwand, noch grüßten die Kuppeln in verschwommenen Umrissen herüber, einzelne Glockentöne hallten nach, nun waren wir mitten auf der blauen, mildleuchtenden, lautlosen Fläche. Wir kamen am Lido vorüber, der als weiße menschenleere Düne dalag, beschrieben einen Bogen und näherten uns einem kleinen Eilande. Nun wurden Klänge eines Orchesters immer deutlicher vernehmbar; ich lauschte, und vernahm ein Tonstück, das mich immer entzückt, immer hinreißt, immer mit Verehrung erfüllt für den Meister, der es gedichtet: das große Quatuor im Schlußact des Rigoletto! Es war wirklich feenhaft, ja in der Morgenfrühe, mitten auf dem Wasser von unvergänglich schönen Tönen begrüßt zu werden. Wir ließen den Kahn halten. Was war das für eine tönende Insel? Es war San Servolo, wo die männlichen Irren untergebracht sind, es waren die Geisteskranken, die uns das Concert gaben.

Weiter fahrend erreichten wir bald die Insel San Lazaro. Hier leben Mönche aus dem fernen Armenien und widmen sich der Erziehung junger Leute aus ihrem Heimatlande. Wir besuchten den Garten, wo rothe und weiße Rosen wie im Juni blühten, wo Magnolien, die Baumeshöhe erreicht, in voller Farbenpracht standen und herrliche Libanoncypressen mächtig emporragten. Unser Führer war ein freundlicher Mönch, der, wiewohl die Armenier reinsten arischen Stammes sind, etwas von einem freundlichen alten Rabbiner hatte. Er zeigte uns das Kloster, die Druckerei, die Kirche, die Bibliothek, welche interessante Manuscripte in der Palisprache, armenische Drucke und zwei Porträts von Lord Byron besitzt. Der freigeistige Lord wird von den Armeniern fast wie einer der Ihrigen angesehen. Er ist noch immer ihr Liebling, wie er einst ihr Schüler war.

Wir verweilten so lange es anging, im stillen, märchenhaft schönen San Lazaro; so klang mein Aufenthalt in Venedig in einem reinen Accord aus.

Fasse ich Alles zusammen, so erscheint mir die alte Lagunenstadt wie ein wunderbares Miniaturenbuch aus uralter Zeit, das ein schreckliches Schicksal erfahren hat. Da sind noch vorhanden die Deckel, aus kostbarem Erz getrieben, vergoldet und mit Edelsteinen besetzt; noch manches Blatt zeigt ein wunderbares Linienspiel von Ornamenten in Ultramarin, Gold und Karmin. Aber ein barbarisches Mißgeschick arbeitet daran, Wunder von Fleiß und Genie zu zerstören. Moder hat die edlen Pergamentblätter ergriffen, schnöde Wasserflecken entstellen den Rest des Buches. Noch leuchten hervor einzelne Blätter: San Marco, San Giorgio maggiore, il Redentore, Maria della Salute, Santo Salvatore, der Rialto — das Uebrige zerfällt. Unsere Nachkommen werden in hundert Jahren das Märchen vom Glanz und Reichthum des alten Venedig nicht mehr glauben wollen.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaale.

Neue Werke: Kiels neues Requiem. Herrn B. Scholz' Morgenconcert. Saint Saëns Algierische Suite.

Der treffliche Riehl meinte in seinem vor zwei Jahren veröffentlichten bemerkenswerthen Aufsatze „Die Kriegsgeschichte der Oper“, es werde auch die Zeit kommen, wo die Oper dem Oratorium weichen müßte, weil selbst im „politischen Oratorium“ weit kräftiger motivirt werden könne, als auf der Bühne. „Tell“ sei eine Zeit lang als „Freiheitsoper“ betrachtet worden, jetzt aber nur mehr eine „Sonntagsoper“. Wir bemerkten damals gleich, daß nur das religiöse Oratorium auf eine nachhaltige Wirkung rechnen könne; daß andere zwar verdienten Antheil erwecken würden, wenn sie musikalisch interessant wären und den Sängern Vortheile bieten, wie z. B. „Frithjof“, „Odysseus“ und „Die Glocke“ von Bruch, daß sie aber mehr so zu sagen ihrer Zeitperiode angehörten. Und spricht nicht die Erfahrung ganz entschieden für uns? Von Händels Werken werden immer und überall die Oratorien auf religiöse Texte die größte Wirkung erzeugen. Die „Cantaten“, „Alexanderfest“ und „Allegro &c.“ werden mitunter bei Musikfesten vorgeführt; „Herakles“, den die Hochschule hier vor einigen Jahren vortrefflich wiedergab, hat nur vorübergehendes Interesse erweckt, trotz aller Schönheiten. So ging und geht es auch mit Schumanns „Paradies und Peri“, das so wunderschöne Theile enthält, und mit Rubinsteins „geistlicher Oper“: „Thurm zu Babel“ und ihren Genieblitzen. Dagegen haben Brahms' und Kiels rein religiöse Werke den stärksten Wiederhall gefunden, und der Erfolg von Beckers Messe, über welche wir im verflossenen Jahre mit vieler Freude berichtet haben, trug den Namen des Componisten weiter und mit kräftigerem Schalle, als nach einem best gelungenen weltlichen Oratorium geschehen wäre. Es liegt in der ganzen Strömung der Zeit, daß die besser Empfindenden mehr Vorliebe für Chormusik hegen, durch welche sie zu einer von der Welt abgewandten Stimmung gelangen können, als für jene gemischte Gattung, welche bei allen Vorzügen im Einzelnen nur eine getheilte Stimmung zurückläßt.

Zu den Werken, welche jene Abgewandtheit, jene Einkehr nach Innen bringen können, rechnen wir Kiels neues „Requiem“ in As-dur. Es ist ein Werk, das Schönheit der Melodien mit hoher Kunst der Formbeherrschung vereinigt, und in welchem jene Stileinheit und jene Stellung der Tonreihen vorherrscht, die vorzugsweise als „religiöse“ bezeichnet werden, und sich der Analyse entziehen, weil sie nur als Ganzes empfunden werden. In einer Fachschrift könnten wir durch Notenbeispiele, durch Vorführung mancher Melodien, also durch unmittelbare Veranschaulichung („demonstratio ad oculos“) unsere Meinung unterstützen, an dieser Stelle müssen wir uns an den guten Glauben des Lesers wenden. Hoffentlich wird dieses „Requiem“ solche Verbreitung finden, daß jeder Musikfreund entweder nach dem Hören oder (wenn er vermag) nach eigenem Studium sein Urtheil fällen kann. Der Berliner Singakademie gebührt der Dank, daß sie den Reigen der Vorführungen eröffnete und in vortrefflicher Weise.

Herr Musikdirector B. Scholz, der sehr geschätzte Leiter des Breslauer Concertorchesters, hat in einem Morgenconcerte im Architektenhause mehrere neue Compositionen zu Gehör gebracht. Was wir aus früheren Zeiten von ihm kannten, namentlich eine Ouverture „Im Freien“ und eine Claviersonate, die wir selbst zuerst und allein in Berlin öffentlich gespielt haben, hatte unsere Erwartungen auf Höheres gerichtet, als vom Componisten dieses Mal geboten worden ist. Eine Clavier- und Violinsonate, einige Lieder und ein Notturno für Violine ließen zwar überall den gediegenen Musiker von vornehmer Haltung erkennen; aber es mangelte jeder eigenthümliche Zug, und die Haupt-Themata, besonders des ersten Satzes und des Andantes der Sonate, traten rhythmisch und melodisch so wenig bedeutend hervor, daß unwillkürlich die Frage in uns auftauchte, ob ein so bedeutender Musiker, der alljährlich so viele große Werke dirigirt, nicht stärkere Selbstprüfung üben muß. Lebte der Componist in einem kleinen Orte, wo er nur wenig zu hören bekommt, so begriffen wir die Vorführung dieser Sonate; nicht aber von dem geschätzten Breslauer Kapellmeister! In seinen früheren Werken herrschte eine behagliche Stimmung; jetzt hat er sich in lauter Moll gehüllt; und „Die drei Zigeuner“ von Lenau hat er in der Weise aufgefaßt, daß er das Klavier wie in Liszt'schen Rhapsodien allerhand Passagen ausführen läßt, während vom Gesang wenig zu vernehmen ist. Daß er auch den ungarischen Rhythmus dreitheilig anbringt, ist zwar ungewöhnlich, aber unrichtig; es gibt kein ungarisches dreitheiliges Lied oder Tanzstück. Hoffentlich wird der geschätzte Componist bald Werke schaffen, die an seine früheren erinnern, deren wir mit Vergnügen gedenken.

Der treffliche Bilse hat eine „Suite Algérienne“ von St. Saëns ausgeführt: „Algierische Reiseeindrücke“; Präludium: „Beim Anblick von Algier“; „Maurische Rhapsodie“; „Abendträumerei“ und „Französischer Militärmarsch“. Es sind kleine Phantasiestücklein, mit großem Geschick gemacht und glänzend klingend. Das Präludium hat uns am besten gefallen, es ist zwar sehr kurz, aber schwunghaft.

Die Königliche Oper hat Wagners „Tristan und Isolde“ neu einstudirt gegeben. Das merkwürdige Werk ist in der „Gegenwart“ vom Jahre 1876 in zwei Artikeln sehr ausführlich besprochen worden; die Schwächen erscheinen uns jetzt noch unhaltbarer als damals, namentlich war uns der modernst sentimentale König Marke, der in Gegenwart der ganzen Ritterschaft seinem Weibe und Tristan traurige Vorwürfe vorsingt, seckantenhaft zuwider. Dagegen traten die großen Schönheiten noch heller hervor; das erste Zwiegespräch Tristan und Isoldens, die meisten Theile des letzten Actes sind für uns großartige Erscheinungen. Die Aufführung war über alles Lob erhaben. Frau v. Voggenhuber und Herr Niemann boten ganz Vollendetes, Fräulein Brandt, die Herren Betz, Schmidt und alle Träger der kleineren Rollen standen ihnen würdig zur Seite. Das Zusammenwirken war ein noch besseres als bei der ersten Aufführung vor fünf Jahren und dem Kapellmeister Radecke gebühret die lauteste preisende Anerkennung für seine sichere und feurige Leitung.

H. Ehrlich.

Notizen.

Glossen vom Zeitungsrand.

Die Zeitung ist eigentlich das einzige Ding in der Welt, über das auch der Philister seine eigene Ansicht hat; über alle andern Dinge hat er bekanntlich die Ansicht der Zeitung. Aber die Bogen bedrucktes Löschpapier, die er zum Morgenkaffee zu sich nimmt, beurtheilt er selbstständig und läßt keine Zeitungsspalte vorübergehen, ohne zwischen die enggedruckten Zeilen irgend eine skeptische Glosse zu fügen. Jeder hat nun freilich seine eigene Art des Zeitungslesens. Der Abonnent vom Fach beginnt tagtäglich bei dem Anfangsvermerk im Zeitungstitel: „Der Insertionspreis beträgt für die dreigespaltene Petitzeile fünfzig Pfennige“ und er hört erst bei dem Schlußwort der letzten Seite auf, wo die verantwortlichen Redacteure namhaft gemacht sind. Die Frauen pflegen, so lange sie jung sind, an der Zeitung nur zu naschen und in die „Vermischten Nachrichten“, die „Theater- und Kunstrubrik“ hineinzugreifen wie in eine Bonbonnière; sobald eine Frau beginnt, aufmerksamer in den Journalen zu lesen, ist sie in das Zwielichtalter getreten, in welchem die Ziffern des Taufscheins in der Dämmerung nicht mehr deutlich erkennbar sind, und die erste Reichstagsverhandlung, die eine Dame liest, bedeutet mir eben soviel wie die erste Runzel und das erste weiße Haar. Die Feinschmecker der Zeitungslectüre wissen, wie die Bienen, den Honig in allen Blüthen zu finden. Sie erlaben sich an der geschmackvoll servirten Neuigkeit aus der Gesellschaft; sie entdecken allerlei delicate Anspielungen an Stellen, über welche jeder Andere hinwegschlüpft; es gelingt ihnen selbst, in einem Leitartikel über das Haftpflichtgesetz oder über die neuesten Handelskammer-Berichte irgend eine kleine stilistische Reizung zu finden, die ihre Zunge kitzelt, und was die Reichstagsverhandlungen betrifft, so halten sie sich vor Allem an die Stellen, die mit Parenthesen garnirt sind: Die „Heiterkeit links“ ist ihnen ein Signal zu eigner Heiterkeit, das „Oho rechts“ gibt zu einer wohlthätigen Blutwallung den Anlaß und der „lebhafte Tumult im Centrum“ gewährt ihnen die Spannung, welche die müßigen Horcher auf der Gasse empfinden, wenn irgend ein dramatisch bewegter Straßenkrawall sich im hellen Licht der Oeffentlichkeit abspielt...

Was mich betrifft, so gehöre ich ein wenig zu allen drei Gattungen der Leser. Mit den Abonnenten vom Fach theile ich die Gewohnheit, in allen Rubriken des Blattes herumzustochern, mit den Frauen die Abneigung gegen unsere Parlamentssitzungen, bei welchen auf der Tagesordnung gewöhnlich mit äußerster Sorgfalt die Dinge verzeichnet werden, von welchen in den Verhandlungen ... nicht gesprochen wird, — und mit den Feinschmeckern endlich ist mir das gütige Geschick gemein, daß auch ich bisweilen eine kleine Lustigkeitsbeute selbst aus Theilen des Blattes mitheimnehme, die von aller Welt nur mit ernsthafter Miene geprüft werden.

So war kürzlich für einen Augenblick an der politischen Oberfläche die Möglichkeit aufgetaucht, daß der Kirchenstaat nach Hessen-Nassau und Rom nach Fulda verlegt werden sollte. Ich überließ es den gelernten Culturkämpfern, die weltgeschichtlichen Folgen dieser Eventualität zu berechnen und begnügte mich meinestheils, einige sprachliche Umwälzungen zu betrachten, die mit dem Wechsel des päpstlichen Wohnsitzes verbunden sein müßten. Das bekannte Sprichwort hätte in Zukunft gelautet: „In Fulda gewesen und den Pabst nicht gesehen!“ In den Fibeln wäre fortan zu lesen gewesen, daß „Fulda nicht in einem Tage erbaut worden ist“ und die amtliche Wegeordnung des deutschen Reiches würde den Satz zu beherzigen gehabt haben: „Alle Wege führen nach Fulda.“ Eine Thräne des stillen Beileids aber war den Lyrikern zu zollen. Wie haben sie einst einen begeisterten Reimfeldzug gegen den Vatican eröffnet und sind dem Papst in Jamben sowohl wie in Trochäen, mit und ohne Cäsur, bis an die Endreime bewaffnet entgegengetreten! Sie hätten ihr Sammelwerk neu drucken lassen und ihm den schwunglosen Titel geben müssen: „Gegen Fulda!“ Aber es würde sich da noch eine andere eigenthümliche Schwierigkeit herausgestellt haben. So lange der Papst in Rom weilte, konnte man ihn mühelos in geordneten Strophen bestürmen und es ist kein Wunder, daß bald kein Fleckchen am Vatican unbereimt geblieben ist: Denn „Petersdom — Pabst in Rom“ war allzu verführerisch. Nun aber Fulda! Außer der höchst unclericalen „Hulda“ gibt es keinen zwanglosen Reim und man müßte schon das U im Namen der alten Bischofsstadt gewaltthätig dehnen, um wenigstens den Nothvers zu Stande zu bringen:

„Das deutsche Rom ist Fuhlda,
Seitdem der päpstliche Stuhl da!“

Ja, noch höher hinauf würden die Folgen der päpstlichen Uebersiedelung reichen. „Nach Canossa gehen wir nicht“ — das geflügelte Wort ist in Aller Munde. Aber was würde die Weigerung, den toskanischen Landsitz als Reiseziel zu wählen noch bedeuten, wenn der Papst seine Niederlassung in Deutschland vollzogen hätte? An die Stelle von Canossa müßte augenscheinlich irgend eine Zweigstation auf der Linie Berlin-Kassel-Fulda treten und der Reichskanzler würde im Bedarfsfall künftig versichern müssen: „Nach Bebra gehen wir nicht!“ oder „nach Großheringen gehen wir nicht!“....

Man begreift's, daß ich beim Ausspinnen meiner Träumereien bis zu diesem Punkte eilig den politischen Theil verließ und mich in die Kunstrubrik flüchtete. Selbstverständlich fiel mir zuerst der Name Richard Wagner in die Augen: Eine fatale Eintönigkeit, wenn man soeben erst von dem andern Papst gelesen hat! Aber diesmal handelte es sich um etwas Lustiges, nämlich um den sehr ernsthaft gemeinten „Richard Wagner-Kalender“, der in diesem Jahre die Kalenderlitteratur so ergötzlich bereichert hat. Man hat bereits weidlich darüber gespottet, aber kein Spott reicht an die kräftige parodistische Wirkung, die das Werk im Urtext hervorruft. Das vorangedruckte Kalendarium erfreut wenigstens durch seine Vollständigkeit: Das Wagner-Jahr enthält dieselben 365 Tage wie jedes andere, und das ist bei den zahlreichen Benachtheiligungen, welche die Welt schon durch des Meisters Gefolgschaft erfahren hat, immerhin eine Beruhigung. Für den Text, der den Inhalt des Büchleins bildet, ist der Herausgeber auf den drolligen Gedanken gekommen, die gesammte Weltgeschichte in ihrem unwagnerianischen Theil auszulöschen und die Tage des Jahres lediglich unter dem Gesichtswinkel der Wagner-Idolatrie zu betrachten. Für unseren Herausgeber beginnt die Weltgeschichte erst mit der Erschaffung des „Tannhäuser“, dem sehr bald die Vertreibung der Menschen aus dem Paradies der alten Oper und die Sündfluth der Wagner-Streitschriften folgten. Wir gemeinen Sterblichen haben ja ebenfalls unsere Gedenktage. Am 16. Februar z. B. erinnern wir uns an den Todestag Lessings. Für den Wagner-Kalender ist es nur der Tag, an welchem der Meister eine „nothgedrungene Erklärung“ verfaßt hat ... Das Jahr rollt um zwei Tage weiter und helle Freude herrscht wieder im Wagner-Volk. Die Fahnen heraus! und die Freudenfeuer entfacht! Wilhelm Tappert ist an dem Tage in Oberthomaswaldau bei Bunzlau zur Welt gekommen.... Wir lesen weiter und kommen an den 1. April. Der Geburtstag des deutschen Reichskanzlers für uns Anderen — für den Wagner-Kalender der glückgesegnete Tag, an welchem der Meister einen Brief an den Männergesangverein in Wien gerichtet hat ... Heil uns! ... Der Zufall fügt es vielleicht, daß wir im laufenden Jahre am 13. November in die Familie eines befreundeten Wagnerianers hineinschneien. Wir sehen den Hausherrn im Feiertagsgewand. Guirlandenschmuck umschlingt die Pforten. Die Gattin hat ihr schwerstes Atlaskleid angezogen und das Notenpult ist freundlich mit frischen Blumen umwunden.

„Was gibt's?“ fragen wir erstaunt.

„Aber wissen Sie nicht?“ antwortet uns der Hausherr. „Wir feiern ja heute Geburtstag!“

„Den Ihrigen?“

„Behüte!“

„Also den Ihrigen?“ fragen wir die Hausfrau.

Und sie nimmt den Richard Wagner-Kalender zur Hand und belehrt uns:

„Am 13. November erblickte Paul Hans Freiherr v. Wolzogen mit einem lauten Wagalaweia das Licht der Welt und wallte zur Wiege...“

Von jedem Brieflein, jeder Postkarte, die der Meister an seine „Apostel“ geschrieben hat — das Wort ist in dem Kalender selbst gebraucht — ist das Datum des Poststempels genau gebucht, und wenn wir künftighin am 22. März die Straßen im Flaggenschmuck glänzen sehen, so werden wir vom Standpunkt des Wagner-Kalenders aus niemals genau wissen können, ob es dem Geburtstag des deutschen Kaisers gilt oder der Wiederkehr des geweihten Tages, an welchem Dr. Wilhelm Kienzl in Graz einen Vortrag über den „Ring des Nibelungen“ gehalten hat ...

Ich kenne kein ergötzlicheres Protokoll des literarischen Knechtsinnes,

und wer nur einigermaßen für die Komik der Hyperbel empfänglich ist, wird hier die reichste Ausbeute finden. Auf den gewöhnlichen Staubgebornen wirkt die Erwähnung dieses Ueberschwänglichkeits-Kalenders in den Theaterspalten der Zeitung um so stärker, als in dem seriösen Theil der Blätter grade gegenwärtig eine amtliche Ermahnung zur Bescheidenheit discutirt wird. Das berufsstatistische Formular, das für das nächste Jahr vorbereitet worden ist, enthält auf der einen Seite die Fragen nach den Verhältnissen der Menschen und auf der Kehrseite die Fragen nach dem lieben Vieh — denn der Berufsstatistik hat man die Viehzählung mit beleidigender Innigkeit zugesellt und durch dies amtliche Zusammenspannen von Mensch und Thier eine Einladung zur Demuth ausgesprochen, wie sie derber kaum gewünscht werden kann. Ob Zwei- oder Vierfüßler — hier geht's nach der Stückzahl! Und zwar begnügt sich der unschmeichelhafte Fragebogen diesmal nicht blos mit der Auszählung der Nutzthiere, sondern verlangt auch nach dem bekannten Sprichwort alle unsere „Hühner und Gänse" zu wissen, ja sogar unsere Enten und Puten, die bisher ohne alle statistische Heimsuchung für die Bratpfanne heranreifen durften. Es ist bei dieser großen Gründlichkeit noch eine besondere Gunst, daß wir nicht auch zur polizeilichen Anmeldung unserer Canarienvögel und zur Auszählung unseres Zimmeraquariums verpflichtet worden sind. Auch die Frage: „Wieviel Stubenfliegen beherbergen Sie?" würde immerhin Unbequemlichkeiten verursacht haben. Um so erschöpfender ist das Inquisitorium, das mit diesem rücksichtslos zoologischen Fragebogen an die menschlichen Bewohner des Staates gerichtet wird. Es reizte mich, in vertrauten Kreisen die Brauchbarkeit des Formulars zu erproben und ich frug einen Collegen von der Feder:

„Was ist Ihr Beruf?"

„Verfehlt," erwiderte er.

Dem Verfasser eines Zugstückes der gegenwärtigen Saison legte ich die Frage vor:

„Ihr Geschäft?"

„Possenschriftsteller."

„Betreiben Sie Ihr Geschäft selbstständig?"

Ein verschämtes Schweigen war die Antwort.

Einen Herrn, den man bei ersten Vorstellungen in allen Theatern sieht, frug ich:

„Ihr Nahrungszweig?"

„Von der Hand in den Mund."

„Wieso?"

„Ich bin Claqueur . . . ."

Man könnte die überraschendsten Beiträge zur Menschenkenntniß sammeln, wenn man nur für einen einzigen Tag so neugierig sein dürfte, wie die Statistik.

Al Hafi.

* * *

Stimmen des Lebens, Gedichte von **Wilhelm Jensen** (Dresden, L. Ehlermann). Ohne Zweifel die schönste Dichtergabe des heurigen Weihnachtstisches. Da ist Alles klar empfunden und scharf geschaut, herrlich geformt und tief durchdacht. Die erste Abtheilung: „Auf der Wanderung" enthält eine Reihe meisterhafter Stimmungs- und Naturbilder, unter denen wir nur das seinem Freunde Klaus Groth gewidmete Gedicht: „Vom Hochblauen" nennen, das überdies von der ergreifendsten Vaterlandsliebe durchglüht ist. Noch nie hat sich Jensen von seinen gewohnten Fehlern wie Rhetorik, Tropen-Ueberladung und Originalitätssucht so frei gehalten, wie in dieser seiner reifsten lyrischen Schöpfung. Kaum daß da und dort noch etwas allzu traumhafte Romantik weht oder ein barocker Vergleich wie „der Mondenglanz, der wie ein Bachstelzschwanz ins Kutschenfenster wippt" das Streben nach drastischer Charakterisirung allzu deutlich hervortreten läßt. Lieder wie: „Aus Frauenherzen", „Münsterglocken", „Frau Venus" können sich nur wenige neuere Dichterwerke an die Seite stellen. Besonders gelungen sind aber auch die humoristisch angehauchten: „Eine Himmelfahrt" und die köstliche „Rheinfahrt" der ehrenwerthen Familie van Swinbreck. Wunderbare lyrische Innigkeit, in die man sich hineinleben muß, athmen aber vor Allem die Liebeslieder.

Und haben heut' wir uns geliebt,
Da laß uns morgen scheiden;
Wenn kurzes Leid die Liebe gibt,
So spart sie langes Leiden.

Schnell welken schöne Blüthen fort,
Laß ab, sie zu behüten,
Daß sie nicht farblos und verdorrt
Uns mahnen, wie sie blühten.
Laß ab, sie in des Herzens Buch
Vertrocknet einzupressen —
Ihr Leben war nur dunkler Trug,
Verblichen und vergessen.

* * *

Novellen aus alter Zeit von **Ludwig Leistner**. (Berlin, W. Hertz.) Vier zum Theil meisterhafte Novellen, in welchen sich der Einfluß von Freytag und Scheffel bemerkbar macht. Ganz besonders hat uns die erste: „Schneekind" angesprochen, eine Klostergeschichte aus St. Gallen, in welche die Legende vom heiligen Meinrad, seinen beiden Raben und seiner Ermordung am Etzel kunstvoll verflochten ist; aber auch die letzte Geschichte: „Unehrliche Leute" — sie spielt im Anfang des vorigen Jahrhunderts — zeichnet sich durch lebendige Charakteristik und vortreffliche Wiedergabe des Tones der Zeit aus. Nur schade, daß eine gewisse Originalitätssucht und vor Allem eine ironische Subjectivität störend sich vordrängt und den ruhigen, stimmungsvollen Fluß der Erzählung da und dort unterbricht.

* * *

Johannes Baumgarten, dessen nach den Selbsterlebnissen von Agassiz, Emil Carrey u. A. bearbeitetes „**Abenteuerleben in Guyana und am Amazonas**" in zweiter Auflage erscheint, gibt gleichzeitig im nämlichen Verlage (München, Rieger'sche Buchhandlung) ein nicht minder interessantes Werk heraus: „**Der Orient, Ein Spaziergang durch die muhamedanische und die indische Welt.**" Es ist keine für Fachmänner und den Lehrstuhl bestimmte wissenschaftlich systematische Darstellung, sondern ein lebendiges, unterhaltendes Buch für Laien, das ein richtiges und prägnantes Bild zumal der indischen Welt gibt. Der Verfasser benutzte seine Quellen mit durchgängig scharfer Kritik, welche namentlich gegenüber den englischen und französischen Reisebeschreibern sehr angezeigt ist. Während nämlich die ersteren in der Regel die Wahrheit nicht ganz sagen, übertreiben die letzteren die Schattenseiten der englischen Herrschaft; besonders in neuester Zeit, wo der Verlust der indischen Kolonien den Franzosen durch die Presse unablässig als eine Schmach und ein Unglück für Frankreich vor die Augen geführt wird und selbst Pläne zur Wiedereroberung Indiens erörtert werden.

* * *

Wegreich, **Lose Blätter** von **Josef Grünstein** (Leipzig und Steglitz, R. F. Albrecht). „Mein Weg ging meist durch Wüstenei," versichert der Verfasser, „drum war ich froh, wenn ich nur Wegerich fand." In diesem Blatt um Blatt zusammengebundenen originellen Sträußchen wäre freilich Manches kaum des Aufhebens werth, aber wir finden hier eine durchweg gesunde Lebensweisheit in ganz vortrefflicher Form.

* * *

Unter den wenigen musikalischen Schriften, welche die richtige Mitte einnehmen zwischen den rein schöngeistigen, feuilletonartigen und den unmittelbar wissenschaftlichen, nur den ganz Fachkundigen zugänglichen, behauptet die **Sammlung musikalischer Vorträge, herausgegeben von Paul Graf Waldersee** (Leipzig, Breitkopf und Härtel) einen so sehr beachtenswerthen Platz, daß man sie allen Musik-Freunden und -Freundinnen empfehlen kann. Selbstverständlich muß unter so vielen Beiträgen (es sind bisher über dreißig erschienen) auch Ungleiches zum Vorschein kommen; aber das Gute überwiegt reichlich. Da diese Vorträge auch einzeln käuflich sind, so wollen wir an dieser Stelle diejenigen hervorheben, welche nach unserer Ueberzeugung den Zweck angenehmer Belehrung am besten erfüllen: Schumanns Faustscene von **Vogel**; Mattheson und seine Verdienste um die deutsche Tonkunst von **L. Meinardus**, eine der vortrefflichsten Studien die wir kennen; Musikalische Fürsten vom Mittelalter bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts, vom trefflichen **Wasielewsky**, dem verdienstvollen Verfasser der besten Schumann-Biographie; Chorgesang, Sängerchöre &c. von **Kretschmar**; Robert Schumanns Manfred von **Graf Waldersee**; Oeffentliche Musikpflege in Nordamerika von **M. Goldstein**; Pergolese von **Schletterer**, dem Verfasser der schätzenswerthen Geschichte des deutschen Singspiels; Faustina Bordoni-Hasse und Gertrud Mara von **Niggli**; und endlich

eine ebenso unterhaltende als belehrende Schrift: Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Italien. Wir wollen durch die Nennung der eben angeführten Schriften von allgemeinem Interesse nicht etwa den Werth der andern verringern, unter denen sich zwei mit den von uns hochgeschätzten Namen H. A. Köstlin und Hugo Riemann befinden, und nur drei unseren Anschauungen von künstlerischer Darstellung widersprechen.

H. Ehrlich.

* * *

König Lear im Lichte ärztlicher Wissenschaft, von Dr. Hirschfeld; Danzig, E. Gruihn. Es ist nicht das erstemal, daß an einem dichterischen Gebilde Shakespeares medicinische Fachkritik geübt wird. Cleß, Aubert, Neumann, Ray, Klöpfel, Kellog, Henle, Bucknill haben schon früher den großen Dichter als Psychiater und Mediciner geprüft, und speciell die „Tragödie des Wahnsinns“ wurde bereits durch Carl Stark auf ihren ärztlichen Werth untersucht. Wenn auch Dr. Hirschfeld den Beweis schuldig bleibt, daß das tiefere Verständniß, die künstlerische Darstellung, der Vollgenuß dieser Tragödie ohne medicinisches Studium unmöglich sei, so ist doch eine combinirt medicinisch-ästhetische Kritik poetischer Wahnsinnsfiguren, wie er sie an Lear, Glaster, Edgar und an dem Narren übt, interessant und fruchtbar. Nach diesem geistvollen und sachkundigen Versuch erwarten wir mit Spannung sein angekündigtes Werk über Seelenstörung in der Poesie.

* * *

Italienisches Novellenbuch. Mit einer Einleitung von Julius Hart. Berlin, A. B. Auerbach. Sieben kleinere und größere Novellen von Edmondo de Amicis, dem bekannten liebenswürdigen Reiseschriftsteller, von Salvatore Farina, einem beinahe deutsch fühlenden Autor, von Enrico Castelnuovo, von D. Ciampoli, ebenfalls einem Kenner unserer Literatur, und dem mehr in Zolas Fußstapfen wandelnden Sicilianer Verga. Das Beste ist wohl Castelnuovos „Am Fenster“, eine Erzählung voll Stimmung und Gemüth. Alle diese Italiener haben übrigens sehr wenig specifisch Italienisches; ihre Geschichten könnten ebenso gut in Deutschland und Frankreich spielen; auch ist ihnen ein gewisser Mangel an Erfindung und oft übertriebene Detailmalerei gemeinsam. Die Uebersetzungen aus der Feder von Conrad Telmann, Brüder Hart und Wilhelm Lange sind vortrefflich.

* * *

Handlexikon der Tonkunst, herausgegeben von August Reißmann. Berlin, Robert Oppenheim. Ein dankenswerther Auszug aus des Verfassers verdienstlichem großen „Musikalischen Conversationslexikon“, wobei die biographischen Mittheilungen über die Meister der Vergangenheit nur auf die wirklich hervorragenden beschränkt sind, um für diejenigen der Gegenwart mehr Raum zu gewinnen. Dies treffliche Handlexikon ist wirklich mehr als nur eine Sammlung von Notizen und Worterklärungen, sondern eine fleißige und sachverständige Behandlung aller Zweige der Musikwissenschaft. Leider hat der Verfasser seine persönlichen Liebhabereien etwas zu sehr vorgedrängt, und ein bloßer Vergleich der Größenverhältnisse verschiedener Artikel belehrt uns ganz genau darüber, daß er Mendelssohn (11 Spalten) höher schätzt, als Wagner (4 Spalten), Mozart (5 Spalten) und Beethoven, für dessen Würdigung er blos 3 Spalten braucht. Sich selbst widmet Reißmann 1½ Spalten, während er für Berlioz und Rossini nur 1¼ und für unseren großen Johannes Brahms nur ¼ Spältchen hat. In einer späteren Auflage kann der Verfasser getrost mehrere ganz unbekannte Größen (Schulz, Schunke, Braune, Schicht) streichen und einige vergessene Meister wie Ernst Reyer, Phil. Spitta, Engelsberg, Dvorak, Jos. Rubinstein berücksichtigen. Von diesen Mängeln abgesehen, ist es ein vortreffliches Buch, eine schöne Weihnachtsgabe.

* * *

Wandervögel. Geschichten von fahrenden Gesellen. Von A. Stanislas. (Breslau, Leuckart.) Sehr ansprechende Veteranen- und Landsknechtsgeschichten, meist alten Handschriften nacherzählt, mit schwermüthigem Grundton, aber nicht ohne poetische Frische und feine Beobachtung. Einige dieser kleinen Novellen, wie „Verdorben — Gestorben“ und „Dornröschen“ sind tiefpoetisch und ergreifend.

* * *

Von Falkes Costümgeschichte der Culturvölker (Stuttgart, W. Spemann) sind soeben die letzten Hefte erschienen. Der Verfasser hat das prächtige Werk anregend und unterhaltend geschrieben, und der Verleger es reich ausgestattet. Wir kennen nicht leicht ein so gediegenes Weihnachtsgeschenk, wie dieses Buch, auf das wir noch eingehend zurückzukommen gedenken.

* * *

Hector Berlioz, Lettres intimes, Paris, Calmann Lévy. Die Buchausgabe der zuerst in der „Nouvelle Revue“ herausgegebenen Briefe des lange und zum Theil noch immer verkannten Meisters an seinen Jugendfreund Humbert Ferrand. Aus Rücksicht für seine noch zahlreichen Feinde sind diese Briefe freilich nicht vollständig reproducirt. Aber auch in dieser Form kommt dies Buch fast einer Autobiographie gleich, um so interessanter, als sie aus tagtäglichen Briefen entstand und ohne Rücksicht auf eine spätere Veröffentlichung niedergeschrieben wurde. Eine kostbare Beigabe ist die überaus liebevolle Vorrede von Charles Gounod. Sie zeigt den Componisten von „Faust und Margarethe“ als einen neidlosen Bewunderer Berlioz' und einen vorzüglichen Stilisten.

* * *

Ella, das Judenkind, Zeitroman von K. v. Klosterzell (Berlin, J. A. Wohlgemuth). Dieser ein gewisses Talent verrathende Roman spielt in unseren Tagen und behandelt in poetischer Form den scheinbaren Widerspruch von Sinai und Golgatha, Gesetz und Evangelium, Werkgerechtigkeit und Gnade, — also eine brennende Frage, welche im Sinne der edelsten Toleranz, wenn auch in einem etwas frömmelnden und überspannten Tone, behandelt wird.

* * *

Robert Königs Deutsches Frauenleben im deutschen Liede (Oldenburg, G. Stalling) ist eine sinnige und in jeder Beziehung vortreffliche Anthologie, welche ein Spiegelbild des deutschen Frauenlebens in der deutschen Dichtung, eine Blüthenlese des Charakteristischsten, was deutsche Poeten von unseren Frauen gesungen, bieten will. Besonders ansprechend ist die Abtheilung, welche das deutsche Frauenleben im Liede der Neuzeit behandelt.

* * *

Es war ein äußerst glücklicher Gedanke des Bibliographischen Instituts in Leipzig, eine Serie von handlichen und billigen Fachlexika herauszugeben, welche im engsten Raume ausgiebige fachmännische Belehrung bieten. In den letzt erschienenen Bänden behandelt A. Bornhak die allgemeine Literaturgeschichte, d. h. die Nationalliteratur der außerdeutschen Völker, K. Hermann die allgemeine und Heinr. Peter die alte Geschichte und Julius Castner gibt ein Militärlexikon heraus, Alles ungemein sorgfältig, übersichtlich und gemeinverständlich. Namentlich bei letzterem Werke handelt es sich keineswegs um einen bloßen Auszug aus dem Conversationslexikon; wohl ist es aber ein ganz selbstständiges populäres Nachschlagebuch für alle Diejenigen, welche den militärischen Einrichtungen und Dingen Interesse entgegenbringen — eine in Wahl und Behandlung des Stoffes gleich ausgezeichnete Arbeit.

* * *

Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem 19. Jahrhundert von Georg Brandes (Frankfurt, Literarische Anstalt). Den drei Dänen, welche das Bürgerrecht in der deutschen Literatur erwarben, Oehlenschläger, Baggesen und Steffens, gesellt sich, nachdem seit Jahrzehnten kein neuer Versuch gewagt wurde und trotz der politischen Spaltung zwischen Deutschland und Dänemark, als eine bedeutende neue Kraft der rühmlichst bekannte Verfasser der ausgezeichneten „Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen“. Die acht Aufsätze, welche Brandes' neues Buch bilden, sind durch ein geistiges Band sorgfältig mit einander verbundene literarische Porträts, zu welchen meist dem Schilderer persönlich bekannte Vertreter moderner Geistesart saßen. Die Behandlung ist eine ästhetische, kritische und psychologische, wobei die geistige und leibliche Individualität in scharfen und sicheren Zügen skizzirt wird. Am meisten gefielen uns die prächtigen Essays über den Dänen Andersen, den Engländer Stuart Mill, den Schweden Tegnér, aber auch die Charakteristiken der beiden Franzosen Flaubert und Renan sind erschöpfend und durchaus treffend. Den meisterhaften Aufsatz über Björnson kennen unsere Leser bereits; endlich ist die glänzende Würdigung Heyses wohl das Beste, was über unseren Dichter geschrieben worden ist. Georg Brandes erweist sich in seinem neuen Buche als einen stilvollen und scharfsinnigen, durch und durch deutschen Schriftsteller, zu dessen Annexion unserer Literatur Glück gewünscht werden kann.

Zu Weihnachten.

Die Verlagshandlung von August Nicol in Wiesbaden legt zwei reizende Kinderliederbücher von Georg Lang: Sonnenblicke aus dem Lenz des Lebens und Hausschwalben auf den Weihnachtstisch. Der Verfasser ist einer von den wenigen Dichtern, die herzlich und naiv zu der Jugend sprechen können und dabei jeden lehrhaften oder salappen Ton vermeiden. Auch die reizenden Bilder von Eugen Klimsch und Albert Hendschel schmiegen sich der Gedankenwelt der Kleinen so mühelos an, daß die beiden Künstler mit dem Dichter sprechen können:

„Was Ihr empfangt, war Euer Eigen,
Eh' dieses Buch es Euch bescheert,
Und wo ich Gutes sollte reichen,
Das habt Ihr selber mich gelehrt."

* * *

Der rühmlichst bekannte Verlag von Alphons Dürr in Leipzig, dessen Publicationen sich von jeher durch die Gediegenheit des Inhalts und die geschmackvolle Ausstattung auszeichneten, beschickt den Weihnachts-Büchermarkt diesmal mit einer kleinen, aber ausgewählten Zahl von Novitäten, welche wir unseren Lesern warm empfehlen können. Da sind zuerst die für das zarte Kindesalter berechneten reizenden Werkchen: Oscar Pletsch, Spielgefährten, alte und neue Reime mit Bildern; dann Die Kinderwelt in Märchen und Bildern, aus der Feder des vortrefflichen Hermann Kletke, der wie Keiner den kindlich naiven Ton zu treffen weiß; endlich Dorenwells Die Welt im Kleinen, ein entzückendes Kinder- und Hausbuch voll Sang und Klang, Erbaulichem und Beschaulichem aus der Kinderstube und geziert mit feinen Holzschnitten nach den Originalzeichnungen unserer besten Künstler. In dem von Camphausen, A. v. Werner u. A. prächtig illustrirten Quartband: Männer und Thaten hat Fedor von Köppen seine schönsten vaterländischen Balladen vom Junker v. Seidlitz, von Zieten, vom alten Nettelbeck und von Anno 1870/71 niedergelegt. Von neuen Illustrationswerken nennen wir noch die von E. Sartorius nachgedichteten Psalmen mit schönen Holzschnitten nach Führichs stilvollen Zeichnungen und Friedrich Prellers Odysseelandschaften, in Holzschnitt ausgeführt von Brend'amour, nebst einem Bild und Lebensabriß des Künstlers.

Von Dürrs lange nicht nach Verdienst gewürdigter Jugend- und Familienbibliothek: Deutsche Jugend liegt jetzt der 18. Band vor. Es ist dies unseres Wissens der erste deutsche Versuch, die in Frankreich und England florirenden illustrirten Zeitungen für unsere jungen Leute auf deutschen Boden zu verpflanzen, und man kann wohl sagen, daß die von Julius Lohmeyer und Oscar Pletsch redigirte Deutsche Jugend ihre ausländischen Vorbilder sowohl in Bezug auf den Text als die künstlerische Ausstattung übertrifft. Wenn wir unter den Mitarbeitern Namen wie Felix Dahn, Victor Blüthgen, Geibel, Fr. Güll, A. W. Grube, Georg Lang, Georg Scherer, Friedrich Oldenberg, J. Trojan, Julius Sturm und Julius Wolff, und unter den Illustratoren einen Burger, Camphausen, Hendschel, Klimsch, Pletsch, Thumann finden, so wird sich Niemand über das hohe künstlerische Resultat verwundern.

* * *

Von den beliebten „Träumereien an französischen Kaminen" von Richard Leander kommt soeben bei Breitkopf und Härtel eine Prachtausgabe heraus, die dem bereits in 18 Auflagen verbreiteten Märchenbuch einen hervorragenden Platz in der diesjährigen Weihnachtsgeschenk-Literatur verschaffen wird. Die Voll- und Halbbilder, Titelfriesen, Schlußvignetten, Randleisten und Initialen von O. von Fialka gehören in ihrer gemüthvoll naiven Weise zum Besten, was die moderne Xylographie hervorgebracht hat.

In demselben Verlag erschienen auch noch zwei andere Beiträge zur Märchen-Literatur: Die schwarze Tante mit reizenden Bildern von Ludwig Richter und Märchen von Julius Sturm; namentlich letztere in ihrem kindlichen Ton und frischen Humor werden den Verehrern des frommen Dichters willkommen sein.

Offene Briefe und Antworten.

Schlußwort über irische Zustände.

London, 26. November 1881.

Geehrter Herr Redacteur!

Wo die Thatsachen und das Zeugniß der verständigsten Freiheitsfreunde, wie z. B. Stuart Mill, so laut sprechen — ist es da eigentlich nöthig, genauer auf die Angaben eines aus Roscrea an die „Gegenwart" schreibenden „Irländers" (Nr. 47) einzugehen? Ich nehme an, daß er unseren Anschauungen über die Verderblichkeit eines schwarzen, geistumnachtenden Zwing-Uri nicht ferne steht; und wohl begreift sich da, daß er, als Ire, gern nach jedem schwachen, scheinbaren Zeichen freierer Auffassung bei den Leitern der jetzigen Bewegung greift. Ich meinerseits kann ihm versichern, daß mir in dem Verfahren der Liga nicht das Mindeste unbemerkt geblieben ist. Seit fünfunddreißig Jahren der durch Repeal, Jung-Irländerthum, Fenierthum, Homerule und Landliga sich hinspinnenden Bewegung genau folgend; seit achtundzwanzig unter jenen fünfunddreißig Jahren auf hiesigem Boden sie beobachtend; mit jetzigen Führern der Liga schon vor der Gründung dieses Bundes, desgleichen mit der irischen Presse wohl bekannt, weiß ich natürlich auch, daß Herr Parnell zur Zeit der Schutzbill nach Paris ging, um auswärtige Republikaner gegen die Gladstone'sche Regierung ins Feld zu führen. Das war ein strategischer Zug; weiter hatte es keinen Zweck. Den Sturm der Entrüstung, der gleichwohl darüber in der Homerule-Partei entstand, den „Schauder und Abscheu", mit welchem das Unterhausmitglied A. M. Sullivan und Andere im Namen der alleinseligmachenden Kirche vor dem Bündniß mit den französischen Republikanern öffentlich zurückschraken, wird „Ein Irländer" auch kennen.

Er selbst sagt ja in Bezug auf Victor Hugo (den er übrigens irrthümlich als einen „Freidenker" bezeichnet, denn Hugo ist religiös, wenn auch nicht kirchlich gläubig): „Kein Priester in Irland wagte es, den Zusammenhang mit dem berühmten Freidenker zu begünstigen, und das Volk zeigte sich noch immer der geistlichen Herrschaft so unterworfen, daß die erfolgreiche Fortsetzung der Agitation ohne priesterliche Bewilligung hoffnungslos schien." Ist das für den Politiker nicht genug? Eine „französische Allianz" hat übrigens nie bestanden. Die Masse der französischen Republikaner, und ich kannte und kenne eine Reihe hervorragender Männer unter denselben, ist sich heute zu wohl bewußt, worauf ein unabhängiges Irland hinauslaufen würde, als daß sie besondere Begeisterung dafür empfinden könnte.

John Mitchel, dessen „Ein Irländer" erwähnt, hat sich leider in Amerika durchaus nicht als „freisinnig" erwiesen — wie das ja auch von Herrn Justin Mc Carthy bezeugt ist. Die schlimme Rolle, welche leider die Masse der Iren in den Vereinigten Staaten gegenüber der republikanischen, fortschrittlichen Partei gespielt hat und zu Gunsten des Römlingsthums dort noch auf eine der Republik gefahrdrohende Weise spielt, ist ebenso bekannt. Daß das Collegium zu Maynooth ein wahres Nest der Pfafferei und des bösen Geistes ultramontaner Aufsässigkeit gegen England ist, weiß man doch auch; und der allbekannte Umstand, daß die heutige, dem Bauernstand entsprossene niedere Geistlichkeit ebenso grimmig wie ungebildet ist, ändert daran nichts zum Besseren.

Ueber den Nutzen der von der Liga unter solchen Verhältnissen erstrebten Lostrennung von England hat sich „Ein Irländer" nicht geäußert. Ist er, wie ich gern glaube, ein Gegner des geistverderbenden Dunkelmännerthums, das sich durch Homerule, Sonderparlament, oder, je nach der Gunst der Umstände, durch gänzliche Losreißung eine Zwingburg schaffen möchte, von der man in treffsicherer Entfernung eines Tages einen Schlag gegen das ketzerische oder freidenkende England führen könnte, so will ich hoffen, daß er die Aeußerungen John Stuart Mills, auf die ich in diesen Blättern demnächst zurückzukehren gedenke, beherzigen wird.

Achtungsvollst

Karl Blind.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc.
sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin:

Weisheit und Witz
in altdeutschen Reimen und Sprüchen.

Geh. M 2.50, eleg. geb. M 3.50.

Diese ansprechende Sammlung ist von dem rühmlichst bekannten Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand" veranstaltet worden und empfiehlt sich als ein außerordentlich schönes Hausbuch, welches wegen des Reichthums des Inhalts sowohl, als auch wegen der Eleganz der Ausstattung allseitig viele Freunde finden wird.
(Herrig's Archiv für neue Sprachen).

Im unterzeichneten Verlag ist soeben erschienen (in dieser Nummer der „Gegenwart" besprochen):

Der Orient. Ein Spaziergang durch die muhamedanische und die indische Welt. Ethnographische Charakter-Bilder, Sitten-Scenen, Jagdsport. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet von Dr. **Johannes Baumgarten.** Preis brochirt M 4.80, eleg. geb. M 6.—

Der durch seine ethnographischen Arbeiten über Frankreich rühmlichst bekannte Verfasser hat in dem vorliegenden Werke für Gebildete, die weder Zeit noch Lust haben, umfangreiche Reisewerke zu lesen, eine Auswahl des Interessantesten und Prägnantesten vereinigt, was die ethnographische Literatur über die socialen und sittlichen Zustände der Muhamedaner und namentlich der Hindu darbietet. Ebenso rücksichtslos unparteiisch und objektiv wie der Verfasser die Franzosen geschildert hat, läßt er die Welt des Halbmondes und des Brahmanenthums vorzugsweise von Augenzeugen darstellen, welchen ein längerer Aufenthalt und die Kenntniß der Volkssprachen manche Seiten des Volkslebens aufschlossen, die man selbst in streng wissenschaftlichen Werken vergebens suchen würde. So entstand eine ganze Reihe oft höchst merkwürdiger Sittenbilder in Originalbearbeitungen ausländischer Quellen, die an fesselndem Interesse wohl jeden Vergleich aushalten und selbst als Ergänzung wissenschaftlicher Werke reiche Belehrung gewähren dürften: man vergleiche z. B. einmal unter den „Indischen Bildern" das Stück: „Die Kaste der Brahmanen von Fr. Müller" und „Das Brahmanenthum in seinem Verfalle nach Rousselet und Andern"; ferner den Artikel „Die Türken und das Türkenthum", welcher eine interessante Darlegung der Ursachen des Verfalles des ottomanischen Reiches giebt.

Rieger'sche Verlagshandlung in Stuttgart.

Geschenk-Literatur.

Tegnérs Frithjofs-Sage. 12. Aufl. Deutsch von Dr. G. v. Leinburg. In Original Prachteinb. M 3.75.

Tegnérs kleinere epische Gedichte: Axel. Abendmahlskinder. Gerda. Die Kronbraut Henri IV. Deutsch von Dr. G. v. Leinburg. In Original-Prachteinb. M 3.75.

Oehlenschlägers König Helge. Eine Nordlandssage. Deutsch von Dr. G. v. Leinburg. 3 Bde. geb. M 5.50.

Strauß, Dr. F. A., Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland. Elfte, soeben erschienene Auflage. Mit 8 Illustrationen und 2 Plänen. In Prachteinb. M 5.—

Taschen-Kalender für Pflanzen-Sammler. Ausg. mit 500 Pflanzen. Geb. M 1.40 Ausg. mit 1000 Pflanzen. 2. Aufl. Geb. M 1.75.

Verlag von **Oskar Leiner in Leipzig.**

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel in Berlin.**

Quickborn
von
Claus Groth.
13. Auflage
Miniatur-Ausgabe
Eleg. gebd. 5 M 25 ₰.

Nächte.
Lyrische Dichtungen
von
Max Kalbeck.
2. Auflage
kl. 8. geh. 3 M, eleg. gebd. 4 M 50 ₰.

Theater
von
Paul Lindau.
Enthaltend:
Marion. — In diplomatischer Sendung. — Maria and Magdalena. — Diana — Ein Erfolg — Tante Therese. — Der Zankapfel. — Johannistrieb. — Gräfin Lea — Verschämte Arbeit.
8. 4 Bände à 4 M 50 ₰.
In 4 hocheleg. (Liebhaber) Bände gebd. 30 M.

Carmen.
Novelle v. **Prosper Mérimée.**
Deutsch von **Adolf Weiß.**
Miniatur-Ausgabe.
Gebd. mit Goldschnitt 2 M.

Pythia-Kalender.
Satirisch-politische
Prophezeiungen für das gemeine Jahr 1882
von
Schmidt-Cabanis.
kl. 8. 12 Bogen. 1 M.

Dekameroue der Verkannten.
Mit Porträt u. Illustrationen.
Von
Dr. Julius Stinde.
kl. 8. geh. 2 M.
Höchst originelle und geistvolle Parodie der bisher erschienenen „Theater-Dekamerone".

Die
Karolinger.
Trauerspiel in 4 Akten
von
E. v. Wildenbruch.
8. geh. 2 M.

Fabulirtes.
Erzählungen und Skizzen
von
Hugo Wittmann,
Feuilleton-Redacteur der Neuen Freien Presse.
8. geh. 4 M.

Das Assommoir.
Roman von **Emile Zola.**
Deutsch von
Willibald König.
8. 45 Bogen. 5 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von Ernst Grulhn in Danzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

König Lear
ein poetisches Lebensbild von Shakespeare **zum ersten Male im Lichte der ärztlichen Wissenschaft** und gleichzeitig im Zusammenhange sowohl mit der **ästhetischen Kritik** als mit der **Bühnendarstellung** der gleichnamigen Tragödie. Eine Monographie für gebildete Leser aller Stände von Dr. **Hirschfeld,** prakt. Arzte zu Danzig.
Ein Bändchen von 13 Bogen Octav.
Preis brochirt M 4.—, elegant gebunden M 5.—

Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

Als Festgeschenke empfohlen:

Louise von François, Stufenjahre eines Glücklichen. Roman in 2 Bänden. 2. Auflage. 8. I, 404 u. II, 366 S. 9 M Eleg. geb. 11 M.

Kirchbach, Wolfgang, Salvator Rosa. Roman in 2 Bänden. 8. IV, 358 u. II, 304 S. 8 M Eleg. geb. 10 M.

Kirchbach, Wolfgang, Märchen. Neue Ausgabe. VIII, 202 S. 2 M Eleg. geb. 3 M.

In **J. A. Wohlgemuth's** Verlag (Max Herbig) in **Berlin W.,** Bülowstraße 11, sind erschienen:

Kathi von Klosterzell, Effi das Judenkind. Ein Zeitroman. 3 Bände. 64 Bogen. Eleg. brosch. 15 M.

Cassel, Prof. Dr. Paulus, Aus guten Stunden. 2. Ausg. Gebd. 6 M.

—— —— **Für ernste Stunden.** 2. Aufl. Eleg. geb. m. Goldschnitt 6 M 50 ₰.

—— —— **Der Judengott und Richard Wagner.** 75 ₰.

—— —— **Die Antisemiten und die evangelische Kirche.** 75 ₰.

—— —— **Die Abstammung der englischen Nation.** 50 ₰.

Sämmtliche Schriften von Professor Dr. **Paulus Cassel** sind in **demselben Verlage** erschienen.

Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Soeben erschien:

Romane und Erzählungen
von
Fredrika Bremer.
—— Neue Ausgabe. ——
In 40 Lieferungen zu je 50 ₰.
Erste Lieferung.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind in Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mei Leibzig low' ich mir!
Nogelneie Boesieen von **Edwin Bormann.**
Mit 20 Gupfern in feinen Holsschnidde van den agademischen Brofesser der Mahlergunst Ille.
Breis M 1.50.

Eine **Neue Folge** zu dem im vorigen Jahre erschienenen Hefte: Mei Leibzig low' ich mir! Boëdische Dagebuchblädder ennes alden Leibzigers.

Einzig praktisches Geschenk für Kinder!

Zu beziehen von **Max Herrmann.**



Berlin, Lindenstrasse 20.

Sanitäre Kinderschreibpulte

(D. R. P. No. 10977) stellbar für jede Grösse von 6—16 Jahren, zur Vermeidung von Rückgratsverkrümmung und Kurzsichtigkeit von vielen Autoritäten empfohlen! Illustr. Prosp. franco.

Classische illustrirte Prachtwerke
—— für den Weihnachtstisch. ——

Tennyson-Doré,

Die Königsidyllen.

9 Bogen Text mit 37 Stichen von

Gustav Doré.

Reich ornamentirter Prachtband. Preis nur 20 ℳ

Kleist-Wenzel,

Der zerbrochene Krug.

Jubiläums-Prachtausgabe.

Mit 30 Illustrationen und 4 Photographien

von **Adolph Menzel.**

Original-Prachteinband. Preis nur 20 ℳ

Immermann-Vautier,

Der Oberhof.

Illustrirt von Benj. Vautier in Düsseldorf.

Prachtband mit reicher Deckenvergoldung.

Preis 20 ℳ

Tegnér-Malmström,

Die Frithjofssage.

Gekrönte Preisübertragung.

Mit 47 Illustrationen v. Prof. A. Malmström in Stockholm.

Original-Prachtband. Preis 16 ℳ 50 ₰.

Löwenstein-Schulz,

Ehret die Frauen.

Ein Gedichtcyclus von Rudolf Löwenstein.

Reich illustrirt von C. Schulz in Düsseldorf.

Prachtband mit künstlerisch ausgeführten Decken.
Preis 20 ℳ

Blüthgen-Kleinmichel,

Im Flügelkleide.

Bilder und Reime aus der Kinderwelt.

Mit 40 Farbendruck-Illustrationen

Preis in elegantem Einband 5 ℳ

Verlag von A. Hofmann & Co. in Berlin W.,
Kronenstraße 17.

Nr. 49

des „Neuen Finanz- u. Verloosungsblattes“ in Frankfurt a. M. (15. Jahrg., vierteljährl. ℳ 2.—) enthält: Wochenüberschau, Die Ueberwachungspflichten des Aufsichtsraths, Pommersche Hypotheken-Actienbank, Original-Börsenberichte aus Frankfurt, Berlin und Wien, finanzielle Nachrichten und Chronik, Verloosungen, Inserate, Coursblatt von Frankfurt, Berlin, München, Stuttgart, Basel etc.

Große Preisherabsetzung.

Billigste und schönste Festgeschenke.

Die nachstehenden Illustrirten Werke unseres Verlages kosten von heute an:

Goethes Faust. Mit Zeichnungen von E. Seibertz. Zwei Theile. Mit 25 Stahlstichen und 84 Holzschnitten. Folio. (Beide Theile in einem) Lederband (ℳ 82.—) jetzt ℳ 40.— Jeder der beiden Theile für sich in einem Lederband (ℳ 51.—) jetzt ℳ 22.—

Goethes Faust. Mit Zeichnungen von E. Seibertz. Erster Theil. Holzschnitt-Ausgabe. kl. 4. In Lederband (ℳ 16.—) jetzt ℳ 9.— In Leinenband (ℳ 12.—) jetzt ℳ 6.—

Herders Cid. Mit Randzeichnungen in Holzschnitt nach Eugen Neureuther. kl. 4. In Lederband mit Mosaikverzierung (ℳ 15.—) jetzt ℳ 9.— In Lederband (ℳ 14.—) jetzt ℳ 7.50. In Leinenband (ℳ 9.50) jetzt ℳ 6.—

Schillers Gedichte. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Böcklin, Heil, Kirchner, Makart, Piloty, Ramberg, Ruthbart, Schwind u. A. Quart. In Leinenband (ℳ 21.60) jetzt ℳ 10.—

Uhlands Gedichte. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Camphausen, Claß, Makart, Max, Schrödter, Schütz. Quart. In Lederband (ℳ 42.80) jetzt ℳ 20.— In Leinenband (ℳ 34.—) jetzt ℳ 15.—

Wir liefern nur neue untadelhafte Exemplare! Aufträge nimmt jede Buch- und Kunsthandlung an.

Stuttgart, Ende 1881. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE

ERSCHEINT IN 240 HEFTEN

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

Preis à Heft 50 Pf.

MONATLICH 3-4 HEFTE.

ABBILDUNGEN UND KARTEN AUF 400 TAFELN U. IM TEXTE.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen:

DEUTSCHE

LYRIK DER GEGENWART.

Seit 1850.

Eine Anthologie, mit kurzen Biographien und genauer Quellenangabe herausgegeben von

FERDINAND AVENARIUS.

In künstlerischer Original-Ausstattung nach Motiven alter Meister der Renaissance.

Gr.-Octav. Stylvoll geb. mit reicher Pressung. Preis 6 Mark.

Eine Auswahl unter solchen Gedichten, welche ihre Verfasser durch die Genehmigung des Abdrucks als vollwerthig anerkannten.

Wandern und Werden.
Gedichte von **Ferdinand Avenarius.**
In Renaissance-Ausstattung
broschirt ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—
Von der Presse mit einstimmigem Beifall aufgenommen.

Stimmen des Lebens.
Gedichte von **Wilhelm Jensen.**
In Renaissance-Ausstattung
broschirt ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—
Soeben erschienen.

Wir verweisen auf die Beilage in diesem Blatt in der Nr. vom 10. Decbr.

Dresden. Ls. Ehlermann.

Schönstes Geschenk für Damen, welche malen!

Vorlagen für Holzmalerei. Entworfen von E. Wandt. Heft I und II à 6 Blatt. Gr. Folio. Preis pro Heft 4 ℳ

Diese neuen Vorlagen zeichnen sich besonders dadurch aus, dass sie die zu wählenden Farben lebendig und bestimmt zur Anschauung bringen und den vorhandenen Holzarten in Grösse und Form genau angepasst sind.

Vorlagen für Holzmalerei. Entworfen von E. Zschimmer. 34 Blatt in Mappe. Gross Folioformat. Preis pro complet 24 ℳ Einzelne Blätter à 1 ℳ Inhaltsverzeichniss gratis.

Anleitung zur Holzmalerei. Von Dr. F. Lahnek. 2. Auflage. Preis 1 ℳ

—— Verlag von Glaser & Garte in Leipzig. ——

Hierzu Prospekte der Verlagsbuchhandlungen Edwin Schloemp in Leipzig und Leonhard Simion in Berlin, sowie eine Beilage „Literaturproben" (Verlag von Levy & Müller in Stuttgart).

Redaktion und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von R. H. Teubner in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 24. December 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Die Botschaft des Präsidenten Arthur.

Der neue Congreß trat am ersten Montag im December zu seiner ersten und langen Session zusammen. Das Haus der Abgeordneten organisirte sich durch Erwählung Keifers von Ohio zum Sprecher und das Land wartete am Montag mit Spannung auf die erste officielle Kundgebung des neuen Präsidenten. Die Erwartung wurde getäuscht und nicht allein in Bezug auf die erst am Dienstag geschehene Einsendung der Botschaft. Präsident Arthur hat sich nicht damit in die Reihen der großen Bahnbrecher eingeschrieben, er hat die große Gelegenheit, mehr als ein Dutzend-Präsident zu werden, unwiederbringlich verloren gehen lassen, er hat, zwischen die Wahl zwischen Altem und Neuem gestellt, sich für das erstere entschieden. Arthur wird der gewandte Fachpolitiker bleiben, nach dessen Ruhme sein Leben und Streben stets zielte, seine Verwaltung wird im Allgemeinen fähig und respektabel sein, aber sie wird, soweit er in Frage kommt, in der Geschichte der Vereinigten Staaten eine Pause, ein Interregnum, eine Verwirrung bedeuten, aus der das Volk selbst sich zuletzt den rettenden Ausgang zu schaffen haben wird. Man konnte im Grunde durch diese Botschaft nicht mehr überrascht werden. Als der Präsident kurz vor den Novemberwahlen die Bundesämter in Virginien zu Gunsten Mahones und seiner Readjusters in die Wagschale warf, handelte er als Parteichef und, was noch schlimmer, als Förderer der Conklingiten, d. h. jener Klasse von Republikanern, denen die Nation in der Partei, und die Partei in den gemeinen Interessen ihres Ich aufgeht. In der That sind es die zwei Stimmen virginischer Readjusters gewesen, welche die durch Conklings Schuld in die Minderheit gekommenen Republikaner in den Stand setzten, den Candidaten desselben Conkling und seines verbündeten „Boß"-Cameron von Pennsylvanien, den oben erwähnten Keifer, zum Sprecher des Hauses zu machen und dadurch den republikanischen Charakter desselben zu wahren. Aber man wird bald sehen, daß „solche Diener Gefahr ins Haus bringen" und daß ihre Hülfe wie die ihres Führers Mahone im Senat der republikanischen Partei theuer zu stehen kommen wird. Der Kampf zwischen Gegenwart und Zukunft, zwischen Aufrechterhaltung der alten Parteimißwirthschaft und Parteireform war schon vor der Eröffnung des Congresses im republikanischen Caucus entschieden, in welchem nach fünfstündigem Ballotiren der Name Keifer mit 93 gegen 51 Stimmen als Sieger hervorging. Es scheint, daß Arthur bis auf die letzte Stunde wartete, ehe er sich auf die Seite der stärkeren Bataillone stellte. Er thut das allerdings auch in der Botschaft nicht offen, sondern mit einer gewissen Scheu vor jenem neuen Machtfactor, der aus den Wunden und dem Grabe Garfields sich erhoben hat, jener öffentlichen Meinung, welche die Verstopfung der giftigen Quelle noch im September so gebieterisch verlangte, aus welcher die Guiteaus ihre unheilvolle und entsetzliche Inspiration schöpfen. Die Botschaft versucht es, Wasser auf beiden Schultern zu tragen. Sie lobt das englische System der Concurrenzprüfungen, aber sie findet seine Einführung auf amerikanischem Boden kaum angemessen. Der Grundsatz wird betont, daß bei Staatsämtern, wie bei Privatgeschäften, nur auf Fähigkeit zu sehen sei, aber dem Congreß wird die Aufgabe zugeschoben, diesem Grundsatz praktische Gestalt zu geben. Der Congreß wird sich hüten, den Boden zu beseitigen, die Sumpfgewächse auszurotten, denen er seine eigene Erhebung und Existenz verdankt. Arthur wird den Mächten Rechnung tragen, die ihn selbst emporhoben. Er wird sich nicht von Conkling unabhängig erklären, auf dessen Empfehlung ihn Grant 1871 zum Hafencollector von New-York machte. Er wird sein Kabinet in demselben Sinne weiter reconstruiren, wie dazu bereits durch Folgers, des New-Yorkers, Eintritt in das Schatzamt und Frelinghuysens in das des Staatssekretärs der Anfang geschehen ist. Blaine übernimmt (zunächst wenigstens) die Erbschaft Garfields und die Führung der Anhänger desselben von den gewöhnlichen Half-breeds New-Yorks, d. h. Gegnern Conklings bis zu den ernsthaften Reformern vom Schlage der New-Yorker Evening-Post und den Civildienst-Reformvereinen, die sich in einer Anzahl der großen Städte bereits gebildet haben. Die Schlachtordnung für 1884 wird jetzt schon gebildet und der Ruf „hie Grant oder Conkling, hie Blaine" wird bald genug über das Land gehört werden.

Vor der Hand ist freilich die Frage der sittlichen Erneuerung der Nation im Großen und Ganzen vertagt und so sind es auch in der Botschaft die materiellen Interessen, welche den Vordergrund nicht blos einnehmen, sondern erfüllen. Der Bundesschatz leidet nach langen Jahren wieder einmal an jenem embarras de richesse, welches vor 1860 die neidischen Augen der Welt und zugleich die inländischen Geier auf sich zog, die sich bekanntlich da sammeln, wo Aas lockt. Die Einnahmen des letzten Finanzjahres haben einen Ueberschuß von 100 Millionen über die Ausgaben (260 Millionen) ergeben und der Schatzsekretär erklärt, wenn das so fortgehe, werden die Vereinigten Staaten innerhalb zehn Jahren ihre noch immer auf 1700 Millionen Dollar sich belaufende Schuld vollständig abgetragen haben. Kein Wunder, daß die Schutzzöllner bei einer solchen Aussicht in ihren Stiefeln zittern, und daß sie Alles diesen Winter aufbieten werden, um einen so schädlichen Ueberschuß nicht noch einmal vorkommen zu lassen. Man behauptet sogar,

daß sie an jenem Nachtrags-Pensionsgesetz von 1879 nicht ganz unschuldig gewesen sind, auf Grund dessen für das nächste Finanzjahr nicht weniger als 100 Millionen, also über ein Drittel des ganzen Budgets verlangt werden.

Diese Anschwellung des Pensionsetats von 35 Millionen im Jahre 1879, auf 56 Millionen im Jahre 1880, auf 100 Millionen für 1882 beweist mit grellster Beleuchtung die Gefahr, welche das Fortbestehen der bisherigen Parteiwirthschaft für die Nation in jeder Richtung in sich birgt. Die Zunahme des Etats ist die einfache Folge des Sumpfbodens, aus welchem die Congreßmitglieder die Mittel ihrer Wiederwahl ziehen. Und es ist bezeichnend, daß Demokraten wie Republikaner für jenes durchaus unnöthige und zum Betruge auffordernde Gesetz von 1879 stimmten. Arthur mißbilligt denn auch in seiner Botschaft diese ins Ungeheuerliche aufsteigenden Pensionsbewilligungen, und der Kampf um Abänderung oder Aufhebung des berüchtigten Gesetzes wird diesen Winter hoffentlich die Böcke von den Schafen im Congreß scheiden und den Machinationen der Schutzzöllner einen Riegel vorschieben, welche den Ausgabeetat der Vereinigten Staaten nur deshalb möglichst hoch haben wollen, damit nicht an eine Revision der Zollsätze im Sinne eines gemäßigten Finanzzollsystems gedacht werden kann. Auf diese Ueberfülle des Staatsschatzes speculiren ferner der Kriegs- und Marineminister. Der erstere möchte die Armee gern auf 30,000 Mann gebracht wissen, der andere an die Stelle der so gut wie verschwundenen Flotte einige 40 Kriegsschiffe zur Vertheidigung der Küsten und Häfen gesetzt haben. Glückliches Land, welches ruhig überlegen kann, ob es seine thatsächlich wehrlosen Küsten und reichen Welthafenstädte innerhalb neun Jahren in nothdürftigen Vertheidigungszustand bringen will oder ob es die den modernen Geschossen gegenüber bombenfestlos gewordenen Kasematten und Forts ganz zu Ruinen verfallen, oder neu verstärken und ausrichten will! Wahrscheinlich wird das Drängen der Tabaksfabrikanten, Branntweinbrenner und Bierbrauer auf Herabsetzung der auf ihren Geschäften ruhenden Steuern eher Erfolg haben, als das Verlangen der beiden Minister nach einer nicht nöthig erscheinenden Landesvertheidigung. Die alten Fragen, welche eine Art eisernen Bestandes aller Präsidentenbotschaften ausmachen, kehren auch in dieser zurück. Da ist die Indianerfrage, welche durch Erziehung der jungen Indianer und durch Verwandlung der alten in Privatgrundbesitzer gelöst werden soll, da ist der Vorschlag einer Tarifrevisionscommission, da ist endlich die wichtige Silber- oder Doppelwährungsfrage, welcher der Congreß bis jetzt immer feige aus dem Wege gegangen ist. Mit dem Auslande lebt man in Frieden. Der Panama-Kanal hat zum Spreizen der Flügel dem amerikanischen Adler bereits Veranlassung gegeben und er schlägt dieselben in der Botschaft von Neuem. Deutschland wird gelobt, weil es in Bezug auf die Reclamationen deutsch-amerikanischer Bürger immer liebenswürdig gewesen. Ein neuer Vertrag in Bezug auf den Gegenstand der Militärpflicht solcher Bürger wird namentlich mit Hinblick darauf für nothwendig erklärt, daß Elsaß-Lothringen nicht unter dem 1868er Vertrag einbegriffen ist.

In Sachen der Einwanderung, welche bis zum 30. November die enorme Höhe von 670,000 Köpfen, die höchste bis jetzt in den Annalen, erreichte, empfiehlt die Botschaft ein Bundesgesetz, durch welches die Beaufsichtigung derselben und deren vorübergehende Verpflegung dem Staate New-York abgenommen und unter den Bund und seinen Schutz gestellt wird. Schließlich wird dagegen protestirt, daß Europa, wie neulich wieder die Schweiz, seine Gemeindearmen und Verbrecher durch Verschiffung nach den Vereinigten Staaten sich vom Halse zu schaffen sucht. Man wird solche Einfuhr mit demselben Dampfer zurückschicken, der sie in den Hafen gebracht hat. Zum Schluß sprechen wir die Erwartung aus, daß auch jetzt das gewohnte Glück das Volk der Vereinigten Staaten nicht im Stiche lasse, und daß es verstehen wird, neben und trotz seines beispiellos materiellen Gedeihens auch jene höheren Factoren des Völkerlebens aus eigener Kraft zu pflegen und zu fördern, ohne welche Reichthum und Macht nur kurze Zeit dauern.

E. Schlaeger.

Die Ueberbürdung der Schuljugend.

Von Dr. med. F. Dornblüth.

(Schluß.)

Alle Maßregeln zur besseren Hygiene der Schule, als da sind: hinreichende Größe, Lüftung, Heizung und Erleuchtung der Schulzimmer; zweckmäßige Einrichtung der Tische und Bänke, des Unterrichtsmaterials, namentlich Einführung gut gedruckter Schulbücher und eines gesundheitsgemäßen, der Physiologie des Auges entsprechenden und gute Körperhaltung ermöglichenden Schreibunterrichts, u. a. m., die in neuerer Zeit viel Aufmerksamkeit und Förderung erfahren haben, sind doch im Ganzen nur Palliativmaßregeln, von denen die Wurzel des Uebels, die Ueberlastung durch eine zu große Zahl von Unterrichtsgegenständen und ein zu hohes Maß der Anforderungen in den Einzelfächern, nicht wesentlich berührt wird. Sie heben nur accessorische oder nebensächliche Schädlichkeiten, wodurch allerdings die Ausdauer und Leistungsfähigkeit der Schüler nicht unbedeutend gehoben werden kann. Sieben- bis achtstündige Geistesthätigkeit für Zehnjährige, acht- bis zehnstündige für Achtzehnjährige, wobei volle Aufmerksamkeit, waches Gedächtniß und rege Phantasie in Anspruch genommen werden, bleibt auch unter günstigen Außenverhältnissen mehr, als mit gesunder Entwickelung der jugendlichen Leiber und Geister verträglich ist. Diese Thatsache ist von den Aerzten unzweifelhaft festgestellt, von bedeutenden Schulmännern vielfach anerkannt worden.

Auch an tiefgreifenden Reformvorschlägen auf dem Gebiete des höheren Unterrichts fehlt es nicht. Vor Allem handelt es sich um die Möglichkeit einer Verminderung der einzelnen Unterrichtsgegenstände auf dem Gymnasium. Die alten Sprachen und die Hebung der in ihnen niedergelegten Geistesschätze genügen längst nicht mehr für eine volle Bildung; der Verkehr unter den neueren Culturvölkern, ihr Wetteifer auf allen Lebensgebieten verlangen genügende Kenntniß ihrer Sprachen: wenigstens das Englische und Französische sind neben der vollkommenen Beherrschung der Muttersprache und der genauen Bekanntschaft mit ihrer vorzüglichsten Literatur heute unentbehrlich. Erd- und Geschichtskunde, Mathematik und Naturwissenschaft nehmen im heutigen Leben einen so wichtigen Platz ein, haben nicht nur auf das praktische Leben, auf die Erwerbs- und Verkehrsthätigkeit, sondern auch auf die Grundlagen des wissenschaftlichen und ethischen Lebens einen so übermächtigen Einfluß, daß derjenige nicht mehr auf Allgemeinbildung Anspruch machen kann, der ihnen völlig fremd gegenübersteht.

In einer kleinen, höchst anziehend und mit erfrischender Klarheit geschriebenen Broschüre („Die Ueberbürdung der Schuljugend." Berlin 1882, Theodor Hofmann) hat soeben Dr. F. W. Fricke den Nachweis angetreten, daß unsere Cultur durch Beseitigung der alten Sprachen aus der Schule nicht sinken, sondern sich heben würde, wie ein vom Ballast befreites Schiff. Den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts soll nach ihm die deutsche Sprache bilden.

Die sechs Unterklassen bleiben für alle Schüler ungetrennt; dann aber, wo die Neigung für ein besonderes Fach sich zeigt und die Fähigkeit sich einigermaßen beurtheilen läßt, tritt eine Spaltung der Klassen ein, wo einerseits die Naturwissenschaften neben der praktischen Einübung der neueren Sprachen, andererseits die wissenschaftliche Behandlung der Sprachen in den Vordergrund tritt. Hier können dann auch die alten Sprachen angereiht werden für diejenigen, welche sie studiren wollen.

Neben dieser Erleichterung erklärt aber Fricke, wie schon so viele andere Schulmänner vor ihm, eine Reform der Unterrichtsmethode für unumgänglich, und zwar verlangt er, daß „in allen Schulen das Maß des gedächtnißmäßigen Wissens und damit die zeitraubende, geisttödtende Arbeit des Auswendiglernens vermindert" werde. Das gilt besonders für die Jahreszahlen unbedeutender Ereignisse, für die genauen Bestimmungen der geographischen Lage und der Einwohnerzahl von Städten etc.

Wenn Geographie oder Vaterlandskunde die ganzen Stunden durch zum Auswendiglernen dictirt wird, so mag das bequem für den Lehrer sein, ist aber gewiß ebensa wenig förderlich, als wenn im Religionsunterricht alles Gewicht auf das „Wissen“ von Sprüchen, Liedern, Dogmen u. dgl. m. gelegt wird. Zweckmäßige Schulbänke, täglicher Turnunterricht, Turnhallen, Turn- und Spielplätze, und die Entleerung der Klassen, so daß in den unteren höchstens 30, in den mittleren 20, in den oberen 12—16 die Normalzahl der Schüler bilden, während für die Elementarschulen 30—40 zuzulassen sind, werden ferner in ihrer hohen Bedeutung gewürdigt.

So lange freilich das gegenwärtige System noch unsere höheren Schulen beherrscht, so lange ist es heilige Pflicht der Eltern, welche diesem System ihre Kinder anheimgeben müssen, mit größter Sorgfalt darüber zu wachen, daß diesen nicht bleibender, unersetzlicher Schaden erwächst. Sie müssen dafür sorgen, doß ihnen nicht im Hause, außer der Schule, zu den für jetzt unvermeidlichen und wahrlich schwer genug zu tragenden Lasten neue, vermeidliche aufgeladen werden. Sie müssen ihnen Raum und Zeit gewähren, die Aufgaben der Schule zu bewältigen, und sie anleiten und gewöhnen, beides gehörig zu benutzen. Sie müssen darauf achten und sich mit verständigen und wahlwollenden Lehrern darüber ins Einvernehmen setzen, ob die Fähigkeiten und Kröfte der Schüler für das erstrebte Ziel ausreichen. Sie müssen für Kärperpflege und Erholung Sorge tragen und dürfen auch die ersten und leisesten Zeichen der Erschlaffung und Ermattung, so wie der Ueberreizung nicht gering achten. Denn, wenn irgendwo, sa gilt hier der Grundsotz: Dem Anfang widerstehe! So wichtig es ist, die Kinder frühzeitig an das Pflichtgefühl und die Erfüllung der Pflichten zu gewöhnen und deshalb ohne ausreichenden Grund weder Schulversäumniß noch Unterlassung einzelner Arbeiten zu gestatten, so unbedingt nathwendig ist es, dem ermattenden Gehirn ahne Zögerung Ruhe zu verschaffen, wenn man nicht Gefahr laufen will, es bleibenden Schaden nehmen zu sehen.

Diese Gefahr einer dauernden Schädigung des Gehirns, des Geistesargans, wird nur durch Ruhe neben geeigneter Körperpflege, Aufenthalt und Bewegung im Freien u. dgl. m., niemals durch sogenannte Zerstreuungen beseitigt, namentlich nicht wenn diese in geräuschvollen Vergnügungen, wie Cancerten, Theatern, Abendgesellschaften ꝛc. bestehen. Das angegriffene Gehirn kann durch solche neue Anstrengungen leicht vollständig aus dem Gleichgewicht gebracht werden. Einen vartrefflichen Fingerzeig in dieser Beziehung gibt das Verholten solcher überangestrengter Kinder selbst, sobald man ihnen den freien Willen läßt: Einige stürzen freilich auch dann noch über irgend ein Buch, ein Journal aber dgl. her, wo sie aber die einfachsten und fadesten Dinge vorziehen; die meisten aber, und zwar grade die begabteren, die sanst keine Minute ohne geistige Thätigkeit sein mögen, pflegen sich alsdann den einfachsten Beschäftigungen, Spielen, die weit hinter ihren Jahren zurückliegen, oder vallständigem Nichtsthun hinzugeben. Sie scheuen dann auch energische Bewegung, so beweglich und bewegungslustig sie sonst auch sein mögen, weil dem überreizten und angegriffenen Gehirn selbst die Körperbewegung wehthut, oder wenigstens unangenehme Empfindungen verursacht. In beiden Richtungen ist es ganz vorzugsweise die Veränderung der Neigungen und Gewohnheiten, welche in Verbindung mit andern Erscheinungen, z. B. Appetitlosigkeit, Schlafsucht und Schlafmangel, Verdacht erwecken muß.

Der Verdacht kann freilich auch fehl gehen und sogar absichtlich falsch geleitet werden, wie es jo Kinder gibt, die mit nicht unbedeutendem Geschick Erschöpfung aber Krankheit vorspiegeln, um von dieser oder jener Arbeit aber Unterrichtsstunde frei zu kommen; während dagegen andere, um nur nicht von der Schule zurückgehalten oder in anderer Art besonders behütet zu werden, eine Munterkeit herauskehren, um nicht zu sagen heucheln, die sie weit entfernt sind, wirklich zu fühlen. In allen zweifelhaften Fällen, wohin notürlich auch jede erst beginnende Schwäche aber Krankheit gehört, wird sich der Sachverhalt entweder sofort, oder nach kurzer Beobachtung mit Hülfe des Hausarztes feststellen lassen, dessen Autorität, bezw. Zeugniß auch der Schule gegenüber natürlich ein Gewicht hat, das den Aussagen der Eltern nicht ahne weiteres zugestanden werden kann.

Ich sage absichtlich „des Hausarztes“, also desjenigen Arztes, welcher die Kinder und die ganze Familie nicht etwa blos bei gelegentlichen schwereren Erkrankungsfällen, oder gar nur als Specialist zu irgend einem besanderen Zwecke sieht, sandern als Familienfreund oder -angehöriger — (ist ihm doch an vielen Orten die Bezeichnung „Onkel“ Doctor eigen) — das ganze Familienwesen, die Art und Weise der Eltern und der Kinder kennt, mit diätetischen und praphylaktischen, d. h. die Lebensweise regelnden und bestimmten Krankheiten vorbauenden, Rathschlägen zur Seite steht, der also besser als irgend Jemand sonst auch leise Abweichungen von dem Normalzustande, leichte Zögerungen in der Entwickelung bemerken, Wichtiges vom Unwichtigen, Wohres vam Folschen unterscheiden kann.

Des Housarztes Beabachtung, Rath und Hülfe kann auch niemals durch einen Schularzt, wo es solchen gibt, ersetzt werden, weil letzterer nur die allgemeinen gesundheitlichen Einflüsse der Schule und gewissermaßen ihre Massenwirkungen zu beobochten hat, während er unmöglich jedes einzelne Kind sa genau beachten kann, wie es zur Erkenntniß beginnender Schulkrankheiten nöthig ist. Der Schularzt wird aber seinerseits von den Housärzten die werthvollsten Winke erhalten können, um zu erforschen, ob Ursachen oder Anläße, welche die Gesundheit eines oder des anderen Kindes bedrohen, nur durch die Natur des betroffenen Kindes, oder aber allgemeiner wirksam sind und deshold sein Einschreiten erfordern. Ihm würde auch in zweifelhaften Fällen die Entscheidung anheimzugeben sein, ab ein Schüler auf Grund eines elterlichen oder ärztlichen Zeugnisses von einem Theile des Unterrichtes (z. B. von einzelnen Arbeiten oder Stunden, von Singen, Turnen u. dgl. m.) vorübergehend oder dauernd zu befreien ist.

Wo es solche Schulärzte, oder Amtsärzte, die mit dieser Function betraut sind, nicht gibt, muß natürlich das Urtheil jedes onderen Arztes, besonders aber des Hausarztes sa lange als zutreffend und maßgebend gelten, als nicht seine Unrichtigkeit nachgewiesen ist. Im Allgemeinen wird es nicht schwer sein, auf Grund eines sachgemäßen Zeugnisses mit den Lehrern und Schulvorständen ins Einvernehmen zu kammen, da auch bei ihnen Einsicht und guter Wille vorausgesetzt werden darf, und wenn sie nicht immer ahne weiteres zuzustimmen geneigt sind, so bedenke man, daß sie vielfach nicht blos mit leichtsinnigen, trägen und unfähigen Kindern, sondern gor manchmal auch mit beschränkten, getäuschten oder weniger urtheilsfähigen Eltern zu thun haben.

Je sorgfältiger die Eltern und diejenigen, welche deren Stelle vertreten, darauf bedacht sind, die Kinder zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Schule auszurüsten und zu befähigen, desto wirkungsvaller werden sie andererseits gegen Ueberlastung derselben eintreten und namentlich übertriebene Anforderungen einzelner Lehrer auf das richtige Maß zurückführen lassen können. Freilich wird es keinem Lehrer angenehm, noch auch seiner nothwendigen Autorität förderlich sein, wenn er sich seinen Schülern gegenüber ins Unrecht gesetzt sieht, und man wird deshalb billiger Weise in solcher Form eintreten müssen, daß ihm das Nachlassen, bez. das Aufgeben eines irrigen Weges möglich gemacht wird; in der Sache selbst aber ist es Pflicht der Eltern, darüber zu wachen, doß ihren Kindern nicht Unmögliches, aber wenigstens nichts ihre Gesundheit Schädigendes angesonnen wird. Die aft gehörte Ausrede: wir wagen nichts zu sagen, weil unsere Kinder dann Unannehmlichkeiten haben würden, gegen die wir sie nicht zu schützen vermögen, ist keine Entschuldigung, denn diese Furcht vor möglichen Nachtheilen, die sich überdies durch die Farm meistens werden verhüten lassen, kann uns nicht rechtfertigen, den Kindern wirklichen Schaden zufügen zu lassen. Daß solche Furcht sehr allgemein verbreitet ist, ist gewiß kein günstiges Zeugniß für Schulen und Lehrer, sie verliert aber ihre Schrecken, sabald man ihr fest ins Auge sieht: wenn die Eltern sich nicht fürchten, Ueberbürdungen als solche zu bezeichnen und zu be-

kämpfen, werden sie auch von den Lehrern als solche onerkannt und vermieden werden. Gilt es doch überhaupt vielleicht in den seltensten Fällen, die Anforderungen eines einzelnen Lehrers zu bekämpfen, als vielmehr ein System, dessen Gefohren und Nachtheile wohl vielfach erörtert, aber noch nicht allgemein genug anerkannt sind, und das, weil es als geschichtlich Gewordenes durch die Thatsache seines Bestehens geschützt wird, die bedachte und ausdauernde Thätigkeit aller derjenigen herausfordert, die seine Nachtheile fühlen oder erkennen. Die Eltern haben lange genug den Aerzten und einigen wenigen Schulmännern den Kampf allein überlassen, mögen sie endlich sich ermannen, miteinzutreten in den Streit, der durch zweckmäßige Entlastung der Schuljugend ihre Leistungsfähigkeit für die Schule und für das Leben zu steigern beabsichtigt.

Literatur und Kunst.

Zum Ursprung der Vernunft.

Ein Epilog zum Jubiläum der „Critik".

Von Ludwig Noiré.

Wenn ich Jemandem, der noch kein Eis gesehen und der sich über einen zugefrorenen See verwundert, sage: „Das Wosser ist gefroren," so wird dies als eine Erklärung betrachtet. In dieser Erklärung ist nun zweierlei, nämlich

1. *ein Laut*, der gewiß als solcher zur Erklärung der Sache nicht das Mindeste beitragen kann,

2. *ein Begriff*, der genau genommen gleichfalls nicht das Mindeste mehr enthält, als die vorliegende, mit den Sinnen wahrgenommene Erscheinung uns auch sagt.

Wie kommt es nun, daß man jenes Sötzchen gleichwohl für eine genügende Erklärung ansieht und sich dabei beruhigt? Das ist eine schwierige Frage, und sie kann durchaus nicht anders beantwortet werden, als wenn man auf das Wesen unserer Vernunft, und ihre Grund- oder Urfunctionen eingeht. Locke hotte dieselbe schon aufgeworfen und daraus die Unsicherheit und bloße Scheinbarkeit der meisten menschlichen Erkenntnisse deducirt.

Was das Eigenthümliche an obigem Sätzchen ist und wos das darin enthaltene Urtheil zu etwas von der vorliegenden Erscheinung durchaus Verschiedenem macht, ist dieses: durch den Begriff (gefroren) wird die Erscheinung *verallgemeinert* oder richtiger unter eine allgemeine Bestimmung subsumirt.

Begriffe sind stets etwos Allgemeines, und diese allgemeinen Begriffe sind es, die das Wesen der menschlichen Erkenntniß ausmachen.

Wenn es recht kalt ist, so friert die ganze lebendige Schöpfung. Aber nur der Mensch konn sagen: ich friere. Er kann dies auch sagen im heißen Sommer, er lonn es *denken*, auch wenn er keine Kälte empfindet. Warum? Weil er im Besitze der allgemeinen Begriffe ist.

Wie er nun in diesen Besitz gekommen ist? Das ist ein großes Problem, das größte und schwierigste von allen, die auf den Menschen Bezug haben. Denn es betrifft den *Ursprung der Vernunft*. Und Vernunft ist der Mensch selbst.

Wenn ich nun sage: „Der Mensch denkt, *weil er spricht*; er hat allgemeine Begriffe, weil er Worte hat," so weiß ich wohl, daß neun Zehntel der Leser ungläubig die Köpfe schütteln und sagen werden: „Nein, der Mensch spricht, *weil er denkt*." Es geht eben hier, wie bei allen wichtigen Wahrheiten, die stets von Anfang parador erscheinen und bei denen es geraume Zeit dauert, bis man sich an sie gewöhnt, d. h. die alten Denkformen zerbricht und ihren Inhalt in die neuen Denkformen umgießt. Wie lange mag es wohl gedauert haben, bis die große Mehrzahl, ihren Augen zum Trotz, die Erkenntniß in sich aufnahm, daß die Erde und nicht die Sonne sich drehe!

Also die Worte sind die festen Punkte, durch die die Begriffe gebannt werden, denen diese ihre Existenz verdanken, ohne welche unser ganzes Geistesleben nur mit flüchtigen, schattenhaften, ungeordneten Vorstellungen erfüllt wäre. Niemals, so lange es Menschen und eine menschliche Sprache gibt, hat ein Begriff ohne sein körperliches Gegenbild, das Wort, vorhanden sein können. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß mit dem Worte (als Laut) sogleich der Begriff gegeben sei. Für den Papagei ist jedes nachgesprochene menschliche Wort ohne Ausnohme Laut und nichts als Laut, gerade wie für uns das unverstandene Wort einer fremden Sprache. Der Laut ist todt, das Wort ist lebendig, sein ganzes Leben aber liegt in dem Begriff.

Wie nun Begriffe sich zuerst mit Lauten verbinden und dadurch zum Leben erwachen konnten, das ist die oben angedeutete große Frage, die zu allen Zeiten die Denker beschäftigte und zu deren Beantwortung viel Scharfsinn und viel Phantasie aufgeboten wurde. So lange dem freien Fluge der letzteren keine Schranken gesetzt waren, erschuf sie denn auch Systeme auf Systeme, und ich glaube bestimmt, daß es keinen Gegenstand gibt, über den so zahlreiche und so verschiedenartige Ansichten geäußert, so viele Bücher geschrieben worden sind, als über den Ursprung der Sprache. Man ahnte richtig, daß dies der Punkt sei, an dem der Hebel angesetzt werden müsse, und daß, wenn es gelingen könnte, den Felsen zum Weichen zu bringen, der das Geheimniß verschloß, ein unerschöpflicher, lebendiger Quell von Aufklärung über das eigentliche Wesen des Menschen, sein Denken, hervorbrechen werde.

Um aber zu diesem Ziele zu gelangen, mußten vor Allem der Phantasie die Flügel beschnitten werden. Dies geschah durch die vergleichende Sprochwissenschaft, die von dem Bewußtsein geleitet wurde: es gibt einen methodischen, d. h. wissenschaftlichen Weg, der zu jenem Geheimnisse und seiner Aufklärung führt. Nicht Dogmatismus, sondern Kritik und eifrige empirische Forschung sind dazu nöthig. Was als letztes Ziel am Ende aller unserer Bemühungen liegt, das darf unmöglich schon zum voraus, wenn auch noch so geistreich, entschieden und als Voraussetzung gebroucht werden. Wie sehr die neue Wissenschaft die früheren Anschauungen geändert, wie sehr das frühere Interesse, das von Platon bis zum achtzehnten Jahrhundert die philosophischen Denker an diese Fragen fesselte, durch neue Interessen gänzlich verschiedener Natur verdrängt wurde, kann nicht besser veronschaulicht werden als durch den Umstand, daß die Société de linguistique in Paris, deren Mitglieder die hervorragendsten Sprachgelehrten Frankreichs sind, in einem der ersten Paragraphen ihres Statuts erklärt, „sie werde keinerlei Mittheilungen über den *Ursprung der Sprache* oder über die Bildung einer Universalsprache entgegennehmen."*) Damit war der Phantasie die Thür gewiesen — und das war angesichts ihrer bisherigen Leistungen heilsam und nothwendig —, aber es war zugleich die Philosophie aus der Sphäre der sprachlichen Studien, an denen sie doch einen so lebhoften Antheil zu nehmen berufen ist, verbannt, und das war thöricht.

Denn was ist Philosophie anders, als das Auffinden großer allgemeiner Gesichtspunkte in *allen* Wissenschaften? Nicht das empirische Material, das sie etwa gesammelt, sondern die unvergleichliche Kraft des Gedankens ist es, die Kopernikus, Galilei, Kepler und Newton zu Heroen der Naturwissenschaft erhoben hat. Mit jenem Interdict wurde also die Frage nach dem Ursprung der Sprache von ihrem eigentlichen, wahren Forum verwiesen und sie konnte nun in der Welt umherirren, um von zufälligen Almosen die ihr etwa die einsichtsvollere Physiologie und Descendenztheorie (Helmholtz und Darwin, Broco und Kußmaul) spendeten, ihr Dasein zu fristen, und mit dem fadenscheinigen Gewande, das ihr eine zur leeren Phraseologie heruntergekommene Scheinphilosophie hinreichte, ihre Blöße zu decken.

Es wäre nach meinem Dafürhalten einer sprachwissenschaftlichen Genossenschaft, welche die Koryphäen der Wissenschaft,

*) S. Max Müller (Rede-Lecture): Lecture delivered before the University of Cambridge 28. May 1868.

vereinigt, würdiger gewesen zu erklären: „Keine Philosophie hat das Recht über den Ursprung der Vernunft, über das Wesen des Denkens, also über ihre höchsten Probleme irgend etwas zu entscheiden, bevor sie nicht von den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft Kenntniß genommen hat: denn die Sprache ist der Körper des Denkens und zugleich mit der Sprache hat sich das Denken entwickelt." Statt dessen gab sie der Philosophie den Scheidebrief und sagte ihr: „Sieh zu, ob dir irgend einer etwas Näheres über den Ursprung der Sprache sagen kann; hierorts ist nichts davon bekannt und wir können uns auch um derartige außer unserer Sphäre liegende Fragen nicht weiter kümmern."

„Aber so sagt mir doch," seufzte die Verstoßene, „zum wenigsten etwas über das Wesen der menschlichen Sprache und worin sie sich von den Thiersprachen, mit denen sie so gern verglichen wird, unterscheidet, damit ich doch irgend einen Compaß habe, nach dem ich meine speculativen Wanderungen einrichten kann."

„Auch darüber können wir dir nichts mittheilen, denn auch dies liegt jenseits unserer Ziele. Davon wirst du in Brehms Thierleben das Nöthige finden, der das ganze Sprachregister eines besonders gescheiden Papageis aufgezeichnet hat. Daraus kannst du deutlich ersehen, bis zu welcher Grenze das sprachliche Verständniß des Thieres geht." So ruft der Chorus und ein bedeutender Sprachforscher (Friedrich Müller) gibt der traurig sich zum Weggehen Anschickenden aus Mitleid noch den Wink: „Die menschliche Sprache ist von der Thiersprache nur quantitativ, nicht qualitativ verschieden." Letzteres vereinfacht allerdings die Sache außerordentlich, denn sie gestaltet sich nun zu einem simpeln Recheuexempel. Wenn der „besonders gescheide" Papagei Brehms, jener Mezzofanti der Thierwelt, gegen 150 Wörter „mit Verständniß" anzuwenden wußte, wenn dagegen andererseits bekannt ist, daß der ganze Sprachvorrath der Arbeiter in gewissen Kohlendistricten Englands nicht über 300 Wörter hinausgeht, ei nun, dann kann man ja wohl sagen, wie viele der Papagei noch hinzuzulernen hat, bis er zu jenem Grade der Menschenvernunft gelangen und damit also zugleich seinen Anspruch auf das allgemeine Stimmrecht wird begründen können. An jenem Tage wäre allen Papageien geholfen und sie würden sich's zunächst höchlichst zu verbitten haben, daß man gedankenlose Schwätzer in der Menschenwelt mit ihrem Namen beehrte. Es sollte mich denn auch nicht verwundern, eines Tages einem von jenen „vergleichenden Sprachforschern", die sich mit der großen Aufgabe der Herleitung der Menschensprache aus der Papageiensprache abmühen, bei seinem Eintritte in den zoologischen Garten von sämmtlichen Araks, Kakadus u. s. w. in höchster Extase durch Hin- und Herschwanken auf ihren Stangen, Flügelschlagen und unendliche Hurrahs, cheers und Zivios als ihrem würdigen Anerkenner, Vertheidiger und muthigen Vertreter eine wohlverdiente Ovation darbringen zu sehen.

Ich will aber hier, damit der Leser aus dem vorliegenden Artikel doch auch einen wirklichen Nutzen und einige Belehrung schöpfen möge, und nicht etwa blos mit scurrilen Scherzen unterhalten werde, vor denen ja bekanntlich das große Lesepublicum eine tiefgewurzelte Abneigung hat, weshalb denn auch die heutige Literatur auf einer früher ungekannten Höhe sowohl durch Adel der Gesinnung als Reichthum der Gedanken sich befindet, so daß (abgesehen von den zahlreichen Reproductionen der alten Klassiker in Antiqua- und Schwabacher-Schrift) von den früheren Dichtern z. B. Goethe uns heute höchstens noch die verschiedenen Liebeshändel und andere Realitäten interessiren können, — ich will also dem wohlgeneigten Leser hier ein ganz sicheres Kennzeichen angeben, durch welches er in den Stand gesetzt werden kann, sich niemals verblüffen zu lassen, wenn von der Identität oder Gleichartigkeit der Menschen- und Thiersprache, sei es in einer Bierkneipe oder in einer gelehrten Gesellschaft, hohe Weisheit in lauten Orakeltönen verkündet wird.

Es sind jetzt hundert Jahre her, da schickte ein schlichter, einfacher Mann, er hieß Imanuel Kant, ein unscheinbares, auf graues Papier gedrucktes, höchst incorrectes Buch in die Welt, das den seltsamen Titel führte: „Critik der reinen Vernunft." Dieses Buch hatte allerlei nützliche Folgen, die ich hier nicht alle aufzählen kann; eine der bekanntesten ist die, daß sich später Berlin nach dem Vorgange Hegels (und das ist gewiß eine seiner unvergänglichsten Thaten) die „Stadt der reinen Vernunft" nennen konnte.

Man kann in dem gemeldeten Buche (Riga, verlegt's Johann Friedrich Hartknoch) selbst heute noch allerhand Nützliches und Kurioses lernen, als z. B. daß das ganze Geschäft der menschlichen Vernunft es nur mit Vorstellungen zu thun hat (keineswegs mit bloßen Empfindungen), und daß diese Vorstellungen, durch Begriffe rangirt, geordnet und ausgeprägt zu Objecten werden, welche der einzige wahre Inhalt all unseres Vernunftdenkens seien, daß dadurch also dieses Denken einen durchaus objectiven Charakter erhalte, und daß es, wenn es von diesen Bahnen der Erfahrungserkenntniß abweiche, nothwendig in Hallucinationen, Schwärmereien und andere Irrgänge einer ihre Grenzen übersteigenden Erkenntnißkraft sich verlieren müsse.

Also Vorstellungen und Objecte, die durch die Sinnesaffectionen geliefert, aber von der Vernunft gestaltet, gebildet und durch Begriffe geprägt werden! Und nun will ich dem Leser das versprochene Geheimniß verrathen, es ist das, daß in der menschlichen Sprache jedes Wort ursprünglich Bezug auf ein Object hat, das durch das Wort bedeutet wird, und daß dadurch zu allererst die Worte Bedeutung und zugleich Verständlichkeit (aus den Vorstellungen) haben erhalten können.

Kehren wir also zu dem Eingangs dieses Aufsatzes angeführten Beispiele zurück. „Das Wasser ist gefroren" und „ich friere." Wenn man dem geneigten Leser die Frage vorlegte, auf welche Weise wohl der Begriff und das Wort frieren entstanden sein könne, ich wette tausend gegen eins, er wird in eines der allergeläufigsten Systeme des Urspcungs der Sprache mit beiden Füßen hineinspringen und sagen: „Versteht sich aus der Empfindung! Das Frieren, das Schnattern, das Klappern mit den Zähnen war das Ursprüngliche. Man hört's ja noch deutlich dem Worte an, frieren, Frost, frigus, froid! hu, es überläuft einen ordentlich, wenn man sie vernimmt. Daß man später durch Personification auch von der Pflanze, dem Wasser gesagt hat: sie frieren oder auch sie sind erfroren, gefroren, je nun das ist selbstverständlich. Ist doch der Mensch das 'Maß aller Dinge' nach Protagoras, und überträgt er doch überall das Seinige auch auf die anderen Wesen."

Und dennoch, lieber Leser, so geläufig, so natürlich, so selbstverständlich das alles klingt, so ist es doch ganz entschieden falsch und es ist nach den Aufklärungen des großen Kant gar keine andere Möglichkeit, als daß die Empfindung des Frierens erst auf dem weiten Umwege der vorgestellten äußeren Objecte hat zum Begriffe und Worte werden können; daß also nothwendig das gefrorene, erstarrte (frigus, ῥῖγος, ῥιγέω) Wasser weit früher hat zur sprachlichen oder (was dasselbe ist) denkenden Bezeichnung gelangen müssen, sowie daß ohne letztere oder eine analoge Begriffsbildung jene Empfindung niemals hätte Ausdruck und Beziehung finden können.

Dieses folgt, wie gesagt, mit unverbrüchlicher Nothwendigkeit aus der Lehre Kants.

Und wunderbar! Diesen Ursprung, dieses natürliche Wachsthum der Begriffe hat die vergleichende Sprachforschung, ohne etwas von Kant zu wissen und zu ahnen, auf ihren eigenen Wegen, nur durch ihre eigenen, empirischen Mittel in allen Stücken vollkommen bestätigt.

Statt nun aber durch diese große und wundervolle Uebereinstimmung zum Glauben an den großen Genius, der mit prophetischem Blicke ihre Resultate voraussah, bekehrt zu werden, fährt sie fort, selbst in jenen Tiefen, wo keine Empirie mehr hinabdringen und weiter helfen kann, die Philosophie zu verschmähen und sich nur auf ihre empirischen Geräthschaften zu verlassen, deren das harte Gestein spottet, so daß sie in Bezug auf ihre wichtigsten und letzten Fragen, weit entfernt den wissenschaftlichen Weg zu gehen, sich auf ein bloßes Herumtappen und Hin- und Herrathen in einem undurchdringlichen Dunkel verlegt

zu haben scheint, aus dem ihr nur die philosophische Leuchte heraushelfen und zugleich ihr den Weg zu weiterem empirischen Forschen aufhellen kann.

Das ist es also, was die Sprachforschung, wenn sie ihres wahren Berufs, Geschichte des menschlichen Geistes zu sein, eingedenk sein will, heute nach von Kant zu lernen hat.

Hoffentlich wartet sie nicht auf die zweite Säcularfeier, um es sich anzueignen.

Das Kind in der französischen Dichtung.

Von Ferdinand Groß.

In dem Monate, in welchen die Weihnachtszeit fällt, stehen die Kinder für unser Interesse obenan, die kleinen Leute, deren Charakteristik ein feiner Geist mit den Worten erschöpfte: „Das Kind ist halb ein Engel, halb ein Affe; wie tief muß es fallen, wie hoch muß es steigen, um ein Mensch zu werden ...“ Den Kindern gehört die Fabelzeit des erleuchteten, mit aller Herrlichkeit behangenen Tannenbaumes, ihnen ist der holde Zauber gewidmet, der den letzten Mond des Jahres umschimmert ... Da mag es denn gestattet sein, in einer die Strömungen der Weltliteratur spiegelnden Zeitschrift daran zu erinnern, wie in einer fremdsprachigen Production das Kind sich darstellt.

Den Franzosen ist die Poesie der ersten Jugend so wenig fremd wie uns. Aber sie haben dafür nicht den wunderbar naiven Ausdruck gefunden, wie z. B. Friedrich Rückert. Sie sehen an dem Kinde all das Reizvolle, das unser Auge fesselt und besticht, aber sie geben es ganz anders wieder. Man denke an Victor Hugos „L'art d'être grand-père“, an Michelets verzückte, visionäre Aeußerungen über das Kind. Dort ein ins Theatralische gesteigertes Pathos, das den Ossa auf den Pelion thürmt, um irgend ein Wort von Jeanne oder George — den schon berühmten Enkeln des Dichters — zu citiren. Hier eine somnambule Schwärmerei, die in den Wolken einhergeht und darum keinen Boden unter den Füßen hat. Dort der Bombast, hier die Extase, nirgends die objective Reproduction. In „Monsieur, Madame et Bébé“ erweist Gustave Droz sich als einen Kinderbeobachter, aber er trägt einem raffinirten Geschmacke Rechnung, indem er mit den Kindern allerlei Frivolitäten in Verbindung bringt — „un peu vif“ nennen ihn seine Landsleute. Als den französischen Schilderer der Kinderwelt, der uns Deutschen noch am nächsten steht, ist wohl Louis Ratisbonne zu betrachten, dessen Bücher „La comédie enfantine“, „Les petits hommes“ und „Les petites femmes“ in tausend und tausend Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet sind. Er malt Miniaturbilder aus dem Leben der Kinder, aus deren Beziehungen zu Eltern, Erziehern, zur Außenwelt, er denkt sich in die Kleinen hinein, und doch ist seine Art der Kinderschilderung eine specifisch-nationale. Ein Theil seiner Bücher ist für Kinder, ein Theil über Kinder geschrieben. Die letztere Gattung erscheint mir als die werthvollere, denn hier kann Ratisbonne sich gehen lassen, hier stört nicht sein Hang zu koketter Pointirung, nicht seine Manier, anstatt des Kindes überhaupt die Species des Enfant terrible auftreten zu lassen. In Frankreich gilt Ratisbonne als der eminenteste Kinderschilderer der Gegenwart. Theophile Gautier sagte über seine Poesien: „Mit einer Feder, welche dem Flügel eines Engels entnommen zu sein scheint, hat die Muse Louis Ratisbonnes das ursprüngliche und keusche Repertoire der „Comédie enfantine“ entworfen, welche die Mütter über die Schultern der Kinder hinweg lesen und die Väter — entzückt von den Feinheiten einer Kunst, die sich verbergen will — mit auf ihr Zimmer nehmen ...“ Ratisbonne — der am 29. Juli 1829 in Straßburg geboren wurde und derzeit als Bibliothekar des Senats in Paris lebt — ist den Lesern besser als durch jede kritische Würdigung durch eine Verdeutschung etlicher seiner markantesten Gedichte vorzustellen. Bei dieser Uebertragung habe ich die Schlußfolgerungen weggelassen, die er den Gedichten anhängt. Ratisbonne stellt irgend eine Scene hin, und anstatt diese dann durch sich selbst wirken zu lassen, gibt er nach dem Muster des „Haec fabula docet“ in einigen Zeilen die Moral der Scene. Damit schädigt er den Eindruck und gibt kleinen Kunstwerken, die auf eigenen Füßen gehen könnten, unnöthigerweise Krücken.

Elise schämt sich.

„Elise, denke d'ran, was ich dir sage,
Im Hemde läßt vor Niemand man sich sehen.“
Sie war vier Jahre alt und ein'ge Tage,
Da braucht man noch nicht Alles zu verstehen!

Sie legt die kleine Stirn in düst're Falten;
Der Mutter Wort ad notam sich zu nehmen
Und künftighin gehörig sich zu schämen,
Verspricht Elise, und sie wird es halten.

Am selben Abend läßt sie sich entkleiden,
Da kommt — sie trippelt eben zu dem Bette —
Ihr Bruder Paul. Er ist wie eine Klette
Und alles Andre eher als bescheiden.

Allein er stutzt, da er von ihr vernommen:
„Halt! Wart'! Ich habe nur ein Hemd am Leibe
Und zeige d'rin mich nicht ... Jetzt komm' und bleibe.“
Sie wirft das Hemdchen ab und läßt den Bruder kommen.

Das Besuch-Spiel.

Die Eine sagt: „Marg'reth', wir spielen Damen!“
„„Nein, spielen wir Besuch. Das ist gar fein!““
„Es ist dasselbe mit verschied'nem Namen ...
Du bist zu Hause hier, ich trete ein.“

„Schön guten Tag.“ — „Ich freu' mich Sie zu sehen.
Wie Sie Geschmack entwickeln, welche Pracht!
Dies Hütchen! Wessen Hand ließ es entstehen?“
„„Sie sind zu gütig, — ich hab' es gemacht.““

„Sie Fee! Mit eig'nen Händen solchen Hut!
Und die Gesundheit?“ — „„Besser.““ — „Ach, Sie scherzen,
War jemals anders sie als völlig gut?“
„„Mein letztes Baby ... Müdigkeit und Schmerzen!

Ich stillt' es selbst auch — gegen alle Sitte.
Man lebt nur für das liebe Ebenbild.““
„Gewiß ... Was macht Ihr zweites Kind, ich bitte?“
„„Das and're Kind, das hat mein Mann gestillt.““

Brüderlichkeit.

„Hier, Laura, hast du Kuchen für euch Zwei,
Theil' mit dem Bruder brüderlich die Gabe.“
Die kleine Unschuld fragt erstaunt dabei,
Was „brüderlich“ denn zu bedeuten habe.

„Man weist, selbst wenn man Leckerbissen liebt,
Den größ'ren Theil dem Andern freudig zu.
Das nennt man: brüderlich.“ ... Die Kleine gibt
Den Kuchen Paul und sagt: „So theile du.“

Muttersorge.

„Sag' mir, wie deiner Puppe Name ist.“
„„Alice.““ — „Ein schöner Name! Ist sie brav?“
„„O ja; jedoch ob wachend ob im Schlaf,
Zu schaffen gibt sie mir zu jeder Frist.““

„Alice ist deiner Mühen würd'ger Preis!
Ein Auge wie das deine hell und blau,
Von lichtem Golde trägt die Haare sie zur Schau.“
„„Ja, nur daß leider sie dies Alles weiß.““

Grabschriften.

Am Allerseelentag mit seinem Vater
Zum Gottesacker ging ein munt'rer Knabe
Und was die Großen thun, nacheifernd that er:
Er las den Nachruf auf so manchem Grabe.

Las Ruhm und Lob und Preis bei jedem Namen
Und las von hohen Tugenden, von echten.
Der Knabe frug, als sie nach Hause kamen:
„Sag' Vater, wo beerdigt man die Schlechten?“

Ein holländischer Novellist.

Wie kunterbunt zieht es an unsern Blicken vorüber, in den verschiedensten Formen auf- und absteigend, in den wechselvollsten Farbentönen schillernd, das uralt alltägliche Menschentreiben!

Und sollte man nicht, wenn man sich zu ruhig klarer Beobachtung des Weltlaufs erhebt, sollte man nicht meinen, daß es leicht wäre das bunte Getriebe zu schildern, die Bühne und die Spieler? Liegen ja die Typen vor uns, um nur aufgegriffen, die Farbentöne, um nur nachgezeichnet zu werden.

Und doch ist die vermeintliche Leichtigkeit pure Täuschung. Das Gemälde, das wir verlangen, soll es eben wirklich Bedeutung, Leben und innere Wahrheit haben, ist ungefähr — so leicht zu entwerfen, so leicht, wie es uns werden mag, den Ton eines der bewunderten Goethe'schen oder Heine'schen Liedchen zu treffen, ohne ein ungeschicktes Plagiat zu begehen! Sie stehn gar zu nahe, die zwei Gefahren — sein Porträt entweder durch das Herunterfallen in die ordinäre Alltäglichkeit und den nackten Naturalismus zu verballhornen oder durch das Verflüchtigen in nebelhafte Sternenhöhen zu verhimmeln. Es steht gar zu nahe, daß wir (mit Jean Paul) in Nebelstern-Regionen verschweben oder in den Kraut- und Kohlgarten hinunterfallen. Und vollends die psychische Tiefe in der Seelenzeichnung; jene oft so einfachen Accorde, bei deren Anklingen doch unser ganzes Wesen nachzittert! Da hilft gar die Kunst nicht; wenn es nicht rein und voll aus einer eigen gestimmten und erfüllten Seele herausklingt, so weckt es auch keine voll nachtönende Harmonie, in Freude oder Schmerz. — Sie ist nicht so leicht, die Kunst jener Zeichnung, das beweisen auch die Autorenzahlen. Es werden sich in unserm Jahrhundert in den sämmtlichen großen Weltliteraturen (von der deutschen ist hier abgesehen) von genialen Skizzenzeichnern und novellistischen Erzählern ersten Ranges kaum noch weiter welche finden, die den glänzenden Namen des Engländers Charles Dickens, des Amerikaners Francis Bret Harte und des Russen Iwan Turgénjew an die Seite zu stellen wären.

Versuchen wir's mit dem holländischen Novellisten J. J. Cremer, in seiner Art und auf einem wesentlich enger umschriebenen Felde. Es ist der Niederländer, jeder Zoll; der Niederländer mit dem friedlichen Gemüthe, dem auch der drohend aufgezogene Donner meist wieder in der Stille nach dem Sturme verhallt; der Niederländer in der sorgfältigen Detaillirung und Reinlichkeit der Striche und in der freiwilligen Beschränkung — holländisches Genre. Sind es ja im Grunde blos Land und Leute der Betüwe, d. i. der guten Aue, jener fruchtbaren Niederung im Süden der Provinz Gelderland, zwischen Rhein und Waal, die das eigenste Gebiet seiner intimen Beobachtung ausmachen. Cremer ist wieder ganz er selbst; nichts Exotisches wie bei Bret Harte, nichts Bizarres oder künstlich Pikantes wie dann und wann bei Dickens, und auch nicht die melancholische Schwere eines Turgénjew.

Seine stehenden Lieblingsgestalten sind wirklich einmal so recht aus dem Volke heraus geholt, — ein selten gewordenes Verdienst. Es sind Bauern und Bäuerinnen von der tüchtigst ehrenhaften und von der verderblichsten Art, insonderheit dem Geiz- oder dem Hochmuthsteufel verfallen oder auch wohl in der Umkehr vom Laster zur Tugend begriffen. Es sind Bauerndirnen von derb grobem und von ausnahmsweise feinem und lieblichem Zuge. Es sind Knechte und Mägde, Taglöhner und Hausirer, meist das Leben in einer für sich stehenden kleinen Familie; das Leben in Liebe und Haß, beim Gebet und bei der Arbeit, im traulichen Stübchen oder auf der sonnverbrannten, auch wohl sturmgepeitschten Ebene; im Glück und Frieden, im unseligen Reichthum und der zufriedenen Armuth, oder auch im schweren Elend und Verbrechen. Selten nur und wenig geht er über diese Kreise hinaus, etwa zum kleinen Schreiber- und Beamtenstand über. Dafür kennt er seine Leute; er weiß sie auswendig und schaut ihnen mitten ins Herz hinein. — Mit Vorliebe behandelt er den Gegensatz von Stadt und Land; die geschniegelten, raffinirten, kränklich verzogenen Stadt- und die noch ziemlich klotzigen und klobigen, derb beschuhten, aber oft an Leib und Seele gesund gebliebenen Landleute in ihrer disparaten, nicht selten komischen Berührung, rufen seinen gutmüthigen Humor wach. So gleich in der ersten Erzählung der deutschen Ausgabe*) sehen wir dies. Im „Vetter aus Geldern“ ist eine städtische Beamtenfamilie, die gern oben hinaus möchte und es doch nicht im Sacke hat, während der linkisch bäurische Vetter Jansen außer dem tüchtig gesunden Herzen ein solides Bauerngut und den gefüllten Geldbeutel besitzt. Es ist komisch, wie das aristokratische Paar sich auf dem Lande Herrn Jansens Schinken und Kuchen recht gut schmecken läßt; wie sie dann den Mann, als er auch einmal die Stadt anschauen will, gar nicht sein, aber um so rascher abhalsen, was der kluge Praktikus recht gut merkt; und wie sie sich schließlich dazu erheben, eine ansehnliche Summe Geld von ihm zu leihen. Vollständig nach dem Leben! Ideal könnte höchstens das sein, daß der Gefoppte gutmüthig das Geld hergibt. — Ins gleiche Kapitel fällt, was „Gereit Moser und sein Sohn Gisbert auf der Amsterdamer Kirmeß“ erleben, eine ziemlich theuer und köstlich dumm ablaufende Geschichte, deren Moral ein gescheidterer Nachbar in den einfachen Worten zieht: „Was thust du auch mit Holzschuhen auf dem Eise?“ Im Grunde ist's in der Geschichte „Auf der Eisenbahn“ derselbe Contrast, nur in veränderter Form; das Kapitel von einer wahrhaft schreienden Jugendverziehung und Unnatur, in bengelhaft sprechenden Exemplaren vorgeführt; und dagegen das patriarchalisch ansprechende Idyll, wie ein Bauernjunge sein altes Mütterchen die ganze Fahrt über in den Armen trägt, damit es nicht erschüttert werde.

Die charakteristischen Tonweisen, in denen sich Cremer bewegt, sind: der tragische Ton oder doch der hart ans Tragische streifende, der überwiegend komische, der gemüthlich-idyllische, der tragische in einer Mischung zu gleichen Theilen mit dem idyllisch-sanften, und der komische in eben derselben Mischung. Entschieden ist er am stärksten in der Combination dieser Mitteltöne, und wohl liegt in ihnen die meiste Wahrheit; liebt es doch das Leben selbst, hart neben die Wiege den Sarg zu stellen.

Unter den tragisch gemeinten Geschichten steht „Der nagende Holzwurm“ obenan. Wie der Bauer Harmen Homan, vom Geizteufel besessen, die arme Waise Fronske zu einer unglücklichen Heirath treibt und die eigne alte Mutter, die der verhungerte Kettenhund gebissen, fast zum Tode verkommen läßt. Da rüttelt eine düstre Vision mächtig sein Gewissen auf; er kehrt um von den schlechten Wegen, und Alles wird wieder gut. — „Der rechte Joseph.“ Nochmals der Geizteufel. Es sind der arme Bauernknabe und die reiche Bauerntochter, die sich lieben. Der schäbige Alte schlägt den Jungen fast todt, wird aber durch Großmuth des Getroffenen und durch den eignen Schreck geistig kurirt, während dieser körperlich heilt. Liebe und Glück sind das Ende. — „Bello Ruht.“ Eine im bäurischen Stand seltenere Krankheit. Der reiche Bauer Govert hat die schöne aber arme Bella gern, hält sich jedoch zum Dichter geboren und wird durch eine schmeichlerische Sippe, die auf seine Hand oder besser sein Geld spekulirt, zum ausgemachten Narren herausgeschraubt. Sein vernachlässigter Hof brennt nieder, und

*) Fünf Bände; Leipzig, Reclam.

er kammt ins Irrenhaus; doch geheilt wird er noch mit seinem Mädchen glücklich. — In „Gretchen vom Königshofe" ist's der bäuerliche Aberglaube, der nahe daran ist, einem zarten Mädchen von 18 Jahren das Leben und dem rationeller denkenden Geliebten das Glück des Lebens zu rauben; doch auch da bricht sich die hochgespannte Krisis glücklich. — „Das zirpende Grillchen" ist das einzige Stück, das wahrhaft tragisch abschließt. Der starke Michel liebt das zarte Hannchen; der Vater des Mädchens, nicht trauend und aufgehetzt, widersetzt sich, und dem schmucken Burschen setzt eine derbe Bauerndirne sa lange nach, bis er sie heirathen muß. Jahre vergehen: In Michels Haus haben gräulicher Unfriede, die Noth nnd das Laster ihre Wohnung aufgeschlagen; er geht als Trunkenbold unter, und Hannchen ist bei dem letzten Versuch zu helfen ab dem Elend und der Verkammenheit sa erschracken, daß ihr das Herz bricht.

Zu den überwiegend komischen Nummern gehört „Der Hausfreund." Es ist der Natariatscandidat Flitz, grade kein Kirchenlicht; aus Eifersucht auf ein Mädchen, dem er nachhält, stellt er sich auf die nächtliche Lauer und wird da von einem vermeintlichen Rivalen als Vagabund aufgegriffen. Es ist urkomisch, nur für den armen Flitz nicht, bis es doch auch für ihn gut ausläuft. — „Gerrit Moser und sein Sahn", die Stadtfahrt zweier eingerosteten Bauern. Die Abenteuer der sanft nie aus ihrem Nest Herausgekommenen sind eine einzige Kette von lächerlichen Auftritten, und die Genarrten zahlen mit schwerem Geld.

Gemüthlich-idyllisch ist „Wiege-Mie" d. i. Marie, die Geschichte eines verlassenen und van guten Leuten aufgenammenen Mädchens, denen das Wohlthun reichlich vergolten wird. Es ist eine kleine Perle an Einfachheit und Gemüth.

Der idyllisch abgedämpfte tragische Ton ist am reichsten vertreten. „Die Pfauenfeder." Hauptperson ist der reiche Bauer Hannes Balders, dem der Hochmuth den Kopf auch fast bis zum Aberwitz verdreht hat. Da kommt die Schicksalswendung: Auf einer tallen Wettfahrt, die er eingegangen, kammt sein leidenschoftlich geliebtes Söhnchen um, es ist seine Schuld; er selber wird todtkrank und — steht als ein neuer Mensch auf. Nun tritt er in einträchtige Verbindung mit der bisher schmählich zurückgesetzten Familie seines arm gebliebenen Bruders Arie und gibt auch dem Liebesbunde der eignen Tochter mit dem Sohne jener Familie seinen Segen. Es ist ein schön anziehender Kreis von Menschen, in dessen Mitte wir schließlich stehen. Obgleich auch da das Verhängniß schwer hineinspielte und es wohl mußte, um ein verblendet Menschenherz zu heilen, so ist doch der überwiegende Charakter des Ganzen so innig gemüthlich, sa voll Frieden und still besänftigendem Licht, welches sich über eine innig zusammenhängende Gruppe guter Menschen ausgießt, daß wir dieses Bild, was Mischung der Töne nnd Farben betrifft, neben die besten stellen dürfen. — Sa steht's auch mit einem zweiten, „Tante Dina". Es ist allerdings eine wohlhabende alte Jungfer, aber ja nicht nach der gewohnten Alt-Jungfern-Art, sandern herzensgut nnd dazu sein verständig. Sie findet eine ebensa nützliche wie erhebende Lebensaufgabe in der Erziehung von zwei angenommenen Kindern; das eine ist ihr Nichtchen Aennchen, das andere der von der Straße aufgelesene verwahrlaste Knabe Paul eines elenden Trunkenbaldes; nnd beide gerathen wohl. Die zwei jungen Herzen, die glücklich neben einander aufwachsen, lieben sich. Da kammt nach Jahren der noch tiefer gesunkene Vater Pauls in die Gegend zurück und verübt an der Pflegerin seines Knaben einen Raubmard, der nur durch Dazwischenkunft des eignen Sohnes in so weit gemildert wird, als Tante Dina wenigstens leben bleibt. Von da an ist Paul wie umgewandelt; das heillose Verhängniß, das auf ihm lastet, raubt ihm alle Lebenslust; er geht weg aus dem Haus des Friedens und will in die Welt hinausstürmen. Da führt ihn der Weg zum Zuchthaus, in dem der Vater sitzt; der ist todtkrank, und der Sohn bringt ihn wenigstens zum Versuch einer letzten Aussöhnung mit Gott und dem eignen Gewissen. Nun ist auch für ihn der Bann gebrochen; er kehrt heim, die beiden jungen Herzen werden glücklich; die alte Pflegerin stirbt in Frieden. Auch hier überwiegt bei weitem der gemüthlich-idyllische Zug. — Nach eine Erzählung gleicher Art: „Der blinkende Hahn". Der arme Hausirer Harmen Kaßt ist in der Jugend wegen eines Mädchens, das zwei Bewerber hat, mit seinem Rivalen in fatalem Streit zusammengerathen; der Gegner hat ihm die eine Hand arg verstümmelt, und seine Frau — die Umworbene hat ihn bevorzugt und geheirathet — ist bald hernach infalge des Schrecks gestorben. Das Leben des Armen ist von da an gebrochen, und an seinem Herzen nagt der Haß, und doch möchte er sich diesem stachelnden Feind seiner Ruhe nicht hingeben. Da fügt es das Geschick, daß die eigne Tochter und der Sohn jenes Feindes sich verlieben. Nun der Herzenskampf; das Gute in ihm wird Sieger; Glück und Frieden kehren ein.

Zum tragikamischen Genre gehört „Der Vetter aus Geldern", welcher besonders darin eine tüchtige Partie frisch aus dem Leben herausgegriffener Komik enthält, daß uns das Stück das verschmitzt betrügliche und freche Treiben einer sauberen Dienerbande in dem geschniegelt halb vornehmen Hause in flagranti aufdeckt; das schnippische, dashafte Dienstmädchen Sienchen ist ein Prachtstück dieser Art. — „Ein Tag in der Residenz." Zunächst geht's in der Hauptstadt einem linkisch-schüchternen Steueramtscandidaten fast so arg als den zwei Bauern auf der Kirmeß; er vergreift sich impertinent und sagt vermöge eines launischen Quiproquo einem hohen Beamten, dem er sich empfehlen soll, recht undelikate Dinge ins Gesicht; die in der Verlegenheit begangene Verwechslung ist tragikamisch. Nun aber wendet sich das Blatt. In der Krankenstube einer armen, aber van seelenguter Hand gepflegten Familie und im Salan befreundeter und gediegener Leute tritt ihm so viel Gemüth und reines Glück entgegen, daß es auf den weltunerfahrenen, aber guten jungen Mann fast bewältigend einstürmt; der verlegene Candidat bringt die sichere Aussicht auf ein Amt heim und — dazu eine herrliche Frau.

Nehmen wir ganz besonders Act von den eigenartigsten und höchst gespannten psychischen Canflicten; sie treffen folgende schon genannte Personen: da ist der filzige Bauer Harmen Homan, der zu neuer und schöner Menschlichkeit zurückkehrt; der Kampf läuft rasch ab, geht aber in hohen Wagen, die Angst steigt bis zum Tadesgrauen. Da ist der arme Hausirer Kost, der den lebenslangen Haß überwindet; der Conflict hat noch tiefer als dart ins Innere gefressen und die Wandlung ist freiere Selbstthat. Dann der hochmüthige Bauer Balders, der nach bitterschwerer Prüfung ein neuer Mensch wird nach dem Sinn des Evangeliums; der Fatalismus hat sein Werk gethan, Fügung van aben, der sich jeder menschliche Eigenwille beugen muß. Da ist der junge Paul Dissel, den die Unthat des verdorbenen Vaters fast zum Verzweifeln bringt, bis es wieder in seinem umdüsterten Geiste tagt. Diese alsa und andre stehen in jenen schweren Stürmen, die das arme Menschenherz in seinen allerinnersten Tiefen erschüttern. Und sie sind mit jener absalut kunstlasen Einfachheit und Wahrheit erfaßt, mit jener überzeugenden Treue durchgeführt, mit jener Intimität bis in alle Falten des Herzens verfolgt, wie das nur einem selber tiefen Gemüthe zu schauen und wiederzugeben möglich ist; den Blick hat nur der gebaene Dichter. Es ist der volle Realismus in der Entwicklung und Geschichte der Menschheit, aber durch die Paesie verklärt.

Eine wahrhaft ingeniöse Art des Gemüthsausdrucks nnd der Zeichnung hat er, halb lachend und halb wehmüthig, aber nie schwächlich. Seht einmal, wie das arme Häslein, das der Sanntagsjäger nicht getroffen, das er aber mit der Familie und den geladenen Gästen heraisch verspeist, die Geschichte seiner letzten Lebens- und Leidensstunden erzählt. Oder nehmt das gelungene Porträt des jungen Bürgermeisters van Bavik, ein kleines Kabinetstück. Hört, wie erfinderisch eine junge Frau ihren übrigens ebenso gutmüthigen Mann zu einer edlen Handlung, nämlich zur Aufnahme einer armen verlassenen Waise beredet, die neben den sechs eignen auch armen Kindern doch Platz und Nahrung findet; und umgekehrt, in welchem Ton ein herzloser Geizhals eben die Waise aus ihrem bisherigen Heim hinausstößt. Und

achtet wohl darauf, wie ein hart, ja verstockt gewesenes Vaterherz schmilzt, und wie Sonnenschein, milder, süßer Sonnenschein sich auf Einen Streich über einen ganzen gedrückten Familienkreis, über bang schlagende Herzen ausgießt. Das sind Naturlaute, die in tiefster Seele nachklingen.

Cremer hat ein friedlich Gemüth und eine friedlich umgrenzte Phantasie; vom holländischen Leben die familiäre Ruhe, die Innerlichkeit des in sich geschlossenen Heim. Er läßt allerdings die Stürme darüber weggehn, die Winde rauschen und die Wellen tosen; aber es sind die Stürme des Herzens mehr als die der Natur, es sind die menschliche Leidenschaft und das menschliche Leid. Er ist dieses Tones ebenso wohl Heer. Und doch — ist's ja, als ob er sich danach sehnte — führt er uns immer wieder aus diesen heftig erregten Zonen zurück; die Stürme verrauschen, die schwarzen Wolken verziehen sich, die Friedenssonne steigt auf. Da liegt das fruchtgesegnete Gelände, da das Dörfchen und das stille Haus und die Kammer, und da liegen nach tapfer überstandenem Kampfe die geprüften Herzen vor uns, offen und rein — und Alles lacht uns an. Unter allen seinen Geschichten und Novellen schließt eine einzige in Nacht und Tod ab. Es verlangt ihn, daß der Himmel wieder blaue — innen und außen. Den Eindruck macht der dramatisch beschleunigte Gang der Handlung, den er da und dort in seine Sturmbilder hineinlegt, kräftig bis zum Erschütternden; dann fällt der Ton sacht ab, gemessen, Stufe um Stufe, bis auch das letzte Grollen des fernab verziehenden Donners blos noch leise nachzittert, um dem Menschen die Empfindung des stillen Glückes nur süßer zu machen. Damit hängt zusammen, daß er überwiegend gut geartete Menschen vorführt; wenn sie schlecht, vom Wohlsein verwöhnt, vom Unverstand verzogen, so macht ein Schicksalsschlag sie gut. Und sie haben tiefes Gemüth; sie empfinden weicher und feiner jedenfalls, als es wohl sonst in diesen Kreisen der Fall ist oder wenigstens, als wie's vermuthen. Da ist der poetische Duft, den er über seine Gestalten wirft, vollkommen berechtigt; thut er doch der Wahrheit in der Zeichnung keinen Eintrag. Um so weniger, als der Dichter zu seinem Glücke niemals sentimental wird; keine leiseste Spur dieser krankhaften Verzärtelung, die sich sonst leicht grade den stillen Gemüthern anhängt; kein Anflug eines ungesunden, unwahren Gefühls, das zuweilen Modekrankheit ist. Fest, bestimmt, rund und klar sind seine Figuren. Die Handlung — und es ist ihrer für die kurzen Bilder mehr als genug — läuft rasch, gehalten ab; die Sprache hat Mark, sie trifft, schneidet ein. Sollten wir schließlich das Erste und Höchste, was uns an diesem Autor fesselt, in Ein Wort zusammendrängen, so ist es nicht die Kunst, die gar nicht klein sein mag; es ist die kernige Gesundheit und sonnenhelle Klarheit eines tiefen Gemüthslebens, das Allem, was menschlich ist, sich erschließt und in allen Fibern nachzittert. Nicht Ein falscher Ton; nicht Ein gemachtes oder gesuchtes oder gekünsteltes Bild! — Nicht selten erinnert Cremer an unsern herrlichen Theodor Storm, und etwas Besseres ist nicht zu sagen.

J. J. Honegger.

Bierphilosophie.

Eine Plauderei von Ludwig Speidel.

Deutsche Reisende, die Wien vor dem Jahre Achtundvierzig besucht und ihre Erlebnisse und Bemerkungen im Druck haben ausgehen lassen, wissen viel und mancherlei von den östreichischen Weinen zu erzählen, während sie in Betreff des Bieres ein hartnäckiges Stillschweigen beobachten. So ist ein gemüthvoller Süddeutscher, der sich Anno 1840 in Wien herumgetrieben, von der Güte und Billigkeit des niederöstreichischen Traubenblutes völlig entzückt, und führt als Gewährsmann den Kaiser Napoleon an, dem der Klosterneuburger vorzüglich gemundet habe; dagegen findet im Jahre 1833 ein Vergnügungsreisender aus dem Schnapslande an der Spree dieselben Weine so unter aller Würde, daß er Jedermann vor dem unvorsichtigen Genuß derselben nachdrücklichst warnen zu müssen glaubt. Des Bieres aber wird weder mit Glimpf noch mit Schimpf gedacht. Dem Fremden stellte sich also dazumal die Bevölkerung Wiens als eine wesentlich weintrinkende dar. Wer heute nach Wien kommt, wird auch in dieser Hinsicht einen ganz anderen Eindruck mitnehmen. Im Schoß der Wiener Gesellschaft hat sich innerhalb eines Menschenalters, erst leise anpochend, dann immer dreister hereinbrechend, die meekwürdigste Umwandlung vollzogen: eine ursprünglich weintrinkende Bevölkerung wendete sich nämlich schrittweise von ihrem Leibgetränk ab, und ist nachgerade eine eingefleischte Liebhaberin des gehopften Gerstensaftes geworden. Trübsinnig schleicht die schwarze Katz' aus unseren Weinkellern, und der deutsche Bierheilige, das derbe, von Fett triefende Knädlein, hat sich rittlings aufs Faß geschwungen und sitzt triumphirend oben.

Zu solcher raschen Abdankung des alten Nationalgetränkes steckt ein Räthsel, das aus örtlichen Ursachen nicht völlig zu erklären sein dürfte. Das Bier empfiehlt sich ja nicht etwa durch seine Billigkeit, vielmehr ist es als Erregungsmittel des Leibes und der Seele, also nach seinem Alkoholgehalt betrachtet, entschieden kostspieliger als die gewöhnlichen Weinsorten. Eine Halbe ehemaligen Guldenweines (jetzo Vierziger genannt) zündet im Menschen ein ganz andeees Feuer an, als die doppelte Menge Lagerbier, und doch ist jene nahezu um ein Viertheil billiger als diese. Daß der Wein zehre, das Bier hingegen nähre, ist eine bis zum Ueberdruß wiebeeholte Redensart. Allein im Ernste von der Nahrhaftigkeit des Bieres zu reden, ist nicht mehr gestattet, seit Justus v. Liebig — freilich zum Leidwesen nahrungsgläubiger Altbayern — ein- für allemal dargethan, daß Bier nicht viel mehr Nahrungsstoff in sich habe, als etwa gut gesättigtes Zuckerwasser. Vielmehr wirkt das Bier, wenn es die Eßlust auch zeitweilig dämpft und den inwendigen Menschen über seinen nahrungsbedürftigen Zustand täuscht, als kräftiges Respirationsmittel doch wesentlich Appetit erregend, wie denn ein Blick in die Steuerbücher lehrt, daß Bäcker, seit das Bier in Aufnahme gekommen, nicht weniger Brod einschießen und die Fleischer nicht weniger Schlachtvieh abthun.

So scheint denn für den märchenhaften Aufschwung des Bieres nur Eine Erklärung übrig zu bleiben: daß sich nämlich den geistigen Getränken gegenüber der Geschmack des Volkes, aus allerdings unbegreiflichen Ursachen, gründlich geändert habe. Da ist es nun merkwürdig zu beobachten, wie dieser Geschmackswechsel nicht blos lokal auftritt, sondern so allgemein durchbricht, daß sich in den letzten Jahrzehnten fast alle Weinländer der alten Welt von einer heftigen Bierſehnsucht eegriffen zeigen. Die Actienbrauerei zu Mainz tränkt aus ihren Pfannen den ganzen Mittelrhein mit Gerstensaft; und gerade in den weinreichsten Gauen, und gerade innerhalb eines Zeitraumes, da die Rebe sechs Herbste nach einander von überschwänglichstem Segen triefte (1857—1862), griff der Biergenuß immer siegreicher um sich. Wo die pikante Wittwe Cliquot ihre süßen Beeren preßt, wo die edle Firma Lafitte ihre röthlichen Trauben keltert, wachsen mit riesigen Rauchfängen Brauhäuser aus der Erde, welche mit ihree dampfenden Bierwürze die sanfte Blume des Weines überduften. Rüstige Brauknechte sind über die Pyrenäen gestiegen und schöpfen ihr Sudwasser aus dem Ebro und aus der Guadiana. Bier, der Proletarier, ist ein Gentleman geworden, und sitzt gegenwärtig fast aller Orten mit der feinsten Gesellschaft zu Tische.

Hier waltet ein physiologisches und psychologisches Geheimniß, dessen Schleier wir nur mit unsicherer Hand zu lüften trachten. Von der französischen Revolution ist es gesagt, daß sie die Runde um die Welt machen werde. Nie ist richtiger prophezeit worden. Sie ist beständig auf der Fahrt, sie bringt den Fuß nicht aus dem Bügel. Wo sie hintritt, gährt es in den Köpfen, zuckt es in den Nerven, kocht es im Blute. Hat man aber nie bemerkt, daß mit der Ausbreitung der französischen Revolution die Beebreitung des Bieres gleichen Schritt hält, daß hinter jedem revolutionären Sappeur von der Seine ein handfester Brauknecht von der Isar langsam aber sicher nachschreitet? Paris und

München sind in der That die beiden Pole der modernen Geschichte. Dort wurde die Revolution und hier das Bier (non pas la contrerévolution, mais le contraire de la révolution) gebraut. Lange schwebte der Geist der Geschichte brütend über den bayerischen Sudpfannen, und als die Zeit erfüllt war, ging von dem Herzen Altbayerns, ja von dem Herzen seines Herzens, dem Münchener Hofbrauhause, die reine Lehre vom braunen Bier in alle Welt aus, und suchte mit ihrem milden Oel den revolutionären Sturm der Gemüther zu beschwichtigen. Instinctiv, wie schwangere Frauen nach Eierschalen oder Kreide greifen, um die Knochenbildung ihres Kindes zu befördern, griffen die Völkerschaften nach dem Bierglas, um die Empörung ihrer Nerven und ihres Hirns niederzutrinken; denn während der Wein die Phantasie beflügelt und die Springfedern des Handelns aufs Höchste spannt, setzt das Bier, mäßig genossen, auf alle Lebensgeister einen Dämpfer, und versenkt den Genießenden in eine Art pantheistischen Traum, in welchem alle bestimmten Gegenstände und Gedanken selbstlos untertauchen. Nicht uneben hat daher ein großer bayerischer Biergelehrter sein heimatliches Getränke „flüssigen Lotus" genannt. Den friedfertigen Charakter des Bieres mag man auch daraus ermessen, daß, sobald die Bierpreise in München steigen, die Leute dort revolutionär werden, weil sie ihr gehöriges Maß nicht mehr zu sich nehmen können. Das Münchener Hofbrauhaus wurde nun, von den Bedürfnissen der Zeit getragen, eine hochwichtige politische Institution, welche für die conservative Sache durch ihre Sendboten unvergleichlich mehr wirkte, als jene Christlich-Germanischen in der Mark und in Hinterpommern, die sich ihre krausen Lehren von abtrünnigen Juden haben formuliren lassen.

Im Siege des Bieres über den Wein mögen wir aber auch einen Triumph des alten germanischen Geistes erblicken. Jakob Grimm hat es wahrscheinlich gemacht, daß das Wort Bier durch eine kühne Substantivbildung aus dem Zeitwort bibere hervorgegangen, und daß daher unsere Altvordern das Bier vorzugsweise das Getränke genannt hatten. Die germanischen Götter waren tüchtige Bierzecher; die Edda berichtet von manchem tiefen Zug, und Tacitus spricht ein wenig verächtlich von einem aus Weizen oder Gerste bereiteten weinartigen Pansch (humor ex hordeo aut frumento, in quandam similitudinem vini corruptus), welchen die Deutschen zu trinken pflegen. Aber diese biertrinkenden Völker haben das ewige Rom über den Haufen geworfen, und der alten Welt ein anderes Gesicht gegeben. Neben dem Beruhigenden muß im Bier doch eine zähe Kraft und nachhaltige Energie stecken. Der Engländer führt sein Ale bis über die Linie mit sich; Biertrinker haben Nordamerika colonisirt, Ostindien erobert, und sind eben daran, das uralte Reich der Mitte der westlichen Cultur zu erschließen. Das Bier ist in beiderlei Sinn ein weltüberwindendes Getränke: indem es auf den ruhelosen Drang und die Leiden dieses Lebens lindernden Balsam gießt, und indem es zu weitaussehenden Thaten zwar nicht begeistert, aber kräftigt. Herr Hoff in Berlin, welcher seinen Mitmenschen unter der euphemistischen Etikette „Malz-Extract" Bier zu trinken gibt, hat die Gebrechen und Bedürfnisse seiner Zeit aufs Tiefste erkannt. Auch das widerwillige Zeugniß des deutschen Reichskanzlers ist nicht zu verwerfen, der erst nach dem zweiten oder dritten Glas Bier dieses Getränke zu schelten anfängt.

Wenn im Vorhergehenden mit einiger Hochachtung und Würde vom Bier gesprochen und auch die unmaßgebliche Meinung gewagt worden, der Genuß dieses Getränkes möge wohl zu etwas mehr nütze sein, als die Steuerkraft des Landes zu steigern, so darf der Leser nicht etwa glauben, man habe einer Privatleidenschaft eine weltgeschichtliche Perspective geben wollen. Physiologen und Culturhistoriker sprechen lehrreich genug über den Einfluß von Speise und Trank auf Einzelne wie auf Völker. Was wäre England ohne sein Rindfleisch und ohne sein Bier? Uebrigens bekennt man sich offen als einen aufrichtigen Schätzer des Gerstensaftes und denkt mit Goethes Werther: „Nur insofern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden."

Ein Votum für die Weltausstellung in Berlin.

Die Frage nach einer diesmal auf deutschem Boden, speciell in der Reichshauptstadt, zu veranstaltenden Weltausstellung tritt gerade jetzt wieder in ihrer ganzen Dringlichkeit heran.

Gegenwärtig wird in Italien eine internationale Ausstellung für das Jahr 1885 bis 1886 geplant. Der Special-Bevollmächtigte der römischen Regierung ist bereits hier eingetroffen. Gelangt diese Absicht zur Ausführung, so wird Deutschland für eine Reihe von Jahren, vielleicht für unabsehbare Zeit, von einem derartigen Unternehmen zurückstehen müssen. Es nützt nichts in solcher Sache, wenn man Ausstellungsmüdigkeit vorschützt, oder wenn man die ethische Zweckmäßigkeit der großen Ausstellungen theoretisch erörtert und bezweifelt; damit lassen wir nur anderen Nationen das Prävenire. Es gibt noch andere Dinge mehr, deren der Fabrikant müde ist und die er sich gern vom Halse schaffen möchte, wenn ihn nicht die unerbittliche Concurrenz dazu nöthigte. Da gibt es kein langes Bedenken, es heißt: hier ist Rhodus, hier wage den Sprung — oder verzichte überhaupt auf das Vorwärtskommen.

Diesmal hat uns wieder der Mangel an Einigkeit und Klarheit über die zweckmäßige Art der Ausstellung nicht früher zur Entscheidung kommen lassen. Ob eine national-deutsche oder eine internationale Ausstellung stattfinden soll, darum dreht sich nun bereits seit einem Jahre die Debatte, obgleich dieselbe für die öffentliche Meinung schon durch das Votum einer sehr berufenen Versammlung, welche im Sommer im Berliner City-Hôtel stattfand, endgültig entschieden sein sollte. Der damals zu Gunsten einer Weltausstellung gefaßte Beschluß ist neuerdings durch die Abstimmungen des Handelstages glänzend bestätigt.

Allerdings ist die Meinung der berufenen Fachkreise nur der eine Factor, der andere und schließlich entscheidende ist der Entschluß der Reichsregierung, denn selbstverständlich ist ohne deren Mitwirkung eine internationale Ausstellung in Deutschland nicht ins Leben zu rufen. Da aber eine zweifellose Klärung der öffentlichen Meinung wohl als eine Voraussetzung für das Vorgehen der Regierung betrachtet werden mag, so wird es von Interesse sein, im Folgenden kurz und bündig über die betreffenden Verhandlungen im Zusammenhange zu berichten.

Der Verein Berliner Kaufleute und Industrieller hatte bereits am 28. Januar dieses Jahres die Ausstellungsfrage auf seine Tagesordnung gesetzt und, da eine sofortige Einigung nicht zu erlangen war, eine Commission aus Vertretern verschiedener Interessengruppen zur Vorbereitung weiterer betreffender Verhandlungen gebildet. Am 17. Juni wurde nun in Ausführung des damals gefaßten Beschlusses eine neue Versammlung einberufen, welche noch durch Deputirte aus anderen Kreisen, so des Berliner Architektenvereins, des Vereins Berliner Grundbesitzer, des Berliner Künstler-Vereins und nach mehrerer anderer Corporationen verstärkt war; außerdem waren die Mitglieder des Handelsministeriums, des Reichs- und Landtages, sowie der städtischen Behörden geladen worden. Die Competenz dieser Versammlung, die gestellte Frage: „Ob deutsch-nationale, ob internationale Ausstellung?" ihrerseits zu entscheiden, war wohl außer Zweifel, wie denn auch alle im Laufe einer sehr animirten, dramatisch bewegten Debatte auftauchenden Vorschläge auf Vertagung der Entscheidung, oder auf Berufung einer noch zahlreicheren Versammlung, mit dem sehr geeigneten Hinweis zur Ruhe gebracht wurden, daß es höchstens gelingen könne, eine neue Versammlung zu demselben Zwecke zu berufen, welche quantitativ stärker, daß aber in Rücksicht auf Qualität eine Steigerung kaum denkbar sei. Und wie war das ziemlich unerwartete Resultat dieser mit Sorgfalt in Scene gesetzten Berathung? Die Majorität entschied sich für eine Weltausstellung. Die Mehrheit für diesen Beschluß würde noch größer gewesen sein, wenn nicht die entgegenstehende Resolution, neben der deutsch-nationalen Ausstellung mindestens in zweiter Linie die Weltausstellung als das zu erstrebende Ziel in sich aufgenommen hätte. Recapituliren wir noch einmal kurz die Gründe, welche für und wider ins Feld geführt wurden, und zwar zuerst die für die national-deutsche Ausstellung sprechenden. Als erster und schwerwiegendster mußte die ablehnende Stellung, welche die Reichsregierung gegen die Weltausstellung auf eine directe Anfrage bekundet haben sollte, gelten. Diese Thatsache von größter, eminent praktischer Bedeutung war es auch wohl besonders, welche die Stellung des Commerzienraths Kühnemann, des bekannten glücklichen Veranstalters der

Berliner Ausstellung des Jahres 1879, bestimmte. Zunächst fanden die allgemeinen, sehr richtigen Ausführungen des Herrn Kühnemann ganz ungetheilten Beifall. Derselbe betonte die eingetretene Ermüdung und Uebersättigung des Fachpublicums durch die große Anzahl der sich rasch folgenden und selbst mehrfach gleichzeitigen Provinzialausstellungen. Werth und Würde des Ausstellungswesens überhaupt würde durch diese Zersplitterung der Kräfte und zu oftmalige Wiederholung sichtbar herunter gedrückt. Der unvermeidliche Raum mit der Ueberzahl von Erquickungsanstalten, das sogenannte „nasse Dreieck“, wie es in Berlin hieß, werde allmählich zur Hauptsache, die eigentliche Ausstellung dagegen zum Anhängsel, und wenn keine Remedur einträte, so ließe sich die Zeit absehen, in der man zu einer neuen Auflage unserer alten Stadtschützenfeste mit ihren obligaten Plundermessen zurückgeführt sein dürfte. — Das Bisherige hätte freilich auch zu Gunsten einer Weltausstellung gesagt werden können, denn was die Würde einer solchen Veranstaltung anbetrifft, so macht sich in diesem Falle die Sache selbst doch so ernsthaft geltend, daß die unentbehrlichen Gaukeleien für das immerhin bedeutende Contingent der Vergnüglinge dagegen zurücktreten muß. — Aber nun wendete sich der Redner speciell gegen eine internationale, etwa in Berlin zu veranstaltende Ausstellung, indem er die Gefahr eines wahrscheinlichen Mißlingens in Anbelang des materiellen Erfolgs hervorhob. Berlin habe keine Anziehungskraft für Fremde, dann fehlte es an Wohnungen zur Aufnahme derselben — letzteres kann zwar eigentlich nicht eintreten, wenn keine Fremden kommen —; schließlich würde damit eine neue Schwindelepoche für den Grundbesitz heraufbeschworen werden.

Von anderen, ebenfalls gegen die Weltausstellung auftretenden Rednern wurde noch manches Bezügliche beigebracht, aber außer den schon gewürdigten Haupteinwänden: der ablehnenden Haltung der Reichsregierung und dem vermutheten finanziellen Mißerfolge, nichts Durchschlagendes hinzugefügt. Es machte sich in ganz absonderlicher Weise der Umstand geltend, daß sich die meisten der vorgeführten Gründe ins Gegentheil verkehren ließen. Es ging den Rednern öfter wie Bileam, dem confusen Propheten, der segnete, wenn er zu fluchen gedachte, und umgekehrt. Derartige, im Gegensinn wirkende Gründe waren hergeleitet aus der Nöthigung, die deutsche Leistungsfähigkeit einmal concentrirt zu sehen, oder, was so ziemlich auf dasselbe hinausläuft, aus der Dringlichkeit, die Unbekanntschaft mit unseren eigenen Leistungen endlich zu beseitigen.

Es fehlte auch nicht an schlagenden Entgegnungen von der anderen Seite. Das für die Veranstaltung einer internationalen Ausstellung auf deutschem Boden Vorgebrachte mußte wohl von einem Hauch siegender Wahrheit begleitet sein, denn es war mächtig genug, eine diesem Plane günstige Stimmung hervorzubringen, die augenscheinlich zu Anfang in der Versammlung nicht vorhanden war. Durchschlagend in diesem Sinne wirkte der Hinweis darauf, daß es nun einmal Zeit sei, der endlosen immer wiederkehrenden Concurrenz von Deutschen gegen Deutsche ein Ende zu machen, daß die Concurrenz mit fremden Nationen die wahrhaft nützliche sei, und daß man uns endlich einmal ebenfalls den Vortheil gönnen solle, den die Führung des Kampfes auf eignem Boden jedem Streiter gewährt. — In der That haben bereits alle civilisirten Nationen, sogar einige uncivilisirte, diesen unschätzbaren Vortheil genossen, nur die deutsche nicht. Sämmtliche Hauptstädte Europas haben die Gelegenheit gehabt, die Völker zu sich zu Gaste geladen, nur Berlin nicht, und ein längeres Hinausschieben erscheint für uns kaum noch statthaft. Das neue deutsche Reich ist auf diesem Gebiete noch eine That schuldig, die seine Existenz beweisen soll. — Die Ausstellungsmüdigkeit wird immer am besten durch eine Weltausstellung überwunden werden. Sollten wir uns vor der Möglichkeit eines Deficits fürchten? Gewiß nicht, wenn es größere Vortheile zu erlangen gilt; aber es ist gar nicht einmal sicher, daß es eins gibt, denn wir Deutschen werden die Ausführung mit vorsichtiger Gründlichkeit behandeln, wie wir dies immer bei der Vorbereitung großer Thaten gethan haben, und diese sorgende Bedächtigkeit begründet und verheißt den Erfolg.

Der Stadtverordnete Herr Scheidnig wollte auch die ablehnende Stellung der Reichsregierung nicht als unbedingt feststehend gelten lassen; er wollte an die Möglichkeit glauben, daß die begründet vorgebrachte Meinung competenter Fachkreise hierin noch eine Aenderung bewirken könne.

Der Erfolg der schließlichen Abstimmung war, wie bereits berichtet, zu Gunsten der Weltausstellung, und dieser Beschluß erhielt eine erhöhte Bedeutung durch die Zusammensetzung der Versammlung, worin derselbe gefaßt wurde. Die hier Anwesenden waren meistentheils Männer der Praxis, die naturgemäß den Opportunitätsgründen sehr zugänglich sind. Der Localpatriotismus kam diesmal für das Für und Wider kaum in Frage, denn das leichter und ohne Anstoß zu Erreichende, in seiner lokalen Wirkung für Berlin fast Gleichbedeutende, lag unbedingt auf der Gegenseite. Es waren deutsche, allgemein-nationale Erwägungen, welche hier die Entscheidung gaben. Nach gefaßtem Entschluß verstand es sich von selbst und wurde auch noch besonders ausgesprochen, daß die einmal gefallene Entscheidung allseitig respectirt und die Verwirklichung derselben einmüthig angestrebt werden solle.

Ganz ebenso wie in der oben geschilderten Berliner lokalen Versammlung, nur mit weit stärkerer Majorität, ist dieselbe Frage nun auch vom deutschen Handelstage in seiner Sitzung vom 10. December beurtheilt worden. Allerdings hatte auch diesmal Commerzienrath Kühnemann den alternativen Antrag gestellt: Falls die Reichsregierung geneigt sei, eine internationale Ausstellung zu veranstalten, so möge sie die nöthigen Schritte thun, daß die geplante italienische Ausstellung für 1885 und 1886 in Wegfall komme; oder falls die Reichsregierung einer Weltausstellung überhaupt nicht geneigt ist, so möge sie dem Plane, in den Jahren 1885 oder 1886 eine nationale Ausstellung zu veranstalten, dadurch Vorschub leisten, daß sie die Hinausschiebung der internationalen Ausstellung in Rom um etwa zwei Jahre erwirke.

Die Abstimmung ergab aber noch weit entschiedener, als damals im Verein Berliner Kaufleute und Industriellen, ein unumwundenes Resultat zu Gunsten einer Weltausstellung. 62 Handelskammern votieten gegen eine nationale Ausstellung und nur 8 für eine solche. Ferner votieten 45 für eine Weltausstellung und nur 22, meist die Vertreter der Hütten- und Montan-Industrie, gegen eine solche.

Ueber die Richtung der öffentlichen Meinung kann hiernach wohl kaum ein Zweifel aufkommen, und es steht zu hoffen, daß noch in letzter Stunde eine entsprechende Entscheidung getroffen wird, daß nicht noch einmal der rechte Zeitpunkt ungenützt vorüber geht. Der diesmalige Verzicht würde die Folge haben, Deutschland auf mindestens zwölf oder fünfzehn weitere Jahre aus der Bahn zu drängen.

G. Ede.

Aus der Hauptstadt.

Sonderausstellung in der Nationalgalerie.

(Adolf Schrödter, Karl Blechen, August Bromeis, Marie von Parmentier.)

Unser großer Uhland hat in seiner schönsten Ballade das Lob des „schlichten Heldenthums“ gesungen, jener Thaten und Werke, welche Frau Fama nicht mit ihrer Reclametrompete der Welt und dem Erdkreis verkündet, sondern die ihre stille, aber warme Anerkennung bei einer kleinen Gemeinde fein besaiteter Gemüther finden. Nun, es gibt auch schlichte Künstler, die keine himmelstürmende Feuergeister oder praktische Erfolgsjäger sind und unbeirrt den Weg einschlagen, den sie für den richtigen hielten, unbekümmert um das Geschwätz der Neider und den Beifall der Menge. Auch sie schaffen „was frommet und nicht glänzt“. Vier solchen Künstlern gilt die eben eröffnete 14. Sonderausstellung in der Königlichen Nationalgalerie. Weder August Bromeis noch Marie von Parmentier, ja nicht einmal Karl Blechen und Adolf Schrödter gehören zu den populärsten und gefeiertsten Namen; doch ein stiller Kreis von Verständigen kennt und liebt sie und begrüßte darum herzlich die durch die Liberalität von Privatsammlern und Angehörigen der Künstler ermöglichte Ausstellung ihrer vollendeten oder als Skizze oder Studie zurückgelassenen Schöpfungen.

Am wenigsten ist über August Bromeis (1813—1881) zu sagen. Seine Kohlenzeichnungen, meist nach italienischen Naturmotiven, haben Schwung, einfache Größe, Stil, aber in diesen akademisch empfundenen Veduten fehlt das liebevolle Versenken ins Kleine, die eigentliche poetische Stimmung. Es sind eher genial entworfene Illustrationen, als eigentliche Bilder von malerischer Wirkung. Mehr Ansprechendes bekommt man in den der Wiener Landschafterin Marie von Parmentier (1846—1878) gewidmeten zwei Räumen zu sehen. Die Ein-

wirkungen ihres Lehrers Daubigny erkennt man überall. Links und rechts grüßen die Baumwipfel des Waldes von Fontainebleau, die Gegenden des französischen Künstlerheims: Dammarin, Barbizon und La Rochette, herüber. Da stehen wir in unbestimmter Abend- oder Morgenbeleuchtung am Waldesrande. Der feuchte Duft der nahen Seine liegt über den Wipfeln der Bäume und den Spitzen des uncultivirten Rasens. Kühe kommen aus dem Waldesdunkel. Eine menschliche Gestalt in blauer Blouse schlendert durch das lange Riedgras und vom blau und weiß gescheckten Himmel senkt sich eine undefinirbare Stimmung auf die ganze nur in undeutlichen Umrissen, aber mit erstaunlicher Naturwahrheit wiedergegebene Landschaft. Die blaue Gestalt im Grünen fehlt auch nicht auf einem zweiten Bilde, dem Seitenstück: unter dem nämlichen Himmel liegt eine haideartige Gegend; erratische Blöcke im verwilderten Wiesenplan, den ein schmutziger Pfad durchschneidet. Es ist ein sehr ansprechendes Mittelding zwischen Corot und Daubigny. Unter den französischen Motiven finden wir auch ein flott gemaltes Hafenbild von Dieppe. Der Quai mit seinen verwitterten Häusern, die Segel- und Dampfschiffe auf dem mäßig aufgeregten Element, der Steamer, der mit rauchendem Schlot eben seine Fahrt antritt, und der folzige, qualmige Dunst von der offenen See her, das Alles ist in meisterhafter Färbung und Stimmung wiedergegeben. Auch unter den Oelskizzen und Aquarellen findet sich noch manches bedeutende Stück.

Ein ganz eigenartiges Talent war **Karl Blechen** (1798—1840), ein trotziger Autodidakt, der sich erst mit 25 Jahren der Kunst zu widmen anfing. Er besaß einen feinen Natursinn, Schwung, Kühnheit, Originalität, sogar eine gewisse genialische Größe, aber seine Technik blieb bis zuletzt hart, ungelenk, beinahe unbeholfen. Ganz vorzüglich in der Lichtbehandlung ist sein „Meeresufer im Mondschein bei Neapel“, wo ein intensives Blau in der Luft, auf den Strandfelsen und über dem Meere liegt; aber der Himmel mit seiner wie durch ein Taschenmesser geschlitzten Oeffnung, in welche sich eben der bleiche Mond hineinschiebt, ist schwer und unbeweglich, wie ein dicker Teppich. Auf diesem und anderen, übrigens stets energisch charakterisirenden Bildern wird man allzu sehr daran erinnert, daß Blechen eine Zeit lang Decorationsmaler am Königstädtischen Theater war. An die Bühne gemahnen auch die etwas conventionellen Figuren, so die Tarantellatänzerinnen am Strand von Neapel und die Wäscherinnen von Narni mit ihren frisch vom Garderobier bezogenen Kostüms; um so herrlicher ist auf diesem Bilde die landschaftliche Staffage gelungen mit der entzückenden Aussicht auf den breitgekuppelten Soracte. Ganz decorativ gedacht ist auch das türkische Intérieur (178); prächtig dagegen: „Der Bau der Teufelsbrücke“, wo der rein technische Vorgang sehr stimmungsvoll mit der grandiosen Alpenlandschaft in Connex gezogen ist. Viel Treffliches findet sich auch unter den Federentwürfen für Theaterdecorationen, den prächtigen Baumstudien in Sepia, den Thierskizzen in Kreide und Blei, den Aquarellen aus Pompeji (sämmtlich Eigenthum der Nationalgalerie) und den getuschten Kostümfiguren in verschiedenen Posen.

Der bekannteste der vier Aussteller ist ohne Zweifel **Adolf Schrödter** (1808—1875). Er war der Satir im Malerchor der älteren Düsseldorfer Schule und besaß wohl mehr Witz und gesunde Lebensanschauung, als alle seine Collegen, der unvergleichliche Robert Reinick natürlich ausgenommen. Während seine Genossen die überschwängliche romantische Geschichtsmalerei ins Werk setzten, da erwachte das parodistische Element in dem jeder Unnatur abgeneigten Schrödter. Lessing schuf das trauernde Königspaar, aber Schrödter malte lieber den Triumphzug des Königs Wein; Hermann Stilke malte stilvolle Kreuzfahrer und Ritter, Schrödter illustrirte als warnendes Beispiel den Don Quijote; Bendemann malte den trauernden Jeremias und die trauernden Juden; Schrödter schuf jenes im Besitz des Kaisers befindliche lustige Bild: „Die betrübten Lohgerber“. Und dabei blieb sein kecker Humor immer liebenswürdig, gesund, deutsch. Kein hämischer Zug entstellt seine stets vornehme Ironie. Beweis die köstlichen lithographischen Blätter aus dem mit dem hannöverschen Advocaten Detmold, dem witzigen Verfasser der „Anleitung zur Kunstkennerschaft“, herausgegebenen Album: „Thaten und Meinungen des Abgeordneten Piepmeyer“, eine ergötzliche Satire auf die gelehrten Politiker von der Paulskirche. In den Caricaturen, wo er immer innerhalb der Grenzen der Schönheit bleibt und nie die menschliche Species entstellt wiedergibt, ist auch Schrödter bedeutender, als auf seinen Oelgemälden, so sehr er auch hier recht Treffliches geleistet, wie z. B. des Ritters von der traurigen Gestalt Liebeserklärung; oder die „Rheinweinprobe“ mit dem verständnißinnigen Kellermeister, um dessen Mund der schlürfende, schmeckende, prüfende Zug frappant der Natur abgelauscht ist; oder „Götz von Berlichingen vor Gericht“, wo man dem biderben Rittersmann jene klassisch grobe Antwort von den Lippen lesen kann, die nur noch in der Frankfurter Zwoten Auflage von 1774 zu finden ist.

Prächtigen Humor athmen vor Allem die Gelegenheitsbilder, wie der Carton „Künstlerfahrt nach Rom“: mit langen fliegenden Rockschößen wandern die edlen Musensöhne des Weges, zwei von ihnen saugen eben an dem strotzenden Milchquell einer Kuh, die nur mit Noth zum Stillstehen gebracht werden kann, ein dritter wird von einer robusten Bäuerin im Schubkarren befördert, und ein Vierter ist mit einem riesenhaften Carton in den Armen unter einem Lorbeerbaum selig eingeschlafen. Namentlich gern hält sich der Maler an volksthümliche Figuren. Er illustrirte in Oelfarben und mit dem Bleistift den Rattenfänger, Till Eulenspiegel, den Bärenhäuter, und da er das Glück noch hatte, das Große Jahr zu erleben, so ist es natürlich, daß er seine Kunst auch dem strammen Füselier Kutschke widmete. Freilich schmeckt auch er nach dem Düsseldorf der Dreißigerjahre; er ist nicht genug moderner Mensch.

Aber der vielseitige Schrödter war vor Allem ein Poet. Man betrachte nur in der Ausstellung die reizenden Aquarellen: „Frühlingseinzug“, „Der Storch kommt“, „Die vier Jahreszeiten“, oder die phantastisch duftigen Blumenstücke, Arabesken und Ornamente. Trefflich illustrirte er auch Rückert, Arndt, Chamisso, Heine, und zwar nicht mit jener süffisanten, überlegen den Dichter ironisirenden Manier, die vielen unserer heutigen Illustratoren zur Manie geworden ist, sondern mit liebevoll congenialem Eingehen in die Intentionen des Dichters.

Z.

Notizen.

Der **Reichstag** ist in die Weihnachtsferien gegangen, ohne große Ergebnisse seiner bisherigen Arbeit. Diese stehen erst nach der Wiederaufnahme seiner Thätigkeit kommenden Januar in Aussicht. Bis jetzt waren es interessante Redeturniere mit dem Kanzler, ganz zuletzt auch mit Herrn von Puttkamer, der in Sachen der amtlichen Wahlbeeinflussung Gesichtspunkte aufstellte, die sogar sehr gemäßigten liberalen Mitgliedern höchst bedenklich erschienen sind. Es fehlte nur noch die Nachahmung des neulichen Wahlverfahrens für die Notabelnkammer in Kairo, wo die Polizei je drei Candidaten auf eine Estrade stellte, während die Wähler unten offenen Mundes und in großer Verlegenheit eines Winkes der Behörde harrten, wem Jeder seine Stimme geben sollte. Von erfreulichen Resultaten des parlamentarischen Fleißes seit der Eröffnung ist fast nur die Regelung der Frage wegen des Reichstagsgebäudes zu verzeichnen, das nun endlich unter Dach kommen soll. Die neuen Mitglieder wollten das Provisorium los sein und unser ohnehin großartiges Berlin doch noch mit einem Prachtgebäude überraschen. Die deutsche Hauptstadt hat den frischgewählten Abgeordneten aus der Provinz, wie jedem ankommenden Fremden, ohne Zweifel außerordentlich imponirt. Als Lord Beaconsfield während des Berliner Congresses hier verweilte, nannte er Berlin die schönste Stadt des Continents. Es ist ja eine Stadt voll Palästen! rief er bei der ersten Orientirungsfahrt aus. Der englische Premier glaubte nämlich, jedes Haus in Berlin wäre nach Londoner Sitte durchweg nur von einer Familie bewohnt. So erschienen ihm denn die enormen Gebäude noch monumentaler als sie in Wirklichkeit sind. Aber das Krähwinkel früherer Jahrzehnte ist doch verschwunden. Auch die osmanische Ordensmission konnte sich von der deutschen Residenz gar nicht trennen. Russische Diplomaten begannen den Kopf zu schütteln und sich zu fragen, was den türkischen Marschall Ali Nizami Pascha und seinen geschickten Begleiter, Reschid Bey, so lange an den Kaiserhof am Wilhelmsplatz, wo sie Wohnung genommen, fesseln mochte. Man flüsterte von Allianzprojecten, die Deutschland für gewisse Fälle eine ganz respectable Armee von viermal hunderttausend Mann zur Verfügung stellen sollten. Die Nothwendigkeit einer Gegenmine wurde sicherlich in Erwägung gezogen.

Niemand dachte daran, daß Berlin so gut wie Paris, und vielleicht noch mehr, Ausländer über deren ursprüngliche Absicht hinaus lebhaft interessiren konnte. Ganz abgesehen von der unzweifelhaft großen politischen Bedeutung, welche in Wahrheit die Aufnahme beanspruchen mußte, die den Würdenträgern, die dem Kaiser Wilhelm den höchsten türkischen Orden überbracht hatten, seitens des hiesigen Hofes und des Reichskanzlers zu Theil wurde. Den Panslavisten und sonstigen Annexionisten mußte das begreiflicherweise zu denken geben. Sehr ungern trennte sich auch von uns der französische Botschafter, Graf St. Vallier, der seinen rührenden, allerdings eigenthümlichen Abschiedsschmerz in einem von ihm geschriebenen und nicht ohne Absicht veröffentlichten Briefe Deutschland und dem Erdkreise zur Kenntniß brachte. Der Berliner raisonnirt bekanntlich gern über seine Heimat. Solche Zeugnisse indessen von den verschiedensten Seiten werden vielleicht Manchen überzeugt haben, daß es sich doch in unserem verschrieenen Weichbilde ganz gut leben lassen muß. Wer möchte sagen, ob der Papst, sollte er einmal ernstlich an ein Exil in Norddeutschland denken, nicht am liebsten zu uns nach Berlin käme! Man stelle sich das Aufsehen eines solchen hochromantischen Ereignisses vor. Wie viele Leitartikel würden geschrieben, wie viele Reporternotizen verfaßt, wie viele Telegramme expedirt werden. Nachdem die päpstliche Idee, nach Fulda zu kommen, sich als eine Ente erwiesen hatte, tauchte eine andere Lesart auf. Der Papst habe einmal gesprächsweise gegen Jemand die Möglichkeit angedeutet, daß er vielleicht ein Asyl im Norden Europas suchen könnte. Da wäre ihm von deutscher Seite Fulda insinuirt worden und daraus wäre das Sensationsgerücht entstanden. Wir überlassen natürlich die Verantwortlichkeit dafür, den es angeht, und erwarten kein officiöses Dementi, das uns mit Rücksicht auf eine bewährte Unfehlbarkeit auch noch niemals widerfahren ist. Der Gedanke eines päpstlichen Aufenthalts in Berlin hat aber jedenfalls seine verführerische Seite. Das Centrum würde wieder massenhaft nach der Wilhelmsstraße strömen, die Aera Windthorst vergessen und der Culturkampf so tief begraben sein, als schlummerte er in den römischen Katakomben. Leo XIII. würde sich natürlich, auch wenn er niemals aus der Treviquelle getrunken, nach Rom zurücksehnen. Aber der deutsche Amphitryon hätte ihm gewiß inzwischen ein besseres Garantiegesetz und ein anständiges weltliches Heim mit einem Garten am Tiberufer, wie es Herr Lagueronniere seiner Zeit träumte, zu verschaffen gewußt. Soll doch nach glaubwürdigen Mittheilungen König Humbert bei seinem jüngsten Aufenthalt in Wien den Wunsch eines friedlicheren Verhältnisses zu Seiner Heiligkeit nicht verhehlt haben. Zahllose Combinationen strömen damit dem forschenden Geiste entgegen, welchen sinnig nachzuhängen nur der Mangel an typographischem Raum vor Weihnachten verhindert.

* * *

Ersetzter Verlust. Novelle von **Alfred Friedmann**. 2. Aufl. Hamburg 1881, J. F. Richter.

Wäre diese Novelle vor mehr als hundert Jahren vom alten Zachariae verfaßt worden, so hätte er sie wohl „ein scherzhaftes Heldengedicht“ genannt. Sie ist in hübschen Versen geschrieben, deren scherzhaft gemeinter Ton vornehmlich in den recht dralligen Reimpaaren hervorklingt. Ueber die Person der Helden könnten freilich Zweifel aufsteigen. Die heldenmütigste von allen ist eine alte Amme, welche sich für ihren mittlerweile zum reizendsten Weibe herangeblühten ehemaligen Säugling ein Ohr abschneiden läßt. Mir scheint dies freilich um keinen Preis ein scherzhaftes Motiv zu sein. Doch es ist gefährlich, mit dem Herrn Verfasser de gustibus zu disputiren. Er hat sein Gedicht mit soviel theils in Scherz, theils in Ernst getauchten Pfeilen gegen die Recensenten oder, wie er sich ausdrückt, gegen den „Kritiker vom X-Blatt“ fortificirt, daß es Einem, der selbst so was Aehnliches ist, angst und bange dabei werden muß. Er suchte nach einem „Stoff der alles Volk begeisterte, worunter auch zu rechnen die Kritik“. Wir stellen dahin, ob er solchen Stoff gefunden und geformt hat, und anerkennen gerne das Scherzhafte in einzelnen Reimen und das Poetische dieses Gedichtes in manchen theils elegischen, theils dithyrambischen Abschweifungen, die alle von des Dichters entschiedenem Talente zeugen. P. Schl.

* * *

Bei Paul Frohberg in Leipzig ist unter dem Titel: **Die physikalischen Kräfte im Dienste der Gewerbe, der Kunst und der Wissenschaft**, eine freie Uebersetzung des in Frankreich so beliebten A. Guillemin'schen Werkes herausgekommen. Der Bearbeiter, Professor Rudolf Schulze, hat mit großem Takt die allzu einseitig national gefärbten Stellen des französischen Originals wesentlich modificirt und mit Fug auch die Arbeiten deutscher Physiker, Chemiker und Techniker berücksichtigt. Die Schwerkraft, der Schall, das Licht, die Wärme, Magnetismus und Elektricität, kurz alle physikalischen Kräfte sind hier vom Gesichtspunkt der heutigen Wissenschaft behandelt, und das halbe Tausend Holzschnitte und Karten kommt dem Verständniß in trefflicher Weise entgegen.

* * *

Iduna. Deutsche Heldensagen, dem deutschen Volk und seiner Jugend wiedererzählt von **Karl Heinr. Keck**. Vierter Theil. Leipzig 1881, B. G. Teubner.

Mit dem soeben erschienenen Bande „Dietrich von Bern und seine Gesellen“, der sich an „Gudrun“, „Die Nibelungen“ und „Wieland der Schmied“ anreiht, ist das ganze Werk als abgeschlossen zu betrachten, nachdem Alles, was sonst noch aus der echt deutschen Heldensage von höherem Belange und künstlerischer Gestaltung zugänglich, wie z. B. Wolf Dietrich, Walter von Aquitanien, König Rothers Brautfahrt &c. entweder schon in den Nibelungen oder im „Dietrich von Bern“ selber seine Erledigung findet. Hier galt es vor Allem, die in der Wilkinasage, der Hauptquelle, vorhandenen überzahlreichen, aber verworrenen Bilder von Allem, was mit Dietrich in Verbindung steht, so wie das in unserer eigenen mittelalterlichen Poesie Zerstreute zu sichten und künstlerisch zu gestalten, eine Aufgabe, welche der Verfasser in der glänzendsten Weise gelöst hat, während er andrerseits in den wichtigsten und wesentlichen Ergebnissen der Forschung der Zustimmung der Sagenkundigen sicher sein darf.

Was Dietrich selber anlangt, so sieht der Verfasser in demselben mit gutem Rechte ursprünglich Naturkräfte, welche auf die wärmere Jahreszeit im Kampfe mit dem Winter hinweisen, so daß wir unwillkürlich an die uralten Winter- und Frühlingsspiele denken müssen. Dietrich erscheint als der holde Frühling, der mit stiller aber unwiderstehlicher Kraft wirkt, allmählich die verheerenden Wasserfälle bändigt, indem er die abnehmende Menge des Elements vertheilt, in Berg- und Waldschluchten die heulenden Ströme bekämpft, Sümpfe austrocknet und auch die Meeresfluthen zähmt, sohin als der milde und stets gütige Volksfürst und rechte Volksbeglücker, der Habe und Wohlstand mehrt und Alle erfreut, zugleich aber auch als Vertreter der Treue, der trotz den Verfolgungen des Winters alljährlich wiederkehrt. Beim Durchgang durch die Geschichte der Völkerwanderung aber ward die uralte Gestalt des Sommergottes Dietrich mit dem geschichtlichen Theodorich, dem leuchtenden Helden jener Zeit, in Eins verschmolzen. Und da sich dabei der altgermanische heidnische Geist in der Sage lebendig erhalten, so hat der Verfasser mit Recht seine Darstellung in die altheidnische Zeit zurück verlegt, denn das Christenthum ist der Sage nur wie ein Kleid übergeworfen, ihr Wesen hat es nicht durchdrungen. C. A. R.

* * *

Unter den wenigen, aber geschmackvollen Weihnachtsnovitäten aus dem Verlage von **Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig** nennen wir die für das reifere Mädchenalter geschriebenen und mit dem großen Monthyonpreise gekrönten Erzählungen von Madame Colomb, welche Clementine Helm deutsch bearbeitet hat: **Der Weg zum Glück** und **Doris und Dora**, beide reich illustrirt und ausgestattet. Auch **Brigitte Augustis Mädchenlose** mit Illustrationen von J. Kleinmichel erheben sich in ihrer feinen und unterhaltenden Form weit über das Niveau der Geschenksliteratur für junge Mädchen. Noch sind zu empfehlen: **Ferdinand Hirts Geographische Bildertafeln** als wichtige Ergänzungsbücher zu den Lehrbüchern der Erdkunde und treffliche Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche mit besonderer Berücksichtigung der wichtigeren Momente aus der Völkerkunde und Culturgeschichte. Der erschienene erste Theil, enthaltend die Allgemeine Erdkunde mit mehreren hundert Holzschnitten und kartographischen Darstellungen, bietet eine reiche Fülle von instructivem Anschauungsmaterial. Endlich empfehlen wir das in Lieferungen erscheinende Prachtwerk: **Nordlandfahrten**, Malerische Wanderungen durch Norwegen, Schweden, Irland, Schottland, England und Wales, worin Sage, Geschichte, Literatur und Kunst in Wort und Bild besondere Berücksichtigung finden. Die ersten beiden Abtheilungen dieses vortrefflichen Illustrationswerkes liegen vollständig vor.

Offene Briefe und Antworten.

B. Björnson und die Verfassungskämpfe in Norwegen.

Von einem Norweger.*)

Geehrter Herr Redacteur!

Unser berühmter Dichter Björnstjerne Björnson hat in Ihrer Wochenschrift (Nr. 46) eine Schilderung der „Norwegischen Verfassungskämpfe“ geliefert, die das unstreitige Verdienst hat, das Ziel derselben, vom radicalen Standpunkte aus gesehen, deutlich zu präcisiren.

Wie bekannt ist es die sogenannte Staatsraths- (Minister-) Frage, d. h. die Theilnahme der Minister an den Verhandlungen des Storthings, durch welche die jetzige Krisis hervorgerufen ist. Ueber diese Reform (die auch von Seiten der Regierung, jedoch mit gewissen Cautelen, vorgeschlagen ist) ließe sich Vieles pro und contra sagen, und hätte das Storthing sich streng innerhalb der constitutionellen Grenzen gehalten, würde die Regierung vielleicht in dieser Frage einen schweren Stand gehabt haben. Durch den verhängnißvollen Storthingsbeschluß vom 9. Juni 1880, wodurch der Beschluß von der Theilnahme der Minister an den Verhandlungen des Storthings trotz des königlichen Veto als ein Theil der Verfassung erklärt wurde, ist aber diese Differenz (wenigstens vorläufig) in den Hintergrund getreten; früher eine Hauptfrage, ist sie jetzt der Ausgangspunkt geworden zu einem erbitterten Kampfe um die Machtvertheilung; zu einer entscheidenden Frage für und wider das absolute Veto des Königs, Veränderungen der Verfassung betreffend. In diesem Kampfe sind alle Argumente von der conservativen Seite der jetzigen Majorität des Storthings gegenüber eigentlich in die Luft gesprochen. Daß ein solches einseitiges Recht der einen Staatsmacht die Verfassung allen Schwankungen des politischen Stimmungswechsels aussetzen würde; daß keine monarchische Verfassung der Welt dem Parlamente ein solches Vorrecht einräumt; daß das Storthing niemals vorher, trotz häufiger Differenzen mit der andern Staatsmacht wegen Veränderungen in der Verfassung, ein solches Vorrecht beansprucht, vielmehr selbst, im Jahre 1824, das absolute Veto mit deutlichen Worten anerkannt hat; daß die juridische Facultät (aus Männern verschiedener politischer Farbe bestehend) sich einstimmig für das absolute Veto des Königs ausgesprochen u. dgl. m. — das ist Alles in die Luft gesprochen, denn es gilt hier nicht eine Rechtsfrage. „Der Krieg ist erklärt“, wie Björnson ganz richtig bemerkt, und im Kriege handelt es sich um die Macht, nicht um das Recht.

Von keiner Seite zeigt sich bis jetzt auch nur ein Symptom, welches darauf deutete, daß es zu einem Compromiß kommen werde. Von conservativer Seite macht man geltend, daß es einfach eine selbstmörderische Handlung wäre, wenn man hier nachgeben und wenn die executive Macht eines monarchischen Staates dem Parlament ein Recht zuerkennen würde, wodurch jede durch die Verfassung der königlichen Macht gesicherte Prärogative gefährdet wäre; denn so lange die Verfassung kein retardirendes Element in der Repräsentation kennt (wir haben bekanntlich kein Oberhaus), müßte dieses nothwendige Element in der Regierung selbst gesucht werden. Ob sich von der andern Seite eine Centrumspartei ausscheiden wird, muß wohl bald entschieden werden; bis jetzt ist das Nicht-Veto die allgemeine Losung, namentlich während der von unserer „Linken“ (für die bevorstehenden Wahlen) mit großer Energie betriebenen Agitation. Björnson hat es auf den Volksversammlungen seiner Meinungsgenossen, wo er ein immer angejubelter Redner ist, sehr verständlich ausgesprochen: „das Volk selbst ist das lebende Grundgesetz des Landes“; dem Volkswillen, aus freier Discussion aus den Wahl- und Volksversammlungen hervorgegangen, soll unbedingt gehorcht werden, und selbstverständlich wird das imperative Mandat in allen Hauptfragen die einzige Maßregel, wonach sich die Repräsentanten des Volkes zu richten haben. Was unser Dichter sehr bezeichnend „den Instinct des Volkes“, „die Zahlen-Majestät“ nennt, das ist die belebende und gesetzgebende Kraft des Zukunftsstaates, den er seinen Anhängern vorspiegelt — ein Bild, das hier wie anderswo vortrefflich geeignet ist, dem Größenwahne eines fieberhaft erregten Radicalismus zu schmeicheln.

Es liegt auf der Hand, daß eine Agitation, die, wenn sie ihr Ziel erreicht, die Macht des Königs zu einem Schatten machen würde, sehr leicht zu Mißhelligkeiten mit dem mit uns durch einen Staatsvertrag vereinigten Volke, nämlich Schweden, führen könnte. Dies haben unsere Radicalen sehr wohl eingesehen; sie sind auch häufig, neben sympathischem Anschlusse gleichgestimmter Seelen jenseits der Grenze, schwedischerseits daran gemahnt worden, und sie lassen deshalb keine Gelegenheit unbenutzt, um ihre Liebe zu Schweden und der Union zur Schau zu tragen. (Daß Björnson und seine Freunde „über die Hälfte des schwedischen Volkes“ auf ihrer Seite haben, ist eine Behauptung, die lediglich der Phantasie unseres berühmten Dichters entsprungen ist.) — Es ist dies eine Liebe höchst platonischer Art: eine außerordentlich keusche und schüchterne Liebe, deren zarte Gefühle vor wenigen Jahren einen bezeichnenden Ausdruck fanden in dem von unserm Dichter und seinen Freunden gefaßten Plane, das Unionszeichen aus unserer Flagge zu tilgen, wodurch sie das Ihrige gethan hätten, um die Vereinigung mit Schweden, soweit möglich, in eine Art geheimer Verlobung umzugestalten. Der Plan wurde durch eine überraschende Frontveränderung vereitelt, indem selbst seine eifrigsten Anhänger unter den Repräsentanten abtrünnig wurden, als es zur Entscheidung im Storthing kam, wo ein in dieser Richtung gehender Vorschlag einstimmig verworfen wurde. — Es ist nicht richtig, daß „Schweden nie das Geringste geopfert hat“, daß „die diplomatischen Beziehungen dem Auslande gegenüber nur von Schweden unterhalten werden“. Alle unionellen und diplomatischen Angelegenheiten, die überhaupt in einem Staatsrathe zu behandeln sind, werden in einem „zusammengesetzten“ Staatsrathe, aus Ministern von beiden Ländern bestehend, vorgetragen und behandelt; im diplomatischen Corps befinden sich immer norwegische Beamte, in der Regel eine größere Zahl, als es dem Antheil Norwegens an den gemeinsamen diplomatischen Ausgaben entspricht.

Dem Beschlusse des Storthings, wodurch eine Erhöhung der Apanage unseres Kronprinzen, aus Anlaß seiner Vermählung, abgelehnt wurde, hat Björnson mit „einem ersten Versuche der Krone, in Budgetangelegenheiten das Sanctionsrecht zu erwerben“, in eine gewisse Verbindung gesetzt. — Was dieses Sanctionsrecht im Allgemeinen betrifft, so scheint es der Natur der Sache sehr gemäß zu sein, daß eine Bewilligung von Seiten des Storthings einfach eine Bevollmächtigung ist, deren Gebrauch der Regierung freisteht. Dem sei wie ihm wolle, jedenfalls hat es mit dem erwähnten „ersten Versuche“ eine eigenthümliche Bewandtniß. — Dem Könige steht das Recht zu, das Storthing nach Verlauf zweier Monate zu prorogiren. Im vorigen Jahre ernannte aber das Storthing, nachdem es, nach einer ungefähr fünfmonatlichen Sitzung, seine Arbeiten beendigt hatte, ein Comité, das nach der Beendigung der Session, zwischen den Sitzungen der Jahre 1880 und 1881, eine Reorganisation des Heerwesens vorbereiten sollte. Die Regierung verweigerte ihre Zustimmung zu diesem Beschlusse, indem sie darauf bestand, daß die Nationalversammlung Kraft des Auflösungsrechts des Königs keine Befugniß habe, durch Comités ebensowenig wie auf andere Weise, ihre Verhandlungen während der Prorogation fortzusetzen. Mehrere Mitglieder des vom Storthing ernannten Comités hielten demungeachtet ihre Sitzungen, und das in diesem Jahre versammelte Storthing votirte ihnen ein Honorar. Wenn es die Regierung ablehnte, dieser Bewilligung Folge zu leisten, so war offenbar diese Weigerung nur eine nothwendige Consequenz jener Resolution, wodurch sie die Ernennung des Storthingscomités als einen Eingriff in die Prärogative des Königs erklärte. So selbstverständlich war diese Consequenz, daß auch die radicale Opposition den Versuch nicht wagte, diese Ablehnung mit der allgemeinen Frage vom Sanctionsrecht in finanziellen Sachen in Verbindung zu bringen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Björnson gegenwärtig auf die Gesinnung der großen Menge einen Einfluß übt, der nicht unterschätzt werden darf. Neben seinem Dichterrufe und seiner Beredtsamkeit verdankt er diesen Einfluß vorzüglich der dem echten Agitator so ersprießlichen Fähigkeit, selbst verwickelte Fragen oberflächlich zu simplificiren. Dazu kommt, daß sich im letzten Menschenalter, aus mannichfachen culturgeschichtlichen Momenten, eine gewisse, man könnte fast sagen nervöse Erregbarkeit in unserem Volke herausgebildet hat, und dieser Erregbar-

*) Von dem Princip ausgehend, daß aus der Reibung der Gegensätze der Funke der Wahrheit entspringt, können wir den Abdruck dieses sachlich und ruhig gehaltenen Offenen Briefes um so weniger verweigern, als er von Norwegens bestem Literarhistoriker herrührt. D. R.

keit kommen die Ueberschwänglichkeit und Ueberstürzung des Dichters sehr gut zu statten. Wenn er aber fortfährt — was sehr wahrscheinlich ist — sein Publicum mit solchen Reizmitteln zu stimuliren, wie die oben bezeichneten (und noch viele Parallelen könnten angeführt werden) — dann wird der Erregung die Erschlaffung folgen, die gesunde Natur wird reagiren, und die dem norwegischen Volke innewohnende Besonnenheit wieder ihr Recht behaupten. — Darum könnten die Widersacher Björnsons nichts Besseres wünschen, als daß er fortan recht rüstig auf dieser Bahn fortschreiten möge.

Christiania, December 1881. Hartwig Lassen.

An unsere Leser.

Mit der nächsten Nummer schließt das IV. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmäßigen Zusendung entsteht.

Den altbewährten und den zahlreichen im laufenden Quartale hinzugetretenen Mitarbeitern werden sich auch im neuen Jahrgang nicht minder hervorragende Schriftsteller und Politiker zugesellen. Gleich in den ersten Nummern erscheinen u. A. Beiträge von

Karl Blind (Stuart Mill), **Alphonse Daudet** (Ein Deutscher über Frankreich), **Du Prel** (Schlaf und Tod), **Georg Ebers** (Altägyptische Religion), **J. J. Frohschammer** (Max Müller und H. Spencer), **Kuno Fischer** (Moderne „Faust"-Erklärer), **Wilhelm Goldbaum** (Turgenjew-Studien), **Ferdinand Groß** (Bauernfeld), **Klaus Groth** (Internationaler Werth der plattdeutschen Bewegung), **Franz von Holtzendorff** (Politische Zeitglossen), **Rud. v. Ihering** (Das sociale Motiv der Tracht), **Max Kalbeck** (Aus Schumanns ungedrucktem Nachlaß), **Gottfried Kinkel** (Die Regierung der Königin Victoria), **Heinrich Kruse** (Die Antike), **Hieronymus Lorm** (Oestreichische Literatur-Zustände), **Conrad Ferdinand Meyer** (Ratazzi), **Gustav Nachtigal** (Serpa Pinto), **Otto Roquette** (Ueber archäologische Romane), **Gerhard Rohlfs** (Sahara und Sudan), **Wilhelm Scherer** (Die Preußen in der deutschen Literatur), **Johannes Scherr** (Ein satirisches Romankapitel), **Julian Schmidt** (Graf Tolstoi), **Ludwig Speidel** (Moriz v. Schwind), **Ludwig Steub** (Erinnerungen an Tieck), **Julius Stettenheim** (Aus Wippchens Romanzero), **Alphons Thun** (Nationalökonomische Fragen), **H. V. von Unruh** (Polemisches zur Tagesgeschichte) **Friedrich Vischer** (Ueber deutsche Rechtsprechung) u. A. m. An diese reihen sich weitere Beiträge von **Björnstjerne Björnson, Th. Fontane, E. von Hartmann, Hermann Hettner, Paul Heyse, Karl Hillebrand, Heinrich Laube, F. Lotheissen, Max Müller, Wilhelm Roscher, Carus Sterne, Hugo Wittmann, Wilhelm Wundt.** Im novellistischen Theil werden zunächst veröffentlicht: **Ludwig Anzengruber**, Der Traum-Talisman; **Théodore de Banville**, Der falsche Paganini; **Gustav Floerke**, Aus der Campagna; **Ludwig Hevesi**, Erinnerungen eines Vergeßlichen; **Leopold Kompert**, Geschichten vom Monte Pincio; **Ludwig Speidel**, Das tolle Modell. Endlich wird auch die humoristisch-satirische **Berliner Wochen-Chronik** von **Al Haft** fortgesetzt.

☞ Abonnements auf das I. Quartal 1882 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 ℳ 50 ₰ entgegengenommen. ☜

Berlin W., 12 Königin Augusta-Straße. Verlag der „Gegenwart".

Redaktion und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 53. Berlin, den 31. December 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Die Lage im Reiche.

Nicht freudig gehobenen Herzens begehen die Freunde des deutschen Reiches die diesmalige Jahreswende. Der verhängnißvolle Lauf, den unsere innere Politik seit längerer Zeit genommen, hat sich in den letzten zwölf Monaten nicht zum Besten gekehrt. Im Gegentheil, die Verschiebung aller ehedem als normal betrachteten Verhältnisse hat sich nur noch verschlimmert. Der Gährungsproceß, in welchen die veränderte Wirthschaftspolitik unsere politischen Parteien geworfen, ist, einstweilen wenigstens, nicht zu Gunsten der Regierung ausgeschlagen. Aus einem beispiellosen Wahlkampfe ist ein Reichstag hervorgegangen, dem die Regierung nahezu rathlos gegenübersteht. Die Mittelparteien, seit 1866 die besten Stützen der Bismarck'schen Politik, sind fast zur Bedeutungslosigkeit abgeschwächt, ohne daß etwas an ihre Stelle getreten wäre, was der so lange vergebens erstrebten festen und unbedingt zuverlässigen Regierungsmehrheit auch nur entfernt ähnlich sähe. Nicht einmal das System der wechselnden Majoritäten, vermöge dessen man im letzten Reichstage das Socialisten- und das Militärgesetz mit Conservativen und Nationalliberalen, das Zollgesetz mit Conservativen und Ultramontanen zu Stande bringen konnte, ist heute mehr möglich. Conservative und Nationalliberale stellen in dem neuen Reichstage nicht mehr die Majorität dar; die unselige Meinung aber, als ob das particularistisch-ultramontane Centrum, nachdem es vor zwei Jahren den neuen Zolltarif gerettet, nun ein positiv verwendbarer Factor im Rahmen der deutschen Gesammtpolitik geworden und damit in der clerikal-conservativen Coalition eine verläßliche Unterstützung für die Regierung gewonnen sei, wird jetzt bereits als Irrthum erkannt. Man sehe nur, was vor Aller Augen liegt!

Die wenigen Wochen, während deren der neue Reichstag bisher versammelt gewesen, haben genugsam gezeigt, wie weit Conservative und Centrum von einer Einheitlichkeit des Handelns noch entfernt sind. Nach den Freundschaftsversicherungen, welche ihre Führer im Reichstage ausgetauscht, sollte man gewiß nicht glauben, daß die Feststellung einer gemeinsamen Operationslinie so schwer wäre. Und sie würde es auch nicht sein, wenn die Conservativen freie Hand hätten. Sie sind aber gebunden an die Regierung, und die Regierung in erster Linie ist der Störenfried in diesem Bunde gleichgestimmter Seelen. Die Führerrolle, welche Herr Windthorst höchst augenfällig zu spielen begann, hätten die Conservativen sich wohl gefallen lassen, nicht aber Fürst Bismarck. Der berühmt gewordene Windthorst'sche Zwischenfall zeigte den Entschluß des Kanzlers, das Heft nicht aus der Hand zu geben. Und die Antwort ist nicht ausgeblieben.

Alle Vertuschungsversuche der conservativen Presse können es nicht bemänteln: der Antrag des Centrums auf Abschaffung des Internirungsgesetzes ist das unverkennbare Anzeichen, daß die Combination, auf welche die ganze Wahlpolitik der Regierung gerichtet gewesen, jene Combination, welche das Centrum als integrirenden Bestandtheil einer Regierungsmehrheit umfaßte, gescheitert ist. Centrum und Regierung stehen wieder wie Macht gegen Macht. In dem Augenblicke, da man diese Partei als bereitwilliges Werkzeug zur Ausführung der socialpolitischen Pläne benutzen zu können meinte, setzt sie eigenmächtig die kirchenpolitische Frage auf die Tagesordnung, stellt sie auf diesem Gebiete Friedensbedingungen, die nur aufs Neue den Kampf entflammen können.

Die widerspruchsvollen Gerüchte über die Verhandlungen Preußens mit dem Papste können diese Auffassung der Dinge nicht beeinträchtigen. Von der Doppelzüngigkeit der vaticanischen Politik hat die Welt schon oft genug Beweise erhalten. Ausgeschlossen ist aber auch nicht die Möglichkeit, daß das Centrum ohne, ja selbst gegen den Willen des Papstes vorgeht. Nur zu oft übersieht man über der kirchlichen Außenseite dieser Partei ihren eigentlichen politischen Charakter. Das Centrum ist die Vertretung aller jener particularistischen Interessen in Deutschland, die sich mit der Staatsschöpfung von 1866 und 1870 innerlich niemals versöhnen werden. Und dieser Particularismus war zu allen Zeiten der Verbündete der römischen Curie. Wenn jetzt die letztere vor die Wahl gestellt würde — wer mag glauben, daß sie sich ehrlich auf die Seite des preußisch-deutschen, des „evangelischen" Kaiserthums stellen und ihre traditionellen Bundesgenossen verleugnen würde! Trotz aller Klugheit, die der römischen Politik von jeher nachgerühmt worden, schon das gleiche oder wenigstens ähnliche Schicksal, welches das Papstthum als weltliche Macht mit den Opfern unserer nationalen Neugestaltung theilt, bedingt eine Interessengemeinschaft, die nicht so leicht zerreißt. In deutschen Blättern werden neuerdings allerlei Rathschläge zu einer Regeneration des Papstthums ertheilt. Welch seltsames Beginnen! Eine so uralte Macht verjüngt sich nicht mehr; sie bleibt wie sie war, aber sie geht zu Grunde.

Wie immer indeß das verworrene Räthsel der Verhandlungen zwischen Preußen und Rom sich lösen möge, die conservativ-clericale Regierungsmehrheit wird dadurch nimmermehr herbeigeführt werden. Eine conservativ-liberale Ma-

jorität aber ist in diesem Reichstage von vornherein ausgeschlossen. Sie ist überhaupt nur denkbar, wenn auf beiden Seiten die gemäßigten Elemente überwiegen. Dies ist nach den letzten Wahlen nicht mehr der Fall. Obendrein hat das Programm der Regierung, wie es in der Eröffnungsbotschaft aufgestellt worden, jede Möglichkeit einer solchen Majoritätsbildung abgeschnitten. Und was etwa in dieser Richtung noch fehlte, wird durch Kundgebungen wie die Puttkamer'sche Wahlbeeinflussungsrede vollendet, Kundgebungen, die auch den gemäßigtsten Liberalen zurückstoßen müssen.

So scheint denn unsere Gesetzgebung dermalen zu vollständiger Stockung verurtheilt, es scheinen dem jungen deutschen Reiche die Lebensadern unterbunden zu sein. Zehn Jahre nach dem unvergleichlichen Aufschwunge unserer Nation zur politischen Einheit sehen wir eine tiefe Kluft gerissen zwischen Volksvertretung und Regierung. Die Feinde unseres Staates jenseits und diesseits unserer Grenzen horchen hoffnungsfroh auf, und mancher deutsche Mann blickt mit banger Sorge in die Zukunft. Schon kann man den trüben Zweifel hören, ob die Staatsschöpfung von 1870 überhaupt die That einer noch lebenskräftigen Nation, ob sie nicht vielmehr das letzte Aufflackern eines absterbenden Volksgeistes gewesen.

Haben wir wirklich Grund zu solch verzagter Denkweise? Nein und dreimal nein! Man soll die Dinge nicht rosenroth malen, die wirklichen Gefahren nicht unterschätzen. Aber man wird auch gut thun, den Blick über das Ungemach der Gegenwart hinaus zu erheben, die Lage unseres Reichs im Ganzen zu erfassen. Der wäre wahrlich ein schlechter Beobachter des Werdegangs der Völker, der etwa erwartet hätte, daß mit dem Jahre 1871 unser politisches Einigungswerk mit Einem Wurfe zum Abschluß gebracht wäre. Ein Rückschlag gegen die nationale Hochfluth, ein Rückschlag, durch den begünstigt die centrifugalen Kräfte unseres Volkskörpers noch einmal zu wirklicher Bedeutung kommen würden, ließ sich vorhersehen. Derartiges ist keinem Volke bei seiner Entwickelung zur staatlichen Einheit erspart geblieben. Aber selten hat sich ein junges Staatswesen solchen Krisen gegenüber einer gleich günstigen Lage erfreuen können, wie das unsrige. Wie sehr auch alle anderen Verhältnisse ins Schwanken gerathen mögen, zwei Institutionen besitzen wir, die unserem Reiche auch in trübster Zeit einen festen Halt geben werden: das Kaiserthum der Hohenzollern und das Heer. Dem tiefgewurzelten monarchischen Sinne des Deutschen ist der Kaiser allezeit der naturgemäße Ausdruck der nationalen Einheit gewesen. Und ein glückliches Geschick hat es gefügt, daß der erste Kaiser des neuen Reiches uns unwillkürlich als die Erfüllung der alten, in allen Herzen lebenden Kyffhäusersage erscheinen mußte. Die aufrichtige Liebe, die sich die Hohenzollern in ihrem preußischen Staate wie keine andere Dynastie in ihrem Lande verdient haben, sie ist mit Einem Schlage Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden. Und unzertrennlich vom Kaiser lebt in unserm Volksbewußtsein der Gedanke an das Heer, das, auf das feste Gefüge und die gute Ueberlieferung der preußischen Armee gegründet, ein unmittelbarer Bestandtheil unseres bürgerlichen Lebens ist, ohne von der politischen Parteizerklüftung berührt zu sein. Die große materielle wie moralische Macht, die in diesen beiden Institutionen gelegen ist, sollte Allen, die auf unsern Zerfall speculiren, bei Zeiten eine ernüchternde Warnung sein.

Und weiter: Ist die Kluft zwischen Volksvertretung und Reichsregierung wirklich so tief, so unübersteiglich, wie es scheinen möchte? Wird nicht vielmehr an den socialpolitischen Plänen des Fürsten Bismarck ein berechtigter Kern allgemein anerkannt? Wie weit man auch über die concreten Einzelfragen auseinander gehen mag, in dem Grundgedanken, in der Forderung einer erhöhten Staatsthätigkeit zur Fürsorge für das Wohl der ärmeren Klassen und im Zusammenhange damit einer rationellen Steuerreform, stimmen heute die meisten, wenn nicht alle Parteien überein. Was jene Kluft verursacht hat, ist vorzugsweise die politische Methode des Kanzlers gewesen. Seine Art, die Angelegenheiten der inneren Politik nach den Regeln der diplomatischen Kunst zu behandeln, die ihre letzten Ziele zu verschleiern pflegt, hat ein weitgehendes Mißtrauen hervorgerufen, das durch die sprungweise, sich überstürzende Ankündigung der kühnsten und zuweilen sogar einander widersprechender Projecte noch gesteigert wird. Und durch den stark autokratischen Zug seines Wesens, der ihn jeden Widerspruch als unerträglich empfinden läßt, ist er zu einer Behandlung des Reichstags gekommen, die — zusammen mit der Wahrnehmung, wie die Bannerträger der anticonstitutionellen Reaction sich heute an seine Rockschöße klammern — vielfach die Vorstellung erweckt hat, als könnten die Grundlagen unserer Verfassung noch einmal in Frage gestellt werden. Nur wenn diese Methode verlassen, wenn an ihre Stelle die vertrauensvolle Verständigung mit der Volksvertretung gesetzt würde, nur dann würde sich wieder jene Majorität gemäßigter Elemente von der linken und der rechten Seite des Reichstags anbahnen können, mit welcher der leitende Staatsmann zehn Jahre hindurch positiv zusammengearbeitet hat, ohne der Hülfe des Centrums jemals zu bedürfen. Mancher von des Kanzlers socialpolitischen Plänen würde alsdann, wenn auch nur allmählich und in vorsichtiger Anpassung an die gegebenen Verhältnisse, verwirklicht werden können.

Für den Augenblick freilich ist an eine solche Aenderung nicht zu denken. Und so wird die innere Politik des Reiches in der nächsten Zeit, soweit es sich nicht um die gewöhnlichen laufenden Angelegenheiten handelt, in der That mit Unfruchtbarkeit geschlagen sein. Früher oder später aber wird man auf den allein möglichen Ausweg zurückkommen müssen. Inzwischen sorge ein Jeder, daß nicht der ärgste Feind einer gesunden politischen Entwickelung, der Pessimismus, in unserm Vaterlande um sich greife! Nicht freudig gehobenen Herzens zwar, aber doch zuversichtlichen Muthes können wir den kommenden Tagen entgegengehen. Das deutsche Reich mit constitutioneller Verfassung ist keine Schöpfung der Willkür oder des Zufalls, es ist das Produkt der realen Mächte unserer Geschichte. Und diese Mächte sind uns auch Bürgschaft für seine Dauer.

Friedrich Boettcher.

Wilhelm Roschers Nationalökonomik.

Mit seiner jüngsten Publication: Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes (Stuttgart, J. G. Cotta) übergibt der berühmte Volkswirth der Leipziger Universität den Geschäftsmännern und Studirenden ein Handbuch, welches gerade jetzt — in der Zeit der auf- und abwogenden parlamentarischen Kämpfe — die besten Dienste zur Orientirung auf dem weiten Felde der Nationalökonomie zu leisten vermag. Das vorliegende Buch ist ein Werk von seltener Vollständigkeit und gediegenster Gelehrsamkeit; es enthält die minutiösesten Detailangaben und die umfassendsten Ueberblicke. Dabei ist jede Einseitigkeit vermieden; vielmehr befleißigt sich der Verfasser der größten Objectivität und Unparteilichkeit, wie insbesondere das heikle Kapitel über das Gewerbschutzsystem und die internationale Handelsfreiheit zeigt. Der Verfasser ist, wie er mit Recht von sich selbst sagt, aufrichtig bemüht, die Vergangenheit als ein Stück Leben und die Gegenwart als ein Stück Geschichte aufzufassen.

Da die Gegenstände, welche unser Autor in dem vorliegenden Werke behandelt, überwiegend städtischer Natur sind, so geht dem Ganzen eine Einleitung „Aus der Naturlehre des Städtewesens im Allgemeinen" voran, welche eine Fülle von interessanten und treffenden Bemerkungen enthält. Was Roscher über die Eigenthümlichkeiten der Großstädte sagt, ist höchst beachtenswerth. Die Hauptgefahr derselben, sittlich wie polizeilich, besteht nach ihm darin, daß sich der Einzelne in der ungeheuern atomistischen Masse verbirgt. Hierdurch werde alle Verantwortlichkeit aufgehoben und die Großstädte fast so unsicher gemacht, wie das entgegengesetzte Extrem, die Wüste. Nur mit Hebung der wahren

Religiösität lasse sich diesen Gefahren der Großstädte begegnen. Gelingt diese Hebung aber nicht, so werde das Uebergewicht der Großstädte zu einer Hauptursache, welche bei überreifen Nationen die Altersschwäche und den Verfall beschleunigt. Der alsdann nicht selten auftretende Gedanke, die Großstädte in einer Art von mildem Belagerungszustand zu halten, damit das übrige Land in freiheitlicher Ordnung regiert werden könne, sei doch höchstens palliativ. (S. 36.)

Weiterhin widmet Prof. Roscher auch der in den Großstädten sich so häufig geltend machenden Wohnungsnoth eine Betrachtung, und bezeichnet als deren schlimmste Seite: „die große Abhängigkeit, in welche sie den Miether gegenüber dem Hausherrn versetzt". Solcher Wohnungsfeudalismus wirke um so demüthigender und aufreizender, als die Hausherren oft ungebildet, nicht einmal wohlhabend seien, auch durch ihren häufigen Wechsel jede persönliche Anhänglichkeit verhindert werde. (S. 43.) Die Ursache der Wohnungsnoth sieht Roscher nicht blos in dem Hinauswachsen der Nachfrage nach Wohnungen über das Angebot, sondern vornehmlich auch in jener übermäßigen, oft krankhaften Neigung des Volks, mit Verlassung der bisherigen Wohnsitze in die Großstädte überzusiedeln. Eine Heilung des Uebels der Wohnungsnoth ohne alle Beschränkung der heutigen Zugfreiheit hält Roscher darum für gar nicht möglich. Er sagt mit Bezug auf diesen Punkt was folgt: „Das Wegziehendürfen aus dem bisherigen Kreise mag ein natürliches Recht jedes Selbstständigen sein: aber daraus folgt noch nicht, daß jeder andere Kreis verpflichtet sei, ihn aufzunehmen. In Rücksicht auf den Kreis der Familie und des Hauses wird dies Allen einleuchten. Unsern Großstädtern aber ist leider fast jeder Gedanke eines geschlossenen Ganzen mit eigener Persönlichkeit verloren gegangen. Mindestens sollte man, wenn man ihre Wohnungsnoth mit so vielen anderen ihrer Uebel wirklich heilen, nicht blos in kindischer Eitelkeit sich an ihrem absoluten oder relativen Wachsthum freuen will, die positiven Vorzüge abschaffen, welche durch neuere Gesetze der neu anziehenden (flottirenden!) Bevölkerung vor der alt ansässigen eingeräumt werden." (S. 49.) So verbietet z. B. das norddeutsche Bundesgesetz (vom 1. Nov. 1867) den Gemeinden die Erhebung irgend eines Anzugsgeldes: also nicht blos das chicanöse, welches thatsächlich absperren möchte, sondern auch das gerechte, womit sich der Neubürger in die von den Altbürgern gemachten Kapitalmeliorationen einzukaufen hat. Auch die dreimonatliche Steuerfreiheit der Neueingezogenen, die von Ausverkäufern so sehr mißbraucht worden ist, gehört zu den Prämien für die flottirenden Theile des Volks auf Kosten der seßhaften.

Von einem illiberalen Standpunkte, auf den sich Roscher bei Kritik dieser Verhältnisse gestellt hätte, kann nicht die Rede sein. Wir haben es hier mit Fragen der ökonomischen Wissenschaft, nicht mit Parteiangelegenheiten zu thun. Die heutzutage bestehende Neigung, aus der Art und Weise, wie sich Jemand einem volkswirthschaftlichen Problem gegenüber verhält, auf seinen allgemein politischen Standpunkt Schlüsse zu ziehen — diese Neigung hat schon zu vielen Unzuträglichkeiten geführt. Man kann die unbeschränkte Zugfreiheit verwerfen und das rasche Anwachsen der Bevölkerung in den Großstädten für eine große sociale Calamität halten, aber doch ein sehr liberaler Mann sein. Oder noch deutlicher gesagt: Man kann sehr liberal denken und doch wenig Lust verspüren, sich von irgend Jemand vorschreiben zu lassen, was für officiell liberal zu gelten hat und was nicht. Am allerletzten wird sich ein Mann der Wissenschaft solche Vorschriften gefallen lassen. Roscher ist durchweg liberal in seinen ökonomischen Ansichten, aber kein Verfechter des ungehemmten laisser aller.

Ich wüßte kein Kapitel in Roschers ganzem Werke, wo die zugleich freimüthige und maßvolle Darstellungsweise des Verfassers deutlicher zum Ausdruck käme, als in den Erörterungen über die Licht- und Schattenseiten der Actiengesellschaften. (S. 147—155.) Dieses Kapitel verdient auch im Hinblick auf die praktische Verwendbarkeit der darin enthaltenen Rathschläge eine aufmerksame Lectüre. Den hauptsächlichsten Vorzug, den die Actiengesellschaft vor jeder andern Unternehmungsform voraus hat, sieht Roscher in dem Umstande, daß dieselbe eine von der Persönlichkeit ihrer Mitglieder so gut wie losgelöste Kapitalverbindung ist. Zu diesem Vorzuge kommt noch ein zweiter, nämlich der, daß die Actionäre blos mit ihrer Einlage haften und daß einer Veräußerung der Antheilscheine, selbst wenn sie auf bestimmte Namen lauten, nichts entgegen steht. Ferner hat die Anlage eines Kapitals in Actienform auch für den Kapitalisten insofern viel Ansprechendes, weil sie die Möglichkeit unbeschränkten Gewinnes mit beschränkter Gefahr und ohne jede persönliche Belästigung darbietet; außerdem die Zugänglichkeit für Jedermann und die Möglichkeit eines willkürlichen Rücktrittes, die jeder Zeit durch Veräußerung der Actien erfolgen kann. Auch für den Fall, daß einzelne Actionäre sterben oder verarmen sollten, braucht die Gesellschaft nicht darunter zu leiden. Prof. Roscher hebt auch — als von hoher ökonomischer Wichtigkeit — die Fähigkeit der Actiengesellschaften hervor, ausgezeichnete Arbeitskräfte als Directoren u. s. w. in ihren Dienst zu nehmen. Auch um die Lage der niederen Arbeiter zu heben und um die Steuerdeclaration im Volke gewissenhafter zu machen, können Actiengesellschaften wegen ihrer Oeffentlichkeit und wegen der Zersplitterung des Unternehmungsinteresses unter die vielen Actionäre gute Dienste leisten.

Roscher hebt diese und noch manche andere Lichtseiten der in Rede stehenden Gesellschaften gebührend hervor, betont aber, daß die unleugbaren Vorzüge derselben durch eine große Schattenseite so gut wie aufgehoben werden. Er erinnert daran, daß alle die Uebelstände, welche in großen Volksversammlungen die Berathung erschweren, auch in den Generalversammlungen der Actiengesellschaften zu Hause sind. Weil nämlich die Mehrzahl der Actionäre diese Versammlungen nicht zu besuchen pflegt, bekommt eine gut organisirte Minderheit sehr oft das Heft in die Hand und tyrannisirt die Majorität. Die Indolenz der meisten Actionäre beruht auf dem gänzlichen Verkennen ihrer Stellung als Theilnehmer eines Geschäfts, bei dem dann ihre Dividende eigentlich nur eine Spielprämie ist. Zur Wagehalsigkeit neigt übrigens die Actiengesellschaft mehr als jede andere Unternehmungsform, weil Actionäre wie Directoren meist nur eine geringe Quote ihrer wirthschaftlichen Existenz aufs Spiel setzen. Eine volle Verantwortung gegenüber den Gläubigern hat hier keine physische Person: die Actionäre nur bis zum Betrag ihrer Einlage, die Directoren nur mittelbar durch die Gesellschaft. „So verführt ein ausgeartetes Actienwesen" — sagt Roscher — „die Menschen zu einem gewissenlosen Gebahren mit fremdem Eigenthum, und in allen Schwindelperioden der neueren Geschichte sind Actiengesellschaften die Brutstätten der Schwindelei gewesen. So leicht sie ein großes Kapital zusammen bringen, so schwer wird es ihnen, dasselbe nöthigenfalls zu reduciren; so leicht sie Anleihen machen, so schwer sind sie zur Tilgung derselben geeignet."

Im Anschluß an diese Expectoration macht Roscher auch die sehr treffende Bemerkung, daß die Actiengesellschaften leicht einen kosmopolitischen, d. h. vaterlandslosen Charakter annähmen, und daß an ein opferfreudiges Durchdringen der Arbeiter durch schlimme Zeiten bei dieser Art von Unternehmen selten zu denken sei.

Hieraus ergibt sich denn ganz von selbst das Urtheil über die Actiengesellschaften. Letztere sind nicht für alle, sondern nur für gewisse Arten von Geschäften passend, für diese sind sie aber wirklich die beste Unternehmungsform. Nach Roschers Ansichten eignen sie sich ganz vortrefflich für solche Geschäfte, wo es mehr auf Kapitalwirkungen als auf Arbeit ankommt, mehr auf das leichter zu controlirende, leichter zu verantwortende fixe oder Anlagekapital, als auf das umlaufende oder Betriebskapital, und wo auch der Betrieb sich einer streng berechneten Regel maschinenmäßig unterwerfen läßt. Hierher gehören der Bau und Betrieb von Eisenbahnen, Kanälen &c., ferner die Rhederei, das Bank- und Versicherungswesen; von den industriellen Gewerben noch am ersten die textilen, zumal wenn große Handlungshäuser ihnen die kaufmännische Seite des

Betriebes abnehmen. Wo das Kapital nothwendig so groß aber räumlich so vertheilt ist, daß auch der Privatunternehmer Beamte anstellen müßte, da braucht die Actiengesellschaft der Einzelunternehmung gewiß nicht nachzustehen. Aber auch für neue Geschäftszweige, die viel und lange Zeit hindurch Kapitalaufwand erfordern und deshalb einer unberechenbaren Gefahr unterworfen sind, wo also kein guter Wirth einen großen Theil seines Vermögens auf diese gefährliche Karte setzen würde, sind die Actiengesellschaften am Platze.

Die Actiengesellschaft kann also stets auf den Versuchsfeldern der Volkswirthschaft gute Dienste leisten, und hier vermag sie mehr zu Stande zu bringen als der Staat, weil dessen Beamte doch nur auf Kosten der Steuerzahler ihre Experimente anstellen würden.

In einem besonderen Kapitel (S. 166) verbreitet sich Prof. Roscher auch über das Gründerwesen und bezeichnet dasselbe als die Klippe jeder Actienunternehmung. Durch bessere Garantien muß das Publicum vor Ausbeutung geschützt werden. So sollten die Gründer civilrechtlich wenigstens so lange verantwortlich bleiben, bis das Geschäft sich in vollem Gange befindet. Auch sollten alle Bekanntmachungen über die zu erwerbenden Grundstücke, Anstalten, Räumlichkeiten &c. mit der Unterschrift aller Gründer versehen werden, um diese für die Wahrheit künftig haftbar zu machen. Ebenso sollte jede Emission von Actien unter dem Nominalwerthe, jeder Verkauf derselben über dem Nominalwerthe, bevor das Geschäft in vollem Gange ist, ganz verboten sein. Ebenso sollte die Belohnung, welche den Gründern nützlicher Unternehmungen allerdings gebührt, nicht in der Einräumung von Directionsbefugnissen, sondern in bestimmten Geldsummen bestehen.

Die in Roschers Handbuch enthaltenen sehr ausführlichen Erörterungen über das Münz- und Bankwesen eignen sich nicht zur auszugsweisen Wiedergabe. Der geehrte Leser wird in den betreffenden Kapiteln eine Fülle von thatsächlichem Material und Reflexionen darüber vorfinden. Auch die Paragraphen über das Eisenbahnwesen (§§ 85 und 86, S. 396 u. ff.) sind im Hinblick auf unsere actuellen deutschen Verhältnisse sehr beachtenswerth. Roschers Ansicht über die Verstaatlichung der Bahnen ist in folgenden kurzen Worten ausgedrückt: „Wo aus allgemein politischen Gründen eine Verstärkung der centralen Staatsgewalt zu wünschen ist, da ist auch zu wünschen, daß die Eisenbahnen dem Staat gehören, und umgekehrt." Dieses Urtheil ist sehr vorsichtig abgefaßt, aber was unser Autor meint, geht ganz unzweideutig aus folgender Stelle hervor: „Wer etwa glaubt, daß jeder politische Mißbrauch eines Eisenbahnregals durch parlamentarische Mittel zu verhüten sei, der muß entweder die verwickelte Schwierigkeit der Eisenbahntarife gewaltig unterschätzen, oder die Leistungsfähigkeit eines Parlamentes für detaillirte Verwaltungsfragen ebenso sehr überschätzen, oder er drehet sich im Kreise, da es kaum ein stärkeres Mittel zu der Corruption der Volksvertretung geben kann, als eben jener Mißbrauch selbst. Kleine Staaten sollen übrigens nicht vergessen, daß die Verstärkung ihrer innern Macht, welche in ihrem Eisenbahnregale enthalten ist, sie nach Außen leicht zu einem begehrenswerthen Ziele der Eroberungslust machen kann."

Wir streifen dies Kapitel nur im Vorbeigehen und wenden uns den Erörterungen Roschers über das Gewerbeschutzsystem und die internationale Handelsfreiheit zu. (Vgl. S. 617—653.) Diese Kapitel sind wahre Muster von Objectivität und Unparteilichkeit, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, daß sich z. B. zwei Zeitungen von ganz entgegengesetzter wirthschaftlicher Richtung — die „Magdeburger Zeitung" und die „Post" — auf Roscher als ihren Gewährsmann in zollpolitischen Fragen beriefen. Wer von seiner eigenen Vernunft nur mäßig und eben darum von der Vernunft anderer Menschen und Zeiten billig denke, der werde — sagt Roscher — nicht glauben, daß ein System, wie das des Gewerbeschutzes, welches in gewissen Lebensaltern fast aller nachmals hochentwickelten Völker geherrscht hat, lediglich aus Irrthum oder gar Betrug hervorgegangen sei. (S. 623.) Man dürfe nicht verkennen, daß dieses System zu gewissen Epochen einem großen Bedürfnisse gedient habe. Der Irrthum habe nur darin bestanden, daß man theils durch unpassende Generalisirung seitens der Doctrinäre, theils durch Habsucht der Privilegirten und Trägheit der Staatsmänner das Bedingte und Vorübergehende für etwas Absolutes ansah.

Roscher sieht in der Erhebung von Einfuhrzöllen nur eine Erziehungsmaßregel, welche die spätere Selbstständigkeit des Zöglings im Auge hat. Absoluter Zollschutz ist nach ihm eine ebenso sinnlose Forderung wie absoluter Freihandel. Jedes der beiden Systeme entspricht vielmehr besonderen wirthschaftlichen Verhältnissen, und die Frage, welches von beiden in einem gegebenen Augenblick zulässig und anwendbar ist, läßt sich nicht nach allgemeinen politischen Grundsätzen, sondern lediglich nach dem vorliegenden Bedürfniß entscheiden. Die Nichtbeachtung dieser Sachlage führt zu endlosen und unerquicklichen Streitigkeiten. Daß das Schutzsystem dem Volksvermögen Opfer auferlegt, soll keineswegs geleugnet werden; aber diese Opfer bestehen nicht in baarem Gelde, sondern in Producten, von denen bei gleicher Anstrengung der Productivkräfte weniger hervorgebracht und genossen werden, als unter der Herrschaft des freien Handels.

Es ist aber damit ein Mittel an die Hand gegeben, neue Productivkräfte zu bilden und schlummernde zu wecken, die auf die Dauer viel mehr werth sein können, als jene Opfer betragen haben.

Der berühmte Nationalökonom List hat dies seiner Zeit durch folgendes Beispiel zu erläutern gesucht: Er stellt zwei Gutsbesitzer nebeneinander, von denen jeder fünf Söhne hat und jährlich 1000 Thlr. sparen kann. Der eine erzieht seine Söhne zu Bauern, legt aber seine Ersparnisse auf Zinsen, der andre läßt zwei Söhne zu tüchtigen Landwirthen ausbilden, die anderen zu verständnißvollen Handwerkern, freilich mit Kosten, die ihm keine sonstige Kapitalbildung ermöglichen. Welcher von beiden hat nun für das Ansehen, den Reichthum und das Wohl seiner Nachkommen besser gesorgt, der Anhänger der Theorie der Tauschwerthe oder der der productiven Kräfte? Unzweifelhaft wohl der letztere.

Wenn also das Schutzsystem die Gründung eines nationalen Gewerbfleißes wesentlich befördern könnte oder wohl gar erst möglich machte, so wäre das anfänglich damit verbundene Opfer wie das Opfer des Korns bei der Aussaat zu betrachten, das sich freilich auch nur unter drei Voraussetzungen rechtfertigt. Das Saatkorn muß keimfähig, der Boden fruchtbar und gehörig bestellt, die Jahreszeit günstig sein.

Um nicht den Glauben aufkommen zu lassen, daß Schutzzölle Wunder thun könnten, erinnert Roscher mehrfach an die Thatsache, daß Einfuhrhindernisse niemals eine wirkliche Vermehrung, sondern nur eine Umlenkung der nationalen Arbeits- und Kapitalkräfte zu bewirken vermögen. Eine Vermehrung wäre höchstens nur in dem einen Fall nachzuweisen, in welchem es gelingt, die fremden Producenten zur Uebersiedelung ihrer Productivkräfte diesseit unserer Grenze zu veranlassen. Eben darum ist es auch ganz verkehrt, wenn so oft „im Namen der Gerechtigkeit" eine gleichmäßige Ausdehnung des Schutzes auf alle Zweige der Volkswirthschaft gefordert wird. Diese Forderung ist thöricht und unerfüllbar. Denn im Zollschutz haben wir nicht etwa ein Rechtsschutz Aehnliches zu erblicken, sondern eine Gunst, die Niemand gewährt werden kann, ohne einen Anderen zu benachtheiligen. (S. 618.)

Bei vorurtheilsloser Erwägung der thatsächlichen Verhältnisse (ich gebe hier Roschers persönliche Ansicht wieder) könne sich jedoch wohl Niemand der Erkenntniß verschließen, daß die Begründung (!) und erste Entwickelung (!) des Gewerbfleißes in einem Lande durch die ungehinderte Concurrenz des Auslandes sehr erschwert werden müsse. Unter solchen Umständen sei es möglich, daß ein ganzes Volk einem gewerblich fortgeschrittenern gegenüber fort und fort die Stelle des platten Landes einnehme, diesem letzteren die Stelle des Stadt- und Gewerbslebens fast ganz allein überlassend. Hiervor könne ein weise geleitetes

Schutzsystem entschieden bewahren und die zeitweiligen Opfer, welche dasselbe mit sich bringe, fänden ihre Belohnung in einer Hebung und Erstarkung der Production.

Wenn der Schutz allerdings so weit gehen soll, daß Ausfuhrprämien gezahlt werden und insofern eine förmliche Bevorzugung der Exporteure stattfindet, so geschehe des Guten allerdings zuviel, und Roscher hebt mit Recht hervor, daß durch Einrichtung solcher Prämienzahlungen alle Steuerpflichtigen gezwungen werden, einer Klasse von Gewerbtreibenden ein Geschenk zu machen.

Zum Schluß seiner eingehenden Untersuchung bespricht der Autor auch die politische Seite der Zollfrage. Er macht die Bemerkung, daß das Schutzsystem, indem es Kapital aus der Rohproduction in den Gewerbfleiß drängt, einen mächtigen Einfluß auf das Verhältniß der einzelnen Stände zu einander ausübe. „Jenes ungeheure Uebergewicht" — sagt er — „das in jedem Mittelalter der Adel, die Landwirthschaft, überhaupt das platte Land, die aristokratischen und conservativen Elemente des Volks besitzen, wird zu Gunsten des Bürgerthums, der Industrie, überhaupt der Städte, der demokratischen und progressiven Elemente vermindert... Die Abschließung nach Außen, die Solidarität im Innern, die ein solches System mit sich bringt, der fühlbare Einfluß, den die Staatsgewalt auf eine Menge der wichtigsten Privatinteressen ausübt, müssen das Staatsbewußtsein, die Centralisirung des Volkslebens, freilich auch den Absolutismus mächtig fördern." Eine Nutzanwendung dieser Worte auf die heutigen Zeitverhältnisse liegt nahe.

Der Kernpunkt von Roschers sämmtlichen Ausführungen ist und bleibt aber der, daß die Schutzzölle nur Mittel zum Zwecke seien, und daß als letzteres die internationale Handelsfreiheit angesehen werden müsse. Es versteht sich darum von selbst, daß nur solche Gewerbe unterstützt werden sollten, welche durch die natürliche Anlage des Landes und Volkes gegründete Aussicht haben, der Gunst bald entbehren zu können. So sollten, meint er, Halbfabrikat von ausländischen Rohstoffen erst dann beschützt werden, wenn das Ganzfabrikat dem Schutz völlig entwachsen ist, was sich durch beständige Ausfuhr anzeige. Halbfabrikate von ausgezeichneter Güte sollten ja nicht fern gehalten werden, weil sie durch Förderung der Waaren erster Qualität auf das ganze Gewerbe erzieherisch einwirken. Schutzzölle auf Maschinen und geistige Bildungselemente hält Roscher für bedenklich.

Der allerbeste Schutz nationaler Arbeit wird aber — das ist unsere Ansicht — niemals in den Zöllen, sondern darin bestehen, daß sich der Deutsche einen nationalen Geschmack aneignet und eine Ehre darin sucht, die Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes zu consumiren. Dieser wirthschaftliche Patriotismus, den Franzosen und Engländer schon seit Jahrhunderten besitzen, ist bei uns erst im Entstehen. Wenn er erstarkt und entwickelt sein wird, dürften Zollbeschränkungen und Einfuhrhindernisse auch bei uns keine so große Rolle mehr spielen, als eben in diesem Augenblicke.

Otto Zacharias.

Literatur und Kunst.

Sylvesterabschied vom Weihnachtsbaum.

Noch einmal flammt am duft'gen Weihnachtsbaume
Das heil'ge Licht, das fröhlich uns gestrahlt.
Noch wiegt die Kindheit sich in ihrem Traume,
Der Zauberbilder in ihr Spielen malt
Und in der Freude buntem Sprudelschaume
Mit den Minuten lauten Jubels prahlt.
Wir Alten schaun hinaus aus all der Helle
Und sehn uns vor des Neujahrs dunkler Schwelle.

Was uns die Zukunft birgt, wer kann es sagen?
Ruht doch die Gegenwart in Nebelgrau.
Wer ist so kühn, daß er in diesen Tagen
Auf eines Sehers Adlerblick vertrau'?
Wer möchte da nicht wanken, da nicht zagen,
Wo in der Väter altem Quaderbau
So mancher Pfeiler bröckelt? Stürzt nicht ein,
Was fest gefügt erschien in hartem Stein?

Im Dunkeln schleichend, schüttelt wild im Krampfe
Die Habgier ihre Faust. Es zischt der Neid
Und harrt des Tags, da er im Pulverdampfe
Der Blutschuld ihren Purpurmantel weiht.
Von Neuem ruft's zu gift'gem Glaubenskampfe.
Verhöhnt, geschmäht wird edle Duldsamkeit.
Im Rasseln der Maschinen und in Mitten
Des Tags wird um des Daseins Frucht gestritten.

In Schwertern starrt die Welt. Von kaltem Eisen
Umhüllt, glüht überall die Leidenschaft.
Mißtrauen zieht in immer engern Kreisen
Das Netz, das seine Beute heimlich rafft.
Wer kann der Zukunft ihre Bahnen weisen?
Wer zügelt der Zerstörung wilde Kraft?
Wann endlich wird des Hauses stiller Frieden
Nach allen Nöthen wieder uns beschieden?

Noch einmal schaut empor zu jenen Kerzen
Des Tannenbaums aus lichter Weihnachtszeit!
Die Zukunft liegt in Eurer Kinder Herzen!
Des Kindes Sinn sei Eures Sinns Geleit!
Lehrt sie des Lebens Ernst in heitern Scherzen
Und Herzensgüte ohne Bitterkeit.
Schaut Eure Kinder und vergeßt es nicht:
Der Kindheit Rechte sind der Eltern Pflicht.

Warm bleibet Euer Herz, ob's noch so kalt,
Wollt Ihr's im Strom der Kindesliebe baden
Gleich jenem Heiland, der in Knechtsgestalt
Sein Wort gesandt den fernsten Erdgestaden,
Der das gelehrt, was ewig wiederhallt:
Der Liebe Opferthat von Gottes Gnaden.
Der Menschheit Heil — sucht's in des Kindes Blicken!
Und höret das Gebot: Ihr sollt das Kind beglücken!

Franz von Holtzendorff.

Der Bildhauer Eduard Mayer.

Erinnerungen aus der deutsch-römischen Künstlerwelt.

Von Ferdinand Gregorovius.

Die Kolonie der deutschen Künstler in Rom hat vor kurzem eines ihrer geachtetsten Mitglieder, den Bildhauer Eduard Mayer, durch den Tod verloren. Die Schaar solcher Veteranen unter ihnen, die sich noch aus den Zeiten der Papstherrschaft in die neue Aera hinübergerettet haben, ist schon sehr zusammengeschwunden. Seit dem Tode Emil Wolffs sind die ältesten deutschen Künstler in Rom heute Riedel und Achtermann. Beide haben noch die Sonne des napoleonischen Brumaire und das alte heilige römische Reich gesehen. Der geistvolle Riedel gehört schon seit 1828 der ewigen Stadt an, wo er Mitglied der Akademie von St. Luca ist. Er hat die Metamorphosen Roms unter fünf Päpsten erlebt. Da er ein rüstiger Greis von tizianischer Lebensfrische ist, so wird er hoffentlich noch einen sechsten Nachfolger Petri aus dem Conclave hervorkommen sehen.

Auch Eduard Mayer zählte schon zu den Aelteren. Er war 1812 auf der Asbacher Hütte, einer der drei Stumm'schen Hütten im Hundsrück, geboren. Als Knabe lernte er die Elemente der Bildhauerkunst bei Meistern in Mainz und Darmstadt. Im Jahre 1833 wurde er Schüler Rietschels in Dresden und bald darauf Rauchs in Berlin. Dann ging er 1810 nach Paris, um unter David d'Angers sich zu vervollkommnen. Eins seiner ersten Werke, ein Sandalen lösender Knabe, wurde dort mit einem Preise gekrönt. Im Jahre 1841 hat sich Mayer nach Rom begeben.

Rom war in jener Zeit noch die internationale Hochschule der Kunst, deren Jünger auf ihren Lehr- und Wanderjahren aus allen Ländern dort zusammen kamen. Viele haben dann, von den Musen und Sirenen Roms bestrickt, die ewige Stadt nicht mehr verlassen. Sie verrömerten hier.

Wenn ein Deutscher vom Geschick in ein fremdes Land verschlagen wird, wo sollte er sich heimischer fühlen als in Rom? Nirgend wo anders konnten Künstler, noch vor 40 Jahren, in so weihevoller Stille ihren Idealen sich hingeben. Rings um die altersgraue majestätische Tiberstadt lag das schöne Land wie im Todesschlaf, aus dem es nur bisweilen durch die Mazzinisten aufgerüttelt wurde, so daß man die Ketten der unglücklichen Italia klirren hörte. Gregor XVI. hatte die Aufstände in der Romagna mit östreichischer Waffengewalt niedergedrückt, und seither senkte sich wieder Grabesstille auf den Kirchenstaat und Rom.

Heute kann jeder Reisende, so unwürdig er auch sei, in das Götterantlitz Roms zu blicken, die ewige Stadt in einer Vergnügungstour erreichen. Aber vor 40 Jahren führten Eisenbahnen, deren Erfindung jener beschränkte Papst als Werk des Teufels verdammt hatte, nicht nach Rom. Die Stadt lag damals weit vom Auslande entfernt und wie in einen Nimbus heiliger Unnahbarkeit eingehüllt. Rom zu sehen, gar daselbst zu leben, galt noch für einen Künstler als ein unermeßliches Glück, welches seinem ganzen Dasein eine eleusinische Weihe gab. Unter den zu jener Zeit noch in malerischer Naturwildniß versunkenen Ruinen des Alterthums — heute stehen sie wie nackte archäologische Skelette eines Naturalienkabinets da —, unter den Monumenten des Mittelalters und der Renaissance, mitten in einem schönen Volk von eigenartigen alterthümlichen Formen und Gebräuchen, konnte der Fremde noch ungestört in denselben enthusiastischen Gefühlen schwelgen, wie Wilhelm von Humboldt am Anfange unseres Jahrhunderts. Er aß begierig vom Lotos Roms; er verlor alsbald den Zusammenhang mit der Außenwelt, ja selbst das Interesse an den fernen vaterländischen Ereignissen; und diese waren unerquicklich genug. Er lebte unbekümmert um die bürgerliche Herabwürdigung der Römer, von deren Leiden er kaum eine Ahnung hatte, in egoistischer Losgebundenheit, wie auf einer Oase oder Insel der Seligen. Die Entbehrung alles staatlichen Lebens und der modernen Civilisation fühlte er nicht; denn die moralische Unendlichkeit und die kosmopolitische Natur Roms wiegten ihn in eine Art von zeitlosem Nirwana, in einen weltrepublikanischen Quietismus ein.

Man hat heute keine Vorstellung mehr von jenem narkotischen, einschläfernden, beseligenden Odemzug der ewigen Roma, wenn man seine Macht nicht selbst erfahren hat. Dieser Zauber begann seit dem Jahre 1869 zu schwinden, und schon heute ist er völlig zerstört. Das moderne Rom liegt in einer neuen geschichtlichen Zone; dem älteren Künstlergeschlechte erscheint es entgöttert und ernüchtert; es gewöhnt sich nur schwer an die breite, lärmende Prosa des Werkeltags auf den umgewühlten Plätzen und Straßen. Die erinnerungsvollen, historischen Wildnisse der Stadt verschwinden unter dem Bau neuer Quartiere. Rom gleicht heute einem alten Prachtteppich, welcher ausgeklopft wird und darüber in Fetzen zerfällt. Indeß wird auch den fremden Künstlern dort vielleicht ein neues Leben erblühen, und sicherlich werden sie fortan von ihrem Vaterlande minder weit getrennt sein. Nur wahrhaft schöpferische und deshalb kosmopolitische Geister, wie Thorwaldsen, haben in Rom die Gefahr der Entfremdung von dem Lebensblut ihres eigenen Vaterlandes zu überwinden vermocht.

Die letzte große Kunstepoche Roms ist an Thorwaldsen und Canova geknüpft gewesen. Sie war im Jahre 1840 schon abgelaufen, aber noch strahlte sie einen hellen Nachschimmer über die Künstlerwelt aus. Canova war 1822 gestorben, Thorwaldsen 1838 nach Kopenhagen zurückgekehrt, wo er sechs Jahre später starb. Die unsterbliche That dieser Meister war die Renaissance des antiken Ideals, und unter ihrem Einfluß stand fortan die Schule der Epigonen. In den vierziger Jahren standen manche ihrer Schüler in Rom in der Blüthe ihrer Thätigkeit. Unter den Einheimischen ragte Tenerani hervor, der talentvollste italienische Gehülfe Thorwaldsens. In den Jahren 1841 und 1842 machte er sich berühmt durch die Monumente Ferdinands II. für Messina und Bolivars für Columbia, und durch die schöne Kreuzabnahme in der Kapelle Tortonia. Er starb 1869. Neben ihm strebten Jacometti und Tadolini auf. Unter den Fremden genossen John Gibson und Crawford hohes Ansehen. Gibson war schon 1817 nach Rom gekommen und Schüler Canovas. Er hat dort ein halbes Jahrhundert gelebt und zahllose Werke geschaffen. Er starb am 27. Januar 1866. An der Pyramide des Cajus Cestius haben wir den gefeierten Meister bestattet. Es war ein stattliches Leichenbegängniß. Französische Soldaten von der Occupationsarmee schossen sogar eine Ehrensalve in die Gruft des Künstlers hinein, welcher wohl niemals in seinem Leben auch nur ein Pistol abzufeuern verstanden hatte. Im Gegensatz zu Tenerani, der die antike Richtung mit der christlichen vertauscht hatte, lebte Gibson ganz im klassischen Heidenthum. Sein Narciß, seine Amazone, seine bemalte Venusfigur gaben ihm europäischen Ruf. Aus seinem Atelier gingen auch die Monumentalstatuen des Sir Robert Peel und des George Stephenson hervor.

Der kleine sympathische Mann von wohlproportionirter Gestalt und rundlichen, statuenhaften Formen, war ein Original. Seine lange Verrömerung hatte ihm nichts von seiner einfältigen Walliser Natur geraubt. Eine immer gleichmäßige Seelenruhe, die keine Leidenschaft trüben konnte, lag auf seinem Angesicht verbreitet. Er sprach selten und dann glaubte man, eine Statue reden zu hören. Das Italienische hatte er aber noch besser gelernt, als Thorwaldsen, von dem man sagte, daß er in Rom das Dänische verlernt und das Italienische nicht gelernt hatte. Gibson war reich geworden, er hätte in Rom fürstlich leben können, wie Bernini, aber er lebte nur für sein Atelier, einsam und bedürfnißlos. Er verkehrte gern mit Deutschen. Mit astronomischer Regelmäßigkeit stellte er sich in jeder Morgenfrühe im Café Greco ein, wo die Künstler, Deutsche und noch einige andere, sich zu dem bescheidenen Frühstück, einem Glase Milchkaffee, ombra genannt, zusammenfanden. Bisweilen gesellte sich zu ihnen auch der kunstsinnige Herzog von Sermoneta, der geniale Mann Roms. Sie saßen dort als Stammgäste, jeder auf seinem hergebrachten Platz, Jahr aus Jahr ein, in dem kleinen, bedeckten Hofraum aufgereiht. Hier wurde die chronique scandaleuse der römischen Gesellschaft und Künstlerwelt durchgenommen und bisweilen verdiente jenes kunsthistorisch gewordene, jetzt leider veränderte Lokal den Namen des „Lügenstübchen", wie das berühmte Kanzleizimmer in der Frührenaissance, aus welchem die „Facetien" des Poggio hervorgegangen waren.

Ein Schüler Thorwaldsens war Gibsons Zeitgenosse, der Amerikaner Thomas Crawford, welcher zweiundzwanzig Jahre lang bis an seinen frühen Tod im Jahre 1857 in Rom gelebt hat. Hier schuf er das Washingtondenkmal für Richmond, und die Kolossalfigur der gerüsteten Freiheit für das Capitol in Washington.

Die deutschen Künstler in Rom waren immer zahlreicher, als ihre Genossen aus anderen Nationen, selbst als die Franzosen, obwohl diese in ihrer Akademie in der Villa Medici einen glänzenden nationalen Mittelpunkt besitzen. Unsere Landsleute hatten und haben solchen nicht. Wenige Stipendiaten abgerechnet, waren sie losgebundene Kunstpilger, die in Rom ihre Schule und dann ihr Glück suchten, das sie nicht immer gefunden haben. Ihr einziger, meist durch Uneinigkeit leicht verschiebbarer Mittelpunkt war der deutsche Künstlerverein, erst im

Palazzo Simonetti, dann im Palast Poli. Von Alters her haben die Deutschen in Rom Größeres in der Malerei geleistet, als in der Plastik. Da Schadow und Rauch, die sich wenige Jahre in der römischen Schule gebildet hatten, nicht zu den Deutsch-Römern zu rechnen sind, so darf man behaupten, daß aus diesen kein Bildhauer hervorgegangen ist, der die künstlerische Bedeutung eines Carstens, Koch, Reinhardt, Overbeck erreicht hat, von Cornelius nicht zu reden. Dieser große Meister hat mit der Vollkraft seines Schaffens Deutschland angehört, aber der Quell seiner Begeisterung floß auf römischem Boden, und immer hat er sich dorthin zurückgesehnt. Er hatte schon von 1811 bis 1819 in Rom gelebt; dann kehrte er erst 1853 hieher zurück und verbrachte noch glückliche Jahre im Palaste Poli bis 1861, wo er nach Berlin übersiedelte. Dagegen war Overbeck, sein ehemaliger Gefährte auf jenen kühnen Wegen in Rom, die zur nationalen Renaissance der deutschen Malerkunst geführt haben, dauernd in der ewigen Stadt geblieben.

Doch ich habe mich hier auf die deutschen Bildhauer zu beschränken. Unter ihnen war der angesehenste Martin Wagner, und zugleich der einzige, welcher das unschätzbare Glück genoß, durch große der Kunstwelt geleistete Dienste und monumentale Aufgaben mit seinem Vaterlande in lebendiger Verbindung zu bleiben. Sein Name ist mit den unsterblichen Schöpfungen des letzten königlichen Kunstmäceas, Ludwigs von Bayern, dauernd verbunden. Den Besitz der Aegineten, des barberinischen Faun, der Vasensammlung in München verdankt Deutschland der unermüdlichen Thätigkeit Wagners als Procurator jenes hochsinnigen Fürsten. Seit 1804 lebte er in Rom, und hier war er nach dem Tode Kochs der Nestor der Deutschen. Doch ich vergesse den Maler von Rhoden, einen lebensfrohen Urmenschen, der noch im 18. Jahrhundert mit dem Zopf und der Perücke der Rococozeit in die ewige Stadt eingezogen war. Er hat mir noch von den Stiergefechten im Mausoleum des Augustus erzählt. Als ein Heldengreis von einigen 90 Jahren ist er in Rom gestorben. Nächst diesen beiden Künstlern war Johannes Riepenhausen der älteste; der humane, fein gebildete Mann hat von 1807 bis 1860 in Rom gelebt. Wir haben sein 50jähriges Jubiläum festlich gefeiert.

Wagner hatte den schönsten römischen Künstlersitz, der irgend denkbar ist, nämlich in der Villa Malta. Dort lebte er, zuletzt als ein grämlicher Eremit, in einer mehr als stoischen Weise fort. Für seine Vaterstadt Würzburg hat er sein Vermögen gesammelt und aufgespart. Die Villa Malta, das herrliche Besitzthum des Königs Ludwig, war damals noch ein idyllisches Landhaus an der Porta Pinciana, mit einem Weingarten, worin die von jenem Könige gepflanzten Palmen prächtig aufgewachsen waren. Nach dem Tode Wagners im Jahre 1858 ging die dortige Conservatorstelle an den bayerischen Bildhauer Schöpf über. Dann aber verkauften die Erben des Königs die schöne Villa und Schöpf mußte sie verlassen. Ich war Zeuge der Verzweiflung des aus seinem Paradiese vertriebenen Künstlers. Am Gram ist der würdige Mann bald darauf gestorben. Er war ein Schüler Thorwaldsens; die von diesem modellirte Statue Coaradins hat er in Marmor ausgeführt und zu S. Maria del Carmine in Neapel aufgestellt. Die Villa Malta kaufte alsbald der russische Graf Bobrinski, der sie zu einem modernen Luxusbau umgestaltet hat. Ihr alterthümlicher Charakter ist untergegangen und so ein Denkmal zerstört worden, welches mit der Geschichte des Wiederaufschwunges der deutschen Kunst in der Aera des Königs Ludwig einen viel innigeren Zusammenhang hatte als die benachbarte Casa Bartholdi.

Niemand hat begreifen können, was die deutschen Regierungen gehindert hat, diese Villa für wenige Summen zu erwerben. Wenn das geschehen wäre, so würde dieselbe neben dem Palast Caffarelli und dem archäologischen Institut auf dem Capitol heute ein unschätzbares deutsches Nationaleigenthum bilden. Auf der entzückenden Stelle, welche sie zwischen der Villa Ludovisi und der Villa Medici einnimmt, hätte sie sich zum Lokal für eine deutsche Akademie vorzüglich geeignet. Die Spanier haben in Rom seit zwei Jahren auf der wundervollen Höhe S. Pietro in Montorio ihre Nationalakademie gebaut; die Kirche dort und der Grund und Boden ist spanisches Eigenthum, wie die Villa Medici in der Nähe der Trinità auf dem Pincio französisches Eigenthum ist. Zu gleichem Zwecke hätte uns Deutschen nur die Villa Malta dienen können. Man spricht noch davon, ein Lokal für eine deutsche Akademie in Rom zu erwerben, doch das ist schwieriger, als sich sagen läßt. Wird eine deutsche Kunstakademie in Rom heute überhaupt noch leisten können, was sie in vergangenen Zeiten unfehlbar geleistet hätte? Es ist zweifelhaft. Sie wird vielleicht nur ein Luxus der nationalen Repräsentation sein. Aber Luxus und Verschwendung sind göttliche Eigenschaften, wenn sie für ideale Zwecke verwendet werden. Wir Deutschen haben uns noch aus der beschränkten Oekonomie der Kleinstaaterei zu befreien, und von den Franzosen zu lernen, daß die Kunst ein wesentlicher und reeller Theil des Nationalreichthums selber ist.

Neben Wagner war der Berliner Emil Wolff sehr geachtet, sowohl wegen seines anmuthigen Talentes, als wegen seiner gebildeten Persönlichkeit. Er war 1822 nach Rom gekommen. In den vierziger Jahren stand er auf dem Gipfel seiner Thätigkeit; sein Atelier, gegenüber dem Palast Barberini — wenn ich nicht irre, hatte es einst Thorwaldsen angehört — zählte zu den besuchtesten in Rom. Werke, die ein Hauch griechischer Grazie beseelt, ein Prometheus, eine Amazonengruppe, eine Nike und schöne genreartige Figuren waren daraus hervorgegangen. Zu den älteren Künstlern gehörten auch Troschel, ein Berliner, Mathiä, ein Schüler Thorwaldsens, und Karl Steinhäuser aus Bremen, welcher 28 Jahre lang in Rom einheimisch war, bis er 1863 nach Karlsruhe berufen wurde. Für das Treppenhaus des Museums in Weimar arbeitete er die sitzende Goethefigur, für Bremen die Bildsäule des Astronomen Olbers.

Imhof und Schlöth vertraten als Bildhauer, Corrodi, Müller, Frey, Bühlmann und andere als Maler aufs würdigste das Schweizerland. Dann kamen jüngere deutsche Talente nach Rom, wo sie sich bald meisterlich heranbildeten, wie Voß, Wittich, Kopf, Gerhard und Schubert, Piel, und noch später Schulz und Eduard Müller. In unserem Zeitalter der mechanischen Abrichtung, der chinesischen Staatsexamina, der Akademien und Kasernen, der Telegraphen und Eisenbahnen und aller andern staunenswürdigen Mittel der Bildung, welche den menschlichen Geist zu einem fabrikmäßigen Schul- und Staatsprodukt zu machen drohen, hat Joseph Kopf, wie vor ihm Achtermann, noch ein letztes Beispiel naturwüchsiger Entwicklung des Künstlertalents gegeben, wie es der Romantik vergangener Zeiten und den Dichtungen Tiecks und Brentanos angehört. Er ist von seinem schwäbischen Vaterlande mit dem Ranzen und Wanderstabe von Stadt zu Stadt, von Kloster zu Kloster bis nach der ewigen Roma gezogen, und zwar im Jahre 1852! Auf sein lebendiges Talent wurde zuerst der württembergische Consul Kolb aufmerksam. Schnell faßte der junge Künstler Grund in Rom. Heute ist er einer der beschäftigsten und rastlosesten Meister, und seine zahlreichen Werke, darunter vorzügliche Porträts, sind in der Welt zerstreut. Zu Baden-Baden stellte er die schöne monumentale Kolossalbüste des Kaisers Wilhelm auf, und die dortige Stadtgemeinde belohnte sein Geschenk durch ein Atelier, welches sie für ihn gebaut hat. Dort, in Baden, ist der glückliche Künstler in den Sommermonaten beschäftigt.

Ich blicke schon deshalb mit Freude auf seine ungewöhnliche Laufbahn zurück, weil ich in demselben Monat October 1852, also gleichzeitig mit ihm, nach Rom gekommen war. Ich lernte damals auch Eduard Mayer kennen, der nach schon zwölfjährigem Aufenthalt ein eingerömerter und fertiger Meister war. Mayer führte mich in die Geheimnisse der plastischen Kunst ein. Ich war von Königsberg gekommen, wo ich wohl mit Malern verkehrt hatte, wie mit dem Akademiedirektor Rosenfelder, mit Behrendsen und Gräf, und wo mir mein theurer Freund, der frühverstorbene Historienmaler Ludwig Bornträger, ein lebhaftes Interesse für seine Kunst eingeflößt hatte; aber nie war ich im Vaterlande mit einem Bildhauer in Verkehr gewesen. Mit Leidenschaft habe ich damals in Rom den Arbeiten Mayers

zugesehen und die Stadien verfolgt, die das Werk des Bildhauers vom Thon zum Gips und endlich zum Marmor zurücklegt, in welchem die Idee den verklärten Körper gewinnt. Der Thon ist das Leben, der Gips der Tod, der Marmor die Auferstehung; so hatte Thorwaldsen diese Metamorphosen des plastischen Kunstwerks schön bezeichnet. Wie schwer ist es doch in jeder Kunstübung des Menschenlebens, bis zum Marmor zu gelangen!

Mayer hat mich noch in ein anderes wundervolles, ewig jugendschönes Reich eingeführt, und das war die Campagna Roms. Wir durchwanderten diese klassischen Wildnisse an jedem Sonn- und Feiertage, und setzten das Jahre lang mit Enthusiasmus fort. Unsere Gefährten waren in der Regel einige Schweizer, der Bildhauer Schlöth, der sich später durch seine Winkelriedgruppe zu Stanz in seinem Vaterlande berühmt machte, und dann in der Concurrenz für das Monument Tegetthoffs in Wien den großen Preis gewann, und die Landschaftsmaler Bühlmann, Frey und Müller. Frey hatte an der ägyptischen Expedition unter Lepsius theilgenommen und von jenem Wunderlande am Nil einen reichen Schatz von Studien mit sich gebracht. Schlöth und Bühlmann sind, schon vor Jahren, als echte Schweizer in ihre heimatlichen Berge zurückgekehrt. Nur Müller, ein Aquarellist ersten Ranges, wie Corrodi, lebt noch neben diesem hochbetagt in Rom, während der treffliche Frey unter den Cypressen an der Pyramide des Cajus Cestius ruht. Wir durchstreiften als unermüdliche Fußgänger die Campagna nach allen Richtungen; wir legten oft Märsche von 15 Millien und mehr zurück. Und noch jetzt denke ich mit Entzücken an jene Wanderungen durch die römischen Gefilde, an jene idyllischen Rastplätze in den einsamen Osterien unter hohen Pinienwipfeln am Rand der Wildbäche, die ihren melancholischen Lauf zum Tiber oder Anio nehmen.

So wurde ich mit der Campagna gründlich vertraut, und das kam mir sehr zu statten, als ich im Jahr 1856 die Geschichte der Stadt im Mittelalter zu schreiben begann. Vier Jahre später wurde Mayer, der sich ein schönes Familienglück gegründet hatte, mein Hausherr. Ich miethete von ihm einen Theil seines Quartiers in der Via Gregoriana, im Hause der Rosminianer, welches jenem gegenüberliegt, worin einst Wilhelm v. Humboldt seine Wohnung genommen, nachdem er die Villa Malta verlassen hatte. Vierzehn Jahre lang war ich Hausgenosse des mir befreundeten Künstlers, und bei ihm habe ich auch das Werk vollendet, welches mein langes Leben in Rom ausgefüllt hat.

In dieser Zeit sah ich manche schöne Arbeit Mayers entstehen. Sein Gebiet war die Antike als ideales Genre. Die Hauptrichtungen der modernen Kunst sind dem Proceß unserer Cultur gemäß das klassische Heidenthum und das Christenthum, die Welt des Homer und die der Bibel. Zu ihnen gesellt sich das Genre, das Porträt und die geschichtliche Monumentaldarstellung überhaupt. In Rom stehen die Künstler unter dem Einflusse entweder der Antike, oder des Christenthums. Große Bildner, wie Canova und Thorwaldsen, haben sich auf allen Gebieten der Plastik bewegt, und auch Cornelius hat die Ideale des Homer wie die der Bibel mit gleicher Energie erfaßt. Von ihren Epigonen in Rom haben nicht wenige dasselbe zu thun versucht, andere aber sich auf eine einzige Richtung weise beschränkt. So hat Achtermann sein Talent durchaus der christlichen Plastik geweiht und darin ausgezeichnete Werke geschaffen, wie die Pietà und die Kreuzabnahme, welche Zierden des Doms in Münster sind.

Eduard Mayer kannte genau die Grenzen und die Tragweite seiner Phantasie, die das Erhabene, das Tragische und Dramatische aus dem Bereiche seiner Production ausschloß. Er bewegte sich mit Freiheit in der mittleren Sphäre des antikisirenden Genres und der in anmuthige Erscheinung tretenden Formenwelt der Griechen überhaupt. Seine Arbeiten blenden nicht durch malerische Effecte, noch durch geistreiche Künstelei und Improvisation. Sie sind aus dem besonnensten Verständniß der Klassicität hervorgegangen, von keuscher Anschauung der Form, die das innere Leben oft bis zur Herbigkeit zurückhält. Er war einer der sorgfältigsten Stilisten vom reinsten Geschmack; seine meisterhafte Sicherheit im Modelliren wurde in Rom anerkannt. Er arbeitete langsam und konnte nie sich selbst genügen. Auf dem Grabsteine des Bildhauers Flaminio Vacca im Pantheon steht geschrieben: qui in operibus quae fecit, nusquam sibi satis fecit. Das Epigramm paßt auch für Eduard Mayer. Er glänzt freilich nicht durch die Anzahl seiner Werke, aber er hat einige geschaffen, die ihm den Ruf stilistischer Meisterschaft sichern.

Sein bestes Werk, schon aus seiner späteren Zeit, ist der Argus belauernde Merkur in der Nationalgalerie zu Berlin. Es ist als eine Schöpfung von wahrhaft edler und reiner Formenschönheit anerkannt. Im Schloß Rosenstein bei Stuttgart steht seine erste Venusfigur. Er arbeitete sie dann noch einmal in veränderter Bewegung: aus dem Bade gestiegen, ordnet die Göttin ihre Haarflechten; eine der besten Gestalten, welche dem Künstler gelungen sind. Sie kam nach Petersburg in den Besitz der Großfürstin Helene. Eine Wiederholung davon besitzt der Kaiser Wilhelm. Andere namhafte Werke Mayers sind der jugendliche Bacchus mit erhobener Schale im Besitze des berühmten Ingenieurs Siemens in Berlin, und Amor mit dem Helm des Mars auf dem großherzoglichen Schloß der Insel Mainau.

Für den Park von Sanssouci hat Mayer einige Ornamentfiguren in Sandstein ausgeführt. Andere Werke seiner Hand sind in die Schlösser zu Karlsruhe und Braunschweig und an mir unbekannte Besitzer ins Ausland gekommen.

Als ein gründlicher Kenner seines Ateliers habe ich es oft beklagt, daß manche seiner Skizzen nicht zur Ausführung gelangt sind. Ich besitze einige davon. Noch von seinem Sterbelager aus vermachte er mir eine anmuthvolle in Thon modellirte Gruppe, welche einen jungen Schäfer darstellt, sitzend auf einem Felsen und auf der Syrinx spielend, während seine geliebte Amaryllis ihm begeistert zuhört; ein um den Hirtenstab geschlungener Blumenkranz zu ihren Füßen deutet den Wonnemonat an, in welchem die Liebenden ihr arkadisches Glück genießen. Der letzte Entwurf, den Mayer gemacht hat, ist die sitzende Figur einer jungen Römerin, die in das Lesen einer Schrift vertieft ist; er stellte sich eine Heidin vor, welche durch ein christliches Buch zur neuen Religion bekehrt wird, eine Sophronia oder Marcella.

Manche Skizze des Künstlers ist unausgeführt zurückgeblieben; doch das ist das Loos jedes schaffenden Menschen. Skizzen, mit Staub und Spinngeweben bedeckt, füllen überall die Ateliers an; wenn sie bei dem einen Künstler die Stationen seiner Laufbahn bezeichnen, oder als Ueberschuß der Kraft in genialer Verschwendung ausgestreut sind, sind sie bei dem andern die Zeugnisse von Schöpfungsmühen, die an sich unfruchtbar geblieben, oder unter der Ungunst des Lebens nicht bis zum Marmor gelangt sind. Der Künstler wächst mit seinen Aufgaben, wenn diese verwirklicht werden. Auch das Talent Mayers würde zu einer höheren Entfaltung gekommen sein, wenn er selbst die Kunst besessen hätte, dasselbe mehr zur Geltung zu bringen. Es gibt nichts Abstractes in der Welt, und alle Wirkung in ihr ist persönlich. Das Glück selbst ist die eigene That der Persönlichkeit. Nun war Eduard Mayer ein sehr anspruchsloser und bescheidener Mann, ernst und still bis zur Abgeschlossenheit. Er jagte niemals nach dem Glück und solchen Bekanntschaften in der Welt, die jenes mit sich bringen. Er verstand meisterlich sein sauberes Handwerk, aber das was dazu gehört, das Klappern hatte er nicht gelernt. Ich erinnere mich an das scherzhafte Wort, welches ein berühmter Maler gesagt hat: „Bilder malen ist keine Kunst, aber sie verkaufen ist eine.“ Schon bei den Alten tritt Hermes neben den Musen auf; in jedem Künstleratelier ist er ein lebenspendender Gott, wenn er in seinem Gefolge hat reiche Kunstenthusiasten, Bankiers, Engländer und Amerikaner, mögen sie auch den Werth eines Kunstwerks nur noch Zoll und Quadratfuß bemessen. Es ist leicht gesagt, daß ein echtes Talent am Ende doch jedes Hinderniß durchbricht. Aber das Loos Genellis hat noch in unseren Zeiten gezeigt, was

der Welt durch die Ungunst des Publicums verloren gehen kann. Selbst ein Thorwaldsen pries als seinen Retter jenen Zufall, der ihm am Vorabend der Ausführung seines verzweifelten Entschlusses von Rom nach Kopenhagen zurückzukehren, den reichen Hope in das Atelier führte: dieser zahlungsfähige Deus ex machina bestellte bei ihm den Jason, und so konnte der große Bildhauer in Rom bleiben und weiter arbeiten.

Mit seinem bescheidenen Loose zufrieden und im Genuß eines glücklichen Familienlebens hat Eduard Mayer das biblische Normalalter von siebenzig Jahren erreicht. Er hatte sich in seinem feuchten Atelier auf dem untern Corso, nach der Tiberüberschwemmung im December 1870, eine gefährliche Krankheit zugezogen, von der er nie mehr ganz genesen konnte. In diesem Sommer suchte er Erholung auf der Villa eines seiner Brüder, in dem schön gelegenen Aibling bei Rosenheim in Oberbayern. Dort ist er am 12. October gestorben. Der Künstler hatte nicht geglaubt, fern von Rom, wo er vierzig Jahre gelebt hatte, sein Grab zu finden, vielmehr gehofft, an der Pyramide des Cajus Cestius zu ruhen; und das wünscht wohl jeder deutsche Künstler, der in der ewigen Stadt heimisch geworden ist. Der Friedhof am Scherbenberge galt seit den Zeiten Joungs, Carstens, Goethes und Shelleys für den zaubervollsten Ruheort in der Welt, und er war das bis auf unsere Gegenwart. Aber in kurzem wird auch diese schöne römische Legende zerstört sein. Ein Quartier von lärmenden Arbeiterwerkstätten beginnt auf der einst tragisch stillen Wildniß unter dem Monte Testaccio zu entstehen. Es ist dort kein Platz mehr zur Erweiterung des fast schon ganz ausgefüllten Friedhofs der Protestanten, und diese historisch gewordene klassische Ruhestätte wird vielleicht dem Schicksal der Expropriation verfallen.

Der Zufall hatte es schön gefügt, daß ich mich in München befand, als Eduard Mayer in Aibling starb; so konnte ich den alten römischen Freund auf dem idyllischen Kirchhof dieses Orts in die deutsche Erde mit einsenken. Im Namen auch seiner vielen Freunde in Rom habe ich den von ihm meisterlich verdienten Lorbeerkranz auf seinen Sarg niedergelegt. Auch diese Blätter weihe ich der Erinnerung an den trefflichen Künstler und an andere Gefährten und Freunde aus der unvergeßlichen römischen Vergangenheit.

Der Diebstahl in der Sprache.

Von Radolf Kleinpaul.

„Berg und Thal begegnen sich nicht, wohl aber die Menschenkinder, zumal gute und böse", heißt es irgendwo in einem deutschen Volksbuch; und ich war überrascht, ganz denselben Gedanken in einem Sprichwort wiederzufinden, das die Italiener häufig im Munde führen: I monti stanno fermo, ma gli uomini s'incontrano. Ich lernte daraus, daß auch die Sprichwörter und die Redensarten wandern und sich begegnen, wie die Menschenkinder; und zwar nicht, wie es ehrlichen Reisenden zukommt, mit offenem Visier, sondern in einer verkappten Form und in der Maske von Uebersetzungen. Dergleichen Schmuggeleien kam ich noch vielen auf die Spur: sie schmiedeten überall das Eisen, weil es warm war (it. battevano it ferro mentr' era caldo), sie sahen nirgends dem geschenkten Gaule ins Maul (a caval donato non guardavano in bocca), sie waren weder Fisch noch Fleisch (nè carne nè pesce), sie spielten in Italien, Deutschland und Schweden „Blindekuh" und „Böckchen, Böckchen schiele nicht" (schwed. sista parot ut). Ja, nicht blos von Land zu Land, sondern sogar von Jahrhundert zu Jahrhundert erstrecken sich diese verstohlenen Gedankenwanderungen: unsere Weisheit ist unzählige Mal der alten Römer Weisheit. Wir sagen: Viel Köpf' viel Sinn', und die Italiener: Tante teste, tanti cervelli. Das ist das lateinische Sprichwort: Quot capita, tot sententiae.

Wie man eine fremde Goldmünze umprägt und wieder ausgibt. Denn eignes Geld ist das nicht; unmöglich in den vorliegenden Beispielen die Uebereinstimmung anders als durch eine Uebersetzung zu erklären. In gewissen Fällen kann man allerdings über den Urheber in Zweifel sein, ja in noch anderen darf man keiner von beiden Parteien die Originalität absprechen, mögen sie sich auch recht analog ausdrücken. Wir bauen Luftschlösser und ebenso die Italiener „Castelli in aria". Aber die Franzosen „Chateaux d'Espagne"; in diesem „Espagne" liegt doch eine selbstständige Nüance. Bei uns kommt man, wenn man vom Hundertsten ins Tausendste überspringt, „vom türkischen Sultan zum Nachtwächter"; in Frankreich „du coq à l'âne"; da hat Niemand den Anderen copirt. Wir sagen, offenbar mit dem Gedanken an Kranke: Abwarten und Theetrinken. Die Schweden meinen: Vänt ett litet, pissa först — man erspare mir die Uebersetzung. Und um noch einmal die alten Römer zu citiren, sie sagten: „tarde sed tute", die Schildkröte zum Beispiel nehmend, d. i. langsam aber sicher. Die neuen Römer reimen: Chi va piano va sano.

Aber so oft sich in zwei Sprachen Redensarten finden, die wörtlich und buchstäblich übereinstimmen, ohne daß sich die Uebereinstimmung aus dem gesunden Menschenverstand erklärt, wird man auch den Verdacht einer bewußten oder unbewußten Uebersetzung hegen dürfen; ja, sogar unscheinbare, triviale Phrasen, die sich gleichsam von selbst verstehen, mögen wohl dem Kenner in ihrer eigenthümlichen Fassung den Einfluß eines fremden Sprachgenius verrathen. Wir fragen, um uns nach dem Befinden zu erkundigen: „Geht es Ihnen wohl?" Die Franzosen fragen: „Vous allez bien?" Und die Italiener: „Sta bene?" Ich glaube, die Anwendung der Begriffe des Gehens und Stehens auf das Befinden haben die Romanen nur von uns gelernt. Wir trinken bei Tische „auf Jemandes Gesundheit": sollte das französische „à votre santé" und das italienische „alla vostra salute" einen andern Ursprung haben, da doch unser „Bring dir's" sogar direct in diese Sprachen übergegangen ist? Einen Toast ausbringen nennt man auf italienisch: fare un brindisi (franz. porter des brindes). Auf die obige Frage nach meiner Gesundheit antworte ich vielleicht, daß sie „viel zu wünschen übrig lasse". Genau so sagt der Italiener: lascia molto a desiderare. Das kommt mir wiederum höchst deutsch, respective höchst unlateinisch vor, so unlateinisch wie das populäre andar smarrito, welches unser „verloren gehen" ist. Dergleichen Ausdrücke wurden von unseren Vorfahren aufgebracht, die als Eroberer nach Welschland kamen und kein Latein verstanden: sie übersetzten flottweg ihr Deutsch ins Klassische und die Romanen sprachen es den Herren Barbaren nach. Auf diese Weise entstanden überhaupt die romanischen Sprachen: sie wimmeln von Germanismen, nicht nur von Fremdwörtern, sondern auch von Uebersetzungen, und wer ihren Bau durchschaut, der ist versucht, sie für eine Art verwelschtes und verderbtes Deutsch zu halten. Hat man noch niemals einen deutschen Brief gelesen, der von einem Engländer, oder einen englischen Brief, der von einem Deutschen geschrieben worden ist? Der erstere strotzt von englischen, der letztere von deutschen Wendungen. Solchen Briefen sehen die romanischen Sprachen ähnlich.

Wie den Sprichwörtern und den Redensarten, so ergeht es auch den einzelnen Wörtern: sie werden bald mehr bald weniger geschickt aus der einen Sprache in die andere übersetzt, und es entstehen Begriffe, die dem Laute nach nicht fremd, die es aber dem Geiste nach sind, kleine linguistische Diebstähle und Plagiate.

Wörter fremder Zunge buchstäblich oder blank aufzunehmen und den nationalen Sprachschatz durch auswärtige Anleihen zu vermehren, ist eine bekannte Neigung aller großen Sprachen und eine letzte, natürliche Phase ihres Lebens, die man mit Unrecht ganz abschneiden und durch einen übertriebenen Purismus unterbrechen würde. So mag auch das eine natürliche Phase sein, daß sie zuletzt die fremden Begriffe nachbilden und auf eine indirecte Weise annectiren; denn was wir hier im Auge haben, sind die mittelbaren Fremdwörter, die nicht geradezu und offen, sondern heimlich herübergenommen werden, indem man die entwendete und ausländische Waare mit dem heimischen Stempel und Fabrikzeichen versieht.

Majestät ist ein Fremdwort; das althochdeutsche Maganskraft d. i. große Kraft oder, wie man auch sagte, Mahtheit d. i. Machtheit war eine Uebersetzung. Wenn wir von dem jüdischen „Passah" reden, so brauchen wir ein Fremdwort; wenn der Engländer das Fest der Verschonung mit „Passover" wiedergibt, so ist das eine glückliche Nachbildung. Unser „Samstag", das aus Sabbatstag entstand, ist ein Fremdwort; „Tag des Herrn" ist eine Uebersetzung des lateinischen Dominica, wie dies eine des griechischen *Κυριακή* (von Dominus, *Κύριος*).

An einen solchen Diebstahl wird man immer denken können, wenn sich zwei Ausdrücke in zwei verschiedenen Sprachen etymologisch vollkommen entsprechen und die Bildung derselben nicht gerade allzu nahe liegt; denn das italienische „Spazzacamino" als eine Uebersetzung des deutschen „Essenkehrer" oder das französische „cure-dent" als eine von „Zahnstocher" aufzufassen, hieße doch zu weit gehen, umsomehr als diese Composita formell ein gewisses nationales Gepräge haben. Wer möchte dagegen nicht in unserem „Seelsorger" eine Uebersetzung des lateinischen „Curatus" (it. curato, fr. curé) sehn, dem eine „Cura" d. i. eine Pfarre zur Sorge anvertraut ist? In unserem „Bankier" eine Uebersetzung des griechischen *Τραπεζίτης*, der den Namen von seinem Wechslertische (*τράπεζα*, Bank) hat? In „Kerbthier" eine Uebersetzung von „Insect"? In „Harnstrenge" eine Uebersetzung von *στραγγουρία*, obgleich diese letzten beiden Worte auch wirklich urverwandt sein könnten? Gerade dergleichen wissenschaftliche Namen sucht man gern durch eine gute Uebersetzung dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen, während bei populären Fremdwörtern häufig wieder das Nationalgefühl zu einer Verdeutschung hindrängt: so sagt man gegenwärtig in Oestreich „Fahrkarte" statt „Billet" und „Erzeuger" statt „Fabrikant", ja ich entsinne mich, dereinst im Hundsthurm einen „k. k. ausschließlich privilegirten bürgerlichen Weiß- und Sämischgerber-auch-Pianofortefabrikanten-Leder-Erzeuger" gesehn zu haben.

Eine etymologische Analogie muß natürlich vorhanden sein, um die Annahme einer Uebersetzung zu gestatten; eine grundverschiedene Auffassung des Begriffs schließt die Möglichkeit der Entlehnung von vornherein aus, selbst wenn das Resultat schließlich auf dasselbe hinauslaufen sollte. Das liegt auf der Hand; aber es ist wichtig, sich den Unterschied von Uebersetzung und Uebersetzung vollkommen klar zu machen. Man kann einen deutschen Ausdruck mit einem französischen übersetzen, ohne daß der französische Ausdruck die Uebersetzung des deutschen wäre. Ist das ein Paradoxon? Keineswegs; ich will mich gleich deutlicher erklären. In gewissem Sinne ist ja eine Sprache immer die Uebersetzung einer andern Sprache, für jedes deutsche Wort findet man ja ein französisches in einem deutsch-französischen Wörterbuch und umgekehrt. Trotzdem ist das Gros der Wörter in der französischen Sprache ganz unabhängig von dem Gros der Wörter in der deutschen Sprache. Der französische Schweizer sagt „glacier" und danach der deutsche „Gletscher", der Tiroler sagt „Ferner": Gletscher und Ferner vertreten sich untereinander, aber bleiben besondere Begriffe. Damit vergleiche man einmal das Verhältniß, das zwischen dem italienischen Ausdruck „pecorelle" und dem deutschen „Schäfchen" obwaltet: mit beiden werden weiße Wölkchen am Himmel, zugleich die kleinen weißen Schaumwellen auf dem Meer bezeichnet. Hier herrscht ganz die gleiche poetische Auffassung vor; sollte da nicht ein Volk den Anstoß gegeben haben? Das eine wird also die Uebersetzung des andern sein. Oder um ein anderes Beispiel anzuführen: Wir sprechen von einem „Erzspitzbuben", die Franzosen von einem „Coquin fieffé". Das letztere bedeutet einen Mann, der den Titel des Spitzbuben gleichsam zum Lehen (fief) hat, der ein Patent auf Spitzbüberei besitzt, dem man's schriftlich geben kann, daß er ein Spitzbube ist. Dagegen unser Erzspitzbube ist ein Hauptspitzbube, das Erz die alte Vorsilbe Archi, mit der auch die Titel Erzbischof, Erzherzog, Arzt gebildet sind. Man kann nun wohl „Erzspitzbube" mit „Coquin fieffé" übersetzen, aber beide Ausdrücke gehen sich gar nichts an. Wenn dagegen ein Reifrock, der einst in Frankreich Mode war und dort „Vertugadin" hieß, in Deutschland den Namen „Tugendwardeine" bekam, so sollte dadurch der „gardien de la vertu" verdolmetscht werden.

Das englische Rump-Parliament kann man mit Centrum (fr. le centre) wiedergeben. Rumpfparlament ist das englische Wort selbst.

Luther hat die Bibel übersetzt, aber dabei die Sprache nicht durch Uebersetzungen bereichert, da er häufig für die hebräischen und griechischen Worte nicht einmal die richtigen deutschen Worte setzt, sondern ihnen noch gewöhnlichere, bekanntere substituirt. Er gibt dem jüdischen Hohenpriester einen Leibrock (Efod), dem Jonas einen Kürbis (Ricinus), dem verlorenen Sohne Träber (Johannisbrod); er läßt den Zachäus auf einen Maulbeerbaum steigen statt auf einen Maulbeerfeigenbaum und in Aegypten Roggen wachsen statt des Spelzes, während doch Roggen im ganzen alten Testament nicht vorkommt, weil sein Vaterland zwischen den Alpen und dem Schwarzen Meere zu suchen ist. Das mögen reale Nachbildungen sein, etymologische sind es nicht, im Gegentheil gehörige Quidproquo's. Wenn dagegen der alte Hieronymus Bock im Jahre 1565 die heilkräftige Pflanze, welche nach dem weisen Centauren Chiron Centaureum genannt wird, in „Tausendgüldenkraut" umtaufte, weil er in Centaureum „Centum aurei", d. i. hundert Goldgülden vernahm, an die Hundert hing er noch eine Null: so bereicherte er die deutsche Sprache in der That, wenn auch nur mit einem erborgten Worte, welches erst durch das Original verständlich wird. Er steht übrigens keineswegs einzig damit da: die Naturgeschichte weiß sich häufig so zu helfen. Pflanzen, Thiere, Steine lernt ein Volk vom andern kennen. Ein zartes, bläulich beduftetes Kraut mit feinzerschnittenen Blättern heißt Erdrauch, in Frankreich fumeterre, in Italien fumosterno (fumus terrae). Unsere „Erdäpfel" erkennen wir in den französischen „pommes de terre", unseren „Löwenzahn" in der französischen „dent de lion" wieder. Die Bezeichnung der Meeräsche als Großkopf hat sich von Griechenland (*κέφαλος*) nach Rom (capito) und von Rom über das moderne Italien (cefalo, capitone) verbreitet; die „Fledermaus" spukt in Frankreich (chauve-souris) und der Provence (soritz pennada). Will man ein Mineral? „Meerschaum" ist eine exacte Wiedergabe des griechischen *ἁλοσάχνη* und des türkischen Keffekil (Schaumthon).

Sollten sich aber zwei Ausdrücke auch etymologisch auf das Genaueste entsprechen, so muß man doch, um die Uebersetzung oder den Diebstahl zu constatiren, nachweisen können, daß das verdächtige Wort erst nach dem angeblichen Original entstanden und früher noch nicht dagewesen ist; sonst bleibt der Fall zum mindesten zweifelhaft. Zum Beispiel die ägyptischen Spitzsäulen vergleichen die Griechen mit einem Spieße (*ὀβελίσκος*), die heutigen Italiener mit einer Nadel (aguglia, guglia), wie wir auch von der „Nadel der Kleopatra" reden und die Skandinavier ihre Bautasteine Nadeln nennen. Die Analogie zwischen Spieß und Nadel ist unbestreitbar; aber daß jener Vergleich diesen hervorgerufen hat, wird erst durch das höhere Alter des Wortes Obelisk wahrscheinlich. Oft bedarf es zu dem Ende einer sorgfältigen, historischen Untersuchung. Woher stammt unser Wort Rosenkranz? Es ist eine Uebersetzung des lateinischen Rosarium, wie umgekehrt „Rosenkreuzer" von den Franzosen in Rose-croix übersetzt ward; das geht unwiderleglich aus der Geschichte des Wortes hervor. Der Rosenkranz der Katholiken ist buddhistischen Ursprungs: die Hindu zählen ihre Gebete an Kugeln oder Korallen ab, die zu einer Schnur vereinigt sind, und diese Schnur nennen sie akshamala, d. i. Knotenschnur. Von ihnen ging der Gebrauch zu den Mohammedanern über, welche das Instrument einfach Gebet nannten: es heißt arabisch masbaha, türkisch tesbih, welche Worte von sabaha beten kommen. Von den Mohammedanern endlich verbreitete sich die Sitte zur Zeit der Kreuzzüge zu den Christen, zunächst zu den griechischen Katholiken, welche die Kugelschnur *κομβολόγιον* oder auch *ῥοζάριον* betitelten.

Besagtes *ῥοζάριον* nun ist eine Ableitung von *ῥόζος* = *ὄζος* d. i. Knoten, Auge und hat mit Rose (*ῥόδον*) nichts zu schaffen. In der That enthält ja auch ein Paternoster keine Rosen; ein eigentlicher Rosenkranz ist ein ganz ander Ding, die Zierde oder,

wie die Franzosen sagen, das Hütchen (chapelet) der allerseligsten Jungfrau Maria. Als aber das griechische ῥοζάριον ins Lateinische überging, fiel es mit rosarium, Rosengarten zusammen und ward nun von uns in „Rosenkranz" übersetzt.

Alle dergleichen Uebersetzungen aber folgen, wenn sie wirklich stattfinden, den Fremdwörtern auf dem Fuße nach: sie stellen sich ein, wenn das fremde Ding oder Institut anfängt im Inlande Wurzel zu fassen und bezeichnen den Moment ihrer völligen Naturalisation. Wir haben eben den orientalischen Rosenkranz über Griechenland nach Europa wandern sehen; auf demselben Wege bekamen wir noch Vieles. Seit dem Jahre 1717 war in England das Verfahren bekannt geworden, Blattern künstlich als Schutzmittel gegen die natürlichen zu erzeugen; das geschah gleichfalls vom Orient her und der englische Name „ingrafting" war gleichfalls die Uebersetzung einer wahrscheinlich neugriechischen Bezeichnung: ein Gärtnerausdruck, welcher Anwendung auf die medicinische Operation erfuhr und im Deutschen genau mit „impfen" wiedergegeben ward, denn „impfen" heißt eigentlich ein fremdes Reis in einen Baumstamm einfügen. Winckelmann zeigte der Welt, wie schön ein italienischer Torso sei. Er übersetzte ihn auch: in „Sturz".

Besonderen Reiz hat es, die Uebersetzung auch im Gebiet der Eigennamen zu verfolgen. Auch in der Geographie und unter den Personennamen gibt es unzählige Pendants, ja große Celebritäten leben nicht unter ihrem wahren, sondern unter einem erborgten Namen fort.

Wir sagen wohl zum Scherz „sich vermorgenländern" statt „sich orientiren", und seit Rudolf von Habsburg hat man den von Konstantin dem Großen auf die deutschen Kaiser übergegangenen Titel „Semper Augustus" mit „Allzeit Mehrer des Reichs" verdeutscht:

> Aus Erhalten denkt er zwar,
> Mehr noch wie er mehre. (Goethe.)

Aber ganz im Ernste hat man Augustus in das griechische Σεβαστός übersetzt, ja bei manchen Forschern gilt selbst der Name Rom für eine Uebersetzung: derselbe scheint nämlich griechisch zu sein und Stärke (ῥώμη) zu bedeuten, wo er dann mit dem lateinischen Worte Valentia identisch wäre; Valentia aber war angeblich der geheime Name Roms.

Petrus und Kephas, Dido und Amnta, Brenner und Pyrenäen, Koloß und Roland sind ähnliche wohlverbürgte Paare.

Bekannt ist die sonderbare Tendenz der Reformationszeit, seinen eigenen Namen ins Lateinische oder Griechische zu übersetzen. So ist Heußgen oder Hußgen, mit Umdeutung Hausschein zu einem „Oekolampadius" geworden. Er wird wegen seines milden Charakters der Melanchthon der Schweiz genannt. Melanchthon? Der ist selbst wieder so viel wie „Schwarzerd".

„Quelle impression," sagt ein französischer Schriftsteller, der diese Adoptivnamen vertheidigt, „Mélanchthon aurait-il faite avec son nom de Terre-noire? Aurait-il osé parler en philosophe moraliste et en réformateur de l'eucharistie et de tant d'autres choses saintes?

Gerhard ist ein altdeutscher Name, welcher Speerhart, Speerstark, Tapfer besagen will; holländisch lautet er Gerard oder Gerrit. Ihn führte der Vater des Erasmus von Rotterdam, welcher demnach Gerrit Gerrits genannt ward; er war bekanntlich ein Kind der Liebe. Nach damaliger Sitte übersetzte er aber seinen Namen und machte, indem er ihn nicht mit gêr Wurfspeer, sondern mit gêr Verlangen, Begehren in Zusammenhang brachte, das lateinisch-griechische Desiderius Erasmus, der Begehrte, Ersehnte, Vielgeliebte daraus.

O tempora, o mores! Heutzutage übersetzen die Griechen Boileau-Despréaux in Ὑδροπότου Λειμωνείου, Buenos-Ayres in Καλαυρία; sie bauen, unser „Universität" übersetzend, in Athen ein Πανεπιστήμιον, um auch eine die „Gesammtheit der Wissenschaften" umfassende Hochschule zu haben; und sie legen in demselben Athen nach dem Muster einer „Place de la Concorde" eine „Πλατεῖα τῆς Ὁμονοίας" an — sicher kein zufälliges Zusammentreffen, wie es etwa zwischen der Pariser „Rue de Mauconseil" und dem Jerusalemer „Berg des bösen Rathes" ist.

Engländer, Polen und Böhmen haben den Namen Eulenspiegel wörtlich übersetzt; er heißt dort Owleglass, hier Sowizdrzal und Sovjzrcadlo. Die Eule der Minerva fliegt gegenwärtig von Europa noch dem Orient hinüber; vielleicht daß sie gelegentlich auch ihren Spiegel mitnimmt.

Spiegelt sich doch in Fremdwörtern und in Uebersetzungen die Culturgeschichte und der Zug der Civilisation oft treuer wieder als in welthistorischen Siegen und in wechselnden Dynastien.

Die Frau Bürgemeisterin.*)

In der ehrwürdigen Pankratiuskirche zu Leyden befindet sich an einem der Pfeiler das mit einem Medaillonbildnisse gezierte Grabmal des 1604 gestorbenen Bürgemeisters Peter van der Werff, welcher 1574 bei der schweren fünfmonatlichen Belagerung durch die Spanier die Stadt auf das Tapferste vertheidigt hatte.

Ein im Anfange unseres Jahrhunderts von dem späteren Director der Antwerpener Akademie Ignaz van Bree gemaltes kolossales Gemälde, welches früher den großen Saal des Leydener Rathhauses zierte, jetzt sich im neuen städtischen Museum befindet, stellt den ruhmvollsten Augenblick aus dem Leben des braven Bürgemeisters dar: wir sehen, wie er, inmitten einer wüthend die Uebergabe fordernden Menge und umgeben von Verschmachtenden und Sterbenden, ruhig und unerschrocken seine Brust entblößt, den Rasenden seinen eigenen Körper zur Nahrung anbietet und selbst den Dolch erhebt, um ihren Willen an sich zu vollstrecken. Die Gattin dieses Bürgemeisters ist die Heldin von Georg Ebers neuestem Romane.

Vor siebzehn Jahren bereits hat Ebers angefangen, sich eingehender mit der Geschichte Hollands, der Heimat seiner Mutter, zu beschäftigen, und als er des ägyptischen Museums wegen einige Monate lang in Leyden verweilte, wandte sich seine Aufmerksamkeit besonders auf die Geschichte des glorreichen Widerstandes dieser alten Römerstadt gegen die Spanier; von der Werffs Schwanken in den Tagen der Entscheidung, sowie die Thatsache, daß der vierundvierzigjährige Mann mit einer Frau von kaum zwanzig Jahren vermählt war, brachte ihn auf die Geschichte, welche uns jetzt vorliegt.

Ebers hat sein gewohntes Feld verlassen, er geleitet uns jetzt auf einen Schauplatz, den wir unter seiner Führung noch niemals betreten haben, seine Helden sind diesmal durch Jahrhunderte und Jahrtausende von denen seiner früheren Dichtungen geschieden. Ist nun der Schritt geglückt? Ja nicht blos dies: „Die Frau Bürgemeisterin" ist durchaus die vollendetste Schöpfung, die uns Ebers noch gespendet; all der Zauber, der uns früher so mächtig gefesselt, strömt uns auch aus dem neuesten Werke entgegen, außerdem aber wird diesmal selbst das schärfste Auge, wenn anders es unbefangen prüft, keinen Stein des Anstoßes finden.

Wie von Ebers gar nicht anders zu erwarten ist, verfügt er auch diesmal über das gründlichste historische Wissen. Ebenso treu und gewissenhaft, wie er uns das alte Aegypten, seine Sitten und Einrichtungen bis in die größten Einzelheiten herbeizaubert, schildert er auch das mittelalterliche Holland; es leben die alten holländischen Maler in Ebers wieder auf, das Kleinste weiß er so treu zu malen wie das Höchste. Stets aber herrscht über sein Wissen die dichterische Phantasie mit unbedingter Freiheit. Eben deswegen wissen wir aber auch nicht, ob wir mehr das feste Gefüge der Handlung des Romans, die bis zu Ende hin spannende und gerade zuletzt das höchste dramatische Leben athmende Fabel bewundern sollen, oder die stau-

*) Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

nenswerthe, nur dem feinen Psychologen erreichbare Kunst der Charakterschilderung und Charakterentwickelung. Auch dieser Roman ist ein Culturgemälde; indem Ebers die Geschichte einer Familie erzählt, erzählt er ein Stück Weltgeschichte, und wahrlich der interessantesten eines. Waren schon früher die Einwände, daß der Dichter ja doch nur moderne Menschen in dem Kostüme der Vergangenheit schildere, zum größten Theil unberechtigt, hier, dieser neuesten Dichtung gegenüber, wird sie kaum Jemand erheben. Ebers hat sich vollständig in die Sitten und Empfindungsweise des großen Jahrhunderts der Reformation eingelebt. Der Geist Luthers weht in diesem Romane. Die Frau Bürgemeisterin und ihr Gatte sind das Vorbild einer deutschen Bürgerfamilie, sie sind unvergängliche Typen des protestantischen, des germanischen, des nordischen Geistes.

Nüchtern zwar und frei von aller Schwärmerei ist dieser Geist, aber klar, energisch, thatkräftig, patriotisch und freiheitsliebend, nur in dem Bewußtsein der strengsten Pflichterfüllung seine Befriedigung findend. Diesen gegenüber und zum Theil in scharfem Contrast mit ihnen stehen die Vertreter des katholischen, romanischen, aristokratischen Geistes; erregt, abschreckend und furchtbar, aber nur im Hintergrunde, die finstere Gestalt des zweiten Philipp und seine grausamen und blutdürstigen Streiter; dann aber, hell beleuchtet und trotz allen Gegensatzes doch unserer lebhaftesten Theilnahme sicher, die beiden Adelsfamilien Haagstraten und Wibisma, besonders das räthselhafte und tiefunglückliche Edelfräulein Henrika mit ihrer Schwester Anna.

Die Frau Bürgemeisterin ist eine gar zarte und vornehme Erscheinung. Im Verkehr mit hochgebildeten Männern ist sie herangewachsen, sie ist eine begeisterte Patriotin und darf sich der Freundschaft des großen Hugo Grotius, der ihr Lehrer gewesen, rühmen. Musik und Dichtung haben ihr im elterlichen Hause die Tage verschönt. Ihren Gatten liebt sie treu und innig, aber doch kann sie in dieser Liebe ihr Glück nicht finden.

Peter ist, wie schon erwähnt, um volle vierundzwanzig Jahre älter als sie. Er ist eine kernige, ernste, durchaus nüchterne Natur, die immer nur das thut und will, was gerade noth ist; heller Verstand, unerschütterliche Willenskraft, entschiedener Sinn strahlt aus seinen Augen. Seinem verständigen Gesicht fehlt jeglicher Zug von Schwärmerei, die Bibel ist das einzige Buch, welches er neben seinen Amtsbüchern liest; seine Phantasie ist so gering, daß er sich nur schwer einen Abwesenden vorzustellen vermag. Sturm, Unruhe und Kampf, ein ewiger Wechsel von schwerer Arbeit und Ueberwindung war sein Leben gewesen. Erst die Stadt und das Land, dann die Minne, so hat sein Wahlspruch vom ersten Tage seiner Ehe an gelautet, später findet Maria, sein Weib, sogar, daß sich dieser Wahlspruch in den andern verkehrt: alles fürs Land, nichts für das Weib. Sie kommt sich öde, vereinsamt und unnütz vor, denn Alles, was in ihrem Elternhause ihr schön und lieblich erschienen war, ging hier zu Grunde; sie sehnt sich darnach, Theil zu nehmen an seinen Mühen und Sorgen, sie möchte ihm eine unentbehrliche Stütze sein, er soll Alles, was sich Hohes und Edles in ihr regt, verstehen und ihr gestatten, die Genossin seiner Empfindungen und Gedanken zu sein. Er jedoch hat nur Zärtlichkeit und väterliche Güte für sie, ja er sieht in ihr so wenig die Stütze, daß er geradezu glaubt, sie stehe ihm bei Erfüllung der Pflichten gegen Stadt und Staat im Wege. Und doch ist Maria der gute Genius seines Hauses. Die Kinder der ersten Gattin, der dem Jünglingsalter nahe Adrian und das kleine liebliche Lieschen hängen an ihr mit inniger Liebe; vor ihrer Holdseligkeit schmilzt Adrians Wildheit und Trotz; als er hört, daß ihr Hochzeittag sei, eilt er hinaus und sucht Blumen für die Mutter, während der Vater des Tages gar nicht gedenkt.

Aber Maria wird auch der gute Genius des Gatten, ja der Stadt und des Vaterlandes.

Schwere Zeiten brechen über Leyden herein; die Spanier nahen, um die früher aufgegebene Belagerung der Stadt wieder zu beginnen. Mit einer Kunst, wie sie eben nur Ebers eigen ist, schildert der Dichter, wie im Anfange Maria noch tief unglücklich ist, denn ihr Gatte zieht seinen eigenen Weg und will, trotzdem sie ihn durch Scharfblick und Umsicht überrascht, von der Hülfe des Weibes nichts wissen. Er verkennt sie so weit, daß er sie mit den andern Frauen außerhalb der Stadt in Sicherheit bringen will. Sie aber weiß, daß ihr Platz nur an der Seite des Gatten ist, sie hält jetzt auch, betrübt ob der Verkennung des Gemahls, strenge Einkehr in sich selbst und da findet sie, daß auch sie nicht ohne alle Schuld. Nicht immer hat sie Alles gethan, was dem Gatten den steinigen Pfad hätte ebnen können, sie hat viel verlangt, aber nicht viel gegeben; sie hat, in einseitiger Auffassung des protestantischen Geistes, vor Allem immer nur sich selbst geprüft und mit sich selbst zum Frieden zu kommen gesucht. Diese Beschäftigung aber mit dem eigenen Inneren hat ihr Auge gegen das Aeußere verschlossen. Jetzt erst als sie die Früchte der Entfremdung heranreifen sieht, erkennt sie die Wahrheit des Bibelwortes: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht.“ Doch es harren ihrer noch schwere Aufgaben; aber die Erkenntniß, zu der sie soeben gelangt ist, läßt sie als Siegerin aus allen Kämpfen hervorgehen.

Ein genialer Jüngling, Georg von Dornburg, der sie einst mächtig gefesselt, kommt in die Stadt und wohnt im Hause des Bürgemeisters. Er schwärmt für Ariost, er weiß so anschaulich und feurig, lichte Gedanken mit glänzenden Bildern vereinigend, von seiner thüringischen Heimat, seinem Studentenleben, seinen Plänen und Schicksalen zu erzählen; er ist eine echt ritterliche, kühn und muthig dreinstürmende, thatendurstige und leidenschaftlich erregte Natur. In seinem Herzen keimt und wächst bald zu riesiger Höhe eine glühende Leidenschaft für das Weib seines Gastfreundes; aber auch in Marias Brust wogen und wallen die Gefühle. Wie auch in ihr die Leidenschaft wächst, ohne daß sie sich derselben so recht bewußt wird, wie ihre Eifersucht auf Henrika, der sie in ihrem Hause gastliche Aufnahme gewährt und die gleichfalls vom Brande ergriffen ist, erwacht, wie endlich der arglose Peter, der eher an den Einsturz des Himmels als an ein Wanken seiner Frau geglaubt hätte, von alle dem so gar nicht die geringste Ahnung hat, dies Alles gehört mit zum Schönsten in dieser Dichtung. Doch Peter traut nicht umsonst. Gerade als die Gluth in Maria am stärksten lodert, besinnt sie sich auf ihre Pflicht und bekämpft ihre Liebe. Aber damit ist ihre Prüfung und Läuterung noch nicht beendet. Die Noth der Stadt ist zu einer entsetzlichen Höhe gestiegen. Die Lebensmittel schwinden von Tag zu Tag, Tausende sterben vor Hunger dahin, ein noch furchtbarerer, unheimlicher Feind naht: die Pest bricht aus und fordert täglich neue Opfer. Wie ein rettender Engel waltet Maria in der Stadt, in den Häusern der Kranken und Verschmachtenden; ihrem Gemahl, der knorrigen, wetterfesten Eiche, sinkt der Muth, all das Elend vermag er nicht mehr mit anzusehen, gilt er doch mit seinem ungebeugten Sinn, der von Ergebung bisher nichts wissen wollte, als die alleinige Ursache des Jammers. Jetzt ist es die Gattin, die ihm Muth einspricht, sie, die zarte und liebreizende Fee wird jetzt zum Heros. Peter will wegen der Uebergabe Unterhandlungen anknüpfen, da erinnert ihn Maria mit flammendem Antlitz an den Eid, den er geschworen, ihr Heroismus entzündet den seinen, jetzt zum ersten Mal erkennt er in ihr die Kampfgenossin, die hochgesinnte Helferin in Noth und Gefahr, jetzt stellt er sich seinen Mitbürgern unerschrocken gegenüber und bietet ihnen, die nach Nahrung schreien, den eigenen Leib dar. Doch in der größten Noth ist die Hülfe am nächsten. Die Dämme sind durchstochen, die Flotte der Geusen naht; bange Tage vergehen noch, denn wenn nicht der Westwind die Fluthen des Meeres bis an die Mauern der Stadt treibt, kann die rettungsbringende Flotte sich nicht nähern; doch der Sturmwind erhebt sich und die Stadt ist gerettet.

Durchaus anders als das Schicksal Marias gestaltet sich das Henrikas; fast nichts haben mit dem Hause des Bürgemeisters Figuren wie Anna, die Schwester des Edelfräuleins

gemeinsam, oder auch wie der kleingläubige Freiherr Wibisma und der junge, ritterliche Nicolas, der anfänglich als Spanischgesinnter verhöhnt, zuletzt aber doch für das Banner der Freiheit gewonnen wird; auch Belotti endlich, der treue Diener, und Damianus, der edle, milde und weitherzige, für die damalige Zeit wohl allzu weitherzige Priester, gehören hierher. Ueber Allen schwebt ein echt romantischer, zum Theil phantastischer Hauch, sie Alle lassen den protestantischen Geist, von dem die Familie und Freunde des Bürgemeisters durchbrungen sind, nur in um so hellerem Lichte erscheinen; wir glauben, wenn wir ihre Reden und Schicksale vernehmen, uns mitunter zu den Helden einer Romanze versetzt. Aus diesem Kreise sei noch besonders Henrikas gedacht. Nicht im ernsten, stillen Bürgerhause ist diese aufgewachsen, sondern unter den Zechkumpanen ihrers Vaters, unter Jagdgeschrei und Waffengelöse. Die Mutter ist ihr frühzeitig gestorben; sie ist unter der Obhut einer alten Base, aber diese ist lieb- und herzlos; einst wohl hat sie rein und fest zu lieben verstanden, aber sie wurde schmählich betrogen und seitdem ist sie grausam und teuflisch. Nur Leiden und herabwürdigende Anforderungen findet Henrika in ihrem Hause, mit Ekel und Ingrimm wird sie ob all des herzlosen Treibens erfüllt, ihre Gesundheit wird untergraben. Unwirthlich ist ihr Zimmer — auch hier also der Gegensatz zum Hause des Bürgemeisters — nur die Harfe, die Musik gibt ihr Trost in ihrem Elend. Sie ist voll Geist und Witz, aber stolz und hochfahrend und launisch, ein Obenhinaus, ein Alletaganders wird sie genannt, bald ist sie weich wie flandrischer Sammet, bald braust und tobt es in ihr wie Novembersturm. Mit Inbrunst hängt sie an ihrer Kirche, sie höhnt, daß die protestantischen Choräle doch nur für Krämer- und Waschfrauen seien, sie fürchtet, daß die neue Lehre die mystische Weihe des Lebens, die Sehnsucht nach den Schönen, jede ideale Regung des Menschengeistes vernichten werde. Im Hause Marias, der Protestantin, kommt aber doch Stille über ihr sehnsüchtiges Herz. Als nun gar auch Georg Gast des Hauses wird, erblüht in dem Herzen derjenigen, die mit Liebe bisher nichts zu schaffen gehabt, die Liebe. Allein sie erkennt bald, daß das Herz des jungen Ritters sich einer Andern zuwendet, und da nimmt sie kühl und trotzig von ihm Abschied. Sie findet die verloren geglaubte Schwester wieder, die liebt sie feurig und mit Innigkeit, was kalt und hart in ihr war, erwärmt sich jetzt und schmilzt dahin.

Um zu beweisen, mit welcher Meisterschaft Ebers auch die weniger hervortretenden Personen der Dichtung zu charakterisiren versteht, können wir zuächst auf Einiges nur flüchtig hindenten. Da ist vor Allem die alte Barbara, die sprichwörterreiche, welcher die Backen so roth sind und der das Essen schmeckt, die straff und gerade, einfach, sorglos und derb zugreifend durchs Leben einherschreitet und doch ihr Bestes hat hingeben müssen. Da ist der gelehrte antiquarische Wirth des Gasthauses zum Wechsel, Nicolas Aquanus, und der Herr von Nordwyk, welcher immer ein Citat aus dem Alterthum bei der Hand hat, da ist der Quacksalber Marpurgo, ferner der schuftige Wirth Quatgelat, welcher zuletzt seine Verrätherei am Galgen büßen soll. Bei zweien jedoch, bei dem Musiker Wilhelm und dem Fechtmeister Allertssohn können wir nicht mit gleicher Eile vorübergehen, es sind zu prächtige Charakterköpfe. Beide scheinen in schroffem Gegensatze zu einander zu stehen und doch ist das Band der Freundschaft, welches sie verbindet, kein äußerliches; trotz aller Unterschiede eint sie eines: es sind beides echte, gemüthreiche Deutsche, in beiden schlägt ein warmes und treues Herz. Wilhelm gleicht dem heiligen Sebastian; es zieht ihn mit magischer Gewalt nach dem Lande seiner Sehnsucht, nach Italien, er füttert und pflegt Tauben, dafür spenden sie ihm auch den schönsten Lohn, denn sie bringen ihm die Nachricht vom Heranrücken des Prinzen. Du aber, wackrer Fechtmeister, sei uns vor Allen gegrüßt; wer einmal auf den Grund deiner Seele geschaut hat, der vergißt dich nicht wieder, den erfüllt dein tragischer Tod mit tiefer Wehmuth. Rauh und grimmig zwar ist dein Aeußeres; wie ein Tiger brausest du auf, wenn etwas wider deine Natur ist, auch passest du in der That besser für den Trank als den Sang; voll Verwunderung hören wir dir zu, wenn du von deinen Italienfahrten redest und nicht begreifst, wie die Farbenkleckser und Musikanten dies jämmerliche Land deinem schönen Holland vorziehen können. Aber ein tiefes Leid nagt an deiner Seele, edel und lauter ist dein Wesen. Du fühlst etwas von Roland, deinem „Vormann“, in dir, du glühst für die Freiheit, du treibst ritterlich Wesen und wirst doch nicht von den Rittern als ihres Gleichen geehrt. Wie weich und traurig klingt deine Stimme, als du zum letzten Male mit deinen Freunden beim Glase sitzest und deine Sehnsucht nach einem rechten, echten Zweikampfe ihnen schilderst. Fahre wohl, du wackrer Fechtmeister, du fällst für dein Vaterland und rächst durch deinen Tod einen Frevel, dein Sohn aber, deine einzige Sorge, wird brav werden und des Vaters würdig.

Paul Nerrlich.

Aus der Hauptstadt.

Königliche Oper.

Signora Albani.

Signora Albani, der neue Stern der Italienischen Oper in Londoa ist einige Male im Königlichea Opernhause aufgetreten, und mit großea Erfolge. Lucia, Margarete, Gilda (in Rigoletto) hat sie wiedergegeben; Elsa in Loheagrin steht noch in Aussicht, und zwar in deutscher Sprache, während sie bisher nur italienisch gesungen hat. Die Signora, ia Amerika („Albany“) von französischen Eltern geboren, von Duprez ia Paris und Lamperti ia Mailand ausgebildet, ist eine edelste Vertreteria des bel canto. Ihre Stimme ist, besoaders in den tieferen Lagen, nicht kräftig, aber von unvergleichlichem Wohllaute; die Höhe klingt bezaubernd, und das Pianissimo das die Sigaora mit lieblichster Anmuth gerade dort anzuwenden vermag, wohin selbst berühmteste Söngeeianen nur mit einiger Anstrengung, mit starker Kraftanweadung, also nur im Forte gelangen köanen, ist ihr ganz unbestritteaes Eigeathum. Neben diesem ausschließlichen Privilegiam besitzt Signora Albani noch das volle Rüstzeug einer großen Gesaagskünstleein, eine nach allen Richtungen vollendete Coloratur und ausgezeichneten Geschmack. In der Darstellung neigt sie entschieden za salchen Rollen, welche weniger Leidenschaftlichkeit verlangen; eigentliches dramatisches Pathos liegt ihrem Wesen ferner; wir begreifen, daß sie in England auch als Oratoriensängeria großea Rufes geaießt; die Anschauungen jener großen Nation sind auch in der Kunst der genauen Beobachtung der Formen, der ästhetischen Correctheit, Fehlerlosigkeit, günstiger, als der warmen Hingebung, die ja manchmal dem Formalen nicht gebührende Rechnuag trägt. Doch von allen Nebenbetrachtungen absehend: Signora Albaai ist eine bedeutende Erscheinung, aa der man sich freuen kaau. In einer Zeit, in welcher die höchste dramatische Kuastleistuag zum „natürlichen Menschen“ führen soll, alsa zur einstudirten Darstellung aller Triebe, in welcher die Bühne das zeigen soll, was im Leben sich versteckt, ist es Pflicht des Aesthetikers, bei voller Anerkennung des Großen, wo immer es hervortritt, grundsötzlich an dem Schönheitsgesetze festzuhalten, das selbst dem Ausdruck höchster Leidenschaft eine Grenze anzeigt; es ist ihm Pflicht, eher ein zurückhaltendes Bewegen innerhalb dieser Grenze zu billigen als eia Ueberschreiten — das Genie mag über sie hinwegfliegea, aber die Größe der Leistung maß dann dem Wagnisse gleich, ja über ihm stehen! Aa dem Grundsatze der schönen Form festhaltend, den nur das Genie hie uad da außer Acht lassen darf, erfreuen wir uns der Leistung der Signora Albani; Manches könnte „genialischer“ seln in ihren Leistuugen; gesanglich ausgezeichnet schön ist Alles.

H. Ehrlich.

Auf Befehl des Kalenders.

Sylvester-Gedanken.

So ist uns denn wieder einmal die lange Stundenkette eines Jahres durch die Finger geglitten und wenn die Metallzungen der Sylvesterglocken das hallende Signal gegeben haben, so wird zu Ehren des jungen Jahres ein lautes Begrüßungsrufen durch die Welt brausen. Wir werden die Stunde, da der Zeiger an der Uhr des Jahrhunderts um eine Nummer weiter gerückt ist, durch die Ceremonie des Punsch-Trinkens und Pfannkuchen-Essens festlich begehen. Das „Meer der Ewigkeit“ wird durch die Ansprachen von geistreichen Bowlenrednern wieder seine Wellen rauschen lassen und der „Zahn der Zeit“ wird im Munde Vieler zu finden sein. Wir werden Einer dem Andern unsere Glückwünsche aussprechen und Einer wie der Andere wird sich herzlich wenig dabei denken. Die Einen werden mit einem Freudensprung, im Takt des Walzers, sich vom alten Jahr ins neue hinüberschwingen und die Andern werden jenen blitzschnellen Augenblick, in welchem das letzte Sekundenpünktchen des verfließenden und das erste des aufquellenden Jahres zu einem unergründlich kleinen Minutenbruchtheil zusammenrinnen, mit hellem Gläsergeläut begrüßen. Manchem wird's dabei in dem Mauerbann des Zimmers für seine Freude zu eng. Dann werden von den Fenstern die krausen Eismonogramme fortgespült, die uns der Winter mit frostklammen Fingern hineingekritzelt hat, und durch die thauenden Rladen blickt man auf die Straßen hinunter, die in der Neujahrsnacht von dem Geräusch der Fröhlichen so lange erfüllt bleiben ... Die Bäume am Straßenrand hat der Rauchreif wie mit Silberschnüren umwunden. Die Flammen der Laternen lassen durch den umkrusteten Glaskelch nur dünne Strahlen dringen. Die kalten Sterne des nordischen Himmels leuchten wie Eiskrystalle. Es ist ein melancholisches Winternachtsbild. Aber die lachenden Menschen, unter deren Füßen das Glatteis zerknistert wie splitterndes Glas, lassen es sich nicht nehmen, ihre vollstimmige Neujahrsfreude durch die Nacht zu jubeln ... So haben sie auch das verflossene Jahr begrüßt, als es im Jugendlicht aufstieg. So werden sie auch das übernächste begrüßen, wenn die Sylvesteruhr wieder einmal zum zwölften Schlage aushebt ... und das Alles werden die Menschen ohne gründliche Gedankensorgen in alle Ewigkeit wiederholen — auf Befehl des Kalenders...

Es ist für den kaltblütigen Beobachter eine Thatsache, die zur Schwermuth einladet, daß niemals in der Welt so viel geheuchelt wird, als in den festlichen Tagen, wo es der Kalender befiehlt. Da wird auch um Charakter und Sinnesart ein schimmerndes Feiertagsgewand gezogen — und das schärfere Auge sieht doch überall das rissige Kleid des Alltags hervorquellen.

Zur Weihnachtszeit genügt ein flüchtiger Blick in die Zeitungen, um diese Beobachtung nahezulegen. Kein einziges Blatt, das nicht auf der Stirnseite einen Artikel brächte, der in festlicher Tonart das „Friede auf Erden“ verkündete. Das scheinen in der That die tiefgeschöpften Wünsche von kampfmüden Herzen zu sein. Denn an der leitenden Stelle, wo sonst der klirrende Parteikampf waltet, werden heute nur sanfte Worte laut, in welchen ein ehrliches Versöhnungsbedürfniß zu athmen scheint. Wie wird da die Erbitterung des politischen Haders beklagt! wie lassen gerade diejenigen, die sonst zur Spaltung der Parteien mit dem verderblichsten Eifer wirken, ihre Stimmen jetzt am lautesten in der Mahnung zum Frieden ertönen! und wie wird mit poetischer Innigkeit an dem Ort, wo sonst nur die Fahne der Partei flattert, ein Schleier von Stimmung ausgebreitet! Der ganze Artikel scheint von dem Schimmer des Christbaums überflossen zu sein. Zwischen seinen Zeilen duftet es wie vom Immergrün des Nadelholzes und dem Wachsgeruch der Weihnachtskerzen ... Und wir brauchen doch nur die Seite umzuschlagen und finden noch auf demselben Blatt für den Hader der Zeit die leidenschaftlichsten Gehässigkeiten als Zeugnisse. Da wird in der alten verhaßten Melodie der Bürger gegen den Bürger gehetzt und verjährte Reminiscenzen der Abstammung werden zu falschen Trennungszeichen übertrieben. Aus jedem Wort der widrigen Streitblätter fallen neue Feuerflocken in den brennenden Bürgerzwist und aus höhnischen und schadenfrohen Notizen streckt es sich dem Leser wie eine geballte Faust entgegen. Wenn die Buchstaben einer einzigen Weihnachtsnummer aus diesen Tagen lebendig werden könnten! Sie würden sogleich mit einander handgemein werden. Das politische Entrefilet erhöbe sich mit bewaffneter Hand gegen die friedliche Festbetrachtung, Seite Zwei würde mit Seite Eins ein Duell beginnen und die Notiz aus der Hauptstadt, in welcher von Wirthshausprügeleien erzählt wird, sie erschlüge das mahnungsvolle Weihnachtsfeuilleton ohne Gnade und Erbarmen. Ueber dem widerspruchsvollen Quodlibet aber steht mit der ganzen Unbeweglichkeit des gedruckten Wortes das „Friede auf Erden“ ... nur weil's einmal der Kalender befohlen hat ...

Wieviel mehr noch am Neujahrstag geheuchelt wird, bekundet schon die schlichte Thatsache, daß sich an diesem Tage die Menschen gegenseitig — so viel Gutes wünschen. Wir müßten nicht in einer Welt leben, in welcher man keine andere Wahl hat, als sich mit den eignen Zähnen gegen die Zähne der Andern zu wehren, wenn ein so allgemeiner Feiertag der Nächstenliebe ernsthaft möglich wäre. Und doch flattern uns an dem ersten Tage des Jahres so viel zierliche wohlgeruchhauchende Karten ins Haus, die mit den herzlichsten Glückwünschen bedeckt sind. Nur der allmächtige Befehl des Kalenders vermag diesen Carneval des Wohlwollens hervorzubringen ... Schopenhauer erzählt irgendwo von einem Volk, das die Geburt eines Menschen mit einem Trauerfest, seinen Tod dagegen mit einem Fest der Freude zu begehen pflegte. Das ist unzweifelhaft ein Volk von Querköpfen gewesen, das nur einem weltscheuen philosophischen Einsiedler gefallen konnte. Aber wenn in der Sylvesternacht die Todesstunde des alten mit der Geburtsstunde des neuen Jahres zusammenfällt, so ist es doch schwierig, allen melancholischen Grillen auszuweichen. Wenn man von dem Abrißkalender, der an der Wand hängt, das dreihundertfünfundsechzigste Blatt reißt und dann den leeren Pappdeckel in den Papierkorb wirft — wie eine letzte Erdscholle in ein offnes Grab ... dann steht doch mit quälender Greifbarkeit der Gedanke der Vergänglichkeit vor uns und nur mißtrauisch nimmt man den neuen Kalender in die Hand, der jetzt noch so viel Geheimnisse zwischen seinen raschelnden Blättern verbirgt und einst leer und abgerissen den Weg seines Vorgängers wandern wird. Ob wir dann heiterer und weltfroher sind? Mit dem leichten Blut der Jugend bejahen wir die Frage. Und doch ist unsere Wanderung durch die Reihe der Jahre nur eine Wanderung durch eine Reihe von Vorzimmern. Bei jedem einzelnen hoffen wir, wenn wir es durchmessen haben, daß uns nun die ersehnte Pforte geöffnet wird — aber wir treten nur in ein anderes Vorzimmer, um aus diesem wieder in ein drittes geführt zu werden. Das Leben ist ein ewiges Antichambriren. Was steckt hinter der letzten Pforte? Ein Narr wartet auf Antwort ... Und dennoch lassen wir in jeder Neujahrsnacht die überfließenden Gläser zusammenklingen — auf Befehl des Kalenders ...

Nur die Zeitungen pflegen mitten in den Prositjubel und die tausendstimmige Neujahrslust ein Memento mori zu werfen, indem sie dem lustigen Völkchen der Lebenden just am 1. Januar immer die Liste der Todten vorlegen, die wir im verflossenen Jahre zu beklagen hatten. Die Todtenliste! Eine Kirchhofswanderung auf dem Druckpapier, die zu beklemmenden Erinnerungen anregt. Aber sie könnte noch werthvoller sein, wenn ihr zugleich immer eine Liste derjenigen beigelegt würde, die sich im Laufe des Jahres — selbst überlebt haben. Aus der Welt der Politik, der Schriftstellerei, der Bühne, der Gesellschaft ... wieviel Namen wären da zusammenzustellen! Neben dem Volksredner, der die alten Paradepferde im Lauf der Zeit lahm geritten hat, würden wir die antiquarische Schauspielerin finden, die durch keine Kunst des Schminkpinsels mehr den Schein der Jugend erwecken kann — und daneben den Modeschriftsteller, der den Ruhm seiner guten Bücher nur benutzt, um die Erlaubniß zu schlechten Büchern daraus herzuleiten. Die Liste der Abgestorbenen neben der Liste der Todten — man könnte sich freilich keine Sylvesterlectüre denken, die grillenhafter ist, und wir sollen ja nun einmal am Sylvester lustig sein.

Also seien wir lustig! Das Schauspielhaus hat sonst, um den Sylvesterübermuth zu dämpfen, immer an dem Abend eine Lustspielnovität aufgeführt. Diesmal hat man auch davon Abstand genommen und so stört nichts die programmgemäße Sylvesterfreude — nichts außer unsern eigensten Grillen ... Wir fügen uns der Parole des Tages und verscheuchen die Betrachtungen. Wir nehmen überzeugungsvoll an, daß mit der Ziffer 1882 endlich aus dem Lostopf der Jahre der große Treffer gezogen ist. Wir setzen auf die Nummer allen Reichthum fröhlicher Hoffnungen und thun es trotz leidiger Täuschungen von ehedem auch in diesem Jahre wieder — auf Befehl des Kalenders.

Al Hafi.

Notizen.

Die friedlichen Aussichten nach allen Seiten hin haben sich zu Sylvester wenn auch nicht gerade glänzend und über alle Besorgnisse hinaus, doch vor der Hand ganz befriedigend gestaltet. An bösen Gelüsten mag es den russischen Panslavisten wie dem französischen Revanchechauvinismus nicht fehlen. Aber man hat sich an den Anblick dieser chronischen Krankheiten gewöhnt und vertraut auf die zu ihrer Abwehr getroffenen Maßregeln. Eine der besten Bürgschaften gegen kriegerische Gefahren ist ohne Zweifel, daß unsere Nachbarn vollauf mit sich selbst zu thun haben und für auswärtige Abenteuer die nöthigen Kräfte nicht erübrigen können. Gambetta muß sich seiner radicalen Hintermänner erwehren, ist eifrig mit der Verfassungsreform, auch mit sonstigen Neuerungen beschäftigt und vermeidet im Verkehr mit Deutschland behutsam, was die guten Beziehungen stören könnte. Ein Botschafter, der zu seinen Gegnern gehört und wegen Unverträglichkeit der Gemüther, wie es in den Motiven der Ehescheidungen heißt, seinen Abschied nahm, soll in Gesprächen mit bisherigen Collegen bemerkt haben, die Dauer der Gambetta'schen Herrlichkeit werde in Paris verschieden berechnet. Die Einen schätzten sie auf ein Jahr, Andere auf drei Monate. Er selbst, der scheidende Botschafter, nehme das mittlere Maß an und veranschlage die dem Ministerium Gambetta beschiedene Lebenszeit auf ein halbes Jahr. Dann werde es gestürzt werden und diejenigen Vertreter Frankreichs im Auslande, die sich zu dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten als ihrem Chef nicht zu stellen wußten, würden sammt und sonders auf ihre Posten zurückkehren. Die letztere Aussicht hat insofern ihren Werth auch für das größere Publicum, das an diplomatischen Personenfragen nur ein mittelmäßiges Interesse nimmt, als dadurch bewiesen wäre, daß nicht nur die Gefahren, die mit der Aera Gambetta verbunden sein sollten, übertrieben waren, sondern auch ihr Sturz nicht etwa Anarchie oder Krieg, sondern nur einen ganz gewöhnlichen Ministerwechsel nebst der sonstigen veränderten Stellenvertheilung zur Folge haben würde. Es wäre ein französisches Internum, bei welchem nur die bekannte unschädliche, wenn auch niemals gestillte Neugier der Zeitungsleser interessirt wäre. Allerdings könnte der fragliche Politiker, wie das Personen seines Standes auch sonst wohl passirt ist, sich geirrt haben und Gambetta sich vielleicht für eine längere Zeit behaupten, als seine Widersacher jetzt ausrechnen. Hoffentlich wird er dann Frieden halten und den Sirenenstimmen von der Newa her kein Gehör schenken. Dort schüren die Aksakoff und Katkoff wieder nach Kräften, während Ignatieff seiner Zeit wartet. Die Danziger Entrevue mit ihrem Accompagnement officiöser Hymnen war eine Zeitparenthese, die bald geschlossen und durch die frühere reservirte Haltung hüben und drüben abgelöst wurde. Es sieht indessen überall wenn nicht nach dauerndem Frieden, doch nach einem Waffenstillstand aus. Auch mit dem Papst soll ein solcher geschlossen werden. In Rom wird eifrig verhandelt und die Welt ist dessen gewärtig, was der kreisende Berg gebären mag. Vielleicht wird das kleine Produkt den Erwartungen nicht ganz entsprechen. Man geht mit Leo XIII. möglichst subtil um, mit dem Centrum dagegen ungleich offenherziger und derber. Ein Kenner sagte einmal, politische Verhandlungen, denn nur solche kommen wohlverstanden auch dem Vatican gegenüber in Frage, würden entweder mit oder ohne Handschuhe angefaßt. Wer eine Audienz beim Papst hat, wird bekanntlich von dem dienstthuenden Kammerherrn aufgefordert, die Handschuhe auszuziehen, was seltsamer Weise auch in London, wenn die Königin empfängt, Brauch ist. Sonst versteht man das kaum und citirt nur als eine historische Merkwürdigkeit, daß Heinrich IV. aus Sparsamkeit, wenn es regnete, keine Handschuhe trug. Trotz der unverhüllten Hände aber, mit welchen Jedermann vor dem Nachfolger Petri erscheinen muß, wird Alles, was die kirchlichen Probleme betrifft, von den weltlichen Regierungen überaus vorsichtig und zart in Angriff genommen. Man hat es dabei mit sehr klugen Leuten zu th.n, deren stärkste Waffe die Ausdauer ist. Geduldig weil ewig, läßt der Papst von sich sagen: patiens quia aeternus! Und es hilft nichts, wenn wandelbare Menschen, die Zuschauer einbegriffen, angesichts jener feinen Wendungen und des täglich wechselnden Gedankenaustausches die Geduld schier verlieren möchten. Das Resultat muß abgewartet werden, worauf alsdann jeder dazu Stellung nehmen mag. Die Zwischenzeit wird mit Zeitungsgerüchten, mit Speculationen über die sogenannte italienische Frage, über deutsch-türkische oder österreichisch-russische Bündnisse ausgefüllt. Seit langer Zeit ist nicht soviel von den Journalisten diplomatisirt und erfunden worden, als gerade jetzt. Amüsant war namentlich die Vorstellung, daß Deutschland, um Frankreich während eines Krieges in Tunis festzuhalten, der Hülfe osmanischer Truppen bedürfe. Haben doch scharfsinnige Leute seit langer Zeit herausgefunden, daß Fürst Bismarck durch Gewährenlassen der tunesischen Expedition hunderttausend Franzosen immobilisirt und dadurch die deutsche Mobilmachung verhältnißmäßig entlastet habe. Gambetta wird die Rochefort'sche Freisprechung, wie die Engländer sich ausdrücken, wohl niederleben. Was aber Roustan und Genossen in Tunis durchgesetzt, wird ihn noch manchen Seufzer kosten und gehört zu den Friedenspfändern, mit welchen Europa das neue Jahr begrüßen darf.

* * *

Echtes Gold wird klar im Feuer. Ein Sprichwort von Emanuel Geibel. Schwerin, A. Hildebrand. Ein tiefpoetisches, formschönes Proverbe in der Art Coppées schenkt uns hier der treffliche Dichter. Die Handlung zeigt eine Schauspielerin, die von einem Prinzen umworben wird, aber in edler Entsagung den Freiersmann in die Arme einer von ihm verlassenen Ariadne zurückführt. Sie verzichtet also auf das einer Anderen geraubte Glück und bleibt ihrer Kunst getreu, obwohl sie den relativen Werth ihrer Erfolge wohl erkennt.

„Was ist's, was an uns Armen, die dem Dienst
Melpomenes geweiht, dem großen Schwarm,
Zumal der Männerwelt so sehr gefällt?
Das Herz etwa, das keiner kennt! Der Geist,
Den auf zwei Stunden uns der Dichter borgt,
Und der, sobald der Vorhang niederrauscht,
Vielleicht verflog? Gewiß nicht. Doch die Kunst,
Das Feuer der Begeisterung? Ach nein! —
Nein, was sie anzieht, ist der Zauberkreis
Von Glanz und Duft, der schillernd uns umgibt,
Die Doppelwelt von Wirklichkeit und Schein,
Das sind die Reize, die die Schminke leiht,
Die freie, fremde Tracht, die unsern Wuchs
Verhüllt und zeigt, das reichgelockte Haar,
Das oft so falsch ist, wie die Edelsteine
An unserm Königsschmuck …“

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher x. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart“
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.